Moderne

Lebenswirren.

Briefe und Zeitabenteuer eines Salzschreibers.

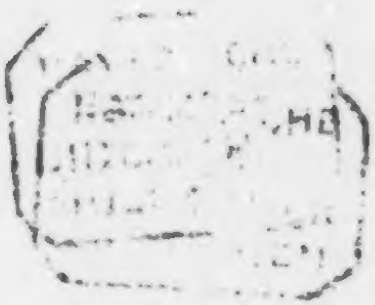
Herausgegeben

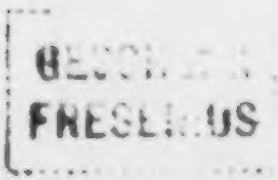
von

D. THEODOR MUNDT.

Leipzig,
bei Gebrüder Reichenbach.

1834.




FRESENIUS

Statt aller Vorrede habe ich bloß zu erklären, daß diese Briefe wirklich geschrieben sind. Ferner, daß ich den Salzschreiber Seeliger selbst gekannt habe oder noch kenne, denn allem Anschein nach wandelt er noch, so gut als ich selber, unter den Lebenden.

Er war von jeher ein Mensch, der sich in beständigen Widersprüchen umherbewegte, und es ist deshalb kein Wunder, daß er allen Parteileidenschaften der Zeit zum Opfer verfallen mußte. Diese Widersprüche, in die er unaufhörlich geräth, sind aber vielleicht das einzig Interessante an dem ganzen Schreiber, wenn auch andere Leute nicht immer derselben Meinung sein dürften.

Daß ich seine Briefe öffentlich herausgebe, darin folge ich nur einer weitverbreiteten Mode in unserer Literatur. Denn da Goethe und Schiller und manche sonst ihre Briefwechsel edirt haben, so sehe ich nicht ein, warum nicht auch der des Salzschreibers Seeliger ans Licht und zum Druck befördert werden soll?

Der Salzschreiber hatte diese Briefe, die eine nun abgeschlossene Periode seines Lebens umfassen, in einen Bündel zusammengewickelt und darauf geschrieben: Mein Wirrwarr. Diesen Wirrwarr wünschte er zu Nutz und Frommen derjenigen strebenden jungen Leute, die in dieser Zeit etwa in ähnliche Anfechtungen und Bedrängnisse gerathen möchten, herausgegeben zu wissen. Ich machte moderne Lebenswirren daraus, zog hier und da mehrere Briefe in einen einzigen größeren zusammen, ließ zu Bedenkliches ganz fallen, und bemühte mich zugleich, im Ganzen eine gewisse Ordnung und Folge herzustellen. Später wurden, aus

anderen Rücksichten, noch eingreifendere Veränderungen nothwendig. Ich fand mich nämlich veranlaßt, dem Salzschreiber ganze Zahnreihen auszubrechen, ohne sie immer durch künstliche Stifte wieder füllen zu können, und so wurde der Wirrwarr eigentlich jetzt erst vollkommen. Der Salzschreiber kann sich jedoch dazu gratuliren; er ist gewissermaßen dadurch in integrum restituirt.

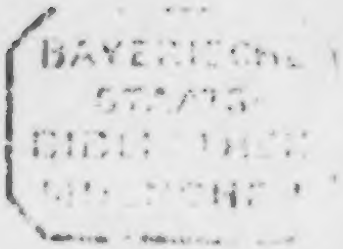
Möge dies friedfertige Buch nun gehen, und an die Thüren klopfen, und die Herzen finden! Nur für den Leser ist es nicht, der gewohnt ist, bei einer Schrift immer nur auf die Resultate zu sehn, die sie ihm in festen Massen in die Hände liefert. Dies Buch, und ich darf es als bloßer Herausgeber wohl gestehen, liebe ich gerade deshalb, weil es gar keine Resultate hat, sondern nur dazu reizt, dieselben zu suchen. Es ist gerade so resultatlos, als unsere Zeit selbst es noch bis auf diese Stunde ist, und ein Buch muß und kann nicht klüger sein wollen, als seine Zeit. Diejenigen also, die durchaus Resultate haben wollen, während sie doch einmal dem Buche fehlen, thun besser, es ganz ungelesen zu lassen, und erst nach einigen Jahrzehnten wieder nachzufragen. Ihr aber, Sinnende, ich kenne Euch! Willkommen! Willkommen! Schönes und Großes ahnende Seelen, ihr versteht in euch selbst Resultate zu erzeugen!

Viele wahre Personen treten in diesen Briefen auf. Daß die köstliche Esperance lebt, versteht sich von selbst. Nur heißt sie nicht so. Dem vertrautesten Leser will ich ihren Namen ins Ohr flüstern. Sie heißt *********.—

Neu-Schönhausen.
No. 11.

Th. Mundt.

Am Pfingstsonntag, 1834.



An Esperance.

Kleinweltwinkel, 1. Mai 1833.

Fräulein! Ich kann mir Ihre allerliebste Verwunderung vorstellen, mit der Sie diesen Brief empfangen, ihn kopfschüttelnd durchlaufen und dann den kleinsten der kleinen Finger als ein milde ausgestrecktes Fragezeichen auf die Unterschrift legen werden, welche Ihnen den unseeligen Namen Seeliger vor die Augen fuhr!

Ja, verwundern Sie sich nur, die Verwunderung muß Ihrem Gesichtchen so gut stehen wie ein neues weißes Morgenhaubchen! Ob mir aber, dem stummen menschenscheuen Träumer, auf einmal das Redseeligwerden und das Briefschreiben ebenso gut stehe, als Ihnen Ihre Morgenhaubchen, das, Fräulein, ist eine verzweifelte Frage, über die ich mir jedoch nicht den Kopf zerbrechen will. Weil Sie in weiter Ferne von mir entrückt sind, Esperance, darum muß und kann ich Ihnen schreiben. In Ihrer Nähe, ach, würde ich Ihnen vielleicht wieder, wie immer, kein halblautes Wörtchen aus meinem zurückbebenden Herzen sagen und als ein Gleichgültiger an der Gleichgültigen vorüberzugehen scheinen.

So sind die Menschen und so laufen sie an einander vorbei. So sind wir, Esperance, zwei Jahre lang an einander vorbeigelaufen, bei aller Seelennähe ohne allen Seelengruß, und wenn ein Gefühl in uns geboren wurde, haben wir versäumt, mit den Glocken zu läuten, um es zu taufen, und wenn unsere Naturen sich berührten, haben wir den Klang der Berührung nie zu einem vollen wirklichen Wort austönen lassen, eilfertig wieder von einander stiebend; und so haben wir glockenlos, wortlos, festlos gelebt, und hätten doch alle Tage in Feierkleidern der Liebe tanzen können. Ach du gute Zeit, was bin ich für ein Narr gewesen, daß ich nie zu Dir gesagt: Esperance, ich liebe Dich! Dann hätte Dein schnelles, kluges, schwarzes Auge mich weniger scharf durchdringend angesehen als sonst, und die freundliche Göttin in Deinem Busen, im Rosa der Wangen und im Ton der Lippen holdseelig aufsteigend, würde mir vielleicht beglückend geantwortet haben. Ich weiß es, ich weiß es! Und wir wußten es!

Der einäugige Krautmeyer, Euer ehemaliger Kleiderausklopfer, ist hier durchgereist gekommen, da er sich, wie er mir sagte, auf die Wanderschaft durch die weite Welt begeben hat, um die Menschen kennen zu lernen. Von ihm erfuhr ich, wie es Dir und den Deinigen seit meiner Entfernung aus der Hauptstadt dort gegangen. O Esperance, Du bist also wirklich Schulmeisterin geworden, am Fräuleinstift der heiligen Ursula? Nun, das ist einmal wieder das Loos des Schönen auf der Erde! Ach Mädchen, glaube mir, ich habe geweint um Dich, ich närrische Thränenstaude, als mir der alte Krautmeyer dies von Dir

erzählte, und doch, ja, kann ich mir denken, daß Du als Lehrerin eigentlich ganz gut an Deiner Stelle sein mußt! Deine Schönheit, Du viel und allzuviel reflectirendes Mädchen, war mir schon immer mehr ein didaktisches Gedicht als ein romantisches, und in Stunden, wo ich böse auf Dich war, sagte ich mir oft vor, (es war ja mein eigener Schade, darum verzeih') daß Weiber Deiner Art doch nur kalte Küche in der Liebe zu kochen verständen. Und doch kehrte ich immer gern und wie gezwungen zur didaktischen Poesie Deines sinnenden Gesichtchens wieder zurück, und wäreſt Du auch leibhaftig ganz und gar ein tugendüberpfropftes Lehrgedicht von Hagedorn in Alexandrinern gewesen, ich hätte doch, beim Himmel, meine Seeligkeit darum gegeben, dies fürchterliche Lehrgedicht nur einmal so recht von Herzen küssen zu dürfen. Ich wollte Dich schon romantisch machen, Du kleine Didaskalie, hätt' ich Dich nur! seufzte ich oft, und doch that ich nichts, und blieb stumm, ein Narr meiner Gefühle. Du aber, Esperance, wenn ich Abends bei Euch auf Eurem Zimmer gewesen und Du, wie ein kleiner Professor, über das, was Du den Tag über laſeſt, uns vorerzähltest, und dann, wann es spät, und Du vom vielen lebhaften Sprechen ermüdet, von Deiner Mutter auf Dein Kämmerlein zur Ruhe geschickt wurdeſt, — — dann, dann flogen Dir meine erbrennenden Gedanken in Sehnsucht nach, und ich gelobte mir, daß ich selbst nie Professor werden wollte, wenn Du mich nur in Deine Schule nehmen wollteſt als Deinen Favoritschüler, ja wahrlich!

Aber warum weinte ich denn nun, daß Du

Schulmeisterin geworden? Gott weiß es, Esperance! Doch Du kennst ja meine alte Gespensterfurcht vor den Schulstuben, und wie ich selbst nie in der Schule etwas lernen konnte, sondern immer hinter die Schule ging, um Gottes Schöpfung im Freien zu studiren, so daß ich von den vielen Prügeln meines Vaters fast zum Krüppel wurde. Als Student schrieb ich einmal eine Parodie von Calderons Leben ein Traum; sie hieß: „Das Leben eine Schulstube." Ich behandelte darin wirklich etwas, was mir Unglücklichen unaufhörlich, und noch jetzt zuweilen, im Traume vorzukommen pflegte. Mir traumte nämlich alle Nacht, ich sei noch ein kleiner Fibelschüler, der die ABC nicht begreifen konnte. Die ganze Stube war dann voll schreiender und schnarrender Jungen, ich, obwohl ein völlig ausgewachsener ABC-Schütz, doch mitten unter ihnen, und auf dem Katheder saß ein langer knöcherner Schulmeister mit einer Hippe in der Hand und eine Sanduhr vor sich, den alle Jungen Vater Tod! nannten. Vater Tod rief mich nun immer zuerst auf, und ich mußte meine Fibel aufschlagen, und das Wort: Leben buchstabiren. Mit unsäglicher Angst quälte ich mich dann immer ab, das Wort: Leben zusammenzubuchstabiren und konnte es nicht; in meinen Kinnbacken saß es wie ein Fluch, daß ich sie nicht zu fassen vermochte, ich wand mich wie im Fieber, der Schweiß troff in Strömen von mir herab, und die Schulbuben lachten und warfen mir höhnend ihre Fibeln an den Kopf und schrieen: Der große Mensch kann das Leben nicht buchstabiren! Vater Tod aber langte mich alsbald heraus, und spießte mich auf seine Hippe, und

zeigte mich den Andern triumphirend, indem er ausrief: das ist ein Genielein, der kann das Leben nicht buchstabiren! Dann knickte er mich zusammen wie ein Taschenmesser und ließ mich in seine Sanduhr hineinspazieren, daß ich bis über die Ohren darin begraben wurde, und die Schulbuben jauchzten und brüllten, und indem sie nun aus tausendstimmigen Kehlen das Wort: Leben buchstabirten, summten sie mir damit mein Grablied, an dem ich langsam hinstarb, bis ich endlich, einem Zerschlagenen ähnlich, aus diesem lächerlich fürchterlichen Traum erwachte. Diesen mir oft jetzt noch träumenden Traum benutzte ich, wie ich Dir gesagt, zu einer Tragikomédia, indem ein großer Gelehrter, den ich darin schilderte, und der auf ähnliche Weise an hypochondrischen Träumen litt, nie recht weiß, ob er eigentlich Schuljunge oder Schullehrer ist, und an diesem Conflict, in welchem er Leben und Traum, wachen und schlafenden Zustand, gleich dem Prinzen Sigismund in des unsterblichen Spaniers Stück, mit einander verwechselt, sich abängstigend und abzehrend, verzerrt sich ihm im Wahnsinn das ganze Leben zu einer engen dumpfen Schulstube, in der er sich gefangen glaubt, und aus der er endlich durch ein spaßhaftes Wunder errettet wird, indem der Magister Matheseos, den ein fauler Schüler sich zum Zeitvertreib mit Tinte auf den Schultisch hingezeichnet hatte, als allegorische Person aus dieser Zeichnung aufersteht, und ihm beweist, wie sich Hypothenuse, Kathete und rechter Winkel zu einander verhalten. Dies war ein lesenswerthes Stück, und es muß noch bei dem Speisewirth im Schwarzen Keller liegen, der mir für den Mittags-

tisch meine Sachen, und darunter auch meine Jugendpapiere, pfändete, weil ich ihm damals nicht bezahlen konnte.

Und liegt denn nicht auch in unserer Zeit so viel altkluge Schulmeisterlichkeit, und schulmeisterliche Altklugheit der Lebensansicht, daß einem Expädagogen, wie ich es ja bin, bange werden muß, wenn ihm geboten wird, sich das liebste Bild seiner Gedanken fortan in einer Mädchenschulstube aufzusuchen? Doch was verfinstere ich mir so ohne alle Noth meine Phantasie! Warum denke ich Dich mir nicht in Deiner unzerstörbaren Lieblichkeit, wie Du, ein weises schönes Mädchen, unter Deinen kleinen Ursulinerinnen dasitzest, und mit emporgehobenem Zeigefinger holdselig ihnen die Wege ihres unschuldigen Wissens zeigst? Und der Amarantenkranz mütterlicher Dankbarkeit flicht sich dabei wie ein Heiligenschein um Dein glänzendes Scheitelhaar, Du herrliche Esperance! Ach, Deine gute alte Mutter, mußte sie noch unter der späten Wintersonne ihres Lebens, eingeschneit von dem weißen Schnee hoher Jahre, das Unglück haben, zu verarmen! Wäre ich, ohnehin Schiffbrüchiger, doch untergegangen statt des Schiffes, das Hab und Gut des Kaufmanns trug, dem Ihr Euer Vermögen anvertraut hattet! Für mich hat das Leben doch nur noch Strandgut übrig, und für Deine Mama, die mir immer einen Kaffee kochte, wie ich ihn seitdem nie wieder getrunken, wäre ich gern durch Wasser und Welle bis in den Tod gelaufen! Hatte sie mich nicht zwei Jahre lang als hoffnungslosen Candidaten in dem statiös möblirten Zimmer vorn heraus wohnen lassen, für das sie von jedem Andern die erkleck-

lichste Miethe gezogen hätte, während sie immer mit meinem Nichthaben so viel gütige Nachsicht bezeigte, als der Philosoph Hegel mit dem Nichtsein, das er trotz seines Nichts doch als ein Moment im Werden anzuerkennen die Gnade gehabt. Deine Mutter dachte auch jederzeit, es würde schon mit mir werden, aber es wurde Nichts, denn mein Schicksal war von jeher zu unlogisch, als daß es aus dem Nichts meines Geldbeutels ein Etwas hätte werden lassen sollen, und als ich von Euch, mit zahlungsunfähigen Thränen, auszog, war Deine Mutter großmüthig genug, sich nicht einmal an den Manuscripten meiner dreiundzwanzig Tragödien, die ich als Student, statt in's Collegium zu gehn, mir in wehmüthiger Muße zusammengeschrieben, zu pfänden, bis es endlich ein hartherzigerer Sterblicher that. Für eine solche Mutter bist Du Schulmeisterin geworden, um ihr durch Deinen Erwerb des darbenden Alters hartes Brot zu süßen, und noch einmal reiche Garben um ihre entlaubten Tage zu flechten! Mädchen, ich bete Dich an! Du erscheinst mir groß, geliebte Lehrerin, Lehrerin aus Kindesliebe! —

Jetzt muß ich Dir aber auch sagen, was denn eigentlich aus mir geworden! Ja, denke Dir, von all meinen Plänen, Träumen, Hoffnungen, Bestrebungen, von all den göttlich großen Dichteraussichten und Zeitbegeisterungen, ist nichts, gar nichts aufgeblüht und ausgewachsen zu einem schatten- und obdachgebenden Fruchtbaum! Hu, die Frühlinge gedeihen nicht mehr, die Welt läßt die Maigedanken erfrieren, ehe sie zu vollgereiften Gedichten werden können! Was sollte ich thun? Ein gelehrtes Amt konnte und wollte ich nicht anneh-

nen noch verſtehen. Mein Schöpfer hatte ſich nicht die Mühe bei mir gegeben, einen Beamten aus mir zu ſchaffen. So ſiehſt Du mich denn als — Salzſchreiber hier in Kleinweltwinkel angeſtellt. Ja, hier in dieſem niedlichen Neſt hat ſich mein Lebensgeſchick ſo recht wörtlich verſalzen, und ich bin als Salzſchreiber bei dem hieſigen Salinenamt auf Diäten beſchäftigt. Ein hübſches Amt, denn es iſt eigentlich kein rechtes Amt, weil ich ſo viel ſchreiben kann, als ich will und brauche. Frei bin ich dabei, vogelfrei, hungerfrei, wie Du willſt! Aber Eines iſt mir geblieben, das viele Spazierengehen und Herumlaufen, bald durch Wald und Buſch, bald über die abendfeuchte Wieſe, bald mit der Lerche, bald mit der Nachtigall! Und das erhalt mich. Ach, und die lieben Kleinſtädter um mich her! Gottes Wunder, was die lieben Dinger gutmüthig und natürlich ſind!

Aber in meinem innerſten Weſen bin ich krank. Dir, Du Gedanke meiner Gedanken! ſei es geklagt, wie es iſt! Dieſen Kafern und Würmern, die ich hier meine Nebenmenſchen nenne, ſage ich immer: ich bin geſund! wenn ſie in ihrer freundlichen Unausſtehlichkeit fragen: wie befinden ſich der Herr Salzſchreiber? wie haben der Herr Salzſchreiber geruht? Zu Dir, Esperance, ſage ich: ich bin krank! Der kalten, guten, lieben, gewöhnlichen Welt halt man eine lachende Larve entgegen; es iſt ja ſo leicht, freundlich zu ſein. Wo man aber liebt, da regen ſich auch die geheimſten Schmerzen mit, und wollen mit dabei ſein, und wenn der ganze Menſch ſich hingiebt, weint dem heißen ſturmiſchen Jubel der Freude auch all ſein verborgenes Lebenselend leiſe ſeufzend nach, um, von

der allgemeinen Klangluſt ergriffen, auch zu erklingen. Ja, ich bin krank! Alles an mir und in mir liegt danieder, wie zertretene Saat; mein Herz ein Kirchhof, aber ohne Kirche, in den Gräbern junge Dichterhoffnungen, Armeſünderleichen, die nicht ſeelig geworden ſind, aber noch oft als Geſpenſter aufſteigen, mir die Ruhe zu ſtehlen. Die Wurzeln großen Wollens und Vollbringens, durch die Indifferenz der Umſtände ohne Blüteanſatz gelaſſen, liegen wie ſchwere und drückende Strünke in meiner Natur herum, und fangen an zu faulen. Ich ſpüre eine Krankheit in mir, die ich noch in keiner Pathologie beſchrieben gefunden. Ich habe den Zeitpolyp. Seit der Juli-Revolution 1830 hat er ſich in meinem Herzen angeſchwemmt, und muß jetzt gerade ſo groß geworden ſein, wie eins von den Revolutionseiern, die, wie mein College bei der hieſigen Salinenſchreiberei, der Copiſt Mundus, immer erzählt, ein aus dem uralten Rathſelland Aegypten herübergeflogener dämoniſcher Vogel in den Julitagen über ganz Europa gelegt haben ſoll; ſo daß nach ſeiner Anſicht die Juli-Revolution nie in einem Wintermonat hätte ausbrechen können, ſondern blos die heiße Juliſonne es verſchuldet hatte, daß jene Eier ausgebrütet wurden. Aber mein Zeitpolyp, glaube mir, Mädchen! iſt eine ſchwere, zehrende Krankheit. Er frißt und kneift an meiner Natur, wie das vielberüchtigte Prinzip der Bewegung an einem ſtabile Einfälle wie ein altes Haus habenden Staatsgebäude. Es iſt das Wehthun der Zeit in meinem innerſten Menſchen, woran ich hinſchmachte. Der Zeitgeiſt thut weh in mir, Esperance! Kennſt Du das? Der Zeitgeiſt zuckt, dröhnt, zieht, wir-

[illegible] und bambachert in mir; er pfeift in mir hell wie eine Wachtel, spielt die Kriegstrompete auf mir, singt die Marseillaise in all meinen Eingeweiden, und donnert mir in Lunge und Leber mit der Pauke des Aufruhrs herum. Vergebens lese ich in jetziger Stimmung meinen alten geliebten Goethe, um mich durch ihn wieder in die gute goldene altväterliche Ruhe eines literarischen Deutschlands hineinzuwiegen und einzulullen; vergebens brauche ich seine herrlichen Werke, um sie mir gewissermaßen als Aufruhr-Acte gegen meine dermalige Zeitaufregung zu verlesen. Es hilft Alles nichts mehr. Wo fünf beisammen sind, wird es nach gewöhnlichen Bestimmungen der Aufruhr-Acten schon für einen Auflauf und eine Emeute angesehen, und so denke ein Mensch, was es heutiger Zeit für Aufläufe und Emeuten in einem Individuum geben muß, bei dem seine fünf Sinne immer beisammen sind! Man erlasse auf dem Wege Rechtens eine gesetzliche Aufforderung an diese fünf Sinne, auseinanderzugehen und sich als ruhige Bürger in ihre friedfertige Häuslichkeit zurückzuziehen, und wenn es hilft, so werden die Staaten und Throne gesichert sein, Alles wird hübsch beim Alten bleiben, Rindviehzucht, Ackerbau und Gewerbe werden blühen, die Stabilität wird ihren Triumph erleben, und keine Revolution kann entstehen. Mit meinen im Aufruhrzustande begriffenen fünf Sinnen bringe ich's aber nicht so weit. Himmel, ich bin ein Unruhiger, und weiß doch nicht, was ich will und soll! So viel weiß ich nur, daß etwas Neues mit mir vorgehen muß, wenn ich leben bleiben soll, und daß ich die Wiedergeburt meines alten Deutschen Adam nur in

den jetzigen politischen Zeitinteressen finden kann! Wie aber soll ich hier, nach Kleinweltwinkel verschlagen, an dies entlegenste Thule der Weltgeschichte gebannt, wo nur selten einmal, wie ein verirrter Schiffer, eine Zeitung hinkommt, wie soll ich hier, unter diesen jämmerlichen unhistorischen Kleinstädtern, die noch nie eine Geschichte gehabt haben, an dem Werk meiner Wiedergeburt arbeiten? O mon dieu! Wie soll ich hier den Sauerteig der Zeit, der noch formlos in mir gährt, zum wahren Brod des Lebens ausbacken? Da muß ich hier sitzen, und Salzrechnungen schreiben! Ach ihr Götter alle! Salz, Salz, was ist Salz? Pulver möcht' ich schreiben in die Zeit hinaus, und auf dem Streitroß meiner kriegführenden Gedanken möchte ich als ein Held ausziehen in das Schlachtgetümmel der Geschichte! Siehst Du nun, Esperance, die Du mich einzig verstehst, wie krank und unglücklich ich bin? —

Mit meinem alten Freunde Kienast mußte ich auch noch, kurz vor meinem Abgange aus der Hauptstadt, zerfallen. Es war eine gut' Seele — oder soll ich lieber sagen, gute Haut — den Kiner mehr so lieb haben wird, als ich ihn hatte. Wir führten eine ordentliche Ehe miteinander, und mußten uns alle Tage sehen, wenn uns wohl sein sollte. Wenn wir uns gezankt hatten, wurden wir uns doch regelmäßig immer wieder gut, aber wie sich der Mythe nach Kastor und Pollux einander um die Wette ablösen, so lösten sich auch bei uns immerdar Zanken und Harmoniren um die Wette ab, und beide waren, gleichwie Kastor und Pollux, gewissermaßen eins im Bunde. In den letzten Jahren schienen in das

Menschenkind ganze fremde Elemente gekommen zu sein, und die Aspasische Liebenswürdigkeit wurde widerhaarig, und leckte gegen den Stachel. Ich mochte auch gerade meine unausstehliche Periode gehabt haben. Da stritten wir uns einmal, wenn ich mich noch recht entsinne, über die neu aufgekommene Mode der historischen Romane, und verfingen uns dabei anderweitig so sehr in unsern Persönlichkeiten, daß sich seitdem unser großes Schisma verdautt. Dies ist das größte Schisma meines Lebens, und für mich bedeutender, als das bekannte Schisma in der päpstlichen Christenheit. Nun, Gott befohlen! Ein Revolutions-Unstern muß über der Zeit stehen, der kein rechtes Verhältniß mehr aufkommen läßt, und allem friedlichen Liebesglück unter dem Monde feindlich leuchtet. Wer weiß auch, ob Freundschaft und Liebe nicht jetzt aufgehört haben, zeitgemäß zu sein, da gewisse Ideen in gewissen Geschichtsepochen immer bei der Menschheit auszusterben pflegen.

Doch nein! ich will nicht freveln! Ich fühle, daß ich noch lieben kann! Zu Stunden blüht mein Herz auf, wie ein Frühling auf Kamschatka. Es wirft lachelnde Sonnenstrahlen, aber es bescheint mit seiner warm menschlichen Sehnsucht die öde kalte Welt der nächsten Nähe. Flatternde Liebesgötter taumeln wonnig äugelnd aus diesem sich so leicht berauschenden Herzen heraus, und sie gaukeln und möchten scherzen und schlagen die Flügelein auseinander, und schwarmen umher nach einer Brust, an die sie sich werfen könnten. Die armen Kleinen! Wie bettelnde Kinder, irren sie ohne Obdach umher, und Keiner reicht ihnen eine milde Gabe, und nach all der jauchzenden Jugend-

begeisterung kehren sie endlich kleinlaut und mit Kummerzähren wieder zurück in die Hütte der Verzweiflung, — das Menschenherz. Sie mögen auch wohl selbst an ihrem Unglück Schuld sein, die närrischen Kinder. Denn stehen sie nicht stumm und blöde, selbst wenn sie die verwandte Seele gefunden haben, und bei Esperancen gehn sie vorüber, und wissen kein Wort zu sagen, und schweigen sich eher vor Liebe zu Tode. —

Ach, Esperance, ich habe Dir jetzt einen langen Brief geschrieben. Ich mußte ihn schreiben, selbst auf die Gefahr hin, daß Dein klarer Mädchenverstand mich auslachen würde. Siehe, Einzige! — ja ich sage Einzige, die mich versteht, und von der ich verstanden sein möchte! — ich fühle großen Trost und Stärkung darin, Dir mittheilen zu dürfen, was mich in dieser Zeit bewegt, und wie es wunderlich in mir hergeht und vorgeht. Jede Creatur will auch einmal von sich selbst erzählen, und wer gar Niemanden hätte, dem er von seinem Ich spräche und an dem er sein Ich reflectirte, würde am Ende aufhören müssen, ein Ich zu sein. Ich habe Niemanden in der weiten zertheilten Welt, an den ich denken mag, als Dich, o Freundin! Schien ich in Deiner Nähe immer kalt und nichtssagend zu sein, so hast Du mir wohl das selbst nie so recht geglaubt. Dein Bild hatte ich mir, als ich es das erste Mal sah, sogleich unter die göttlichen Geheimnisse meines Busens gestellt, und wollte es dann im Alltagsverkehr des gewöhnlichen Lebens nicht wieder herausnehmen. Ich hoffte immer, ich weiß selbst nicht auf welche Zukunft, wo einmal ein großer allgemeiner Feiertag mit Glockenverkündi-

gung für unsere inwendig geborene Sympathie anbrechen würde. Jetzt aber, seitdem ich von Dir entfernt bin, steigt Dein Gesicht leuchtend aus meiner tiefsten Seele heraus, und alle Nacht ist es bei mir, wenn ich halb träumend, halb wachend liege, in dunkler sinnender Einsamkeit mich hin und her werfend, und sieht mich an mit den unvergeßlichen Blicken, und ich spreche mit ihm. Der freundliche Eros dieser Gedankenliebe erhellt dann mein kleines Gemach, ich empfinde Dich bis zum Kussen nahe, und stammele Dir tausend Worte, die ich Dir nie zu sagen gewagt. Meine Gedanken alle, wie sie Dir gehören, tauschen sich unaufhörlich gegen Dich aus, ich vertraue Dir Jedes, und mit dem Kleinsten und Größten bin ich Dein, und Dein Antlitz lächelt verstehend, und ich denke, Du bist mein! Verzeih! Verzeih!

Ja verzeihen Sie, mein Fräulein! Ich weiß überhaupt nicht, ob ich um Entschuldigung bitten soll, daß ich in diesem mit Sie begonnenen Briefe Du gesagt, oder ob ich um Entschuldigung zu bitten habe, daß ich Sie gesagt? Jedenfalls bin ich, hochverehrtes Fräulein,

Ihr

unglücklicher Salzschreiber
Seeliger.

P. S. Verzeihen Sie, daß auf dem Couvert steht: „Salzangelegenheiten." Der Brief erhält dadurch die Vergünstigung, auf freien Füßen — wären es doch Freiersfüße! — zu Ihnen zu kommen!

An Esperance.

Kleinweltwinkel, 10. Mai 1833.

Nun iſt Alles gut, Du herrliche Esperance! Du haſt meine herzkranke Schreiberei an Dich einiger ſchönen klugen Zeilen Antwort von Deiner Hand werth geachtet, und ich habe unzählige Mal Deinen Namen geküßt, wie er unter Deinem Briefchen, gleichſam als ein Athemzug Deines Selbſt, unterſchrieben ſtand. Lies mir immerhin den Text, daß ich meine beſten Gaben aus Laune, Traumſucht, Einſiedelgrille, oder wie Du es nennen willſt, verkommen laſſe und der Welt entziehe! Liebe, was verliert denn die Welt an mir? Die Welt hat heutzutage ſchon mehr dienſtbare Genies, als ſie brauchen kann. Wimmelt es nicht überall von Genies, wo man hinſieht, ſo daß keins vor dem andern mehr zu Worte kommen kann, und ſie ſich noch alle unter einander vertilgen werden, weil jeder der Einzige ſein will, der den Zeitgeiſt als ſein Siegerroß reitet? Erbfolgekriege, Eroberungskriege werden bei dem heutigen geſitteten Zuſtande der Europäiſchen Politik nicht mehr geführt werden, aber innere Bürgerkriege der Genies ſind zu fürchten, weil eine geiſtige Uebervölkerung vorhanden iſt, an der die ganze Zeit krank liegt. Beſonders iſt die Literatur und alles literariſche Leben wahr-

haft zu bejammern, weil das Uebermaaß der Population darin den höchſten Grad erreicht hat, und deshalb Verarmung, Hungersnoth, Selbſtzerfleiſchung und elendes Ende durch Pöbelwuth, hier unvermeidlich bevorſtehen. Mich wundert auch, daß die Staaten noch nicht darauf gekommen ſind, literariſche Verbrecher-Colonien anzulegen, um ſich, wie England es mit der Hefe ſeiner Bevölkerung thut, von ihrem ſchreibenden und dichtenden Geſindel zu reinigen und es auf irgend eine ferne Südſeeinſel zur Begründung einer eignen auswanderten Schriftſteller-Republik zu ſchicken, damit Cultur und Literatur der Mutterlande ſich zu einer friſchen Jungfräulichkeit und Lebensreinheit verjüngen! Alſo nein, Du Gute! Wünſche keinen Schriftſteller aus mir! Schreiben will ich, ja, aber nur Dir, und für keinen Andern; und daß Du mich aufgefordert, Dir öfter von meinem armen Leben und Treiben Nachricht zu geben, das, o Freundliche, macht mich glücklich. Das iſt mein Glück und Ruhm, daß Du mich nicht verkennſt, und jetzt erſt erlebe ich die holde Maienluft, die draußen über Feld und Garten fröhlich angebrochen, auch in mir als ein ſüßes Frühlingswerde! Wohlan denn, nur auf Briefſchriftſtellerfreuden will ich mich noch legen, und die alten ſtolzen Literaten-Gedanken, die doch nur ein dorniges Sterbekiſſen bereiten, mir ganz aus dem Kopf verſcheuchen! Ein Briefſchriftſteller iſt ein ſeliger Menſch, wenn er, ſo wie ich, an eine Lehrerin der kleinen Urſulinerinnen ſchreiben darf, und ſo ſoll es Dir denn, Du meine einzige und beſte Leſerin, nie an langen Briefen fehlen, in denen ich mich ganz und gar abſchreiben will. Du ſollſt

mich dann kritisiren, wie ich bin, und mir sagen, wie ich sein sollte, denn Du hast ein ganz besonderes Talent zur Kritik, Freundin, eigenthümlicher als Alle, die einen Bart tragen. —

Für heut muß ich Dir aber zuerst von einer Neuigkeit in Kleinweltwinkel erzählen. Sie ist wichtig, sie muß Epoche machen. Vor einer Stunde — ich bin noch ganz aufgeregt davon! — fuhr ein vornehmer, mit vier Pferden bespannter Reisewagen durch die eine Straße, welche unser Städtchen zählt, hindurch, und brach gerade vor meiner Thür die Axe. Kein Mensch weiß sich dies zu erklären, da die Straße weder hügelicht, noch schlecht gepflastert ist, weil sie überhaupt nicht gepflastert ist. Nur mein College, der alte Copist Mundus, meinte, es sei eine böse Stelle, weil hier einmal zur Zeit der ersten Französischen Revolution der leibhafte Teufel in eigener Person einen Freiheitsbaum über Nacht aufgepflanzt habe, um die ehrlichen Kleinweltwinkler zu verführen, um denselben zu tanzen, welche aber im Gefühl ihrer Deutschheit gleich am andern Morgen durch einen förmlichen Gemeinde-Beschluß das fremde Gewächs wieder ausrotteten und den Baum fällten, von dem man in der That noch heutzutage den Klotz im Wege stehen sieht; der Teufel aber habe im Ingrimm diese Stelle verflucht, daß wenigstens alle Jahr einmal — und öfter verirrt sich kein Reisender durch Kleinweltwinkel — ein Wagen darüber stolpern solle. Mundus bedauerte mich, gerade vor diesem durch einen Zeitteufel vermaledeiten Fleck zu wohnen.

Nun genug, der Wagen schlug um, und ich

ſtürzte ſelbſt auf die Straße, um den Darinſitzenden zu Hülfe zu kommen. Himmel, Esperance! was ſah ich, als ich den Schlag öffnete. Ein großer langer Mann ſtieg, ſich ruhig nach allen Seiten umblickend, heraus, den man den vielen Orden nach, die auf ſeinem grauen Rock ſchimmerten, für einen Fürſten hatte halten können; ich glaube, es waren die Orden der ganzen Welt, die ſeine Bruſt, wie eine Medaillenſammlung, aufgereiht trug. Aber die Phyſiognomie! — eine ſolche Phyſiognomie ſah ich noch niemals! In dem kalten, nur von den ſtechenden Irrlichtern eines beſtändigen Lächelns durchzuckten Geſicht ſtack, gleich einer Wetterfahne, eine lange Mephiſtophelesnaſe, die wie ein übermüthiger Triumphator in Kleinweltwinkel einzog, ſo daß wir uns Alle bekreuzigend vor ihr demüthigten, und zwei feuerſpeiende Augen blickten dieſer Naſe wie ein Paar lauernde Katzen nach. Dieſer fremde Mann mit dieſem fremden Geſicht hob endlich, nachdem er uns Umſtehende ſpöttiſch begrüßt hatte, eine weibliche Geſtalt aus dem Wagen, eine kleine, kurze, dicke Figur, die ganz in ſcharlachrothe Schleier gehüllt war, ſodaß man weder Kopf noch Rumpf an ihr unterſcheiden konnte, und ich ſie für die Statue einer Aegyptiſchen Sphinx zu halten geneigt war, die der Reiſende vielleicht irgendwo für ein Kunſtmuſeum aufgekauft haben mochte. Dann ſah er uns Alle im Kreiſe mit einer höchſt ſonderbaren Miene an, ſodaß ſich Keiner ein Wort zu ſagen getraute. Der Salinen-Inſpector lag vor ihm auf den Knieen, weil er dachte, es ſei der König. Der Fremde reichte ihm jedoch herablaſſend die Hand, bedeu-

te'e ihm aufzustehen, und bemerkte mit einigen kurzen Worten, daß er bis zur Wiederherstellung seines Wagens eine Wohnung im Orte zu erhalten wünsche. Der Salinen-Inspecter bot ihm sogleich sein ganzes Haus an, und die Angekommenen setzten sich alsbald nach demselben in Bewegung. Er mit imposanten Schritten voran, die scharlachrothe Sphinx trippelte zu meinem Erstaunen mit, und hintennach folgte noch eine junge, blasse Magd, eine scheue, irre, schöne Gestalt, die man nicht ohne wundersames Ergreifen ansehen konnte. Bald waren Alle in der Hausthür verschwunden. Ein Blitz, ein Traum, so schien es an mir vorübergegangen. Sprachlos, mit aufgesperrten Mäulern, zerstreuten sich die zusammengelaufenen Kleinweltwinkler wieder. Auch ich muß jetzt abbrechen, und auf das Amt, um noch einige Geschäfte zu besorgen. Aber ich schreibe Dir heut noch, theilnehmende Freundin! Ich bin höchst gespannt, was noch aus dieser Begebenheit werden wird. Sie wird, sie muß Folgen haben! Wäre heut, statt des zehnten, der erste Mai, ich würde glauben, unserm Kleinweltwinkel sei das Glück einer Blocksbergvisite zu Theil geworden! Doch still, still, man muß dem Schicksal nicht vorgreifen! Und curios, daß diese Visite nun gerade dicht neben meiner eignen Wohnung einquartiert sein muß! Adieu, Du mein Ein und Alles, ich muß auf die Salzschreiberei! — —

In der Nacht.

Fromme, dunkeläugige Nacht, Mutter mit dem sanften Sternenmantel, Freundin meiner Gedanken und meiner Liebe! In deiner heiligen Traumstille er-

greife ich die Feder, um meiner Esperance, deren Bild ich sonst um diese Stunde in mir feiere, von ganz wunderbaren Dingen zu schreiben. Mein dürftiges Lämpchen brennt trübe und schlaferig, aber in mir wird es hell, und wie auf einer Jacobsleiter, steigen Engel und Geister in meiner Gehirnkammer auf und nieder. Ich bin bewegt, ich bin außer mir, es ist etwas Wichtiges mit mir vorgegangen! Der Fremde mit der Wetterfahnennase hat mir meinen Zeitpolyp operirt!!

Ja höre, gelehrte und geliebte Esperance, und laß Dir erzählen, wie es Deinem Verfalzenen ergangen ist, und wie sich neue beglückendere Lebenskräfte bei ihm anzusetzen scheinen! Zuerst muß ich Dir sagen, daß der Durchreisende kein Anderer ist, als der Herr von Zodiacus, ein berühmter Staatsmann, der auf einer diplomatischen Sendung an einen auswärtigen Hof begriffen, hier durchgekommen ist. Man sagt, er geht als ***scher Minister-Resident nach **, und seine Vollmachten sollen auf eine entscheidende Weise mit den Zeitereignissen in Berührung stehen. Soviel hat ihm der Salinen-Inspector mit Todesangst abzufragen gewagt. Wer aber die scharlachrothe Sphinx in seinem Gefolge ist, hat bis dato noch nicht ermittelt werden können. Des Salinen-Inspectors Frau meinte, sie habe ihn: Großmutter zu ihr sagen hören! Doch nun merke auf, theilnehmende Freundin, wie es sich weiter begeben!

Ich kam heut gegen Abend vom Salzamt, und schlenderte, die Akten unter dem Arm, meinem Hause zu. Als ich bei dem Salinen-In-

spector vorbeiging, warf ich einen verstohlenen Blick zu den Fenstern hinauf, und bemerkte wirklich, daß der Fremde oben heraussah. Ich zog unwillkürlich meinen Hut ab, und stand einen Augenblick wie festgebannt still; ich wußte selbst nicht, warum ich noch stand, es war, als ob mich ein Dämon von oben her bei den Haaren hielte. „Schön guten Abend, Herr Salzschreiber Seeliger!" rief mir der Herr von Zodiacus von oben zu und nickte lächelnd mit seinem Kopfe herab. Es durchrieselte mich wie Eis, denn ich wußte mir nicht zu erklären, woher er mich schon bei Namen kannte.

Könnten Sie mir nicht vielleicht zu einigen Zeitungen behülflich sein, Herr Seeliger? fuhr er fort. Es kommen hoffentlich Zeitungen nach Kleinweltwinkel? Heutzutage glaubt man schon aus der Welt herausgekommen zu sein, wenn man einmal ein Paar Tage die Zeitung versäumt.

Verzeihen Euer Excellenz, entgegnete ich beschämt und achselzuckend, es wird nichts als das Amtsblatt hier in Kleinweltwinkel gehalten, und das Städtchen befindet sich dabei ruhig, und ißt und trinkt und verdaut ohne Störung. Der verstorbene Prediger hielt immer noch die Hengstenbergische Kirchenzeitung, aber er soll noch auf seinem Todbette das Abonnement widerrufen, und die vorräthigen Jahrgange mit sterbender Hand zerrissen haben, um seelig werden zu können. Sein Nachfolger, der jetzige Prediger, ein trefflicher Landwirth und Schafzüchter, liebt Intelligenz und Aufklärung ebensowenig, als die Hengstenbergische Kirchenzeitung es thut, und liest deshalb auch diese nicht. So bleibt es denn

unter uns beim Amtsblatte! Und ich denke, wem Gott ein Amtsblatt giebt, dem giebt er auch Verſtand, es nicht zu leſen.

Der Fremde lachte, als ich dies geſagt, aber er lachte ſo entſetzlich, daß die Fenſterſcheiben oben klirrten, und mir völlig unheimlich zu Muthe wurde. Alſo politiſirt ihr hier gar nicht? fragte er dann mit einer ſtechenden Betonung.

Ich zuckte abermals die Achſeln, und machte ihn bemerklich, daß man in Kleinweltwinkel noch ganz im Stande der Unſchuld lebe. Ich ſagte, die Zeit muß über dieſen Strich Landes hingefahren ſein, als gerade Alle ſchliefen, oder das Amtsblatt laſen, und deshalb, weil die Zeit hier nie eingekehrt, giebt es hier auch keine Zeitung. Wir haben viel zu thun, ſind gewerbſam und nähren uns redlich. Wir haben gar keine Zeit, der Zeit zu leben. Dies gilt ja von den wie Taglöhner nur über Nahrungsſorgen und Privatunglück hinbrütenden Deutſchen ſchon ſeit Jahrhunderten!

Damit wollte ich in meine Thür ſchlüpfen; er aber rief mir von oben wie befehlend zu, ich ſolle bleiben. Ich werde zu Ihnen herunterkommen, ſchrie er. Wir müſſen bekannter mit einander werden, Herr Seeliger! Sie ſind ganz mein Mann!

Ich ſein Mann? wiederholte ich mir in unwillkürlicher Beſtürzung. Ich möchte, um Gott, keines Anderen Mann ſein, als der meiner Eſperance! dachte ich weiter, um mich von dem Schreck aufzuheitern, und ſiehe, Freundin, dieſer köſtliche Gedanke zauberte plötzlich wieder ein Lächeln auf mein Geſicht, ſo daß ich nun den

eben aus der Thür tretenden Herrn von Zodiacus mit einer möglichſt freundlichen Geberde begrüßen konnte, was er gern zu ſehen ſchien.

Laſſen Sie uns einen Spaziergang zuſammen machen! ſagte er mit der gebieteriſchen Vertraulichkeit eines Mannes von ſeinem Stande. Ich wagte nicht zu widerſprechen, und ging, meine Acten noch unter dem Arm, in Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, neben ihm her. Die Kleinweltwinkler, die uns begegneten, ſchienen mich ordentlich zu beneiden, daß ſie mich ſo an ſeiner Seite gehen ſahen. Ich aber war ſtill, und führte den Fremden, der entſetzliche Schritte machte, zu unſerm Thorpförtchen hinaus, damit er ſich die Umgegend von Kleinweltwinkel anſehe. Das nahgelegene Wäldchen nahm uns in ſeine ſanften Abendſchatten auf, die Bäume zeigten und neigten ſich flüſternd in ihrem neuen Blättergrün, ein junger Fink ſchlug noch ſpät einmal an, und ich ſeufzte unwillkürlich aus meiner gepreßten Bruſt heraus dem Gott in der Schöpfung entgegen.

Sie ſcheinen gefühlvoll, Herr Salzſchreiber! unterbrach der neben mir ſpazierende Diplomat endlich das Stillſchweigen. Ich für mein Theil geſtehe Ihnen, daß eine Franzöſiſche Zeitung, ſei es von welcher Farbe ſie will, und wäre es von der ſchmutzigſten Juſte = Milieu = Farbe, einen befriedigendern Eindruck auf mein Herz macht, als die endlos grüne Farbe dieſer Natur, die ſchon der kritiſche Leſſing unausſtehlich gefunden, und an der ſich der unkritiſche Werther zu Tode geſchwärmt hat. Für dieſe grüne Natur etwas zu fühlen, iſt ſchon deshalb nicht mehr zeitgemäß,

weil sie eben nur eine Farbe trägt, und das ganze Geschlecht ja jetzt augenscheinlich zum Dreifarbigen inclinirt. Dies witterte unter allen Deutschen zuerst der große Scharfsinn jenes Lessing, der die Frühlingsnatur ihrer Einfärbigkeit wegen nicht leiden konnte, und deshalb in dem verträumten Deutschland die allererste Anlage zu einem Liberalen verrieth. Lessing wünschte die Natur ohne Zweifel dreifarbig, denn daß er — der zum Schluß seiner Emilia Galotti sagen konnte, „daß Fürsten Menschen sind" — liberalistische Grundsätze hatte, ist wohl unbezweifelt; und der närrische Werther lebte vielleicht noch, wenn er Manns genug gewesen wäre, nur ein einziges Mal auf der Hambacher Ruine eine Rede zu halten, denn es war ein reiner Absolutismus von dem Menschen, sich gerade um die eine Lotte todtzuschießen. Außerdem würde es diesen ächtdeutschen Werther schon gerettet haben, wenn er sich nur hätte entschließen können, mehr Zeitungen zu lesen, und dies, lieber Herr Seeliger, führt mich wieder auf unser voriges Capitel zurück. Ich meinte es in der That bedeutend, als ich Sie fragte, ob auch Zeitungen nach Ihrem Kleinweltwinkel kommen. Denn wie die schwarmenden Mücken den Sommer verkündigen, so bezeichnet dies luftige Geflügel der Zeitungen in Deutschland das erste Politischwerden der alten literaturfrommen Germania. Daher ist es vor Allem charakteristisch, daß die Deutschen erst in der letzten Zeit angefangen haben, viel Zeitungen zu lesen, und sogar der ganze stabile Körper ihrer Literatur allgemach in dem leichteren Lebensgenuß der Journalisterei aufzugehen droht. So muß es auch kommen, wenn

die Deutſche Gründlichkeit, die dieſem Volke immer am meiſten im Wege geſtanden, paralyſirt werden ſoll. Zeitungen, mein guter Seeliger, ſind die Mercurſohlen der wandelnden Geſchichte, es ſind trompetende Doppelgänger der Weltereigniſſe, Tanzböden der zappelnden Zeitgeiſter, politiſche Wetter-Michels der Völker, wetterprophetiſche Laubfröſche des Schickſals. Zeitungen ſind Börſengerüchte aus dem Reich Gottes, und dieſe haben immer Einfluß auf den Cours der Nationen. Wohl dem Volke, das gute Papiere hat! Die Alten hatten keine Zeitungen, ſie hatten keine Papiere, aber ſie hatten dafür Götter. Oder wem leuchtet es nicht ein, daß in dem antiken Leben die olympiſchen Götter dieſelbe Bedeutung gehabt haben, als in dem modernen die Zeitungen und die Staatspapiere? Wenn die Griechen Krieg führten, ſchwebten, wie man aus Homer erſehen kann, die Götter ſelbſt als fliegende Zeitungen zwiſchen den feindlichen Heeren auf und nieder, und ſeit dieſem Trojaniſchen Krieg ſchreibt ſich die Parteilichkeit aller Zeitungen in der Welt her. Und Jupiter ſelbſt, man denke ſich ihn recht lebhaft! Sah er nicht zu Ende ſeiner Regierung gerade ſo verunglückt aus, wie ein legitimiſtiſches Wochenblatt, das durch eine Revolution ſeine Abonnenten verloren hat? Der ganze Olymp nahm ſich überhaupt bald aus, wie der Allgemeine Deutſche Reichsanzeiger, der niemals ein wirkliches Deutſches Reich anzeigte. Es gab keine olympiſchen Götter mehr, und die Griechiſchen Stockjobbers, wie Sokrates und Plato, hatten durch ihr Speculiren auf hoch am meiſten dazu beigetragen, daß die Papiere der Götter gefallen waren. Ju-

piter, Juno und die ganze Sippschaft, die einst einen so schönen Cours im Hellenischen Leben gehabt hatten, wurden nicht mehr acceptirt, und die uralte Mythe mußte ihre Anleihe unter dem Volke nicht mehr anerkannt sehen. Der neue Gott erklärte die Schuld der gestürzten Dynastie für null und nichtig, und die an den Papieren der alten Anleihe verkümmerte Menschheit mußte sich erst taufen lassen, ehe sie ihre Capitalien bei der neuen perpetuirlichen Anleihe unterbringen konnte, welche jedoch die Auszahlung der Rente in alle Ewigkeit hinausschiebt, während man bei den alten Göttern wenigstens den Vortheil hatte, daß sie gleich blank und baar bezahlten, was die lustigen Heiden nur haben wollten. Hahaha! Aber wo bin ich hingerathen? Sie sehen, daß ich gern plaudere, Herr Salzschreiber! —

Ich hatte ihm mit wachsenden Erstaunen zugehört. Er sprach nicht übel, aber er sprach es so widerlich heraus, daß man sich dabei wahrlich geängstigt fühlte. Er kam mir immer räthselhafter und fremdartiger vor, und besonders seine heisere Stimme, die mir jetzt erst an ihm auffiel, krächzte mir wie ein Schlimmes bedeutender Vogel in's Ohr. So etwas von Heiserkeit hast Du nie gehört, Esperance! Er ist heiser, wie eine alte Nerne, und weiß doch selbst diesen schrillenden Laut seiner Stimme gewissermaßen mit der sichern Vornehmheit des Weltmannes zu artikuliren. In seiner Heiserkeit liegt zugleich ein imponirender Anstand, der sich mit etwas Furchterregendem mischt, und hinter dem höhnische Teufelchen dreinlachen. Dabei solltest Du seine Gesichtsmuskeln zucken und spielen und seine hagere Gestalt in immer-

währender elektrischer Bewegung arbeiten sehn! Mich überlief es kalt, daß ich so in der einsamen Nacht des Wäldchens mit ihm spazieren mußte!

Und was machen Sie hier in Kleinweltwinkel? begann er wieder, indem er mir zutraulich die Hand auf die Schulter legte. Wollen Sie den Baum Ihrer Jugend, unerfrischt vom Segensthau der Zeit, die draußen waltet, hier in einer Scheuer verdorren lassen? Ich kenne Sie, ich habe Sie schon lange gekannt! Sprich, schlage, stelle wieder her! möchte ich Ihnen, gleich dem Brutus, zurufen. Auf, auf, Herr Seeliger! Ein Mann der Zeit müssen Sie werden! So ward es Ihnen von Ihrem Genius geboten!

Woher kennen mich Euer Excellenz, wenn ich fragen darf? sagte ich zu ihm, noch mit der Ruhe, die Du in solchen Fällen oft an mir bewundert hast, aber doch schon tief in meinem Innern aufgeregt, bis zum Herausschaumen.

Seeliger, ich kenne Sie! betonte er, daß mich schauerte. Es gibt in allen Perioden gewisse Individuen, die man vorzugsweise Zeitindividuen nennen könnte. Diese sind die Ritter der Tagesgeschichte, die Taufpathen der Zeitbegebenheiten. Sie müssen reden, singen, tanzen, jubeln und sich auf den Kopf stellen, damit man weit und breit erfahrt, daß große Ereignisse zur Welt kommen. Sie sind die kapitolinischen Gänse, die das Vaterland durch Geschrei retten; sie sind, mit einem Wort, Zeitindividuen, sie sind Liberale! Auf meinen vielen geheimen Sendungen durch ganz Deutschland habe ich mir ein besonderes Geschäft daraus gemacht, diese Zeitindividuen auszuwittern, und die Hoffnungskeime, die in ihnen vorliegen,

durchzumuſtern. Sie, mein lieber, tieffühlender Seeliger, ſollten mir entgangen ſein? Nein, nein, ich weiß, Sie ſind ein wahrhaft Liberaler! Es liegt in Ihnen ausgeſäet, Sie wollen nur die eigene Bluthe in ſich noch nicht begreifen! Sie leiden an der Muthloſigkeit aller Deutſchen, das zu ſein, was Sie ſein könnten. Eine kranke Unentſchloſſenheit zehrt an den ſchönſten Kräften Ihres Lebens. Treten Sie aus ſich heraus, und geſtehen Sie es ſich: Sie ſind liberal! Dies Selbſtgeſtändniß, in dem Sie ſich endlich zuſammenfaſſen, wird Sie kräftigen, Ihnen eine entſchiedene Richtung geben, Sie zur Thatluſt begeiſtern. Es wird Sie von dem Zeitpips, mit dem Sie jetzt wie betaubt umherlaufen, erretten! —

Denke Dir, Esperance, er nannte es Zeitpips. Ich aber dachte an meinen Zeitpelyp. Nun gab ich ihm vollkommen Recht.

Sehen Sie das junge, ſich regende Völkerleben unſerer Tage an! fuhr er fort. Betrachten Sie dies Drängen und Bewegen, dies Kämpfen und Bluten, dies Keimen und Hoffen, das die Herzen der Nationen aller Orten erfüllt! Noch einmal will das ganze Geſchlecht ſich auf die Füße machen, um Arkadien zu ſuchen, diesmal aber das Arkadien der politiſchen Glückſeeligkeit. „Auch ich bin zur Conſtitution geboren!“ ſo hat ſich jetzt der Wahlſpruch der Völker umgewandelt, und während man ſich ſonſt bei uns, in der ſentimentalen Periode, nur in idylliſche Hirtenzuſtände und nach freier Flur und Natur zurückſehnte, ſo ſind es jetzt — wie beſcheiden klingt es! — nur zwei Kammern und eine verantwortliche Miniſterbank, die alle Hoffnungen in ſich ſchließen! Durch den

Nationalcharakter der Deutschen geht jetzt das unruhige Ziehen und Schmerzen eines neuen Wachsthums, und man spotte nicht, wenn er sich lächerlich dabei geberdet, wie ein alter Jüngling, der noch in späten Jahren den Weisheitszahn bekommt. Da entsteht ein ironisches Gratuliren, Glückwünschen und Lachen um den guten Jüngling, daß er noch auf seine alten Tage klug werden will, und die besorglichen Frau Basen treten rathschlagend zusammen, und halten es am Ende für das Beste, dem guten Jüngling den Weisheitszahn, sei es auch durch Gewalt, wieder ausziehen zu lassen, denn weil seine Vorfahren alle ohne Weisheitszahn gekaut hatten, so soll auch er fernerhin ohne diesen seinen Kälberbraten in Ruhe speisen. Servile Zahnärzte lassen sich immer finden; sie fallen über den Weisheitszahn des guten Jünglings her, und dieser wird in der Nothwehr gegen die Zahnbrecher unvermeidlich zum Revolutionnair. Dies ist die innere Entstehungsgeschichte aller Revolutionen. Auch Ihnen, Herr Seeliger, ist der Zahn gewachsen, und ich möchte Sie bei Allem beschwören, was Ihnen heilig ist: beißen Sie zu! Erklären Sie sich für die Sache Ihrer Zeit!

Ich biß mir auf die Lippe, und stand in tiefstes Nachdenken versunken da. Es war mir, als wenn der Versucher zu mir gesprochen hätte.

Werden Sie liberal! begann er mit seiner heißern Wohlredenheit wieder. Schon aus Langerweile müßte ein Geist, wie Sie, in einem solchen Nest, wie Kleinweltwinkel, liberal werden! Herrlich ist es, liberal zu sein! Die liberalen Bestrebungen sind die wahren Flegeljahre der Völker, köstlich, frisch, übermuthig, jugendkeck, hoffnungs-

reich und in den Himmel hineinwachsend, wie Jean Pauliade, die Sie gewiß mehr als einmal gelesen haben werden. Eine Nation muß auch ihre liberalen Flegeljahre gehabt haben, wie ein großer Mann einmal Universitätsstreiche gemacht und im Karzer gesessen haben muß; und so schadet es denn der Idee gar nicht, wenn man auch diese Liberalen heutzutage von den Regierungen überall ins Hundeloch stecken sieht. Dies ist erst die wahre Größe, und ist gewissermaßen nur als eine Neckerei zwischen Volk und Regierung anzusehen, denn was sich liebt, neckt sich bekanntlich. Hahaha! Darum, Herr Salzschreiber, werden Sie liberal!

Ich wollte mich zusammennehmen, und ihm diesmal einen spöttischen Buckling machen, aber ich konnte nicht.

Und was will denn der Liberalismus eigentlich, wenn wir im Ernste fragen? sprach der Heisere mit erhöhtem Pathos weiter. Der Liberalismus will nichts als die Zukunft der Geschichte! Er ist der allgemeine Drang des Geschlechts in die Zukunft, das unwillkürliche Vorwärtsstreben nach einem in der Ferne liegenden Glück. Und dieser Drang und dieses Streben, weil sie in den Völkern so mächtig sind, verbürgen ihnen eben, daß es für sie immer noch eine Zukunft, eine schönere Ferne gibt. Jedes Volk ist unsterblich, so lange es noch eine Geschichte hat, und sich noch stark genug fühlt, von einer Zukunft seiner Geschichte zu träumen. Die Zukunft steht vor den Völkern in sonniger Gestalt, wie eine künftige Braut. Die Liberalen sind die Brautwerber, sie sind es, welche auf die historische Freite ausziehn mit dem Muth und Uebermuth des Verliebten, aber nicht

mehr feinsäuberlich in Schnabelschuhen und seidenen Strümpfen, wie man vordem unsere Altvordern freien gehen sah, sondern halt ein bischen renomistisch, indem ihnen der Demagogendolch, mit dem es aber nicht so arg gemeint ist, vorn aus der Rocktasche kuckt. Es sind sonst gute Leute, die Aemter bekleiden können, wie jeder Andere, wenn man sie ihnen nur anvertrauen oder die anvertrauten lassen wollte; und es hat ihnen bisher nichts gefehlt, als das Glück, um die Braut heimzuführen. Daß die Liberalen kein Glück haben, ist nicht ihre Schuld. Sie lieben, sie wissen was und warum sie lieben, und ihre Hoffnung ist unerschütterlich, wie ihre Liebe. Sie halten den Blick fest und gläubig auf das aufgehende Morgenroth der Geschichte gewendet, und sollte es ihnen auch, wie Mosen, nur beschieden sein, das gelobte Land aus der Ferne liegen zu sehen, so haben sie doch ihre Aufgabe gelöst, und in der Wüste der Zeit auf das Land, wo der Freiheit Milch und Honig fließt, mit dem Prophetenstab hingewiesen. Ja, mein Herr Seeliger, sind die Liberalen nicht wie steinerne Meilenzeiger, die dem rüstig trabenden Wandrer den Weg an der Heerstraße bezeichnen, aber selber nie von der Stelle kommen?

Ja, ja! rief ich aus, und konnte, so wenig mir auch sonst die zweideutig schillernde Farbe seiner Reden gefallen mochte, doch das eigne, in mir überhandnehmende Gefühl nicht länger unterdrücken. Ja, sie sind die Meilenzeiger der Zukunft! Ich habe sie längst als solche verehrt, und auch ich will gern meinen Namen in die armen Steine an der Heerstraße einschneiden, die den

Weg zur Heimath weisen, aber selbst in Sturm und Regen auf schutzlosem Felde verwittern müssen!

Mir standen die Thränen im Auge, er aber lächelte und fuhr fort: Guter Salzschreiber, die Revolution ist in unserm zur Ruhe verdammten Deutschland schon fast mit dem letzten Athemzug wieder gedämpft und erloschen. Sie war bei uns todt zur Welt gekommen, und den Franzosen, die sich schon auf einen freundnachbarlichen Gevatterschmaus gefreut hatten, gab sie nicht einmal zu einem unterhaltenden Journalartikel Stoff. Bei andern Völkern lebte sie doch noch einige Stunden nach der Geburt, und konnte wenigstens eine Nothtaufe erhalten, wie bei den kläglichen Belgiern. Das Jahr 1833 hat in Deutschland vollends alle Keime der Bewegung ertödtet. Dies ist unbedingt das langweiligste Jahr in der Weltgeschichte, Indifferenz und geistige Verklammtheit haben einen großen Schlaf über das ganze Geschlecht gebracht, und da Alles ringsum so still war und nichts sich regte, wurde den kleinen Teufeln, die in den jungen Krokodileiern der Revolution drinsaßen, selber bange, sie sprengten hier und da die Schale, und wurden, nachdem sie kaum die Köpfe aus dem Eiweiß herausgestreckt, abgefaßt. Aber die ächten und wahrhaften Liberalen dürfen darum den Muth nicht sinken lassen. Die Umgestaltung wird sich gesetzlich und legitim in Deutschland vollbringen! Ist das nicht eine schöne Redensart, Herr Salzschreiber? Aber sie ist wahr, auf Ehre! Diese gesetzliche Umgestaltung vollbringt sich allmählig, nach langsamer Deutscher Art und Kunst, in den landständischen Verfassungen, die seit der Juli-Revolution auch bei uns eine merkwürdige Erhöhung

ihres Tons erfahren haben. Und bewegt sich das neuerwachte Leben auch nur gedämpft und gehütet vorwärts, so hat doch die Nationalität der Deutschen bereits mit ihm Riesenschritte zurückgelegt. Sie hat den großen Schritt zur Oeffentlichkeit gethan, und die blöde Jungfrau Germania setzt den schüchternen Fuß zum ersten Mal in die Welt hinaus, um unter den Nationen als eine Nation sich zu vertreten. Durch die Constitutionen wird das Volk frei im Gesetze. Auf diesen landständischen Versammlungen wird Alles rege, und ich möchte es die constitutionelle Musterwirthschaft einer Revolution nennen, oder ein homöopathisches Curanzen des Volkswohls, und gewiß ist es kein Zufall, daß das Aufkommen der Homöopathie gerade mit den politischen Constitutionen in eine Aera fällt. Darum sind Budgets und Civillisten in allen repräsentativen Staaten so dünn geworden, weil die Stände nach ihrem homöopathischen Heilverfahren nur mit millionenfach verdünnten Mitteln regiert wissen wollen. Schlimmer sind die verantwortlichen Minister daran, für die offenbar eine gute Constitution dazu gehört, um dies Constitutionswesen zu ertragen, aber das Volk feiert in diesem Verhältniß seinen höchsten Triumph. Manches kühne Wort fliegt über die zögernde deutsche Zunge, und die Wahrheit darf hier ihr heiligstes Recht ausüben, schonungslos zu sein. Eine ausgesprochene Wahrheit verhallt aber nicht in den Räumen, wo sie laut geworden, der Geist der Oeffentlichkeit trägt sie begierig von dannen über Land und Meer, und sie steht endlich als leuchtende Thatsache über dem Zenith der Menschheit wie eine Sonne still. So lenkt sich allmählig

von hier aus ein neuer Strom der Bildung, wenn auch in kleinen Tropfen, in das Herz des ganzen Volkes hinüber. In den Ständeversammlungen selbst werden bisher nie gekannte Talente der Deutschen rege, und was uns immer gefehlt hat, der Einfluß öffentlicher und volksthümlicher Charaktere, wird von hier aus sich bilden und bereitet sich vor, so weit es für jetzt die hindernden Umstände nur zulassen. Wer in diesem Jahre, wo fast überall die Stände beisammen sind, durch Süddeutschland gereist ist, wird mit mir diesen Französischer Beweglichkeit nahekommenden Aufschwung eines parlamentarischen Deutschlands wahrgenommen haben. In dem schönen freundlichen Karlsruhe verweilte ich am liebsten und längsten. Diese Stände haben offenbar die meiste parlamentarische Beredsamkeit unter allen entfaltet; Witz, Schärfe und Ironie der Debatte hört man hier wie knisternde Feuerfunken durch den Saal sprühen, südlicher Bilderreichthum belebt die trockensten Verhandlungen, und unerschrockene Freimüthigkeit, auf ächt vatriotischer Begeisterung sich muthig wiegend, [illegible]azt sich wie eine unüberwindliche Batterie der Ministerbank gegenüber auf. Rotteck und Welcker sind wirklich Männer des Volks, wie es deren in den Demokratien der Alten gab; Merk, Fecht und manche andere Abgeordnete vertreten die Sache des Fortschrittes mit einer glänzenden Macht des Wortes, und Mittermaier, der treffliche Präsident der zweiten Kammer, schwingt wie ein gewaltiger Poseidon den Dreizack herrschend und lenkend über den Wogen der rauschenden Debatte. Auch auf Seiten der Minister bringt die Last der Verantwortlichkeit manchen tüchtigen Sermon hervor. —

In Stuttgart mußte ich mit einer Kammer vorlieb nehmen, da die erste ihren Sitzungen noch immer keine Oeffentlichkeit gegeben hat, aber in der zweiten begegnete mir manche anziehende, im jungen Ruhm der neuen Zeit strahlende Gestalt. Am längsten verweilte mein Auge auf dem edel grollenden Uhland, das voranleuchtende Haupt der Opposition, dessen Rede wie ein halbgedämpftes Gewitter schwere, kurze, zuckende Worte ausstößt. Dicht neben ihm sitzt der Verfasser des „Briefwechsels zweier Deutschen", der sinnige, bescheiden entschiedene Pfizer, selten redend, aber dann schlagend; ich möchte ihn in seinem jungfräulichen Wesen den David der Opposition nennen. Hier sah ich auch den kraftvollen Streiter für Gedankenfreiheit, Wolfgang Menzel, den großen Goethomastix, wie ich ihn nennen möchte, sowie Zoilus, der Homeromastix genannt wurde. Menzel spricht in der Kammer kühn und fein, muthig und besonnen, witzig und schonend zugleich, und hat durch seine Motion zur Verbietung des Nachdrucks in Würtemberg auch seine literarischen Verdienste um Deutschland gesteigert. Er ist ein Mann, vor dessen Freimuth, Redlichkeit und Talent ich gleiche Verehrung habe. Auch die Nassauischen Kammern wollte ich besuchen, und machte mich sogleich nach deren Eröffnung auf die Reise. In demselben Augenblick aber, als ich ankam, hatten die Stände schon wieder ihr Haus zugemacht, ich klopfte vergeblich an den Thorweg, und erfuhr endlich, daß der Landtag, nachdem er diesmal friedlich die Steuern bewilligt, bereits wieder geschlossen war. Ich bestellte mir Postpferde zurück nach Darmstadt, um noch länger

und wiederholt die Freude zu genießen, die sich hier wahrlich in den Farben einer constitutionellen Redoute darbietet. Wie hört man hier nicht an den neuen Zeitansichten schmieden, hämmern und pochen! E. E. Hoffmann mit seinen tausend Motionen, die er von sich schleudert, ist ein wahrer Zeitteufelsbraten, an dem ich mein höchstes Wohlgefallen gehabt, und der Muth, den er, so wie viele seiner Mitstände, kundgegeben, ist in der That ebenso zu bewundern, als das langmüthig unparteiische Dareinsehen der Regierung. In Kassel fand ich den Zwiespalt zwischen Regierung und Ständen bereits in lichterlohen Flammen ausgebrochen, und das Schauspiel einer Minister-Anklage bereitete sich vor. Zugleich hatte die schon von den früheren Ständen ausgesprochene Emancipation der Juden vor Kurzem den endlichen Vollzug der Regierung erhalten, und als ich in die Stadt kam, gab es so viel Einladungen zu Bällen, großen Diners und Soupers, womit die reichen Emanzipirten ihre bürgerliche Gleichstellung feierten, daß ich vor all dem Jubel keine Zeit übrig behielt, um den ferneren Verhandlungen der Stände, in denen sie die Sache der Freiheit so tapfer führten, meine Aufmerksamkeit zu widmen. Ich reiste daher, um den vielen Kasselschen Emancipations-Diners zu entgehen, nach Dresden. In dem feinen, eleganten, halb geselligen, halb ungeselligen Dresden war es dann wieder, wie Sie denken können, mein constitutionelles Steckenpferd, auf dem ich mich herumtummelte. Die Sächsische Ständeversammlung ist eine über die Maaßen redseelige. Die Form ihrer Verhandlungen erschien mir zu wenig parlamentarisch, und

zu viel theoretisirend, und daher droht dieser Landtag sich zu einer endlosen Riesenlänge auszudehnen. Neben manchen trefflichen patriotischen Reden, in der ersten Kammer besonders von Großmann, in der andern von Eisenstuck, v. Thielau und v. Mayer, den einflußreichsten Mitgliedern der zweiten Kammer, hört man doch auch viel Kanzlei- und Predigerstil. Uebrigens haben diese Stände bereits durch manche wichtige zeitgemäße Motion sich wahrhaft verdient gemacht. Daß es aber zwischen ihnen und der Regierung immer so friedlich hergegangen, ist nicht zu verwundern, da die Regierung selbst in Sachsen bei weitem liberaler ist, als sich diese Kammern haben bezeigen mögen, und das will viel sagen! —

Er hielt hier inne, und sah mich mit seinem gewohnten stechenden Lächeln lange an. Auf mich aber hatte seine Schilderung des constitutionellen Lebens und Treibens in Deutschland einen nicht zu verläugnenden, unwiderstehlich aufregenden Eindruck gemacht. Es wurde mir jetzt erst klar, daß doch etwas dahinter sei, während der weißgepuderte Geheime Rath S..... auf dem Katheder immer pfiffig gesagt hatte, es sei nichts dahinter! Mein emporsteigender Enthusiasmus übermannte mich. Viva la constitucion! rief ich außer mir, und schwenkte meinen Hut dreimal über meinem schwindelnden Kopf in die Höhe. Unterdeß war es im Walde ganz finster geworden. Durch das Buschwerk ächzte der Nachtwind, Käuze pfiffen, Schatten schlichen, und wir konnten keinen Schritt weit mehr vor uns sehen. Wir achteten aber dessen in unserer Aufregung nicht.

Bravo, allervortrefflichster der Salzschreiber! begann Zodiacus wieder, indem er immer schnellere Schritte in die Nacht hinein machte. Kommen Sie, wir müssen noch lange zusammen wandeln, denn wir verstehen uns, wir sind beide Kinder unserer Zeit. Die Menschheit befindet sich in unsern Tagen auf einer großen Bildungsscheide, wo aus den gährenden Kämpfen des Alten und Neuen, des Verbrauchten und Frischen, der Sieg einer rein bürgerlichen Menschencultur hervorgehen wird. Ja, Herr Seeliger, es will sich einmal ein bürgerlich gesundes Zeitalter erbilden! Die alten krankhaften Richtungen des metaphysischen Charakters der Deutschen werden immer mehr in einer neuen Anregung der Nationalität sich verwischen, all der poetische und philosophische Jammer, an dem diese Germania sich schwindsüchtig geschwärmt hat, wird endlich ganz verklingen, und das in seinen innersten Nerven nach Erneuerung sich sehnende Geschlecht wird sich in die praktische Gesundheit eines bürgerlichen, nur in Staat und Familie menschlich und werkthätig wurzelnden Lebens hinüberretten. Diese bürgerliche Aera, wo Jeder im Vollgenuß seiner politischen Rechte sich seiner nur als Staatsbürger bewußt ist, und nur als mitthätige Schraube einer großen Maschine sich glücklich fühlt, ist gewissermaßen ein neuer patriarchalischer Zustand der Geschichte am Ende derselben, sowie der Anfang auch patriarchalisch gewesen war. Diese feine bürgerliche Ausgeglichenheit aller Lebenszustände, die eintreten zu wollen scheint, mag freilich weder die Kunst, noch ein in die Tiefe gehendes Bildungsstreben begünstigen. Aber es soll eben den übergeistigten Deutschen durch das

Enden in einer solchen Epoche gezeigt worden, daß es des Lebens Aufgabe nicht ist, Gedichte zu machen, philosophische Systeme zusammenzukünsteln und durch Bücherschreiben sich in die Unsterblichkeit einzuschwärzen. Darum sind auch bereits jene Tendenzen bei ihnen einem so bedeutenden Verfall entgegengeschritten. Das constitutionelle Leben dagegen ist es, aus dem die bürgerliche Glückseligkeit neuer freier Zustände uns entgegenwinkt. Die Constitution ist ein politisches Bürgerrettungsinstitut der Menschheit. Indem sie den Menschen zum Bürger macht, macht sie ihn erst zu einem vernünftigen Theil des Staates, und der Deutsche soll dann nicht mehr sein Dichter, nicht mehr Philosoph, nicht mehr Professor, nicht mehr Geheimer Hofrath, sondern er soll Staatsbürger sein und wird sich von nun an gesund befinden. —

Vor einer solchen Gesundheit schaudert mich! rief ich ihm unwillkürlich dazwischen. Ich konnte nicht anders, es fuhr mir so aus meiner wahrsten Seele heraus. Er aber drehte sich plötzlich um, und verschwand im Gebüsch. Es war mir, als hörte ich den Pferdefuß forthinken, und indem er sich noch einmal nach mir umzusehen schien, leuchteten seine Augen wie zwei feurige Kohlen durch den Wald. Mich ergriff ein panischer Schrecken, ich nahm meine Akten in die Hand, und lief, da ich den Weg sehr gut kannte, trotz der dicken Finsterniß aus Leibeskräften nach Kleinweltwinkel zurück. —

Hier sitze ich nun in der tiefen Nacht, und habe Dir Alles getreulich niedergeschrieben, Du, an die sich immer meine Gedanken richten. Ja,

geliebte Esperance, es beginnt in mir hell zu werden, und ich verstehe nun mein inwendiges Drängen, Heben und Fliegen nach einer herrlicheren Zukunft des Lebens hin. Und diese Zukunft ist die sonnige Freiheit, die Freiheit und die Befreiung des Geschlechts! Auch meine Liebe zu Dir, dies bescheiden verborgene Sinnblümchen, geht mir darin in neuer und verdoppelter Bedeutung auf. Ich will frei werden, um Dich erst recht zu lieben, und ich will Dich lieben, um erst recht frei zu sein. Aus Liebe und Freiheit bereitet sich allein ein schöneres Zeitalter, wie es bisher unter dem Monde noch nicht angebrochen. Denn auch das ist nur die wahre Freiheit, die liebt, und die Freiheit, die haßt, ist der böse Feind und Verderber der Völker! Darum hat die Freiheit die Völker immer so unglücklich gemacht, weil sie bis jetzt nie die Freiheit verstanden, welche die Liebe ist, sondern frei werden wollten im Haß. Man sehe diese Knechte des Hasses, wie sie Revolutionen schmieden, um sich frei zu sündigen! Sie aber bleiben auch in der Freiheit Knechte! Man denke sich jedoch die Freiheit, die liebt, die wahre Göttertochter der Geschichte! Sie wird auch Vieles vernichten, was dagewesen, sie wird alte Bedingungen und Ordnungen aufheben, aber sie vernichtet nur, um wieder zu erschaffen. Die Liebe kann bestehende Gesetze zerbrechen, weil sie selbst das höchste Gesetz ist. Die Liebe verläßt Vater und Mutter, um Dem zu folgen, was sie liebt. So spricht auch die Freiheit, die Göttertochter, zu den Völkern: Ihr sollt Vater und Mutter verlassen, d. h. ihr sollt all eure alten Privilegien, Satzungen und Gewohnheiten

im Stiche laſſen, und nur der Freiheit folgen, die eure ſchönſte Liebe iſt! Dieſe Freiheit, o Himmel, wenn ſie dann einmal als lichtverklärte Siegerin die Zügel der Menſchheit ergriffen, wird wie ein mildes Kind ſein, weil ſie eben wie die Liebe iſt! Die Liebe, obwohl ſie frei iſt, bindet ſich doch auch gern. Indem ſie herrſcht, wird ſie auch Dienerin den Ihrigen, und indem ſie befiehlt, macht es doch auch ihr ſüßeſtes Glück aus, zu gehorchen. Darin bethätigt dann eben die Freiheit ihre herrlichſte Aehnlichkeit mit der Liebe. Die wahre Freiheit iſt nicht ungebunden, ſie gefällt ſich in den Feſſeln des Geſetzes. Sie iſt das Geſetz der Liebe und die Liebe des Geſetzes! —

Esperance! Mag der heiſere Fremde geweſen ſein wer er will — daß er kein Miniſterreſident von oder an irgend einem Hofe iſt, darauf möchte ich wohl meinen Kopf verwetten, eher halte ich ihn für einen vornehmen Demagogen — mag auch das, was er geſprochen, in noch ſo ſeltſamen Farben geſchillert haben, ich bin doch an ihm klar geworden. Ich bin mir klar geworden, daß ich, wie ich hier bin, der Salzſchreiber Seeliger in Kleinweltwinkel, doch weſentlich dieſer großen Zeitrichtung angehöre, welche, wie Herr von Zodiacus geſagt hat, einer ſchöneren Völkerzukunft entgegenarbeitet! Ich bin mir klar, ich bin frei, ich bin liberal geworden! Ich bin ein Mann der Zukunft geworden!

Ja, Geliebte, Zukunft und Freiheit! Zukunft, Freiheit und Liebe! Glücklicher Strebender, der, zwiſchen dieſe Dreie hineingeſtellt, auf dieſe Grundpfeiler ſeines Lebens Bewegungen ſtützt! Glück-

liches Jahrhundert, in dessen Kampfesnacht diese Dreie als fliegende, ewige Sternbilder vorleuchtend hineinscheinen! Die Zukunft, das ist die schönste Hälfte des Daseins, sie ist die ewige Jugend des Geschlechts! Dieser Zugvogeltrieb nach der Zukunft, der im Menschen unaufhörlich die Schwingen regt, verbürgt ihm sein größtes und wahrstes Glück; dieser Zugvogeltrieb ist der mächtigste Genius aller Geschichte! Herr Gott und Vater, selbst jeder Maikäfer hat seine Zukunft, und wenn er brummend wieder in die Erde kriecht, denkt er doch schon innerlich vergnügt an den nächsten Mai. Und wollen die Völker an dem neuen Mai ihrer Zukunft verzagen? Die Hambacher kamen auch gerade im Mai zusammen auf ihrer Ruine, aber dieser Mai schickte sie wieder in den April zurück, es war noch nicht der rechte und ächte Mai. Die in den April geschickten Hambacher verklammten bei ihrem eignen Völkerfrühling, den sie den guamüthigen Deutschen hatten aufschwatzen wollen, und das ganze Deutsche Reich, das hier hergestellt werden sollte, wäre mit sammt seiner Einheit an diesem kalten Lenz wieder erfroren! Nein, nein, Du Völkermai, Du bist noch nicht geboren! Aber wir lauschen still auf Dein Keimen und Wachsen, wir fühlen und träumen Dein Blühen und Werden, und sind Deiner gewiß in uns selbst! Heisa lustig, das ist der Mai, das ist die Zukunft! Das ist der göttliche Traum der Weltgeschichte! Heisa lustig, das ist Zukunft und Freiheit, das ist Zukunft, Freiheit und Liebe! Ach, ich könnte lachen und weinen zu gleicher Zeit! Ich möchte lachen, weinen und beten! Nur dies eine Wort: All-

vater, ich glaube an eine Zukunft, ich glaube an Deine Zukunft! — —

Traute, Traute! jetzt geht mir gerade mein Lämpchen aus, und die taumelnde Feder sinkt Deinem übernächtigen Schreiber aus der müde gewordenen Hand. Sieh', es ist unterdeß Morgen geworden! Des Nachbars Hahn kräht, und ich erschrecke, daß ich die Nacht so auf dem Papier durchschwärmt. Fahle bleiche Lichtstreifen stehlen sich schon keck wie junge Demagogen in mein kleines Giebelfenster herein, und erlauben mir bei ihrem Schein, Dir noch einen herzlichen Guten Morgen zum Schluß dieses Briefes zu schreiben. Guten Morgen denn, Du Seele meiner Seele! Wie ich Dich liebe, wirst und kannst Du von Keinem sonst geliebt werden. Ach, ich bin glücklich! Ich bin liberal! Ich bin Dein seeliger Liberaler und

Dein

liberaler Seeliger.
A. Salzschreiber.

---

11. Mai.

Heut ist Vogelschießen in Kleinweltwinkel! Alles hat schon seinen Sonntagsstaat angelegt, und ist rührig und auf den Beinen. Die Honoratioren begeben sich mit gemäßigter Würde, das mit bunten Bändern geschmückte Volk mit immer lauter werdendem Jubel auf die lange Wiese hinaus. Ich kann den Vogel hier von meinem Fenster aus sehen. Wahrhaftig, ich freue mich auf dies Volksfest in meiner nunmehrigen Stim-

mung doppelt. Ich werde zwar nicht mitschießen, weil ich, wie Du weißt, kurzsichtig bin, aber in meiner gegenwärtigen Sinnesweise kann mir nichts erwünschter sein, als mich unter das Volk zu mischen. Volk! Volk! Volk! möchte ich dreimal ebenso bedeutsam ausrufen, als Hamlet seine: Worte! Worte! Worte! Was ist die neue Sache der Zeit ohne Volk? Ich suche, ich will Volk! Hinaus, hinaus auf die lange Wiese, zum Vogelschießen der Kleinweltwinkler! Ich muß einmal wieder Volksgruppen beobachten! Der Copist Mundus wollte mich um drei Viertel auf Drei abholen.

Die Frist bis dahin benutze ich noch, Dir ein paar Zeilen von mir selbst zu schreiben, die Du dann zugleich mit meinem vorigen Brief erhalten wirst, den ich bis jetzt noch nicht Gelegenheit gehabt, abgehen zu lassen.

O Esperance! Ich bin nun bereits seit vierundzwanzig Stunden liberal, und mir wird wirklich allmählig angst, was ich eigentlich damit hier anfangen soll. Kommt es heraus, so verliere ich meinen Posten, oder versalze mir doch wenigstens auch noch meine Salzschreiberstelle, die das Einzige ist, was mich in diesem deutschen Leben zum Beamten macht! Kommt es nicht heraus, so ist es noch viel schlimmer. Denn dann ist es ja eigentlich ganz unnütz, daß ich ein Liberaler bin! Das ist wahrhaftig zum Desperatwerden, das streut schwerlöthiges Bittersalz auf die jungen Flügel der Freiheit! Soll ich es nun herauskommen lassen oder nicht?

Aber gesetzt auch, ich ließe es herauskommen, und begönne, wonach es mich drängt, thätig zu werden als Apostel der Bewegung, und meine

Zeitbegeisterung als einen geharnischten Streiter mit Schild und Spieß in die Welt hinauszuschicken, — ich Aermster, wie finde ich hier in Kleinweltwinkel auch nur eine passende Gelegenheit dazu! Soll ich die Mittwochs-Ressource der Kleinweltwinkler aufwiegeln? Mein Gott, was hätte die Weltgeschichte davon! O ewige Vorsehung des Schicksals! Warum mußte die Zeit ihre Kadmeischen Drachenzähne, aus der Helden entsprießen, auch in meine Brust aussäen? Ich fühle, ich fühle die aus dieser Saat auferstehenden Helden in mir, und sie heben sich und werden ungeduldig, und drücken mir mit ihrem Helmbusch fast das Herz ab, aber ich schäme mich, sie hier in diesem elenden Salzneſt ins Treffen zu führen! Ich muß die Helden, die aus meiner Brust auftauchen, wieder hinunterschlucken, und es ist mir, als riefe der leibhafte Teufel hinterdrein ein kicherndes: Prosit die Mahlzeit! O Esperance, das kann mir nicht gut bekommen! Bin ich nicht doch eigentlich zum Unglück geboren?

In der Verzweiflung hierüber setzte ich mich heut früh hin, und schrieb, um doch etwas zu thun, zwei liberale Manifeste an die Zeitgenossen nieder. Erschrick nur nicht, Du liebes Deutsches Mädchen! Sie sollen mir darum nichts anhaben können. Zwar handelt es sich hier um einen Schritt der Oeffentlichkeit, aber ich will ihn, wie es einem Deutschen geziemt, der größeren Sicherheit wegen anonym thun! Ich hülle mich in meine anonyme Nationalität, während die Freiheit draußen stürmt! Und etwas, etwas muß ich doch thun! Ich muß wenigstens durch

allgemeine liberale Ideen zu wirken suchen, wenn mir meine Amtsverhältnisse in Kleinweltwinkel nicht gestatten, als specieller Liberaler herauszutreten. Darum habe ich diese beiden Manifeste aufgesetzt, welche ich an den Redacteur der „Dampfmaschine für Völkerfreiheit" senden werde, damit er sie als außerordentliche Beilage zu seiner Zeitung ausgebe.

Das erste ist ein mehr spielerisch liberales Manifest gegen das Hut-Abnehmen. Ich glaube, in einer wahrhaft frei gewordenen Zeit muß zuerst diese pedantisch lächerliche Sitte abgeschafft werden. Ich fange, wie Du siehst, die Befreiung der Völker von oben an, und lasse sie noch um einen Zoll höher als bei ihren Köpfen beginnen, also schon bei ihrem Hut. Was heißt es auch eigentlich, vor einem Andern den Hut abnehmen? Ist es nicht, abgesehen von dem dadurch begünstigten Servilismus, auch die größte Satire von der Welt, einem lieben Menschen, den ich auf der Straße sehe, ein so abscheuliches, länglich rundes, schwarzes, filziges Ding, als die Barbarei unsres Zeitalters uns aufgestülpt hat, ins Gesicht zu schwenken, als wollten wir ihn uns dadurch vom Leibe halten? Nein, der Hut ist das erste Hauptstück der Freiheit! so daß ich meinem Vaterlande die Errichtung einer Assecuranz-Gesellschaft gegen das Hutabnehmen vorschlage. Und wer sich vergißt, muß Strafgelder in eine allgemeine Kasse erlegen, aus welcher, nationeller Gutmüthigkeit gemäß, die Hutmacher entschädigt werden. Es lebe die Hutfreiheit!

Nun höre mein zweites Manifest. Es ist auf die Reformirung des Deutschen Briefstils ge-

richtet. Schon auf dem Couvert dieses Briefes wirst Du bemerken, daß ich das Prädikat: Wohlgeboren vor Deinem trauten Namen weggelassen habe. Es wäre wirklich eine unanständige Schmeichelei, Dir noch erst nachzurühmen, daß Du auch wohl geboren seist. Besser, als Du, kann Niemand geboren sein, und wäre er auch hoch oder hochwohl geboren, denn Das, was an Dir so herrlich ist, ist eigentlich gar nicht geboren. Es ist göttlich und ewig. Der liebe Gott ist auch weder hochwohlgeboren noch wohlgeboren, und wir sind ja alle nach seinem Ebenbilde erschaffen, also ohne das Prädikat: Wohlgeboren. Diese vier Wörter: Hochgeboren, Hochwohlgeboren, Wohlgeboren und Hochedelgeboren — denn blos edel geboren zu sein, schämt sich jetzt jeder Mensch — sind die vier bösen Feinde der Deutschen. Es sind die vier Grundpfeiler ihrer Pedanterie. So lange die Deutschen noch wohlgeboren sind, wäre ihnen besser, niemals geboren zu sein, und man wird sie wie neugeboren finden, wenn sie erst nicht mehr wohlgeboren sind. Die größte Barbarei in Deutschland ist immer noch die Barbarei seiner Gründlichkeit. Man benehme ihm also zuvörderst diese in der That maliziöse Gründlichkeit, auf jedem Briefcouvert bis auf die Geburt eines Menschen zurückzugehen und ihn mit dieser Hebammenängstlichkeit nach gewissen Modificationen geboren werden zu lassen. Die modificirte Todesstrafe fängt jetzt an in vielen gebildeten Staaten, besonders in Deutschen, abgeschafft zu werden; man macht sich nichts mehr daraus, ob der Verbrecher gerädert, geköpft oder gehängt wird, wenn

wenn er nur vom Leben läßt. So gut wie den modificirten Tod sollten sich die Deutschen nun auch die modificirte Geburt vom Halse schaffen. Was haben sie davon, ob Einer hochgeboren, hochwohlgeboren, wohlgeboren oder hochedelgeboren ist, wenn er nur ist? Nur bei den moralisch oder geistig Nichtseienden möchte es nöthig sein, noch in jedem Briefe besonders daran zu erinnern, daß sie auch wirklich geboren sind. In Bezug auf diese kann es mit jenen Prädikaten beim Alten bleiben, aber einen wahrhaft existirenden Menschen so anzureden, wird in Deutschland hoffentlich sofort außer Gebrauch kommen, sobald es meinen in dem Manifeste weiter ausgeführten Vorschlag angenommen hat. Mein Plan soll nicht ganz gegen alle Eitelkeit und Weltsitte Sturm laufen, sondern ich bin der Meinung, meinen Landsleuten drei andere Prädikate, statt jener früher üblichen, tauschweise anzubieten. Es bildet sich nämlich ebenfalls eine über das ganze Vaterland sich verzweigende Assecuranz-Gesellschaft, welche sich gegenseitig zu diesem Endzweck versichert. Jeder, dem das Unglück widerfahrt, von einem seiner Correspondenten das Prädikat: Wohlgeboren ꝛc. zu erhalten, hat das Recht auf eine Entschädigungssumme Anspruch zu machen, die nach Procenten auf ganz Deutschland vertheilt wird. Dagegen treten drei andere landesübliche Prädikate ein: hochverehrt, verehrt und geehrt, die, nach den Umständen und Verhältnissen, auf der Adresse dem Worte: Herr (An den hochverehrten Herrn N. N. ꝛc.) vorgesetzt werden. Nimmt sich das nicht menschlicher und freier aus? Vivat hoch, es lebe das freie

Deutſchland! Seelig ſind, die nicht wohlgeboren ſind! —

Du ſiehſt, Eſperance, wie ich mich als Liberaler allmählig einzurichten ſuche, ſo gut es gehen will. Verlange nicht zu viel auf Einmal! Troja iſt erſt in zehn Jahren erobert worden. Ich thue, was ich kann. Ich habe mich jetzt auch entſchloſſen, mir politiſche Zeitungen zu halten, da ſich ohne dieſe in der That nicht mehr leben läßt, und ich habe ſo gedacht, wenn ich mir das Rauchen abgewöhne, Morgens nichts mehr zum Kaffee eſſe, und meine Röcke ſchone, daß ich in dieſem Jahr keinen neuen machen zu laſſen brauche, ſo werde ich durch dieſe Erſparniſſe mit Gottes Hülfe den Aufwand wohl beſtreiten können. Sauer wird es mir freilich werden, beſonders das Faſten des Morgens, aber es hilft nichts. Ja, ja, mein Kind, dieſer Liberalismus wird mich angreifen, ſchwächen, vielleicht gar zu Grunde richten, aber den Anforderungen der Zeit muß dennoch genügt werden! Nun, wie Gott im Himmel will! Er, der Alles zum Beſten zu lenken weiß, wird ſich auch eines liberalen Salzſchreibers erbarmen.

Doch jetzt lebe wohl, Du hochverehrte Eſperance! Es klopft an meine Thür, ich muß ſchließen. Der Copiſt Mundus kommt, um mich zum Vogelſchießen abzuholen. Nächſtens mehr von dieſem ſeltſamen Menſchen. — Ich bin

Dein E.

An Esperance.

Kleinweltwinkel, 20. Mai.

Ich habe die Feder einige Tage ruhen lassen, weil der Drang der Begebenheiten zu groß war. Dazu kam, daß ich immer auf ein Antwort-Blattchen von Deiner Hand gehofft, um, eh' ich Dir weiter schriebe, zu sehn, ob Du mich nicht etwa für toll hieltest. Aber Du bist auf Einmal verstummt, edle Freundin, und mir bleibt nichts Anderes übrig, als auch ins Stumme hinaus Dir dennoch zu schreiben. Alle meine Gedanken sind einmal schon geborene Briefe an Dich, die ich nur blos auf die Post zu geben brauche. Indem Du sie entsiegelst, hast Du mein Herz entsiegelt, und unter dem viereckig geschnittenen Couvert steckt ein ganzer, armer, närrischer Mensch, der die Hände nach Dir ausstreckt. Klopfe ihm nicht auf die Finger, sondern höre ihm zu, was er sagt und wie es ihm geht. Gesagt und geklagt muß es sein. So klagt der geschossene Rehbock des Waldes selbst noch dem Jäger, der ihn getroffen, sein Leid ins Ohr, während ihn dieser theilnehmend auf seine Schulter ladet, und der Rehbock, dies für einen Freundschaftsdienst ansehend, schätzt sich noch einmal so glücklich, und ahnt nicht, daß der Andere bei seinen Schmerzen

nur den Vorgeschmack des künftigen Rehbratens empfindet. —

Ich habe versprochen, Dir von einem Mann etwas zu erzählen, der ohne Zweifel die originellste Figur in unserm Salzstädtchen ist. Copist Mundus war im Blüthenalter seines Lebens Husar, und trägt aus dieser Periode seiner Thaten noch die pelzverbrämte Husarenmütze, die ihm, nebst einem ebenfalls übrig gebliebenen martialischen Schnurrbart, zu einem sonst vor Alter ehrwürdigen Haupt charaktervoll genug steht. Bei weitem merkwürdiger als sein Aeußeres ist jedoch sein Inneres, in das, da er mich besonders liebt, vielfaltige Gespräche mit ihm mich tiefer haben blicken lassen. Dieser Mensch hat sich nach einem Leben, das ganz und nur der That gewidmet war, nun, seitdem er hier bei unserm Salzamte als Copist angestellt worden, durchaus und völlig in die Reflexion gestürzt. Alles an und in ihm ist Reflexion, jeden Tintenklecks, den er unglücklicherweise bei seinen Abschreibereien macht, weiß er gleich mit der ganzen Weltgeschichte in Beziehung zu setzen, und die tiefgehendsten Raisonnements darüber anzustellen, und kein einziges Ereigniß, selbst im gewöhnlichsten Leben, steht ihm einzeln da, sondern er muß es sich in Zusammenhang mit einem früheren, sei es aus der alten oder der neuen Zeit, bringen. Ich nenne ihn oft im Scherz die ambulirende Mäusefalle der Reflexion, weil er wirklich mit jedem Luftzug, den er schnappt, Reflexionen fängt. Man muß aber seine Excurse über die Weltgeschichte mit angehört haben, um einen Begriff davon zu bekommen, wie doch eigentlich Alles im

Universum zusammenhängt! Er ist, in der That, der Geschichtsphilosoph von Kleinweltwinkel! Und Alles, was geschehen, weiß er auf ein einziges Prinzip der Dinge zurückzuführen, das ihm überall Stich hält und er überall als Grundgedanke durchzuführen versteht. Dies ist das Prinzip der Kaltblutigkeit. Man nennt ihn deshalb auch hier nur den Kaltblütigen, weil er behauptet, daß die Welt nur stehe und sich halte, indem sie auf dem Prinzip der Kaltblutigkeit basirt sei.

Dieser Mann ist jetzt in dem Augenblick, wo ich Dir von ihm schreibe, schon todt, ein Opfer der Reflexion! Doch ich will dem traurigen Faden der Begebenheiten nicht vorgreifen, und Dir der Zeitfolge und Ordnung nach Alles berichten. Zugleich muß ich jedoch davon abstehen, Dir seinen Charakter und sein Wesen durch die bloße Erzählung anschaulich genug vorstellen zu können. Ich theile Dir daher lieber ein Gespräch mit, das ich noch an dem Tage, wo er mich zum Vogelschießen abholte, auf dem Wege dorthin mit ihm gehabt, und worin er sich noch einmal, — leider so kurz vor seinem Hingange! — mir in der ganzen Eigenthümlichkeit seiner Ansichten erschloß. Zuvor ist nur noch die Bemerkung vorauszuschicken, daß er an diesem Tage nicht seine gewöhnliche Husarenmütze trug, sondern in der Uniform eines Schützen-Königs, mit dreieckigem Hut und Flinte, neben mir her stolzirte, da er der Schützenkönig des vorjährigen Vogelschießens war.

Ich. Mein lieber College Mundus, wie geht die Welt? Was sagt Ihre Weisheit zu den neuesten Begebenheiten dieser wunderlichen Zeit?

Copist Mundus (gähnend die Flinte über

die Schulter legend). Begebenheiten? Mein lieber College Seeliger, habe ich Ihm denn nicht schon einmal bewiesen, daß es eigentlich gar keine Begebenheit giebt, sondern die ganze Weltgeschichte nichts als eine optische Spiegelfechterei des Gedankens ist? Was ist Begebenheit? Was ist Factum? Lumpereien sind es, die nur im Gehirn der Nichtdenker existiren, während eine kaltblutige Betrachtung der Geschichte in allem Geschehenden nur eine reine Gedankenschwebung wahrnehmen wird. Das ist aber eben der grandiose Irrthum der Geschlechter seit Jahrtausenden, daß sie immer für Begebenheiten ansehen, was doch nur Geistererscheinungen des Gedankens sind, und durch diesen Irrthum hat sich eigentlich die Geschichte nur bis auf unsere Zeit noch fortgepflanzt, denn die Geschichte müßte längst zu Grunde gegangen sein, wenn sich die Völker nicht immer noch in ihrem Wahn an den Begebenheiten abgearbeitet hätten, statt sich dabei still zu beruhigen, daß ja Alles nur Gedanke ist! Und welcher kaltblütige Mensch wird sich um eines bloßen Gedankens willen ereifern? Was ist Gedanke? Was ist Idee? Lumpereien sind es, die Jedermann auf der Straße finden kann, wenn er nur den Kopf auf dem rechten Flecke hat. Die Geschichte soll und muß aber nothwendig einmal im Gedanken untergehen und stillstehen, denn es ist offenbar nichts als ein Uebelstand und leidige Quälerei, Geschichte zu haben. Wie lange wird es noch dauern, so wird auch die kreuzlahm gewordene Begebenheit der Geschichte nicht mehr auf die Beine zu helfen vermögen, und die Völker werden so in Gedanken versunken

ſein, wie jener Regenſchirm in der Wochenblatts-Annonce, der in Gedanken auf einem Kaffeehauſe ſtehen geblieben war. Die Völker werden dann einſehen, daß es, wie geſagt, keine Begebenheiten giebt, ſondern nur Gedanken, und werden es von dieſem Augenblick nicht mehr der Mühe werth halten, eine Hiſtorie zu haben, da ſeinen Gedanken Jeder in ſeinen vier Pfählen beim Fliegenfangen ungeſtört nachhängen kann. Die ganze Welt wird dann ruhig und kaltblütig ſein. Dann wird anerkannt ſein, was ich immer behauptet habe: Kaltblütigkeit iſt das höchſte Prinzip!

Ich (mich an ſeinen Arm lehnend). Mir ſchwindelt! Halten Sie mich, halten Sie mich! Sie prophezeien das letzte Ende der Dinge, und das jüngſte Gericht, und Alles mit der größten Kaltblütigkeit, lieber College! Mehr Beweiſe, mehr Beweiſe, muß ich bitten, oder ich ſtoße Ihre ganze Theorie über den Haufen!

Copiſt Mundus. Beruhige Er ſich, junger Mann! Sei Er beſonnen, kalt, und es wird Ihm Alles klar werden. Soll ich ihm das Verhältniß zwiſchen Begebenheit und Gedanke in der Geſchichte noch weiter demonſtriren? Sieht Er wohl, weil jede Begebenheit nur ein Gedanke iſt, darum hängt ja eben in der Geſchichte Alles auf das Genaueſte zuſammen! Es war z. B. keine Begebenheit, als der langnaſige Römer Cäſar an den Iden des März umgebracht wurde, ſondern es war der richtige Gedanke, den Brutus gefaßt hatte, daß das Einzelne ſich nicht wichtiger machen ſolle als das Ganze. Dieſer nämliche Gedanke hatte eigentlich ſchon kurz vorher dem Cato Uticenſis das eigene Schwert in den Leib getrieben,

weil er sah, daß Cäsar ein zu schlechter Denker war, um jenen einfachen Gedanken fassen zu können. Cäsar aber hatte offenbar schon immer die Vorahnung gehabt, daß er einmal auf die kläglichste Weise an einem Gedanken sterben würde, denn er haßte bekanntlich während seiner Lebzeiten alle Denker und hielt sie sich mit einer gewissen Scheu vom Leibe. Brutus und Cassius waren aber ohne Zweifel die besten Denker ihres Volkes, denn sie dachten, als es nicht mehr auszuhalten war, geradewegs an Cäsar's Tod. Dieser Gedanke manifestirte sich nun an den Iden des März mit logischer Schärfe, und der Tod des Cäsar war eigentlich, wie ich schon angedeutet, nur der nothwendig zu erfolgende Gedankengegensatz zu dem Tode des Cato von Utica. Cato brachte sich um Cäsar's willen um, und Cäsar wurde um des Gedankens willen umgebracht, um dessentwillen der sich umbringende Cato eben in diese Desperation gerathen war. So läßt sich in der Geschichte, wenn man sich die Mühe dazu giebt, Alles auf einen und denselbigen Gedanken zurückführen. Wie der Vogel Strauß seinen Kopf im Sande versteckt, um nicht gesehen zu werden, so verkriecht sich auch der Gedanke oft hinter der historischen Begebenheit, aber ein kaltblütiger Jäger läßt sich dadurch nicht irre machen, schießt ab, und erlegt das Wildpret doch. Gedanke! Gedanke! Er ist das Endziel der Geschichte, und er wird die Völker glücklich machen. Sie werden keine Abgaben und Steuern mehr zu bezahlen brauchen, wenn erst Alles im Gedanken aufgegangen ist, denn Gedanken sind ja zollfrei, wie schon das Sprüchwort lehrt. Doch um auf etwas Anderes

zu kommen, guter Salzschreiber, kann Er mir wohl sagen, warum unsere alte knarrige Thurmuhr in Kleinweltwinkel jetzt eben drei schlägt, und warum sie nicht ebenso gut vier schlagen könnte?

Ich (meine Taschenuhr herausziehend). Das will ich Ihnen sagen, großer Copist Mundus, weil sie falsch geht, denn ginge sie richtig, wie die meinige, müßte sie allerdings in diesem Augenblick schon vier schlagen. Die Zeit schleppt in Kleinweltwinkel immer um ein ganzes Minutensystem nach.

Copist Mundus (ohne sich außer Fassung bringen zu lassen). Ausflüchte, Ausflüchte, Herr Salzschreiber! Komm' Er mir doch mit solchen rein thatsächlichen und begebenheitlichen Einwänden nicht! Glaubt Er das große Welträthsel dadurch zu beseitigen, warum drei nicht vier ist? Sieht Er, die Zeit ist offenbar die fortgelaufene Schlange aus dem Paradiese, die vor dem Fall des Menschengeschlechts noch stillverschlungen auf dem Baume der Erkenntniß saß und sich nicht rührte, und jetzt, obwohl es ihr längst leid geworden, doch so lange laufen und laufen und immer laufen muß, bis sie sich von selbst wieder in's Paradies zurückgefunden. Nun ist die eigene Schwierigkeit vorhanden, daß sie immer vorwärts zu laufen genöthigt ist, während sie doch eigentlich rückwärts das Paradies zurückgelassen hat, und deshalb weiß die Zeit, welche die Schlange ist, auch nie recht, wohin sie sich wenden soll. Man kann daher bemerken, daß sie alle Jahrhundert einmal wieder versucht, einige Schritte zurückzumachen, in der hypochondrischen Meinung, daß das Paradies doch am Ende wohl hinter ihr liegen könne, und in die-

ser Voraussetzung wäre es dann eigentlich ganz gleichgültig, ob drei Uhr vier Uhr oder ob vier Uhr drei Uhr ist. Sieht Er aber wohl, dem ist keineswegs also. Die alte Schlange mag sich in den Schwanz beißen, so viel sie will, um in ihrer Verzweiflung dadurch anzudeuten, daß die Zeit ein Kreis ist ohne Anfang und Ende, sie muß doch immer den langen Ringelleib wieder aufrollen, weil es ihr Fluch ist, das vorwärts zu suchen, was sie rückwärts gelassen hat. Und ebendeßhalb ist drei Uhr nicht vier Uhr, weil drei Uhr um eine Stunde rückwärts und vier Uhr um eine Stunde vorwärts zum Paradiese ist. Darum sind auch alle Uhren rund, weil sie in dieser Form den Verzweiflungskampf der Zeitschlange zwischen Rückwärts und Vorwärts mathematisch richtig vorstellen, indem dieselbe, wie gesagt, sich vor Angst in den Schweif beißt und so einen Kreis beschreibt, den die Uhrmacher sinnbildlich festgehalten haben. Deshalb aber auch ist die Zeit, weil sie die Schlange ist, die Allverführerin, die immer sucht, wen sie verlocke. Zeitpolitik und Zeitungen sind die giftigen Schlangeneier, die mancher Thor im verblendeten Eifer an sein Herz nimmt, um sie auszubrüten, bis er endlich sehen muß, daß er sich junge Schlangen daraus auferzogen, die ihm die Brust zerfleischen werden. Hüt' Er sich, hüt' Er sich, Herr Salzschreiber! Ich weiß, Er hat sich auf der Post-Expedition Zeitungen bestellt! Was sollen Zeitungen in Kleinweltwinkel? Darum lieb' ich eben diesen Ort so sehr, weil wir hier über die Begebenheit längst hinaus sind, und Langeweile — ich meine jenen sinnigen Frieden der Langenweile

— genug übrig haben, um uns ganz dem reinen Gedanken hingeben zu können. — —

Es war wirklich Schade, daß wir jetzt eben auf der langen Wiese angelangt waren, und die dort versammelte bunte Menge uns aufnahm und auseinanderbrachte, denn Copist Mundus war jetzt gerade im Begriff, auf sein interessantestes Thema zu kommen.

Der Vogel stand noch unversehrt oben auf der Stange, und ein Schuß nach dem andern trat ab und zu, ohne des besten Schusses Meister zu werden. Ich stellte mich etwas abseits aus dem Gedränge, um das Volk recht in Muße beobachten zu können. Fürwahr, ein tristes, trübseliges, trauriges Volk! Wie sie sich freuen, wie sie sich amüsiren, und selbst an ihrer Freude wie ein Lastthier schleppen und keuchen! O mein Gott, das ist ein Deutsches Volksfest! Der Deutsche verräth seine Schwerfälligkeit am meisten, wenn er sich freuen will; nur im Schmerz wird er poetisch, edel und selbst genial! Sogar in der Deutschen Sprache sind die Ausdrücke und Interjectionen der Freude dürftig, plump, herzbeklommen und ohne hellen Jubelklang, während sie aus einer Französischen Kehle wie ein lachendes Trompetenstück herausschmettern. Und so still, so entsetzlich still wird das Volk, wenn es sich in Masse bei einander befindet! Es ist, als ob sich Einer vor dem Andern seiner Nationalität wegen genirte, und immer im Begriff wäre, mit dem Hut in der Hand um Verzeihung zu bitten, daß er auch zu existiren wagt.

Ich wurde in meinen Betrachtungen durch den Galgenmeter Flitzbogen unterbrochen, der mir

seine Flinte anbot, und fragte, ob ich nicht auch einen Schuß versuchen wolle, was ich mit Kopfschütteln ablehnte. Der alte gute Mann hatte auch eigentlich nur Gelegenheit gesucht, mit mir von seinem Sohn zu sprechen, der heut in Kleinweltwinkel angekommen war und sich ebenfalls unter den Festgängern auf der Wiese befand. Ich hatte schon früher von diesem jungen Flitzbogen gehört. Er hatte studirt, sich dann als fahrender Candidat der Theologie eine Zeitlang umhergetrieben, war in Rheinbaiern Hauslehrer gewesen, revolutionnairer Umtriebe verdächtig geworden, man hatte ihn festgenommen, die Anklage des Umsturzes des Bestehenden gegen ihn anhängig gemacht, und endlich vor einem gutherzigen Assisengericht dortiger Gegenden wieder freigesprochen. So war er jetzt in seinen Geburtsort Kleinweltwinkel wieder zurückgekehrt, wahrscheinlich um seinen betagten Vater, der ein kleines Vermögen besaß, zur Last zu fallen. Dieser aber zeigte sich hocherfreut, seinen Einziggeborenen wiederzuhaben, und wies ihn mir mit der Hand, wie er eben im Begriff war, nach dem Vogel zu schießen. Es war ein junger weißblonder Mensch von bleicher abgelebter Gesichtsfarbe, aber kecken Augen. Sein alter Vater glaubte, daß er nun zurückgekommen sei, um zu predigen und ein geistliches Amt zu übernehmen, und bedauerte nur gegen mich, daß ihm sein schweres Gehör nicht verstatten werde, seinen Sohn, den er mit so vielen Kosten habe studiren lassen, jemals predigen zu hören. Er litt, wie alle Balgentreter, an Taubheit. Aber siehe! in diesem Augenblick hatte der junge Flitzbogen losgeschossen, und ein allgemeines Lärmen und Schreien

erhob sich auf der ganzen Wiese, denn der Königsschuß war gefallen. Der Neuangekommene hatte sich sogleich zum König der Kleinweltwinkler Schützengilde geschossen. Alles drängte sich herzu, ihm zu gratuliren, und der Balgentreter, dem die Thränen der Vaterfreude in den grauen Augen standen, rannte ebenfalls, soweit es seine alten Beine nur erlaubten, um seinen Sohn an sein Herz zu schließen.

Ich stand wieder allein. Die dunklen Schatten meiner Melancholie spannen sich wie ein schwarzer Schleier selbst über den schönen grünen Maitag, der das Fest meiner Mitbürger so herrlich begünstigte. Ich blickte sehnsüchtig dem Vogel nach, der aus den Wipfeln der alten Linde zwitschernd herausfuhr und mit lustigem Flattern in das wolkenlose Blau des Himmels aufschwebte. Thränen stürzten mir aus den Augen, ich wußte selbst nicht warum. O mein Gott, sind das die Flitterwochen meines Liberalismus? Hat mir der Herr von Zodiacus so meinen Zeitpips kurirt?

Ich weiß nicht, wie lange ich so, in meine Schwermuth versunken, dagestanden, als ich plötzlich durch einen Lärm erweckt wurde, der auf der Vogelwiese ausgebrochen zu sein schien. Ich unterschied die dumpfe Stimme des Copisten Mundus, die mit selten gehörter Heftigkeit in der Ferne grollte und von einer andern jüngeren mit wiederndem Geschrei erwiedert wurde. Dies belebte einigermaßen meine Neugier, und ich wand mich durch das Gedränge hindurch, um zu sehn, was es gäbe.

Die Streitenden waren in der That niemand anders als der alte Mundus und der junge Can-

didat Flitzbogen. Ersterer hatte sich nämlich bald nach dem Meisterschuß angeschickt, seine Königswürde vom vorigen Jahre an den neuen Schützenkönig abzutreten, und denselben mit den damit verbundenen Insignien zu belehnen, als der Andere zum höchsten Erstaunen aller Anwesenden entschieden erklärte, daß er die Königswürde nicht annehmen werde. Dies war in Kleinweltwinkel noch nicht vorgekommen, und erregte einen allgemeinen Unwillen, besonders aber den des Copisten Mundus.

Ich will schlechterdings nicht König sein! schrie Candidat Flitzbogen, indem er dem im ruhigen Zorn dastehenden Mundus leidenschaftlich vor der Nase herumgesticulirte. Selbst ein Schützenkönig zu sein, bringt in heutiger Zeit Gefahr! König, König, will ich nicht sein, damit laßt mich ungeschoren, und somit Sela!

Kaltblütigkeit ist das höchste Prinzip! erwiederte der vorige Schützenkönig mit großartiger Mäßigung. Darum will ich Ihm, junger Mann, ganz ruhig auf seine hochverrätherische Rede antworten. Sieht Er wohl, Er hat dem Vogel die Krone abgeschossen, und folglich ist Er Schützenkönig! Alles hängt in der Welt genau zusammen und läßt sich auf einen und denselben Gedanken zurückführen. Wer eine Krone geschossen hat, ist König! Es ist ein Werk des spielerischen Ungefährs, auf das Er sich, junger Mann, nichts einzubilden braucht. Sei Er König mit Bescheidenheit und Selbstverläugnung, und es wird Ihm nichts Uebles begegnen. Lerne Er erst gehorchen, und das Regieren wird Ihm dann leicht werden. Gehorche Er mir also, und nehme Er diesen Königshut, wie es der Sinn

des heutigen Festes verlangt, nur erst aus meiner Hand an, und regiere er darauf in Frieden!

Was Königshut? lachte der übermüthige Flitzbogen, indem er den ihm dargebotenen Hut in die Hand nahm und komisch betrachtete. Dies ist ja ein Dreimaster! Das deutet eine Dreiheit der Gewalten an, — Volksrepräsentation, Regierung und König — wie sie nur im besten constitutionellen Staate gefunden werden kann! Und das nennt Ihr im Ernst einen Königshut? Herr Copist Mundus, Ihr wollt mich foppen! Wer wird die Königswürde in Form eines Dreimasters repräsentiren? Geht, geht, ich halte Euch jetzt für einen geheimen Revolutionnair! Wenigstens seid Ihr ein Zeitgemäßer, ein Liberaler! Gebt mir Eure Hand, wir müssen Freunde werden, wir müssen uns duzen, und ich bitte Euch, sagt nicht mehr: Hör' Er mal, zu mir! Kommt, vivat hoch, der Dreimaster soll leben! —

In diesem Augenblick fielen meine Augen auf den Herrn von Zodiacus, der plötzlich dicht neben den Streitenden gesehen wurde. Er war wie aus dem Boden hervorgeschossen, da er noch kurz zuvor, worauf ich meinen Kopf verwette, durchaus nicht auf der Wiese sichtbar gewesen war. Ich wußte zwar, daß er sich noch immer in unserm Orte aufhielt, wegen der Krankheit seiner alten Großmutter, (der scharlachrothen Sphinx, von der ich Dir geschrieben,) aber ich vermuthete ihn mir nicht an dieser Stelle, weshalb mich sein Erscheinen eigentlich mit Grauen überlief. Ich glaubte, daß er nun Frieden stiften werde, aber die lange hagere Figur sah mit ihrem gewohnten Lächeln dem Wortwechsel der Beiden, die ihn gar nicht

zu bemerken ſchienen, zu, und ließ eher ein höhniſches Wohlgefallen darüber in ſeinen Geberden blicken.

Dem Copiſten Mundus war bei den letzten Worten des Candidaten Flitzbogen die große Zornader auf ſeiner hohen Stirn faſt zu einem dicken Reifen angeſchwollen. Junger Mann, ſagte er dann mit dem höchſten Aufgebot verächtlicher Kaltblütigkeit, Ihr wißt nicht, was Ihr thut, und deshalb vergebe ich Euch, daß Ihr einen Mann beleidigt, der vierzig Jahre Soldat und Huſar geweſen, und das will mehr ſagen, als ſeit vorgeſtern liberal ſein! Euerm Liberalismus fehlt es an Allem, was ihn zu einem tüchtigen Huſaren auf dem Kriegsſchauplatz der Weltgeſchichte machen könnte, und er würde höchſtens in eine Strafcompagnie der Geſchichte gehören; Euerm Liberalismus fehlt es noch ganz an Säbel, Carabiner, Pferd und Reitzeug, und er iſt daher nur zu bemitleiden, daß er, wie die Kinder zu Weihnachten, auf einem hölzernen Steckenpferd auf Abenteuer ausziehen muß! Der ganze Liberalismus iſt auch nur ſo ein Weihnachtsreiter aus Franzöſiſchem Pfefferkuchen, welchen der leibhafte Teufel den Deutſchen aus Ironie zum heiligen Chriſt beſcheert hat, und da Ihr mir zugeben werdet, daß Alles in der Welt genau zuſammenhängt, ſo werdet Ihr auch zugeben müſſen, daß Ihr ſelbſt und Euer Liberalismus mit Herrn Lucifers Majeſtät zuſammenhängt! Dieſe Reflexion ſei mein Triumph über Euch! Sie iſt zugleich die Reflexion höchſter Kaltblütigkeit!

Das iſt eine höchſt beleidigende Reflexion! ſchrie Flitzbogen, indem er ſich wie außer ſich ſtellte.

Auch ich ward zur Reflexion geboren, auch mir hat die Natur an meiner Wiege Freuden zugeschworen, doch solche Reflexionen sind mir noch nie geboten worden! Rings umgeben von einem ganzen Zeitalter voll Reflexion, stehe ich doch furchtlos hier, und erkläre keck allen hier auf dieser Wiese versammelten Deutschen ins Angesicht, daß ich der Mann nicht bin, der sich selbst durch eine Reflexion schikaniren ließe! Was ist eine Reflexion, daß sich ein freier Mensch darüber krank ärgerte? Ich bin frei, ich bin liberal, ich bin der Candidat Flitzbogen! Ich habe mit Wirth und Siebenpfeifer auf das Eine und ungetheilte Deutschland angestoßen, und zu der Schrift Wirths über die Deutsche Reform, die der große Mann im Gefängniß schrieb, habe ich ihn, als ich ihn dort besuchte, die Schreibfedern geschnitten, weil ich gerade ein Federmesser bei mir hatte! Die Assisen von Landau wollten mich deshalb mit in den berüchtigten Hochverraths-Prozeß hineinziehen, aber ich war so kühn, zu beweisen, daß ich nicht an der Zerspaltung der bestehenden Ordnung, sondern nur an der Spaltung eines Gänsekiels mitgewirkt hatte. Ein solcher Mann bin ich, und soll jetzt, nachdem ich mein Deutsches Wesen bis zur Thatkraft in mir gesteigert hatte, nachdem ich einmal von einem wirklichen Factum in Deutschland zu träumen gewagt, jetzt soll ich eine elende Deutsche Reflexion auf mir sitzen lassen? Nein, ich verlange Genugthuung, ich verlange vollständige reparation d'honneur! Ihr müßt Euch mit mir schlagen, Copist Mundus, um dieser Reflexion willen müßt Ihr Euch mit mir schlagen, wenn Ihr wirklich vierzig Jahre Soldat und Husar gewesen seid!

Auf den Gesichtern aller Umstehenden malte sich ein bleicher stummer Schrecken, als sie eine solche in Kleinweltwinkel noch nie gehörte Herausforderung vernahmen. Der Herr von Zodiacus aber unterdrückte ein lautes Lachen des Wohlgefallens an dieser Scene nicht, und nahm jetzt das Wort, indem er mit seiner heisern Stimme zu einem Vergleiche rieth. Etwas muß allerdings hier zur Genugthuung geschehen, sagte er, denn es handelt sich um keinen gewöhnlichen Zank, sondern es sind die Interessen der Zeitparteien, die zwischen den beiden Herren in's Spiel getreten sind.

Ich will einer gütlichen Uebereinkunft nicht im Wege sein, erwiederte Flitzbogen mit einiger Scheu gegen den Fremden. Aber ohne Duell kommt bei mir keiner davon, und sollte es auch blos des Scheines wegen vor sich gehn müssen. Ich schlage daher vor, daß wir uns mit ungeladenen Flinten schießen, denn da dem Herrn Copisten Mundus Kaltblütigkeit das höchste Princip ist, so wird er es hoffentlich zufrieden sein, daß wir uns auf kalte Schüsse duelliren.

Der Heisere lächelte dem muthwilligen Candidaten beifällig zu, den er überhaupt schnell liebgewonnen zu haben schien. Ich erbiete mich zum Secundanten in diesem höchst ergötzlichen Zeit-Duell, sagte er dann.

Eine andere Schwierigkeit war jedoch, den erhabenen Sinn des Copisten Mundus zur Einwilligung in diese Farce zu bewegen. Er stand lange stumm und kopfschüttelnd da, wie von einer bangen Vorausahnung seines Unterganges ergriffen, und nur mit Mühe sagte er Ja, als ihn seine Freunde, die froh waren, daß die Sache in einen

Scherz auslief, von allen Seiten dazu überredeten. Ort und Stunde wurden endlich bestimmt, und ganz Kleinweltwinkel versprach sich eine lustige Unterhaltung von dieser Geschichte. — —

Als man sich darauf zum gemeinsamen frohen Mahle, das mit einem Ball endigen sollte nach dem Saale des Schützenhauses begab, hatte ich unterwegs ein Gespräch mit dem Candidaten Flitzbogen. Er hatte sich nämlich zuerst an mich gemacht, da ihm sein Vater wohl gesagt haben mochte, daß ich auch so eine Art Halbstudirter sei, und ich erkundigte mich mit vieler Theilnahme bei ihm nach seinen Schicksalen und Fahrnissen in Rheinbaiern und Süddeutschland überhaupt. Ich weiß nicht, trieb mich mein guter Geist dazu, diesen Menschen nach dem Gedeihen des Liberalismus zu fragen, um mir alle liberalen Anfechtungen bei mir selbst verhaßt zu machen?

— — — — — — — — — —

— — Ich würde mich aber verdächtig machen, wenn ich Dir Alles aufzeichnen wollte, was über seine leichtfertige Zunge gegangen, und dieser Brief vielleicht in die unrechten Hände geriethe. Man muß heuer vorsichtig, sehr, sehr vorsichtig sein! So höre nur, was er, nachdem er das Thun und Treiben der großen Freiheitsmänner in Rheinbaiern geschildert, dann mit einem ungeheuern Stoßseufzer hinzufügte: Es waren kostbare Stunden, die ich mit diesen Menschen allen verlebte, und ich preise mein Schicksal deshalb glücklich, in ihren Reihen gestanden zu haben! O wie lebten, wie jubelten wir zusammen, und tranken immer die besten Sorten auf das Wohl der jungen Freiheit! Ein freies Leben führten wir, ein Leben

voller Wonne! Ach, und diese Edlen, wo sind sie jetzt? Die Thränen kommen mir in die Augen. Zerstreut in alle Welt, landflüchtig, obdachlos, geächtet irren sie umher, wie der redliche Große und mein Busenfreund, Candidat Herold, der viel Anlage zum Kritiker hatte; Andern hat man den hochstrebenden Geist in niedere Kerkerlöcher gedrückt, wo sie den Traum von der Wiedergeburt Deutschlands ausschlafen. Von Liberalen, wie H. Heine und Börne, will ich Ihnen nur ein Paar Worte sagen. Diese Beiden haben sich immer etwas vornehm gegen uns gehalten, und wir waren deshalb nie sonderlich bemüht, sie in unsere Sache hineinzuziehen. Von Heine's Liberalismus habe ich überhaupt nie eine große Meinung gehabt; er kokettirt nur mit ihm, wie mit Allem, und seine jetzige Liebschaft mit der Freiheit hat keinen tiefern Zug, als seine übrigen Liebschaften, die er besungen und im Singen an den Pranger gestellt hat. Da Monsieur Heine, nach einem seiner eignen Lieder, seine Mädchen nur so lange liebt, als sie ihn nicht lieben, so ist er auch, glauben Sie mir, für die Freiheit nur so lange begeistert, als sie nicht da ist; wäre aber aller Orten die erstrebte Freiheit verwirklicht, würde Heine, schon um pikant zu sein, als der erste auftreten, welcher sich über sie mokirte und einen Witz gegen sie ausgehen ließe. Was Börne betrifft, so weiß der eigentlich gar nicht, was er will, und schwärmt für einen in aller Ewigkeit entfernten Juden-Messias der Freiheit, der, man weiß nicht woher, einmal erscheinen soll. Dabei wendet er ein ungeheueres Talent auf für eine Aufgabe, die praktisch betrachtet ein Nichts ist und

zu Nichts führen kann, und dann windet er sich in witzigen Krämpfen vor den Augen des Publikums herum, und möchte seine Thränen, die er über Deutschland weint, als Gifttropfen in die Weingläser der Fürsten schütten, aber es bleibt bei den in schönem Deutsch zum Besten gegebenen Optativen. Börne ist ein wahrer Don Quixote des Liberalismus, und ebenso unheimlich lustig und bizarr tragisch, wie dieser. Aber was hilft das Alles der Sache, für die wir fechten! Praktisch, praktisch, das ist die Hauptsache, und ist das Eine, was Noth thut! Dies Verdienst wenigstens haben wir Hambacher, daß wir gleich auf's Praktische ausgingen, und was könn... wir dafür, daß das noch in Theorie allzuvergrabene Deutschland uns zu frühzeitig die Praxis gelegt hat!

So sprach Candidat Flitzbogen, und ich konnte mich eines tiefen Widerwillens gegen ihn nicht erwehren. Er schien mir frecher und in seiner Frechheit gewandter zu sein, als ich mir vorgestellt. Dabei ärgerte es mich vor Allem, was er über Börne gesagt.

Den Monsieur Heine will ich Ihnen allenfalls eher preisgeben! sagte ich. Da er sich selbst überall preisgibt, was brauchen Andere mit ihm Umstände zu machen. Aber Börne's tiefere Natur haben Sie zu wenig begriffen, und scheinen mir mit schonungsloser Leichtfertigkeit über ihn abgesprochen zu haben. Börne hat, trotz Willibald Alexis in Berlin und der Brockhausischen Buchhandlung in Leipzig, ein großes Verdienst um Deutschland, er hat das Verdienst, an den nationalen Thorheiten und Vorurtheilen der Deutschen niedergerissen zu

haben mit dem Feuer und Schwert seines Witzes. Börne ist ein acht deutscher Mann, alle Krankheiten Deutschlands haben in seinem Herzen genistet, er ist sentimental, wie Deutschland, träumerisch, wie Deutschland, hypochondrisch, wie Deutschland, gutmüthig närrisch, wie Deutschland, in sich selbst wühlend und über sich selbst reflectirend, wie Deutschland. Weil alles Deutsche in diesem Börne so scharf vorhanden ist, darum ist es sich eben in ihm so gegenständlich geworden und unter die Zuchtruthe seines Spottes gefallen, denn dieser Spott ist nichts Anderes als eine schneidend ausgeschliffene Selbstreflexion, deren Schärfe von tief menschlichen Thränen bethaut ist. Wer kann den Schmerz verkennen, der in diesem politischen Laokoon unserer Zeit so erhaben ausgedrückt ist? Ja, einen Laokoon nenne ich ihn! Sieht er nicht seine liebsten und geliebtesten Kinder, die Deutschen, von der heimtückischen Schlange der Knechtschaft umwunden, sieht er nicht, wie sie, eines besseren Looses werth, sich ringen bis in den Tod unter dem Druck eines Gespenstes, und hat ihn nicht selbst schon der grause Wahnsinn des Schmerzes und Mitgefühls lähmend umschlungen, so daß er, mit seinem Volke zu einer starren Gruppe des Entsetzens vereint, auch mit ihm an einem und demselben Schicksal untergehen wird?

Flitzbogen lächelte widerwärtig, als ich dies gesagt hatte. Ei, ei, Herr Salzschreiber, rümpfte er mir dann zu; wie ich höre, pfuschen Sie auch ein wenig in die Zeitinteressen. Aber sagen Sie mir, wie denken Sie es anzustellen, um hier in Kleinweltwinkel die Freiheit zu erhaschen? Oder werden Sie ihr, wie jenes Kind dem Vogel, den

es einfangen wollte, Salz auf den Schwanz ſtreuen, um ſich deſto gewiſſer ihrer zu bemächtigen?

Dies verdroß mich ſo ſehr, daß mir in dieſem Augenblick die ganze Sache der Freiheit hätte gram werden können. Ich wollte eben auch mit einem Witz auf ihn losbombardiren, als er mir in das Schützenhaus hinein entwiſchte, wo wir inzwiſchen angelangt waren. Von dem großen Souper, das jetzt erfolgte, ſage ich Dir kein Wort, geliebte Freundin. Mir ſchmeckte kein Biſſen. Selbſt die Krebspaſtete rührte ich nicht an, ſo daß die Frau Salinen-Inſpectorin, neben der ich ſaß, mitleidig über mich armen Tropf lächelte. Ich fühlte mich krank, krank, krank, ſo krank wie Deutſchland, ſo krank wie Börne. Und ach! Esperance, hatte ich nicht Recht gehabt, daß ich den guten Börne gegen den naſeweiſen Flitzbogen vertheidigt? Du biſt dem lieben kleinen Mann, als ich Dir einmal ſeine Memoiren einer Poſtſchnecke vorlas, ja auch ſo gut geweſen, daß Du ihn auf der Stelle küſſen wollteſt, und das will von Dir viel ſagen, o Esperance!

Von dem Ball erzähle ich Dir ebenfalls nichts. Ein ſo linkiſcher Menſch, wie ich, der kaum aufrecht auf den Beinen ſtehen gelernt hat, taugt in keinen Ballſaal, wo alle Grazien Kleinweltwinkels verſammelt ſind; und doch kommen mir nie ſo wunderbar romantiſche Gedanken in den Kopf, als gerade, wenn ich tanzen ſehe. Ich lief aber hinaus in den Abend, der wohlthätig über Fluren und Wegen dunkelte, und ſein mildes verſchleierndes Geſpinnſt auch über mein finſteres Antlitz hinſpann. O welche Wohlthat, keine Menſchen ſehen und ſich ſelbſt nicht ſehen, welche Wohlthat, in tiefſter

Nachteinsamkeit sich ruhig sterben lassen und mit den Nachtlüften vergehen! Ich griff nach den Glühwürmern, die golden im Busch flogen, ich riß von den Bäumen die neuen grünen Blätter ab, um mir die Thränen damit zu trocknen, ich seufzte laut und gewaltig, daß die singende Nachtigall im Walde vor Schreck verstummte! Ich wünschte, ich wäre nie geboren worden, um liberal zu werden!!

Doch was spreche ich von mir? Von zwei andern Unglücklichen will ich Dir lieber erzählen, die hier bereits als ein Opfer der Zeitparteiung sich in's Elend gestürzt haben. Jenes Duell zwischen dem Copisten Mundus und dem Candidaten Flitzbogen, das um eine Reflexion des Ersteren entstanden war, fand am folgenden Tage wirklich verabredetermaßen statt. Esperance, ich verwette meinen Kopf darauf, daß ihre Flinten nicht geladen gewesen waren, denn sie hatten sie vorher in meinem Beisein probirt. Und doch, kannst Du Dir es denken, in demselben Augenblick, wo der Scherz, zu dem sich mehrere Freunde zusammengefunden hatten, losgehen sollte, wurde der blutigste Ernst daraus. Beide drückten fast gleichzeitig ab, und während wir Andern schon losjubeln wollten, und erwarteten, daß sie sich nun zur Versöhnung in die Arme stürzen würden, hörten wir in demselben Nu Knall und Blitz, sahen Rauch und Feuer, und bemerkten, wie Mundus sowohl als Flitzbogen zu Boden gesunken waren. Sie schwammen Beide in ihrem Blut, mein guter Mundus röchelte nur noch. Er hatte einen Schuß in den Unterleib erhalten, Flitzbogen aber schien nur am Fuße verwundet. Herbeigeholte Hülfe hatte

wenigſtens für Mundus keinen glücklichen Erfolg. Nach drei Stunden war dieſer Edele verſchieden. Es ſchwebt ein undurchdringliches Dunkel über dieſer tragiſchen Begebenheit, und noch kein Kleinweltwinkler hat ſie zu enträthſeln vermocht. Ich bin vielleicht der Einzige, der einigen Grund dieſes Unheils darin zu finden ſuchte, daß jener unheimliche Zodiacus, aus dem kein Menſch klug werden kann, als Secundant zugegen geweſen. Wie es aber dennoch zugegangen, und ob ſie aus Haß gegen einander gleichwohl geladen, oder ob ihnen der Böſe ſelbſt die ungeladenen Flinten mit geladenen vertauſcht, darüber iſt ebenſo ſchwer in's Reine zu kommen, wie über die bekannte Vertauſchung der Rapiere in Shakeſpeare's Hamlet, als ſich der Dänenprinz mit Laertes duellirte. Beide Fälle erwarten ihre Aufklärung von einer ſpäteren Nachwelt. Was den Flitzbogen anbetrifft, ſo höre ich eben, daß ihm der rechte Fuß hat abgenommen werden müſſen. Hilf Himmel, es iſt junges Blut, und wer kann ſich des Mitleidens erwehren! Nun wird er erſt hinken, wie ein rechter liberaler Ultra. Du aber ruhe in Frieden, mein Mundus! Im Tode wirſt Du nun hoffentlich erſt recht eingeſehen haben, daß Begebenheit und Gedanke Eins ſind, und daß Alles in der Welt genau zuſammenhängt! Der Tod iſt der größte Gedanke und das größte Factum zugleich! Ich habe Dich lieb gehabt, Du warſt ein närriſcher Geſchichtsphiloſoph! Ich werde noch lange an Dir zu lachen haben. Die Erde ſei Dir ſo leicht, wie Dir Deine Reflexionen wurden! Sela! Sela! — —

Und ſo lief dieſer Streit aus, der ſich daher

entſponnen, daß Flitzbogen nicht hatte König werden wollen. Dies, o geliebte Freundin, hat mich im ſtillen Nachdenken meiner letzten ſchlafloſen Nacht auf lange hiſtoriſche Betrachtungen über die Idee des Königthums gebracht, welche endlich in folgender Phantaſie ausliefen, die ich mich nicht entblöde, Dir hier zum Beſten zu geben:

Die Frauen ſollten König ſein!

Ja, ja, nur die Frauen ſollten König ſein! Ihnen beugten die Völker ſich gern im liebenden Gehorſam, und das ganze Königthum wäre nichts weiter als eine Repräſentation des Schönen und Milden auf der Menſchheit Thronen. Das Verhältniß zwiſchen König und Volk würde allgemeine Sache der Galanterie werden, und all das Mordſpectacel der Geſchichte ginge unter in eleganten und gemüthlichen Formen. Die Völker würden lieber Stutzer werden als Demagogen, um nur ihrem hübſchen König auch recht zu gefallen, und die Politik verwandelte ſich ſammt und ſonders in eine große ſüße Courmacherei. Die Hiſtorie hat auch gezeigt, daß Frauen auf dem Thron faſt immer glücklich regierten, und um wie viel mehr wird dies der Fall ſein, wenn ſie künftig nicht mehr als ungewohnte Ausnahmen, ſondern aller Orten und herkömmlich das Scepter führen, und das Volk ſich daran gewöhnt hat, daß es ſich zu ſeinem König gerade wie Mann und Frau verhält. Die Frauen ſollen König ſein! Sie verſtehen am beſten zu reſigniren und die Wirthſchaft zu führen. Sie haben die meiſten Talente für den Haushalt, warum nicht auch für den

Staatshaushalt? Ein Mann ist viel zu gewaltig, und deshalb zu gefährlich für ein Scepter; die Frauen aber spielen gern und lassen gern mit sich spielen, und daher taugen sie gut auf einen Thron. Das Königthum ist ja in seinem herrlichsten Sinne nur die Repräsentation einer Idee, und nur weil es eine Idee ist, gönne ich ihm, daß es sich von Gottes Gnaden schreibt. Wer aber ist geeigneter dazu, eine Idee zu repräsentiren, als die Frauen, diese sinnduftenden Ideenbluthenbäumchen, die so recht von Gottes Gnaden knospen und wachsen im Erdengarten? Ein wahrer Mann ist fortwährend ein zu starker Ideenstürmer, um selbst mit Gottes Gnade ein friedlicher Ideenrepräsentant sein zu können, aber die Frau waltet segenbringend und stillbehütend im Kreise einer gegebenen Idee zur Lust des ganzen Hauses. Diese gegebene Idee des Vermittelns und Stillbehütens, welche Idee im Staate der Thron ist, ist eine ächt weibliche, sie ist der Thron der Weiblichkeit, sie ist die Weiblichkeit auf dem Thron! Die Frauen, wer weiß es nicht, haben die schönste Constitution, und es ist kein Zweifel, daß sie daher auch immer gern mit einer schönen zeitgemäßen Constitution regieren werden. Vivant, vivant die Frauen am Regiment!

Ja, die Frauen sollen König sein! —

Und nun Adjeu, mein König! Ich bin

Dein

Unterthan Seeliger.

An Esperance.

1. Juni.

Ein grauer, grauer Junitag — o wie verkommen sehen doch alle Frühlinge dieses grauen Jahrhunderts aus! — hat schon seit vierundzwanzig Stunden ununterbrochen geregnet. Das ist ein Ersäufen der Blumen und Blüthen, ein irres Jammern der Vögel in den Lüften, ein Verstocken aller helleren Gefühle, und ein Verwässern des Spinats unten im Garten, daß man schon eine Sündfluth in sich selber zu erleben meint. Aber siehe! da kam geflogen über den Wassern her die Friedenstaube mit dem Oelblatt im Munde! Nämlich der alte Noak, der Postbote, dessen Briefmappe wir hier immer, des Namengleichklangs wegen, die Arche Noah's zu nennen pflegen, klopfte an meine Thür, und nachdem er seine Arche geöffnet, schlüpfte mir daraus die schöne Friedenstaube, Dein Brief, entgegen, Du herrliche Esperance! und aufgeklärt war die Sündfluth, und himmelblau und sonnenhell leuchteten die Sphären. Ja, das ist ein Brief mit einer Friedensmiene, und ich falte andächtig vor ihm die Hände. Du sprichst wie ein sinnender, lächelnder, siegesgewisser Gott über die Wirren dieser Zeit. Könnte ich nur an Deine Ruhe hinan! Aber dennoch Dank! Dank!

Und von meiner der Sprache mächtig gewordenen Liebe ſagſt Du nichts? Aber ſchweige nur, ſchweige, ernſthaftes Mädchen! Ich verſtehe Dich doch, ich verſtehe in Deinem Brief die Telegraphenwinke der Liebe! Es iſt zeitgemäß, durch Telegraphen miteinander zu correſpondiren. Du haſt die Zeichen des Schweigens gegen mich herausgehängt, und ich werde Dir meine Gegenzeichen mit um ſo wortreicherer Beredſamkeit machen.

Für heut aber höre nur noch einige Worte von mir. Ich bin auf morgen beim Herrn von Zodiacus, der noch immer bei uns verweilt, zum Frühſtück eingeladen. Er ſchien mich in der letzten Zeit ganz vernachläſſigt zu haben, und auch ich mied ihn immer gern. Jetzt weiß ich nicht, was er von mir will, aber ſeltſam, ſo ſehr mich auch vor ihm graut, wie ſehr ich ihn auch für etwas Unheimliches halte, ſo fühle ich doch einen gewiſſen Drang in mir, wieder mit ihm zu ſprechen. Er iſt doch immer ein Mann, der viel in der Welt geſehen und erfahren, und aus deſſen Reden ſich etwas entnehmen läßt.

Ja, höre, Esperance! mit mir muß es anders werden. Auch Du, als eine junge Gelehrte, wirſt gewiß ſchon die Bemerkung gemacht haben, daß das, was man erkannt hat, Einem gewiſſermaßen immer kleiner erſcheint, als es vorher aus der Ferne geſehen wurde; daher auch die populaire Redensart: etwas klein kriegen für verſtehen, ſtammt, welche, wie ich meine, in jener pſychologiſchen Erfahrung ihren Grund hat. So glaube auch ich nun den Liberalismus klein gekriegt zu haben, nachdem ich ihn recht verſtanden und erkannt. Es iſt ein antideutſches Ele-

ment in ihm, das jedem braven Deutſchen, der es mit ſeiner angeſtammten Nationalität redlich meint, gefährlich und verdammenswerth erſcheinen muß! Es ſoll anders mit mir werden, es kann nicht länger mit mir ſo bleiben! Ich muß mit dem heiſern Zodiacus ſprechen!

Noch einen ſeltſamen Umſtand kann ich Dir nicht verſchweigen. Er betrifft die Magd des Herrn von Zodiacus, welche mir die Einladung zum dejeuner à la fourchette überbrachte. Eine ſolche Geſtalt, wie dieſe Magd, haſt Du nie geſehen, ſie übertrifft an Fremdartigkeit und Rührendem der Erſcheinung Alles, was nur eine wunderträumende Phantaſie ſich vorſpiegeln mag. Denke Dir die ſchönſten, edelſten, ja vornehmſten Formen, in ein ärmliches, zerriſſenes Magdgewand gekleidet, deſſen Dürftigkeit für die Dienerin eines ſolchen Herrn nur zu ſonderbar auffällig iſt. Denke Dir einen feingebogenen Schwanenhals, der ſchwermüthig auf die Bruſt herübergeneigt iſt, Unglück deutend; denke Dir ein ſchönes blaſſes Marmorgeſicht, große herrliche Augen, die funkelnd zum Himmel aufklagen, lange ſchwarze Locken in wilder Unordnung zerriſſen, denke Dir all das Wunderſeltſame, das einer Königstochter im Magdkleide eigen ſein muß, und Du haſt ein Bild dieſes Mädchens, vor deſſen Anblick ich ordentlich in mir ſelbſt zuſammenſchrak.

Scheu, doch einen durchdringenden ſchnellen Feuerblick mir zuſchießend, war ſie in die Thür getreten, und in derſelben ſtehen geblieben, nachdem ſie kurz und ſtammelnd, wie von Thränen erſtickt, ihren Auftrag geſagt.

Ich fragte, wie ſie hieße. Olympia! ſagte

sie, plötzlich ein wenig erröthend und mit niedergeschlagenen Augen. Wahrlich, wahrlich, ein zu prächtiger Name für ein bloßes Dienstmädchen!

Mich ergriff das innigste Mitleiden mit ihr. Ich trat ihr näher, faßte ihre feine weiße Hand, auch nicht die Hand einer Magd, und bat sie, mir zu vertrauen, warum sie so unglücklich sei.

Da ließ sie ihr dunkelbrennendes Auge lange und fest auf mir ruhen, und lächelte endlich mit einer überirdischen Wehmuth im Blicke, daß ich ihr schluchzend hätte zu Füßen sinken können. Nun erhob sie die Stimme, nun flüsterte sie sonderbar tönende Worte, wie ich sie nie gehört. Früher glanzte Leben, es glänzte, strahlte, es saß prachtig da unter dem goldenen Baldachin alter Herrlichkeit! so rauschte es klagend von ihren Lippen. Schöne Zeiten sind an mir verwittert. Leichenblaß bin ich geworden. Bin ich nicht eine Magd? Wenn Du Mitleiden mit mir hast, schenke mir ein hübsches seidenes Kleid. Dies ist zerrissen und schmutzig. Ich liebe noch immer hübsche Kleider. Nachts, wenn es mein Herr nicht sieht, will ich es tragen und im Mondschein damit spazieren gehn, und an schöne Zeiten dabei denken. Ach! ach! schöne Zeiten! Sie thun im Herzen weh, sie schlagen heraus in tausend Thränen! Alte Zeiten, neue Zeiten, Wahnsinn der Zeiten! Das ist's! O unseeliges Pelopidengeschlecht!

Hier seufzte sie, als wollte ihre Brust an einem Schrei des Schmerzes zerspringen, und indem das irre Bewegen der schönen Augen in plötzliche Wildheit überzuschlagen drohte, stürzte sie, noch einmal die Hand seltsam gegen mich ausstreckend, fort. Ich sah ihr lange sprachlos nach. —

Dahinter, bei meiner Seele! muß etwas ſtecken. Ich enthalte mich vorläufig aller Vermuthungen, obwohl meine Gedanken immer und immer wieder auf dieſen Gegenſtand zurückkommen. Ich bin faſt krank vor Sehnſucht nach Aufklärung. Und wie bittend, rührend, unwiderſtehlich brach ſie die Worte: ſchenke mir ein hübſches Kleid! Beim Himmel, und müßte ich das Geld dazu vor den Thüren betteln, ich könnte ihr ihren Wunſch nicht unerfüllt laſſen! Aber da fällt mir ein, daß ich noch ein altes theueres Erbſtück von meiner Mutter beſitze, das mir heilige Kindesgefühle bisher ſelbſt in der größten Noth zu veräußern verboten. Es iſt ihr ſchwarzſeidenes Brautkleid, in welchem die treffliche Frau Anno 1792, gerade zur Zeit des Franzöſiſchen National-Convents, vor dem Altar geſtanden. Meine Mutter hatte auch bei Hofe gelebt, und dies Kleid von der hochſeeligen Fürſtin *x*, bei der ſie Kammerjungfer geweſen, eigenhändig als Ausſtattungsgeſchenk empfangen. Es war damals keine glückliche Zeit für Hofleute. Man roch überall den National-Convent, und ſoviel man ſich auch mit dem beſten Königsräucherpulver beräuchern mochte, dieſer Geruch ließ ſich nicht vertreiben und brachte ein allgemeines trübſeeliges Kopfhängen hervor. Jetzt käme es darauf an, ob ſich aus dieſem Hofkleide noch für die arme Olympia etwas machen ließe!

Lache mich nicht aus, Du Gute, Liebe! Du verſtehſt mich ja, und Du weißt, daß es mir mit Allem ein heiliger Ernſt iſt, wenn ich mich auch komiſch und ungeſchickt dabei benehme. Die meiſten Leute und Dinge in der Welt ſind mir gleichgültig, und das Wort erſtirbt mir auf der

Zunge, das ich zu ihnen ſagen ſoll. Ich galt daher auch immer bei denen, die mich nicht kannten, für einen ſtillen, ruhigen und beſcheidenen Menſchen, weil ich es größtentheils zu langweilig fand, mit meinen unruhigen Meinungen, deren ich leider allezeit ſo viele habe, die Andern zu behelligen. Die innigſte Freude iſt mir, meinen unglücklichen Zeitgedanken in mir ſelbſt nachzuhängen. Und dann: ſie Dir mittheilen zu dürfen, Du denkende Freundin! Darum erzähle ich Dir gern und aufrichtig alle meine Thorheiten in dieſen Briefen. Vor Dir möchte ich um Alles in der Welt nicht für einen ruhigen und muſterhaften Menſchen gelten! Du ſollſt mich allmählig von meiner ganzen unausſtehlichen Seite kennen lernen. Es wäre mir ein Gräuel, von einem Menſchen, den ich wahrhaft liebe und verehre, für etwas Beſſeres gehalten zu werden, als ich bin. Das andere geſellſchaftliche Volk iſt nicht zu gut dazu, mich blos als den ſtillen, ruhigen und beſcheidenen Menſchen zu kennen, während inwendig der Teufel der Zeit auf mir die Poſaune bläſt. Du aber, Du wäreſt zu gut dazu! Dir könnte ich ſelbſt die häßlichſten Laſter nicht verſchweigen, denn wo ich liebe und Liebe bitte, will ich auch ganz und gar gekannt ſein. Liebe muß das Häßliche wiſſen, das in einem Herzen möglich iſt, um das Gute, das in ihm wirklich iſt, erſt recht lieben zu können. O ich liebe Dich, und darum ſollſt Du im Fortgang unſerer Correſpondenz auch noch recht viel Schlechtes von mir erfahren. Du biſt zu gut dazu, daß Du für gut halten ſollteſt Deinen in ſeinem Zeitwirrwarr nie

gut thuenden Seeliger.

P. S. Apropos! Von Kienast habe ich Nachricht. Zwar nicht durch ihn selbst, aber von einem dritten Freund. Er soll noch immer seinen ungeheuern Backenbart à la française tragen. An diesem Bart ist unsere Freundschaft eigentlich am meisten gescheitert. Wahrhaftig, ich liebe den Menschen noch, aber nur bis an seinen Backenbart, und nicht weiter. Wie kann ein Mann von Geist solchen Bart tragen? Könnte er sich entschließen, mir seinen Bart zu opfern und ihn im Tempel der Freundschaft aufzuhängen, so wollte ich wieder von ganzer Seele ihm angehören. Ich will ihm dies durch den Zebedäus schreiben lassen. Mein Gott! vor Freuden wollte ich dann gern seinen Backenbart, gleich dem Haar der Berenice, unter die Sterne versetzt sein lassen, meinetwegen! Auch würde ich mich anheischig machen, mir selbst einen kleinen stehen zu lassen, wenn er den seinigen nur zu mäßigen geneigt wäre. Mehr kann ich doch nicht thun! Aber ich fürchte, ich fürchte, er ist jetzt der Meinung, daß der Bart den Philosophen macht! Er soll viel Philosophie treiben. Nun, Gott bessere es! Auch Du, mein Sohn Kienast? —

S.

Weibliche
Ansichten der Zeit.

(Aus Esperancens Brief.)

— — Mir scheint es ein eigenthümlicher Grundzug der neueren Zeitbewegungen, daß Alles zum Kriege strebt, aber noch immer in demselben Moment wieder zum Frieden gezwungen wird. Ein gezwungenes Friedenslächeln steht über dem Horizont der Zeit. Es ist wie ein abgebrochener Strahl einer noch mit dem Aufgang ringenden Sonne. Wird es die Sonne des ewigen Friedens sein? Wird dieser ewige Friede, von dem die Weisen aller Völker geträumt haben, die stillstehende Sonne des Geschlechts sein, die, wie Josua's Sonne auf dem nächtlichen Schlachtfeld, nicht untergeht, bis der ganze Sieg unseres Daseins ausgefochten und wir in das neue Morgenroth jauchzend hinübergreifen? Oder werden wir je so thöricht und so glücklich zugleich wie Josua wünschen dürfen: Sonne, stehe still!

Wir trachten in unsern liebsten Gedanken nach dem ewigen Frieden, und siehe! die Zeit selbst will Muth in unsere ungewisse Hoffnung strömen. Selbst der Kampf der Prinzipien, der gewaltigste aller Kämpfe, der in uns heftiger als zu irgend einer früheren Geschichtsperiode aufgebraust ist, kann

doch heut keinen allgemeinen Völkerkrieg mehr entzünden, während sonst das kleinste und unscheinbarste Factum — hier denke ich an Deinen armen Copisten Mundus — ganz Europa in Kriegsflammen auflodern machte. Ich weiß, daß viele Leute ihre einzige Hoffnung für die Zeit auf einen allgemeinen Krieg setzen, und auch diesen hat die Gegenwart ihre Erwartungen stets zu unterhalten und zu erregen gewußt, denn eine große Zeit ist immer so vieldeutig und vielgestaltig, daß sie die verschiedensten Meinungen über sich von selbst zu begünstigen scheint, weil sie liebt, über streitenden Gegensätzen zu thronen. Aber wenn sich auch überall kriegerische Richtungen trotzig herauszufordern scheinen, wenn schon die Waffen geschärft, Observationsheere an die Gränzen gesandt und die Kanonen gerichtet werden, es kann ungeachtet alles Ansetzens doch nie ein erheblicher Krieg mehr daraus hervorgehen. Davon bin ich so überzeugt, wie von meinem Leben. Auf die Gefahr wollte ich mich selbst in eine Kanone der Engländer oder Franzosen laden lassen, und ruhig drin warten, bis sie mich gegen Rußland oder eine andere der sogenannten drei nordischen Mächte abschießen würden. Ich glaube mich darauf verlassen zu können, daß mir durch die Prinzipien-Feindschaft dieser Völker auch noch nicht ein Haar versengte. Was meinst Du dazu?

Eine Revolution, die im Herzen von ganz Europa eine wurde, ist in drei Tagen ausgefochten worden. Alles überwindet sich in der Geschichte jetzt schneller, weil es sich immer geistiger überwindet. Der Geist ist der größte aller Talleyrand's, der mächtigste Friedensfürst. Er schließt überall

die besten Völkerverträge, und geht herüber und hinüber zwischen den Nationen, um sie in der Idee alle auszugleichen. Für die Idee wurde das Pulver nicht erfunden. Die große Pulververschwendung vor Antwerpen war noch das letzte Feuerspeien des alten Kriegsgottes der Geschichte, der in diesem Bombardement seinen lieben Kindern der Opposition noch einmal ein illusorisches Theaterkunststück zur Beruhigung und Verlockung vormachte, um so mit einem tüchtigen Knalleffect vom Schauplatz zu scheiden. In der Eroberung von Antwerpen carikirte sich die Lust der Zeit am Kriege, und verschoß sich zugleich in dem Lüttticher Riesenmörser, der endlich seine eigene Barbarei nicht länger ertragen konnte, und den Franzosen unter den Händen in tausend Stücke zerborst.

Der jetzt zur Herrschaft gekommene Gott der Geschichte führt seine Kriege nur im Geist und in der Wahrheit. Es ist ein Zeitalter der Reformen angebrochen.

Wir sind nach langen Kämpfen weise geworden, wir entwickeln uns von nun an in Reformen. Du wirst sagen: dies ist ein langweiliges Ausbesserungssostem! Aber nein, mein Freund, dies ist der Weg der Idee selbst. Revolutionen sind vulcanische Ausbrüche der Menschheit, die sich wohl dadurch gutmachen, daß nachher auf den lavagedüngten Stätten die Saatfelder um so schöner und fruchtbarer gedeihen, aber nur die Verzweiflung, die sich nicht mehr anders retten kann, düngt mit Lava, unter der immer jahrhundertalter Fleiß und Besitz der Städte und Menschen verschüttet liegen. Reformen sind sanfter geartete Halbschwestern der Revolutionen; an den Brü-

ſten der Klugheit auferzogen und genährt, haben ſie mit der Milch der Vernunft ihr Titanenblut gemildert. Reformen ſind logiſche Revolutionen, auf eine fromme Glückſeeligkeitstheorie gebaut. Es ſind Gedankenkriege des Bewußtſeins, die ihren Sieg ſchon gleich durch ſich ſelbſt errungen haben, nämlich durch Bewußtſein.

Die friedlichſten Revolutionnairs unſerer Zeit ſind daher die Repräſentativ-Verfaſſungen. Sie ſtürzen um durch Gedanke und Wort, und bauen auf durch Gedanke und Wort. Es iſt das ſehend gewordene Auge des Volksgeiſtes, der prüfend um ſich blickt und ſich ſelbſt erkennt. —

Du wirſt lacheln über die Staatsraiſonnements eines Mädchens. Aber ich bin der Meinung, daß in einer wahren Verfaſſung auch die Frauen und deren Intereſſen repräſentirt werden müſſen. Sollen wir nicht auch unſere Wahlrechte bekommen? So gut wie die Juden, müſſen auch die Frauen emancipirt werden. Es geht uns gerade wie den Juden. Man klagt oft die Flachheit weiblicher Bildungen und ihre Intereſſeloſigkeit für die öffentlichen Angelegenheiten an, und bedenkt nicht, daß wir ebendeshalb kein Intereſſe für das Staatsleben zeigen können, weil wir keine Rechte und keine Stelle darin haben. Kann ein Jude Vaterlandsliebe haben, wenn er kein Vaterland hat? Kann eine Frau Vaterlandsliebe haben, wenn ſie nur an den engen Heerd eines beſchränkten Familienlebens gewieſen wird, und auf das offene Meer der wahrhaft nationalen Bewegungen nie mit hinauskommt? In den Dresdener Ständeverſammlungen wurde den Frauen ſogar ein Platz auf den Gallerien verweigert, und ſie durften

nicht zum Anhören der Verhandlungen zugelaſſen werden. Welche Schmach für das ganze Geſchlecht! Soll eine gebildete Frau nicht mindeſtens ebenſo viel Recht haben, als jeder ungebildete Ladendiener? Sprich doch einmal öffentlich darüber, werther Freund! In dieſer Sache bedarf es des Wortes. Seeliger, ich zähle auf Dich! —

Nein, Freund, die Frauen ſollen nicht König ſein! Ich bitte Dich, ſei nicht zu galant! Du weißt, ich kann keine Galanterieen leiden. Selbſt in meiner Mädchenſchule über die kleinen Urſulinerinnen herrſche ich nicht unumſchränkt. Ich habe mir jetzt eine Mitregentin angenommen an einer ehemaligen Schülerin, welche die Rechte der Kleinen, in deren Reihen ſie noch vor Kurzem geſtanden, deshalb am beſten vor mir zu repräſentiren weiß. So hilft ſie mir unterrichten und ich berathe mit ihr Alles. Auf dieſe Weiſe, ſiehſt Du, laſſe ich auch in meinem Mädchenſtaat allmählig ſchon eine Repräſentation angehen. Dieſe meine Mitregentin iſt bereits meine theuerſte Freundin geworden. Ich leſe auch mit ihr Deine Briefe und Phantaſieen, die Du ſchreibſt. Ich wünſchte, daß Du es mitanhören könnteſt, welche ſcharfe, treffende Bemerkungen ſie über Dich und Deine Art macht.

Adieu, mein Salzſchreiber! — —

E.

An Esperance.

Kleinweltwinkel, 3. Juli.

Viel, viel habe ich Dir zu erzählen, theure Freundin! und Du wirst mein langes Stillschweigen entschuldigen. Ich wollte und mußte mir selbst erst klar werden über alles das, was seitdem so mächtig in mir vorgegangen und sich umgewälzt hat, eh' ich es wagen mochte, mein Bild wieder in den reinen Spiegel Deiner Betrachtung fallen zu lassen. Ja, höre, ich habe mir einen ganz neuen politischen Adam jetzt angezogen, der mir unaussprechlich glücklich sitzt, und ich schicke Dir hier in diesem Brief die ausführlichen Acten meiner neuesten Metamorphose, die ich Dir aus meinen Tagebüchern zusammengeschrieben. Ach, ewiger Gott, wie schön ist es doch, daß auch einem armen versalzenen Kleinweltwinkler Heil widerfährt!

Ich bin Dir noch das Frühstück beim Herrn von Zodiacus schuldig, von dem ich Dir zu erzählen versprochen. Du kannst Dir denken, daß ich mich in mein Sonntagskleid warf, als ich zu ihm ging, und Alles an meiner wunderlichen Figur aufbot, um ohne Anstand in einer solchen Gesellschaft erscheinen zu können. Ich traf den Räthselhaften in einem rothen Schlafrock sitzen,

mit einer seltsamen Mütze auf dem Kopf, auf der ich anfangs, als ich in die Thür trat, zu meinem nicht geringen Schrecken eine Hahnenfeder zu erblicken glaubte. Näher kommend, überzeugte ich mich indeß von meinem Irrthum, aber sein Negligée hatte mich doch so außer Fassung gebracht, daß ich ihm nur stotternd und zitternd meine Ehrfurcht bezeugen konnte. Er sah heut etwas schwermüthig aus und becomplimentirte mich anfangs nur kalt. In der Mitte des Zimmers stand ein Tisch gedeckt, von dem mir die herrlichsten Bratendüfte entgegenwehten.

Ich mußte mich neben ihm auf das Sopha setzen und zuerst eine Tasse Bouillon annehmen. Nun, mein lieber Seeliger, wie geht es Ihnen denn in Ihren dermaligen liberalen Wirren? fragte er mich dann, indem er mir mit ironischer Theilnahme den Puls befühlte.

Sehr schlecht, Ew. Excellenz! antwortete ich mit niedergeschlagenen Augen, und schlürfte zu meiner Stärkung die kräftige Bouillon.

Also spüren Sie keine guten Folgen von der Inoculation der Freiheit in Ihrem Deutschen Blut? fragte er weiter. Seine Stimme tönte wieder entsetzlich heiser, und schwirrte, wie Eulenfittige.

Ich zuckte die Achsel. Ew. Excellenz, sagte ich, wenn ich nicht gedächte, daß gerade Sie es waren, der mich von meinem ehemaligen Zeitpips durch den Liberalismus zu kuriren gedachte, so würde ich vielleicht jetzt in lauten himmelstürmenden Klagen ausbrechen. Aber ich bin ein stiller, ruhiger und bescheidener Mensch, wie alle Leute wissen. Ich will stumm mein Unglück tragen. Nur soviel sei mir zu bemerken vergönnt, daß in

jener liberalen Zeitansicht, zu der mich damals Ew. Excellenz verehrliche Beredsamkeit bekehren wollte, ein antideutsches Element mitinliegt, das ich für höchst gefährlich und verderblich halte.

Ich hatte ja nur gespaßt! sagte er lakonisch, und fing an, ein Rebhuhn zu zerlegen.

Wie? rief ich im höchsten Erstaunen — es war nur Ew. Excellenz Spaß, Dero leicht zu bethörenden Knecht für die Sache der Bewegung, für den Fortschritt der Völker, für die bräutliche Hoffnung der Geschichte, für das Prinzip der Zukunft zu gewinnen?

Ich sehe, Sie sind ein ächter Deutscher, Sie nehmen Alles zu ernst! sagte er dann, leicht hinwerfend. Es war ja nur ein reiner Scherz von mir gewesen. Schon meine öffentliche Stellung zum Staate verbietet mir jede liberalistische Tendenz. Meine Ansichten sind vielmehr gerade die entgegengesetzten, und ich verschaffte mir besonders deshalb heut das Vergnügen, Sie zu mir einzuladen, um Ihnen mein völliges und wahres politisches Glaubensbekenntniß aufrichtig mitzutheilen. Vorerst aber, ich bitte, langen Sie zu!

Das Rebhuhn schmeckte vortrefflich. Ein selten schöner Burgunderwein, der wie die Begeisterung selbst schäumte, wurde dazu eingeschenkt. Ich mußte mir gestehen, ich hatte seit meinen liberalen Fasten, wo ich mir das Zeitungsgeld an meinem Leibe abgedarbt, nicht wieder so gut gelebt. Nach einer Pause aber begann ich wieder: Um Mißverständnissen zuvorzukommen, muß ich Ew. Excellenz jedoch bemerken, daß, so wenig ich auch mit dem Parteinamen eines Liberalen zu schaffen haben mag, eine vernünftige zeitgemäße

Verfassung mir doch immer die höchste aller Forderungen bleibt!

Auch das haben Sie nicht nöthig, erwiederte er kalt, und langte nach einer andern Bratenschüssel. Sehen Sie, fuhr er fort, dies ist ein gebratener gallischer Hahn! Wie ich ihn hier vor Ihren Augen auffesse, so möchte ich auch alle französirenden Deutschen Constitutionen mit Haut und Haaren in einem Bissen verschlingen!

Ich fuhr entsetzt zusammen, denn eh' ich noch hingesehen, hatte er wirklich schon den ganzen Braten in einem Nu verschluckt, und zeigte mir, indem er jetzt zum ersten Mal wieder nach seiner Art lächelte, mit Triumph die leere Schüssel. Mir graute vor diesem übernatürlichen Appetit, der seine diabolische Gefräßigkeit hinter einem politischen Gleichniß zu verbergen gesucht hatte. Bald jedoch saß er mir wieder in seiner vollen imponirenden Würde gegenüber.

Verständigen wir uns nur, guter Salzschreiber! sagte er dann. Ist denn das eigentliche Element des Lebens, worauf wir fußen sollen, die Zukunft? Mit nichten, mit nichten, mein Freund! Es ist die Vergangenheit, auf der Alles ruht! Die große heilige Vergangenheit der Geschichte, ist sie nicht der feste mütterliche Boden des Geschlechts, auf dem es sein Dasein in den tiefsten Wurzeln gegründet, aus dem es die stärksten Lebenskeime seiner nationellen Fortdauer zieht? Sie sprechen, lieber Seeliger, von der bräutlichen Hoffnung der Geschichte! Ja freilich wollen die Liberalen die Braut erst erobern. Ihre Braut ist, wie ich Ihnen schon in unserer damaligen scherzhaften Unterhaltung angedeutet, die ungewisse neblichte

Zukunft. Und ich zweifle auch noch, daß die Meisten unter ihnen die wahre Liebe je gehabt haben, Viele wollen sich erst verlieben, und werfen den Verlöbnißring ihrer Treue, wie der Doge von Venedig in das brautliche adriatische Meer, so in ein nicht minder wildes und wüstes Meer ihrer gedankenlos geträumten Zukunft! Ich bitte Sie, Salzschreiber, was ist denn der Mensch, dieser Windhauch, der nicht weiß, von wannen er kommt und wohin er fährt, was ist der Mensch, daß er so kühn in die Zukunft zu greifen sich unterfange? Nein, da sind die Absoluten doch andere Leute! Sie wissen, was sie wollen, sie kennen ihre Geliebte, und ihre Liebe ist daher die tiefste und einzig wahre. Bei den Liberalen heißt es und wird es noch immer heißen: wer das Glück hat, führt die Braut heim! — und die Liberalen sind, das weiß die heilige Bundeslade, bisher nie die Glücklichsten gewesen. Aber die Absoluten, die Legitimen, ihre Braut ist das Bestehende, ihre Liebe ist der Besitz, ihr Fahnenbild, ihr Symbol ist die alte Treue! Sie haben einer großen, ruhmvollen Vergangenheit treu zu bleiben, und diese Idee der Treue stärkt und ermuthigt sie und gibt ihrer Partei ein hochherziges Prinzip des Kampfes. Darum schwärmen sie für ihre Geliebte, die alte Zeit, darum vertiefen sie sich sinnend in die Vergangenheit der Geschichte, um aus der Aufzeigung der Dinge, wie sie immer gewesen, die Gründe herbeizuholen, die den unerschütterlichen Besitz ihrer alten Liebe rechtfertigen sollen; darum sind sie begeistert und gedankenvoll in ihrem Schmerz, (denken Sie nur an Chateaubriand); darum sind sie scharfsinnig, wie

die Liebe zu sein pflegt, wenn auch freilich wieder blind, wie diese! Werden Sie Absoluter, mein trefflicher Seeliger! Werden Sie Royalist, Legitimist, Absolutist! Sie werden sich wohl dabei befinden, dies ist eine Ihrer begabten Natur, Ihrem edeln Charakter ganz angemessene Richtung. Es ist zugleich eine ächt und ursprünglich Deutsche Richtung, in der Sie, wie der Fisch im Wasser, recht in unserer eigensten Nationalität herumplätschern können.

Ich war erstaunt, ihn so reden zu hören. Hatte ich nicht in der verwichenen Nacht fast dasselbe bei mir gedacht, und, obwohl mit innerem Widerstreben, dieser Gedankenrichtung nachgehangen, aus der es mir, wie wunderbarer Frieden einer hohen gothischen Kirche, entgegenwehte! Und manche seiner Bemerkungen, die mir noch nicht in solchem Lichte erschienen waren, regten jetzt bereits Etwas in mir auf!

Genießen Sie das Leben, Salzschreiberchen! fuhr er wieder fort. Was winden Sie sich in sehnsüchtigen Träumen für eine unbestimmte Ferne herum? Bauen Sie auf dem sichern Grund der Vergangenheit Ihr Leben fort, in Künsten und Wissenschaften, dem wahren Friedenshort des Menschen, sich wieder heimisch ansiedelnd, und unter den alten ewigen Granitpfeilern der absoluten Monarchie, die doch immer noch in der Geschichte mit jenem Heiligenschein umflossen dasteht, gnadenbringend überschattet. Leben Sie dem Genuß! Nur in einer großen absoluten Monarchie ist höchster Genuß des Daseins, und schon die mannigfache Abstufung der Stände und Verhältnisse, die feierliche Ordnung eines großartig von oben her

geleiteten Staatshaushaltes, der erhellende Schimmer, der von einem Thron ausstrahlt, geben dem Leben darin einen gewissen bunten Schein, einen farbigen Reichthum, der zum Genießen und Freuen, zu festlichem Prunk und Schmuck einladet. Das Leben in einer Constitution droht dagegen dem individuellen Dasein eine ganz andere Färbung zu geben, die ärmlich genug sich ausnimmt, und ein blos bürgerlich verständiges, jeder mannigfaltig bunten Abstufungen ermangelndes, in einer Gleichartigkeit aller Lebenstypen verknöcherndes Dasein scheint bereits durch dasselbe an die Tagesordnung gekommen zu sein. Diese Bürgerlichkeit des Lebens, der alle schöne Phantastik der Formen fehlt, kann weder der Entwickelung der Kunst noch der Innigkeit irgend eines Genusses günstig sein, und wie fängt nicht auch schon der Kunstsinn, der einen reichlicheren Boden zu seiner Pflanzstätte haben will, unter uns an zu schwinden! Es war antik, die Bildung blos in Bürgertugenden zu suchen. Möchte aber dann das moderne Zeitalter der Bürgertugenden-Cultur nur auch ebenso poetisch, reich und melodisch ausfallen, als bei den frischen Alten, denen Musik für die allgemeinste Bildungsdoctrin galt, welche allen übrigen Begränzung und Klang verlieh! Möchte nur nicht aus diesem modern bürgerlichen Leben sogar die Religion verdrängt zu werden Gefahr laufen! Das machte die antike Welt bei aller Starrheit doch wieder so innig, mild, und gemüthdurchzogen, daß die Religion die Hauptpulsader des öffentlichen Lebens war, in der alle andern Blutströme des Staatskörpers zusammenliefen. Nichts zeigt sich aber klarer und übereinstimmender an allen Orten

in den ſchwankenden politiſchen Zuſtänden der Gegenwart, als die immer allgemeiner werdende Herausſonderung des religiöſen Elements in den Staaten und das Zurücktreten deſſelben als eines öffentlichen. Die Politik hat heutzutage eine traurige Vernunftepoche angetreten, indem ſie nach einer rein und blos vernünftigen Begründung der menſchlichen Zuſtände ſtrebt, indem ſie im Menſchen den Bürger, aber nicht den Chriſten will. Es trägt ſich unſere Zeit mit einem ſeltſamen Phantom, das ſie die Aufhebung der Staatsreligionen nennt und mit einer ordentlichen Hochherzigkeit auf den Bannern des Liberalismus obenauf flattern läßt. Dies iſt die vielbewegte Frage über die Emancipation der Juden, mit der ſich alle Ständeverſammlungen faſt gleichmäßig zu beſchäftigen angefangen, und in deren Behandlung ich am entſchiedenſten ein irreligiöſes Zeichen der Zeit zu erblicken glaube. Sehen wir aber auf die Künſte, und deren Gedeihen in conſtitutionellen Staaten, ſo müſſen wir hier die ungünſtigſte Einwirkung der neueren Zeitbewegungen erfahren. Es liegt ſchon in der Natur der Sache, daß Standeverſammlungen nie etwas für die Künſte bewilligen, weil dieſe dem materiellen Volkswohl entgegen zu ſtehn ſcheinen. So ſtrichen die Kaſſelſchen Stände aus dem Budget die 500 Thaler jährlicher Reiſeunterſtützungen für akademiſche Künſtler, weil, wie Hr. Henkel äußerte, „kein Nutzen davon für den Staat vorhanden"; und nach dem neuen Klaſſenſteuergeſetz in Kurheſſen, das von denſelben Ständen votirt worden, ſollen auch ſogar die Schriftſteller nach ihrem Erwerb beſteuert werden! Man denke ſich, — eine Schriftſteller-

Steuer! Was würde Kotzebue's armer Poet dazu ſagen? Aber man ſieht, wie feindlich dieſer Zeit-liberalismus eigentlich der Literatur iſt. Und wo-von ſoll ein Schriftſteller ſeine Steuern bezahlen? Von ſeinem Honorar? Das Honorar der Schrift-ſteller, mein lieber Seeliger, kann ja eigentlich nur als eine Ausfuhr- oder Steuer-Prämie da-für angeſehen werden, daß ſie zum allgemeinen Beſten des Landes etwas von ſich gegeben haben, und dieſe Steuer-Prämie ſollen ſie ſich noch wie-der beſteuern laſſen? Und zugleich wird dadurch die Ausübung des literariſchen Berufs als etwas Zunft- und Handwerksmäßiges hingeſtellt, was, zum innern Vortheil der Literatur ſelbſt, ihm nie angemuthet werden ſollte. Endlich iſt noch zu er-wähnen, daß auch die Fürſten, die gebornen Be-ſchützer der Künſte, ſich neuerdings hier und da genöthigt geſehen haben, ſogar ihre Hoftheater ein-gehen zu laſſen, weil ſparſame Stände ihnen die Civilliſte ſo gar ärgerlich knapp zugeſchnitten hat-ten. So muß jetzt die Kunſt, die bekanntlich nach Brot geht, ſehen, daß in den Conſtitutionen kein Brot für ſie gebacken wird. —

Ich mußte ihm hier ſehr Recht geben. Was er ſagte, gewann mich immer mehr für die Mei-nung, die ſich mir ſelbſt im Stillen längſt aufge-drängt hatte. Nur einige Worte wagte ich ihm noch zum Beſten der Repräſentativ-Verfaſſungen entgegenzuhalten, woran mir ihre große Zeitbedeu-tung immer am unwiderleglichſten dargethan geſchie-nen. Ich erinnerte ihn, was die deutſchen Kam-mern bereits mit ſo großer Anſtrengung für die Abſchaffung der Zehnten, für die Austilgung der

BAYERISCHE

noch auf den Völkern laſtenden Feudal-Barbarei, in ihren verſchiedenen Territorien zu wirken geſucht.

Auch dies, guter Salzſchreiber, läßt ſich in einem andern Lichte anſehen! entgegnete er mir. Die Ableſung der Zehnten hat Preußen, welches ein abſoluter Staat iſt, ſchon bei weitem früher, als jene kleinen Deutſchen Repräſentativſtaaten, durch ſeine väterlich weiſe Regierung in den meiſten ſeiner Landestheile bewirkt. Man ſieht, es kommt hierbei nicht auf Stände und Kammern, ſondern auf die Regierungen und deren Einſichten an. Alles an den Rechten dieſer Kammern iſt ja auch bisher bei uns faſt nur illuſoriſch geweſen. Stände ſind eigentlich nur Bittſchriften-Commiſſionen; ſie haben das Recht, die Regierungen zu bitten, und die Regierungen haben das Recht, ſich nicht erbitten zu laſſen. Uebrigens, junger Freund, haben Sie Unrecht, über die unſern Staaten noch inwohnenden feudaliſtiſchen Elemente ſo ſchlechthin abſprechend zu urtheilen. Dieſe haben vielmehr eine große hiſtoriſche Berechtigung für ſich, und nichts iſt gefährlicher, ja frevelhafter, als an ihnen unbeſonnen niederzureißen. Das Feudalweſen war ein bedeutendes tragendes Element großer Staaten, auf dem das Zuſammenhalten der wichtigſten öffentlichen Verhältniſſe beruhte, und indem das Glanzgebäude der nationellen Ariſtokratie in ihm ſeine innerſte Macht hatte, iſt nichts ſchmerzlicher zu beklagen, als daß die neuerungsſüchtige Zeit daran ſo gerüttelt hat. Denn was iſt ein großer Staat, eine große Monarchie, ohne eine glänzende Ariſtokratie? Es wäre wie eine ſchöne Frau ohne Toiletten-Spiegel. Eine Monarchie muß ſich auch

in ihrer Schönheit spiegeln können, und sie spiegelt sich weitleuchtend in der Aristokratie wieder, die ihr gewissermaßen ihre absolutistische Toilette machen hilft. That is the matter, Sir!

Jetzt fing ich fast an zu glauben, daß er doch wohl Minister-Resident oder reisender Diplomat sein könne. Er schenkte mir mein geleertes Weinglas wieder voll, obwohl ich ihn bat, des Guten nicht zu viel zu thun, damit er mich nicht als einen Betrunkenen zu seiner Partei herüberziehe. Denn was kann ihm ein unfreiwilliger Absoluter helfen? Auch wirkte der Burgunder schon so stark auf mich, daß ich auf dem Punkt war, wo man Verse zu machen pflegt. Ich fing auch schon vor Seeligkeit an, mir ein Liedchen in den Bart zu trällern.

Der heisere Diplomat neben mir auf dem Sopha, der mir schon wie in Wolkendämpfe gehüllt vorkam, that aber, als merke er nichts davon, und fuhr zu sprechen fort: Wir erwähnten vorhin der Einflüsse der Zeit auf Religion und Kunst. Ich will jetzt noch Einiges in Betreff der Wissenschaft hinzufügen. Die Zeitstimmung, die sich seit der Juli-Revolution verbreitet, hat ohne Zweifel auch den wissenschaftlichen Geist in Deutschland gelähmt, der sonst unseres Volkes Stolz und Ehre, ja unsere eigentlichste Nationalblüthe gewesen. Welcher Gelehrte hat wohl Ruhe und Muth, auf dem heutigen unterhöhlten Boden der Gegenwart ein gründliches Werk der Forschung, an das ein ganzes Leben Arbeit gesetzt sein will, zu unternehmen, heut, wo sich Jeder nur für den Tag einrichtet, weil er nicht weiß, ob morgen noch

gelten wird, was heut gegolten, und ob nicht in der öffentlichen Meinung das umgestoßen da steht, was Jahrhunderte eifrig begründet hatten? Die Juli-Revolution hat zunächst der Deutschen Philosophie einen entscheidenden Stoß beigebracht. Sogar den Berlinern ist es gleichgültig geworden, welches System in diesem Augenblick herrsche, und ob ein System herrsche. Ist das nicht unverantwortlich? Man kann jetzt ruhig in Berlin unter den Linden spazieren gehn, ohne von disputirenden Philosophen über das Ansichsein und Fürsichsein umgerannt zu werden, und der logische Begriff selbst kann es nicht begreifen, warum er auf Einmal so unbegreiflich verlassen dasteht. Eine andere Wissenschaft ist durch die Zeitbewegungen noch mehr und fast gänzlich zu Grunde gerichtet worden. Dies ist die Philologie, die, früher so herrschend, jetzt kaum noch im Zeitinteresse vorhanden zu nennen ist. Keiner will sich jetzt mehr um falsche Lesarten graues Haar wachsen lassen, der Leichtsinn wird so weit getrieben, daß selbst Professoren über ein unrichtiges Komma in einem großen Autor das Katheder nicht mehr entzweischlagen, und die studirende Jugend zeigt mehr krankhaftes Gelüst nach modernen Demagogen als nach den antiken Republikanern, und läßt sich beikommen, die alte klassische Welt zu schwänzen, auf der doch die ganze heutige Bildung ruht. So gehen wir meiner Ueberzeugung nach dem bestimmten Untergang entgegen, wenn wir nicht in der Aufrechthaltung der absoluten Monarchie auch jene drei Genien menschlichen Lebens und Strebens, Religion, Kunst und Wissenschaft an unser Panier zu fesseln vermögen. Die absolute Monarchie ist der wahre Gottesstem-

pel der Intelligenz, und in ihrem erhabenen sichern Frieden wandeln Künstler, Gelehrte, Weise und Fromme den schönsten Pfad. Sie ist das eigentliche Herrnhuth der Politik! Hier oder nirgends ist Herrnhuth! und hierher mögen gezogen kommen Alle, die des rechten Geistes Kinder sind. In den hohen Palmenschatten einer absoluten Monarchie, seht, wie die Gläubigen da seelig sitzen, wie die Dichter, gleich Vögeln in goldenen Käfigen, singen, wie die Denker unter officiellem Schutz denken, wie die Gelehrten aus Brillantdosen schnupfen, die der Herr der Herrscharen auf dem Thron für große Werke der Unsterblichkeit verleiht! Sie, mein lieber Seeliger, Sie haben Gaben zu Wissenschaft und Kunst, Sie sind berufen, die Stütze einer großen absoluten Monarchie zu werden! Fassen Sie sich endlich in dem ächten Brennpunkt Ihres Wesens zusammen! Verzetteln Sie Ihre Kräfte und Individualität nicht länger im zweck- und ziellosen Herumtummeln! Der höchste Brennpunkt ist das Absolute! Es gibt keine höhere Staats- und Lebensform, denn der absolute Geist ist zugleich die absolute Form selbst! —

Er hielt hier inne und sah mich forschend an. Ich habe Dir schon vorhin gesagt, daß ich nahe daran war, Verse zu machen. Und jetzt regte dieser Mann noch meine alte Kunstliebe wieder in mir auf, die mich schon oft genug in meinem eigenen Innern, wie die Geistererscheinung einer verstorbenen Geliebten, mahnt und aufruft. Ach, da schoß in diesem Augenblick das ganze Paradies langst verklungener Pläne und Träume wie ein helles Blüthengewimmel in mir empor, und in

jeder Blüthe saß eine junge Liebeshoffnung, und nickte mir aus verschämten Augen begehrlich zu, und auch Du, Esperance, tratest vor mich hin und schlugst die Hände über den Kopf zusammen, und sagtest: Seeliger, wie ist es möglich, daß Du so lange nichts gedichtet hast? Ich erschrack ordentlich, als wäre ich der größte Faulpelz auf Gottes Erden, und versenkte mich dann wieder, in mich hineinlachelnd, in den lustigen Lerchenschwarm, der tief in mir zu singen und zu jubeln begonnen hatte. O Herr Gott, ist das nicht eine Lust, was Alles in eines Menschen Brust vorgehen und aufrauschen kann! Und was will mir der Heisere dort vom Absoluten ins Ohr raunen? Nun, er mag Recht haben, er mag ein großer Staatsmann, ein ausgezeichneter Diplomat sein! Ich will gern in einer absoluten Monarchie leben, wenn sie mir eine Pension bewilligen wollen, so daß ich ruhig alle Tage dichten und denken kann und darum nichts weniger zu essen brauche. Auch Burgunder muß ich trinken können, wie heut! Ja, ich will ein Absoluter sein! Larifari! Bisher, wo ich keinen Burgunder zu trinken gehabt, hatte ich mich immer damit getröstet, daß das Herzogthum Burgund ja eingegangen sei. Von jetzt an will ich mich aber durch keine Geschichtsreflexionen mehr trösten lassen! Ich will über allen Trost erhaben, ich will ein Absoluter sein! Alles dreht sich mir vor den Augen, es ist mir, als schnitte der Herr von Zodiacus — was der Mann doch für einen seltsamen Namen hat! — riesenlange und thurmhohe Gesichter! Nun, ich will mich um nichts bekümmern, ich will ihn Gesichter schneiden, ich will ihn reden lassen, ich bin auf meine eigene

Hand seelig! Heisa, es werden noch große Zeiten geboren werden! —

So, Freundin, liefen und sprangen meine Gedanken in mir auf und nieder, und ich möchte fast wetten, daß mir es mein Sophanachbar an der Nase angesehn, was ich gedacht, denn er lachte übermäßig in sein großes Kelchglas hinein. Ich kann nicht leiden, wenn mich Einer auslacht. Und es verdroß mich so, daß ich, als er jetzt wieder zu reden anfing, beschloß, ihm aus Rache nicht mehr zuzuhören, sondern mich unterdeß in meine eigenen Betrachtungen einzuspinnen. Es entsteht daher hier eine Art von Censurlücke in meiner Conversation mit dem Herrn von Zodiacus, über die ich Dir nichts berichten kann, da ich, wie gesagt, nichts gehört habe, und es bleibt mir deshalb nichts Anderes übrig, als Dich, theuerste Freundin, um Entschuldigung wegen dieser meiner Rachlust zu bitten. — — — —

— — — — — — — — — — — Endlich aber übermannte mich doch das Mitleid, da er gar zu viel sagte. Ich spitzte die Ohren, um seine Rede wieder willig über mein Trommelfell gleiten zu lassen, als ich eben die Worte hörte: Metternich ist ohne Zweifel ein großer Mann! Er ist ein politisches Heldengenie, ein diplomatischer Eroberer, der durch Frieden siegt! Er ist der eigentliche Kriegsgott der heutigen Reactions-Partei in Deutschland, aber ein Kabinets-Kriegsgott, dessen kühner Eroberungsgeist sich bereits der ganzen Deutschen Politik in diesem Augenblick bemächtigt hat, und selbst Preußen weiß fürerst nichts Besseres zu thun, als ihm jedesmal beizupflichten. Erst durch Metternich ist das Prinzip

der Stabilität kriegführend geworden, und hat sich, ungeachtet seiner Leibesschwere, zur Bewegung erhoben, um sich siegreich durch die Zeit hinzutragen. Liebt das Prinzip der Stabilität auch nicht Pulver und Kanonen, so liebt es doch Verhandlungen, durch die es gar gewaltig zu streiten weiß. Metternich ist das wahre Ideal eines Legitimen, und als solches eine welthistorische Figur in der Deutschen Geschichte. Wenn man ihn mit Chateaubriand vergleicht, den die Franzosen als ihren ritterlichsten Legitimen feiern, so stellt Metternich gegen diesen den Absolutismus bei weiten reiner und entschiedener dar. Chateaubriand ist auch in der Politik, wie in der Religion, zu romantisch, um etwas ganz Bestimmtes sein zu können. Zudem hat er sich nicht zu enthalten vermocht, auf den verschiedenen Stufen seiner politischen Laufbahn immer auch von den auftauchenden Zeitideen etwas in sich aufzunehmen und seine legitimen Ansichten damit zu vermischen. Chateaubriand ist der schwankendste und schillerndste Legitimist, den es nur geben kann, und nur ein großartiger Eigensinn hat ihn in der letzten Zeit auf einen einzelnen Punkt festgeheftet. Hatte er nicht in dem Kampf gegen das Villele'sche Ministerium sogar constitutionelle Ideen aus seinem heißen Geist hervorblitzen lassen? Seine ungeheure Phantasie ist eine solche Zauberfackel, daß sie ihm in jedes Gebiet der Ansicht schmuckende Lichter zu werfen weiß, die es seinem immer schwärmenden Gemüth für einen Augenblick wohnlich und reizend erscheinen lassen. Jetzt sind es die Worte: „Madame, Ihr Sohn ist mein König!“ in denen er sich ganz und gar eingeharnischt hat, die er wie

ein Träumender sich unaufhörlich vorsagt, und aus welchen er wohl, zum großen Schaden seiner Partei, der er durch öffentliche Thatkraft nützen könnte, nie wieder herauskommen wird. Zugleich bin ich überzeugt, daß seine Begeisterung für das verbannte Königskind, wie hochherzig sie auch jeden Legitimen erregen muß, doch mit einer schwärmerisch-religiösen Eitelkeit im Hintergrunde sich mengt. Das Königskind und das Christuskind vermischen sich ohne Zweifel in dieser Beziehung in Chateaubriand's Einbildungskraft, und es ist ihm ein süßer romantisch-ritterlich-christlicher Gedanke, für ein Kind zu streiten, sich aufzuopfern, ein Märtyrer zu werden! Er dünkt sich der vierte König aus dem Morgenlande, gekommen und berufen, das Kind anzubeten und dessen Ruhm in der Welt zu verherrlichen. Und dennoch kann man versichert sein, daß Chateaubriand, der gewissermaßen ein legitimer Rousseau genannt werden könnte, dem Prinzip der Volkssouverainetät in seinem Innern durchaus nicht abhold ist; ja er würde, wie er selbst einmal angedeutet, der gegenwärtigen Dynastie Louis Philipp's schwören, wenn dieselbe durch einen zusammenberufenen National-Convent, in dem das Volk öffentlich und rechtskräftig seine Meinung ausgesprochen hätte, eingesetzt worden wäre. So wunderlich und chamäleonartig schimmern in ihm seine Ansichten. Seiner eigenen Partei steht er indeß wie ein abgesetzter Prophet des Legitimismus gegenüber, die Hände in den Schooß legend, auf das Wort, das helfen kann, verzichtend. Die übrigen Häupter der Legitimen in Frankreich haben ebenfalls zu schwanken und zu schillern angefangen. Manche fal-

len aus Verzweiflung an ihrer Sache in das Extrem, und neigen sich der Republik zu, mit deren Parteigängern sie schon in dem Juni-Aufstand von 1832 gemeinsame Hand sich geboten. Ich komme daher darauf zurück, daß der Legitimismus gegenwärtig in Deutschland noch am reinsten, gediegensten und unverfälschtesten angetroffen wird, und daß sein idealer Urtypus uns in Oesterreich strahlt, uns in Metternich persönlich geworden ist. Sind Sie damit einverstanden? Hören Sie mir auch ganz theilnehmend zu, geliebter Seeliger!

Ich nickte blos, wie in der Kirche, wenn man den Klingelbeutel an sich vorübergehen läßt. Und er fuhr fort:

In Metternich's Staatskanzlei in Wien arbeitet der weiland Berliner Professor Jarcke, ein ausgezeichneter Criminalist. Das sind Männer, die wissen, was sie wollen, die ein bestimmtes Ziel der Politik klug und scharf ins Auge gefaßt haben. Und das Merkwürdigste ist, daß Jarcke in seiner Jugend, wie so mancher gute Kopf, ein eifriger Demagoge gewesen, bis er endlich, da sich Extreme immer nahe liegen, katholisch und zugleich legitim geworden. So können auch Sie jetzt, mein lieber Seeliger, an Jarcke's Beispiel Sich erkräftigen, indem Sie ebenfalls nun vom früheren Liberalismus die Metamorphose in den dauerhafteren Absolutismus hinein zu erleben im Begriff stehn, indem Sie sich aus einem Saulus zum Paulus bekehren lassen wollen. Ob nicht durch Ihre legitimen Ansichten auch die religiösen bei Ihnen jetzt einen nothwendigen Umschwung erleiden müssen, will ich in diesem Augenblick dahin-

gestellt sein lassen, um Sie nicht auf einmal zu sehr zu bestürmen.

Bitte gehorsamst! sagte ich, und machte ihm einen Diener. Mein Rausch war von mir gewichen, ich sah wieder nichts als den geistreich thuenden Geist des Versuchers in ihm.

Geht es nicht den ausgezeichnetsten Köpfen der Zeit gerade so wie Ihnen, Salzschreiberchen? fuhr er mit erneuter Redekraft fort. Ich will Ihnen nur den genialen Historiker Heinrich Leo nennen, der als Jenaer Student der löblichen Turnkunst eifrig obgelegen hatte, dann allmählig zu absolutistischen Ideen sich ausbildete, eine geistvoll legitime Geschichte des Mittelalters herausgab. Mit Leopold Ranke in Berlin sieht es etwas zweideutiger aus. Ich will ihm zwar gern aufs Wort glauben, daß er ein redlicher Absoluter ist, aber er läßt die rechte Hand nicht sehn, was die linke thut, und so sitzt er am Ende, eh' es sich die rechte Seite versieht, wieder einmal als ein Mann der Linken auf der andern Seite. Er hat eine freisinnige Darstellung der Serbischen Revolution geliefert, und schreibt doch zu gleicher Zeit seine historisch-politische Zeitschrift, was kein Mensch sich zusammenreimen kann. Nun, Friede sei mit Ranke, denn daß ihm der Absolutismus nicht blos und nur äußerlich sitzt, läßt sich wohl im Allgemeinen aus seiner ganzen, im Mittelalter wurzelnden Geschichtsrichtung ziemlich darthun. Ich habe einmal viel von Ranke gehofft für die Geschichtschreibung. Mit welcher Feinheit zeichnet er nicht in seinen „Fürsten und Völkern" lebende Bilder großer Herrn und Könige, aber indem er hier diese royalistischen Portraits mit einer solchen ungemeinen Schärfe der Zergliederungskunst

auseinanderlegt, daß sich sogar hie und dort Ranke's schalkhaftes Lächeln hineinmischt, beweist er doch auch wieder, daß er immer noch zu wenig ein entschieden eingesponnener Absolutist ist, denn ein wahrer Absoluter darf die heiligen Personen der Könige nicht zergliedern, und eine gewisse ignorirende Anbetung muß bei diesen gesalbten Häuptern die Stelle aller Charakteraufsassung vertreten. Doch, guter Seeliger, lassen Sie uns auf die baldige erfreuliche Fortsetzung von Ranke's Fürsten und Völkern trinken! Es sind die Päpste!

So nöthigte er mir wieder ein Glas auf, und ich stieß mit ihm an, daß es laut klang. Es klang deshalb so laut, weil ich eigentlich im Herzen Deine Gesundheit trank, liebes Mädchen! — denn was gehn mich die Päpste an! —

Herr von Zodiacus nahm wieder das Wort. Da wir einmal hier so traulich beisammen sitzen, an harmlosen Gesprächen uns ergötzend, muß ich Ihnen doch von meinen mancherlei Reisebekanntschaften, die ich auf meinen vielen Ausflügen zu machen Gelegenheit gehabt, noch Einiges mittheilen. In Berlin lernte ich auch den begeisterten Steffens kennen, und hatte die Ehre, von ihm zum Thee eingeladen zu werden, obwohl ich in meinen damaligen Verhältnissen nicht gerade für hoffähig gelten konnte. Diesen Mann habe ich längst bewundert, und dennoch ist er vielleicht die vieldeutig schillerndste Persönlichkeit unserer Zeit. In seinem Geist ist Alles vorhanden, und es läßt sich deshalb kaum eine Richtung an ihm auffinden, an der man ihn bestimmt angreifen könnte, da er, in dieser Vielbeweglichkeit seines Innern, die sich ihm bis in das späte Greisenalter hinein

jugendlich sprudelnd erhält, sogleich eine geistreiche Schattirung nach einer andern Seite hinüber anzunehmen weiß. Er hat hierin eine ungemeine Aehnlichkeit mit Chateaubriand. Jetzt aber ist er bei Hofe gern gesehn. Dem philosophischen und religiösen Absolutismus aus Uebersättigung sich abwendend, hat er sich ganz in einen an den schönsten Gefühlen reichen Pietismus versenkt, und scheint doch nicht zu merken, daß er im Umsehen wieder auf einer andern Seite der Mann des Absolutismus geworden ist, und zwar des politischen. Wir müssen uns freilich Glück wünschen, daß die Reactions-Partei an einem solchen Geist eine Eroberung gemacht hat. Schon in dem Ausdruck seiner Frömmigkeit verräth Steffens etwas Aristokratisches, und in seine begeisterungsvollsten Gebete zu Gott weiß er die Haltung eines sehr vornehmen Mannes zu legen. Dies ist originell genug. Er gehört als Oberhaupt jener Aristokratie der Geistreichen an, die er selbst einmal so treffend bezeichnet hat. Seinen Gegnern könnte man es zwar nicht verdenken, wenn sie behaupten möchten, daß nicht sein Pietismus, nicht seine widerspruchsvolle Theologie die wahre Verirrung an ihm sei, sondern nur sein jetziges Verhältniß. Ich, was mich betrifft, sehe die Sache nun blos vom Standpunkt der absolutistischen Interessen an. Ich liebe Steffens. Und da finde ich, daß gar nicht zu berechnen ist, was ein Mann, wie er, der auch gegen die constitutionellen Richtungen der Zeit steht, in seinem Umgange mit Prinzen und einflußreichen Personen am Hofe wirkt, die er, in dem Trachten, sich geltend und beliebt zu machen, durch die Autorität seines Geistes und glücklichen

persönlichen Witz gegen die Zeit einzunehmen oder doch zu bestärken weiß. Es ist bedeutend, bei Hofe zu leben! —

Ich gestehe Dir, Esperance! es schmerzte mich, daß er so von Steffens sprach, und ich wagte jetzt auch einige Einwände, sollte es auch blos um des Widerspruches willen sein. Du weißt es, wie ich an diesem Steffens gehangen! Ist Ihnen nicht bekannt — fragte ich — was ein gewisser Theo- oder Ost einmal über Steffens geschrieben? Dieser hat wenigstens die Einheit und Reinheit des Steffens'schen Charakters aus allen Widersprüchen heraus, die sich darin krystallisiren mögen, doch zu retten und mit Liebe zu rechtfertigen gesucht.

Es war eine Narrheit von diesem Ost! erwiederte Herr von Zodiacus lachend. Ich kenne diesen Menschen; er strebte, damals wenigstens, nach der lächerlichen Vielseitigkeit, Alles gelten und vertheidigt sein lassen zu wollen. Eine gewisse Einseitigkeit ist in der Kritik viel werth, und diese Einseitigkeit, welche viel werth ist, fehlt gerade dem Ost. Ein Mann, wie Steffens, bedarf gar der Rettung und Rechtfertigung nicht, und es muß ihn beleidigen, wenn man ihn, der über allen Anfechtungen erhaben bei Hofe lebt, noch erst zu vertheidigen unternimmt. So hörte ich auch von ihm selbst, wie sehr ungehalten er über jenen Theodor und seinen Aufsatz war, weil derselbe den großen Steffens besser hatte verstehen wollen, als der große Steffens sich selber verstanden hat. Trauen dürfen Sie übrigens diesem Theodor Ost nicht. War denn nicht auch sein anscheinend freundlich gemeinter Aufsatz über Steffens, von dem Sie

sprachen, dennoch eigentlich eine zerstörende Invective gegen denselben, da er zuletzt durch die entschiedenste Festhaltung der Union Alles, was Steffens mit seinem neuen Lutherthum will, siegesübermüthig über den Haufen warf? Glauben Sie mir, Salzschreiberchen, an diesem Ost ist kein gutes Haar! Vielleicht wird er einmal für die entfernte Nachwelt brauchbar. —

Esperance! Esperance! hier möchte ich Dein Gesicht sehen! Ich möchte um Alles in der Welt wissen, was Du in diesem Augenblick denkst. Esperance! Esperance! — —

[illegible] sprachen vorhin von der Aristokratie der Geist[illegible]n! fuhr Zodiacus fort. Und hier fällt mir eine schlagende Gestalt ein, die ich ebenfalls persönlich kennen zu lernen die Ehre gehabt. Dies ist der als Schriftsteller rühmlich bekannte Freiherr von R..... In Leipzig, wo er durchreisend sich einige Tage aufhielt, wurde ich ihm bei einem großen Diner zuerst vorgestellt. Bei einem Diner muß man auch R.....s Bekanntschaft machen, da er hier gleich alle seine Eigenthümlichkeiten glänzend herauskehrt. Er zeigt sich, wie in seinen Schriften, so im Leben, als ein durchaus vornehmer Mann, und eine ziemliche Corpulenz seines Aeußern, die jedoch nie ungraziös wird, dient nur dazu, das Bild eines geistreich beschaulichen Egoismus in ihm zu vollenden. Kurz vor dem Mahl, ehe sich Alle versammelt haben, ist er einsylbiger, fast etwas mürrisch, sogar schwerfällig, und man gewinnt ihm nicht viel ab. Die Wirthin geht im Hintergrunde des Saales bleich und ängstlich auf und nieder, sie hat den ganzen Vormittag über empfunden, wie schwer es sei, dem

„Geist der Kochkunst" zu genügen. Endlich führt Herr von R..... die zitternde Wirthin zu Tische. Die andern Herrn und Damen folgen seinem Beispiel. Während und nach der Suppe, noch immer verdrießlich aussehend, hat er anfangs einiges Kopfweh, und läßt fallen, daß er eigentlich vor derselben ein Glas Malaga hätte trinken sollen. Bald aber geht es vorüber; mit jeder Schüssel, die aufgetragen wird, erheitert er sich zusehends, bei jedem Gericht, jedem Braten ätherisirt sich sein ganzes Wesen immer mehr, der zu seinem Recht gekommene Geist der Kochkunst glänzt in Verklärung auf allen seinen Zügen, und nun erst hat auch seine Unterhaltung, sein Gespräch ein beseelteres Element gewonnen. Er ist der liebenswürdigste Seigneur von der Welt, und will genießend auch die Andern recht genießen sehn, denn er muß um sich her wahrnehmen, wie wenig doch eigentlich die meisten Menschen mit ächter Kunst zu essen verstehn. Feine geistreiche Bemerkungen weiß er darüber mitzutheilen, daß der Braten ohne Brühe gegessen werden müsse, um ihn in der höchsten Potenz seines Wohlgeschmacks zu empfinden, und mit manchen andern Geheimnissen aus der Aesthetik des Essens sieht man sich durch ihn bereichert. Er ist ein Mann, der Leben und Kunst am innigsten mit einander zu vermählen verstanden, denn sein tiefer contemplativer Künstlerblick verräth sich, wenn er einen gebratenen Hechtskopf anschaut, eben so sinnig, als wenn er sich in die Betrachtung eines Kopfes von Rafael verliert. Dabei sieht man zugleich stets, wie er über Allem, was er behandelt, mit wahrhaft vornehmer Sicherheit drüber steht, und den Ge-

genſtänden, von denen er ſpricht, gewiſſermaßen nur herablaſſende Anſtandsviſiten abſtattet. Dies iſt auch für einen in den Gränzen des Nobeln ſich haltenden Schriftſteller-Baron einzig angemeſſen. Sie hätten aber ſehen ſollen, wie völlig idealiſirt der ganze Mann war, als wir endlich nach einem vielſtündigen Diner von der Tafel aufſtanden, wie das genoſſene Mahl die Maſſe ſeines Körpers ordentlich durchgeiſtet und durchleuchtet hatte, und wie er, gleichſam beflügelt, der ſchönen Wirthin die Hand reichte, und in graziöſer Extaſe einige Pas machte. So, man muß es geſtehen, kann nicht Jeder eſſen, ſo ſeelenvoll wirkt nicht das Eſſen auf Jeden. Es gehört zu Allem Genie. Ich hatte nach der Tafel das Vergnügen, mich längere Zeit mit Herrn von R..... zu unterhalten. Er war hingebend, wie ein weicher Jüngling. Als er gehört, daß ich von Berlin kam, wo er ebenfalls kurz zuvor eine Sejour gemacht hatte, ſagte er: Es würde mir ſehr angenehm geweſen ſein, wenn Sie mich ſchon in Berlin beſucht. Sie würden jedenfalls herzliche Aufnahme, und, hätten Sie Glück gehabt, ſogar ein gutes Diner bei mir gefunden haben. Mein Koch, der immer mit mir reiſt, hat ſchon einmal, als mich ein Franzoſe um zwölf Uhr beſuchte, noch bis Zwei das vollendetſte Diner fertig gemacht. Dieſer Koch, ein merkwürdiger Menſch, iſt eigentlich der Verfaſſer meines Geiſtes der Kochkunſt. Ich habe nur die prinzipienmäßige Geſtaltung des Syſtems hinzugethan. — Außerdem ſprach Herr von R..... noch über Manches höchſt vortrefflich und geiſtreich. Er iſt der wahre Edelmann der heutigen Literatur. —

Er schwieg, und schien jetzt unsere Unterhaltung abbrechen zu wollen. Er blickte mehrmals etwas unruhig nach der Thür des Nebenzimmers, in welchem ich einiges Geräusch vernommen zu haben glaubte. Ich hatte jedoch noch eine Frage auf dem Herzen, die sich mir im Verlauf des Gespräches aufgedrangt. Ich wollte gern wissen, was er von Tieck hielte, und in welchem Verhältniß zur Zeit er wohl diesen Dichter, den ich an künstlerischer Darstellung und Gedankentiefe immer selbst Goethen bei weitem vorgezogen, auffaßte. Danach fragte ich ihn.

Allerdings, guter Salzschreiber, — antwortete er mir, indem er aufstand und eilig that — allerdings wäre es, wenn von den jetzigen großen Geistern und ihrem Verhältniß zur Zeit die Rede ist, höchlich interessant, zu erörtern, welcher politischen Farbe sich wohl Ludwig Tieck, der sich nie selbst unmittelbar darüber ausgesprochen, zuneigen möchte. Auch lassen manche in seinen neuesten Dichtungen unwillkürlich niedergelegte Ansichten hinlangliche Schlüsse ziehn. Daß er sich nicht dagegen gesperrt, Hofrath zu werden, darauf will ich nicht einmal ein Gewicht legen, obwohl Einige seinen Absolutismus daraus beweisen wollen. Dennoch aber behaupte ich, daß Tieck durchaus royalistisch gesinnt, in seinem politischen Glaubensbekenntniß, wenn er einmal ein solches ablegen sollte, unumwunden für die absolute Monarchie sich erklären würde. In Tieck war nie auch eine Spur von demokratischer Bürgergesinnung, und seine Künstlerironie, mit der er das Leben sich gruppirt und beleuchtet, setzt ihn immer auf einem vornehm gesonderten Höhepunkt des Be-

trachtens voraus. Er ist kein Dichter des Volkes, er ist ein Dichter der Gebildeten, der Auserwählten in der Nation. Ein bereits gereifter Kunstverstand, eine vielfältig gewiegte Bildung, ja selbst eine gewisse höhere Lebenserfahrung gehören dazu, um ihn, vornehmlich in seinen herrlichen Novellen, wahrhaft genießen zu können. Deshalb sind die bewundernswürdigsten Schöpfungen seines Genius so wenig ins Volk übergegangen, so wenig allgemein verstanden worden. Sie gehören der Aristokratie der Geistreichen an. Aber sie werden, in ihrer tiefen Erfindung, in ihrem unnachahmlichen Humor, in ihrer feinsinnigen Ausspinnung und Contrastirung, in ihrer volltönenden Herzensberedsamkeit, in ihrem weisen Denken und Träumen über hieroglyphischen Lebenswundern, sie werden ewig dauern, so lange von einer Deutschen Literatur die Rede sein wird. Auch mir ist Ludwig Tieck einer der größten deutschen Dichter. Er ist Royalist, er ist Absolutist! Tieck kann sich überhaupt keinen bedeutenden Dichter anders denn als Royalist denken. An Shakspeare, an Camoens, wie er sie in Novellen dargestellt, hat er vor Allem diese Seite mit Vorliebe und Begeisterung herausgehoben. Es gehört ihm mit zur Romantik des Poetenlebens, einen verherrlichten Königsthron, in dem sich die Nationalliebe concentrirt, im Hintergrunde des Dichtens zu haben. —

Jetzt wollte ich mich empfehlen, und machte dem Herrn von Zodiacus einen Kratzfuß, ihm für sein mannigfach belehrendes Dejeuner dankend. Es schien ihm aber noch etwas eingefallen zu sein.

Zum Schluß unserer heutigen Unterhaltung muß ich Ihnen noch einen Titanen des Absolu-

tismus nennen! sagte er. Dies ist der erhabene, imposante Görres. Wie ein Engel des Zornes mit flammendem Schwert steht er über über der Zeit, und bewacht die legitime Gesinnung. Sein Geist athmet Blutrache gegen das Prinzip der Bewegung, es donnert und blitzt in ihm ein riesengewaltiger Dämon der Geschichte, wie eine Windsbraut, und doch wieder von wunderbaren Blüthendüften durchflogen, schnaubt sein Wort, wenn es als Anwalt des Bestehenden und Sanctionirten auftritt. Kühnere, majestatischere Redekraft ward keinem Sterblichen verliehen. Wie ein rückwärts prophezeiender Seher, hat er deutend die Hand hinausgereckt in das Mittelalter, in die geweihte Vergangenheit. Er ist der Vergangenheit begeistertster Priester. Die ganze heutige Zeit sieht er nur für einen Sündenabfall von der Vergangenheit an, und dünkt sich stark, ja gottgewaltig genug, sie wieder zurücklenken zu können in das, was sie einst gewesen. In fern verflossener Nacht der Zeiten betet er die Morgenröthe seiner Hoffnungen an, und verweist trunken das Geschlecht auf deren Aufgang, als einziges Rettungsziel. Dieser Mann trägt sich mit dem staunenswürdigen Gedanken einer Theokratie. Nur darin erblickt er das Heil und das Paradies der Geschichte. Er will eine Einheit von Staat und Kirche gründen, er will in der Religion jede andere Richtung des Lebens fesseln, er will in Gott alles menschliche Thun und Streben zuspitzen. Das Verhältniß zu Gott soll das höchste Gesetz des Staates sein, und Gott ist im Staat in der sichtbaren Kirche, welche die katholische ist, unmittelbar vorhanden. So kehrt die Geschichte zu Gott zurück, und das

Zeitalter des Friedens nimmt seinen Anfang. Dies ist der höchste Gipfel des Absolutismus, zu dem sich derselbe nur immer verallgemeinern kann. Auf diesem Gipfel, mit dem tiefsinnenden Haupt in die Himmelswolken hineinragend, steht Görres als Bild einer bis auf das Aeußerste hinaufgetriebenen Consequenz merkwürdig da. Sie sehen, Salzschreiber, unsere Zeit weist alle Typen auf, und zeigt von jeder ihrer Richtungen, in denen sie sich gehen läßt, zugleich auch die Extreme daneben, dem Klugen zur Warnung und Wahl, dem Thoren zur Verlockung. Und nun lassen Sie uns noch einmal anstoßen: Es lebe die absolute Monarchie!!

Da ich mein Glas nicht unausgetrunken stehen lassen durfte, that ich ihm Bescheid, und rief ebenfalls: es lebe die absolute Monarchie! Da hustete es in diesem Augenblick im Nebengemach mit einem so schauerlich dumpfen Ton, daß ich unwillkürlich zusammenschrack, und plötzlich wie gelähmt, mit meiner erstarrten Hand nicht anzustoßen vermochte.

Er setzte sein Glas ebenfalls wieder nieder, und entschuldigte sich damit, daß er forteilen müsse, um nach seiner im Nebenzimmer sehr krank liegenden Großmama zu sehn. Er sagte mir kaum Adieu, und war alsbald durch die andere Thür verschwunden. Mit Staunen blickte ich ihm nach. Also die alte Sphinx war es gewesen, die drinnen gehustet hatte? Litt sie so schrecklich am Husten?

Ich griff nach meinem Hut, um endlich dies Revier zu fliehen und das Freie zu suchen. Als ich noch die Thürklinke in der Hand hatte, war es mir, als hörte ich aus dem Nebengemach deut-

lich hinter mir drein lachen. Mir ſtanden die Haare zu Berge, und ich eilte, was ich konnte, die Treppe hinab. —

Voll von Gedanken war ich den ganzen Tag. Ich vermochte kein Mittagbrot zu eſſen. —

Bis ſpät am Abend ſaß ich in meiner kleinen Giebelſtube eingeſchloſſen, und duckte mich zuſammen, wie ein Vogel, der mauſert. War denn nicht auch mein ganzer Adam ſchon wieder in einer politiſchen Mauſerung begriffen? Ich fühlte zwar, wie an der Stelle der abgefallenen neue Federn in meinen Flügeln wuchſen, aber ich hätte darüber Ach und Weh ſchreien mögen. Da fiel mir erſt ein, daß draußen unter den ewigen Himmelsſäulen die ſchönſte Sommermondnacht unterdeß angebrochen war. Ich öffnete mein Fenſter, und ſetzte mich auf das Fenſterbrett. Es war Alles ſtill und mild und lau, der ſanft gehende Athem der Nacht hatte ſich mit den Wohlgerüchen der umliegenden Gärten gewürzt, der Mond warf herrliche Silberflocken in den wallenden Dämmerungsflor hinein, und ſah aus, wie eine Veſtalin, in deren Augen ein keuſches Feuer brennt. Die ganze Natur ſchien es darauf angelegt zu haben, einem armen Salzſchreiber Frieden zuzufächeln.

Ich kroch zum Fenſter hinaus, und ſetzte mich in den Apfelbaum, der dicht darunter ſtand, und mir ſo oft ſchon mit ſeinen ſchwebenden Zweigen zum Balcon gedient hatte. Umweht von der friſchen Apfelblüthe, die ſich zärtlich in die Nacht ausduftete, und hineinblickend in das große Weltall, das feierlich über mir ruhte, über mir, dem einſamen Tintenklecks in der Kreisperipherie des

Universums, ließ ich mich endlich folgendermaßen in meinen Betrachtungen los:

Hier sitzt er wieder in seinen hängenden Gärten der Semiramis. Dies ist ein hübscher Baum. Wäre es doch der Baum der Erkenntniß! Ach, und diesmal hat er Dir, lieber Apfelbaum, absolute Gedanken zu vertrauen. Ja, absolute! Schrick nur nicht so zusammen mit Deinen Aesten, damit er nicht herunterpurzelt, denn er hält sich nur so mit genauer Noth. Gleicht diese erhabene Nacht, die in sterngeflickten Schleiern majestätisch über der Schöpfung thront, nicht dem Bilde eines großen absoluten Staats? Heilige Ruhe, großartige Würde, gebietender Ernst und Feierlichkeit sind in beiden die waltenden Elemente. Auf uralтem Firmament webt die Nacht, ist die absolute Monarchie gebaut. Der Mond ist das Licht der Gnade, das die Throne mildglänzend umschwebt. Die Sterne und die Lämmerchen in der Milchstraße sind die vielen Orden, mit denen ein absoluter Herrscher die Beamten seines Willens schmückt. Und dort, die säuselnden Nachtgespenster, die durch die Schatten streichen, sind kleine despotische Ableger, die an der übrigen Bluthenherrlichkeit der ganzen Fruchtkrone in frommer Scheu ignorirt werden.

Aber nein, im Ernst, das Absolute allein ist die Wahrheit! Es ist der in seiner höchsten Spitze gefaßte Begriff der Sache selbst, und so ist der zu seinem wirklichen Recht gekommene Begriff des Staates nur der absolute, indem er sich, wie jeder ächte Lebensorganismus, in sein leitendes Agens, das Oberhaupt, und in die geleiteten Bestandtheile, die Unterthanen, zerlegt, welche sich dann wieder in

dem Oberhaupt, als in ihrer Einheit, zusammengefaßt und aufgehoben empfinden. Diese absolute Staatseinheit ist die sicherste Freiheit. Ich behaupte nicht, daß das Absolute die Freiheit an sich sei. Frei sind die Dinge, wo sie sich noch in ihrer Unmittelbarkeit, und ohne von dem Begriff zusammengefaßt zu sein, herumtummeln und gewissermaßen nomadisiren. Indem aber ihr Begriff, also ihre Absolutheit, gefunden wird, sind sie zugleich in sich gebunden, und an ihr eignes Wesen gefesselt, denn der Begriff hat alle kurz zuvor noch so munter umherschwärmenden Einzelnheiten jetzt unter seine strenge Nothwendigkeit gesammelt. Diese Nothwendigkeit ist der absolute Herrscher, und ihr Gesetz ist die Freiheit der absoluten Staaten. Diese Freiheit ist, wie ich gesagt, die sicherste, weil sie durch den Begriff angefesselt ist. Die absolute Monarchie im Reich des Gedankens dargestellt ist die Hegelsche Philosophie. Hegels Philosopheme sind die Mausoleen, sind Königsgräber der menschlichen Freiheit, könnte man sagen. Hegels Rechtsphilosophie ist der Katechismus eines protestantisch-absoluten Staats. Er hat sie in Preußen geschrieben und erdacht.

Doch wo geräth der Salzschreiber auf seinem Apfelbaum hin? Er verirrt sich offenbar. Der Ast unter ihm wird noch brechen. Wer heißt ihn auch, über das Absolute so absolut zu grübeln, wobei nur logische Rippenstöße herauskommen können? Seeliger, meine es gut mit Dir! Du kannst nicht verloren sein. Lege Dich auf eine heitere Seite, Du bist es Dir selbst schuldig, das Beste aus Dir zu erziehn. Ein Absolutist sein und solcher fortan den Künsten und Wissenschaften le-

ben, welch herrlicher Gewinn für Deine Menschheit! Und wie sicher ist es in einer absoluten Monarchie! sagt der Herr von Zodiacus. Ich weiß recht gut, was und wie viel ich ihm glauben muß, aber dies glaube ich ihm. Auf der Vergangenheit ehrwürdigem Grunde steht sie, eine himmelanstrebende Pyramide, gestützt und geheiligt mit ihren Einrichtungen da. Alles ächte Leben muß ja in einer großen Vergangenheit, in diesem tiefblauen Himmelshintergrund des Daseins, wurzeln und seinen Lichtaufgang entnehmen! Süß und ehrenvoll zugleich ist es, von einer schönen Vergangenheit getragen zu sein, ein Kind glücklicher Abstammung, ein Erbe älterlichen Segens. Von der Vergangenheit leben wir, unsere Weisheit ist in ihr verschlossen, unsere liebsten Träume steigen, wie Najaden aus der Meerestiefe, lächelnd aus ihr auf. Jede unserer Schmerzerfahrungen wird zum sanften Mährchen in der Vergangenheit, ein göttliches Wunder wird alles Dasein, auf dem wir ruhen. Die Vergangenheit ist die wahre Muse der Wissenschaft. Die Forschung liegt liebend an dem Busen der Vergangenheit, und trinkt die Nahrung des Geschehenen in berauschenden, stärkenden Zügen ein. Nur vom Geschehenen zu zehren, von der Betrachtung des Vergangenen zu leben, ist traulich und tröstlich, und überwiegt vielleicht an Wonne der Sicherheit, an Behaglichkeit des Vertiefens, noch den Genuß des eignen Schaffens. Aber Seeliger! Seeliger! Du wolltest ja zur sonnigen Alp Deiner ehemaligen Dichterhoffnungen wieder hinauf! hinauf! hinauf! Du warst heut schon einmal nahe daran, Verse zu machen! Und jetzt möchtest Du Dich, wie sonst wohl oft, durch

den behaglichen Forscherreiz der Wissenschaft wieder abziehen lassen von dem muthigen Werdeleben der Poesie?? Ja, ja, ich will nicht! Ach, es ist schwer zu sagen, was süßer sei, als Forscher oder als Schaffender zu leben. Die Wissenschaft sitzt bequem in Schlafrock und Pantoffeln auf dem Großvaterstuhl der Weltgeschichte, und man kann sich bei ihr ausruhen. Man kann mit ihr Kaffee trinken, einen Cigarren rauchen und im Negligee bleiben, wenn sie zur Visite kommt. Man kann ein Nachmittagschlafchen mit ihr riskiren, und es schadet der Liebe nicht. Zur Poesie muß man allezeit tanzlustig und ballfähig sein. Man muß einen großen festlichen Sinn in sich haben, und immerwährend goldene Feiertage der innern Seele in sich spinnen. Hell und leuchtend muß man sein, man muß ewig ein Jüngling sein. Und ich bin schon sehr alt. Ich werde nächstens sechs und zwanzig Jahr. Ein Mensch, wie ich, dem der Zeitpips nicht kurirt werden kann, wird früher alt und hinfällig, als andere Leute. Nein, ich bin kein Dichter!

Seeliger! Bösewicht! herunter mit Dir von dem Apfelbaum! Was sprichst Du Dir Poesie ab? Du bist nicht werth, in dieser herrlichen Gottesnacht so lustig auf einem Apfelbaum dazusitzen! Zieh' ein! Zieh' ein! Krieche in Deinen Giebel zurück! O Himmel, so will ich es mir denn noch überlegen. Es ist so schon spät. Die Sterne eben verblassen morgendlich, und der große Bär, das einzige Gestirn, das ich am Firmament eigentlich kenne, ist nicht mehr zu schaun. Götter! Götter! meine ganze Seele jauchzt ja ihr Lebelang nach Poesie! Selbst kein Kummer wird ihr

geboren, der nicht heimlich etwas in ihr dichtete, und alle meine Gedanken fangen immer leiſe an zu ſingen, und führen loſe Reden durch ſtrengſten Ernſt hindurch. Nun, ich will ſchlafen gehn! —

— Dies, Geliebteſte, waren ungefähr die Selbſtbetrachtungen, die ich auf dem Apfelbaum anſtellte, und ich ſchwang mich darauf wieder in mein Giebelfenſter hinein. Hinter mir her ging auch der Mond mit bleichem Geſicht unter. —

Und nun Adieu, Esperance! Du ſollſt weiter von mir hören, wenn ich in meiner neuen Richtung geſund und am Leben bleibe. Ich hoffe das Beſte, denn mir iſt beſonders ſeit heut, wo ich Dir das Alles in dieſem Brief herausgeſchrieben, wunderbar gut und ſeelig zu Muthe. Du kannſt mir glauben, Kind, ich habe gegenwärtig die reellſten Abſichten auf das Abſolute. Ja, ich bin ſeelig, ich bin abſolut! Ich bin, hochachtbare Dame, Dein ſeeliger Abſoluter und

Dein

abſoluter Seeliger.

An Esperance.

Noch immer: Kleinweltwinkel, 20 Juli.

— — —*) Die Frau Salinen-Inspectorin ist eine ehrfurchtgebietende Gestalt. Lang, hager, klapperdürr, und von Gemüth zankſüchtig, hat ſie doch ein gewiſſes unausſprechliches Etwas in ihrem Weſen, das nur ein Legitimer herausfühlen kann, und ich hege deshalb für dieſe Frau, ſchon weil ſie die Gattin eines meiner Vorgeſetzten iſt, erſt jetzt eine Art von Verehrung, oder nenne es heilige Scheu. Auch habe ich an ihr eine bourboniſche Naſe entdeckt. Du kennſt den geierförmigen Typus dieſer bourboniſchen Naſen, die für jeden ächten Legitimen ſo vielen Reiz ausüben. Die Salinen-Inſpectorin hat die allerſchönſte. Und wie wunderbar mich dieſe Naſe neulich an ihr überraſchte und gemahnte, davon kann ich Dir ein eclatantes Beiſpiel erzählen. Ich ging zu ihrem Mann in Dienſtgeſchäften, und die Frau Salinen-Inſpectorin begegnete mir auf der Treppe, die mit ihrem kleinen Jungen von oben herunter-

*) Der erſte Theil dieſes Briefes iſt weggelaſſen, da er bloße perſonangelegenheiten enthält, die offenbar zu ſehr in's Grelle ſchimmern, und nicht einmal cenſurfähig ſind.

Die Redaction des Wirrwarrs.

kam. Ich bog zwar ehrerbietig zur Seite aus, allein der Junge, ungebardig und unverschämt wie er ist, stellte sich mir gerade in den Weg, und wollte mich durchaus nicht vorbeilassen, so daß mir, da die erlauchte Mutter über ihr Söhnchen nur beifällig lachelte, nichts übrig geblieben wäre, als dem Jungen entweder eine Maulschelle zu geben, oder ihn benebst seiner erlauchten Mutter über den Haufen zu rennen. Da wagte ich meinen schüchternen Blick noch einmal zu der hohen Frau hinauf, als mir in demselben Augenblick die gebietende Bourbonicität ihrer Nase wie ein Blitzstrahl durch die Seele fuhr. Von Ehrfurcht ergriffen, flieg ich schnell die Treppe wieder hinab, und blieb unten an der Stiege, Mutter und Sohn erwartend, mit gesenktem Hut und in der devotesten Stellung stehn. Und als sie vorübergingen, sagte ich nichts, als die legitimen Worte: „Madame, Ihr Junge ist mein König!“ —

Es geht mir wohl, sehr wohl, Speranza! Obwohl mir Kleinweltwinkel immer mehr zuwider wird als sonst, und ich mich nach größeren und erweiterten Verhältnissen zu sehnen anfange, so gefallt es mir jetzt wenigstens in meiner Salinenschreibstube etwas besser, da sie doch eine Königliche Salinenschreibstube ist, und der feste offizielle Begriff eines Beamten mich in ihren heiligen Wänden über alle Muhseligkeiten tröstet. Wie bedeutend ist es nicht auch, ein Beamter zu sein! Ich kenne einen Geheimenrath, welcher die jungen Leute erst dann für Menschen hält, wann sie, und zwar durch ihn, zu einem Amt gelangt sind. Einen Amtlosen betrachtet er gewissermaßen noch im Zustande natürlicher Wildheit. Diese jungen

Leute müſſen gebändigt werden, es muß ihnen ein Koller umgehangen, und der Flügelmuth durch ein Amt bewickelt werden. Natürlich, die jungen Leute müſſen in einen geſetzlichen Zuſtand hinein, und wer ein Amt hat, weiß, warum er lebt. Vivat hoch, daß ich Salzſchreiber bin! Alle Räthſel und tieferen Geheimniſſe des Daſeins löſen ſich in einem Amte auf! Ein Staatspoſten iſt erſt die geordnete Lebensform des Chaos, er iſt der Geiſt, der über Waſſer ſchwebt. Und wie freut es mich, daß ich auch ſo als ein kleiner Angeſtellter hier im Salinenbüreau daſitzen kann! O, auch der Servilismus iſt ſüß! Es iſt wie mit der Liebe. Die Liebe, dieſer Abſolutismus, wirkt auch ſervil und despotiſch zu gleicher Zeit. Liebe ich nicht die Frau Salinen-Inſpectorin und ihren frechen Jungen? O, o, ich werde es gewiß noch lange in Kleinweltwinkel aushalten! —

Seitdem ich abſolutiſtiſch, habe ich mir auch die politiſchen Zeitungen wieder abbeſtellt. Was ſoll ein ächter Abſoluter mit Zeitungen? Der Abſolutismus hat eigentlich gar nichts mit der Zeitpolitik zu ſchaffen, da er über aller Politik erhaben ſteht. Er iſt unveränderlich ſeinem innerſten Weſen nach, und alle politiſchen Bewegungen ſind deshalb nur wie der Wetterhahn auf den Dächern ſeines Pallaſtes, der, die Richtung der Winde anzeigend, ſich unaufhörlich dreht, während das Haus in unbewegter Ruhe allen Schwankungen Trotz bietet. Was ſoll ich mein Geld ausgeben für die Wetterfahne? Die Zeit meiner Faſten iſt vorüber, und ich muß jetzt auf Erhöhung meiner Lebensgenüſſe bedacht ſein. Der Abſolutismus muß des Morgens wieder etwas zum Kaffee eſſen, er muß,

wie ein Jupiter in ewigen Wolken dasitzend, so oft Tabak rauchen können als er will, er muß nicht nöthig haben, seine Kleider zu schonen, sondern seinen Sonntagsrock auch am Wochentag anziehen dürfen. Und alle diese Ersparnisse, die ich mir der leidigen Zeitungen wegen auferlegt, sollen nun meinem Leibe wieder erlassen werden. Ich will von neuem aufblühen, Mädchen! Trallalarum! Ich dürste ordentlich nach Genuß, und mich verlangt sehnlichst danach, einmal mein Dasein recht zu schmecken. Ich möchte ausfliegen wie ein Zugvogel in die wärmere Zone der Freude, und den Saugestachel der Lust einsenken in alle Fruchtbeete der Welt! Und bringt der Mensch, der nach Freude lustig hinausabenteuert, auch am Ende nichts mit nach Hause zurück, als eine getrocknete und gespießte Schmetterlingsammlung seiner eingefangenen Freuden, so war es doch schön, durch waldfrisches Wanderleben als Schmetterlingsjäger hingezogen zu sein. Ha, jugendmuthige Schmetterlingsjagd! Was hilft's, wir müssen den Schmetterling spießen, soll er unser sein! Ach, und wenn sie unser ist, die junge bunte Freude, ist sie auch schon nicht mehr, und hat sich im ersten Lächeln verblutet!

Doch mich soll heut nichts melancholisch machen! Streiche mir, Esperance, im Geist mit Deiner blüthenschneeigen weißen Hand dreimal über die Stirn, und vertreibe das arge Schattenvolk meiner Reflexionen! Ich will, ich will absoluten Lebensgenuß, ich will ihn als ein Absoluter! Lange genug habe ich ohne Freude hauszuhalten verstanden im Leben, und wie eine kinderlose Witwe aus einsamer Langeweile wohl ein Wiegenlied vor

sich hinsingt, so habe ich oft aus Verzweiflung: „Freude, schöner Götterfunken!“ gepfiffen. Mein Gesicht war vor der Zeit ernsthaft und düster geworden, und alle Leute hielten mich für einen tiefgesunkenen Denker. Und doch dachte ich nur immer an lauter Freude, nämlich wie ihrer künftig einmal habhaft zu werden sei. Ich will sie schon einmal zu packen bekommen, philosophirte ich, und die Freude sieh mich, weil ich philosophirte. Jetzt, Kind, stehe ich auf einem andern Punkt. Im Absolutismus liegt eigentlich ein wahrer Don Juan des Genießens versteckt, und in der absoluten Philosophie, ist es da nicht die zum Titanengelust erwachsene Unersättlichkeit des menschlichen Geistes, welche sich mit dem Höchsten und Fernsten so eng und brünstig zusammenzuschließen trachtet? Wie aber so der Absolutismus nach dieser geistigen Seite hin eine kühne Wollust des Gedankens ist, so lockt er auch, auf die äußeren und irdischen Formen des Lebens übertragen, zum feurigsten Ergreifen jeder reifen und schmackhaften Bluthe. Alles muß ja sein werden, weil er Alles ist, und so bricht er jede schwellende Knospe, weil sie in ihm erst als Frucht sich herausschält. Daher diese Genußsucht und Sinnenschwelgerei, welche durch das ganze ancien régime geht. Alle waren sie liederlich, und es ist merkwürdig, daß gerade Ludwig der Vierzehnte, der allerabsoluteste Herrscher, auch als der absoluteste Wollüstling in der Geschichte dasteht. Er war es offenbar aus bloßer Consequenz, denn nach dem bekannten Ausspruch, daß er selbst der Staat sei, mußte er sich demgemäß auch alle Frauen im Staat identificiren. Zu dieser Zeit empfing die

Don-Juanerie des Absolutismus ihre glänzendste Ausbildung. So weit wie damals werden wir es vielleicht nie wieder bringen. Am wenigsten ich hier in meinem Kleinweltwinkel, wo die Göttin Gelegenheit wie eine harte Stiefmutter mit dem Leben geizt! Was sollte wohl ein Don Juan in Kleinweltwinkel anfangen? Hilf Himmel, dieser Gedanke ist der belustigendste, der mir jemals eingefallen! Er würde tugendhaft werden, und zu seiner Zerstreuung ein Damen-Conversations-Lexicon herausgeben. Wehe mir also, denn wenn er hier tugendhaft werden muß, so muß ich es hier mindestens bleiben!

Du siehst, wie mich dies Kleinweltwinkel doch eigentlich in meiner neuen Richtung beschränkt, sodaß ich mich nicht mit Herzenslust nach allen Radien derselben hindrehen kann. Ich kann es hier in meinem Absolutismus nicht einmal so weit bringen, mich zu einem Alles genießenden Don Juan aufzuschwingen, und mit Louis-Quatorze werde ich wohl nimmer in der Geschichte verglichen werden. Aber erschrick nur Du nicht etwa, liebe Esperance, über das, was ich Dir gesagt habe. Es gibt Deutsche Damen, die vor purer Sittsamkeit schon erröthen, wenn man ihnen nur den den Namen Don Juan nennt, und die selbst vor dem schönen poetischduftigen Wort Sinnlichkeit in Ohnmacht sinken können. Doch was rede ich Dir davon? Du gehörst nicht zu diesen prüden Altenjungfernseelen, und ich kann bei Dir etwas wagen. Du hast aber, wie gesagt, gar nichts zu fürchten, denn es ist ein wahres Elend, in Kleinweltwinkel Absoluter zu sein. —

Eher könnte es mir hier noch gelingen, wenn

ich recht viel Geld hätte, mich auf aristokratischen Fuß einzurichten, wozu ich jetzt eine außerordentliche Lust verspüre. An der langen Wiese ist nämlich eine Baustelle zu verkaufen, wo, wer die Mittel dazu besäße, ein prächtiges Landhaus, wie es sich recht für einen vornehmen Mann paßt, aufführen könnte. Dies Landhaus möchte ich dann wohl bewohnen, in hohen glanzschimmernden Marmorsälen ein herrliches Fest geben, ein Hochzeitsfest, und die Braut müßte mir Speranza heißen! Wann ich sie besäße, hielte ich mich für den vornehmsten Mann der ganzen Welt, mein Wesen wäre durch ihr Wesen geadelt, und sie sollte die Priorin meiner Herzkammern sein. Wir wollten eine sonnige Aristokratie der Liebe stiften. Höre, neulich habe ich wieder in meinen hängenden Gärten der Semiramis gesessen. Ich habe über die Aristokratie gedacht, und viel, viel Bewegtes. Das offenbare Hinstreben auf den Untergang dieser altehrwürdigen und ächt menschlichen Einrichtung kommt mir wie eine Blutschuld vor, die unsere Zeit auf ihr Haupt lädt. Ich glaube an eine tief im Leben begründete Aristokratie, ich glaube an eine ideelle Bedeutung des Adels, ich glaube an eine Heilsamkeit großer Contraste in Standesverhältnissen, ich glaube an die Erblichkeit der Pairswürde, ich glaube, daß es einem Staate gut sei, die Stiftung der Majorate freizulassen. Dies ist heuer mein Glaubensbekenntniß!

Die gottlosen Franzosen haben in der modernen Geschichte zuerst und zumeist an dem alten gothischen Bau der Aristokratie niedergerissen. Dies leichtsinnig sociale Volk schien berufen es zu thun, weil in seinem eigenen Nationalcharakter gar kein

romantiſches und gothiſches Element vorhanden iſt. Es iſt nichts Gothiſches in dieſem Menſchen! war von jeher eine eigene Anſchauung in mir, wonach ich die mir begegnenden Charaktere in gothiſche und in ſociale zu theilen pflege. Ein gothiſcher Menſch hat zu viele Thurmſpitzen, Wölbungen, Eckchen, Bogen und hohe Fenſtervertiefungen in ſeinem Weſen, als daß er nicht in einem modiſchen Geſellſchaftszimmer als etwas Nichtdahingehörendes auffallen ſollte, und darum liebe ich dieſe Baukunſt ſeines Charakters an ihm ſo ſehr, ich mag gern durch die wunderlich bunten und etwas trüb angehauchten Fenſterſcheiben ſeines Aeußern in die heilige Stille ſeiner Seele, in die Kapelle ſeines inwendigen Menſchen hineinblicken. Mit der Architektur eines Socialen ſieht es dagegen durchſichtig genug aus. Hell, ſchön und gerade ſind ſeine Saulen, auf die er ſich ſtützt, er hat Alles an ſich glatt polirt und abgeflacht, ſeine Fenſter ſind Spiegelglas, und die zierlichſte Symmetrie ſeiner Theile erhebt ihn zum Mann der Geſellſchaft. Unter den Völkern ſind die Franzoſen dieſe Socialen, dieſe Geſellſchaftsnation, und ich kann ſie deshalb nicht leiden. Ihr immer auflöſender werdendes Streben nach Glättung und Symmetrie aller ſtändiſchen Verhältniſſe des Lebens, nach Modelung eines völlig abgeſchliffenen und ausgeglichenen Typus der bürgerlichen Geſellſchaft habe ich mir eben aus dieſer ihrer Natur heraus erklärt.

Durch eine Ariſtokratie gruppiren ſich die bürgerlichen Zuſtände wie Berg und Thal in großartigen Pittoresken. Eine maleriſche Perſpective kommt in das ſonſt unterſchiedsloſe Leben hinein.

Es läßt sich aber nicht läugnen, daß die Franzosen gerade die wirksamste Waffe, die es gibt, gegen sie geschleudert haben, indem sie die Aristokratie nach ihren neuesten Gesetzen der Lächerlichkeit preisgegeben. Sobald sie ausgesprochen, daß keine gesetzliche Strafe mehr Den treffen solle, der sich des Adels oder anderer Titel anmaße, und es mithin jedem zweideutigen Abenteurer freistellten, sich als Marquis, Graf, Herzog, oder wie er wolle, in die Reihen der Gesellschaft einzuführen, sobald hatte auch in Frankreich eine Aristokratie dazusein aufgehört, denn ihr ganzer Wappenschmuck und Ahnenglanz war nun zu einer Komödien-Garderobe herabgewürdigt. Es war Theaterplunder geworden, für den selbst auf einer Auction Keiner mehr einen Pfennig bieten mag. Er muß an die Theaterbedienten verschenkt werden. Dem gesellte sich, um alle Heiligung des Besitzes dem Adel zu rauben, die Aufhebung der Erblichkeit der Pairswurde hinzu, und ein Verbot gegen die Stiftung von Majoraten, durch welche gerade bedeutsame glanzende Einzelnheiten im Lande entstehen, wird ebenfalls nicht ausbleiben *). So flacht sich dies Volk immer mehr alle poetischen Gestaltungen seines Lebens ab, und verführt auch das andere Europa allgemach durch sein Beispiel, das immer etwas Unabweisbares in der Geschichte gehabt hat. Was bei den Franzosen Frivolität und

*) Seitdem der Briefsteller dies geschrieben, ist das Gesetz gegen die Majorate in Frankreich wirklich durchgegangen, aber bekanntlich mit solchen Modificationen der Pairs-Kammer, welche die eigentliche Wirksamkeit des Gesetzes ziemlich wieder aufheben. D. Red.

Mangel an Romantik gethan, hat bei den Deutschen der überwiegende kalte Verstand, und die heillose philosophische Weltbürgerlichkeit dieses Volkes fast nicht minder ausgeübt. Auch in Deutschland gibt es beinahe keinen Adel mehr. Hätten wir die Hannoveraner und die Mecklenburger, und in Preußen einige Uckermärkische Edelleute nicht, die Aristokratie wüßte bei uns gar nicht mehr, was sie vor Demuth anfangen sollte. Meine Hannoveraner lobe ich mir. Da hauft noch der alte Stock. Auch in der Uckermark war ich, wie Du weißt, eine Zeitlang bei einem reichen Grafen Bibliothekar, und wurde ganz splendid wie Einer der höheren Schloßbedienten behandelt. Ich nahm das gar nicht übel, denn es war ächt aristokratisch, es mußte so sein. Der Adel, wo er sich in heutiger Zeit noch als solcher fühlt, muß sich gewissermaßen zu rächen suchen an seinem von allen Seiten über ihn hereinbrechenden Untergang, und die Geltung seiner Macht mit verdoppelter Aemsigkeit zur Schau tragen. Ich wollte mich gern noch einmal in der Uckermark ducken lassen, wenn ich nur dem Deutschen Adel dadurch wieder auf die Beine helfen könnte, denn, wie gesagt, selbst der Servilismus ist süß, wenn auch angreifend.

Aber da lebt noch, durch das Meer geschieden vom Continent, ein Volk, dem eine gewaltig thronende Aristokratie ein Nationalbedürfniß zu sein scheint. Die Englische Staatsverwaltung mag diese beiden ewigen Gegensätze ihrer Torys und Whigs, welche schon seit so vielen Jahrhunderten die innern Hauptbewegungen dieses politischen Körpers sind, gewissermaßen zum regelmäßigen Blutumlauf nöthig haben, und die große beispiellose

Armuth und Tonlosigkeit des gemeinen Volkes, verbunden mit der gering verbreiteten Intelligenz unter demselben, und dem schreienden Mangel an allem Volksunterricht, werden dort die Dauer der Aristokratie wahrscheinlich noch lange begünstigen. Und dennoch werden auch in England, fürchte ich, die Zeichen der Zeit an ihr in Erfüllung gehn, und die Wogen der Revolution, denen das Whig-Ministerium Grey in dem kleinen Rettungsboot der Reformbill noch geschickt aus dem Wege zu steuern gewußt hat, werden doch einmal gerade an der Englischen Aristokratie thurmhoch aufbrausen und die alten Feudalformen verschütten, die man vielleicht schon nach einem halben Jahrhundert im ganzen Europa nur noch wie Petrefacten und Mammuthsknochen aus der Erde graben wird. Ach, man gebe dies doch ja nicht dem Spotte Preis! Man freue sich nicht, daß der heiligen Aristokratie, die so lange als eine der wichtigsten Institutionen in der Geschichte dagestanden, jetzt etwas Menschliches begegnen will. Ich könnte weinen, wie die Juden über Zion, wenn ich an die Aristokratie gedenke. Wer enthält sich der Thränen, wenn Ilion fällt? Und der alte Vater Priamus, mit seinen funfzig Söhnen und funfzig Töchtern, muß er es noch mit seinen greisen Augen schauen, daß der glorreiche Königssitz seines Stammes hinter ihm in Rauch und Flammen aufgeht? Wo wird der fromme Aeneas sein, der die vertriebene Aristokratie dann, wann jener Tag Troja's gekommen, auf seine Schultern nimmt, und sie aus der Gefahr von dannen trägt? Wahrlich, ich wollte es sein! Selbst meinem Uckermärkischen Grafen würde ich gern zum frommen Ae-

nas dienen, und, sollte eine Revolution ausbrechen, hurtig über Land und Meer mit ihm davongehn!

Aristokratie, Du jammerst mich! Du bist wie eine schöne verstoßene Fürstentochter, der man auch im Bettlergewande noch an den weißen Gliedern und feinen Zügen es ansehen wird, daß Du auf einem Thron geboren, daß Du eine Fürstentochter bist! Der rohe Pöbel wird jubeln, wenn er sieht, wie Du die zarten Hände, sonst nur gewohnt an den reinen Formen des Lebens sich zu prüfen, nun auch in sein schmutziges Element tauchen mußt, um den Besitz mit dem Erwerb zu vertauschen. Aber Du wirst selbst in der Erniedrigung noch Dein angeborenes edles Darüberstehen behalten, und arbeitend und weinend wird Dich doch ein schimmerndes Lächeln des Bewußtseins nie verlassen. Aristokratie, versuche noch Dein letztes Rettungsmittel! Vergeistige Dich, gründe Deinen Besitz auf Dein Verdienst, Deine Macht auf Deine Talente, nimm unter die Zahl Deiner Ahnherrn noch den Geist auf, und Du wirst unsterblich sein! — —

Du erhältst diesen Brief durch den Candidaten Flitzbogen, den Mörder meines geliebten Copisten Mundes, welchen Gott seelig habe. Du brauchst Dich vor diesem Flitzbogen nicht zu fürchten, denn er ist jetzt sehr zahm geworden, seitdem sie ihm das eine Bein haben abnehmen müssen. Zwar ist er noch immer liberal, aber er kommt keinem mehr damit zu nahe, und sein Witz ist schmächtig und friedfertig geworden, wie unser blinder Hausknecht. Er will sich bei Euch in der Residenz ein hübsches Bein drechseln lassen, darum ist er dahin

greift, denn hier in Kleinwinkel gibt es keinen Künstler, dem er sich dazu anvertrauen könnte. Der arme Mensch, er wird Dir auch leid thun. Jetzt humpelt er noch auf einem abgeschälten Baumstumpf herum, ein warnendes Beispiel, wie weit uns der Parteieifer der Zeit treiben kann. Merkwürdig aber ist, daß Flitzbogen trotz dieses seines schlechten Fußwerkes doch zugleich jetzt auf Freiersfüßen steht, und zu diesem Endzweck will er sich eben ein recht schönes, hölzernes Bein anfertigen lassen, um dann hier als Bräutigam mit desto größerem Nachdruck auftreten zu können.

Denke Dir, er hat sich entschlossen, die Tochter des durch ihn verewigten Copisten Mundus heirathen zu wollen, und dieser Zug wird Dir gewiß an ihm gefallen. Ich für mein Theil möchte ihm zwar den Edelmuth nicht zu hoch anrechnen, denn es ist ein niedliches Mädchen, die, hatte sie nur zwei Jahre in Deinem Frauleinstift von Dir Unterricht genossen, reizend zu nennen sein würde. Aber auch ohne durch Bildung verschönt zu sein, hat das kleine Ding etwas Liebes in ihrem Wesen, wie ich es selten gesehen habe. Es gibt stillblickende Vergißmeinnichtsnaturen unter den Mädchen, die mich immer wie ein Lied von Holty rühren, zu denen gehört sie. Sie hat ganz blaues Auge; möcht' ich sagen, denn in ihrem Blauauge schmilzt ihr ganzer Mädchenhaushalter zusammen. Diese Kleine, muß ich Dir noch erzählen, hat nach dem Tode ihres Vaters provisorisch seine Copirarbeiten übernommen, und sitzt jetzt in ihrem Hüttchen da, und schreibt mit einem Eifer ab, daß man sie dafür küssen möchte. Da sie einer hübschen Handschrift mächtig ist, hat

man ihr einstweilen diese Abschreibereien gelassen, und sie ernährt sich und eine alte Muhme damit redlich. Wann ein friedliches Bild meinen aufgeregten Sinnen noththut, schleiche ich mich jetzt oft noch Abends spät aus meinem vom Schlaf geflohenen Giebel hinweg, und gehe bei ihrem Fenster vorüber, und belausche des Copisten Töchterlein, wie sie beim fleißigen Lampenschein bis in die tiefe Nacht die ämsige Feder führt. Neulich stand ich fast eine ganze Stunde, und kuckte, in diesen anmuthig frommen Anblick verloren, von meinem unbemerkten Standort in das kleine Zimmer hinein. Dies Stilleben weht und fächelt mich ordentlich besänftigend an, und wenn ich sehe, wie sie sich so artig in ihrem Bienenfleiß gebärdet, und bei der nächtlich schnurrenden Feder doch so heiter und wohlgemuth kindlich blickt, möchte ich ihr immer zurufen, wie Boas der Aehrenleserin Ruth! „Gesegnet seist Du dem Herrn, meine Tochter!“ Dann gehe ich fort, und fühle mich so mild, daß ich beten kann, und verrichte mein Nachtgebet unter freiem Himmel, und schlafe darauf und träume schön. Nur ihre Augen thun mir leid bei der Nachtarbeit.

Um dies Kind will Flisbogen nach seiner Zurückkunft freien, und ich glaube, daß er diesmal von den redlichsten Absichten geleitet wird. Er hat dann zugleich den Plan, sich um das erledigte Amt des Copisten Mundus zu bewerben, und sich so nach einer durchschwärmten Jugend zu einer festen gediegenen Thätigkeit und Häuslichkeit hier in seinem Geburtsort niederzulassen. Wohl ihm, daß er so schnell und glücklich in den Hafen einlauft und noch wenigstens mit einem gesunden

Bein aus den Zeitwirren davon gekommen iſt. Wer weiß, was unſer Einem noch Alles bevorſteht! Ich bin in einer gefährlichen Kriſis, und ſehe mich jeden Morgen, wann ich aufwache, im Spiegel, ob ich noch lebe. —

Aus dem alten ſeidenen Brautkleid meiner Mutter hat der Schneider wirklich wieder ein neues zu machen verſtanden, das der armen Olympia paßt. Du wirſt Dich dieſer Unglücklichen noch aus einem meiner früheren Briefe erinnern. Es ging mir zwar ans Herz, dieſe heilige Reliquie, auf der das Andenken einer Seeligen ruhte, verſchneidern zu laſſen, aber die ſchöne Magd bat mich doch gar zu wunderbar um ein beſſeres Kleid, und ſie kann bitten, daß ihr etwas abzuſchlagen unmöglich iſt. Kürzlich ſteckte ich es ihr heimlich zu, damit es ihr Herr nicht ſahe, und ſie äußerte ſelbſt dringend und ängſtlich, daß Herr von Zodiacus nichts davon erfahren dürfe. Aber Du hätteſt ſehen ſollen, wie ſie ſich freute, als ſie das Paquet haſtig aus meinen Händen in die ihrigen riß, und wie ihre thränenverſchleierten Blicke in einem Glanz aufleuchteten, daß es wie ein elektriſcher Schimmer auf mich herüberfloß. Seltſam, ſeltſam iſt dies Weſen. Es macht mich zum Narren, darüber nachzudenken. Und höre, neulich ſah ich ſie des Nachts beim Vollmondſchein in ihrem neuen Kleide ſpazieren gehn. Sie mag ſich nur des Nachts damit ſchmücken dürfen, wenn ihr tyranniſcher Herr nichts davon gewahr wird. Ich laz noch aus dem Fenſter, und kam herunter, um ihr in den Weg zu treten. Sie wandelte mit hohen, ſtolz getragenen Schritten und feierlich emporgehobenem Haupt, einer im Tri-

umphaufzug wallenden Prinzessin gleich, unter den Bäumen der einsamen Straße dahin. Reiche, schön geordnete Locken hingen ihr lang über den junonischen Nacken hinab, sie schien großes Vergnügen an sich selbst zu empfinden, und betrachtete ihre herrliche Gestalt, die mir zu einer wunderbaren Hoheit herausgeblüht schien, mehreremal still stehend, in dem majestätischen Schatten, den sie durch den monderhellten Erdboden hinwarf. Ich erschrack fast, wenn ich daran dachte, daß ich sie kurz zuvor in dem entstellenden Magdkleide gesehn. Sie bemerkte mich jetzt, und stand, mit scharfen prüfenden Blicken mich betrachtend, still. Verrathe mich nicht, guter Mann! sagte sie, nach allen Seiten scheu umhersehend. Nur noch durch mährchenhafte Mondnacht schleicht sich verstohlen die Traumgestalt alter Herrlichkeiten hin. Den Nachtlüften sage ich die Gedanken vergangenen Glückes, und sie tragen sie seufzend hinweg, und die Sterne oben hauchen trübe darüber an. Ich aber freue mich, wenn die Nacht zusammenschauert in Schmerzen, und äffe lächelnd meinen sonstigen Glanz an mir nach. — So flüsterte sie schnell und wild hin, und ihr marmorblasses Gesicht zuckte in unheimlichen Bewegungen. Ich bat sie, Vertrauen zu mir zu haben, mir ihr Schicksal zu erzählen, mir zu sagen, ob und wie ich ihr helfen könne. Ich fragte, wie sie zu dem Herrn von Zodiacus gekommen, und warum sie nicht, wenn sie, durch Unglück gezwungen, dienen müsse, einen menschenfreundlicheren Herrn suche? Sie lachte kreischend auf, fuhr sich mit der Hand hinten in die Locken, daß sie aufgelöst herunterflatterten, und sagte mit der wirren Gebärde einer Wahnsinnigen: Mann!

Mann! wann wir uns einmal wiederſehn, werde ich Dir große Geheimniſſe anvertraun! — Dann ſtürzte ſie fort und war in der nächtlichen Ferne bald verſchwunden. Was hat das Alles zu bedeuten? —

Adieu, Speranza! Laß auch Du wieder etwas von Dir hören, und nimm keine zu blaſſe Tinte! Denn ich küſſe Deine Handſchrift jedesmal ſo, daß Dein letztes Blatt über den ewigen Frieden beinahe unter meinen Lippen erloſchen wäre. So geht es aber immer mit dem Frieden

Deinem

Salzſchreiber Seeliger.

An Esperance.

Kleinweltwinkel, d. 23. August 1833.

Esperance, Du meine geliebte Hoffnung, dies wird der längste Brief an Dich! Mit Beilagen versehen, mit Episoden durchschossen, und mit dem Ballast von tausend thörichten Träumen, Wünschen und Plänen beschwert, gelangt er, beinahe ein Postfrachtstück ausmachend, zu Dir hin, und Du sollst an ihm zu lesen haben. Du hast doch Zeit? Wie geht es Dir?

Daß es mit mir noch immer nicht Matthäi am letzten ist, ersiehst Du aus meiner Unverschämtheit, indem ich Dir wieder aus meinen Tagebüchern einen solchen Stoß wundersamen Geschreibsels schicke. So lange ein Mensch noch unverschämt sein kann, gebe ich ihn nicht ganz verloren, denn er macht dann wenigstens noch Ansprüche an das Leben. Schreibe Du immerhin nicht mehr an mich, ich schreibe doch an Dich. Es muß ja geschrieben sein!

Und was ist denn mit mir? Mädchen! Mädchen! es ist etwas mit mir! Hallelujah! möcht' ich zuerst zu Dir sagen. Hallelujah, es ist ein Schwan in meiner Brust erwacht! Der Sommer ist draußen schlecht hingegangen, aber tief innen in mir bricht eine neue Jahreszeit an. Mein alter

Stamm will wieder ausschlagen, ganze Geschichten fangen in mir an zu reden, Wohllaut will Meister werden, Melodie sich gestalten, die Pygmalionstatue wird zur schönen liebewarmen Jungfrau, Scherz grübelt schalkhaft, Weisheit spielt milde, und ein geheimnißreiches Regen und Taumeln zittert in süßen Ahnungen durch alles Dasein her und hin. Das Leben erröthet wieder hold, gleich einer jungen Braut. Ein Engel hat sich meiner Gedanken bemächtigt. O Gott, Esperance, nun weißt Du es! Ich will, ich will wieder dichten!!

Länger kann ich es nicht so aushalten, wie ich es bisher ausgehalten habe. Ich muß mein Herz wieder einmal an etwas hängen, ich muß wagen, hoffen, an ein Bild mich hingeben, ich muß dichten! Diesen Muth habe ich mir jetzt geholt. Etwas zu schaffen, dazu sind wir Alle geboren, und selbst seine schlechtesten Verse sind doch immer noch des Poeten liebe Kindlein, unter denen er sich wie en famille heimisch fühlt und seine Vaterfreuden hat. Liebt doch selbst ein Bär seine Jungen, warum sollte nicht ein Poet auch seine tölpelhaftesten Gedichte lieben, wenn er sie einmal nicht besser hat erzeugen können? Man muß aber etwas haben im Leben, das man, nach seinem Ebenbilde gezeugt, lieben kann, denn in jedes Menschen Brust ist der Trieb gepflanzt, sich zu vervielfältigen, um in der Vervielfältigung sich selbst gegenständlich zu werden. Des Poeten Werke sind aber nichts als Doubletten seines Ich. Und auch ich will jetzt mein Ich nicht länger einsam in mir vertrauern lassen, es soll fruchtbar sein und sich mehren, es soll unter Menschen kommen, es soll

auch die Dreiſtigkeit haben, von ſich ſelbſt zu reden, und es wird, ich denke es, geſund werden.

Ich ſelbſt will nicht unter Menſchen gehen, mir iſt die Einſamkeit lieb, und eine Freundin. Aber ich will aus mir heraus einen Karavanenzug ausſchicken, der fröhlich durch die Welt hinpilgern ſoll, um an allen großen Stätten der Erde ſeine Andacht zu verrichten, und jeder wackern Seele Grüße von mir zu ſagen. Dieſe Karavane ſollen meine Bücher ſein, die ich alle noch ſchreiben werde, einen langen Zug! Mein Ich ſchleicht ſich immer als der unſichtbare Karavanenführer mit, es klingelt mit den Glocken und knallt mit der Peitſche, es nickt jedem begegnenden Wandrer luſtig zu, es lagert ſich mit in Waldes Kühle und Schatten, es freut ſich an den Schrecken der Wildniß, und küßt im Vorüberziehn die kleine Tochter des Hirten, die auf dem Felde mit Steinen ſpielt. Es geht überall mit hin, und ich ſitze doch ruhig dabei in meiner Stube, und, wenn das Glück einſt gut iſt, an der kritiſchen Freundin Seite. Sieh', dieſe Freundin hab' ich mir fortan ausgedacht. Sprich Du Deinen Segen darüber!

Und nicht, wie damals, will ich dichten, nicht wie in jener Frühnebelzeit meiner poetiſchen Sturm- und Drang-Periode, wo ich glaubte, Gedanken ſeien Gedichte, und Ideen, die vielleicht nur als eine Idioſynkraſie in mir ſelbſt vorhanden waren, zu Helden ganzer Tragödien und Romane machte. Du kennſt Freundin, alle meine Mißgeburten gar nicht, die ich in meiner früheren wilden Ehe mit der Muſe ſchon zu Tage gefördert. Friede ſei mit ihrer Aſche! Ich war aber eigentlich immer

der schreibwüthendste Mensch von der Welt, der in einem Tage mehr zusammenschreiben könnte, als er selbst um allen Preis hätte lesen mögen. Und jetzt meldet sich wieder die alte Riesenleidenschaft meiner Feder, — aber, glaube mir, es ist Federdruck des Herzens!

Ja, ich versprache Dir, ich will anders dichten! Früher dichtete ich immer von innen nach außen. Dies ist aber eigentlich ein ganz philosophisches Schaffen, das die Kunst zu etwas Anderem macht, als sie ist und sein soll. Jetzt will ich einmal von außen nach innen dichten, und ich hoffe weiterzukommen. Sonst fing ich damit an, erst die Seele zu construiren, und nachdem ich ihr die Gedankenflügel angesetzt hatte, ließ ich sie ausflattern, sich einen Leib zu suchen, der ihr am besten gefallen möchte. Sie flatterte fort, aber kam oft nicht wieder, sondern verlor sich im unendlichen Reich des Geistigen, da sie sich einmal schon ihrer als Seele zu tief bewußt worden war. Oder sie gerieth, aus pfychenhafter Verschämtheit nicht scharf genug wählend, in Mesalliance mit irgend einem Leib, mit dem sie sich nur ein unglückliches Dasein fristen konnte. Arme Seele, Dir wäre besser gewesen, nie in meinem Hirn geboren zu sein! Welche Aengsten magst Du zuckend und zappelnd ausgestanden haben, wenn ich Dich in einen Stoff hineinfahren ließ, in dem Du, wie Jonas im Wallfischbauche, an Deiner Existenz verzweifeln mußtest! Für den Poeten soll es keine Seele ohne Stoff, und keinen Stoff ohne Seele geben, er soll beide gleichzeitig empfangen und erzeugen, und die Menschwerdung seiner Ideen muß ein göttlich geschwinder Schöpfungsmoment

sein, der die Gestalt nur bildet, weil sie Seele ist, und die Seele nur, weil sie Gestalt ist. Die Philosophie ist noch der Geist, der über dem Chaos schwebt; die Philosophie hat die Welt wieder in ihre Urmassen aufgelöst, Geist und Leib geschieden, und sitzt, als wäre sie erst der vernünftig gewordene Gott, brütend im Dampf des künstlich geschaffenen Welt-Nichts da, um aprierisch die Gesetze der Verbindung zu finden, und danach die Welt neu hervorzubringen und zu ordnen. Die Poesie ist dagegen der Geist der bereits geschaffenen, geordneten, von Licht, Luft und Farbe durchströmten, von Vögeln durchsungenen, von Frühlingen befruchteten, von Menschenherzen durchwärmten Schöpfung. Die Philosophie glaubt das Höchste zu erringen, sie erringt den Begriff, und meint darin die ganze Welt erst wahrhaft zusammengefügt und aufgebaut zu haben. Die Poesie will und sieht nur Gestalt, und sie erst ist die große Versöhnung der Metaphysik mit der Schöpfung. Aus dem uralten Weltschmerz, in dem Form und Geist sich zerrissen und unruhig einander gegenüber finden, blickt die Poesie lächelnd empor, und sie befreit den Geist von der mystischen Unruhe, und die Form von des Stoffes Wildheit, indem sie beide friedengebend zu einem Gedicht verschmilzt. Das Gedicht ist die Erlösung der Form, indem es zeigt, wie diese nicht geistverlassen sei, und es ist die Erlösung des Geistes, indem es zeigt, wie dieser schönste Lebensform sei. So ist das Gedicht um so vieles reicher als die Philosophie, wie die Gestalt reicher als der Begriff ist. Der Begriff will Alles sein und haben, und ist doch noch das Höchste nicht, er ist nicht

Gestalt. Aus den Dingen hat er das feinste Geistige zusammengefaßt, und nennt dies Begriff, aber es ist das Ding nicht mehr; es ist durch ihn nicht reicher geworden, denn es hatte sich ja längst in sich, aber es ist gewiß ärmer geworden, denn es hat durch ihn seine frische Creatürlichkeit eingebüßt. Er hat ihm das Bild genommen. Der Begriff muß aber in die Dinge, aus denen er geworden ist, wieder zurückgehn und zurücktreten, er muß sie, auf nunmehr vergeistigtem Grunde, wieder Bild werden lassen, und ihnen so ihre wahre Auferstehung schenken. Der Begriff muß Gestalt, die Philosophie muß Poesie werden, und alle Räthsel des Daseins sind überwunden. Die Welt ist in Schönheit verklärt und erklärt.

Ich will aus dem Ganzen heraus dichten! In einen großen Weltstoff will ich mich vertiefen, und meine eigene Seele soll mich darin überraschen. Ich will mich nicht, wie sonst, voraussetzen, und hoffe, daß ich mich dann um so gewisser wiederfinden werde. Auf diese Weise meine ich es, von außen nach innen zu schaffen. In unmittelbares Leben will ich mich tauchen, an frischen, fremden Gestalten gesund werden, und alle greisenhaft wissenschaftlichen Anflüge von dem weißen jungfraulichen Körper der Poesie abwehren. Die Poesie soll nicht Wissenschaft sein. Die Poesie muß so unmittelbare Gestaltung sein, daß aus ihr die Wissenschaft erst entsteht und wird, so wie aus dem Leben selbst und der Unmittelbarkeit seiner Erscheinungen Wissenschaft wird. Die Poesie kann unmittelbaren Lebensstoff für die Wissenschaft abgeben, aber sie ist zu naiv, um selbst wissenschaftlich zu sein. Das wissenschaftliche Bewußtsein

unſerer Zeit ſtört aber am meiſten die Kunſtvorſätze der heutigen Dichter. Die Reflexion lauert wie eine Schlange auf das Schaffen, um es in ſeinen ſchönſten Bewegungen zu umſtricken, und die jungen Blüthenknospen des unmittelbaren Lebens gleich da, wo ſie herausbrechen, abzunagen. Eine gewiſſe göttliche Unbewußtheit, ein weiſer Leichtſinn, iſt nöthig, um die Schönheit zu erzeugen, um in der Kunſt glücklich zu ſein. Die alten Schatzgräbermährchen enthalten eine ſinnige Lehre für die Künſtler. Nur in der verſchwiegenen Nacht und bei der lautloſeſten Stille kann der von Geiſtern gehütete Schatz gehoben werden. Wird in der verhängnißvollen Stunde nur ein Wort geſprochen, läßt ſich nur ein Laut vernehmen über das, was vorgeht, ſo iſt der Zauber verſcheucht, die kaum heraufbeſchworene Goldtruhe verſinkt mit all ihrem geheimnißvollen Inhalt wieder auf ewig in die Tiefen der Erde hinab, und über den Schatzſuchern bricht der nüchterne Morgen höhnend an. Das Bewußtſein vernichtet. Der Buchſtabe tödtet den Geiſt. —

Hier empfängſt Du, Esperance, die erſte der Beilagen zu meinem Briefe, mit denen ich Dir gedroht habe. Nimm ſie als ein ſchmetterndes Trompeterſtückchen meines neu erwachten Dichtermuthes hin, der Dir darin ſeine ganze Zuverſicht vorblaſen will. Du wirſt den vorläufigen Umfang meiner Scala daran erprüfen!

Weltschöpferdrang an Kartenhäusern.

(Phantasie vom Apfelbaum herunter.)

Hurrah! hurrah! ein Bildnerdrang ist durch des Menschen Brust ausgeströmt, ein Titan! In seinen Fingerspitzen zittern ihm ungeborene Welten, die geformt sein wollen, auf seiner Augenwimper ruhen schlummernde Schöpfungen, die nach Erwachen sich sehnen. Der Mensch kann nicht anders, er muß schaffen. Jede Biene, die aus des Nachbars Garten zu ihm hinübersummt, erinnert ihn daran, jedes Kind zeigt ihm in den ersten Spielen diesen ursprünglichsten Trieb seiner Natur. Das Kind baut schon Kartenhäuser, denn der Mensch soll Welten baun.

Wie habe ich mich gefreut, wenn auch nur ein Kartenhaus mir gelang! Es stand, es stand, und war die erste Gewähr der bildenden Macht, die durch meine Finger quoll. Ich konnte jubeln, wenn ein Luftzug meine Häuser umstürzte, oder ich blies sie wohl selbst nieder, um von Neuem desto schöner aufzubauen, denn da zeigt sich erst höchste Kraft des Schöpfers, aus der Zerstörung immer neue Welten erstehn zu lassen. Die Mutter lächelte, und ahnete nicht, was für ein Genie in ihrem Erzeugten steckte. Die gute, gute Mutter! Nun wird sie es auch nie erfahren. Als ich später statt der Kartenhäuser an Luftschlössern zu bauen anfing, hat sie mich oft genug gewarnt, meiner allzu träumerischen Natur nicht nachzugeben, sondern auf etwas Reelles, das in der Welt gilt, mich zu verlegen. Die gute, gute

Mutter! Sie wird nun nie erfahren, daß ein traumerischer Sohn, der so hubsch Kartenhäuser und Luftschlösser bauen konnte, nicht nur Etwas, das in der Welt gilt, sondern sogar auch eine eigene Welt zu erschaffen vermag. In Summa Summarum, daß er ein Genie ist. O Mutter!

Bewahre aber der Himmel den traumerischen Sohn vor Hochmuth! Doch nein, der Sohn weiß nur zu gut, was es für den Menschen heißt, Welten zu schaffen. Er hat von jeher seine besonderen demüthigen Gedanken darüber gehabt. Die Spinne, die neulich ihr schönes kunstgerecktes Netz über mein Fenster hinspann, hat es gehört, wie sehr ich über die Vergänglichkeit der Kunst wehklagte, als meine gefühllose Wirthin sie mitsammt ihrer selbstgeschaffenen Welt wegfegte.

Sich selbst hervorzubringen: höher kommt kein Mensch.

Mit den Träumen von einer universalen Wirksamkeit der Kunst ist es eine höchst gefährliche Sache. Unsere Deutschen Literaturtitanen des achtzehnten Jahrhunderts haben beständig an diesem Gedanken gekrankt, und hätten lieber zugegeben, daß der Himmel einstürze, als daß der heiligen Bedeutsamkeit ihrer Bücher auch nur ein Haar gekrümmt werde. Jeder Vers war für das Universum gedichtet, jede Zeile in die ewige Weltare eingegraben. Es ist, sage ich, gefährlich und abermals gefährlich. Man geräth da mit dem lieben Gott in's Handgemenge, wenn man ihm die Kunst als Weltschöpferin zu nahe an seinen Thron schiebt. Sich selbst hervorzubringen: darauf läuft doch am Ende alle Production, auch

des Genies, nur hinaus, und indem dies das Streben wahrhaft menschlicher Bildung ist, ist es zugleich die Gränze der Kunst. In dieser Gränze liegt aber ein Trost, in ihr liegt Ruhe und Versöhnung gegen alle Anfechtungen einer der Kunst gleichgültig gesinnten Zeit. Der Genius muß dennoch schaffen, und sollte auch in der ganzen weiten Welt Niemand da sein, der ihn verstände, sollte auch kein einziger seiner Töne einem liebenden Anklang in der allgemeinen Stimmung begegnen; er muß schaffen, denn er muß sich selbst hervorbringen. So wird er zum Märtyrer der Aufgabe, die ihm gestellt ist, aber er ist dessen freudig in seinem Geist, er kann nicht anders. Er muß alle die Welten- und Menschenkeime, die in ihn gestreut sind, aus sich herausbilden und in die Erscheinung treten lassen; er muß ganze Städte bauen, ganze Geschlechter erzeugen, Lebensrichtungen ausfechten, Haß und Liebe in Flammen setzen, Leidenschaft und Tod deuten. Davon lebt und stirbt er. Dann hat er Ruhe vor sich selbst.

Ich glaube an keine ewige Dauer des Kunstwerkes. Es ist auf die Woge seiner Zeit geschrieben, es ist den Stürmen der Geschichte und der Umwälzung der Gesinnungen unterworfen. Es ist ein wandelbares Gut des Geschlechts. Nur einmal hat es in seiner schönsten Bedeutung Klang, Farbe und Leben gehabt; einmal kommt seine Stunde, wo es Klang, Farbe und Leben verlieren muß. Ich rede nicht blos von den Kunstwerken, die schon durch ihr Material dem Schicksal einer endlichen Auflösung verfallen sind. Vor der restaurirten Sixtinischen Madonna in Dresden standen mir große Thränen der Wehmuth im beschauen-

ten Auge, und es war ein wahres Glück, daß der Hofrath Hase, mit dem ich darüber sprach, mich meiner Kunstignoranz wegen auswitzelte, weil ich mit der Restauration nicht zufrieden sein wollte, dies brachte mich durch Aerger wieder auf die Beine, sonst wär' ich vor all den geputzten Leuten in ein lautes Weinen ausgebrochen. Als ich dies Bild gesehn, wollte mich nachher fast ein kleiner Stolz beschleichen über die größere Wandellosigkeit der Poesie. Ich dachte an Homer, an Sophokles, ich dachte daran, wie sehr der Oedipus auf Kolonos Esperancens Herz gerührt, als ich ihn ihr damals vorgelesen. Aber sind denn diese Gedichte eigentlich noch etwas Anderes, als bloße historische Monumente? Als solche stehen sie, der Bewunderung und Theilnahme werth, vor uns da, aber sie können keine wahre Kunstwirkung im höchsten Grade mehr auf uns ausüben. Es spricht ein Gott aus ihnen, dessen Altäre zertrümmert liegen, es wandelt der abgeschiedene Geist eines fremden Geschlechts durch sie hin. Wir haben keine Blutsverwandtschaft mit ihnen, und man muß Blutsverwandtschaft haben mit einem Kunstwerk, das sich ganz unserer bemächtigen soll. Es ist nicht Fleisch von unserm Fleisch, nicht Geist von unserm Geist. Wir haben keine Illusion an ihnen, sie sind uns Studien geworden und Denkmäler, aber unser innerstes Kunstbedürfniß füllen sie nicht aus. Sie sind als Kunst vergangen. Gestürzte Götterbilder.

Ha, ich freue mich, daß das Kunstwerk nur seiner Zeit angehört, nur für Menschen lebt, die sind, wie ich; an dieselbe Gränze und Bedingung gefesselt. Das gibt mir frohlichen zuversichtlichen

Muth, etwas zu ſchaffen. Es iſt gar zu ſchwer und faſt ſchaurig, dichten zu ſollen für eine ganze Ewigkeit. Ich abſtrahire bei meinen Büchern, die ich ſchreiben werde, von der Nachwelt; ich verlange nicht einmal Gottes Lohn dafür. Denn ſoll mich der liebe Gott noch dafür belohnen, daß ich mich hienieden ſchönſtens damit amüſirt habe, Bücher zu ſchreiben und drucken zu laſſen? So viel Anſprüche mache ich nicht. Ich will blos meiner Mitwelt ins Auge ſehen, wenn ich ſchreibe. Die Heroen unſerer Literatur im vorigen Jahrhundert glaubten dem lieben Gott einen Gefallen damit zu thun, daß ſie ſich herabließen, für die von ihm geſchaffene Welt etwas zu dichten. Dies iſt vorbei. Goethe war ein ſchöner Statthalter Gottes auf Erden, aber das Papſtthum in der Literatur iſt vorbei. Der heutigen Schriftſteller-Generation muß es das höchſte Ziel ſein, Pfeile des Geiſtes in ihre Zeit hinauszuſchicken, um das Volk der Deutſchen aufzuregen und aufzuſchütteln. Eines Buches Geiſt muß in das Volk übergehen, und dann als Buch aufgehört haben zu leben. Es muß wirken und in der Wirkung ſeinen Geiſt aushauchen. Die Bücherleiche wird in den Literarhiſtorien feierlich begraben.

Ich freue mich, ich freue mich! Einem Vogel kann ſein Herz nicht leichter ſein, als mir, da ich nun meine Gränzen überſchaue, innerhalb deren ich arbeiten will, die Gränzen der Zeit. Es bleibt Alles in der Familie, was ich ſchreiben werde, es iſt aus der Zeit. Heiſa, ich will das Nächſte ergreifen, und das Weiteſte daran knüpfen! Da ſagen ſie freilich, die Zeit ſei dem Dichten nicht günſtig, und allerdings wäre es eine eigenthümliche Betrachtung, das Verhältniß zwiſchen Politik

und Kunſt einmal zu beleuchten. Ich ſtecke indeß ſchon zu tief im Wirrwarr darin, um mich in dieſem Augenblick ernſtlich auf Auseinanderſetzung dieſer Frage einzulaſſen. Soviel weiß ich, daß die Kunſt nicht nöthig hat, durch die Politik unterzugehen, da die Kunſt ein zu nothwendiges National-Element der Völker iſt. Ich haſſe jetzt im Augenblick — ich weiß nicht, rührt es noch von meinen abſolutiſtiſchen Anfällen her? — das Wort Politik, ſonſt möchte ich faſt ſagen, daß die Kunſt ſich durch die Politik eher neu beleben, als untergraben könne. Aber ich will mich, wie angegeben, nicht verwickeln, denn mir hängt der Himmel ſo voll von Geigen, daß mir der Kopf ſchwindelt, und ich ſelbſt nicht mehr weiß, wo ich in Widerſprüche hineingerathe, und ob ich meiner Richtung treu bleibe, oder ob ich noch eine Richtung habe? Lirumlarum, es geht mich nichts an! Was ſchaden Widerſprüche, wenn nur dabei immer der Himmel voll Geigen hängt! Widerſprüche ſind die Ringe in der Kette jeder Entwickelung. Es raſſelt doch, und wo es raſſelt, da iſt Leben. Und daß die Kunſt ſich vor der Politik nicht zu fürchten hat, ſieht man bei den Deutſchen, bei denen ſie ſich leider bisher in einem nur zu feindlichen Gegenſatz zu derſelben zu erhalten vermocht. Der überwiegende Kunſt- und Wiſſenſchafts-Sinn hat bei dieſem Volk den politiſchen Sinn unterdrückt, ſtatt ſich unterdrücken zu laſſen. Dies merkwürdige Volk hat ſich lange um die ſein eigenſtes Herzblut berührenden politiſchen Dinge wenig bekümmert, und ſie lieber geopfert, um in Ruhe gewiſſe wiſſenſchaftlich-ſyſtematiſche Ideen hervorzubilden, Dramen voll Griechiſcher Einfachheit und

Romane für ein liebendes Deutsches Herz zu schreiben, die antike Metrik in die Deutsche Poesie einzuführen, und einen Hexameter mit einer Vorschlagsylbe zu erfinden. Wird sich sein ideeller Sinn jetzt endlich einmal mit seinem politischen versöhnen und zu einem Nationalgleichgewicht durchdringen? Das ist, worauf die Patrioten jetzt lediglich hinarbeiten sollten. Das ist es, was ich will! Was geht mich mein Absolutismus von neulich an? Was habe ich nach dem fabelhaften Herrn von Zodiacus zu fragen, der durch seinen langen Aufenthalt bei uns eine specielle Malice auf dies Kleinweltwinkel an den Tag zu legen scheint? Ich weiß längst, daß es nicht geheuer mit ihm ist. Und auf meinen Absolutismus habe ich nie einen sonderlichen Werth gelegt. Ich ignorire ihn vorläufig an mir. Ich will jetzt nichts, und weiter gar nichts, als den ideellen Sinn der Deutschen mit Interessen der Zeit und Oeffentlichkeit befruchten. Darum will ich dichten und Bücher schreiben!

Es ist ein herrliches Loos, Schriftsteller zu sein! Im Leben haben sie mich oft für einen verschlossenen Gesellen gehalten, weil ich mich für zu unbedeutend achte, um von mir selbst viel Redens zu machen, und eine gewisse gesellige Frechheit der Mündlichkeit mir abgeht. Auf dem Papier bin ich aber nie verschlossen gewesen, da habe ich mich oft ausgeströmt und jede Quellader an mir fließen lassen, daß Gutes und Böses in mir Jedem deutlich werden konnte. Wie will ich nun erst als Schriftsteller Alles herausjagen nach Herzenslust, daß nichts in mir bleiben soll! Diese werden mich mehr lieben, und jene werden mich hassen, wenn ich einmal alle meine Gedanken geltend gemacht

haben werde. Ich freue mich brennend auf Liebe und Haß, ich kann lieben und haſſen, und in beiden eine Poeſie mir herausſchmecken. Ich werde einmal etwas ſchreiben, das mir Haß erregen ſoll! Die Deutſchen Schriftſteller müſſen ſich jetzt erſt verhaßt machen, um wahrhaft liebenswürdig zu ſein. Sie müſſen ihrer Nation, indem ſie ihr Alles ins Geſicht ſagen, ein Gräuel werden, um entſchieden wirken zu können. Der Deutſche iſt nur durch ſeine Schriftſteller zu retten. Wohlan alſo, es lebe die Oeffentlichkeit des Worts!

Nicht ſchwer wird es mir, mich zu entſcheiden, in welcher Ferne ich dichten ſoll! Es ſind mir vor einiger Zeit eigene Gedanken durch den Kopf gegangen, über den Beruf einer Kunſtform: das Höchſte darzuſtellen. Dies iſt eine ſehr wichtige Frage, über die ich eine gründliche Erörterung anſtellen würde, wenn nicht meine ganze Aeſthetik von jeher in den bekannten Worten Voltaire's enthalten geweſen wäre: „que tous les genres sont bons hors le genre ennuyeux.“ Auch iſt es faſt unmöglich, zu entſcheiden, welches denn eigentlich das Höchſte in der Kunſt ſei, wenn man darüber unterſuchen will, welche Kunſtform dazu berufen, dies Höchſte zur Darſtellung zu bringen. Ich für mein Theil wende daher die Frage wieder auf das Zeitgemäße hin, und frage, welche poetiſche Kunſtform am meiſten in der Richtung der Zeit begründet liege? Es iſt die Novelle. Das Drama iſt einer kunſtgerechteren Form fähig, es iſt vielleicht der ſchönſte Gipfel eines künſtleriſch gefügten Organismus, der Triumph einer vollendeten Architektonik der Poeſie. Aber darauf kommt es in dieſem Augenblick nicht an, es kommt auf

die Lebensperspectiven an, welche die Poesie vor den Augen der Zeit aufthun soll. Und dafür ist die Novelle biegsamer, weil sie unbegränzter ist, und mit einer großen Keckheit der Darstellung in alle Gebiete des innern und äußern Lebens übergreifen kann. Das Drama ist zu feierlich gemessen, zu thatenmuthig und unmittelbar heraustretend für den heutigen Tag; man muß die Deutschen mit der Novelle fangen. Die Novelle nistet sich noch am meisten in Stuben und Familien ein, sitzt mit zu Tische und belauscht das Abendgespräch, und man kann da dem Herrn Papa zur guten Stunde etwas unter die Nachtmütze schieben oder dem Herrn Sohn bei gemächlicher Pfeife eine Richtung einflüstern, die vielleicht einmal für die ganze Nation Folgen haben mag. Die Novelle ist ein herrliches Aehrenfeld für die politische Allegorie, wozu sie noch viel zu wenig angebaut ist. Man muß große Lebensgebilde erträumen und sie in Novellenform den Deutschen aufs Zimmer schicken. Sie sind zu faul, sich anzuziehn, und selbst hinauszugehn zum Drama; sie können im Drama nur Kotzebue vertragen, der ihnen ihre eigene Deutsche Misere jeden Abend lustig einrührte. Man kann auch auf die Deutschen nicht wirken, wenn sie in Schauspielhäusern sitzen. Sie sind da entweder nur modisch aufgelegt, denn sie fühlen sich im Zusammensein nie als eine Nation, oder es graut sie heimlich untereinander vor der Oeffentlichkeit, in der sie sich da gegenübersehen, und man darf ihnen in diesem Zustande kein erregendes Wort sagen, weil sie es gleich von wegen der offenbaren Oeffentlichkeit als gefahrbringend einsehn. Draußen vor dem Schauspielhause ist auch Gensdarmerie und

Polizei aufgestellt, und behüten das Drama. Die Novelle steht sich mit der Polizei besser, und sie flüchtet sich auf die Stube, wo es keine Gensdarmerie gibt. In seiner Stube ist der Deutsche noch ein ganz anderer Mensch, da kann man mit ihm reden. Hier sitzt er still und läßt sich gern für Alles begeistern, er glaubt an die Freiheit, und schwört auf ein höheres Nationalleben. Er sieht ein, wo ihm Unrecht geschieht und Recht widerfahren muß. Er ist ein vorzüglicher Mensch. Er schaut fast so aus, als könnte ihn die Weltgeschichte noch einmal brauchen. Er nimmt sich wirklich wie ein Mann aus, der Augen, Ohren, Mund und Nase hat. In dieser seiner glücklichen Stimmung muß ihn die Novelle zu Hause zu treffen suchen, sie muß sich in diese einschleichen oder sie aufrufen in ihm. Mitten in der Trägheit der Novellenleserei, wo er recht zu faullenzen glaubt, muß sie ihm einen Floh in's Ohr setzen, und muß ihn allmählig durch Gebilde eines glückseeligeren, kräftigeren, hochherzigeren Lebens überraschen, daß er vor Ungeduld und Sehnsucht ganz unbändig wird. So fasse ich die Novelle als Deutsches Hausthier auf, und als solches ist sie mir jetzt die berufenste Kunstform, das Höchste darzustellen. Ich säe und ärnte auf ihrem Acker meine schönsten Hoffnungen.

Auf Künstlergröße verzichte ich gern; ich und die Zeit, wir beide sind zu unruhig dazu. Nicht als ob ich Kunstwerth verachtete, sondern ich achte ihn eben zu hoch, um ihn würdig erreichen zu können. Ein Künstler muß ein Göttersohn der Ruhe sein. Die Sonne darf ihm nicht untergehn, und über seinem Schaffen leuchtet der ewige Friede. Durch

die kleinſten Theile ſeines Gebildes waltet dieſelbe Liebe, welche die größten verherrlicht. Es gehört eine erhabene Sinnesart dazu. Wer kann ſich aber jetzt in die Künſtlerwerkſtatte zurückziehn, und in deren geweihter Stille ruhig die Jahre hinbringen, während ſich draußen unterdeß eine ganze Welt umwälzen kann. Da muß man lieber aufpaſſen und Schildchwach ſtehen, um ins Gewehr treten zu können, wenn ein großes Ereigniß vorbeipaſſirt, oder die Zeit ruft: heraus! Alle Dichtungen werden daher heut an einer gewiſſen Zeitunruhe leiden, wodurch ihnen ihr heiliger Kunſtfriede gebrochen wird. Vor allen auch die meinigen. Sie werden ausſehn wie ein Menſch, der auf einem Baieriſchen Poſtwagen von ſchönen Gedanken an ſeine Liebe überraſcht wird. Er kann dieſe Liebesgedanken unmöglich alle rein ausdenken, während ihm der vermaledeite ſtößige Wagen dabei die Rippen entzweibricht.

Der größte aller Künſtler iſt doch Gott! Er hat den Frieden dazu, mitten durch die Unruhe ſeines Weltgedichtes ewige Kunſtgeſetze der Ruhe innerlich hinzuleiten. In Gottes Geiſt iſt alle Unruhe ſchon von ewig her als Ruhe und Ordnung ausgeglichen geſetzt. Es iſt die höchſte Leiſtung künſtleriſcher Ausgleichung. Ich habe längſt Gott am meiſten als den Künſtler angebetet. Dies iſt meine Religion zu ihm, ich habe keine andere. Dies iſt meine Metaphyſik, durch die ich ihn erkenne und faſſe, ich faſſe ihn nicht anders. Als Weltkünſtler, wie er die Lebensloose der Menſchen und Völker gruppirt, erkenne ich ihn, und dies Erkennen iſt meine Andacht. Eine bewundernswürdige Kunſtſymmetrie geht durch das Univerſum,

vor der ich ſtaunend mich neige. Die Frommen werden mich und meine Kunſtreligion verdammen, aber ich mag auch, bei meiner Seele, nicht in ihren Himmel kommen. Die Weltſchöpfung iſt mir ein Kunſtwerk; ſo kann man in der Geſchichte Aeſthetik ſtudiren. Und weil Gott den Menſchen nach ſeinem Ebenbilde geſchaffen, hat er in dieſen kleinen Gott auch jenen großen Weltſchöpferdrang gelegt, ihm zu Luſt und Qual. Darum iſt auch der Menſch ein Stück Künſtler, weil ſein Gott der unendliche Künſtlergeiſt ſelber iſt. Auch der Menſch muß Welten bauen! —

Und nun, du gute Mutter, auf deren Schooß ich die erſten Kartenhäuſer baute, Deine Warnungen ſollen doch nicht in den Wind geſchlagen ſein! Wenn ich einſt weder Kartenhäuſer, noch Luftſchlöſſer, noch Welten mehr werde bauen können, dann will ich mich, wie Du gewünſcht, auf etwas Reelles, das in der Welt gilt, legen. Es iſt für einen träumeriſchen Sohn immer noch Zeit, vernünftig zu werden. Laß mich nur noch bauen, laß mich bauen! Ich muß bauen. Trara! Trara! — —

* * *

— So weit vom Apfelbaum herunter, liebe Esperance! Was ſagſt Du dazu? O Mädchen, ich muß wirklich etwas bauen! Ich werde Dir ein Buch ſchreiben, eine Novelle. Den herrlichſten Plan habe ich bereits in mir entworfen, zurechtgelegt; er wird reifen, und, ſobald günſtige Geburtsſtunden eintreten, wird die Ausführung dazukommen und fleißig Hand anlegen. Bin ich

Dir ſo recht? Und zwar iſt es eine hiſtoriſch-komiſche Novelle aus der Gegenwart. Ja, mein Kind, ich denke damit zugleich ein neues Genre aufzubringen, und habe einen ganzen Cyklus ſolcher Novellen im Sinne. Hiſtoriſch-romantiſche Sachen gibt es genug in der Literatur; mir iſt das Zeug bis in den Tod verhaßt. Die Geſchichte muß ſich darin in eine bunte Hanswurſtjacke ſtecken laſſen, und große Charaktere der Menſchheit werden für die fade Leſeliebelei appetitlich zugeſchnitten. Sie würden auch ſonſt in ihrem natürlichen Gewicht dieſe ganze ſeichte Romantik in Grund und Boden drücken. Man ſollte es ſtatt des hiſtoriſchen das hyſteriſch-romantiſche Genre nennen. Ich will jetzt das Hiſtoriſch-komiſche in der Novelle anbauen. Ich habe mich ſchon längſt gewundert, daß man Humor und Satire noch ſo wenig auf dem Felde der Geſchichte hat ſpielen laſſen. Jede Zeit iſt an ſich ſelbſt ſchon eine Satire, jede Geſchichtsperiode erzeugt ihre nothwendigen humoriſtiſchen Geſtalten, ſowohl im öffentlichen als im Privatleben. Dieſe muß man auffangen, und man zieht ein ſchweres, vollgefülltes, blinkendes Netz davon heraus, womit ſich hundert Novellen bevölkern laſſen. Das Leben verarmt nie an Novellenſtoff, man muß ihn nur zu erlauſchen wiſſen. Eine bewegte Zeit bewegt und färbt Alles, ſelbſt den verborgenſten Sorgenwinkel des Familienſtübchens, neu. Seht doch zu, wie im Kleinen das Große nachwirkt, und ſtellt dieſen Scherz der Geſchichte dar! Seht doch zu, wie aus den großen Begebenheiten oft die helle Ironie lachend herausbricht, und fangt dies Lachen der Zeit auf, ihr braucht

nur den Hut unterzuhalten, und ihr habt ein Gedicht, wie es noch nie dagewesen. So will ich historisch-komische Novellen schreiben. Sie sollen wie kleine Bienen über die Zeit ausfliegen, jede mit einem Stachel versehen. Sie sollen für drei Pfennige unter dem Volk herumgetragen werden, die neueste und wohlfeilste Volks-Literatur. Der Landmann an seinen Feiertagen, der Städter in seinen Muſeſtunden, ſoll ſie leſen, und jeder ſoll lachen, daß er ein Deutſcher iſt. Die Komik ächt Deutſcher Zuſtände, an beſtimmten Figuren und Lebensverhältniſſen feſtgehalten, wird ſelbſt die alte Mama an der Krücke noch bis zu Thränen lachen machen.

Dein Beifall, kritiſche Freundin, fehlt noch blos dieſem Unternehmen. Er wird es aufmuntern, begränzen, richtig leiten. Wie ſehr wünſche ich nicht, ein Buch zu ſchreiben, das Dir ganz und gar gefiele! Ich möchte mein ſchönſtes Buch ſchreiben, und es Dir für einen Kuß hingeben. Mit dieſem Kuß, wenn ich ihn gewiß erhielte, wollte ich alle meine Poeſie Dir als Gruß in die Seele hauchen, und nach dieſem einen, göttlichen, unbeſchreiblichen Kuß dann nichts mehr dichten. Einmal muß ich doch einen Kuß von Dir haben, und ſollten auch Himmel und Erde darüber zu Grunde gehn, — denn einmal werde ich doch mein ſchönſtes Buch ſchreiben! Nun, wir wollen ſehn, ob dieſen Wonnemond meine Lippen erleben werden. Meine Feder taucht ſich in Tinte, um Honig für meine Lippen daraus zu bereiten. Dann, dann, wann dies Buch geſchrieben iſt, wundere Dich nicht, wenn Dir unverſehens ein junger Menſch in die Arme ſtürzt!

Mittlerweile muß ich mich noch in Kleinweltwinkel so zu behelfen suchen. Drei Meilen von hier, in einem Marktstadtchen, ist eine Leihbibliothek, aus der ich mir jetzt Bücher kommen lasse, was da ist. Ich lese alle geliebten und nicht geliebten Schriftsteller wieder, und habe die Erfahrung gemacht, daß man gewisse einflußreiche Bücher in bedeutenden eigenen Lebensumwandelungen immer von Neuem lesen müsse; man liest sie dann wirklich neu, und man versteht oft erst in spätern Jahren an einem Buche das heraus, was man in früheren mißkannt oder abgewiesen hatte. An vielen Schriftstellern freue ich mich jetzt ganz ausserordentlich, und kann mich gar nicht mehr von ihnen trennen. Nur Goethe habe ich noch nicht wieder vorgenommen. Goethe hat in der letzten Zeit zu meinen stärksten Antipathieen gehört, und ich fürchte mich, von seinem poetischen Egoismus angesteckt zu werden, da derselbe durch die sententiöse Lebensweisheit, in die er sich hüllt, so verführerisch ist. Doch kann ich mich ordentlich nach der Zeit sehnen, wo ich Goethe in seiner herrlichsten, unvergänglichen Wesenheit anzuerkennen im Stande sein werde. Dann will ich, nach vielen Jahren, eine ausführliche Kritik über seine Werke schreiben. Der Gegenwart, der jungen strebenden Dichter-Generation, ist Goethe gefährlich. Auch vor Jean Paul hüte ich mich; eine alte Krankheit und Krankheitsseeligkeit der Gefühle kommt mir bei ihm wieder herauf. Steffens steht mir immer noch als eine grose Erscheinung da, aber doch habe ich jetzt etwas gegen ihn. Ich muß einmal heftig gegen ihn polemisiren, um ihn wieder ganz liebgewinnen zu können. Am meisten habe ich

in diesen Tagen im Shakespeare gelesen. Erst jetzt verstehe ich diesen Riesengeist, was er ist und für die Poesie bedeutet. Er spricht: es werde! und es steht schon da, Wort und That sind in seiner Poesie eins, Reflexion und Leben liegen nicht auseinander, und die Macht der unmittelbaren Gestalt tritt im Triumph der Wirklichkeit auf. Seine urkräftige Frische dringt stärkend durch meine Nerven, seine stählerne Mannhaftigkeit schärft mir den Lebensmuth, und ich lasse meine ganze Natur in seinem rauschenden Weltmeerstrom sich baden. Mein Herz wird weltfrei bei ihm. Auch bin ich auf den Gedanken gekommen, ihm von seiner Alles übersteigenden Kunst der Darstellung einige Vortheile für die Novelle abzusehn. Gewisse Anlagen und Gliederungen seiner dramatischen Form ließen sich ohne Zweifel mit Glück auf die Novelle anwenden, und würden ihr Gebiet bereichern und befestigen. Bei Tieck glaube ich mitunter es durchzusehen, daß auch er in seinen Novellen schon davon Gebrauch gemacht hat. Auch von Tieck lese und lerne ich jetzt viel.

Sonst habe ich mich auch einer ganz bunt und wild durch einander gemischten Lesefrei hingegeben, die viel Reiz und Behagen für mich hat. Was der Leihbibliothekar schickt, liegt Alles zutraulich um mich her versammelt, Reisebeschreibungen, alte Romane, Schauspiele aus der Schweinslederbandzeit her, Gedichte eines Preußischen Grenadiers und Nicolai's Fortsetzung von Werthers Leiden, des Dichter Schubart's Selbstbiographie und Swift's Märchen von der Tonne, die Contemporaines von Retif de la Bretonne,

und ein Band der Aarauer Stunden der Andacht. Durch Alles wühle ich mich mit Luſt hindurch und komme mir bei dieſem Geſchäft vor, wie ein Beduine, der lebensfroh und ſelbſtzufrieden durch ſeine Wüſte hinwandert. Wie ihm, iſt mir wohl in dieſer Abgeſchiedenheit von der civiliſirten Welt, in welche mich dies wilde Bücherleben verſetzt, und ich fühle mich ordentlich naturfriſch dabei. Der Umgang mit Büchern hat mir von jeher viel Troſt gewährt, und ich kann mich mit allen meinen Leiden und Freuden völlig in ihn verlieren. Wie Du Dich früher oft über mich gewundert haſt, daß ich mit den gewöhnlichſten Leuten, die gar nichts Geiſtiges mit mir theilen, gern umgehen kann, ſo kann ich mir auch mit Büchern aller Art freudig zu ſchaffen machen. Ich gehe wie mit Menſchen mit ihnen um, ſehe ſie als Gäſte in meiner ſtillen Klauſe an, trinke in gemüthlicher Stunde Brüderſchaft mit ihnen und wir ſprechen zuſammen ein vertrauliches Wort über Handel und Wandel der Welt da draußen. Bei guten bedeutenden Büchern glaube ich ſogar an eine gewiſſe Seelenfreundſchaft, die ſich zwiſchen mir und ihnen entſpinnt, und ein dauerndes Band um uns flicht. Dieſe Bücherfreundſchaft iſt dornenloſer, als das, was man gewöhnlich im Leben Freundſchaft nennt. Wem die Freundſchaft mit Menſchen tiefe Wunden geſchlagen, wem aus innigſtem Freundesumgang giftige Neſſeln hervorgewachſen ſind, wem ſich aus Bruderliebe hartnäckige Verfeindung über ein ganzes Leben hingeſponnen hat, wer ſeine Feinde ſchwach, kleinlich, engherzig hat werden ſehn, der fliehe der ſorgenloſen, dornenloſen Bücherfreundſchaft zu! In den Umgang

mit Büchern verloren, vergißt man die Menſchen, und gewinnt ſie doch zugleich von der andern Seite her wieder lieb. Bücher ſind die treueſten, uneigennützigſten Freunde, ſie bleiben Nächte lang bei uns, wenn wir nicht ſchlafen können, ſie haben keine Launen, mit denen ſie uns martern, und füllen in der anſpruchsloſeſten Unterhaltung unſere Tage und Stunden aus. Und Sonntags, wann alle Leute geputzt und übermüthig ſpazieren gehen, bleiben ſie bei dem armen ſtillen ſcheuen Klausner, der ſich nicht mehr unter die frohen Geſichter hinauswagt, zu Hauſe, und erheitern ihn, daß er ſich ganz glücklich dünkt. Ich kann mich rühmen, daß ich in der Bücherfreundſchaft ſchon eben ſo viele gute Erfahrungen gemacht habe, als in der Freundſchaft mit Menſchen ſchlimme. Dennoch aber kann es auch ſchlimme Erfahrungen in der Freundſchaft der Bücher geben. Der alte ewige Gegenſatz zwiſchen Haß und Liebe, von dem menſchliche Herzen immer bewegt werden, ſtellt ſich ihnen auch bei den Büchern ein. Wo man am höchſten geliebt hat, kann man auch gerade am höchſten haſſen, und dieſe beiden Flammen berühren ſich, wie alle Extreme, denn gleichgültig werden kann man einem bedeutſamen Gegenſtande nie. Darum iſt in dem höchſten wahren Haß, der immer etwas Poetiſches hat, noch ein heimlicher Seufzer der Liebe verſteckt. Auch gewiſſe Bücher, die ich geliebt habe, muß ich in dieſem Augenblick haſſen. Ich ſprach Dir vorhin von Goethe. Es war eine große Freundſchaft zwiſchen Goethe und der Deutſchen Nation, durch die ſich Jeder geiſtig erhoben fühlen mußte. Jetzt iſt eine offenbare Spannung zwiſchen beiden eingetreten. Ich bin nicht

Schuld daran, ich empfinde diese Spannung nur blos lebhaft in mir nach. Es ist überhaupt kein Einzelner Schuld daran, auch Wolfgang Menzel, der große Goethomastix, nicht. Die Zeit will nur weiter, und um etwas Neues zu erreichen, kann und darf sie selbst ungerecht sein. Ich weiß, Esperance, daß Du meine Ansichten über Goethe desavouiren, und mich selbst deshalb in Gedanken finster ansehen wirst. Vergieb, vergieb uns unsere Schuld! Meine Ansichten über Goethe sind unangenehm, aber unwiderleglich. Sie sind ein besonders den Frauen unangenehmes Factum der Geschichte selbst. —

Flitzbogen ist zurück, und hat mir keinen Brief von Dir mitgebracht. Esperance! Esperance! habe ich das um Dich verdient? Es scheint, Du läßt mich jetzt reden und immer reden, und denkst Dir im Stillen Dein Theil dabei. Er sagt, Du habest ihm meinen Brief durch das Dienstmädchen abnehmen lassen, weil Du gerade Schulstunden gehabt. Nun, ich glaube Dir wohl, daß Du nicht Zeit hast, Dich mit steifbeinigen liberalen Candidaten abzugeben, oder an wirrwarrige Salzschreiber Briefe zu schreiben. Ich sage Dir nur so viel, Mädchen, daß Du Dich jetzt nicht mehr vor meinem Absolutismus zu fürchten brauchst, wenn Du etwa an mich schreiben willst. Auch diesen Absolutismus denke ich nun bald wieder absolvirt zu haben. Es sind wunderbare Zeiten, und man muß seinen Kopf in Alles stecken. Vielleicht bleibt dann doch wenigstens etwas in ihm stecken. Wenn nur meine historisch-komischen Novellen gedeihen! Weiter wünsche ich fürerst gar nichts von

mir. Auch soll es mich durchaus nicht ärgern, wenn mir Einer nachsagt, daß ich in diesem Augenblick aller bestimmten politischen Farbe und Richtung entbehre. Ich mache mir nichts daraus. Sela! Sela!

Flitzbogen hat sich übrigens einen äußerst schön gedrechselten Stelzfuß aus der Residenz mitgebracht, der für ein wahres Kunstwerk gelten kann. Er tummelt sich für einen jungen Zeitinvaliden gewaltig und lustig genug darauf herum. Um die Hand der kleinen Abschreiberin hat er nun förmlich angehalten und ich bin bei der Verlobung zugegen gewesen. Diese Scene, wünsche ich, hättest Du mit ansehn können, und ich weiß selbst nicht, ob ich dadurch mehr gerührt oder erheitert worden bin. Ich will versuchen, Dir eine, freilich schwach entworfene, Schilderung davon herzusetzen.

Marie saß vor ihrem Schreibtische und hatte die Feder eben weggelegt. Die blauen Augen waren schamhaft auf die großen Conceptpapierbogen niedergeschlagen, die das arme Kind mit ihren feinen Fingern beschreiben mußte. Ihr gegenüber an der andern Seite des Tisches saß Flitzbogen, und hielt sein künstliches Bein, ich weiß nicht warum, einigermaßen unter dem Stuhl versteckt. Er mochte vor dem lieben Mädchen noch nicht recht das Herz haben, in der Stube darauf herumzustelzieren, sondern er wollte ihr noch sein Bild in möglichster Rundung und Vollkommenheit zeigen. Im Hintergrunde der kleinen Stube kauerte sich die alte halbblinde Muhme in einem Lehnsessel zusammen, und hatte vor Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, den Faden ihres

Spinnrockens aus der Hand gleiten laſſen. Ich ſtand mit dem Rücken an das Fenſter gelehnt, und ſah bald die Kleine an, bald dachte ich an glückliche Zeiten. Die polternden Gewichte der Wanduhr durchtönten die ſtille Gruppe.

Candidat Flitzbogen ſchien noch immer in einiger Verlegenheit, dem ſchweigſamen Geſpräch beſſer die Zunge zu löſen. Er hatte des Copiſten Mundus Töchterlein bei der Hand ergriffen.

Kennen Sie einen gewiſſen Cid? fragte er ſie endlich, in ſeiner launigen Weiſe, die diesmal viel Gutmüthiges hatte.

Sie ſchüttelte ſeufzend das Köpfchen.

Den Cid Campeador? meine ich — fuhr er mit nachdrücklicher Betonung fort.

Marie ſchüttelte wieder, und hob, halb lächelnd, die Augen zu ihm empor. Dann ſenkte ſie die hübſchen Blicke ſchnell wieder.

Es iſt Schade, ſagte er, ihre Hand loslaſſend, daß Sie Don Rodrigo, den Cid, nicht kennen.

In der Schule iſt uns nichts davon gelehrt worden, ſagte ſie ſchüchtern. Kommt der Cid in der Naturgeſchichte vor?

Ach nein, erwiederte er ernſthaft, es iſt der Ci, welcher den Don Gormaz ſchlug!

Alſo ein Mörder? fragte ſie verwundert. Dann ſchien es, als beſänne ſie ſich, und als thue es ihr leid, daß ſie dies Wort ausgeſprochen.

Der Candidat Flitzbogen war ebenfalls bei dieſem raſchen Wort erblaßt, erholte ſich jedoch bald wieder.

Kein Mörder! ſagte er feierlich. Der Cid Campeador erſchlug den Don Gormaz in einem

redlichen Zweikampf, nach alter Ritterſitte damaliger Zeit.

Sie ſchwieg nachdenkend.

Der Cid liebte lange Donna Ximena, fuhr Flitzbogen mit ſanfter werdender Stimme fort. Donna Ximena war die Tochter des Don Gormaz, welchen der Cid ſchlug. Der arme Cid!

Sie fuhr ſich mit der Hand über die Augen, und weinte ſtill.

Und Donna Ximena fluchte dem Mörder ihres Vaters nicht, ſagte er leiſe.

Marie blickte ihn durch Thränen an, es lag ein verſtohlener Gruß in dieſen Thränenblicken. Sie glich ganz und gar einer im feuchten Thau aufbrechenden Roſenknospe.

Donna Ximena liebte den Cid und wurde ſeine Gattin, ſetzte er hinzu. Sie lebten lange glücklich zuſammen. Der Geiſt des Vaters ſegnete verſöhnt ihren Bund.

Sie zog ihr Schnupftuch hervor, und trocknete ſich die Thränen, die dem Andenken ihres Vaters gefloſſen waren, von Augen und Wangen. Sie ſah ihn gutmüthig an.

Marie! ſagte er darauf mit gefaßter männlicher Stimme, wir wollen uns nicht durch trübe Rückerinnerungen erweichen. Das Geſchehene iſt einmal nicht ungeſchehen zu machen. Laſſen Sie uns an unſere hellere Zukunft denken. Ich, ich bin der Cid!

Sie lächelte, ein jungfräulicher Sonnenſchein begann auf ihren Wangen aufzuſteigen.

Der gute Don Gormaz war Copiſt Mundus, fuhr er, wieder mit leiſerer Stimme, fort.

Sie nickte, wieder ernſthaft werdend. Den jungen Purpur der Liebe färbte ein Nachſchatten der Wehmuth.

Werden Sie wie Donna Ximena handeln? fragte er nun mit herausbrechender Stärke des Wunſches.

Marie blickte verlegen auf das große Concept-bogen-Papier hin, das vor ihr lag. Sie konnte ihm nichts ſagen.

Sein Sie Donna Ximena! fuhr er bittend fort. Donna Ximena! Donna Maria! Ich habe mir längſt gewünſcht, einer Donna Maria zu huldigen und zu dienen. Als ich von Hambach zurückkehrte, hatte ich erſt den Plan, nach Portugal zu gehn, um für Donna Maria da Gloria zu fechten und Dienſte zu nehmen. Wie freue ich mich, hier eine andere Donna Maria kennen gelernt zu haben, der ich meine Dienſte in ewiger Treue anbiete. Mit ihr möchte ich glücklich ſein, aus der Ferne nur noch für den Liberalismus mich intereſſirend. Kennen Sie eine gewiſſe Donna Maria da Gloria?

Sie ſchüttelte das Köpfchen, wie vorhin, als er ſie nach dem Cid gefragt hatte. Es mochte ihr in der Schule auch noch nichts davon gelehrt worden ſein, Sie ſchämte ſich faſt, daß ſie gar nichts wußte. Das liebe kleine Marienwürmchen!

Und ſoll der Cid glücklich ſein? fragte er noch einmal, und reichte ihr ſeine Hand hin. Da gab ſie ihm hocherröthet die ihrige, und er ſprang mit Wonneruf auf, und ſie ſtürzten ſich beide in die Arme. Lange hielten ſie ſich umfaßt, und der erſte Kuß tönte ſchöner als eine Nachtigall durch

ihre Umarmung hin. Auch die alte Muhme war von ihrem Seſſel aufgeſprungen, und lauſchte, was vorgefallen wäre.

Ich gönnte dem guten Flitzbogen ſein Glück. Er gefiel mir, wie er ſich heut und ſeit einiger Zeit benommen. Nun wird es wohl bald eine Hochzeit in Kleinweltwinkel geben. O Esperance, eine Hochzeit! —

Das Allerwunderbarſte iſt mir übrigens in den vergangenen Tagen mit der Dir mehrmals genannten Olympia begegnet. This is very strange! muß ich, wie Hamlet ausrufen, als dieſer ſeines Vaters Geiſt geſehen. Ich komme erſt am Schluß meines Briefes darauf zu ſprechen, weil ich Dir in einer eigenen Darſtellung dieſe ganze Begebenheit, die ſeltſamſte meines Lebens, zu Papiere gebracht habe. Ich ſchicke ſie Dir als Beilage dieſes Briefes. Mögeſt Du zuſehen, was Du Dir dabei denken kannſt. Mir ſelbſt will zuweilen ganz der Verſtand darüber ſtill ſtehn. Jedenfalls wirft die Sache ein ſolches Licht auf den Herrn von Zodiacus, daß mein anfängliches Grauen vor demſelben nur zu gerechtfertigt erſcheint. Es iſt eine höchſt fabelhafte Geſchichte!

Vergiß mein nicht, Du viel zu denken habende Esperance! Mitunter, in kleinmüthigen Stunden, habe ich faſt daran gezweifelt, ob ich Dir auch etwas mehr ſei, als jeder Andere. Früher, in Deiner Nähe, hatte mich dieſer Zweifel oft geängſtigt. Es kam daher, weil Du im Umgange gegen die Unbedeutendſten eben ſo freundlich ſein konnteſt als gegen die Bedeutendſten. Ich ſah Dich oft gegen die mir verhaßteſten Menſchen Deine

ganze, unbeſchreiblich gütige Seele herauskehren. Aber Du hatteſt Recht daran, denn es ſcheint die Sonne über Gerechte wie über Ungerechte, und was habe ich Dir für Vorſchriften zu machen über Deine Freundlichkeit! Ich hielt mich jedoch in ſolchen Augenblicken auch nicht für beſſer, als jener Lump, den Du freundlich beſchienen, und dies demüthigte mich. Du ſiehſt, ich ſchimmere oft, mitten im hellſten Glück, wie ein

Trüb-Seeliger.

Die verlorene Tochter.

(Gegenstück zum verlorenen Sohn.)

Es lag die erste träumerische Frühe über den Feldern, die Lerche sang noch nicht. Da sah der Salzschreiber schon zum Fenster hinaus, und hoffte auf einen heitern Tag.

Unten über die Straße her kam eine Maid gegangen, von wunderseltsam schöner Gestalt. So früh schon hat sich die Maid geputzt, sie strahlt in einem seidenen Kleide. Alle schlafen noch rings in der ganzen Gegend, selbst über den Blumen ist die Sonne noch nicht aufgegangen, um ihnen den Farbenschmelz anzuhauchen. Welche große Freuden oder Sorgen haben die Frühwandelnde hinausgetrieben?

Sie hat den Salzschreiber oben am Fenster gesehn, und winkt ihm mit einem unwiderstehlichen Blick der großen traurigen Augen. Dem Salzschreiber ist es durch's Herz gegangen, und er eilt hinunter zu ihr, und sagt der geputzten Maid viele Grüße am frühen Morgen.

Sie seufzt, und spricht leise zu ihm geheimnißvolle Worte. Weit in die dämmernde Ferne, hinter jene Berge hin, zeigt ihre Hand, schweifen ihr die Augen. Dort, dorthin komm mit mir, Freund! flüstert sie heimlich. Die arme Olympia

hat Vertrauen zu Dir, Du ſollſt ſie begleiten. Ich weiß den Weg nicht, ich kann mich verirren. Aber hinter jenen Bergen, da ſteht ein Schloß, ein ſchönes, herrliches, der Sitz unſres alten Glückes. Dort, meine ich, wohnen die lieben Aeltern mir noch, der erhabene Vater und die hoheitſtrahlende Mutter. Beiden bin ich geraubt, eine unglückliche Grafentochter. Ein gefährlicher Mann hat mich mit unentwindbaren Feſſeln an ſich gekettet. Laß mich ſehn, ob das Schloß meiner Ahnen noch ſteht! Ach, die alten Bilder großer Vergangenheit werden wieder in meinem Herzen rege. Die Märchenwelt des Glückes ſteigt empor!

Es kennt der Salzſchreiber kein Grafenſchloß in der ganzen Umgegend, in der der oft Wandernde ſo vielfach umherſchweift. Deine Träume täuſchen Dich, armes irres Kind! ſagt er. Sagt die ſchöne irre Maid: komm nur! Mein Traum weiſt mich in die Ferne, und die ganze Lebensferne iſt ein Traum. Traum und Traum umfaſſen ſich, und erzeugen die Wahrheit. Komm nur!

Sie eilt mit haſtigen Schritten fort, die feenhafte Geſtalt, und zieht den Salzſchreiber an der Hand mit ſich. Der Seelige weigert ſich nicht. Er weiß längſt, daß aus Traum ſich Wahrheit erzeugt, und hat ſich die Wahrheit nur zu oft in Traum eingewiegt. Er geht gern und eilig mit ihr.

So wandeln die Beiden dahin durch die morgengraue Landſchaft. Der Himmel hat ſeine Nebelſchleier noch immer nicht abgeſtreift, formloſe Schatten lagern über den dampfenden Auen, und die ganze Natur bangt dem Licht entgegen. Die pilgernde Maid iſt ſtill und ſchweigſam.

Sie sind durch den Wald gegangen, sie haben Berg und Thal durchschritten, und auf jedem Hügel ist Olympia still gestanden und hat sich ängstlich umgeblickt nach allen Seiten und Fernen. Sie hat nichts erspäht, keine Zinne und kein Schloß, und geht immer seufzend wieder weiter. Das Mädchen kann seufzen, wie wenn ein ganzes Leben zerrisse.

Dem Salzschreiber thut es leid in seiner Seele. Er sieht, wie er immer wilder in öde Gegend mit ihr hineingerathen. Auf ungebahnten Waldpfaden hat sie ihn fortgezogen, durch Gesträuch und Busch, und immer an den schauerlichsten Stellen der Wildniß zu finden gehofft, was ihr Herz sie suchen hieß. Da fragt er sie, ob sie die alte Ruine meine, die dort an jenem Abhang liegt? Bei Gott, es war kein Spott, daß der Seeliger sie fragte, ob es die Ruine sei, die sie suche?

Sie blickte ihn ernsthaft an, und blickte nach den Trümmern hin, die von dort herüberragten. Ein ungeheuer schmerzlicher Gedanke schien sie zu überraschen, sie hielt die Hände in still zuckendem Weh über die Augen. Dann sagte sie leise: laß uns hingehn und zusehn!

Sie waren bald zur Stelle gelangt, wo aus grauen Jahrhunderten her der Ueberrest einer alten Schloßruine sich zeigte. Einige bemooste Pfeiler standen noch, ein hoher Bogen kündigte die ehemalige Pforte des Hauses an, durch welche die ritterlichen Altvordern aus- und eingegangen waren zu Lust und Streit. Ja, bei allen Heiligen, das ist die Stelle! rief Olympia mit tiefer Erschütterung aus.

Sie ſtarrte lange ſinnend und ſinnend auf das, was einſt geweſen war, hin. Dann warf ſie ſich, laut aufſchreiend, an den zerbrochenen Pfeiler nieder, und umfaßte ihn, wie ihr letztes Gut, mit einem Ton der Wehklage, der zerreißend in der Einſamkeit wiederhallte. Ihre Thränen floſſen in Strömen, ſie raufte ſich die Locken, und wand ſich, ganz aufgelöſt in ihren qualvollen Erinnerungen, wie eine Sterbende an der Erde hin. O! O! ſchluchzte ſie — wo ſeid ihr hin, Vater und Mutter? Eure Tochter ſucht euch über den Ruinen, wo euer Haus zerſchellt liegt, und nur dieſer Schutthaufen iſt übrig geblieben von aller Pracht und Herrlichkeit der Vorzeit. Ihr ſeid ausgewandert, ihr ſeid todt. Ihr habt die ſchöne Zeit des Lebens mit euch dahingenommen. Soll euere verwaiſte Tochter noch umherirren, tragend das Loos der Erniedrigung, darſtellend den Fluch ehemaligen Segens, in einer Welt voll Hohn?

Indem ſie ſo klagte, ging über ihrem Haupt der Tag auf, und heller Morgenſchimmer floß auf die Gegend hernieder. Der erſte Sonnenſtrahl hatte die Schöpfung aufgeweckt, Vögelſang wurde laut, Baum und Feld erglänzten, und fröhliche Landleute zogen vorbei. Die Trauernde richtete ſich ſtumm auf. Der Seeliger konnte ſie nicht tröſten.

Ein Schäfer ſtand, und betrachtete neugierig die Gruppe. Die weinende Maid hatte den Mann ſcharf in's Auge gefaßt, und trat, in ihrer ſeltſam vertraulichen Weiſe, ſchnell zu ihm heran. Erkenne ich Dich? ſagte ſie. Du warſt ein alter Diener dieſes verfallenen Schloſſes. O ſprich,

Mann, wo sind mir die theuern Aeltern hingezogen? Lebt der Graf und die Gräfin noch?

Oho, lächelte der Mann, die werdet ihr dort auf dem Felde finden, die haben ein neues Geschäft angefangen, seitdem sie das Schloß verlassen.

Er ging, und sie folgte ihm mit strahlenden Augen der Erwartung. Der Salzschreiber kam kopfschüttelnd hinterdrein.

Auf dem Felde saßen zwei alte Leute, Mann und Frau, mit schneeweißem Haar und bleichen, sorgenvollen Gesichtern. Sie hüteten die Schweine, und verzehrten ihr dürftiges Morgenbrod.

Da stürzte Olympia mit ausgebreiteten Armen schreiend auf sie zu und rief: Ach, ach! ich möchte himmelzersprengende Klagen ausstoßen, und muß mich zugleich doch freuen! Wehe mir, wehe! Sehe ich euch wieder, geliebte Aeltern? Und so sehe ich euch wieder? O, kennt ihr denn euere Tochter noch? Hat das tragische Schicksal, das uns stürzte, uns nun so bitter wieder zusammengeführt? Laßt mich an euerm Busen das riesengroße Leid ausweinen!

Die beiden Alten sahen sie staunend an, und erhoben sich in starrer Verwunderung nicht von ihren Sitzen. Wir kennen Dich nicht! sagten sie drauf, und schickten sich an, ihrem patriarchalischen Geschäft weiter nachzugehen.

Arme Aeltern, ihr kennt mich nicht mehr? weinte die Maid. Haben die betäubenden Schläge der Zeit auch euer Gedächtniß der Vergangenheit erschüttert? Hat der tödtende Blitz unsres Schicksals auch den Sinn der Erinnerung euch gelähmt? Ich bin ja euere Tochter Olympia! Vater, Mutter, so müssen wir uns wiederfinden? Was hat euch hin-

ausgetrieben aus dem Stammſitz unſrer Ahnen, was hat euch ins Elend geſchleudert? Aber ich weiß, ich weiß! Mein Verderber war auch euer Verderber. Er iſt das Verderben dieſer ganzen Zeit! O weh, ich finde nie wieder, was ich zu ſuchen kam!

Olympia! rief jetzt von fern eine ſtarke Stimme mit drohendem Ton. Olympia! Olympia! Biſt Du wieder ungehorſam geweſen? Was trieb Dich, Deinem alten Wahn noch einmal zu folgen, und mir zu entfliehen, was doch vergeblich und ewig umſonſt iſt!

Die Arme erblaßte, und ein heftiges Zittern ſchlich ſich ſichtlich durch alle ihre Glieder hin. Sie blickte ſich um. Zodiacus ſtand vor ihr. Er ſah ſehr ernſthaft aus, und kam dem Salzſchreiber größer, länger und fürchterlicher vor, als jemals.

Thörichtes, ſtolzes Ding, in dem der alte Hochmuth nicht auszurotten! rief Zodiacus zornig, und ergriff ſie bei den ſchönen flatternden Haaren, und rieß ihr das neue Gewand, mit dem ſie ſich eigenmächtig geſchmückt hatte, von den Armen herunter. Ich will Dich ſchnell wieder in Deine Magdskleider ſtecken!

Nur einen leiſe verlorenen Seufzer, der Welten hätte bewegen können, ließ Olympia hören. Dann war ſie, wie im Hauch eines Augenblicks, mit ihrem Gebieter verſchwunden. Er ſchien ſie, gleich auf Flügeln des Windes, entführt zu haben.

Ein Zug der Trauer bewölkte einen Moment lang den blauen Morgenhimmel, die Sonne dämpfte ihren Glanz hinter Wolken, und die Lerche ver-

ſtummte mitten in den jubelnden Takten ihrer Frühhymne. Ueber Wald und Berg flüſterte ein ſtiller Geiſt der Wehmuth.

Nur die alten Sauhirten trieben in gleichgültiger Ruhe ihre Heerde weiter.

Der Salzſchreiber ging nachdenklich nach Hauſe, und konnte dieſen Tag ſelbſt an ſeinen Salz-Akten nichts ſchreiben. —

An Esperance.

Kleinweltwinkel, 1. Sept. 1833.

— — Ich saß in meinem Zimmer und wollte eben wieder an Dich schreiben, als es an meine Thür klopfte, und zwar mit einer Manier, wie an diese niedrige Thür noch niemals geklopft worden. Es mußte ein sehr vornehmer Besuch sein. Und in der That, liebe Esperance, dieser Besuch ist Schuld daran, daß Du jetzt einen ganz andern Brief von mir empfängst, als ich Dir sonst geschrieben haben würde. Höre also!

Noch ohne mein schüchtern gerufenes: Herein! abzuwarten, trat der wohlbekannte Herr von Zodiacus in die Stube. Meine Verlegenheit war unbeschreiblich, ich konnte nicht begreifen, was ihn hieher in meine ärmliche Wohnung geführt haben möchte. Ich war zitternd aufgefahren, und sprach viel von zu großer Ehre, von unverdienter Gunst gegen einen devoten Knecht. Nachdem ich ihn bei der neulichen Geschichte mit Olympien auf diese Weise kennen gelernt, hatte ich nicht geglaubt, daß er mir je in menschlicher Gestalt wieder begegnen würde. Ich machte wahrhaft grauenvolle Kratzfüße gegen ihn.

Er aber, wie ein ächter Mann von Welt, behandelte mich mit heitrer Ruhe und Zuvorkommenheit, und sagte, daß er es für seine Pflicht gehalten, mir auch einmal die Gegenvisite zu machen; er habe schon längst meiner Entschuldigung zu bedürfen geglaubt, daß er diese erste Regel aller Höflichkeit bisher gegen mich vernachlässigt. Er dampfte dabei ordentlich seine Heiserkeit zu einer sanften Melodie, und schien überhaupt aus der Absicht gekommen zu sein, sich mir nach dem Vorgefallenen wieder in einem annehmlichen Licht zu zeigen.

Setzen wir uns, plaudern wir ein wenig, guter Salzschreiber! sagte er endlich in seiner freundlichen Herablassung, und machte mich dadurch erst auf die peinliche Dürftigkeit meines Haushalts aufmerksam, der gar nicht für die Aufnahme solcher Gäste eingerichtet war. Meine kleine Einsiedlerklause ist durchaus nicht für hohe Visiten gemacht, ich sitze selbst nur wie ein eng eingesperrtes Heimchen darin, und zirpe meine Grillen ab, vielweniger daß noch hinlänglicher Raum darin wäre, um einen vornehmen Besuch in gehörigen anständigen Dimensionen niederzusetzen. Der in der Mitte stehende Tisch bewahrt in ziemlicher Unordnung meine Bücher und Papiere auf, und dient mir zugleich zum Lesen, Schreiben, Essen und um die Hand darauf zu stützen, wenn ich in meiner Einsamkeit an Dich denke. Die ganze Hälfte meines Zimmers nimmt mein Bett ein, und mit ebenso großem Recht, wie der Schlaf die Hälfte des Lebens einnimmt. Einen Stuhl besitze ich nur, und, mich dünkt, ebenfalls mit Recht, um das ne quid nimis eines alten Weisen zu be-

folgen, denn wo sollte ich auch einen zweiten hinstellen? Dagegen pflegt mein Bett so nachsichtig zu sein, mir zu gleicher Zeit als Sopha zu dienen, um meinem Gesäß durch Abwechselung die Verrichtungen des Sitzvermögens zu erleichtern. Ein altmodischer Kleiderschrank, auf dessen Façade, sonderbar genug, der Bethlehemitische Kindermord in Schnitzarbeit abgebildet ist, nimmt den andern Theil der Wand ein, und bezeigt sich so unverschämt, mir fast noch um einige Zoll die Thür zu versperren. Dafür schützt er meinen Sonntagsrock vor Staub und Motten, er ist der Tugendwächter, der über die Reinheit meiner Kleider wacht, und ich muß mir daher die Impertinenz seines Wesens gefallen lassen.

Was sollte ich also in einer solchen Häuslichkeit anfangen? Ich bot dem Herrn von Zodiacus meinen einzigen Stuhl, den ich hatte, und um ihn nicht gar zu stolz zu machen, als wenn ich jetzt demüthiger Weise vor ihm stehen würde, nahm ich eine vornehme Miene an, und setzte mich mit dieser pathetisch auf den Ehrenplatz meines Zimmers hin, nämlich auf mein Sopha. So hoffte ich diesem Mann das Gleichgewicht in meinem Terrain zu halten. Nur zwei Dinge thaten mir noch leid, einmal, daß ich ihm keinen Burgunder vorzusetzen hatte, sowohl um seinet- als um meinetwillen, und dann, weil ich ihm noch im Schlafrock gegenüber saß, einem solchen Manne! Dahingegen freute ich mich wieder, nicht ganz dicht neben ihm zu sitzen, von wegen unheimlicher Erinnerungen und Anwandelungen.

Dies Alles schien ihm selbst indeß gar nicht aufzufallen, er lächelte blos, wie ich ihn noch je-

desmal lächeln gesehn, und begann mit Behagen ein Gespräch zwischen uns einzuleiten, nachdem ich ihn höflich gebeten hatte, dieses unser Rendezvous für ein im verkleinerten Maßstabe ausgeführtes Dejeuner ohne Zubehör ansehen zu wollen.

Ich wollte mich nicht lange verweilen, mein lieber Seeliger! sagte er. Meine Absicht war eigentlich nur, mich theilnehmend zu erkundigen, wie es Ihnen denn mit dem Absolutismus ergangen ist?

Ich hab' ihn mir so ziemlich aus dem Sinn geschlagen, antwortete ich gleichgültig. Ich denke nicht mehr daran, sondern beschäftige mich jetzt wieder vorherrschend mit Literatur und Kunst, und habe bereits einige Plane zu eignen Arbeiten entworfen.

Das sind allerdings die bedenklichsten Folgen eines rapiden Absolutismus, entgegnete er, und rückte mit seinem Stuhl näher zu mir heran, um mir nach dem Puls zu fühlen. Ich rückte jedoch um ebenso viel wieder von ihm ab, um mich immer in ehrerbietiger Ferne zu halten.

Aermster, mit Literatur und Kunst beschäftigen Sie sich? sagte er achselzuckend. Habe ich Ihnen denn, in unserer damaligen Unterhaltung über den Absolutismus, nicht angedeutet, wie derselbe die Deutschen zwar zur Kunst zurückführt und ihren ausschließlichen Literatursinn unterhält, aber sie ebenso von lebengebender Politik ewig entfernt? Ich fürchte, Sie haben es damals wieder zu ernst genommen, als ich Ihnen von der Bedeutsamkeit absolutistischer Tendenzen sprach. Es war ja nur ein baarer Zeitspaß. Gehn Sie, gehn

Sie, Sie sind ein rechter Deutscher, Sie nehmen Alles gleich zu ernst. Können Sie es denn wirklich über's Herz bringen, nun völlig Ihr ganzes Verhältniß zur Politik der Zeit wieder fahren zu lassen, nachdem Sie schon so große Fortschritte auf dem Gebiet der verschiedenen Parteien derselben gemacht? Können Sie Ihre schönen jugendlichen Kräfte wieder in idyllisch-deutscher Literatur-Seeligkeit verweichlichen lassen, während Sie doch berufen sind, an den Interessen des öffentlichen Lebens, das sich in Deutschland allmählig gebären will, mitlebend und mitschaffend Theil zu nehmen? Die Literatur wird es wahrlich nicht sein, durch welche die Deutschen jetzt eine höhere Umbildung des Nationallebens gewinnen werden. Was Deutschlands Nationalität seiner Literatur verdanken konnte, hat es ihr bereits verdankt, und die daraus hervorgegangene Cultur ist längst in Uebercultur ausgeartet, welche oft gefahrbringender für ein Volk werden kann, als die Barbarei selbst. Ein Volk kann gewiß auf ganz verschiedentliche Weise untergehn; es ist durchaus nicht nöthig, daß es gerade die Barbarei sei, welche die Civilisation wieder verdränge, sondern es ist vornehmlich die Uebercultur, welche am entschiedensten die Cultur der Nationen wieder tödtet, und so in Zustände der Barbarei überführt. Und ich bitte Sie, was kann es denn heutzutage noch Lockendes für einen Mann von Geist und Kraft haben, ein Deutscher Schriftsteller zu sein? Ist nicht die Literatur der Deutschen gegenwärtig bis auf Heller und Pfennig herabgesunken? Sind nicht ihre ekelhaften Pfennig-Unternehmungen, — das Einzige, wodurch sie jetzt noch Aufsehen zu erregen im Stande ist, —

das letzte Buhlerinnen-Mittel, mit dem sich die zur feilen Dirne herabgesunkene Göttin jedem Vorübergehenden auf der Straße an den Hals wirft? O, Salzschreiber, Salzschreiber! Deutschland ist seiner großen Geister überdrüssig geworden, es fällt ihm jetzt unbequem, zu hören, wenn irgendwo ein neues Genie aufersteht, und jeder patentirte Schneidermeister ist in der bürgerlichen Gesellschaft mehr geehrt und für ein nützliches Staatsmitglied anerkannt, als ein Deutscher Schriftsteller, der nichts als ein Deutscher Schriftsteller ist. —

Als er dies sagte, knackte die andere Hälfte meines Lebens unter mir, nämlich mein Bett, auf dem ich saß, so unruhig und zornig war ich geworden. Nein! Nein! dachte ich bei mir selbst — es bleibt doch dabei, daß ich meine historisch-komischen Novellen schreibe! Die soll er mir nicht ausreden, und wenn er noch mehr als der Teufel selber wäre! Zwar ist es wahr, daß die Deutsche Literatur ihren Preis beträchtlich herabgesetzt, und sich mit Industrie auf die Spottwohlfeilheit gelegt hat. Aber was geht mich die Deutsche Literatur an? Der Mann hat mich ganz mißverstanden. Ich werde ja meine historisch-komischen Novellen nicht für die Literatur schreiben, um mir einen literarischen Namen dadurch zu erwerben! Fi donc! Alle literarische Berühmtheit war mir selbst längst ein Gräuel. Sie ist mir immer wie eine Pedanterie vorgekommen. Ich will meine Novellen für das Volk schreiben, sie sollen als Volksbücher um einige Pfennige in Stadt und Land verkauft werden. Also auch eine Pfennig-Unternehmung? Ja! ja! Man soll sich nicht schämen,

den Thorheiten der Zeit eine gangbare Form abzuborgen, wenn sich darunter etwas Besseres unter die Leute bringen läßt. Nur zu! nur zu, Herr von Zodiacus! Diesmal bin ich fest! — So dachte ich bei mir, antwortete ihm aber nichts.

Er fuhr jedoch fort: Die Literaturliebe ist für die Deutschen besonders deshalb so gefährlich, weil sie durch sie bis jetzt immer von den Interessen der Gegenwart abgezogen werden sind. Die Literatur wird ihnen zur Häuslichkeit, in die sie sich abschließen und hinter sich die Thür zumachen, um weiter nichts mehr zu hören und zu sehn, was draußen der unruhige Tag bringt und geschehen läßt. Nein, lieber Seeliger, um Alles in der Welt! Beschäftigen Sie sich lieber mit Ideen über Anlegung von Eisenbahnen, erfinden Sie ein neues Ventil an einem Dampfwagen, entwerfen Sie architektonische Pläne, wie man am besten und wohlfeilsten constitutionelle Ständehäuser erbauen kann, nur irgend etwas Zeitgemäßes, der Gegenwart Angehöriges, und Sie können sich doch ein nationelles Verdienst erwerben! Aber um Gotteswillen, nur nicht in Deutsche Literaturträgheit versunken, ein Mann von Ihren Gaben!

Jetzt nahm ich das Wort: Mein Herr, ich muß wohl höchlich erstaunt sein, Sie jetzt wieder auf Einmal von constitutionellen Ständehäusern, von zeitgemäßen Ideen und Erfindungen, von Dampfwagen und von Interessen der Gegenwart reden zu hören, da Sie noch vor Kurzem, in unserm Gespräch über den Absolutismus, das als das Höchste und Dauerndste hervorgehoben haben,

was sich auf den Grund der Vergangenheit stütze, da Sie die Existenz eines absoluten Staates ebendeshalb als dies erhabene Gebäude priesen, weil es auf den Pfeilern einer großen Vergangenheit ruhe, und aus dieser seine unumstößliche Berechtigung ziehe? Sind Sie, ich beschwöre Sie bei allen Heiligen, ich beschwöre Sie bei Hobbes, Rousseau und Montesquieu, sind Sie ein Absoluter, oder sind Sie ein Liberaler? Sind Sie der Geist des Stillstandes, oder sind Sie der Dämon der Bewegung??

So kühn fragte ich ihn, indem ich die Arme übereinanderschlug, und auf dem Ehrenplatz, auf dem ich saß, ihm gegenüber mich wiegte. Er aber, mir einen stechenden Blick zuwerfend, sagte: Ich verkenne eben so wenig die Grundwahrheiten, die der Absolutismus in sich hat, als ich die ewigen Grundwahrheiten verkennen möchte und je verkannt habe, an welchen der Liberalismus in dieser Zeit seine Berechtigung hat. Man thut Unrecht, beide abzuweisen; man muß sie gegen einander auszugleichen verstehn. Und diese Kunst der Ausgleichung ist die höchste Politik, sie enthält zugleich die einzige Wahrheit!

Wie? erwiederte ich — so wollen Sie weder das Prinzip der Zukunft, noch das Prinzip der Vergangenheit mehr entschieden vertreten, sondern, wenn ich Sie recht verstehe, mir ein Mittelding zwischen beiden empfehlen. Was wollen Sie denn nun?

Ich will eben die Gegenwart! versetzte er mit einer scharfen Betonung. Wenn ich in unsern früheren Unterhaltungen, deren ich mich mit

Ihnen zu erfreuen die Ehre hatte, Ihnen zuerſt das Prinzip der Zukunft, und dann wieder das Prinzip der Vergangenheit, jedesmal mit allen Nuancirungen und Schlagſchatten dieſer verſchiedenen Stufen, anſchaulich zu machen geſucht habe, ſo geſchah es ja nur, um Sie dadurch endlich zu dem Standpunkt vorzubereiten, welcher jene beiden Richtungen vermittelnd in ſich zuſammenfaßt. Und dieſe Mitte iſt das Prinzip der Gegenwart. Iſt denn nicht die Gegenwart dieſer Herzpunkt zwiſchen Vergangenheit und Zukunft, in dem ſich beide mit ihren Strahlen berühren, zu dem ſie hinſtrömen, von dem ſie ausſtrömen? Die Gegenwart iſt das ſegelfertige Schiff, das zwiſchen den beiden, gleich mächtigen Strömen der Vergangenheit und Zukunft hinſteuert. Jeder Strom möchte es nach ſeiner Richtung bewegen, jener möchte es zurückreißen, dieſer unaufhaltſam in ſeine Strudel vorwärts ſtürzen, aber das hin- und hergeſchleuderte Schiff lenkt vorſichtig und klug mitten zwiſchen ihnen durch, im weiſen Lauf allmählig das hohe Weltmeer gewinnend. Dieſe Weisheit iſt das Recht und die Kraft der Gegenwart. Dieſe Kraft der Gegenwart iſt das Prinzip der richtigen Mitte. Mit einem Wort: ich beſchreibe Ihnen den Sieg des Juſte-Milieu-Syſtems!

Fürwahr, ich war traurig geworden. Alſo dahin ſollte es noch mit mir kommen — dachte ich voll Wehmuth bei mir ſelbſt — daß ich, wenn nichts mehr Stand hält, im Juſte-Milieu verenden müßte? Nein, nein nein! Bei Gott, dies wäre eben ſo ſchrecklich, als an der Langenweile ſelbſt ſterben. Ich nickte indeß, ſcheinbar ihm

beipflichtend, mit dem Kopfe, aber ſo kläglich, daß er ſelbſt darüber zu lachen anfing.

Ich ſehe, guter Seeliger! ſagte er dann — daß Sie ſich durch das Geſchrei der Ultras auf beiden Seiten gegen den Friedensgeiſt des Juſte-Milieu haben einnehmen laſſen. Aber mit Unrecht. Für jene verworrenen Naturen der äußerſten Linken und Rechten gibt es allerdings nichts Verhaßteres, als die Vernunft der richtigen Mitte, eben weil es die Vernunft iſt. Daher hört man ſie das Juſte-Milieu wie eine wahre Peſtilenz verfluchen, als wäre dies Syſtem, das ein ſegensreicher Genius der Ordnung ſelbſt erſonnen, nur zur Landplage vom Himmel herabgefallen. Aber man muß ihnen vergeben, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun. Das Juſte-Milieu iſt weder die Cholera, mit der es faſt zu gleicher Zeit in die Welt getreten, noch iſt es die Grippe, die ſich in demſelben Jahr, wo es in Paris auftrat, ebenfalls daſelbſt ſo verheerend zeigte. Es iſt, lieber Seeliger, nichts als eine kluge Dialektik der wahren Vaterlandsliebe. Ich nannte es das Prinzip der Gegenwart, und iſt denn nicht dies eben Maxime der Gegenwart, links und rechts um ſich zu blicken, um das zu treffen, was für den gegenwärtigen Augenblick am geeignetſten ſich ſchickt, die richtige Mitte des Handelns in zweifelhafter Aufregung des Moments. Es ſcheint mir merkwürdig zu ſein, daß der große Stifter des Juſte-Milieu-Syſtems, Caſimir Périer, ein Kaufmann, ein Banquier geweſen. Denn in gewiſſer Hinſicht iſt es allerdings ein Kaufmannsprinzip, es hat etwas Kaufmänniſches, immer ſorgſam links und rechts zu blicken, damit nicht etwa aus

einer zu dreisten Bewegung ein Banquerott entstehe. Als Kaufmannsprinzip ist daher auch das Juste-Milieu nothwendig mehr conservativ, und hat überall eine größere Hinneigung zur Erhaltungs-Partei, als zu der der Bewegung bewiesen, was bei dem Perierschen Ministerium zuletzt freilich so stark wurde, daß die richtige Mitte darüber das Gleichgewicht zu verlieren und fast nach der einen Seite hin schief zu werden schien. Aber es hat dennoch, man mag sagen, was man will, eben dadurch den Banquerott aufgehalten, der den Franzosen bald nach der Julius-Revolution unvermeidlich gedroht schien, es hat mit ungeheuern Anstrengungen die Saat der Maßigung in den unterwühlten Boden Frankreichs gestreut, und die ersten Keime der Ruhe für das unglückliche Land daraus gewonnen. Es ist leicht, über das Juste-Milieu zu spotten, weil es in der That etwas Komisches und Unheroisches hat, zwischen zwei gewaltig schäumenden Extremen eine richtige ruhige Mitte abzupassen. Aber unsere Zeit ist keine heroische, und dies theoretisirende Vermittelungs-System ist ja nur die um ihre Existenz kämpfende Lebensklugheit einer weisen Regierung, es ist das eigentliche Regier-Prinzip par excellence, und als solches uralt, und in der Geschichte durch Beispiele aller Zeiten gerechtfertigt. Das Witzigste, was gegen das Juste-Milieu gesagt worden, hat übrigens Görres gesagt, in seiner kleinen Flugschrift über die Revolutionen, und dies möchte, aus dem Munde dieses theokratischen mittelaltertrunkenen Ultras, vielleicht eben als die beste Empfehlung für das Juste-Milieu dienen können. Meinen Sie nicht, Herr Seeliger!

Ich hatte in Gedanken dagesessen. Ja, ja! rief ich zerstreut — das Leben ist der Güter Höchstes nicht, der Uebel Größtes aber ist die Schuld!

Er nahm dies für Ernst, und erwiederte: Sie irren sich! Bis jetzt hat noch keine Juste-Milieu-Regierung, um sich das Leben zu erhalten, zur Schuld ihre Zuflucht zu nehmen nöthig gehabt. Was die Oppositionsleute in Frankreich von der Blutschuld fabeln, welche das Périersche Ministerium an den Interessen der Nation begangen haben solle, kann jedem Vernünftigen nur als Wahnsinn und Narrheit erscheinen. Es gibt keinen reineren hochherzigeren Charakter als Casimir Périer war. Seine Verwaltung steht durchaus unbefleckt und ohne Schuld da, und wird in der Welthistorie ewig denkwürdig bleiben. Dieser Mann, als er das vielgeschmähte Ministerium vom 13. März 1831 gründete, übernahm das Staatsruder in einer Stellung, die hoffnungslos genannt werden mußte, da es kein Mittel mehr zu geben schien, um die entfesselte Leidenschaft der Parteien zu neutralisiren. Er, der ehemals selbst ein mächtiger Stimmführer der Opposition gewesen, faßte jetzt, unter veränderten Verhältnissen verändert auftretend, den kühnen Gedanken, dies Mittel, welches dann eben die Mitte sein sollte, zu finden, und er fand das große Neutralisations-System des Juste-Milieu, für das er sein Leben zu lassen entschlossen war. Er wurde in der That der Märtyrer seines Prinzips, der edelste, der aus Vaterlandsliebe jemals in Frankreich gestorben. Mit einer großen Kraft der Beredsamkeit ausgerüstet, mit persönlichem Ansehen geschmückt, trat er, wie

ein Priester des Friedens, vor den Altar des Vaterlandes, und predigte die Ordnung und die Verfassung, und wenn in seinem heiligen Eifer zuweilen eine große Heftigkeit seines Charakters hervorbrach, so war es doch immer eine edle Sache, für die er außer sich gerathen konnte. Aber er mußte nur zu bald den alten Fluch jedes Friedensstifters erleben, daß, indem er alle Parteien zu versöhnen strebte, er den Haß aller gegen sich selbst lenkte, und den schönen Kranz seiner Popularität schnell zerrissen sehend, fühlte er schmerzlich die Dornenkrone des verantwortlichen Ministers auf seinem Haupt. Keine heitere ruhige Stunde war ihm gegönnt, er entging unter einem Volke, wie den Franzosen, selbst persönlichen Mißhandlungen nicht, und was er im blutigen Schweiße seines Angesichtes gesät, davon sollte ihm nicht mehr die Früchte zu schmecken beschieden sein. An der Sisyphus-Aufgabe, die er sich gesetzt hatte, endlos sich abmarternd, ergriff den Erschöpften die Cholera, diese Gottesgeißel des neunzehnten Jahrhunderts, und ein stiller Wahnsinn trat hinzu, um die Verfinsterung seines Lebens zu vollenden. So schied dieser große Juste-Milieu-Künstler dahin, ja einen Künstler seines Prinzips kann man ihn nennen, da er mit Kunsttalent das Gleichgewicht der Politik unter brausenden Stürmen aufrechtzuerhalten verstanden. Er starb, an Allem verzagend, was er gegründet hatte, aber sein Werk war dennoch nicht vergeblich gewesen. Seine Feinde aller Parteien versöhnten sich über seinem Grabe mit seinem Andenken und seinem Wirken, und ganz Frankreich erkannte trauernd den edelmüthigsten Patrioten in ihm an. Das Juste-Milieu

aber ſetzte ſich fort in den Doctrinairs, und bewährte ſich, als aus einem dauernden Bedürfniß der Zeit hervorgegangen, in ſeiner Bedeutung. Es wird den Sieg davontragen. Das doctrinaire Juſte-Milieu-Miniſterium hat die entſchiedene Majorität für ſich, und die Franzoſen ſcheinen überhaupt endlich eingeſehen zu haben, wie dies Juſte-Milieu, das ſie in den letzten Jahren regiert und wie ein gewandter Lootſe durch die Fährlichkeiten der innern und auswärtigen Politik hindurchbugſirt hat, mit dem gegenwärtigen Zuſtande ihrer ganzen geiſtigen Entwickelung ſo ausnehmend ſympathiſirt. Indem der Franzöſiſche Nationalcharakter ſich gegenwärtig auf einer Uebergangsſtufe des Sichſelbſtreflectirens, des Philoſophirens, und ich kann hinzuſetzen, des Germaniſirens, befindet, ſo ſcheint ihm in dieſer Periode durchaus das Juſte-Milieu-Prinzip, welches die That unter Vormundſchaft der Theorie ſtellt, eigenthümlich zuzugehören. In dieſer Hinſicht ſcheint es mir auch bemerkenswerth, daß man unter den doctrinairen Juſtemilieumännern ſo viele Anhänger und Jünger Deutſcher Philoſophie antrifft.

Alles Unglück in der Welt wird am Ende noch auf die Deutſche Philoſophie geſchoben! wehklagte ich in mich hinein. Und meinen Sie denn nun — ſagte ich laut — daß ich mich auch zu jenem Gleichgewichts-Syſtem der politiſchen Anſichten bekennen muß, um den ächten Frieden und die Wahrheit ſelbſt zu erlangen?

Ich meine dies nicht nur, entgegnete Herr von Zodiacus, ſondern ich meine auch, daß das Juſte-

Milieu die Reise um die Welt machen wird, gleich wie die Revolution sie gemacht hat. Das Juste-Milieu ist das vernünftige Bewußtsein der Revolution, das dieser auf dem Fuße nachfolgt, um wie ein fleißiger Landmann nun den Boden zu bestellen, welchen sie durch ihre Wetter und Schrecknisse für die neue Saat aufgewühlt hat. Das Juste-Milieu ist die goldne Mittelstraße der Geschichte, es ist das Zeitalter einer glückseeligen Mittelmäßigkeit des Geschlechts. Der Sturm der Extreme hat sich gelegt. Extreme sind unglückliche Genies, das Juste-Milieu ist ein solider Verstandesmensch, der sich eine ruhige Häuslichkeit anschafft, ein Amt bekommt, in seinem funfundzwanzigsten Jahr heirathet, und Frau und Kinder ernähren kann. Das Juste-Milieu ist fähig, nöthigenfalls eine Convenienz-Heirath einzugehen; die Extreme heirathen nur aus Liebe, und schießen sich eher aus unglücklicher Neigung todt. Das Juste-Milieu lebt genau nach Hufelands Makrobiotik, und befolgt die strengsten Vorschriften der Diät; die Extreme machen Diätfehler, leiden an unregelmäßiger Verdauung, und haben Hufelands Makrobiotik nie gelesen. Das Juste-Milieu erreicht das biblische Alter; Extreme sterben jedesmal als Jünglinge in ihrer schönsten Blüthe.

Er hielt hier inne, ich aber erhob mich feierlich, streckte die Hand gegen ihn aus, hielt mit der andern meinen Schlafrock zusammen, und sagte: Ich bitte ganz ergebenst um das Wort! Lassen mich Ew. Excellenz auch einmal reden, und ich will Ihnen freimüthig bekennen, was ich von diesem vermaledeiten Juste-Milieu-System halte, das

ich mir, ungeachtet Ihrer in Ehren zu respectirenden Empfehlung, dennoch gehorsamst zu verabscheuen die Freiheit nehme. Ich bin ein armer Mensch aus Kleinweltwinkel, Bewohner dieser erbärmlichen Giebelstube, wie Sie sehen; meine Tage sind gezählt, wie die Haare auf meinem Haupte, Niemand ist hier, der mich liebt, meine einzige Freundin ist nicht meine Frau, der Freuden blühen wenige, und Ursach zum Uebermuth ist nicht da. Es geschieht daher aus reiner ruhiger Ueberzeugung, wenn ich, der ich ein solcher bin, hier vor Ihnen auftrete, sehr excellenter Herr, und Sie auch einmal mit einer Rede behellige, mit einer tiefempfundenen Rede gegen das nichtswürdige, dreimaldreimal in den Abgrund der Höllen verfluchte Juste-Milieu. Verzeihen Sie diesen salbungsvollen Ton Ihres unterthänigsten Dieners, der Ton gehört zur Sache. Sagen Sie selbst, mein Herr, wer Sie auch sein mögen, der oberen oder der unteren Götter Einer, hat sich die Menschheit darum so lange mit dem Funken des Prometheus, der in ihr fortgeglüht, sehnsüchtig gequält, um nun auf dieser Sandbank der richtigen Mitte wie ein gestrandeter Perlenfischer kleben zu bleiben? Ich gebe Ihnen gern zu, weil ich es muß, daß das Juste-Milieu ein durch die Gesinnung der Zeit unterstütztes Prinzip ist. Ja, es hängt mit einem philosophirenden Zug der Zeit zusammen, es ist das Reflectir-Prinzip der Zeit, das Hemmende, das Lästige, die Fessel der Zeit, die wir alle peinlich fühlen; es ist die sich selbst bewachende Selbstreflexion, an der heut alles Leben untergeht, siech und unproductiv wird, und den Muth verliert, den göttlichen, ohne den man nicht

exiſtiren kann! Das Juſte-Milieu iſt die zum Staats-Prinzip erhobene Verknöcherung, zu welcher das Alles nivellirende Streben nach ſogenannter Bildung und ſogenanntem guten Ton das Leben heut geführt hat. Das Juſte-Milieu iſt der Fluch jener Vielſeitigkeit, nach der Alles in unſerer Zeit trachtet, und durch welche die große Heuchelei, welche man Bildung nennt, in die Geſellſchaftszuſtände verpeſtend ſich einſchleicht. Das Juſte-Milieu iſt dieſelbe flache und nivellirende Converſations-Bildung in der Politik, welche aus dem heutigen geſelligen Leben mich längſt angeekelt hat. Es iſt derſelbe unausſtehliche gute Ton in der Staatsverwaltung, der überall ein langweiliges Gleichgewicht hervorbringen will, wie er in der Geſellſchaft jedes Aufkommen einer tieferen Eigenthümlichkeit hindert. Man iſt allerdings heutzutage vielſeitiger geworden, aber in der bloßen Vielſeitigkeit beruht keineswegs der Reichthum einer Zeit. Der Reichthum einer Zeit beruht in der Beweglichkeit ihrer Richtungen; es wird aber bei dieſem allgemeinen Streben, vielſeitig zu ſein, bald gar keine entſchiedene und beſtimmte Richtungen mehr unter uns geben. Richtungen ſtellen ſich in großartigen Einſeitigkeiten, in ringenden und ſtrebenden Extremen, dar. Aber jene allgemeine Bildungsheuchelei wird bald jede großartige Einſeitigkeit, jeden Reiz des Grotesken, im Leben ertödtet haben. Niemand will mehr irren, Niemand will mehr klagen, man ſchämt ſich ſeiner Schmerzen, man gewöhnt ſich ſeine Leidenſchaften ab, weil beide einem heiter gebildeten Menſchen nicht geziemen, und in dieſer richtigen Mitte des Benehmens vertrocknet endlich alle Strömung des

Daſeins. Dieſe heitre Maske der Bildung hat das Privatleben verſteinert, ſie tritt als gleißendes Juſte-Milieu in der Geſchichte auf. Der große Geiſt der Geſchichte ſteht jetzt grollend über der Menſchheit ſtill, nachdem ſich das feige Geſchlecht, um nicht mehr zu irren, um nicht mehr zu kämpfen, in dieſen Nothhafen des Juſte-Milieu zurückgeflüchtet hat. Mein Herr, ich vertheidige die Extreme! Extreme ſind flotte Burſche, das Juſte-Milieu iſt der Philiſter im Staate. Extreme ſind geborene Helden, das Schickſal gönnt ihnen einen rühmlichen Tod auf dem Schlachtfeld; das Juſte-Milieu iſt ein dürftiger Tugendheld aus einem weinerlichen Drama, er hat kein Talent und ſtirbt an Charakterſchwäche im Hospital. Extreme ſind ſchwarze Huſaren, mit einem Todtenkopf als Kokarde, ſie geben keinen Pardon; das Juſte-Milieu iſt ein kriechender Hofmann, der keine Meinung hat, und immer: ſehr wohl! ſagt. Extreme ſind Ritter der Wahrheit; Juſte-Milieus ſind arme Ritter, im Fett der Lüge gebraten. Extreme ſind Tödter der Langenweile, Juſte-Milieus ſind Neuntödter, die alle neun Muſen aus dem Leben hinwegtödten. Das bleierne Zeitalter der Proſa bricht an. Doch genug, ich fühle, ich habe mich erſchöpft, mein Eifer reißt mich zu ſtark zu Metaphern hin, es wird mir die Lunge trocken und mein Kehlkopf entzündet ſich! Nur das muß ich noch ſagen, daß es am meiſten die große Tugendhaftigkeit iſt, welche mich an dem Juſte-Milieu-Syſtem ſo ſehr verdrießt, und hierin klingt es ebenfalls wieder einen längſt bemerkbaren Grundzug unſerer Zeit an. Daß unſer Zeitalter doch gar zu tugendhaft iſt, wird Jedem, der keine Duckmäuſereien liebt, wohl ein-

geleuchtet haben. Vor gar zu großer Tugend können wir nicht mehr zu einem erklecklichen tragischen Laster kommen, die Tragödie stirbt aus unter dem Deutschen Volke, und die eingerissene Prüderie des Lebens zerstört alle Gedichte der Gegenwart. Es ist eine fürchterliche Tugend, an der wir leiden. Es wagt Niemand mehr ein derbes naturkräftiges Wort zu seinen Mitmenschen zu sagen, aus Furcht, daß man ihn nicht für tugendhaft halten möchte. Alle Gesellschaftszimmer stecken gepfropft voll von Tugend, tugendhaft strickende und nähende Frauen, tugendhaft über ein Nichts plappernde Männer und Jünglinge, tugendhaft langweilige Greise. Diese schreckliche Tugend ist eine Folge unserer ungeheuern Bildung, wir müssen es uns eingestehn. Und dieselbe laue Tugendbildung finde ich auch an dem gottverlassenen Juste-Milieu wieder, weshalb es mir, selbst auf die Gefahr hin, nicht für tugendhaft angesehen zu werden, noch einmal gütigst erlaubt sein mag, dies System dreimaldreimal in den Abgrund der Höllen ergebenst zu verfluchen! —

Ich hielt hier inne, um zu sehen, welche Wirkung diese Rede auf meinen Zuhörer hervorgebracht haben möchte, als ich zu meinem Erstaunen gewahrte, daß derselbe ganz unbeweglich und mit herunterhängendem Kopf auf dem Stuhle dasaß. Er war eingeschlafen. Ich trat näher, um ihn mir jetzt einmal recht genau zu betrachten, aber er schnarchte so entsetzlich, daß ich mich mit Grausen von ihm abwenden mußte. Dazu kam, daß auf seiner Nase eine große Fliege saß, die, wie es mir in dem Moment schien, mich mit

grimmigen Blicken ansah und in meinen physiognomischen Studien störte. Mir fiel der Fliegengott ein. Ich schlich mich verblüfft an's Fenster, und kehrte ihm den Rücken zu. Er schnarchte immer noch weiter. Während meiner Rede, wo ich ihn hinundwieder schon murmeln gehört, hatte ich geglaubt, er wolle mir etwas einwenden wider meine Ansichten. Aber es war nichts als sein Schnarchen gewesen, er hatte nicht daran gedacht, mir Einwendungen zu machen. Es scheint doch im Grunde ein guter Mensch zu sein! Nicht einmal Einwendungen!

Aber dennoch ärgerte es mich, daß er eingeschlafen war. Dies machte mich auf das Justemilieu nur noch erboßter. Ich sah zum Fenster hinaus, und hing noch mannigfachen Gedanken über dies Aschermittwochs-System nach. Dann ergriff ich mein Tagebuch, und schrieb unter dem heutigen Datum Folgendes in der ersten Wuth hinein:

Die Mythe vom Klugsch.*)

Der Klugsch..r ist eine uralte Person, er ist so alt als die Welt steht. Als der liebe Gott im Anfang Himmel und Erde geschaffen, und am siebenten Tage gesehen, daß Alles sehr gut war, ließ sich schon am Abend des siebenten Tages der brummende Laut eines Mißvergnügten durch die Schöpfung vernehmen. Er kam vom Klugsch..r.

*) Er schnarchte immer stärker, während ich dies schrieb.

Ihm war der Tag zu hell und die Nacht zu finſter, die Sonne zu grell und der Mond zu matt, der Sommer zu warm und der Winter zu kalt, er bekam im Frühling den Schnupfen und im Herbſt die Kolik. Die Nachtigall war ihm zu ſchwärmeriſch, und doch die Gans wieder zu bornirt, er tadelte die Blumen auf dem Felde, daß ſie nicht arbeiteten, und ärgerte ſich, daß der Menſch durch Arbeit das Leben ſich friſten mußte, er glaubte es gar nicht aushalten zu können. Er ſchrieb die erſte Recenſion über die Schöpfung. Er klagte Gott an, daß es allen Einrichtungen auf dieſer Erde an einer richtigen Mitte fehle. Himmel und Erde lägen ihm zu weit auseinander, die Sterne ſtänden zu hoch, um ſie genau ſehen zu können, er verlangte einen ſichern Mittelplatz, von dem aus Himmel und Erde gleichmäßig zu genießen wären. Da redete Gott im Wetter zu ihm, und ſprach in ſeinem Zorn: Du ſollſt der ewige Klugſch..r der Schöpfung bleiben!! Der Klugſch..r nahm ſich dies zu Herzen, und wanderte aus. Er wanderte durch alle damals entdeckten Welttheile, und trug überall den Fluch Gottes mit ſich. Nirgends labte ihn ein milder Balſamtropfen der Zufriedenheit, er wollte Alles beſſer wiſſen, als es war, er wollte Alles vermitteln. Weit und breit gefürchtet ſchlich er als reiſender Malcontent durch die Weltgeſchichte. Man nannte ihn auch einen Handelsreiſenden Beelzebubs. Er war und blieb aber der ewige Klugſchmecker. In Jeruſalem debütirte er eine Zeitlang als Malcontent des Chriſtenthums, und wurde ſeitdem auch der ewige Jude genannt. Als ewiger Jude hat er noch ſeine ſchönſten Zeiten erlebt

und es zu einer gewiſſen Tragik gebracht. Bald aber ſtürzte er ſich ins modern bürgerliche Leben und verſuchte ſich in allerlei Aemten. Nachdem er abwechſelnd Schulmeiſter, Kritiker, Wetterprophet, Kalendermacher, guter Rathgeber, Beichtvater, und Hofaſtronom geworden, nachdem er ſich darauf mit der Hegelſchen Philoſophie beſchäftigt, mit dem logiſchen Begriff ſich wichtig gemacht und einige Semeſter als Privatdocent in Berlin ohne Zuhörer geleſen hatte, warf ſich der arme Klugſch.ß.r aus Verzweiflung endlich auf die Politik. Er redigirte mehrere Regierungsblätter, ging nach Paris, und wurde zuerſt beim Moniteur beſchäftigt. Obwohl, nach ſo viel Leiden, längſt zum dürren grauen Mannchen abgezehrt, nur noch aus Haut und Knochen beſtehend, gelang es ihm doch, hier noch einmal Epoche zu machen. Er wurde Juſte-Milieu-Mann, kam ins Miniſterium und ſchulmeiſterte den Zeitgeiſt, wie ein Hofmeiſter ſeinen ungezogenen Junker. Der Zeitgeiſt war träge geworden, und demüthigte ſich ſchlaftrunken vor dieſer Zuchtruthe des Klugſch..rei-Syſtems. Der Teufel lobte den ewigen Klugſchmecker — — —

Hier bricht die Mythe ab.

Mein Gaſt nämlich räuſperte ſich jetzt plötzlich, und fuhr mit einer ſchnellen Bewegung in die Höhe, ſodaß ich nicht weiter ſchreiben konnte. Er ſtand, in ſeiner ganzen Länge aufgerichtet, ſeltſam vor mir, und blickte mich durchdringend an. Ich hatte faſt ein Gefühl, wie es der heilige Johannes ähnlich gehabt haben muß, als ihm ein Adler die Feder aus der Hand riß, damit er nichts vom

Gewitter verrathe. Ich sprützte die meinige verlegen aus, und legte sie bei Seite.

Er selbst schien aber gar nicht verlegen zu sein, daß er geschlafen hatte. Er reichte mir flüchtig die Hand oder vielmehr nur einen Finger, den ich mit vieler Behutsamkeit drückte, und sagte, daß er sich mir empfehlen wolle. Dann fügte er hinzu, ich möchte mir doch noch Alles gehörig überlegen.

Ich begleitete ihn in tiefster Devotion zur Thür hinaus, und sagte mit einem verbindlichen Diener, ich wolle mir noch Alles gehörig überlegen. Ich sagte aber nicht, daß er mich wieder besuchen möchte.

Dies war das Dejeuner in meiner Giebelstube, bei dem nichts gegessen und getrunken, aber viel gedacht und geschlafen wurde. —

Ich kann heut nichts mehr hinzusetzen, Esperance! Sollte Dir dieser Brief, mit seinen mancherlei mythologischen Namen und Ausdrücken, nicht gefallen, so sende ihn mir, Liebe, wieder zurück, und verherrliche ihn durch ein paar Zeilen Deines Mißfallens als Antwort. Den schönen Engeln Deines Zornes werden die Ungethüme meines Kopfes besänftigt die Hände küssen.

Es ist doch eine herrliche Sache um die Berserkerwuth! Sie hat mich heut ordentlich wieder zum Jüngling gemacht, und ich freue mich, daß ich dies noch an mir erlebe. Ich komme mir so frisch vor, wie eine junge Sultanin, die eben aus

dem Bade steigt, um ihrem Gebieter die Freuden der Liebe entgegenzutragen. Vivat die Berserkerwuth! Sie ist ein wahres Sturmglocken-Concert im inwendigen Menschen, ein klingendes Halleluja, das aus Leib und Seele fährt, ein brausender Chorgesang, die matte Prosa des Lebens aus ihrer Nüchternheit aufzuwiegeln! So viel ist das Juste-Milieu also wenigstens werth gewesen, daß es mich einmal recht in Wuth hat versetzen können. Ich rase noch ordentlich vor innerer Wonne meines Grimms, ich bin schon mehreremal bis an die Decke meines Zimmers gesprungen! Heisa, man muß auf seinen eigenen Beinen stehn! Man muß gegen Alles wüthen, das nicht mit unserer Natur in Einklang sich befindet! Das ist frisch, das erfrischt! Heisa!

Mädchen, habe Nachsicht mit mir! Da es ohnehin zweifelhaft ist, ob Du mich liebst, so habe ich kein Bedenken getragen, mich Dir auch einmal von meiner wüthenden Seite zu zeigen. Du kannst mich nun für ein ganzes Ungeheuer halten. Ich aber versichere Dir, daß ich mich ewig niemals nennen werde

Deinen

Juste-Milieu-Seeliger.

An Esperance.

Kleinweltwinkel, 19. Sept. 1833.

Heut iſt mein Geburtstag, Verehrteſte! Ein mehr als vierteljahrhundertalter Menſch ſteht vor Dir, und fragt Dich, ob es der Mühe werth geweſen, daß er geboren worden? Kein Menſch in ganz Kleinweltwinkel bringt mir heut einen Glückwunſch, und ſo ſcheint es, daß ich für dieſe Menſchen wirklich nicht geboren bin. Im letztverfloſſenen Vierteljahrhundert iſt mir überhaupt faſt niemals von einer lieben Seele gratulirt worden, und ſo iſt und bleibt der neunzehnte September ein an Wünſchen und Hoffnungen verarmter Tag. Mir iſt er immer ein ſchöner Tag für die Melancholie. Ich veranſtalte da meiner Schwermuth einen ordentlichen Feſttag, ich gebe dem kleinen Plebs meiner Grillen einen Ball, und führe das große Volk meiner Verzweiflung auf die Stierhetze meiner Gedanken. Ein Lavaausbruch des Selbſthaſſes beſchließt als Feuerwerk dieſen glorreichen Tag.

Beſonders heut! Ich konnte heut weniger denn jemals mit mir auf's Reine kommen, für wen ich denn eigentlich geboren worden? Da fing mich der hypochondriſche Gedanke an zu martern: ich

sei am Ende doch für das Juste-Milieu geboren!!

O Solon! Solon! — Wie Recht hatte Solon, daß Niemand vor seinem Tode glücklich zu preisen sei! Nemo ante mortem beatus, heißt auf Deutsch: vor seinem Tode ist Niemand vor dem Juste-Milieu sicher! Esperance, was wirst Du sagen? Denke Dir! Denke Dir!

Da soll ja aber gleich die heilige Berserkerwuth dareinschlagen, wenn mir das Juste-Milieu-Prinzip auch nur eine Haarspitze meines Menschen anrühren will! Hst! hst! — das ist es ja eben. Die Wuth hat sich gelegt!

O, ich war so schön bestimmt und sicher, ich war stark, wie ein junger Halbgott, der aus der Hebe Pokal getrunken! O! O! Ewige Vorsehung, sollte mir das noch angethan werden?

Jammere nicht, Sterblicher! Du entrinnst den Anforderungen Deiner Zeit nicht. Das Schicksal hat Dir Deine Gedanken zugemessen, und Du kannst sie Dir nicht abwehren, wie die Mücken!

Esperance, denke Dir, denke Dir! Mein vermaledeiter Geburtstag ist daran Schuld, und Niemand anders. Dieser Tag hat mich auf das Reflectiren gebracht, und die Natur draußen, die einem frühen Herbst entgegenkränkelt, hat die Herbstgefühle der Reflexion auch in meinem Innern gezeitigt.

In der That, ich weiß mir ſelbſt nichts mehr dagegen zu ſagen, warum ein ſolide reflectirender Deutſcher nicht ganz gut ein Juſte-Milieu-Mann ſein könnte. Das Juſte-Milieu fängt jetzt nachträglich auf Einmal in allen meinen Gliedern an zu ziehen und zu reißen, wie ein alter Schade der Menſchheit. Es ruft mir zu: mein Sohn Seeliger, komm zu mir! Es ſteckt die dürren knöchernen Arme lächelnd nach mir aus, und ſagt: mein Sohn Seeliger, Du darfſt dieſe Stufe Deiner Zeitbeſtrebungen nicht überſpringen! Es koketirt aus der Ferne mit mir, es ſieht mich mit den ſchelmiſchen Augen einer verliebten alten Jungfer an, es liſpelt ſüß aus ſeinem zahnloſen Munde mir zu, es liſpelt und flüſtert und wiſpert in mich hinein, daß ich keinen Augenblick mehr Ruhe habe. Ich ſoll mich ihm durchaus ergeben, ich ſoll Hochzeit mit ihm machen. Da fallen mir alte Heirathsideen aus meiner Kindheit ein, wo mich einmal das Unglück einer alten Mamſell, die wegen ihrer Häßlichkeit keinen Mann bekommen hatte, ſo ſehr rührte, daß ich ſie auf der Stelle, ſo klein ich auch noch war, hatte heirathen können. Ja, ewiger Rathſchluß des Schickſals! Du weißt es, Du kennſt mich! Du weißt, daß ich als kleiner Junge eine alte häßliche Mamſell hatte heirathen wollen. Du weißt es, daß ich der Mann bin, der alte Jungfern aus purem Mitleid ehelichen kann. Du kennſt mein weiches Herz, und haſt mir auch dieſe Mariage mit dem Juſtemilieu noch auf Rechnung deſſelben zuſchieben wollen. Nun, Gott und allen Heiligen befohlen! Ich kann dies Kreuz noch auf meinen Rücken laden. Ich bin kein widerſetzlicher Menſch, der gegen die offen-

baren Fügungen der Vorsehung hadert. Ich habe vom Liberalismus unbefriedigt mich abgewandt, ich habe vor der Thür des Absolutismus den Staub von meinen Füßen geschüttelt, und will nun einmal so thun, als wäre ich plötzlich ein Justemilieu-Mensch geworden, um wenigstens zu sehn, ob Ich etwas dabei in mir erleben kann. Etwas zu erleben, das ist die Hauptsache, und danach habe ich überall meine Fühlhörner ausgestreckt. Man kann etwas erleben, indem man sich einen Floh fängt. Und das Juste-Milieu ist im Grunde so übel nicht, es hat seine innere Nothwendigkeit für sich. Bei Sanct Lazarus, es ist ein sehr motivirtes Prinzip der Gegenwart!

Es ist das Reflectir-Prinzip der Zeit! Der Herbst ist eine schöne Jahreszeit zum Reflectiren, und dieser unglückliche Septembertag hat heut schon graue Vorboten des beginnenden Verwelkungs-Prozesses ausgesendet. Die Blumenwangen der Natur sind abgebleicht, wie eine früh gealterte Schöne, sie hat sich eine große Nebelhaube aufgesetzt, und ihre verwittwete Gestalt in einen langen Trauerschleier verborgen. Durch einen kalten Regenschauer klagt der scheidende Sommer über seine verlorene Jugend hindurch, und sitzt, wie ein trauernder Ossian, dort oben auf der schwarzen Wolke, die in Gestalt eines Drachen den ganzen Horizont finster angehaucht hat. Wie in Sack und Asche muß mein Apfelbaum draußen Buße thun, daß er mich und meine Gedanken zuweilen auf seinen grünen Aesten geschaukelt. Wer weiß, ob ich den Guten jemals wieder besteigen werde. O Sommerglück! O verlorenes Jugendglück! Ich

höre die Herbſtwinde um mein frühes Grab ſeufzen, und meine hieſigen Zeitgenoſſen geben gleichgültig vorüber, und ſagen: der Seeliger liegt darin! Ich weiß, daß ich einmal im Herbſt ſterben werde. Wann die Schöpfung in Gedanken der Vergänglichkeit ſich abzehrt, wann aus der bunten Blumenerde graue Grabeserde geworden, dann lege ich mein müdes Herz gern einmal darunter, und laſſe es ſchlummern, bis die Grabeserde über mir wieder zur Blumenerde geworden, zu jener Blumenerde, in welcher der Himmelsfrühling unſerer ewigen Hoffnungen wächſt!

Doch ſtill, ſtill! Dieſe Melancholie darf ich nicht Herr über mich werden laſſen. Ich muß in dieſer Stimmung, die mich überwältigt, eine richtige Mitte zu finden ſuchen. Juſte-Milieu, friedfertiger Mittelgeiſt zwiſchen Wärme und Kälte, zwiſchen Trauer und Freude, zwiſchen Hoffnung und Verzweiflung, gieb Du meiner Lebensanſicht fortan eine wohlconditionirte Richtung! Laß mir den Bart eines Weiſen wachſen, ſtülpe mir die Allongenperücke der Maßigung auf mein unruhiges Haupt! Stecke meinen Zeitausſchweifungen endlich wohlthätige Gränzen, gieb Ruhe meinen ſonderbaren Staatstheorieen, und bringe Ordnung in die Revolutionen und Contrerevolutionen meines Herzens! Ich bin der Widerſprüche meines Daſeins überdrüßig. Du verſtehſt es wenigſtens, mit Deiner Kalnatur durch dieſe Widerſprüche hindurchzugleiten. Ja, am Ende fehlteſt Du mir blos, um zur Ruhe zu kommen. Du biſt die milde Stiftung, welche die Invalidegewordenen aufnimmt und verpflegt, Du biſt das Hospital dieſer Zeit-

bestrebungen, in dem jedes himmelstürmende Genie endlich gern mit Armenkost vorlieb nimmt, Du bist die Rumfordsche Knochen- und Hunde-Suppe, an welcher die Menschheit in Hungersnöthen sich hinfristet!

Bei allen Teufeln, ich bin zum Juste-Milieu-Mann geboren! Dieser süße Frieden der Vermittelung, diese schöne Klugheit der Reflexion, ist es gerade, die meiner Natur entspricht, die meinen Charakter angemessen befriedigen kann. Schon als Student wurde es an mir bemerkt, daß ich Anlagen zu einer spintisirenden Dialektik hätte, und diese Dialektik, die Alles, was sie will, sich abzuzwehren im Stande ist, wird nun als Juste-milieu einen dauerhaften und ruhigen Knorpel in meinem Wesen ansetzen. Ich werde ein vernünftiger, durch Tugend verherrlichter Mensch werden. Ich kann heirathen, ich kann eine Frau glücklich machen, und meine Kinder zu guten und nützlichen Staatsbürgern erziehn. Und in meinen Nebenstunden, während die holde Gattin an meiner Seite strickt oder näht, fange ich wieder an zu philosophiren, und beschäftige mich mit meinen alten philosophischen Systemen, die ich so lange liegen gelassen. Ich kehre zur Deutschen Metaphysik zurück, ich beginne wieder das Wahre der Dinge zu erforschen. Ja, dahin muß es noch mit mir kommen! Nur in der Deutschen Philosophie ist die absolute Wahrheit enthalten. Alle übrigen Nationen, die nicht, wie wir, philosophirt, die nicht unsere Systeme sich eingeimpft haben, sind auf dem Punkt der Wahrheit geklatschte Kinder Gottes. Der Deutsche aber ist der auserwählte

Philoſoph der ganzen Erde, er iſt der Anwalt des Allgemeinen in der Schöpfung. Während die andern Völker der Luſt der Individualität ſich hingeben, hat er die Freude des Augenblicks einer ewigen Abſtraction geopfert. Er ſucht gedankenvoll die Regel zuſammenzuſetzen, wo die andern die einzelnen Fälle genießen. Darum hat der Deutſche ſo wenig körperliche Nationalität. Er iſt ein Weltbürger des Gedankens.

Es wird ſchön ſein, wann ich wieder zu philoſophiren anfange. Indem ich Dir dies ſchreibe, Esperance, ſtrömt in drängender Erinnerung Alles meiner Seele zu, was ſie einſt in dieſer Richtung menſchlicher Kämpfe gewollt, geſtrebt, gehofft und gerungen. Ich denke an jene Zeit, wo ich Schlachten auf Leben und Tod mit dem philoſophiſchen Gedanken geführt, und nur zuletzt nach einer langen Periode der Weisheit, deren ich mich rühmen konnte, doch wieder in Dummheit verfiel.

Es iſt, als ob meine Natur ſchon längſt wieder danach hingeſtrebt hätte. Erſt geſtern, als ich in ſchlafloſer Nacht auf meinem Bette lag, und ſchauerliche Betrachtungen einſamer Mitternachtsſtunde an mir vorüberzogen, fiel, gerade mit dem Glockenſchlag Zwölf, eine ſeltſame Phantaſei über mich her, die mich in frühere Weisheitsbeſtrebungen lebhaft, und doch grauenhaft zurückverſetzte. Jetzt glaube ich an Vorbedeutungen. Denn die Geſtalten jener Nacht, auf die mich noch ganz unwillkürlich meine umherſchwärmende Einbildungskraft brachte, waren nichts als

ein Präludium des heutigen Tages, wo ich, wie die Götter ſelbſt gewollt haben müſſen, auf's Neue Luſt bekomme zu philoſophiren.

Dieſe ſeltſame Phantaſei ſchreibe ich Dir hier auf, Mädchen! —

Der letzte Philosoph.

Eine Geistererscheinung.

Es war tief in der Nacht, und ich weiß nicht, wie es zuging, ich saß noch im Collegium. Ja war mir zwar bewußt, daß ich mein Triennium längst hinter mir hatte, und doch mußte ich noch hier sitzen, im Auditorium No. VIII. auf der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Durch die Fenster warf der Mond zitternde Strahlen in den öden Saal und erhellte schauerlich die leeren Bänke und Tische, die sonst unter dem Eifer der studirenden Jugend seufzten. Nur der Kaufmann H. B. saß, wie gewöhnlich, vor mir, und hatte eben seinen porzellanenen Tintenstecher aufgepflanzt, um sich zum Nachschreiben anzuschicken. Er war der unschuldigste Schuler Hegels, und ich hatte immer meine Freude an ihm gehabt, wie er mit wahrhaft jungfräulicher Harmlosigkeit die räthselvollen Worte des Meisters nachschrieb, ohne daß es ihn sonderlich gerührt hätte. Da er, wie bekannt war, für seinen Platz das Doppelte an Honorar bezahlte, um sich dadurch das Anrecht auf ein verdoppeltes Verständniß des schweren Systems zu erwerben, so wunderte ich mich nicht, daß ich ihn heut noch in aller Nacht hier fand, um sich seinen theuer erkauften Platz auch recht abzusitzen.

Zugleich schloß ich daraus, daß eine Vorlesung Hegels zu erwarten stehe.

Aber bald wurden meine Gedanken von einem heiligen Ernst ergriffen und erschüttert, und eine Erscheinung wunderbarer Art nahm alle meine Sinne gefangen. Ich hatte schon längst nach dem Katheder hingeblickt, um das Auftreten des ehrwürdigen Weisen zu erwarten, als ich auf seinem lange ruhmvoll behaupteten Lehrstuhl plötzlich einen schwarzen Sarkophag gewahrte. An beiden Enden brannte eine trübe leuchtende Ampel, bei deren Schein man die darin ruhend ausgestreckte Gestalt erkennen konnte. Es war Hegels sterbliche Hülle, die im Sarge lag; und wie ein Blitz zuckte die Erinnerung durch meine Seele, daß der letzte Philosoph der Deutschen nicht mehr war. Wir hatten schon vor Monden seinen Tod betrauert.

Es war die Gespensterstunde, und alle Grauen der Mitternacht regten meine Einbildung fieberhaft auf. Ich erhob mich von meinem Platze, und fragte: Meister, bin ich werth, Dir die Todtenrede zu halten? Ich verdanke Dir viel an Leiden und an Belehrung, und selbst für seine Leiden ist man dankbar. Willst Du hören in dieser Stunde, welche Cypressen ich auf das Grab des letzten Philosophen der Deutschen pflanze? Dein Sarkophag, der jetzt Deinen verödeten Lehrstuhl einnimmt, harrt noch des Leichenredners! —

Ich schlich mich in scheuer Erwartung dem Sarge näher, aber meiner Vermessenheit folgte keine Antwort. In erhabener Ruhe lag die abgeschiedene Gestalt da und regte sich nicht; sie hatte den Lebenskampf der Bewegung längst über-

wunden. Der ewige Friede des Gedankens, um den er in seinem System mit gewaltsamen blutigen Anstrengungen gerungen, hatte auf dem verblichenen Antlitz des Todten eine milde Verklärung gewonnen. Ich habe Ehrfurcht vor den Gestorbenen.

Ich trat hinter den Sarkophag, erhob meine Hände und sprach folgende Worte, die wie klingende Nachtschatten an den Mauern des einsamen Auditoriums verhallten: Die größte Versöhnung des Gedankens ist der Tod! Der Tod ist die Wahrheit der Metaphysik, er ist das Absolute! Ein Hoherpriester des Absoluten, hast Du, großer Mann, Dein Leben darangesetzt, das System des Todes zu construiren. Es ist das letzte System! Aus dieser Philosophie des Todes hast Du die ewige Auferstehung des absoluten Gedankens für die Menschheit gewonnen. Es ist die letzte Stufe des menschlichen Gedankens, denn er hat in Deinem System sich selbst gedacht. Wie die Märchen sagen, daß, wer sich selbst wandeln gesehen, nicht mehr leben kann, so hat in Deiner Philosophie der menschliche Gedanke sich selbst angeschaut, und ist daran in die Ewigkeit vergangen. Ich hat sein Ich aufgezehrt und auf die Weltwoge des Allgemeinen hingegeben und im Absoluten verschwimmen lassen. Die seufzende Seele ist im Unendlichen zerflattert. Der Gedanke hat irdische Form gesprengt, hat die bunte Blüthe des Erdenleibes abgestreift, hat die gaukelnden Schwingen der Phantasie sich ausgerissen, und ist reiner, nur durch sich selbst bewegter Gedanke geworden. Dies Werk der Vollendung hat die ungeheuere Kraft Deiner Logik vollbracht. Die Gottvollen-

dung des Gedankens! Mein lebenslustiger Geist, der noch vor Kurzem in junger Werdeschönheit strahlte, sucht aus Deinen Tempelgebäuden der Ewigkeit den Ausgang in das frische Erdenleben zuruck, um wieder ein Werdender sich zu freuen. Es scheint vergeblich. Denn Du hast in Deiner Philosophie die Posaune zum jüngsten Gericht des Denkens geblasen. Du bist über die Creatur hinausgegangen, und hast den Schluß der Geschichte gesucht. Anfang und Ende haben sich in Deinem System wieder zusammengefunden und sind eins geworden; Anfang und Ende der Logik gehen in einander über, und die unterschiedslose Ewigkeit ist angebrochen. Die Marken des Lebens und Denkens hast Du abgegränzt und es ist kein Schritt zu den höchsten und letzten Zielen mehr übrig geblieben, der nicht in Deinen Paragraphen vorgemessen wäre. So hast Du Alles fertig machen wollen bis auf den Tod, Du hast die Verheißung erfüllen wollen, daß Alles Ein Hirt und Eine Heerde sei, und diese weltverschlingende Einheit war Dein logischer Begriff! Das jüngste Gericht der Logik haben wir schaudernd ausgehalten. Wir haben den letzten Philosophen auf den rauchenden Trümmern der Schöpfung wie einen Gott raisonniren hören. Wir haben gestaunt, wir haben uns viel gedünkt, wir haben verzweifelt, wir haben nicht beten können. Der Schluß der Geschichte hat uns überrascht, wir haben uns in den frühen Tod nicht finden können. Vergieb, Meister, die Lebenslust ist groß! Ich bin ein junger Mensch, ich bin keck, ich habe selbst gewagt, mir in dies Schlußsystem der Geschichte kleine Radieschen meiner Lebenslaune zu pflanzen, um die Ge-

spenster des anticipirten Weltgerichts damit wegzuscherzen. Vergieb, vergieb! Ich bin noch nicht reif zum jüngsten Gericht, ich bin ein junges Blut, ich habe meine tausend verliebten Hoffnungen auf die Erde gesetzt. Ich habe mich wieder in das Individuelle zurückgestürzt, nachdem ich aus dem Kelch des Allgemeinen getrunken, und der Kelch war noch einmal an mir vorübergegangen. Du bist der Abgeschiedenen Einer, Du hattest schon in Deinem System Tand und Spiel der Individualität überwunden. Eine Bilderstürmerin, hat Deine Philosophie alle Bilder und Farben von der Tafel des menschlichen Denkens hinweggewischt und in der Logik das Höchste einer strengen und rein geistigen Denkmethode geschaffen, wie sie die Weisen aller Zeiten kaum geahnt haben. Diese Logik ist die systematische Geschichte der Philosophie selbst, aber zugleich auch der Hades der ganzen Geschichte der Philosophie. In diesem Hades hast Du die Geister aller frühern Philosophen zusammengerufen und sie wandeln gleich gespenstischen Schatten darin umher, als die verschiedenen Stufen des Erkennens, als welche Du sie beordert hast. Sie stehen alle unterworfen und dienend vor Deinem Begriff da, der als Todtenrichter Recht und Urtheil über sie gesprochen. Nackte, abstracte Seelen der Philosophen! Sie sehen mich traurig an. In der unmittelbaren Geschichte der Philosophie standen sie noch als lebende Charakterbilder, auf dem Grund ihrer Zeit und Individualität, gestaltvoll da. Nachdem aber die Geschichte der Philosophie in Deiner Logik zum System des sich stufenweise entwickelnden Begriffs geworden, war auch für die Philosophen der früheren Zeiten

der Tag des jüngsten Gerichts gekommen. Diese Philosophen wurden alle abstracte Denkmomente in der künstlich zusammengefügten Kette des Begriffs, ihre Individualität und Zeit wurde an ihnen abgestreift, und ihre Seelen sahen sich in einzelne Paragraphen Deines Systems, bald mit bald ohne Anmerkungen, verwandelt. Ein großartiger Hades! Als ein solches Schattenreich des Tiefsinns mit überwundener Individualität hast Du auch die ganze Weltgeschichte aufgefaßt. Ueberall die angewandte Logik. Ich habe viel aus dieser Jahreszeiten-Entwickelung der Weltgeschichte gelernt. Ich bin klug und alt darüber geworden, ich habe graues Haar bekommen. Jahreszeiten-Entwickelung der Weltgeschichte, denn Du siehst das ganze Geschlecht aus dem Gesichtspunkt des nothwendigen Stufenganges an. Und danach ist in unserer Zeit der Völkerwinter angebrochen, das Greisenalter der Geschichte. Darum hat sich Deine Logik schon an das Ende der Welt hingestellt, die Gränzen des Lebens zusammenfassend, der weise gewordene Greis der Schöpfung. Seine Weisheit ist das Ende der Dinge. Du hast eine große Brust für die Menschheit gehabt, Du hast gewollt, daß sie mit Dir vernünftig werde. Meister, es war erhaben, daß Du dachtest, die Vernunft solle die letzte Epoche der Weltgeschichte sein. Nachdem alle hemmenden Bedingungen der Individualität bei den Menschen und Völkern ausgeglichen, nachdem die Nationalitäten sich verallgemeinert, nachdem jeder schöne Stern des unmittelbaren Lebens ausgebrannt, sollte nach Deiner Lehre die reine Vernunft herrschend, und Alles erst wahrhaft begründend, über

dem Zeitalter dasstehen. Du stiftetest eine Philosophie, durch welche weder dem Talent noch dem Genie etwas eingeräumt werden sollte, sondern nur einer allgemein menschlichen Vernünftigkeit, wie Du sie aufbautest, sollte das Geschlecht fortan den höchsten Schmuck der Bildung verdanken. So wurde Deine Philosophie ein System der Genielosigkeit, das, wenn auch nicht ausdrücklich, doch durch die Consequenzen, die sich aus ihm folgern ließen, gegen Genie und Talent, und deren Einflusse auf die Lebensbildung, zu Felde zog. Nur die reine Vernunft wolltest Du auf den Thron erheben, und die höchste Form des Lebens war Dir ein System. Die Form, unter welcher das Leben in der Kunst sich darstellte, war Dir die niedrigere Lebensform, weil in ihr das Sein noch nicht Denken ist. Ruhe jetzt im ewigen Frieden des Gedankens! Ruhe in milder Todesnacht, von der unvergänglichen Wahrheit der Vernunft durchleuchtet! Ueber Bild, Schein, Farbe, Individualität, und allen bunten Frühlingsstand des Erdenlebens, hast Du nun den unsterblichen Sieg davongetragen. Dein System hat diesen Sieg nie errungen. Es wird ihn nie erringen, so lange es Poesie, Musik, Frauenschönheit und Nationalleben unter den Völkern giebt. Jetzt ruhe, Meister, im ewigen Frieden des Gedankens. Der Tod ist Dein Lorbeer! —

Ich blickte, nachdem ich dies gesprochen, im einsamen Auditorium umher. Meine eignen Worte hatten mich wie Dämonen geschüttelt, und es war ein Glück, daß dort auf der Seitenbank, rechts vom Katheder, noch H. B. dasaß, der, wie im-

mer, eifrig mitgeschrieben zu haben schien. Dies erheiterte mich, und brachte mich aus meiner Aufregung wieder einigermaßen zu mir selbst, so daß ich fast hätte lachen können. Es war sonderbar, er schien wirklich auch meinen Vortrag, den ich eben gehalten, im Eifer seines doppelten Verständnisses der Hegelschen Philosophie nachgeschrieben zu haben, und ich möchte wissen, ob er unter seinen Heften nachmals noch etwas davon gefunden hat. Aber ein neues Wunder erhob sich jetzt. H. B. hatte seine goldene Repetir-Uhr neben sich liegen, die in diesem Augenblick zu spielen begann. Sie tönte in unendlich weichen, zartlichen, Sehnsucht und Lust hauchenden Melodien durch die Stille der Nacht hin, welche noch eben von philosophischen Sätzen und systematischen Behauptungen erklungen war. Die Spieluhr tönte und sprach, wie in Liebesgedanken verloren, von unnennbar seeligen Stunden der Erde, und es war mir, als erzähle sie von einem Entzücken des Lebens, das höher als alle Vernunft, welches die Liebe sei. Ich vertiefte mich ganz in ihren Klang, und ihre Fugen wurden immer deutlichere, lebendige Worte für mich:

Zeit! Zeit! Zeit! — so ließ die Uhr aus sanfter Flötenbrust ihre Gedanken erklingen: — die Liebe ist die Musik der Zeit. Liebe, Musik, Zeit, das ist die Weltuhr der Ewigkeit. Nimm die gute Stunde wahr, wenn sie schlägt, denn sie rinn und rauscht flüchtig und ist allmächtig. In der Melodie der Ton, in der Liebe die Gunst, in der Ewigkeit der Augenblick, danach hasche! Nur der Tropfe ist Dein, aber in jedem Tropfen erglänzt die Sonne, in jeder Minute wandelt die

Ewigkeit, in jedem Ton zittert die Melodie, in jedem Kuß brennt die ganze Liebe. Folge, folge schnell der Gunst der Minute! Die Weisen aller Jahrhunderte sind weise geworden an der Minute. Wie ein lächelndes Kind, das auf der Welle sich schaukelt, sitzt die Wahrheit auf der Minute, und blickt in die Ewigkeit hinein. Dies ist mein Trost, indem ich die Stunden durch das wandelnde Leben fortspiele, und bei jedem Pulsschlag der Zeit, den ich in mir austöne, denke ich froh, er sei eine Stufe der Weisheit. So philosophire ich Tag und Nacht in die Welt hinein, und bin noch nie zu einem vollendeten, fertigen System gekommen. Augenblick eilt herbei, Augenblick eilt hinweg, und ich gerathe immer auf neue Gedanken. Es ist eine große Harmonie, an der ich spiele. Sie will niemals fertig werden. Euere philosophischen Systeme sind alle nur die Minutenzeiger der menschlichen Weisheit, und die menschliche Weisheit ist nur der Stundenzeiger des ewigen göttlichen Tages. Ein unermeßlicher Tag! Mein System faßt die sämmtlichen Paragraphen seiner Herrlichkeit, jedem Abendroth folgt ein schöneres Morgenroth wieder, und Sonnen werden abgelöst durch Sonnen bis ins Unendliche. Mich arme Uhr reißt der allgemeine Umschwung nur so mit sich fort. Wenn ich einmal stillzustehen scheine und mich besinne, und denke, ich sei nun zu einem fertigen System gekommen, so war nur Schuld daran, daß ich nicht aufgezogen worden bin. Ich werde immer wieder aufgezogen, und ein frischer Strom neuer Tage treibt mein Räderwerk weiter. Ich komme, ich komme nie zu einem System. Aber dieser unaufhörliche Wellen-

ſchlag iſt der wahre Genuß des Daſeins. Es iſt die Begeiſterung der Liebe, die in allen Takten meines Zeitmaßes ſprüht. Liebe, Muſik, Zeit, das iſt die Weltuhr der Ewigkeit. Ich komme, ich komme nie zu einem Syſtem. — —

Die Uhr verſtummte in einen ſcharf austönenden Seufzer. Ihren Tönen nachſinnend, blieb ich noch eine Zeitlang in der Hingeriſſenheit des Erſtaunens lauſchend ſtehn. Es war mir, als hätte ich Stimmen der Märchenweisheit aus uralten Sagen der Völker flüſtern hören. Es war mir, als wenn die Marchenweisheit, wie ſie in der Mythe ſpricht und in Bild und Symbol ſich verherrlicht, es war mir, als wenn dieſe Märchenweisheit zu der Philoſophenweisheit geſagt hätte: ich will es mit Dir aufnehmen! Da trat draußen die Mondnacht leuchtender hervor, und der Saal dämmerte hell auf in den geheimnißvoll zitternden Strahlen, die ſich in langen blinkenden Fäden, wie glänzendes Haar einer ſchönen Fee, über Tiſche und Bänke ausſpannen. Ein ſeltſames Leben ſchien mit dem gaukelnden und ſchaukelnden Licht des Geſtirns in das flimmernde Auditorium gedrungen. O goldene Märchenweisheit! O Poeſie!

Da krachte es plötzlich wie ein aufbrauſender Donnerſchlag, der Deckel des Sarkophags hatte ſich raſſelnd geſchloſſen, der Mond war wieder untergetaucht, ziſchende Blitze zuckten durch den Saal, die Nachtgeſpenſter ſtiegen zum Fenſter herein, H. B. war verſchwunden. Ich erwachte zitternd.

Dank Dir dennoch, guter H. B., für Deine goldene Repetir-Uhr! — —

Ist das nicht eine wahre Propädeutik zur Erneuerung meiner philosophischen Studien? Wahrhaftig, Esperance, ich werde sie erneuern! Sobald ich mich im Juste-Milieu erst recht festgesetzt habe, werde ich eine Seeligersche Philosophie stiften. Sie soll eine neue Philosophie sein, und vor Allem den Beweis liefern, daß sich jedem System, auch dem vollendetsten, immer wieder ein anderes entgegenstellen läßt. Sie soll den Beweis liefern, daß es noch ganz neue Quellen für die menschliche Philosophie giebt, aus denen sie hergeleitet werden kann, und die noch nicht ausgeschöpft sind, und nimmer ausgeschöpft werden können.

Der Mensch kann nicht anders, er muß philosophiren! Es treibt ihn mächtig auf, x zu suchen. Durch das ganze Weltall späht er dem x nach, er stürzt seinen Geist durch Himmel und Erde, um x zu finden. Die unbekannte Größe ist es, die er im Universum aufsucht, die er mit allen seinen Denkkräften zu ermitteln trachtet. x lockt ihn, x stößt ihn zurück, x flieht vor ihm, x zieht ihn ewig an und will ihm ewig verborgen bleiben, es geht ein geheimer Weltschmerz von dieser unbekannten Größe aus. Dieser Schmerz um das x ist der Stifter aller Philosophieen, er hat den Verstand geschärft und der Vernunft die Richtung gegeben, er hat den Menschen aus dem Paradiese getrieben und wird ihn wieder in das Paradies zurückführen. Endlich, nach langer Logik und Metaphysik, hat der Mensch gefunden, wer x sei? Ach, er hat gefunden, daß er selbst = x ist. Er hat sich selbst gefunden, er hat die

unbekannte Größe, die er ſuchte, nach vielem Denken in ſich ſelbſt entdeckt. Er wußte nicht, was er ſuchte, und er fand ſich. Der Menſch iſt die unbekannte Größe der Schöpfung, er iſt das x ſeiner eigenen Philoſophie. Wenn er über die algebraiſche Formel, durch die ſich nur ſein Daſein ausdrücken läßt, nicht wahnſinnig wird, ſo kann er weiſe werden, und ein großer Philoſoph.

Der philoſophiſche Trieb iſt die großartigſte und zugleich die unausſtehlichſte Seite der menſchlichen Natur. Der Menſch will Alles entdecken. Alles erklären, jedes Geheimniß des Lebens antaſten, und wann er, wie Oedipus, das Räthſel gelöſt, hat es nur ihn ſelbſt bedeutet. Er hat das Räthſel gelöſt, und ſich dabei immer tiefer in ſeine eigene Unbegreiflichkeit hineingeſtürzt. Er hat nur ein benanntes x gefunden. Oder er iſt, ſtatt in die Tiefe, auf die Fläche gerathen, und hat in das nachtdunkle Geheimniß des Daſeins ein armſeeliges Stück der Klarheit gebracht. Er hat den unſichtbaren Gott in Zahlen ausgeſchrieben, und genau zuſammengerechnet, wie viel er werth ſei. Er hat aus allen Unbegreiflichkeiten des Univerſums ein hübſches Buch gemacht und Vorleſungen darüber gehalten. Jedermann hat ſich über den hellen lichten Tag gefreut, und die Schulknaben haben mit Händen nach ihm gegriffen. Die Erwachſenen haben ein Collegiumheft davon klug mit nach Hauſe genommen. Die Philoſophie verfährt dann mit den Gegenſtänden des Erkennens ebenſo, wie jener Engländer mit der Memnonsſäule. Dieſe weltberühmte Säule hat lange einen ſchönen poetiſchen Ruf behauptet,

und, wie männiglich bekannt iſt, mit dem Morgenlicht in einem zarten Verhältniß der Kindesliebe geſtanden. In aller Frühe, wann Aurora ſie geruſen, hat ſie, ihre Steinnatur überwindend, an zu tönen gefangen, und hat dem Strahl geantwortet, recht aus voller Seele heraus. Neſagter Engländer ſoll nun aber neulich erſt entdeckt haben, wie es eigentlich eine pure Fabel ſei, daß der tönende Memnon vom Lichtſtrahl getönt habe. Er iſt deshalb auf ſeine eigene Koſten nach Aegypten gereiſt, glücklich bis Theben gekommen; er iſt in die Saule ſelbſt hineingekrochen und hat ſie genau unterſucht. Da hat er eine Vorrichtung in derſelben entdeckt, vermittelſt welcher ein in der Säule verſteckt geweſener Pfaffe alle Morgen mit einem Metallſtöpſel von innen an den Stein geſchlagen haben muß, um ſo den vielbeſprochenen Ton hervorzubringen. Es war alſo nichts als Prieſterbetrug geweſen, und der Engländer hat die Vernunft wieder in ihre Rechte eingeſetzt. Schade dennoch, daß der Memnon nicht vom Licht getönt! Es iſt wirklich Schade. Ich könnte hunderttauſend Thaler darum geben, wenn der Ton rein aus Licht und Liebe getönt hätte. O Gott, es wird doch allmählig Alles entdeckt! Die klügelnde Philoſophie und die reiſenden Engländer haben ſich mit einander verſchworen. Sie laſſen kein Geheimniß der Welt mehr übrig, und ſuchen ſich aus allen Räthſeln im Himmel und auf Erden ein Naturalienkabinet zuſammen, das ſie dann irgend einem Univerſitäts-Muſeum zum Geſchenk machen. Hilf Himmel, mir wird bange! Ich höre am Ende auf, an meine eigenen Gefühle zu glauben, die mich oft wie hübſche Räthſel hin-

und hergelockt haben durch warme Erdenſtunden voll ſeeliger Irrthümer. All' ihr Nachtſchmetterlinge meiner innern Seele, ich gebe euch frei! Ihr habt zum längſten das Geheimniß meines tiefinwendigen Lebens gehütet. Flattert, flattert hinweg, ihr Nachtſchmetterlinge meiner innern Seele! Ach, und der morgenlichttrunkene Memnon meiner Bruſt wird nicht mehr wagen zu tönen! Die Philoſophie wird ihm aus triftigen Gründen beweiſen, daß hinter ſeiner Poeſie nur Betrug ſteckt, daß es nur ein leidiger, ganz äußerlicher Metallſtöpſel ſei, der dieſe Gefühle in mir tönen mache, und daß die Vernunft in ihre Rechte eingeſetzt werden müſſe. O Memnon meiner Bruſt! Wenn Du, nach aller der Weisheit, doch noch wieder in mir erklingſt, muß ich fürchten, daß auch in Dir irgend ein Popanz verſteckt ſitzt, der dies Klingen, dies Dichten eigenmächtig und wider alle Vernunft verurſacht!

Aber nein, nein! Ich will eine neue Philoſophie ſtiften! Eine Philoſophie, in welcher der Memnon vom Lichtſtrahl tönt! Eine Philoſophie, hinter welcher kein Pfaffe und kein Metallſtöpſel verſteckt ſitzt! Ich erkenne vier Quellen der neuen Philoſophie an, aus denen ſie fließen muß, und dieſe ſind: die Vernunft, der Verſtand, das Gefühl und die Phantaſie. Die Vernunft iſt der heilige Geiſt des Syſtems, das Verbindende zwiſchen der göttlichen Wahrheit und der menſchlichen Philoſophie; der Verſtand iſt die ordnende organiſche Kraft, das Geſetz und Gleichmaß der Glieder; das Gefühl iſt das menſchliche Blut, der feurige Puls der Bewegung, welcher in allen Adern

des Systems quellen und schlagen muß; die Phantasie ist die über dem logischen Ernst aufgehende Sonne, welche selbst über die begriffene und demonstrirte Schöpfung noch Licht, Farben und Vögelgesang auszugießen im Stande sein soll. So wird die Philosophie aussehn, wie ein ganzer lebendiger Mensch, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat. Dieser Mensch wird also dann so viel Verstand haben, um einzuräumen, daß die Vernunft das Gefühl nicht ausschließt, und den Lebenstrieb der Phantasie nicht hindert, und daß aus dem innigst begründeten Zusammenhang aller dieser Kräfte erst das wahre System der menschlichen Anschauung entsteht. O ihr gefühls- und phantasiearmen Systeme, ich glaube auch an eure Vernunft und an euren Verstand nicht! Ihr seid der auf Betrug reduzirte Memnon! Ihr seid und bleibt kalter, klangloser Stein, mag Aurora auch mit ihren herrlichsten Morgenröthen auf euch niederscheinen! —

Doch genug, genug für heut! Du aber, kleine Freundin, wirst mir Recht geben, und wirst, ich weiß es, mich loben, daß ich eine Seeligersche Philosophie stiften will. Du bist selbst ein philosophirendes Mädchen, und hast, wenn Du Dir Dein Nachthäubchen aufgesetzt, ein wahrhaft philosophisches Gesicht. In Deinen Augen leuchten schone Gedanken. Ja höre, liebe Seele, wenn ich wirklich einmal eine Philosophie stiften sollte, so müssen Deine Augen durch sie hindurchleuchten. Ohne Deine Augen in meinem System thue ich es nicht.

Eben klopft es an meine Thür, und mir wird ein Brief gebracht. Verzeih', daß ich ihn in Dei-

ner Gegenwart erbreche und lese. Die Handschrift auf der Adresse kommt mir so wunderseltsam bekannt vor. Der Brief muß, wenn ich meinen Augen trauen darf, von Kienast sein. Verzeih' also, ich stehe gleich wieder zu Deiner Unterhaltung zu Diensten. — — —

Närrisch, närrisch, närrisch! und noch einmal närrisch! Der Brief, der uns eben unterbrochen, kam wirklich von Kienast. Denke Dir, der Aufmerksame gratulirt mir heut zu meinem Geburtstag, und bittet mich, alles unter uns Vorgefallene zu vergessen. Am seltsamsten aber, auch sein Brief ist ganz voll von Philosophie, so daß über meinem Geburtstag in der That ein philosophischer Stern oder Unstern zu walten scheint. Er schreibt mir, daß er die Hegelsche Philosophie jetzt als das einzig Wahre und sein Leben Ausfüllende erkannt habe, und daß, wenn es uns vergönnt wäre, wieder inniger mit einander zu leben, er hoffe, mich ebenfalls zu dieser allein seelig machenden Wahrheit des Systems zu bekehren. Das sagt mir dieser Mensch, der an den Brüsten meines Denkens gelegen und sich satt getrunken, das sagt er mir mit einer ganz schulmeisterlichen Ehrbarkeit! Ferner äußert er in dieser mir so unerwarteten Correspondenz-Nachricht, daß er sich meiner früheren Ansichten über Hegel sehr wohl erinnere, daß sie ihm aber sämmtlich auf nichts als auf „Naserümpfen und Medisance" von meiner Seite hinauszulaufen schienen. Ich sei ein zu guter Kopf, um nicht das Positive an Hegel einzusehn, um nicht seinen Begriff zu begreifen. Der Narr, was nennt er Positives? Wenn ich etwas

aus voller Ueberzeugung angreife, kann Jemand so bornirt sein, mir noch wohlmeinend zu rathen, ich möchte es doch begreifen! In meinem Angreifen steckt ja eben auch mein Begreifen drin, und ich spreche es eo ipso offen damit aus. Ich begreife es so, wie ich es angreife, und ich kann nicht anders. Nein, mit uns beiden ist es vorbei, und ich gebe es nun fast auf, mich je wieder über eine Tendenz des Lebens mit ihm zu verständigen. Wozu reflectirt er noch auf mich? Unsere Freundschaft würde jetzt doch nur ein mühseeliges und armseeliges Hin- und Herschleppen zweier neutralisirten Kräfte sein. Eine edele Resignation könnte uns hier beide ehren!

Mögen nun auch am heutigen Tage meine Ansichten über das Juste-Milieu sich gewandt haben, wie sie wollen, so ist und bleibt mir doch in der Freundschaft und Liebe jedes Juste-Milieu bis in den Tod verhaßt und zuwider. Mit einem Freunde, mit dem ich täglich Umgang pflegen soll, halb kalt und halb warm zu leben, und immer ängstlich die richtige Mitte zu halten, damit das Verhältniß nur nicht vollends in Haß umschlägt, ist eine bittere Qual, bittrer als Haß selbst. Die Liebe muß, wie der Champagner, schäumend genossen werden, dann gibt es einen genialen Rausch; hat er abgeschäumt, ist er schaal geworden, so erregt es Ekel. Ich mag kein Mittelding zwischen Haß und Liebe, ich mag kein Juste-Milieu! Gott wende von allen edeln Menschen das klägliche und dreimal dreimal in den Abgrund der untersten Höllen verfluchte Juste-Milieu ab! —

Ich komme heut immer wieder und wieder auf das Juste-Milieu zurück. Gott weiß es, wie

es zugeht, ich bin damit wie behext. Ich mag meine Gedanken auf einen Gegenstand richten, auf welchen ich will, gleich fällt mir das Juste-Milieu dabei ein. Und eine Stimme ruft mir unaufhörlich zu: Seeliger, Du bist doch nur durch das Juste-Milieu zu retten! Bedenke die ungeheuere Sicherheit, welche das Prinzip gewährt, für einen ewig Aufgeregten, wie Du bist!

Sicher mag es sein, ebenso sicher, als wenn man sich auf Leibrenten gibt. Indem es mich dem Juste-Milieu in die Arme treibt, kommt es mir vor, als wenn ich mich auf Leibrenten an eine solide Bürgerfamilie verschreibe. Ich werde mir nun jeden Luxus abgewöhnen müssen, aber ich werde, bis zu meinem Tod, mein regelmäßiges Auskommen haben. Ich werde alle Tage meine bestimmte Portion essen, nicht mehr und nicht weniger, und meine Verdauung wird sich im besten Zustande befinden. Meine Leidenschaften habe ich mir sämmtlich abgewöhnt, und die Kinder im Städtchen nennen mich einen lieben guten alten Mann, und reichen mir alle die Hände, wenn ich wehmüthig lächelnd vorüberschleiche. Dort aber, das blühende Mädchen, blickt mir staunend mit langgerecktem Hals über den Zaun ihres Gehöftes nach, und spricht schalkhaft: „er sieht fast noch aus wie ein Jüngling! Und doch ist er ein alter Mann. Er hat seinen Geist auf Leibrenten gegeben!“

O blühendes Mädchen, ich bin ein alter Mann, ich bin ein Juste-Milieu-Mann! Weine über dem Grabe meiner frühen Jugend eine milde Thräne! — —

Esperance, was sagst Du? O Kind, es muß aus mit mir sein! So melancholisch, bis in den geheimsten Winkel meines Herzens hinein melancholisch, bin ich noch nie gewesen, wie heut!

Der Abend kommt heran, und wirft mir flimmernde Schatten auf das Papier. Ich kann nicht mehr schreiben. Weit weg will ich die Feder schleudern, und nur noch an Dich denken. Ich denke: Du geliebte Freundin, warum bist Du nicht hier? Warum müssen wir getrennt leben, und warum flicht kein ewiger Bund unser Beider Dasein zusammen, zu einer starken Einheit? Doch die Einheit liegt fern auseinander, ich werde Dich nie besitzen, und der Wunsch, daß ich das zerrissene Tonstück meines Lebens an Deiner Harmonie wieder herstellen könne, dieser Wunsch ist nur ein kranker Thor.

Gute Nacht! Gute Nacht! Ade! Aus Verzweiflung werde ich mich doch endlich nennen müssen

Deinen

armen

Juste-Milieu-Seeliger.

Zeitlosen.

(Die nachfolgenden Bruchstücke aus mehreren Seeligerschen Briefen und aus zweierlei Gründen zeitlos; einmal, weil sich auf ihnen, wahrscheinlich wegen der Aufregung und Zerstreuung des Schreibenden, kein Datum bemerkt findet, und zweitens, weil sich Seeliger selbst darin einen Zeitlosen nennt.)

*** Ich bin Nichts! Ich bin nichts! Die Ebbe meiner Bestrebungen ist gekommen. Da sitze ich am öden Ufer, und sehe, wie der hohe Strom meiner politischen Meinungskämpfe endlich gefallen und ganz unter sein Niveau hinabgesunken ist! Ich bin Nichts! Ich bin gar Nichts! Alle Zeitrichtungen habe ich jetzt in mir durchgelebt und bin nun zu guter Letzt Nichts geworden. Auch das Nichts des Juste-Milieu bin ich nicht mehr. Ich will jetzt rein gar nichts sein. Arm Tom friert, und er hüllt sich in die Tugend seines Nichts. Vivat Nichts! —

*** O ich Mann der Zeit! Alle Zeittendenzen, deren ich einer nach der andern gutmüthig vertrauend mich hingab, haben sich bitter an mir

gerächt, und als ich eben, nach langem Hader und Streit, nach den gewonnenen Resultaten mich umsehen wollte, bemerke ich zu meinem Entsetzen, daß nur eine ganz zeitlose Gesinnung in mir übrig geblieben ist. Ich mag mit gar keiner Zeitrichtung auf der Welt mehr etwas zu thun haben! Ich gehöre keiner Zeit mehr an. Die Zeit hat mit mir gespielt, wie die Katze mit der Maus. Erst hat sie mir tändelnd eine Tatze nach der andern gereicht, zuerst die liberale Tatze, die Tatze der Freiheit; dann die absolute Tatze, die Tatze der Legitimität; und dann die Juste-Milieu-Tatze, die Tatze der gerechten Mitte, bis sie mir endlich mit dieser den Genickfang gegeben, um mir den Kopf abzubeißen. Ja, wo ist mein Kopf? Seeliger, Du hast Deinen Kopf verloren!

---

* * * Armer Salzschreiber, wer hätte das gedacht! Du wußtest mit solchem Feuereifer jede Partei der Zeit zu ergreifen, und sogleich mit und in ihr zu denken und zu streiten; Du wußtest mit solchem Feuereifer dem Juste-Milieu-Prinzip entgegenzutreten! Und nun willst Du verzagen, willst der Gegenwart Dich abwenden, willst von keiner Richtung und Bestrebung mehr hören, willst, wie ein abgeworfener Reiter, im Sande liegen bleiben, und Dich nicht wieder aufmachen, um das göttlich schöne Flügelroß der Zeit einzufangen, es neu zu zäumen und zu satteln? Salzschreiber!

Ja, ja, ich will! Ich habe nun einmal die Salzpreise meiner Zeitbestrebungen gänzlich herunter-

gesetzt, und werde nie wieder damit aufschlagen. Der Salzwerth meiner jungen Tendenzbeweglichkeit ist total gesunken. Ich bin ein tendenzloser Salzschreiber geworden. Ein Ausgestoßener der Zeit, werde ich fortan als ein Eremit aller Richtungen in die Einsiedelei der Hoffnungslosigkeit mich verschließen, und von den Wurzeln und Kräutern der Gleichgültigkeit mich ernähren. Ich habe keine Liebe, keine Freude und keinen Glauben mehr. Mir ist wie einem Mann zu Muthe, der einen Prozeß verloren hat, bei dem sein Alles auf dem Spiele gestanden. Er hat nun nie wieder nöthig, Prozesse zu führen. —

* * * Durch Zukunft, Vergangenheit und Gegenwart habe ich mich athemlos gestürzt, und nach diesen drei Himmelsgegenden des menschlichen Lebens meine heißesten Wünsche ausgesendet. Mit leeren Händen sind sie alle wieder zu mir zurückgekommen, meine Wünsche, und haben weder in Vergangenheit, Gegenwart, noch Zukunft eine dauernde Heimath finden können und wollen.

Ein Liberaler bin ich gewesen, und habe, auf ein heitres Glück der Zeiten bauend, muthig auf die schaukelnde Wellenlinie des Prinzips der Bewegung mich gesetzt. Mein Streben flog einer schöneren Zukunft entgegen, meine Hoffnungen flatterten wie weissagende Tauben am Horizont des Tages auf.

Ein Legitimer bin ich gewesen, und die heilige Bedeutsamkeit des Bestehenden hat mich gerührt.

Ich habe mit frommem Ernst in den Grund alter Geschichte, die Vergangenheit, zurückgeblickt, und in alten großen Zeiten neuere Zustände gerechtfertigt gefunden. In den Tempelruinen der Vergangenheit saß auch Minervens Eule verborgen, und ist mir entgegengeflogen, und hat mich wieder an Deutsche Kunst und Wissenschaft gemahnt.

Ein Juste-Milieu-Mann zu werden habe ich versucht, um mich mit der Gegenwart zu vermitteln, und nicht in Widerspenstigkeit gegen die Anforderungen des Zeitgeistes zu verharren. Aus dem Schlangennest des Juste-Milieu kam auch die Schlange, die auf dem Baum der Erkenntniß gesessen, lockend auf mich zu, und brachte meine Gedanken auf die Philosophie der Deutschen. Ich fing an zu reflectiren, zu philosophiren, und hatte einen schlechten Geburtstag.

O Zukunft! Vergangenheit! Gegenwart! Taube! Eule! Schlange! Seltsames Dreigestirn des irdischen Daseins, unter welchem der Mensch verzaubert hinschleicht, immer von entgegengesetzten Weltrichtungen magisch angezogen! Die Zukunft ist die Taube, sie ist die weiße Taube der Unschuld; es ist die unschuldige Zeit der Geschichte! In heiliger Reinheit liegt sie vor uns da, wie eine schlummernde Göttin, der ein schönes Morgenroth die Augenlider öffnen wird; die Schaaren der Völker harren in andächtigen Gebeten auf ihr Erwachen. Herrliche Träume schweben um die Stirn des Götterbildes, und der Purpur der Frühe, der sie leise umduftet, malt sie wunderinnig aus; es sind die Träume ganzer Geschlechter, an denen in dieser

himmlischen Stirn gedichtet wird. Da, da schlägt sie die Augen auf, Welten zittern ihr entgegen, alle Nationen stehen auf in trunkener Bewegung, und niegesehene Frühlinge schießen tausendhalmig empor, wo sie die Augen aufschlug! So tritt sie unter die Menschen, die Tochter der unbefleckten Empfängniß, die Tochter des wahren Gottes selbst. Sie bringt jedem Volk eine weiße reine Zeit wieder, jedes Volk kann in ihr wieder eine Periode der Unschuld beginnen. O Zukunft! O Göttin! O Taube! Die Vergangenheit aber ist die Eule der Geschichte. Blind für den lebenden Tag, schaut sie doch scharf in die Nacht der Zeiten hinein, und predigt tiefgedachte Weisheit von dem, was gewesen. Ueber den Trümmern erhabener Weltbegebenheiten sitzt sie sinnend, und hat sich aus dem Schutt der Zerstörung manchen großen Gedanken gerettet, der von unvergänglicher Bedeutung für das Menschengeschlecht ist. Die Morgenröthe lockt sie nicht mehr, aber beim stilleren Abendroth hebt sie die Flügel ihres Denkens, und singt bald heimliche Elegieen, bald großartige Lehrgedichte über die versunkenen Gestalten ehemaliger Zeit. Sie behütet in ihrem nachtwachenden Flug Tugenden und Sünden der Völker, und schreit glückliche und unheilvolle Erfahrungen der Gegenwart zu. Und die Gegenwart ist die Schlange! Die Gegenwart ist die listig sich windende Schlange, es ist die Zeit der List. Sie biegt und schlingt sich in tausend labyrinthischen Wendungen auf Kreuz- und Quer-Pfaden hin; sie weiß zu berücken und zu bestricken, und aus den Ränken des Tages flicht sie sich ihren ruhmlosen Sieg zusammen. Schnellfüßig, ist sie überall und nirgends; sie ist muthig

und feig zugleich, lächelt freundlich und vergiftet. In der Gegenwart gilt und herrscht noch die List des Augenblicks. Die Zukunft läßt sich nicht erlisten, und die Vergangenheit hat längst den Trug geschieden von der Wahrheit. Der Zukunft laßt sich nichts ablisten und abringen; nach ewigen Gesetzen bestimmt, steigt sie zugleich als ein freies Göttergeschenk zu uns nieder. Aber durch die Gegenwart züngelt noch die in allen Künsten der Tücke geschäftige und gewaltige Schlange. Und die Schlange hat ein ganzes Menschengeschlecht verführt! —

So wurde ich umhergeworfen, und unruhige Bestrebung trieb mich bald nach dieser, bald nach jener Richtung fort. Alles an mir war ja nur Bestrebung, sie war mein Glück und mein Verbrechen. Mein Verbrechen heißt Bestrebung! Ob es ein Ziel gibt, das mit Frieden und Versöhnung lohnt, kümmert den Streitenden, den es in die Schlacht treibt, nicht. — —

---

* * * Felix culpa! möchte ich mir dennoch zurufen. Heut ist ein schöner Herbsttag, wochenlange Regenschauer haben nachgelassen, und die Sonne, wenn auch blaß aufgehend, wirft noch einmal lebenswarme Blicke in mein Stübchen herein. Willkommen, willkommen, Sonnenblick! Zufriedenheit kehrt wieder, und ich rufe mir zu: felix culpa!

Habe ich nun auch in und mit den verschiedensten Zeitrichtungen gelebt und gesündigt, so bin

ich damit doch ein Mensch gewesen! Ich habe menschlich gelebt, geirrt, gelitten und genossen, und durch manchen begeisternden Wahn hat sich auch Wahrheit in mein Herz geschlichen. In jedem Wahn war auch eine Wahrheit für mich darin, und ich habe gläubig an ihr gehangen, und mitten im Irrthum an ihr gelernt. Aecht humane Studien!

O was ist denn wahr? Was ist Wahrheit der Zeit? Keimt und knospt sie nicht in allen Richtungen, geht sie nicht durch alle Tendenzen der Geschichte als treibender Lebenshauch hindurch? Jede von der Zeit wirklich getragene Partei hat eine Wahrheit für sich, in deren Geist sie handelnde Partei geworden, und alle einander gegenüberstehende Zeitrichtungen sind Brüder, wenn auch feindliche, die an einer Mutter Brust gelegen haben. Es ist ein Bruderzwist unter ihnen, der um Recht und Ehre der ganzen Familie geführt wird, und für eine allen gemeinsame Idee strömen sie ihr eigenes theures Blut im Kampf dahin. —

Vergangenheit! Gegenwart! Zukunft! und der Mensch die Wetterfahne, zwischen die Mächte dieser drei Weltorkane mitten hineingestellt! Er kann sich ihnen allen nimmer entwinden, er muß auf die Vergangenheit zurücksehn, er muß fortfahren, auf die Zukunft zu hoffen, und zugleich drängt es ihn, mit der Gegenwart sich zu vermitteln. So ist er ewig zwischen Fortschritt, Stillstand und Rückschritt gebannt, und von liberalen Ideen stolz begeistert, vor der heiligen Legitimität menschliche Demuth empfindend, und endlich zur Vermitte-

lung weiſe ſchreitend, kann man ſich wundern, wenn er keine feſte Heimath auf Erden hat?

Ein Wort des Gregorius Magnus, an das ich mich heut erinnerte, hat mich ganz beſonders getröſtet. Derſelbe ſagt: „Der Menſch hat und trägt von allen Dingen etwas in ſich. Mit den Steinen hat er das Sein gemein, mit den Pflanzen das Leben, mit den Thieren das Empfinden, und mit den Engeln das Denken.“

Großer Gregor! ſo behaupte ich auch, jeder Menſch hat und trägt vom Liberalen, vom Legitimen und vom Juſte-Milieu-Mann etwas in ſich. Mit dem Liberalen hat er den Vervollkommnungs-Trieb gemein, mit dem Legitimen den Erhaltungstrieb, mit dem Juſte-Milieu den Vermittelungstrieb. Alles ächt menſchliche Triebe!

Die Wahrheit dieſer Triebe liegt in der innern Nothwendigkeit eines jeden ſelbſt, und giebt ihnen Kraft und Berechtigung, als Streitmächte die Weltgeſchichte zu bewegen. Auch die kleine Univerſalhiſtorie meiner jungen Menſchenbruſt hat den Krieg empfunden, und in das Getümmel der weltgeſchichtlichen Triebe ſich geſtürzt. Ich weiß nicht, wer geſiegt hat, aber ich weiß, daß ich mein Herzblut nicht umſonſt vergoſſen habe. Die Univerſalhiſtorie iſt noch nicht am Ende. Man weiß nicht, wer geſiegt hat. Aber große Schlachterinnerungen lehren und predigen mit tauſend Zungen.

Felix culpa! Mir iſt Menſchliches begegnet! Ich habe mich in Gegenſätzen umhergetrieben, und

an jedem reichlich Luſt und Leid gehabt. In lauter getrennte Accorde hat ſich mir die Melodie zerſplittert, und doch hat es auf allen Saiten meines Menſchen in mir muſizirt. Die Theile haben mich feſtgehalten, und doch habe ich von ihnen aus Blicke auf das Ganze gethan; oft bin ich nur an den Gränzen umhergeſchweift, oft habe ich nur von den Spitzen der Berge aus in das gelobte Land hineingeſehn, aber ich habe doch Land und Leute geſehn! Ich habe dabei hoffnungsvolle Provinzen, unbekannte Weinberge, wüſte Stellen und auszutrocknende Moräſte in meiner Bruſt entdeckt. Ich habe mich abwechſelnd erhoben, gekreuzigt und gedemüthigt gefühlt. Mir iſt Menſchliches begegnet! Felix culpa! — —

---

* * * Daß dennoch der Teufel mit im Spiele geweſen, wer möchte es läugnen? Wer hat es nicht längſt geſehn? Ueber dieſen Zodiacus bin ich nun, Gott ſei Dank! im Klaren. Ja, Gott ſei Dank! denn man muß dem lieben Gott auch für den leibhaften Teufel danken, denn ich halte auch den Teufel und habe ihn immer gehalten für einen Abgeſandten Gottes, der gekommen iſt, zu wecken die Schlummernden, anzutreiben die Wachen und zu locken die Müden. Der Teufel ſagt viel Wahres, aber er iſt nicht die Wahrheit; er iſt der ſcharfe Reiz in den Dingen, durch den ſie ſich ſondern und zerlegen, um die Erkenntniß vorzubereiten; er iſt der ſalpeterſaure Geiſt, der die Miſchung der Lebenselemente herbe kräftigt und bindet!

Der Teufel iſt das Treibende, das den Menſchen durch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft hindurchpirſcht, um ihn mit der Heimathloſigkeit der zeitlichen Zuſtände zu ängſtigen. Und ſo wirkt er für das Göttliche und Ewige, indem er, ſelbſt wider ſeinen Willen, darauf hinweiſt, daß darin allein das Dauernde ſei. Wen er aber zur Hölle führt, der hat es ſich ſelbſt zuzuſchreiben. Der Teufel kann wahrlich nicht dafür.

Die Geſchichte iſt nun vollſtändig am Tage. Ich habe die ganze Sippſchaft belauſcht, und meine Ohren haben gehört, was mein Herz längſt geahnet hatte. Eine närriſche Rolle hat er bei mir geſpielt. Ich muß noch über die Maßen lachen.

Das Allerſeltſamſte iſt, daß eine alte Zeitung Veranlaſſung wurde, daß ich Alles haarklein erfahren habe. Meine Gedanken geriethen nämlich geſtern unwillkürlich auf die erſte Franzöſiſche Revolution von 1789, dieſe erſte Krateröffnung einer neuen Ideenwelt für ganz Europa, und mir fiel ein, daß mein Hauswirth mir öfter von einem Kaſten voll alter Zeitungen aus den Revolutions-Jahren geſagt, den er auf dem Boden ſtehen habe. Ich hatte oft ein Gelüſt danach geſpürt, dieſen aufgeſammelten Schatz durchzuſuchen, denn es war mir immer höchlich intereſſant geweſen, große Ereigniſſe der Vergangenheit, die längſt geſchichtlich abgegränzt daſtehen, ſelbſt wieder bis auf den mannigfach karikirten Zuſtand zurückzuverfolgen, in dem ſie noch als Zeitungsnachrichten an den unreinen und unbeſtimmten Reflexen des Tages ſich brachen. Ich begab mich alſo geſtern auf den Boden, der

nicht allzuweit von meiner eigenen Wohnung entfernt ist, und nachdem ich eine Katze, die auf dem Kasten als Hüterin gesessen, mit guten Worten vertrieben hatte, war ich alsbald so glücklich, aus dieser bestaubten Makulaturweltgeschichte ein mit vielen Spinnenflecken geschwärztes Zeitungsblatt vom 26. Januar 1793 herauszufinden, in welchem die am 21. Januar erfolgte Hinrichtung des gutherzigsten der Könige, Ludwigs XVI., mit allen einzelnen Umständen genau beschrieben war. Ich stand und las, fortgerissen von meinen eigenen Gedanken, und meine Phantasie versetzte mich lebhaft in Zeit, Ort und Verhältnisse hinein. Mein Haar starrte mir, ich fühlte, daß das Blut aus meinen Wangen wich, ich sah die vom stillzitternden Volk umstandene Guillotine, ich hörte das königsmörderische Beil fallen, Marie-Antoinettens klagende Gestalt trat vor mich, und zeigte mir ihr schönes blutgetränktes Haar, das schönste Haar, das je um einer Frauen Schläfe geflattert. Ich war so angegriffen, daß ich an die Wand taumelte, und mich halten mußte.

Da hörte ich plötzlich Stimmen in meiner Nähe flüstern. Seltsame Worte wurden laut, und brachten meine Aufmerksamkeit wieder zu sich.

Weißt Du, welches Volk das unglücklichste ist? tönte es, wie innen hinter der Wand.

Ich weiß es! antwortete eine andere heisere Stimme, mit schauerlicher Betonung. Das Volk, welches nie eine Schuld auf sich lud, ist das unglücklichste. Es hat keine Geschichte. Die Schuld ist der erste Fußtritt in die Weltgeschichte.

Das Menschengeschlecht mußte erst das Paradies verscherzt haben, ehe es historisch werden konnte.

Du hast Deine Sache gut gelernt, mein Sohn, krächzte die erste Stimme wieder.

Ich lauschte in krampfhafter Spannung, ein kalter Schauer rieselte durch alle meine Glieder. Ich wußte, wessen Worte ich hier vernahm, welches Zwiegespräch zu behorchen ich vom Schicksal auserkoren worden.

Neben an, in des Nachbars Hause, wohnte ja Er, für den ich neulich ausdrücklich dem lieben Gott gedankt. Und diese Wand, an der ich lehnte, war offenbar die Hinterwand des Kabinettes, aus welchem ich damals die alte scharlachrothe Sphinx, seine Großmutter, husten hörte.

Nun, Gott befohlen! Ich habe den Muth gehabt, Alles mitanzuhören, ja mitanzusehn. Durch einen Riß, den ich in der dünnen Wand entdeckte, konnte mein Auge gerade mitten in das Gemach blicken, in welchem die erschütternde Scene sich zutrug.

Sobald ich Zeit und innere Ruhe habe, werde ich Jedes niederschreiben, wie es mir im Gedächtniß geblieben. — —

Ein Gespräch des Heisern mit seiner Großmutter.

(Abgehorcht.)

— Ein schwerer dumpftönender Husten unterbrach von Zeit zu Zeit die Worte der Alten, die, ganz in scharlachrothe Schleier eingehüllt, auf dem Bette lag. Er stand vor ihr, und rückte ihr mit besorgter Zärtlichkeit die Kopfkissen zurecht.

Du liebe Altmutter der Zeit, wie geht es Dir jetzt? sagte Er, sich zu ihr niederbeugend. Noch immer den bösen Husten, und die seit Ewigkeiten her nicht wegzubannenden Kopfschmerzen? Du denkst zu viel, Du lebst zu sehr im metaphysischen Grund des Alls. Etwas Unterhaltung vom Tage würde Dir zuweilen wohlthun, ein politischer Discurs Dich zerstreuen. Die Trivialitäten dieser lächerlichen Menschenwelt machen uns Halbgöttern Vergnügen, und sind eigentlich nur zu unserm Amüsement da. Der alte Herr des Universums kann billigerweise nicht über seine Geschöpfe lachen, weil er sie selbst geschaffen, und weil jener unaussprechbare Ernst in ihm ist, der uns alle bändigt. Diese Creaturen sind aber so possirlich, daß sie durchaus

belacht werden müſſen, und darum hat er Geiſter von unſerm Schlag gebildet, damit doch ein Gelächter durch die Schöpfung gehe. Liebe, liebe Altmutter der Zeit, Du haſt neuerdings gar zu wenig gelacht! Du haſt Dich ſelbſt von mir zurückgezogen, und jedes zerſtreuende Geſpräch mit mir gemieden.

Deine Liebe rührt mich, gutes Enkelchen! ſtöhnte ſie, und reichte ihm aus den Schleiern die Hand heraus. Guter Sohn, Du biſt immer mein Getreueſter geweſen. Du wirkſt und ſchaffſt als Parteidämon dieſer Menſchenwelt oft recht nach meiner Laune, und verſtehſt die Räthſelurne des Daſeins, über die ich als Wächterin geſetzt bin, gewaltig durcheinanderzuſchütteln; wenn ich auch eben mit Deinen letzten und neueſten Unternehmungen nicht zufrieden bin. Aber ſetze Dich, und bleib' ein wenig heut bei mir, und laß uns plaudern. Mach' es Dir ganz bequem.

Olympia, die Magd, die im Hintergrunde des Gemachs auf der Erde geſeſſen, ſchlich jetzt herbei, und brachte ihm einen Stuhl. Sie ſah, wie immer, wunderbar ſchön und unglücklich aus. Dann neigte ſie ſich demüthig, ließ ſich vor ihm auf ein Knie nieder, und ſchickte ſich an, ihm die Stiefel auszuziehen. Er aber ſtieß ſie mit rauhem Laut von ſich, worauf ſie ſeufzend wieder in ihre Ecke zurückwankte.

Sage, mein Sohn, hub die keuchende Altmutter von Neuem an, wie lange denkſt Du noch an dieſem elenden Aufenthalt hier Deine koſtbare

Zeit zu vergeuden? Was hat sich für eine entsetzliche Erschlaffung Deiner bemächtigt? Was sind das für Lappalien, mit denen sich ein Geist Deiner Art hier abgibt? Wann wirst Du Dich wieder als der weltmächtige Parteiteufel, als den ich Dich liebe, im Ganzen und Großen thätig und handelnd erweisen? Geh', geh', Queckſilbergeiſt, was iſt für Wetter? Du haſt jetzt zum längſten in Kleinweltwinkel gehauſt. Ich denke, wir reiſen noch heut Nacht, wann Deine Muhme, die Windsbraut, über den Schornſtein fährt.

Wohl, wohl! erwiederte Er. Aber Du ſiehſt die Dinge wieder zu ernſthaft an, Mütterchen! Du weißt, ſeit 1830 habe ich ungeheuer viel zu thun gehabt, und, wie Du es gern haſt, als Parteidämon recht nach Deiner Laune geſchaffen. Aber ein ſo großer Tumelt der Factionen wurde von mir angerichtet, daß ich mich dabei heiſer geſchrieen habe, und ſeit Anfang 1833 beträchtlich an der Bruſt zu leiden anfing. Zur Wiederherſtellung meiner Lunge faßte ich den Entſchluß, auf das Land zu gehn, und lediglich aus dieſem Grunde verlebte ich die Sommermonate hier in dieſem Kleinweltwinkel. Der Ort iſt nicht ganz ſo übel, Mutter, als Du meinſt. Das Jahr 1833 war in der Welthiſtorie ein zu jämmerliches Jahr, um in der größeren Oeffentlichkeit etwas Sonderliches auszurichten. Wer kann es mir da verdenken, daß ich mich zu ländlicher Erholung nach Kleinweltwinkel zurückzog, und, da ich es doch nie ganz laſſen kann zu ſcharmuziren, unterdeß mit dieſem Seeliger ein wenig piänkerte?

Das ſchien mir eben das Langweiligſte an Dir,

mein Sohn! entgegnete Sie. Wie war es nur möglich, daß Du Dich mit einem solchen Tropf und träumerischen Einfaltspinsel, wie dieser Seeliger ist, einlassen konntest? Sohn, Sohn, wie schlecht wählst Du Dir jetzt Deine Lieblinge! Ich fürchte, Du wirst nie wieder Helden der ächten Parteileidenschaft finden für Deine und meine Laune!

Laß mir doch auch einmal meine unschuldigen Scherze! antwortete der Heisere. Du weißt, ich kann der Alte sein, wann ich will und wann die Zeit kommt, und die ewig jugendliche Furie meiner Natur ruht nie lange aus. An Weltbränden habe ich mich oft genug gesonnt; es macht mir, wenn es nichts Besseres zu thun gibt, auch einmal Spaß, meinen Kometenschweif durch die Seele eines Salzschreibers hinzuziehen. Du beurtheilst diesen Salzschreiber zu streng, Mütterchen! Der junge Mensch hatte Anlagen zu einem politischen Werther dieser Zeit, und dies interessirte mich an ihm. Ich dachte, er würde sich entweder aus Liberalismus oder aus Absolutismus todtschießen, aber er war doch jedesmal zu pfiffig dazu. Es kommt jetzt nichts Rechtes mehr in Deutschland zu Stande. Dennoch habe ich mein Vergnügen daran gehabt, ihn an meiner Angelruthe bald nach diesem, bald nach jenem Köder schnappen zu sehn. Zappelte der gute Junge nicht so allerliebst herum, wie ein Goldfischchen, dem der Sonnenstrahl blitzend auf den Schwanz brennt! Und immer wußte er sich, wie ein muthiger Schwimmer, nach einer andern Seite hinauszuarbeiten, als ich ihn haben wollte, so daß er alle Augenblicke: Land!

jubelte, wo ich glaubte, er würde in der Welle untersinken. Du thust Unrecht, Mutter, Seinesgleichen so sehr zu verachten. Unter diesen Menschengeschöpfen ist doch im Grunde Einer wie der Andere, und in eines Jeden Brust geht der Prozeß von Himmel und Hölle durch. Wir Halbgötter müssen aus diesem Prozeß unsere Nahrung zu ziehen suchen. Ein wahrer Teufel verachtet keine einzige Menschenseele.

Ich sehe, Du bist erschrecklich leichtsinnig geworden, Sohn! stöhnte die Allmutter. Du nimmst jetzt Alles auf die leichte Achsel, es ist der heroische Sinn nicht mehr in Dir! Wehe, wehe, was muß ich an Dir erleben! Fluch, und abermals Fluch diesem Jahr Achtzehnhundertunddreiunddreißig, an dem Du so mattgeistig und erbärmlich geartet worden bist! Wo soll ich Organe hernehmen, um diese Welt durchzuurteln, wenn mein liebstes Kind, der Parteiteufel, kleinlich und feige wird, und Zank und Spielereien als eine seiner würdige Aufgabe erachtet! Ich sage und wiederhole es Dir, wenn alle Streitkraft der Factionen erloschen, wenn kein Parteigeist mehr durch Leben und Geschichte rauscht, dann sind wir am Ende der Dinge, und sinken in den trägen Klumpen der Urmaterie wieder zurück, in dem für Unsersgleichen keine Bewegung mehr da ist. Blase also, blase! Blase und schüre wieder an, mein Sohn! Ueberwinde Deine schmachwürdige Zeiterschlaffung, an der ich Dich kranken sehe, und in der Du, was mich noch am meisten gegen Dich ergrimmt, mit leichtsinniger Heiterkeit Dich gebärdest!

Schmähle nicht, schmähle nicht so! antwortete der

Heiserr. Es geht das ärgerliche Gerücht unter den Menschen, daß ich in einem beständigen Zank mit meiner Großmutter lebe. Wozu dies bestätigen, um jenen Affen eine Freude zu machen? Ich bin allerdings leichtsinniger, heitrer und eleganter geworden, als in frühern Jahren, und das hat die Zeit so mit sich gebracht. Auch der Teufel muß sich cultiviren; ich habe es redlich, und, ich darf es gestehen, mit einigem Geschmack gethan. Ich habe den Pferdefuß unter einem künstlichen Schuhwerk verborgen, und Klauen trage ich für gewöhnlich jetzt gar nicht mehr. Ich kleide mich nach der Mode, ich bin ein Mann von Welt, ich bin ein Diplomat geworden. So habe ich scheinbar ein gefälliges, umgänglicheres Wesen angenommen, und bei Hofe und in den glänzendsten Salons der Vornehmen immer willkommenen Zutritt gefunden. Ich bin auch nicht mehr der alte Mephistopheles, wie mich Goethe damals in meiner hochtragischen Affaire mit dem Faust dargestellt hat. Als Mephistopheles lag eine entschieden metaphysische und speculative Richtung in meiner Natur, die ich jetzt abgelegt habe, weil damit nicht mehr in die Zeit einzugreifen ist. Dies düstere Element hat Keiner mehr an mir zu fürchten; ich bin kein metaphysischer Dämon mehr. Zu einer wahrhaft weltbürgerlichen Sinnesart umgewandelt, habe ich meine einzige Lust an publizistischen Tendenzen. Ein Politiker aus eifrigstem Herzen, wirke ich jetzt erst recht als der Geist des Widerspruchs, denn ich bin als solcher der Gott aller Parteien. Ich bin der Zodiacus, der Thierkreis der Zeit, und die Sonne der Wahrheit muß bekanntlich durch die Zeichen des Thierkreises laufen, wenn

sie ihre Bahn vollenden will. Dieses mein Verhältniß zur Wahrheit gewährt mir das größte Amüsement, und macht mich zu dem heitern Mann, den Du, ernstgrollende Altmutter, so sehr an mir mißkennst. Die Sternbilder meines Thierkreises sind die Parteien der Zeit, in deren Zeichen die Wahrheit wechselnd erscheint und durchgeht, und nichts belustigt mich mehr, als wenn der oder jener Tropf die allgemeine Wahrheit erhascht zu haben meint, während er doch nur an der Wahrheit hängt, die ihm etwa gerade im Zeichen des Krebses (wie den rückwärts gehenden Legitimen) oder im Zeichen des Widders (wie den stößigen Liberalen) oder im Zeichen der Waage (wie den Alles abmessenden Justemilieus) aufgegangen ist. Dennoch hat Jeder für sich vollkommen Recht, in diesem seinem Sternbildflimmerchen Wahrheit, das er erhascht hat, jedesmal die ganze Sonne zu schaun. Wenn die Sonne im Zeichen des Widders steht, beginnt bekanntlich, nach der ewigen Monotonie dieser Erdengesetze, Das, was die Menschlein den Frühling nennen, und so glauben denn auch die kampflustigen Liberalen, die im Zeichen des Widders ihre Wahrheit haben, mit Recht den Anbruch eines neuen Völkerfrühlings heraufzuführen. Erscheint aber die Sonne im Sternbild der Waage, so ist das Herbstäquinoctium da, und die Justemilieus, diese Herbst-Tag- und Nacht-Gleicher der Zeit, gehen eifrig an ihr Geschäft, eine Tag- und Nacht-Gleiche der Meinungen zu verbreiten. Und wenn im Zeichen des Krebses sich die Sonne zeigt, so tritt die Erde ihr Sommersolstitium an, für das schlechte Wetter, das seit mehreren Jahren auf diesem Pla-

neten zu hausen pflegt, offenbar viel zu spät, denn der Sommer hat sich jetzt gegen Ende des Juni schon immer längst erschöpft, und die Erde erringt nichts, als einen kühlen Alteweibersommer, während die schönere Jahreszeit schon hinter ihr liegt. So ist es auch mit dem Altenweibersommer, dessen die unter dem Sternbild des Krebses fechtenden Legitimen sich rühmen können, und ihre Sommersonnenwende, die noch in die Zukunft hineinscheinen möchte, ist falsch und verspätet, da sie nur auf die abgeblühte Vergangenheit zurückweist. So könnte ich Dir, Altmutter, auch noch die übrigen Zeichen des Zodiacus deuten; ich könnte Dir die Sonne im Zeichen des Wassermanns als die Partei der Rationalisten, die Sonne im Skorpion als die der Jesuiten, und dergleichen mehr, beschreiben, wenn ich nicht wüßte, wie wenig Geschmack Du an solcher Unterhaltung fändest, und wenn nicht am Ende jedes Gleichniß ein wenig hinkte.

Ich wollte, Du rasetest wie ein Wirbelwind, statt daß Du Dich mit Gleichnißspielen abgäbest! sagte Sie mit erhöhtem Kreischlaut der Stimme, indem sie sich etwas emporrichtete, und den Arm gegen ihn ausstreckte. Bist Du blind geworden, siehst Du nicht, daß Alles auf dem Spiele steht, wenn das Juste-Milieu, dies allen Geistern des Himmels und der Hölle gleich verhaßte, noch weiter um sich greift und die Herrschaft behauptet? Sohn, ich begreife nicht, wie Du Dich auch noch mit diesem Juste-Milieu einlassen konntest, da dasselbe im Grunde eigentlich antidiabolisch ist und Dich vernichten und in ewige Unthätigkeit zurückschleudern muß, wenn es sein Bestreben, die Par-

teien der Zeit zu zerſetzen, zu vermiſchen und in Indifferenz aufzulöſen, wirklich ausführt!

Mutter, laß mich nur machen! entgegnete Zodiacus. Ich kenne doch den Tagesſchauplatz beſſer als Du. Ich bin junger, beweglicher, ich nutze mit Luſt jedes Einzelne. Du biſt immer zu ſorgenvoll vertieft in das Allgemeine. Wenn mir auch allerdings das Juſte-Milieu unter dem Verdrießlichen das Allerverdrießlichſte iſt, ſo nimmſt Du doch mit Unrecht an, daß es von Grund aus unſeren Intereſſen zuwider ſei. Verlaß Dich darauf, der Geiſt des Widerſpruches ruht nirgend, und lauert überall. Denn das iſt gerade das Lächerliche am Juſte-Milieu, und hat es eben der Zeitverachtung preisgegeben, daß es, obwohl als Vermittlerin der Widerſprüche auftretend, doch in dieſem Beginnen ſelbſt in immer undurchdringlichere Widerſprüche ſich verwickelt. Als das Abſtractum aller Parteien, will es ſiegreich über jeder Parteiſpaltung ſtehen, und doch iſt erſichtlich, wie es eben dadurch wieder zu einer Partei in der Zeit geworden iſt, und in ſein künſtliches Friedensſyſtem die ganze ſchöne Raſerei der Parteiwuth ſich eingeſchlichen hat. Es iſt die Parteiwuth der Vermittelung, die Furie der Gutenrathgeberei, die wahrhaftig nicht minder diaboliſch wirkt, als die Tollhäuslerei der Extreme. Das Juſte-Milieu iſt keineswegs antidiaboliſch, Mutter! Ich verbrauche im Gegentheil jetzt mehr kleine Teufelchen an dies Prinzip, als jemals an ein anderes; es ſind die kleinen Naſenſtieberteufelchen aus meinem Reich, die ich in das Juſte-Milieu habe fahren laſſen, und die ein ganzes Volk an der Naſe zu

zupfen wissen, bis es endlich an der kläglichsten aller Ermattungen, an einer Nasenstieber Ermattung, eines possenhaft tragischen Todes verstirbt. Ennuyant wird das Ding auf die Länge, das ist richtig, und ich kann einschlafen, wenn ich lange über das Juste-Milieu reden höre. Darum jetzt zu etwas Anderem. Wie gefällt Dir eigentlich Louis-Philipp, der gute König der Franzosen, Altmutter? Du hast mir noch nicht einmal Deine Ansichten über ihn mitgetheilt. Ich halte seine Regierung für die eigenthümlichst diabolische Geschichtsperiode, die es nur in der Welthistorie geben kann. Wirkt sie nicht vortrefflich zu unsern Gunsten? Sie ist es, welche alle diese Parteibewegungen nüancirt und färbt, und in der besonderen Stellung einander gegenüber erhält, in der sie sich unentwirrbar um den Thron des Bürgerkönigs gelagert haben. Jede Partei im Lande klagt ihn jetzt als den Grund ihrer Unzufriedenheit an, und so bietet sich das köstliche und kaum noch wo erlebte Spektakel dar, daß der König eigentlich der Nahrungsstoff aller die Nation zerreißenden Factionen ist, und es immer mehr wird, je mehr er sie durch seine Person zu vermitteln trachtet. So hat er eigentlich keine Partei in der Nation, und doch ist nicht zu läugnen, daß es blos die Interessen der Nation sind, die ihm am Herzen liegen und für die er seit mehr als drei Jahren Glück und Lebensruhe hinopfert. Er strebt nach dem Ruhm des nationellsten Königs, und muß doch ewig als unnational betrachtet werden; er ist der edelste und humanste Herrscher, der je ein Scepter in Händen gehabt, und muß doch dazu dienen, die verderblichste und giftigste Zwie-

tracht im Volke unaufhörlich zu nähren und zu steigern. Es wird Parteien in Frankreich geben, solange Louis-Philipp alle Parteien bekämpft. Deshalb gefallt mir Louis-Philipp, der gute König der Franzosen, Altmutter! O tiefsinnige Frau, Du darfst nicht furchten, daß der Factionsgeist in der Geschichte erlischt!

Meine Gedanken waren in der letzten Zeit mehr auf Deutschland gerichtet, seufzte Sie. Ich habe darüber nachgedacht, ob Deutschland je politisch werden wird? Denn die letzte Frist ist diesem Volke gegeben, und ich prophezeie, daß es an geistiger Uebersattigung, innerer Langeweile und tugendhaftem Lebenswandel noch in diesem Säculum schmählich untergehen wird, wenn nicht eine frische sturmeskraftige Woge sein Staatsleben in Strömung bringt! Doch ich will Dir nicht durch meine Melancholie die Laune verkümmern, da Du selbst jetzt nur zu kleinlichen Possen aufgelegt bist. Aber sage mir, Sohn, wie lange willst Du die gestürzte Aristokratie, die Du Dir zur Magd genommen, noch in aller Welt mit Dir umherschleppen? Was denkst Du endlich mit dem armen erniedrigten Geschöpf anzufangen?

Sie zeigte bei diesen Worten auf Olympien, die noch hinten im Winkel zusammengekauert auf der Erde saß.

Meistere nicht mein Thun, Mutter! sagte Zodiacus, indem er finstrer, und seine Stimme rauher wurde. Sie hat viel gesündigt, und muß viel gedemüthigt werden. Große Frevel der Ge-

ſchichte ruhen auf dem ſtolzen Haupt der Ariſtokratie. So iſt mir denn auch eine abſolute Monarchie in der heutigen Zeit eigentlich der höchſte Gräuel, denn obwohl es in frühern Perioden beim Despotismus für Unſersgleichen viel zu verdienen gab, ſo iſt doch heut bei der fürchterlichen Vernünftigkeit, die überall herrſcht, und mit der ſich ſelbſt der ärgſte Tyrann auf dem Thron zu bekleiden weiß, nicht zu hoffen, daß etwas Sonderliches mehr für uns abgeworfen werde. Die abſolute Monarchie tyranniſirt jetzt überall nur auf Ruhe und Frieden los, die Despotie hat ſich Grundſätze angeſchafft, und das wüthendſte autokratiſche Regiment will doch weiter nichts mehr als Ordnung und Gehorſam der Völker. Es fallen heuer zu wenig Teufeleien beim Abſolutismus vor, und das iſt das Unglück. Deshalb gibt es keine Conflicte, es kommt nirgends etwas zum Ausbruch. Die zahme Tyrannei iſt die unleidlichſte. Darum erſcheint mir ein Abſoluter als der kläglichſte Wicht. Mit dem Abſolutismus iſt es im Himmel und auf Erden vorbei. Selbſt der alte Herr der Welten oben regiert nicht mehr abſolut, ſondern hat bekanntlich ſeit Etablirung der heiligen Dreieinigkeit ein conſtitutionelles Regiment hergeſtellt. Die Menſchheit hat an dem Gottmenſchen einen Repräſentanten ihrer Intereſſen im Himmelreich bekommen, es hat an der Offenbarung ſeine Verfaſſungs-Urkunde und Charte erhalten, und die ewige Seligkeit ſcheint ihm ſomit durch verfaſſungsmäßige Garantie geſichert. Zugleich aber hat ſich der alte Herr noch ſo großmüthig bewieſen, auch uns Dämonen gewiſſermaßen die Würde eines eigenen Gerichtshofes zu-

zugeſtehn, obwohl er ſich auch hier die Macht des höchſten Caſſations-Tribunals ſelber vorbehalten. Wir ſind daher, ſo zu ſagen, eine Jury der Menſchheit, denn wir erſcheinen ja meiſt aus den eigenen Trieben dieſer Creaturen zuſammengeſetzt, und ſo ergänzen wir auch in dieſer Hinſicht den allgemein conſtitutionnellen Charakter der Welt, da eine wahrhaft conſtitutionnelle Verfaſſung nicht ohne Jury gedacht werden kann. Wir richten die Menſchen nach ihrem eignen Gewiſſen, wir ſprechen das: Schuldig! aus, und dem alten Herrn bleibt es dann, zu verdammen oder zu begnadigen. Man ſollte nun aber denken, daß ſich die Menſchlein, bei der Garantie, die ihnen gegeben iſt, ganz vortrefflich mit dem Himmelreich ſtehen müßten, und doch ſehen wir, daß die Religion täglich mehr unter ihnen verfällt und faſt ſchon zu einem troſtloſen Schatten verblichen iſt. —

Olympia war aufgeſprungen, und ging, ſich heimlich eine Thräne aus den Augen wiſchend, im Hintergrunde des Zimmers auf und ab. Sie ſchlug mehreremal das Kreuz, und flüſterte, leiſe betend, Ave Maria! —

Was denkſt Du denn von den Liberalen, Mutter? fuhr Zodiacus fort. Ich glaube, dieſe Leute haben ein großes Recht auf ihrer Seite, daß ſie, da der liebe Gott ſelbſt das Menſchenvolk conſtitutionnell regiert, auch von ihren weltlichen Regierern nicht anders beherrſcht ſein wollen. So dünken ſie ſich denn etwas mit ihrer conſtitutionnellen Verfaſſungsmacherei, und ergötzen mich ganz ungemein durch ihre Sprünge. Auch der Libera-

lismus bestätigt nur, was ich vorhin sagte, daß die Religion unter diesem Menschenvolk sich in einen völligen Nihilismus aufzulösen droht. Die Aufhebung der Staatsreligionen, die mit den liberalen Verfassungen überall Hand in Hand geht, redet als Symptom dieser einbrechenden Religionslosigkeit offenkundig genug. Uns, Altmutter, ist dies Alles Recht, denn wir lieben nur die Unruhe, wir nisten mit Lust in den Zerwürfnissen, und jeder Sturm des Verderbens fächelt uns Labsal zu. Glaube nicht, daß ich aus der Art geschlagen sei! Aber es ist keineswegs der Liberalismus allein, welcher die Bedeutung der Religion im Staate allmählig abschwächt. Es ist in der Menschheit das Uebergewicht und die Ueberreife des Gedankens, und am Gedanken muß allmählig aller Cultus zu Grunde gehn. Sage, sage, was wird aus Unsersgleichen werden, wenn jedes Geschaffene wieder im Gedanken sich aufgelöst haben wird? Wann kein Menschenelend und keine Menschenthräne mehr übrig sein wird, wo werden wir wohnen?

Sohn, Sohn, frage mich nicht! entgegnete die Altmutter. Vor Allem ist es Zeit, daß wir jetzt Anstalt zum Weiterreisen treffen. Zu Menschenelend ist so viel Stoff, daß es tief in die Ewigkeit hineinreicht. Wir sind unsterblich, Sohn! Die Menschenthräne versiegt nie und nimmer. —

Weibliche Ansichten der Zeit.

(Aus einem Brief Espérancens an Seeliger.)

— — So komm denn, Freund! Komm, wenn Du magst, wenn Du kannst! Ich habe Dir nun Alles genau und ohne Umschweif dargestellt, wie Du es finden wirst; und was Du von mir zu erwarten, weißt Du längst. Nur erwarte nicht mehr, als Du weißt!

So viel ist indeß gewiß, daß Du nicht länger in Deiner dortigen Lage bleiben darfst, wenn Du es mit Dir selbst redlich meinst. Ich kenne Dich ja, Lieber! Welche rege Natur hast Du nicht für das Schönste und Beste, aber Deine übermächtig wuchernde Phantasie, in der dortigen grillenhaften Einsamkeit genährt, hält Dich von allem Bestimmten ab, und wird Dein Leben in lauter Bruchstücke auseinanderreißen, während Du ein Ganzes sein könntest und solltest! Mir ist noch kein Mensch vorgekommen, der eine so große Phantasie hätte, wie Du, und den sie so tyrannisirte und bald zum Gott, bald zum Schwächling machte. Du hast Sinn und Organ für Wissenschaft und Poesie zugleich; bilde beiderlei Sinn ebenmäßig und abwechselnd, je nachdem Deine Natur dem einen oder dem andern Bedürf-

niß Dich zuführt, in Dir aus, aber laß nicht beide durcheinander in einem athemlosen Streben über Dich hinstürmen. In der Wissenschaft ist Dir Deine Phantasie am hinderlichsten; sie überstürzt Dich da mit tausend Blüthenflocken, fliegt nach allen Himmelsgegenden mit Dir hin, und bricht alle Augenblicke den heiligen Gottesfrieden der Forschung. Und in der Poesie wird Dir Dein Wissenschaftssinn nachtheilig; Du wirst da zu gründlich und zu bedacht, und bist nicht leichtsinnig frei genug. Gönne Dir Ruhe, laß eine klare Sonderung über Dich kommen, befestige Dein Reich und gränze es ab nach seinen verschiedenen Theilen. Ein vielfaltiger, zersetzender Umgang mit Menschen wird Dir gut thun, und ist Dir nicht zu erlassen. Komm nur her! Du siehst, ich rede ganz wie eine wohlwollende kleine Schulmeisterin zu Dir.

Das Leben und die Zeit verlangen es heut, daß Wissenschaft und Poesie, Forschung und Schaffen, beiderseitig in den Begabten sich regen. Von einem Dichter halte ich nicht viel, wenn er jetzt nicht auch Bedürfnisse der Forschung, der Wissenschaft, ja der Kritik, in sich zu befriedigen hat. Nach zwei Seiten hin will und muß jedes große wahrhafte Dasein bewegt und befruchtet werden, nach der Seite der Forschung und nach der Seite des Schaffens. Und dennoch dürfen diese beiden Seiten nie in einander übergreifen, sondern müssen als die zwei getrennten Lebenspole sich ewig suchen, aber auch ewig fliehen, und im Suchen und Fliehen freilich die Schwingung des Ganzen fördern. Dies ist das Bildungsgeheimniß des ächten Ta-

lents, das sich nicht ausdrücklich beschreiben läßt. In der Harmonie dieser Deiner Kräfte, die Du hast, möchte ich Dich noch einmal glücklich und thätig sehn, Theurer! Nur vor allen Dingen gib Dich Deinen Dachgiebelstuben-Grillen und Träumen nicht länger hin, und matte Dich nicht an solchen kolossalen Phantasmagorieen ab! Schon das Leben der großen Stadt wird Dich hier wieder zerstreuen, die Anregungen sind mannigfaltiger, und deshalb auch die Ausgleichungen mit der Zeit leichter. Wenn Du meinem Anerbieten folgst und folgen kannst, so wirst Du, statt des Umgangs mit Gespenstern, die Du bisher in Deinem hypochondrischen Kleinweltwinkel gesehen, einen freundlicheren Umgang an meinen kleinen Mädchen finden, die Du zum Unterrichten bekommen sollst. Die naive Lernbegierde der hübschen Kinder wird Dich erheitern, und wann Du die leichten Schulstunden gehalten, wirst Du selbst Das, wozu es Dich gerade treibt, mit Heiterkeit arbeiten können. —

Daß Du Dich gegen das Juste-Milieu so ereifert hast, hat mich in der That Wunder genommen. Wenn man dies Prinzip von der caricirenden Fratze des Tages entkleidet, so scheint es mir, daß es gerade für die Deutschen sehr taugt, und ich glaube, daß Deine ehrliche, doch im Grunde der Seele immer zur Vermittelung geneigte Natur demselben nicht eben entgegensteht. Du weißt wohl auch nicht, daß ich mich ganz offen zum Juste-Milieu bekenne? Für uns Frauen gibt es wohl keine zusagendere und tröstlichere Maxime; es ist ein ächt weibliches Prinzip. Wir sind einmal so wunderbar in das Leben hineingestellt, daß wir

keine andere Aufgabe zu haben scheinen, als die richtige Mitte zu halten. Wir Frauen sind geborene Justemilieupolitiker, und solange unsere Emancipation, die noch immer in keiner Deutschen Kammer beantragt worden, noch nicht erfolgt ist, werden wir uns mit diesem System als der einzig nachgelassenen Taktik unseres Geschlechts zu behelfen suchen müssen. Da wir in unserem jetzigen unemancipirten Zustande keine selbstständig geltenden Glieder des Staates sein sollen, da wir keinen öffentlichen Charakter haben, keine Aemter bekleiden dürfen und nicht einmal ein Wahlrecht uns zusteht, so sind uns nichts als die Pflichten des Ausgleichens, Beruhigens und Vermittelns übrig gelassen. So sind die Frauen gewissermaßen auf nichts als auf einen bloßen musikalischen Effect im Leben angewiesen, und müssen überall als die Instrumente der Besänftigung einfallen. Wir sind nur ein musikalischer Anhauch an dem großen Organismus des Staatslebens, wir sind die stillen Leute aus der Weltgeschichte, und zu Friedenskünsten gezwungen, ist es ein Triumph für uns, daß jetzt einmal die ganze Welt draußen auf der Friedensschalmey des Juste-Milieu bläst. Es ist ein Triumph der Rache für das gesammte Geschlecht!

Uebrigens stimmt auch das Juste-Milieu mit meinen Gedanken von den Reformen, die ich immer gehabt habe, und daß Alles auf diesem Wege sich weiterbilden müsse, vortrefflich überein. — —

Laß Dir denn nun dies Alles gesagt sein, Seeliger! Gut, gut werden wir bei einander leben.

Ich hoffe es und weiß es, Du närriſcher Menſch mit Deinem herrlichen Streben! Bringe Deinen Kopf voll Plänen, Deine Bruſt voll Liebe, und Deinen Sinn voll menſchenſcheuer Einſamkeit nur immer mit. Wir wollen zuſammen einen ganz neuen Roman daraus machen. Du biſt doch im Grunde noch ſehr jung, Seeliger!

Die in dieſen Brief eingewickelte Locke habe ich Dir auf Deinen mehrmals ausgeſprochenen Wunſch nicht mehr vorenthalten wollen. Du ſiehſt, Freund, auch mir iſt die Locke noch braun! O Freund, laß uns doch auf die Zukunft hoffen! Fortſchritt! Freiheit! Zukunft! ſind und bleiben die ſchönſten Worte der Menſchheit. Sie ſind unſer Aller Gebet.

Glaube bis in den Tod an

Deine

Esperance W.

An Esperance.

Bald nicht mehr:

Kleinweltwinkel, 31. Dec. 1833.

Du Theure! Gebenedeite! Was haſt Du mir geſchrieben? Du willſt mich in Deiner Nähe haben, mich, einen Verzweifelten, den Politik und Geſchichte von ſich ausgeſtoßen haben? Und ich ſoll mein verſalzenes Kleinweltwinklerleben hier aufgeben, und in Deinem Stift wohlbeſoldeter Schulmeiſter werden, ich, dem alle Schulmeiſtergrandezza von jeher ein Gräuel war? Ich ſoll den Geſchichtsunterricht bei euch übernehmen, ich, der mit der Geſchichte gebrochen hat und auf einem geſpannten Fuß mit ihr lebt! Ich ſoll Deinen kleinen Mädchen ferner den geographiſchen Unterricht ertheilen, ich, ein Geograph ohne Land, der in der ganzen entdeckten und bewohnten Welt ein Fremdling iſt, und deſſen Erdkunde bisher nur deſperate Reſultate geliefert hat! Ich ſoll endlich ſogar Franzöſiſch lehren! Bedenke, was es heißt, Franzöſiſch lehren! Heißt das nicht geradezu, ein Mann der Zeit ſein? Mädchen, Mädchen, was verlangſt Du von mir? Biſt Du wirklich nicht im Stande, die erledigte Lehrerſtelle anders zu beſetzen, als durch mich Aermſten?

Heut ist Sylvester-Abend, der jedesmal ein schöner, feierlicher, melancholischer Abend für mich ist! Indem ich Dies an Dich schreibe, steht das neue Jahr schon draußen vor der Thür, und schnaubt und braust gewaltig auf unruhigen Sturmwinden heran, und schlägt krachend an die Pforte um Einlaß. Ein fürchterlicher Orkan hat sich erhoben, der immer heulender hinundherfährt, je näher die Mitternachtstunde kommt, und seit Menschengedenken hat ein neues Jahr vielleicht nie eine so schwere Geburtstunde gehabt, wie in dieser Nacht. Alles dröhnt und wankt und zittert, das ganze Haus rasselt und klappert, und das Tischchen, auf dem ich schreibe, bleibt keinen Augenblick, ohne sich zu rütteln, stehn. Eine diabolische Neujahrsnacht! Ich fürchte, es reißt noch den Giebel, in dem ich hier so lange im Clairobscür meiner Leiden und Freuden traulich gewohnt, herunter! Nur noch zwölf Stunden in das neue Jahr hinein halte Dich, guter ehrlicher Giebel! Dort liegt bereits meine ausgefertigte Entlassung aus den Diensten eines wohllöblichen königlichen Salinenamtes. Man will mich gern gehen lassen, guter Giebel! Ich reise morgen ab, und hoffe, Du wirst bis dahin noch, trotz dieser mörderischen Neujahrswinde, die Ohren steif zu halten wissen. Dann fliege ich aus, und magst Du dann hinter mir in Trümmer fallen, wenn Du Deines Lebens ohne mich überdrüssig bist. Ich werde immer an Dich denken, Giebel! Wir beide haben redlich zusammengehalten, Du hast meine kurioseſten Gedanken theilnehmend mitangehört, und die patriarchalische Ruhe Deiner altfränkischen Natur hat mir oft wohlgethan! Nur bis morgen, Guter, stehe noch fest! —

Ja, Esperance, nur noch bis morgen! Dann fliege ich aus. Zu Dir! Zu Dir! Du mußt ja die Lehrerſtelle an Deiner Seite beſetzen, eine ſchöne Stelle an Deiner Seite! Und ich muß Geſchichte, Geographie und Franzöſiſch lehren! Ich muß verſuchen, ob ich jetzt etwa auf dieſe Weiſe in der Geſchichte mein Glück machen, in der Geographie Utopien entdecken, und im Franzöſiſchen meine unruhigen Zeitideen verwinden kann! Zudem haſt Du mir Deine Locke geſchickt, und dieſe Locke lockt und zieht ſo zauberkräftig, daß ich von dem theuern Haupt, dem ſie angehört, unmöglich mehr entfernt zu bleiben vermag. Dieſe Locke zieht mich zu Dir! Un cheveu de ce qu'on aime tire plus que quatre boeufs.

Ich komme alſo, geliebte Lehrerin am Fräuleinſtift der kleinen Urſulinerinnen! Schönes, weiſes, gelehrtes Mädchen, ich komme! Zwar iſt es ein wahrer Jammer, daß nun dennoch ein Schulmeiſter aus mir werden ſoll, und mitunter denke ich wahrhaftig, es ſei nicht weit von meinem Ende! Dann tröſte ich mich wieder damit, daß ich doch wenigſtens ein Mädchenſchulmeiſter werde, und über hübſche kleine Urſulinerinnen herrſchen, und an der Seite der herrlichen Urſulinerfürſtin daſitzen ſoll! Dies gießt Troſt in meine verzagende Seele, ich trockne mir die Thränen, und hoffe auf glückliche Schulſtunden meines noch übrigen Daſeins. Ich möchte faſt ſchon ein wenig aufjauchzen, wenn mein Blick dort auf meine Entlaſſung aus der Kleinweltwinkler Saline fällt, und wenn ich mir immer wieder und wieder Deine Locke anſehe, ſo werde ich ein Narr vor aufthauender Luſt und

Sehnsucht und Erwartung, und hänge in Gedanken taumelnd an Deinem Hals! Wird, o wird auch die Hand, welche diese Locke abschnitt, mir dann zugehören? Um diesen Preis, Kind, will ich Schulmeister geworden sein, um diesen Preis will ich, nach all meinen welthistorischen Drangsalen, in's Privatleben zurückkehren. So endet Deutsche Politik! Sie zieht sich in's Privatleben, dies heimliche Rettungsplätzchen vor der Geschichte, in dem immer noch ein Asyl für jeden Schiffbrüchigen übrig ist, zurück. Sie begiebt sich in eine glückliche Häuslichkeit, macht die Stubenthür hinter sich zu, und läßt die Zeit draußen in Wind und Wetter sich vertoben. So endet Deutsche Politik! —

Hu! hu! hu! wie die Neujahrsstürme blasen! Horch, die ganze Erde schüttelt sich, der zerrissene Wolkenhimmel ist zum Schlachtfeld geworden, kein Hauch und Luftzug in dieser Nacht ist friedlich geblieben, und ein allgemeines Zagen und widerspenstisches Sträuben vor einem Weiterschritt der Zeit scheint durch die empörte Natur zu beben! Mein ganzer Mensch schaudert und meine Gedanken stehen ehrfurchtsvoll still vor der Zukunft. Ihr grimmentbrannten Winde, ihr zornbegeisterten Lüfte, was schüttelt ihr denn so gewaltig die Fittige des Sturms über diese neugeborene Jahresstunde, die noch, wie ein unschuldiger Säugling der Zeit, mit geschlossenen Augen im Schooße der Nacht ruht! Was bedeutet euer banger Flügelschlag, eure prophetische Melancholie, der heraufkommenden Zeit, die ihr mit solchen Zeichen verkündigt? Wollt ihr mit euern nach Umwälzung lechzenden Lungen das dürre Gleichgewichtssystem der Europäischen Mächte

umblasen? Werdet ihr mit euerm zerstörungslusti-gem Athem die Ottomannische Pforte einreißen und vor den Thoren Konstantinopels Engländer, Franzosen und Russen zu einem Vertilgungskampf der Eifersucht gegeneinander hetzen? Blast ihr die Kriegstuba, die in Portugal Bruder gegen Bru-der, und den Bürger gegen den Bürger, zu einem aussichtslosen Metzeln treibt? Läutet ihr die Sturm-glocke, die eine Revolution in Spanien ansagt? Läutet ihr die große Nothglocke gegen den Halley-schen Kometen, und beklagt ihr die arme alte Erde, die durch Weltbrand, Pestilenz, Seuchen und Naturschrecken in das Nichts, aus dem sie erschaffen, wieder aufgelöst werden wird? Ihr könnt viel, sehr viel und sehr wenig bedeuten, ihr Neu-jahrsstürme! Ihr könnt in allen Ländern der Welt eine Revolution, und in Deutschland keine Re-volution bedeuten! —

Doch ich will der Zukunft heitern Spiegel, in dem Esperancens leuchtendes Bild steht, durch diese diabolischen Sturmwinde mir nicht trüben lassen! Du hast mich schön an die Zukunft ge-wiesen, Geliebte! Ja, ich glaube an Deine drei Worte: Fortschritt! Freiheit! Zukunft! sollte es auch mit mir werden, wie es will. Und ich will mir die Zukunft nicht nehmen lassen, sei es, wie es sei! Sei es auch wie es sei, die Zu-kunft wird über uns aufgehen, und der Gläubige wird ernten, selbst wo er nicht gesäet hat! Der Deutsche muß gläubig sein!

Ein Leben voller Arbeit liegt noch vor mir, Freundin! Ich kann nie ganz unglücklich werden,

da ich arbeiten und Dich lieben kann. Außer den Schulstunden, die Gott segne, werde ich viel arbeiten. Ich werde meine historisch-komischen Novellen schreiben! —

Hu! hu! hu! hu! der Neujahrswind draußen bläst stärker und stärker! Er hat schon mehrere Dächer in Kleinweltwinkel abgedeckt, ausgehobene Schornsteine fliegen wie polternde Kobolde in der Luft umher, und meine Fenster fahren klirrend in tausend Stücke. Wie geht es Dir nur, Kind, in dieser Nacht! —

Horch! ein bedächtiger feierlicher Ton bricht sich jetzt schwer und langsam Bahn durch die Wuth der Elemente. Es ist die Kirchthurmsuhr. Sie schlägt Zwölf. Eine seltsame plötzliche Stille ringsumher scheint einen Augenblick lang ihren erhaben abgemessenen Schlägen zu lauschen, und die Windsbraut selbst horcht mit verhaltenem Athem.

Es ist Zwölf! Das Datum, das ich zu Anfang dieses Briefes gesetzt, fängt nun an unrichtig zu werden, und ich schließe deshalb. Das Jahr Achtzehnhundertundvierunddreißig hat die Augen aufgeschlagen. Glück auf! Glück auf! Möge es allen Denen wohlgehen, die in diesem Jahr lieben, heirathen, Schulstunden geben und historisch-komische Novellen schreiben werden!

O Freundin, ich eile zu Dir! Ich folge diesem Brief auf dem Fuße nach. Ich soll Dich sehen, in Deinen Armen ruhen! Prosit Neujahr!

Prosit Neujahr! Dein Herz wird an dem meinigen schlagen. Prosit Neujahr!

Erschrick nur nicht, wenn Du mich grau und gealtert wiederfindest. Meine tiefinwendige Liebe zu Dir behält dennoch ewig rothe Wangen, und mit diesen rothen Wangen der Liebe, die meine Jugend ist, bin und verbleibe ich

Dein

seeliger Seeliger,
Salzschreiber außer Dienst.

Druckfehler.

Seite 27. Zeile 7 v. oben lies Vetter-Michels, statt: Wetter-Michels.
— 130. Z. 14 v. o. lies: Patrin, st. Priorin.
— 143. Z. 13 v. u. lies: Freuden, st. Freundin.
— 155. Z. 13 v. o. lies: Form, st. Ferne.
— 156. Z. 2 v. u. lies: ansehen, st. einsehen.
— 164. Z. 3 v. u. lies: Freunde, st. Feinde.

Im Verlage der Reichenbach'schen Buchhandlung ist auch neuerlich erschienen:

Conversations Lexicon, Allgemeines deutsches, u. s. w.
1—8 Heft, Druckp. Subscrp. à 9 Gr.

Conversations-Lexicon, 1—3 Heft, Prachts-Ausgabe auf Patentp. Subscrp. à 10 Gr.

Possart, Dr. Fed. Neugriechische Grammatik. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Sammlung aus erl. prakt. Abhandlungen für Wundärzte. 1 und 2 Heft. à 12 Gr.

Ortlepp, Ernst. Briefe eines Unglücklichen. 8. brosch. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Wunder der Homöopathie. 8. brosch. 14 Gr.

Bürck, August. König Arthur und seine Tafelrunde. Drama. brosch. 20 Gr.

Sydow, Friedr. von. Der Grandmusketier. Eine Erzählung aus der Zeit des merkw. Campements bei Mühlberg 1730. brosch. 1 Thlr. 4 Gr.

Zedlitz, L. Freiherr von. Reisetaschenbuch oder stat. hist. Wegweiser durch die königl. Sächs. Länder. Nebst einer Charte, carton. 1 Thlr. 12 Gr.

Zedlitz, L. Freiherr von. Balneographisches-statist.-historisches-Hand-Wörterbuch, oder Beschreibung der Heilbäder und Gesundbrunnen Deutschlands, Frankreichs, der Schweiz, Ungarns u. s. w. carton. 2 Thlr. 12 Gr.

Blumauer, C. Carl und Erdmuthe und ihre Spielgenossen. Eine Erzählung für die Jugend. Mit illuminirten Kupfern. 8. 1833. gebunden. 1 Thlr. 4 Gr.

Blumauer, C. Rosaurens Strickkörbchen. Ein bildendes und unterhaltendes Erzählungsbuch für die kleinere weibliche Jugend. Mit illuminirten Kupfern. 8. gebunden. 1 Thlr.

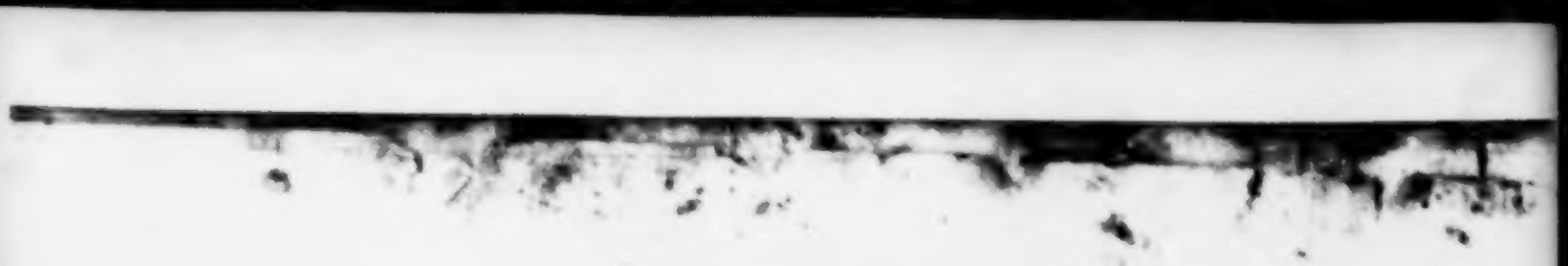
Desberger, Dr. A. F. A. Tod und Scheintod, Leichen- und Begräbnißwesen, als wichtige Angelegenheit der einzelnen Menschen und des Staates. 8. geheftet. 8 Gr.

Kochbuch für bürgerliche Haushaltungen. Aus der Praxis einer erfahrnen Hausfrau. gr. 12. carton. 18 Gr.

Sartorius, C. Erzählungen und Charakterzüge ernsten und komischen Inhalts. 8. 18 Gr.

Ueber das Bittgebet, eine theologisch-philosophische Abhandlung. Nebst zwei Anhängen über die richtige Anrufung Gottes im Gebete und über den beklagenswerthesten Mißbrauch des Gebets. 8. geheftet. 6 Gr.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN



Spaziergänge

und

Weltfahrten.

Erster Band.

Spaziergänge

und

Weltfahrten.

Von

Theodor Mundt.

Erſter Band.

I. Briefe aus London.
II. Tagebuch aus Paris.

Altona,
Johann Friedrich Hammerich.
1838.

Vorwort.

Diese kleinen Wanderungen durch die große Welt sind meistentheils mit der harmlosen Diogeneslaterne gemacht, und der Verfasser bittet sein Licht noch so lange ungestört brennen lassen zu können, bis er Das, was er suchte, wirklich gefunden. Denn er gedenkt in den nächsten Bänden noch einige weitere Spaziergänge zu unternehmen und hat sich dazu bereits bei dem Zeitgeist Siebenmeilenstiefel bestellt, um eine Weltfahrt durch die lüneburger Haide, einen Ausflug nach der afrikanischen Berberei, Promenaden mit dem vertriebenen Bey von Constantine und verschiedene Entdeckungsreisen durch mehrere andere barbarische Länder, in denen es zwar viel Cultur aber noch keine Menschen gibt, zu machen.

Der zweite Theil dieser Skizzen befindet sich unter der Presse und wird unverzüglich nachfolgen,

da durch ihn erſt die Anſchauungen des Verfaſſers von den gegenwärtigen franzöſiſchen Verhältniſſen und dem modernen Volksleben überhaupt vollſtändig hervortreten können.

Die Tagebücher des Verfaſſers ſind nichts als Papier- und Culturſtreifen der Gegenwart und mögen als ſolche von Andern combinirt und beliebig verbraucht werden. Der Verfaſſer ſucht auf ſeiner Wanderſchaft das ächt Menſchliche in der weiten Welt zu entdecken, ihm iſt in der Fremde viel Humanität begegnet, vor der er ſein Knie gebeugt hat als vor dem wahren Gott, und er bittet daher das gütige Schickſal, daß es ihm in der Heimath niemals ſchlechter ergehen möge, wenn er Menſchen ſucht und hofft. —

Inhaltsverzeichniß.

I. Briefe aus London.

1. An Mrs. H. P. in Croydon bei London.

Deutſche Träume, franzöſiſches Naturell und engliſche Wirklichkeit. — Die Welt der Vergnügungen in London. — Ein Mehr als europäiſcher Affichenträger. — Vauxhall. — Ueber den Mangel an Volk bei den heutigen Volksfeſten. — Erinnerung an Friedrich Roſen. — Begegnung mit einem deutſchen Naturdichter, Niclas Müller, in London. — Die Poeſie der deutſchen Handwerkernatur. — Beurtheilung der fremden Nationalitäten in Paris und London. — Londoner und pariſer Gaſſen. — Das Glubleben in London. Deutſche in London. — . . . . . S. 3—16.

2. An Louis.

Behagliche Stimmung. — Die londoner Season und die junge Königin Victoria. — Volksthümlichkeit des Königthums in England. — Season und Fashion in London. — Mimoſennatur der Engländer. — Förmlichkeiten im Hafen bei der Ankunft aus Boulogne. — Merkwürdige Verengliſirung in Boulogne-sur-Mer. — Die Engländerinnen in Boulogne. — Engliſche Empfindſamkeit. — Sonnenuntergang im Hafen von Boulogne. — . . . . . S. 17—27.

3. An Denſelben.

Quartier in der City von London. — Die City und die faſhionable Geſellſchaft. — Eine neue Oper im Drurylane-Theater: Katharina Grey, Muſik von Balfe. — Beſtrebungen zu einer engliſchen Nationaloper. — Die engliſche Sprache und ihre Eignung für die Muſik. — Good night, bon soir und gute Nacht. . S. 28—38.

4. An Madame C. T. in Paris.

Der großartige Charakter der Langenweile in London. — Die koloſſalen Räume, die Häuſer und Straßen. — Der Steinkohlenſtaub. — Engliſche Reinlichkeit. — Der Teint der Engländerinnen. — Eine Wanderung durch London. — Die Regentſtreet. — Piccadilly und Greenpark. — Oxfordſtreet. — Der Regentpark. — Der koloſſale Geſchmack der Engländer. — Die Themſe und die Weſtminſterbrücke. — Oeffentliche Schmollwinkel der Engländer. — Ihre Cafés und Reſtaurants. — Ausruhen im Coventgarden-Theater vor Shakſpeare. — Gegenwärtiges Schickſal Shakſpeares in England. — Eine „neue Edition" von Romeo und Julia auf dem Strandtheater. — Aufführung Heinrichs VIII. in Coventgarden. — Die grelle Manier der engliſchen Schauſpielkunſt. — Eine Darſtellung des Othello. — Macready als Othello, genauere Entwickelung ſeines Spiels. — Ein junger flüchtiger Pole als Stiefelputzer eines deutſchen Schriftſtellers in London. S. 39—61.

5. An Dieſelbe.

Ein Spaziergang durch den Tunnel mit Giulietta Paſta. — Der Tunnel, eine koloſſale Grille Englands. — Madame Paſta, ihre Stimme und ihr Vermögen. — Guineen, eine ideale Bezahlung. — Ein Morgenconcert im Kings-Theater. — Charakteriſtik der Paſta und ihres Geſanges. — Vergleich mit der Griſi. — Die ernſte und dramatiſche Manier der Griſi. — Die Garadori-Allan, eine dritte Nüance des italieniſchen Ge-

fanacs. — Thalberg und Liszt. — Frauenſchau im Concertſaal. — Engliſche Mädchenkerſe mit Erinnerung an Richardſon's und Fielding's Romane. — Die bizarren Reize einer engliſchen Miß. — Schönheit des Geſichts und ungraciöſe Haltung der Engländerinnen. — Vorherrſchende Kurzſichtigkeit der Engländerinnen. — Schöner Charakter der engliſchen Frauen. — Ihre öffentliche Bewegung und Zurückgezogenheit. — Die blue stockings. — Mädchenerröthen auf dem Theater. — Abſchweifungen auf die Weltliteraturidee. — Komiſche Welt- und Völker-Combinationen auf dem Drurylane-Theater: die deutſche Schröder-Devrient als Fidelio mit engliſchen Worten. Aufführung deutſcher Muſik in England. — Europäiſcher Kunſtkosmopolitismus und das Geld. — Welteombinationen im Ballet des Drurylane: das ſingende Deutſchland, das tanzende Paris und das pirouettirende Berlin. — Die Taglioni. — S. 62 — 83.

6. An den Einſiedler der ** ſtraße in Berlin.

Bilderſchau. — Die londoner Kunſtausſtellungen. — Die Ausſtellung lebender Künſtler auf dem Trafalgar-Square. — Die Schwierigkeit des engliſchen Kunſtenthuſiasmus. — Die engliſche Malerſchule. — Die Kaiſerin Joſephine, von D. Wilkie; die Waldnymphe von G. Patten, die kleinen Bettler, von Rothwell. — Wie eine Königstochter einen Poeten küßt. — Andere Bilder von Maclise und Callcott. — Die Ausſtellung von Bildern alter Meiſter auf dem Pall Mall. Zwölf Bilder von Murillos. Etwas über Salvator Roſa. — Der Diplomat Petrus. — Lebendes Bild eines faſcinirten alten Mannes. — Ueber den Wucher mit den öffentlichen Anſtalten und Denkmälern in England. — Ausflug ins Freie, eine Eiſenbahnpartie nach Greenwich. — Weltbiſtoriſche Anſichten von den Eiſenbahnen. — Bemerkung über die Bahn nach Greenwich. — Das greenwicher Hoſpital und die alten Marine-Invaliden. — . . . . . S. 84 — 116.

7. An Pr. A. in Brüſſel.

Anſichten aus London über **Armuth und Reichthum.** — Der **politiſche** Geſichtspunkt der Armuth. — Unterſchied des **franzöſiſchen** und der **engliſchen Armen.** — Pacification der engliſchen Armuth durch chriſtliche Rechtgläubigkeit und Armenſteuer. — Pietät der engliſchen Armen gegen die Reichen. — Das Elend auf den Straßen London's. — **Die Ehrfurcht**, ein eigenthümliches Element in dem Staatsorganismus von England. — Gegenſatz von **Toryismus** und **Whigismus.** — England die conſervative Form des liberalen Fortſchrittes. — Die **Weſtminſter-Abtey** und das **Parliament**: die beiden Hauptſymbole der engliſchen Größe. — Eine Wanderung durch die Weſtminſter-Abtey. — Betrachtungen vor Shakſpeare's Statue. — Ein Blick in das Unterhaus. — Die Tories auf der **linken Seite.** — Das **Links** und **Rechts** der Geſchichte. — Dauerhaftigkeit der engliſchen Ariſtokratie. — Die Majorate. — Ein younger son. — Die Bedienung in England. — Das Wechſelverhältniß von **Sitte** und **Geſetz** in England. — Liberale Geſetze und legitime Sitten des engliſchen Volkes. — **Engliſcher Sonntag.** — . . . . . S. 117—145.

8. An Denſelben.

Mittheilungen über das **Magdalenenhoſpital** in London. — . . . . . S. 146—168.

9. An *** in Croydon bei London.

Eine Vorſtellung von **Mozarts Don Juan** im **Kings-Theater** durch die italieniſche Opern-Geſellſchaft. — Das Innere des Kings-Theaters. Vergleich mit der großen Oper in Paris. — **Lablache**: Leporello. **Tamburini** als Don Juan. **Griſi**: Donna Anna. **Albertazzi**: Zerlina. **Aſſandri**: Donna Elvira. — Verſtümmelung der Oper. Die Cachucha. — Die **franzöſiſche**

Schauspielergesellschaft im londoner Lyceum. — Fortdauer der Antipathieen zwischen Engländern und Franzosen. — Talleyrand und die Periode der englisch-französischen Allianz. — Deutsche Sympathieen der Engländer. — Englische Frauen Kenner der deutschen Literatur. — Besuch bei Thomas Carlyle. — Zustand in England über Bettina, das Kind. — . . S. 169—184.

II. Tagebuch aus Paris.

1. Wanderungen mit dem Strome der Seine.

Regentage in Paris. — Gewaltzustand der pariser Straßen. — Das Straßenleben und das gehende und das fahrende Paris. — Das Pflaster und das arme Volk. — Sonnenaufgang über dem Gewimmel von Paris. — Allgemeine Anschauung der Stadt. — Gang nach dem Louvre und Louis-Philipps abgesonderte Bilderschau. — Die Periode der Attentate und das Königthum der Julirevolution. — Eine Entdeckungsreise durch den Faubourg St. Germain. — Die Bedeutung der Seine für Paris. — Verschiedene Charaktere der nördlichen und der südlichen Stadt. — Die Quais der Cité. — Eine fashionable Bettelmusikantengruppe. — Bilder der Morgue. — Die Morgue, Victor Hugo und der französische Romanticismus. — Die Notre-Dame-Kirche und Notre-Dame de Paris von Victor Hugo. — Ein Abenteuer auf dem Pont-Neuf. — Charakter des Faubourg St. Germain. Die Abbaye aux Bois. — Republikanische Straßen im Faubourg St. Germain. — Das Pays latin. — Das Pantheon und die Rotonde Voltaire's. — Der Garten des Luxembourg. — Spiele der französischen Kinder. — Der verheirathete Student mit seiner Grisette. — Die pariser Studentenehen. — Die Cafés. — Das Pantheontheater. — Spaziergang durch ein Hospital. — Nacht in Paris. — S. 185—217.

2. Beſuch bei Chateaubriand.

Einſiedleriſche Zurückgezogenheit Chateaubriands. — Seine Wohnung in der Infirmerie de Marie-Thérèse. — Chateaubriand's Widerſprüche. — Der Genie du Christianisme und Napoleon. — Chateaubriand's Perſönlichkeit. — Seine Memoiren. — Geſpräch mit Chateaubriand über Berlin. — Seine Anſichten von dem Zuſtand der gegenwärtigen Zeit. — Seine Hoffnung auf das Chriſtenthum. — Chateaubriand's Vermögensumſtände. — Chateaubriand als Todtengräber ſeines Jahrhunderts. — Vergleich mit Talleyrand. — Was heißt Tugend in der Geſchichte? S. 218—238.

3. Meine Madame Grenelle und die franzöſiſchen Frauen.

Mittagstiſch bei einer carliſtiſchen Franzöſin. — Die Emeute an der Porte St. Denis. — Stimme einer Legitimiſtin über Louis-Philipp. — Die Frau von vierzig Jahren in Paris. — Charakteriſtik der Pariſerinnen. — Pantoffelregiment der Bürgerfrauen. — Oeffentliches Erſcheinen der Frauen aus den höhern Ständen. — Unterſchiede der deutſchen und franzöſiſchen Coquetterie. — Die Franzöſinnen und die Liebe. — Die femme conservée in Frankreich. — Die Schauſpielerin Mars, Ideal der femme conservée. — Charakteriſtik der Mars, ihrer Jugend und ihres Spiels. — Die Griſetten. — Ihr Unterſchied von den Halbtugendhaften. — Verſchiedene Lebensſtufen einer Griſette. — Eine Bemerkung über das Menagemachen in Paris. — Die fille entretenue. — Die Operntänzerin. — Der Geſellſchaftszuſtand und die Proſtitution. — Vergleich des pariſer und londoner Straßenlebens. — Die pariſer Straßenpolizei. — Louis-Philipps Einfluß auf die Sittlichkeit der pariſer Straßen. — Die Tugend in Paris. — Ein Mädchen auf dem Bal Montesquieu. — S. 239—279.

4. La Mennais von Perſon.

Widerſprüche in Kopf und Herz des Abbé de la Mennais. — Verglichen mit Chateaubriand. — Die Definition des Papſtes als „Vernunft der Geſammtheit.“ — Minneverhältniß zwiſchen La Mennais und der Vernunft der Geſammtheit. — Seine Wohnung hinter den Tuilerien. — Seine Perſönlichkeit. — Seine Anhänger und die praktiſche und politiſche Wirkſamkeit ſeiner Anſichten. — Das Journal: Le Monde. — Geſpräch über Börne und deſſen Ueberſetzung der Paroles d'un Croyant. — Der demagogiſche Heiligenſchein dieſes Buches. — Die Worte eines Gläubigen und das arme Volk. — Ueber den Verſuch des La Mennais, aus dem Chriſtenthum die moderne Freiheit herzuleiten. — Die Affaires de Rome. — Der Papſt und die Freiheit. — Neueſte Auswanderung des Abbé de la Mennais in die Einſamkeit. — . . . . . S. 280 — 304.

5. Das arme hungrige Volk und die höhere Geſellſchaft in Paris.

Die Verhältniſſe der brotloſen Arbeiter in Lyon. — Wohlthätigkeitsvergnügungen der Reichen zum Beſten der Armen. — Charakteriſtik des armen Volkes in Frankreich. — Die Armuth und die Demokratie. — Das Concert im Protanée zum Beſten der Lyonner. — Liſzt's Spiel. — Eine Rede über das gegenwärtige Elend von Lyon. — Das Unglück und die gute Geſellſchaft. — Ein Wohlthätigkeitsball in der großen Oper. — Ein legitimiſtiſcher Ball im Salle Ventadour. — Marie Taglioni. — Concert der pariſer Ariſtokratie für die Lyonner im Baurhall. — Schlechte Stimmen der Haute Volée. — Der muſikaliſche Salon der Gräfin Merlin. — Volk und Ariſtokratie und deren Wetteifer um die erſte Stimme in der Geſchichte. — . . . S. 305 — 324.

6. Das Foyer der großen Oper und die großen Geister von Paris.

Der Opernsaal der Academie Royale de Musique und Meyerbeer's Huguenotten. — Ein Urtheil über diese Musik. — Spaziergang im Zwischenact und Bewegung mit Jules Janin und seiner Marquise. — Portrait Jules Janin's. — Rückkehr zu den Huguenotten. Duprez als Raoul. Meyerbeer's jetziger und künftiger Einfluß auf den musikalischen Geschmack in Frankreich. — Neuer Spaziergang im Foyer. Zusammentreffen mit Eugène Scribe. — Scribe und der Reichthum der heutigen französischen Literaten. — Die Eigenthumsverhältnisse der dramatischen Schriftsteller, mit Hinblick auf Deutschland. — Scribe's Persönlichkeit. — Sein Verhältniß zu den politischen Parteien und La Camaraderie. — Andeutungen einer Weltepoche der Mittelmäßigkeit. — Scribe als Novellist. — Rückkehr zu den Huguenotten. — Meyerbeer's Musik und die Lebens- und Modestimmung von Paris. . . . . S. 325 — 356.

7. Besuch bei Victor Hugo.

Allgemeines über den Besuch bei französischen Schriftstellern. — Victor Hugo's häusliche Einrichtung. — Seine Persönlichkeit. — Hugo und der Romanticismus. — Hugo's beabsichtigte Stellung in der Politik. — Seine raisonnirenden Artikel in der Paix. — Victor Hugo's royalistisches Herz. — Der gegenwärtige Einfluß der Poesie auf die Zeitverhältnisse. — Gespräch mit Victor Hugo über den französischen und deutschen Charakter. — Seine Vorliebe für die deutschen Bauwerke. — Wunsch, eine Notre Dame de Paris für die mittelalterliche deutsche Architektur zu schreiben. — Scherzhafte Erinnerung an einen deutschen Roman von derselben Tendenz. — Hugo's Verhältniß zu seiner Gattin. — S. 357—370.

8. Salon und Theater.

Vielthuerei des gesellschaftlichen Lebens in Paris. — Vergleich der französischen mit der englischen und deutschen Gesellschaft. — Verhältniß der Salons zur Tagesgeschichte. — Andeutung zur Ausrottung der Vormittagsbesuche in Deutschland. — Vormittagsvisiten in Paris. — Die Tageseinrichtung in Paris. — Verschiedenheit derselben heut und vor der Revolution. — Anfangsstunden der Theater. — Bedeutung der Theater und Salons für das pariser Leben. — Gegenwärtiges Zeitinteresse der Salons. — Ausschließungssystem der höheren pariser Gesellschaft. — Verhältniß der Madame Dudevant zur pariser Gesellschaft. — Die sogenannte Bekehrung der Madame Dudevant durch den Abbé de la Mennais. — Verschlossenheit der Salons gegen Fremde. — Ausnahme zu Gunsten der Engländer und vornehmen Russen. — Vermischung der Stände auf der Gemälde-Ausstellung im Louvre; der Sonnabend, ein Ausnahmetag für ausgewähltere Gesellschaft. — Einführung der spanischen Tänze in die Salons. — Las Manchegas di Lapia — Etwaiger Einfluß des spanischen Tanzes auf die Gesellschaft. — Die Französinnen und der Tanz. — Der Tanz der deutschen Frauen. — Volksballe in Deutschland und Frankreich. — Ein pariser Volksball in der Rue St. Honoré. — Die gebildete Gesellschaft und das Volksleben. — Der Verfall der Volksthümlichkeit im modernen Leben. — Die kleinen Volkstheater in Paris. — Die fashionablen Winkelrestaurants des armen Volks. —

S. 371 — 395.

9. Pariser Parterre.

Steigen der Theaterfucht und Gesellschaftsfucht in Deutschland und Frankreich. — Vorschlag zu einer völlig gesellschaftlichen Einrichtung der heutigen Theater. — Das Theater der Griechen und das moderne Bedürfniß nach Zerstreuung. — Die bunte Welt eines pariser Parterre. — Die Sem-

pathieen des franzöſiſchen Theaterpublikums. — Das Theatre français. — Molière. — Eine Vorſtellung des Tartuffe. — Die alte Tragödie der Franzoſen. — Corneille's Cinna. — Der alte Joanny. — Die pariſer Kleinkinder-Theater. — Kinderbälle in Deutſchland und die Moral unſerer Zeit. . . . . S. 396—411

I.

Briefe aus London.

(Im Sommer 1837.)

1.

An Mrs. H. P. in Croydon bei London.

— Sie ſehen, ich bin Ihnen bald gefolgt, eine günſtige Welle hat mich an's Land geſchaukelt, und dies Land iſt England, Ihr England! In Paris hörte ich zuweilen aus einem Nachbarhof herüber ein Waldhorn, während ich ermüdet vom Umhertreiben oder von den Genüſſen der babyloniſchen Stadt mich auf dem Sopha ausſtreckte, und die Augen ſchloß. Dann, indem ich den Tönen mit meinen Gedanken folgte, kam es mir ſonderbarer Weiſe jedesmal ſo vor, als durchreiſte ich den lieben thüringer Wald, ich erblickte ſeine ſchönſten Schluchten und Berggelände vor mir, und das grüne Gebüſch klang wieder von geheimen Melodieen, die von Deutſchland ſangen und deutſches Herz und deutſche Liebe feierten. Dann mußte ich lächeln über mich ſelbſt und über

das gute Deutschland, das in der Ferne oft einen so gewaltigen Zauber ausübt, gleich einer alternden Schauspielerin, die in der Bühnenperspective noch vortrefflich fernt, aber in der Nähe, wenn die Illusion der Lichter ausgelöscht ist, ihre welken Reize, ihre vergilbte Schönheit uns nicht mehr bergen kann. Ich muß Ihnen sagen — denn Sie lachen gern! — daß ich mir in Paris wieder tausenderlei Illusionen und Lichter über mein fernes Deutschland ausgegossen hatte, und daß ich zuweilen ein rechter verliebter Thor wurde, wenn ich dem Waldhornzug meiner deutschen Träumereien nachging, und an einen französischen Hornisten deutsche Glücks- und Freiheits-Ideale anknüpfte.

Seit den wenigen Tagen, wo ich das Pflaster von London trete, bin ich aber wieder entzweit mit meinen deutschen Träumen. In Frankreich sah ich zu meinem Leidwesen, wie die Franzosen mit allen Vortheilen eines gänzlich verschiedenen Naturells, welche sie über die Deutschen voraus haben, doch so Wenig bis jetzt erlangten, und wie sie, nach so vielen gewonnenen und verlorenen Schlachten, nach so vielem Blut, Schweiß, Kampf und Arbeit, doch entfernter sind als jemals von der Erreichung eines glücklichen und

vollkommenen Zustandes. In England aber stellt sich mir ein ganz anderes Schauspiel menschlicher Bestrebungen vor Augen, und ich sehe hier mit erschrockenem und herzklopfenden Staunen, zu welchen hohen Dingen das germanische Element, diese auch mir angestammte Natur, zu gelangen vermag! Es giebt wohl keinen Deutschen, der nicht in England die Volksverwandtschaft des Naturells froh empfände, aber es ist auch ein großer Schmerz für ihn damit verbunden, ein Schmerz und ein Neid, die mich in Frankreich nie beschlichen haben! Daß die Franzosen mit ihren den Deutschen entgegengesetzten Eigenschaften Nichts erlangten, als höchstens eine Preßfreiheit, die auch schon wieder halbtodt gehetzt und durch tausend Intriguen gelähmt ist, kann mich weltgeschichtlich bekümmern und traurig machen, aber meine deutsche Natur fühlte sich dabei wieder auf der andern Seite gewissermaßen aufgerichtet, denn ich dachte bei mir selbst: die deutsche Michelnatur ist also noch nicht die unglückseligste in diesem modernen Völkerleben, man muß vielmehr gläubig und redlich an ihr festhalten, und muß sehen, ob sie nicht noch anderer und bei weitem besserer Dinge fähig ist, diese so viel geschmähte und verachtete Michelnatur! Und ich ließ den gallischen Hahn krähen, so laut und prahlerisch

er wollte, und wandte mich ab von ihm, nachdem ich noch einmal auf den Père Lachaise gegangen war, um von Börne's Grab eine gelbe Immortelle zu pflücken, von dem Grab unseres größten Patrioten, der in der Ferne sein Vaterland am meisten geliebt und gescholten hat, der Sympathieen für sein krankes deutsches Herz bei Frankreich suchte, aber keinen Trost und kein Heil bei Frankreich fand. Und hier in Ihrem England treffe ich wieder mit meiner germanischen Natur zusammen, mit der die Engländer Alles erreicht haben, die Deutschen aber Nichts! Oder soll ich mich hier einfach freuen über den Triumph, den das germanische Element in England davongetragen, indem es hier durch seine gediegenen Resultate alle kühnere Beweglichkeit des französischen Naturells weit überflügelt hat? Ich bin noch immer nicht Kosmopolit genug zu dieser uneigennützigen Freude und doch scheinen mir wieder die Thränen kindisch, die ich weinen sollte über den Triumph des germanischen Elements außerhalb Deutschlands. Ich begrüße lieber die hohe Britannia als meine Lehrerin, an deren Mienen und Worten ich fortan andächtig hängen will, und sie soll mir sagen, wie die Freiheit aus der germanischen Natur zu entwickeln ist, in der sie nach allen Richtungen

des Lebens hin ursprünglich gegeben und von Anfang an verborgen liegt!

Sie werden doch hoffentlich bald nach London herüberkommen, denn trotz aller germanischen Wahlverwandtschaft hier möchte ich doch in dem überwältigenden Treiben verloren gehen, wenn ich nicht auf gut Englisch überall vorgestellt und durch einen englischen Mund empfohlen werde! Vor allen den Lustbarkeiten in London kann man anfangs ordentlich einen Schauer haben, denn die riesenhaften Affichen davon werden, an hohe steile Leiterwagen geklebt, langsam feierlich durch die Straßen gefahren, einem Leichenzug von Vergnügungen ähnlich, und gestern begegnete mir in Oxfordstreet ein langer schwarzer Mohr, der dazu gebraucht wird, auf seinem breiten Rücken die ungeheuern Anschlagzettel durch die Stadt zu tragen. Mit einer einfältig verschmitzten, dumm abgestorbenen Miene bewegte sich das schwarze Ungethüm, das alle Sünden der weißen europäischen Welt auf seine Schultern geladen zu haben schien, vorwärts, stand zuweilen still und bot mit einer bewundernswürdigen ironischen Gleichgültigkeit seine Hinterseite dar, von der man alle gegenwärtigen Freuden der Hauptstadt, die italienische Oper, Signora Grisi und Albertazzi, die Aus-

ſtellung in Waſſerfarben, die Anweſenheit der Madame Schröder-Devrient und die neue Eröffnung des Vaurhall, den Clavierſpieler Thalberg und das Panorama im Coloſſeum, ſich ableſen konnte! — Ich erwählte mir, da mich in einer fremden Stadt immer die Volksvergnügungen am meiſten anziehn, für den geſtrigen Abend das Vaurhall, und ſetzte mich bei Weſtminſter-Bridge auf ein leichtes Themſeboot, das mich bald bis zu den magiſch erleuchteten Feengärten des Vaurhall hinruderte. Aber was bei dieſen Volksvergnügungen fehlt, iſt, wie jetzt überall in der Welt, Volk! Alle Volksfeſte haben jetzt in der That etwas Geſpenſtiſches, und man begreift nicht, wo das Volk hingekommen ſein muß, da man es jetzt nirgend mehr anzutreffen weiß in den modernen Staaten und Städten. Warum hat man noch keine akademiſchen Preisaufgaben geſtellt über die zunehmende Unpopularität der Volksfeſte und Volksvergnügungen in unſerer Zeit, und über die Urſachen derſelben? — Was ſonſt die Herrlichkeiten des Vaurhall anbetrifft, ſo blieben ſie keineswegs hinter meiner Erwartung zurück, es ſind glänzende und wahrhaft zauberiſche Einrichtungen, wie ich ſie in keiner andern Stadt zu Volksluſtbarkeiten gefunden habe, und ſelbſt der Prater

und der Augarten in Wien können, hinsichts der kunstvollen Anordnung, keinen Vergleich damit aushalten. Aber diesen Volksörtern in Wien muß man nachrühmen, daß sie menschenreicher und gestaltenbelebter sind, als es noch irgendwo der Fall ist, wie man denn überhaupt noch in Wien ein volleres und unmittelbareres Volksleben antrifft, als selbst in Paris oder London. Ich durchstreifte die geheimnißvolle italienische Allee des Vauxhall, wie Diogenes nach Menschen suchend, und da ich keine fand, lief ich wieder an die Themse zurück, und ließ mich nach Westminster-Bridge fahren. Daß Ihre fashionable Welt das Vauxhall nicht besucht, begreife ich, weil der Eintrittspreis zu wohlfeil ist und nur vier Schilling kostet, aber das Volk, das Volk, das Volk! wie kommt es, daß man es jetzt überall vergebens sucht? Nächstens hoffe ich es aber auf den großen Pferderennen in Hampton Court wenigstens einigermaßen in seiner colossalen Massenhaftigkeit zu treffen, wenn ich nicht ganz an ihm verzweifeln soll! —

Bei unserm gemeinsamen Freund, dem Sanscrit-Professor Rosen, dem liebenswürdigsten deutschen Gelehrten, den ich kenne*), fand ich neulich auch

*) Friedrich Rosen, ein trefflicher, ächt deutscher

unvermuthet einen deutſchen Naturdichter, der hieher nach London verſchlagen iſt, und den Sie kennen lernen ſollen, ſobald Sie wieder in der Stadt ſind. Er heißt Niclas Müller und iſt ſeinem Handwerk nach ein Buchdrucker aus Wür-

---

Charakter, der eine mädchenhafte Liebenswürdigkeit des Weſens mit großartigen und gediegenen Kenntniſſen verband, iſt ſeitdem geſtorben, und ſeine Landsleute, die an ihm einen treuen Freund und Führer in der großen Weltſtadt hatten, werden künftig nur ſein beſcheidenes Grab in London finden. Er war von Geburt ein Weſtphale, empfing aber ſeine durchgreifende, auch mit Philoſophie vielfach genährte Bildung in Berlin, und verlebte ſieben Jahre in London als Profeſſor des Sanſcrit an der London-Univerſity. Die Theilnahme für dieſe Studien zeigte ſich freilich in London ſo gering, daß Roſen oft Jahrelang keine Zuhörer fand und nicht zu leſen im Stande war. Da die Profeſſoren an der London-Univerſity kein Gehalt beziehen, ſondern lediglich auf den Ertrag ihrer Vorleſungen angewieſen ſind, ſo war es ein Glück für Roſen, daß ihm die Mitarbeit an dem Catalog der orientaliſchen Handſchriften im British Museum übertragen wurde, wodurch er ſich ſorgenfrei in London erhalten konnte. Seine ſeltene Anſpruchsloſigkeit war merkwürdig im Vergleich zu ſeinen Kenntniſſen, von denen er in ſeinen Radices der gelehrten Welt eine gewichtige Probe gab. Leicht ſei ihm die fremde Erde!

temberg, seinem Wesen nach aber ein Dichter, und hat vor einiger Zeit ein Bändchen Poesieen herausgegeben, die ihm allmälig und wie von selbst bei seiner Druckermaschine eingefallen sind. Hübsch ist die Art, wie er selbst in einer Einleitung von seinem Leben spricht, und wie er von seinem armen abergläubischen Vater erzählt, der sich zeitlebens mit Alchemie, Weissagungen und dem Stein der Weisen abgegeben, und der auch seinem Niclas prophezeite, daß dieser einst einen grossen Schatz finden würde. Niclas nun glaubt ihn wirklich gefunden zu haben, und meint, die Poesie sei dieser Schatz, der ihm in seinem Innersten aufgegangen. Jetzt hat er sich aus seiner schwäbischen Heimath aufgemacht, um die Welt zu sehen, und um zu wandern, wie es von Alters her die deutschen Handwerker und Poeten gethan. Er hat hier in einer Buchdruckerei in der City zu arbeiten angefangen, und es gefällt mir von ihm, daß er sich hier überall, in der naiven und treuherzigen Einfachheit seines Wesens, als Buchdrucker einführt, und nicht als Dichter. Sie müssen ihn sehen, um einen Begriff von der schönen, tüchtigen und kernhaften Art des deutschen Handwerkerthums zu bekommen, wie es sich an ihm in einer allerdings veredelten, aber noch seinem

Typus getreuen Erscheinung verräth. Sie glauben nicht, wie viel Poesie in dem deutschen Handwerkerthum steckt, und wie dies eine ganz besondere Gattung von Individualität ist, die man nirgend anderswo hat, freilich sehr abgeschwächt und modernisirt in den letzten Zeiten, besonders seit dem Verfall des Zunftwesens, aber hier und da noch in seinem wahren Kern fortdauernd. Diese poetische deutsche Handwerkernatur ist es, die in Niclas Müller's Persönlichkeit mir so kräftigend entgegentrat und unbeschreiblich wohlthuend ist, die ich aber leider in seinen Gedichten fast gänzlich vermisse. Weil man ihn mir einen Naturdichter genannt, so hoffte ich darin auf einen frischen Volkston, nach dem mein Herz so lange geschmachtet, aber ich fand bereits die Baumschulenzucht der schwäbischen Lyrik darin, die sich Müller angenommen und worin ihn sein Mentor Gustav Schwab unterwiesen hat. Vielleicht bringt ihn jetzt die Entfernung von Deutschland dazu, daß er sich ganz und gar auf sein eigenstes und ursprüngliches Wesen wieder zurückführt, und Lieder singt, wie sie einem ächten deutschen Handwerker, der ein tüchtiges und kräftiges Herz hat, geziemen. Dann kann er viel Neues und Originelles leisten, und er besitzt das Zeug dazu schon in seiner eigensten

Persönlichkeit. Er ist eigentlich ein gelernter Schriftsetzer, aber weil ihm bei dem Setzekasten nicht so viel Muße bleibt, seinen Gedanken nachzuhängen, beschäftigt er sich lieber an der Druckerpresse, und setzt blos seine eigenen Gedichte. —

Hier in London begegnet mir nicht mehr das Glück, daß man mich für einen Engländer hält, eine Ehre, die ich in Paris alle Tage auf der Straße haben konnte. Im französischen Volke giebt es eine gewisse Borniertheit in der Beurtheilung der fremden Nationalitäten, und wie die Türken Alles Franke nennen, was sich von Ausländern bei ihnen sehen läßt, so hält der gemeine Franzose jeden Fremden für einen Anglais und scheint kaum noch eine andere Nationalität zu kennen. Ihre Landsleute haben es gut in Paris, und vergnügen sich überhaupt viel besser dort, als die Franzosen selbst, da sie in die glänzenden Genüsse der französischen Hauptstadt ihren eigenthümlichen Comfort hineinzubringen verstehen und sich mit größerer Behaglichkeit einzurichten pflegen. Sie wissen, wie sehr mich das Treiben der englischen Familien in Paris angesprochen hat, namentlich ihre Liebhabertheatervorstellungen in dem Hôtel Castellane, wo ich so schöne Stunden an Ihrer Seite zubrachte. Jetzt bin ich noch nicht

recht im Klaren, wie es mir in London in gesellschaftlicher Hinsicht mit Ihren Landsleuten ergehen wird, da es so schwierig ist, derselben auf eine rasche Weise habhaft zu werden. Man muß hier entweder Familienmitglied oder Clubmitglied werden, dann kann man sich wohlbefinden; eine Mittelstufe des Zusammenlebens, wie in Paris das Café für das öffentliche und der Salon für das gesellschaftliche Begegnen ist, giebt es in London nicht. Daß die Engländer nicht, wie die Franzosen, gewohnt sind in Caféhäusern zu leben, sieht man sogleich an der schlechten und trostlosen Einrichtung der londoner und an der Vortrefflichkeit der pariser Cafés; das Café ist eine durchaus französische Lebenserfindung, die dort allen übrigen Einrichtungen und nationellen Gewohnheiten entspricht und von den Engländern und Deutschen nur mittelmäßig nachgeahmt wird. In einen Londoner Club aufgenommen zu werden, könnte mir wohl gefallen, da sich viele Vortheile damit verbinden. Man hat an dem Clublocal gewissermaßen eine zweite Wohnung in der großen Stadt, besorgt dort alle seine Geschäfte, liest die Zeitungen aller Nationen, schreibt seine Briefe, Tagebücher und was man sonst zu thun hat, findet zu jedem Augenblick einen zuverlässigen Boten an

dem Dienerperſonal, wenn man irgend eine Sendung zu machen benöthigt iſt, läßt ſeine Briefe auf die ſicherſte Weiſe dorthin adreſſiren, erhält durch ein abgebrochenes und gelegentliches Geſpräch mit den übrigen Mitgliedern, das nicht viel Mühe und Unkoſten verurſacht, eine raſche und oft aus den beſten Quellen fließende Ueberſicht der Tagesvorgänge, und genießt endlich auch eine ſehr gute und verhältnißmäßig ſehr wohlfeile Beköſtigung, und das Alles für einen Beitrag, der beſonders einem Fremden bei den ſonſtigen londoner Verhältniſſen ſehr klein erſcheinen muß. Aber man muß von einigen engliſchen Mitgliedern gewiſſermaßen garantirt werden, ehe man die Aufnahme in einen ſolchen Club erlangen kann.

In dem Caféhauſe bei Very in der Regentſtreet, welches jetzt das großartigſte von London iſt und in Paris nur für ein mittelmäßiges Vorſtadtcaféhaus gelten würde, ſieht man ſehr viel Deutſche, und darunter manches traurige und bekümmerte Geſicht. Es giebt jetzt ſehr viele Flüchtige hier, die in London ihr letztes Aſyl genommen und ein ſehr bejammernswerthes Daſein führen, da hier jede Art, ſich Mittel der Exiſtenz zu erwerben, erſchwerter iſt als anderswo, und außerdem die Langeweile dieſe Unglücklichen aufreibt. Auch der berüch-

tigte Mazzini, ein Menſch von einer wahnſinnigen Genialität, iſt mir hier gezeigt worden, unter dem ſich jetzt das junge Deutſchland aus der Schweiz völlig überſiedelt und in London ein feſteres Lager als jemals aufgeſchlagen hat. Dieſe tolle und verderbliche Partei ſcheint ſich jetzt hier in ſehr glänzenden Umſtänden zu befinden und es iſt kein Zweifel, daß Lord Palmerſton ihnen letzthin nicht unbeträchtliche Summen Geldes angewieſen. Jedoch iſt ihr Hauptaugenmerk in dieſem Moment auf Spanien gerichtet, wo ſie wie hetzende Hunde unter die Parteien geſchickt ſind. Aber ich muß fürchten, zu tief in die Politik hineinzugerathen, und ſage Ihnen für heut Lebewohl! Ich wollte Ihnen mit dieſer Epiſtel nichts weiter anzeigen, als das: Auch ich in England, und nun kenne ich Ihre Güte, die mir bald auch Ihre Perſon zuführen wird! —

2.

An Louis.

Während ich die Herrlichkeiten der londoner Season genoſſen, wirſt Du Dich unterdeß zu Pferde zwiſchen * und ** weidlich herumgetummelt haben. Recht ſo, Alter! Zu Fuße will es bei Euch in Deutſchland nicht mehr recht vorwärts gehen, man muß es einmal zu Pferde verſuchen, um über die Bahn mit Hinderniſſen fortzukommen! Was mich betrifft, Louis, ſo bin ich ein völliger Engländer geworden. Dieſe herrliche Inſel mit ihren gedämpften Lichtern und traulichen Schatten hat mir viel Liebes angethan, und ich habe unſerer Mrs ** geſchworen, England an den Vorurtheilen der Deutſchen zu rächen. Manche werden vielleicht zu mir ſagen: Du haſt gemeint, die Luft der Freiheit zu athmen, aber Narr, es war Steinkohlenluft, die Du ſchlucktest! Du haſt

Dich überall von Gemüthlichkeit umgeben gesehen, aber das waren die Nebel von London, die Dich hinderten, schärfer zu sehen. Du hast Toleranz gefunden, aber es war Phlegma und Unempfindlichkeit; Du hast geglaubt, hier wahrhaft in den Kern des Lebens zu beißen, aber war es nicht hartes und halbrohes Beefsteaks-Fleisch, das Deine deutschen Organe nicht zu verdauen wußten? — Ich bin nicht Dein Vater Cephises, Louis, aber ich sage Dir dennoch Nichts als Dieses: In einigen Jahren kommst Du nach England, und ich bin auch dort, in einem hübschen stillen Hause, nicht weit von Hyde-Park, in dem Du in den allergrößten Dimensionen reiten kannst. Dann sitzen wir zusammen in unserm Pleasure-Ground, oder gehen auf Piccadilly spazieren, und lieben unser gutes und unvergeßliches Deutschland aus der Ferne. Nicht wenn man es schlecht hat, sondern wenn man in der Fremde Leben und Liebe findet, hat man die ferne Heimath erst recht lieb und dann unsäglich. Seltsames Ding, daß es in der Fremde so viel Liebe, in der Heimath so viel Haß, Mißhandlung und Gleichgültigkeit gibt! —

Meine großen und kleinen Freuden willst Du wissen? Wenn Du sähest, mit welcher Schweig-

ſamkeit und großartigen Stille die hieſige Bevölkerung den Glanz ihrer Seaſon hinnimmt, ſo würdeſt Du finden, daß es nicht Manier in London iſt, von dem, was man genießt, viel zu ſprechen. Man kann jedoch noch von der diesjährigen Seaſon ſprechen, da der Tod des guten Königs Wilhelm IV. ſie nicht, wie es anfangs ſchien, vorzeitig endete, ſondern nur mit etwas ſchwarzem Flor einfaßte. Die junge und ſchöne Königin Victoria hat den Theatern, Concerten, Pferderennen und allem Uebrigen, was zur Faſhion und einer faſhionablen Exiſtenz gehört, wieder freien Lauf gelaſſen, während die Theaterunternehmer zuerſt durch das Donnerwort, daß bis in den November hinein alle Luſtbarkeiten unterbleiben ſollten, in Verzweiflung gerathen waren. Man befurchtete ſchon, mehrere Theaterdirectoren aus der Themſe wieder herausfiſchen zu müſſen. Aber das achtzehnjährige Blut einer Königin mag kein Freudenſtörer im Lande ſein, und höchſtens hat ſie den Tories auf einige Zeit den Spaß verdorben, während ihr die Whigs ein um ſo freudenhelleres **God save Victoria** in die Ohren ſchmettern. Vielleicht täuſchen ſich beide Parteien in dieſem jungen Thron, der ahnungsvoll, unſchuldig und lieblich wie Maidenblush-Blüthe in

die verworrene Zeit hineinlächelt, aber die Theater-Entrepreneurs verdienten, als die treueſten Unterthanen der engliſchen Krone, eine Berückſichtigung. Denn kein Theaterzettel wird im Coventgarden oder Drurylane oder irgendwo ausgegeben, auf dem nicht unten in der Ecke die Deviſe: **vivant rex et regina!** (jetzt blos: **vivat regina!**) gedruckt ſtände. Man darf ſich nicht wundern, daß in England ſelbſt die Theaterzettel royaliſtiſch ſind! Das Königthum iſt in England volksthümlich, es iſt eine hohe und feſte Säule, in der ſich alle Parteien zuſpitzen, und zu deren Füßen John Bull fröhlich ſein **rule Britannia** donnert. In der City ſah ich dies Volk in ganzen Schaaren um die Straßenecken ſich drängen, wo das Bulletin über die Krankheit des Königs in kleinen Gitterkaſten angeſchlagen war. An einem Sonntage ging ich über Pall Mall ſpazieren, und begegnete mehr Leuten als man ſonſt des Sonntags auf den londoner Straßen zu ſehen pflegt. Ich folgte ihnen, es ging nach St. James Palaſt, um über das Befinden des kranken Königs Nachricht einzuholen, aber die Geſetze eines engliſchen Sonntags ſind noch mächtiger und unerſchütterlicher als König, Volk, Tod und Alles. Am Sonntage, wo man in London nicht

einmal ein Stück frisches Brot haben kann, war auch keine Kunde über den königlichen Kranken zu erlangen, es gab nicht einmal ein Bulletin. —

Es ist angenehm, daß die Engländer ihre Saison in die schönere Jahreszeit legen. In Paris, wo man irrigerweise noch so thut, als lebe man unter einem südlichen Klima, muß man die Freuden der Saison gar zu empfindlich mit der Kälte, Straßenkoth und beständigem Regenwetter theilen. Der Engländer, der später aufs Land und auf Reisen geht, ersieht sich auch hierin seinen Comfort ab, und während er seine Guineen auswirft, um die Talente aus allen Ländern zu seiner Season herbeizulocken, hört er zugleich schon die Nachtigallen in Regents-Park schlagen, die mit Madame Pasta und der ganzen italienischen Oper um die Wette flöten. Die mildere Jahreszeit erhöht auch den Reiz der fashionablen Toiletten, denen man auf den Spazierfahrten, Promenaden, Morgenconcerten und im Kingstheater begegnet. Uebrigens geht in der Season der Londoner Alles so sehr nach dem hergebrachten Maßstabe zu, daß man mitten im Tumult und Genuß doch kaum Jemanden sich in außerordentliche Bewegung setzen sieht. Der Engländer läßt Alles still an sich herankommen, und wenn er es

hat, mag er ſich nicht merken laſſen, wie viel es ihm bedeutet, wenigſtens in der Seaſon nicht, denn das wäre gegen die Faſhion. Dabei nimmt er aber um nichts weniger tief und ſinnig alle Eindrücke auf. Und wenn Du faſhionable ſein und werden willſt, ſo kannſt Du gar nicht fehlen, es gibt einen beſtimmten Codex für die engliſche Modewelt, von dem Du weder abgehen, noch zu dem Du hinzuthun darfſt, und der Dir ſagt, was Du anziehen und wo Du wohnen, welche Bälle und Geſellſchaften Du beſuchen, und welche Pferde Du reiten ſollſt, welches Geſicht Du im Theater, beim Frühſtück, im Wagen und auf der Straße zu machen haſt. Man könnte ſich einen homunculus der engliſchen Faſhion nach einem beſtimmten Recepte kneten und ihn während der Dauer der Seaſon für einen leibhaften Menſchen halten. Aber ich werde Dir in der Folge noch davon ſchreiben, wie dieſe ſcheinbare Kryſtalliſation und Verſteinerung des engliſchen Weſens doch eigentlich nur um den herrlichſten Kern ſich herumlegt, gleichſam ihn ſchützend und behütend gegen das fremde rauhe Außenleben. Der Engländer iſt nach Außen ein wunderliches Mimoſenkraut; nach Innen, in ſeine Herzen, ſeine Häuſer und ſeine Familien hinein verbirgt er

ſeine wahre Blüthe und lebt da ein ſeltenes Liebeleben. —

Ich kam von Frankreich, und hatte deshalb eine etwas härtere Aufnahme in dem Hafen von London zu erfahren als Fremde aus andern Gegenden. Während England das einzige Land in ganz Europa iſt, wo man von Päſſen und Paßbeſchwerden gar nichts weiß, wurden wir doch bei unſerer Ankunft aus Boulogne in das Cuſtom-Houſe gebracht, um dort auf unſere Päſſe einen engliſchen Ankunftsſchein in Empfang zu nehmen. Dann ſperrte man uns in ein Zimmer ein, vor dem ſich ein Mann Wache befand, um Niemand herausgehen zu laſſen, der nicht ſeine Sachen der Viſitation unterworfen. In dieſem Zimmer fanden wir ſchon beim Hereintreten eine Liſte an die Wand angeſchlagen, welche zu meiner Verwunderung unſere ſämmtlichen Namen der Reihefolge nach enthielt, und in dieſer wurden wir aufgerufen. Es war vorgeſchrieben, bei ſeinem Namen mit einem lauten und vernehmlichen here zu antworten. Die Unterſuchung iſt ſehr genau und die verſteuerbaren Gegenſtände bedeutend theuer. Die franzöſiſchen Literaten in Paris hatten mir ihre neuen Bücher geſchenkt, und ſo trug ich unglücklicherweiſe eine ziemliche Portion Literatur bei mir, de-

ren Einführung in England ſehr koſtſpielig iſt. Meine Bücher wurden genau ausgepackt, einige engliſche, welche ſich darunter befanden, als freigehend bei Seite gelegt, die übrigen gewogen, und der Urtheilsſpruch darüber lautete: ten shillings! — Menzel, der Franzoſenfreſſer, von Börne, war als franzöſiſches Buch mitgewogen worden.

An die Theuerung des engliſchen Lebens gewöhnt man ſich ſchon einigermaßen in Boulogne, dieſem am Meere liegenden merkwürdigen Petrefacten des Londonismus. Dieſe Art Verengliſirung iſt beiſpiellos auf einem nichtengliſchen Boden, und es gibt keine andere Stadt, die ein ähnliches Schauſpiel darböte, wie Boulogne-sur-Mer. Aber es hat der Curioſität wegen einen intereſſanten Anſtrich. Zwiſchen drei und fünf Uhr Nachmittags muß man die Promenaden von Boulogne, die Straßen, die zum Hafen führen, beſonders die belebte Rue de l' Ecu, und den Hafen ſelbſt beſuchen, und man befindet ſich mitten unter einer engliſchen Bevölkerung. Ueberall rollen die eigenthümlichen kleinen Fuhrwerke, die engliſche Familien oft mit ſich auf Reiſen nehmen, an Dir vorüber. Dies ſind niedrige vierrädrige Stuhlwagen, offen, und mit zwei Reihen Sitzen,

auf dem eine ganze Familie Platz hat, und hinter dem Wagen ſieht man häufig noch die Tochter auf einem Mauleſel herreiten, in der ſtillen ſittigen Haltung, die den engliſchen Mädchen eigen iſt. Es iſt ein Lieblingsvergnügen der Engländerinnen in Boulogne, auf Mauleſeln zu reiten, wozu die bergig liegenden Straßen der Stadt auffordern, und es gewährt ein maleriſches, aber auch bizarres Tableau, wenn man ſie im vollen modiſchen Damenputz auf dieſen kleinen patriarchaliſchen Thieren berg ab und bergauf traben ſieht. Sie erreichen jedoch nicht die natürliche Grazie der franzöſiſchen Landleute, die in dieſer Gegend faſt allgemein der Mauleſel ſich bedienen und darin oft höchſt pittoreske Aufzüge darbieten. Man ſieht dort auf dem Lande Gruppen, die dem Maler einer Flucht aus Aegypten das ſchönſte Muſterbild geben würden, und ich habe nichts mehr bewundert als die franzöſiſchen Bauermädchen, wie ſie majeſtätiſch graziös über den Sattel ihrer Thiere hingelagert ſaßen. Den Engländerinnen fehlt dabei das Amazonencoſtum, das ihnen erſt eine freiere Haltung verleiht und worin ſie die Parks von London wie Wundererſcheinungen durchſchweben. Man lernt jedoch in Boulogne, näher an England ſelbſt und gewiſſermaßen die über-

ſeeiſche Vorſtadt von London, ſchon die eigene Liebenswürdigkeit des engliſchen Weſens einſehen, und dämpft allmälig die Vorurtheile, welche die auf dem Continent herumreiſenden Engländer gegen ihren Nationalcharakter in Umlauf geſetzt haben. Fern von ſeinem Mutterlande fühlt ſich der Engländer, der das ſtärkſte Heimathsgefühl unter allen Nationen hat, befangen, gekreuzt und in allen Dingen behindert, er wird ungeſchickt und dadurch leicht verdrießlich und abſtoßend. Zugleich iſt er wie ein liebes Kind ſeines Englands, dem in der Fremde überall die Mutter fehlt. Gewohnt, erſt am geborgenen Kamin ſeines Zimmers, am Familienheerde, mit ſeinen Empfindungen aufzuthauen, ſieht er in den Fremden Anfangs immer nur Solche, die ihn nicht verſtehen, die nicht mit ihm ſympathiſiren. Der Engländer iſt empfindſamer als Ihr glaubt, er hat einen geheimen Ueberfluß an Herz, an Zartheit. Ich ging öfter des Abends im Hafen von Boulogne ſpazieren und hatte Engländer zu meiner Geſellſchaft. Das Meer hat hier ſchon eine bedeutſame Perſpective, beſonders von den Berghöhen angeſchaut, die von einer Seite den Hafen umſchließen. Die eine Pfahlreihe des Hafens geht eine ziemliche Strecke ins Meer hinein; hier, wo kühle Seelüfte erfriſchen, ſpa-

ziert gewöhnlich die fashionable Welt von Boulogne auf der Diele und blickt der untergehenden Sonne zu, die sich ins Meer stürzt. Ich sah hier herrliche englische Augen zum Untergang der Sonne leuchten, und Stimmen lispelten dazu, mit einer Musik der Empfindung, die aus dem Abendhimmel selbst herabzutönen schien. Um diese Zeit ist das Meer trocken, die Ebbe hat es geheimnißvoll entführt, aber in den Herzen unserer Engländerinnen entstand oft erst hohe Fluth, und sie hauchten Gedanken aus, die man in Deutschland als zu sentimental mit Unrecht verlernt, oder aus der Umgangssprache verwiesen hat. Ich glaube, Louis, die Deutschen können toll genug sein, sich ihrer alten guten Eigenschaften zu schämen, und doch keine neuen dafür zu lernen. Ich versichere Dich, daß man gegenwärtig in England und in Frankreich viel sentimentaler, viel empfindsamer und viel gemüthlicher ist als in Deutschland. Ich habe genau auf die Stimmung geachtet. —

3.

An Denſelben.

Mein erſtes Quartier in London nahm ich, dem Beiſpiele des Herrn von Raumer folgend, in der City, um mir am andern Morgen in einer faſhionablen Gegend eine Wohnung zu ſuchen. Es iſt aber nicht rathſam, auch nur eine Nacht in der City zuzubringen, ſo bequem es ſein mag, gleich in der Nähe des Hafens unter Dach und Fach zu kommen. Die Nachtheile ſollſt Du gleich hören. Ich ſetzte mich noch an demſelben Abend in eines jener wunderlichen Cabriolets, die ſo ſeltſam geſtaltet ſind, daß Sir John Fallſtaff gewiß ſagen würde, es habe ſie Jemand nach dem Abendeſſen aus Käſerinde geſchnitzelt, und fuhr, ich weiß nicht mehr, wie viele Meilen weit, um in das Drurylane-Theater zu gelangen. Ich ging in das Pit, wie man hier das Parterre

nennt, in dem ſich zu meiner Verwunderung faſt mehr Damen als Herren befanden, während es in Paris durchaus dem Anſtande zuwider wäre, wenn ſich eine Dame anders als in einer Loge zeigen wollte, wovon ſelbſt die theuern Sperrſitze in der italieniſchen Oper und in der **Académie royale de Musique** keine Ausnahme machen dürfen. Das Parterre des Kings-Theaters in London, das freilich eine halbe Guinee koſtet, nimmt ſelbſt die faſhionableſten Geſtalten der ſchönen Welt auf. Ich will aber nicht unterſuchen, was es für Damen ſind, welche in Drurylane und Coventgarden das Pit vorzugsweiſe bevölkern (auch im zweiten Range ſammeln ſich dieſe geſetzloſen Schönheiten in unzähliger Maſſe); ſondern ich will Dir nur eine Anekdote erzählen, deren Pointe die City iſt. In einer der Seitenlogen des Parterre ſah ich einen hagern Engländer wieder, den ich ſchon in Paris gekannt, und der freundlich genug war, mir mit einem **I am very glad to see you** entgegenzuwinken. Noch ehe der Vorhang aufging, hatte er mich auf den andern Morgen zum Frühſtück eingeladen, er fragte mich, wo ich wohne, ich nannte in meiner Argloſigkeit die City, er fuhr erſchrocken zuſammen, biß ſich auf die Lippe und verſtummte. In dieſem Au-

genblicke nahm die neue Oper ihren Anfang. Im nächſten Zwiſchenacte beſtellte er unter irgend einem Vorwande das Frühſtück bei mir ab, nachdem er den ganzen Act hindurch mit ſich ſelbſt gekämpft und gerungen zu haben ſchien. Nach Ende des zweiten Acts konnte er es nicht mehr aushalten und empfahl ſich mit einem kalten **I hope I shall soon see you again.** So kam ich um ein Frühſtück, blos weil ich in der City von London abgeſtiegen war, denn ein Engländer kann nicht begreifen, wie ein Gentleman, der kein Gewürzkrämer und kein Fabrikant iſt, in der City ſich aufzuhalten vermag, es liegt ihm etwas Unheimliches in dieſer Vorſtellung, und er faßt irgend einen Argwohn. Wenn Du in der City wohnſt, ſieht er ſich genöthigt, Dir ſeinen Umgang aufzukündigen, und wenn zwei Liebende hier auf ewig miteinander brechen wollen, braucht der Eine nur nach Leadenhall-Street zu ziehen, während der Andere in der prächtigen Regent-Street wohnt. In Paris kann man im unſcheinbarſten Winkel eines abgelegenen Faubourg hauſen, und bleibt derſelbe Mann, behält ſeine Menſchheit, ſeine Rechte und ſeine Vorzüge. In London iſt man von der höheren Geſellſchaft ausgeſchloſſen, ſobald man ſich in die City verbannt hat. Und doch ruht auf

dieſer City der Stolz von ganz England, ſie iſt das alte Document ſeiner nationalen Würde und Eigenthümlichkeit, das Blutaderſyſtem ſeines Handels, ſeiner überſeeiſchen Verbindungen, ſeiner Reichthümer und ſeines ganzen induſtriellen Lebensgetriebes; im bunten Gewühl ihrer Straßen begegnet man dem Kern der Bevölkerung, und ich habe nie ſchönere und friſchere Geſichter geſehen, als wenn ich auf Cheapſide in der City ſpazieren gegangen bin. —

Ich will Dir aber von der neuen Oper im Drurylane-Theater etwas ſchreiben, da ſie gewiſſermaßen eine Merkwürdigkeit der diesjährigen Seaſon iſt. Sie heißt: Katharina Grey, der Text iſt von George Linley, und die Muſik von M. W. Balfe. Dieſer Componiſt, der ein guter Tenoriſt am Drurylane iſt, hat ſich ſchon früher in einigen glücklichen und gefälligen Compoſitionen gezeigt, die auch bei uns in Deutſchland nicht unbekannt geblieben. Das Bemerkenswerthe an dieſer Seaſon-Neuigkeit iſt aber der Verſuch, eine große engliſche Nationaloper ſchreiben zu wollen, der erſte dieſer Art, meines Wiſſens. Die Engländer gehen ſeit einiger Zeit mit dem Lieblingsgedanken um, ihrer Nationalität auch die Kunſt zu erobern und namentlich zwiſchen ſich und der Muſik einen

rail way anzulegen, auf dem es aber nicht so rasch vorwärts will, als zwischen Liverpool und Manchester. Bekanntlich hat sich sogar eine Gesellschaft unter dem Patronate des Lord Burghersh in London gebildet, um vorzugsweise die Bestrebungen zur Hervorrufung einer englischen Nationaloper zu fördern. Diese Gesellschaft besitzt einen Fonds von 50,000 klingenden Pfunden Sterling, aber dieser ansehnliche Silberklang, in Musik gesetzt, hat bis jetzt noch immer keine rechte Harmonie geben wollen. England hat seine Banknoten, aber die Göttin Cäcilia hat andere Noten, die sie für sich behält. In der neuen Oper des Herrn Balfe sollte denn nun Alles national sein, der Componist ein Englishman, das Textbuch englisch, der Stoff aus einer der glorreichsten Zeiten und Gestalten der englischen Geschichte gewebt. Die Engländer sehen hier ihre stolze, jungfräuliche Königin Elisabeth auftreten und mitunter die zärtlichsten und gefühlvollsten Noten von der Welt singen, denn Elisabeth liebt, sie liebt den Grafen Hertford, der aber heimlich mit Katharina Grey vermählt ist. Das Buch der Oper ist in vieler Hinsicht zu rühmen, und mit besonderem Takt und Geschick ist das Nationale des Stoffes, der für die Musik so viele spröde

Elemente darbieten mußte, behandelt. Wie ſieht es aber mit der Nationalität der Muſik aus? Dieſe iſt aus ſehr fremdartigen Nationalitäten zuſammengeſetzt, denn ſie beſteht faſt nur aus Reminiscenzen deutſcher und italieniſcher Muſik, die aber geſchickt und talentvoll in einen gewiſſen Guß verarbeitet ſind. Das Anerkennenswerthe iſt, daß Herr Balfe mehr das Einfache, als das Geräuſchvolle erſtrebt, und im Ganzen einer ruhigen künſtleriſchen Haltung nachgetrachtet hat. Seine Recitative ſind gut und haben eine gewiſſe ſimple Würde, die Arien dagegen verlaufen ſich häufig in eine Monotonie, die wahrhaft engliſch iſt und unerträglich werden kann. Die Cadenzen klingen faſt alle wie eine Leier. Der Componiſt iſt gewiß nicht ohne Talent, aber was iſt am Ende Talent ohne eigene Ideen, und kann dann noch von einem ſolchen die Rede ſein? Dieſe Art Beſtrebungen um eine engliſche Nationaloper erſcheint jedoch wie verlorene Liebesmühe. Etwas Nationales, das erſt gegründet werden ſoll, wird und bleibt nichts Nationales. Man kann in eine Nationalität nichts hineinbringen, und nur das, was in ihr iſt, kann man aus ihr herausbringen.

Die Oper macht übrigens ihr Glück. Ein Engländer ſieht und hört mit andern Augen und

Ohren, wenn ſeine Queen Elizabeth ihm etwas vorſingt, und ihm ſchon bei dieſer patriotiſchen Vorſtellung das Herz in höhern Takten ſchlägt, ſo daß er es mit den Takten der Muſik nicht ſo genau nimmt. Uebrigens fiel mir, gegen Paris gehalten, das ſtille, geräuſchloſe Benehmen des engliſchen Theaterpublicums auf. Das groſſe Haus füllt ſich im Anfang ſo unmerklich, daß man es kaum gewahr wird, und in den Zwiſchenacten, wo in den pariſer Theatern ein unaufhörliches Gedränge und Geſchiebe iſt, geht kaum Jemand hinaus, kaum ſpricht Jemand laut mit ſeinem Nachbar. Ich fuhr wieder in meine City zurück, und fand dort in meinem Gaſthofe einen Italiener, der kein Wort Engliſch verſtand, und auf Franzöſiſch ein ſeltſames Geſpräch über die engliſche Sprache mit mir anknüpfte. Er moquirte ſich förmlich über den ungraziöſen Ausdruck des Engliſchen, über das Geſichterſchneiden und Mundverdrehen, welches die Ausſprache ſchon organiſch nothwendig mache, über den lächerlichen Widerſpruch zwiſchen dem Schreiben und Sprechen der Wörter. Vergebens führte ich ihm zu Gemüthe, daß man ſich über die Natur einer Sprache nicht moquiren könne und dürfe. Mein Italiener aber behauptete hitzig, die engliſche Sprache könne und

müsse corrigirt werden, die italienische sei auch corrigirt worden, er verwies mich auf die bekannte Schrift von Botta, und machte allerhand possirliche Bewegungen, um mir durch Mimik zu beweisen, wie abgeschmackt die englische Aussprache sei, von der er die wunderlichsten Laute und Wörter mit einem wirklich komischen Talent sich angeeignet hatte. Er machte dabei eine wahre Affenpantomime, so daß ich laut über ihn lachen mußte, ihm dann aber nur um so härter Unrecht gab. Ehe ich mit Engländern in einen nähern Verkehr gerathen, hatte ich ihrer Sprache auch mehrfach Unrecht gethan, und nie geglaubt, daß man z. B. in der Musik auf den englischen einsylbigen Wörtern so harmonisch aushalten und diese th- und w- Laute mit so viel Ausdruck und Grazie singen könne, wie ich es noch an demselben Abend von Mrs. Wood, welche in der genannten Oper die Katharina Grey sang, gehört. Diese Mrs. Wood ist eine kräftige Amerikanerin, nicht mehr ganz jung, aber mit einer großen Gewalt und einem merkwürdigen Umfange der Stimme begabt, und die scharfen Schrotkörner der englischen Aussprache schwebten wie leichte Blüthenflocken von ihren Lippen. In der Prononciation der englischen Sprache hat sich allerdings die

ganze Caprice dieſer Nation verſinnbildlicht, ihre Ausſprache iſt ganz aus engliſchem Whim zuſammengeſetzt und kann den Fremden zuweilen zur Verzweiflung bringen, nicht ſo ſehr wann er ſprechen, als wann er hören und verſtehen ſoll, denn was willſt Du anfangen, Louis, wenn die ſchönſten Sachen, die Dir vielleicht eine himmliſch gute Engländerin zuflüſtert, ſich Dir in einen eben ſo großen Nebelduft hüllen, wie die Straßen Londons, in denen man zuweilen die Häuſer nicht herauserkennt, und an den Häuſern die Thüren nicht findet, um einzutreten. Aber bald wirſt Du Ohren bekommen, zu hören, ſo wie der, welcher eine Zeitlang im Nebel gegangen, allmälig auch zum klaren Sehen gelangt. Dann wirſt Du herrliche Dinge hier hören. Eine Thorheit aber iſt es faſt, über den Wohllaut einer Sprache zu ſtreng und kategoriſch abzuurtheilen und ihr gewiſſe Fähigkeiten abzuſprechen, ſo lange man ihr noch nicht im Leben nahe geſtanden. Ich behaupte, daß jede Sprache ohne Unterſchied ihre eigenthümliche Muſik hat, die aus ihr herausgehört werden kann, denn der höhere Wohllaut einer Sprache iſt immer geiſtiger Natur und kann ihr auf geiſtigem Wege geliehen werden. Eine gebildete und gemüthvolle Nation wird am Ende

die rauheſte Mundart geiſtig bezwingen, und die Töne, die einen ſchönen Gedanken ſagen, werden nicht leicht ohne alle Melodie bleiben. Je mehr man mit fremden Sprachen durch das Leben ſelbſt verwächſt, je mehr ſieht man ein, daß ſie alle eine gleiche Anwartſchaft darauf haben, dem lieben Gott als eine und dieſelbe Muſik in die Ohren zu tönen.

Wie melodiſch wünſcht mir nicht mein Stubenmädchen ihr **good night, Sir!** Ich ſage Dir auch für heut **good night, Louis!** In England iſt man wieder unter einem Volke, das ſich gute Nacht wünſcht und auch eine hat. In Paris hat man keine Nacht und wünſcht ſich auch keine. Nach einem höflichen **bon soir** ſchläft es ſich bei weitem nicht ſo gut, noch um Mitternacht wird einem zuweilen ein **bon jour** geboten. Eine Stadt ohne Nacht iſt wie ein Vagabund ohne Haus und Hof, ohne Weib und Kind, intereſſant genug für Den, der weder ſchlafen noch ruhen kann. Der Mond und die Sterne ſtrahlen vergebens ihren Frieden in das Getümmel hinein, die Leidenſchaften und nimmer ruhenden Beſchäftigungen treiben hellere Flammen auf als der Himmel, und der Lebensrauſch endigt vielleicht durch Opium. Ueber England hängt die Mohnblume der Nacht mit

ſtillerem und andächtigem Haupte, das Leben hat hier überhaupt mehr milde Schatten, in Frankreich mehr ſcharfes Licht. Ein engliſcher Dichter hat der Nacht das Schönſte nachgeſagt, das je in der Welt von ihr geſagt und gedacht worden; es ſteht im Shakſpeare. Deutſche Dichter haben auch hübſche Dinge über Nacht und Schlaf geſungen, aber man verſchläft zu viel Schönes in Deutſchland, Deutſchland hat keine gute Nacht. Dennoch wünſche ich Dir nochmals eine!

4.

An Madame C. T. in Paris.

Mit dem schönsten sarkastischen Lächeln, das Ihnen zu Gebote steht und gewissermaßen berühmt geworden ist, entließen Sie mich, als ich den Entschluß gefaßt, dem dargebotenen Asyl Ihres Landaufenthalts auf einige Zeit das schwarzgraue London vorzuziehen. Sie glaubten, ich würde durch Englands großartige Langeweile hinlänglich bestraft werden. Diese englische Langeweile, die allerdings zur Grunderistenz des hiesigen Lebens gehört, hat aber etwas so Erhabenes und Feierliches in ihrem Wesen, daß ich auch sie wahrhaft anstaune und bewundere, und nicht anders kann, als sie höchst interessant zu finden. Bei Ihnen ist es schön, und Ihre kleine gastliche Villa, deren Säle immer von Gesang, Poesie und geistreichen Scherzen ertönen, wird einmal genannt wer-

den, wenn ein sinnreicher Kopf die Geschichte der französischen und deutschen Sympathieen schreibt. Recht hübsch in der That ist Ihr Nachbargehölz, unter dessen flüsternden Bäumen, wie Sie mir erzählten, einst die Sevigné an ihre Tochter die herrlichen Briefe geschrieben, aber die französische Natur und Landschaft hat im Allgemeinen einen so lachenden, hellfarbigen und weltlichen Charakter, daß man ein sehr Glücklicher sein muß, um lange in und mit ihr leben zu können, sie erfordert einen Glücklichen. Was meinen Sie, habe ich wohl Aussicht dazu, es zu werden? — —

Ich sprach von dem stillerhabenen und großartigen Charakter der Langenweile in London, und wenn es Sie nicht zu sehr langweilt, will ich Ihnen einige der wichtigsten Eindrücke derselben mittheilen. Wir müssen ein für alle Mal das Thor der City hinter uns zumachen, denn in dieser hetzt sich das Leben noch toller und geräuschvoller ab, als in der Rue Vivienne oder auf den Boulevards von Paris, die City ist nicht fashionable genug, um jener anständigen und feierlichen Langenweile theilhaftig werden zu können. Wir dürfen uns anständigerweise nur mit dem Westend der Stadt befassen. Die ungeheuren Räume, welche hier vor Ihnen liegen, beispiellos

für die Ausdehnung einer einzigen Stadt, werden Ihnen für die erste kolossale Auseinanderlegung einer unabsehbaren Langenweile gelten. Denn Ihr Paris ist dem Raume nach nur ein großes Dorf gegen London, die große Stadt. Schon durch diese Weiten vertheilt sich hier die schweigsame Bevölkerung in stillere Gruppen, und die geschwärzten Häuser und Gebäude, alle fast gleich hoch, selten mehr als zwei Etagen, und alle genau verschlossen, machen ebenfalls ein ernsthaftes Gesicht dazu. Die Häuser von London haben eine geheimnißvolle Miene, sie stehen im eigentlichsten Sinne in sich gekehrt, denn sie verbergen nach Innen zu das eigenthümlichste Leben einer Nation, das sich nicht so leicht auf die Straße entleert als in Paris. Ueber diesen lautlosen und grauen Massen geht auch die Sonne niemals klar auf, und selbst an den allerheitersten Sommertagen hat ihr Licht noch etwas Gedämpftes und blinkt durch leisen Nebel herab. Es ist ein wahrhaft philosophisches Klima. In diese englische Dämmerung fällt jedoch der die ganze Stadt durchwehende Steinkohlenstaub etwas zu materiell hinein, und man wittert London an dem schweren Geruch dieser Kohle schon auf mehrere Seemeilen weit, wenn man auf der Themse ist.

Aber dieſer ſchwarze Staub, der die urſprüngliche Weiße eines Hauſes nur wenige Monate lang duldet und ſie dann alle in die nämliche fromme Tracht einkleidet, bringt auf der andern Seite eine große Tugend hervor, die wahrhaft engländiſch iſt, nämlich die Reinlichkeit. Man putzt, ſäubert, wäſcht ſich und alle Gegenſtände an ſich und um ſich her unaufhörlich in England. Wenn Sie ausfahren, um eine Freundin zu beſuchen, deren Straße vielleicht nur ſechs Meilen weit von der ihrigen entfernt liegt, ſo verſchließen Sie ja ſorgfältig die Wagenfenſter, um nicht ſchwarz wie Beelzebub im Geſellſchaftszimmer anzulangen, und noch beim Ausſteigen müſſen Sie befürchten, daß Ihre weiße Stirn und Wange einen etwas rußigen Anflug erhalten. Aber an Ihnen kann nichts geſchwärzt werden, und wollten Sie darum auf ganz London zürnen? Sonſt galten ſchwarze Schönpfläſterchen auf Frauenwangen für eine wahre Zierde, und der londoner Kohlenſtaub könnte die alten Moden erneuern, aber der Teint der Engländerinnen, der ſchönſte auf der ganzen Welt, gewinnt durch das einfache Waſſer, mit dem ſie unaufhörlich den Ruß ihrer Atmoſphäre abzuwaſchen haben, immer mehr an Weiße und durchſichtigem Aetherduft. Ich ſchreibe Ihnen

dies, damit Sie über mich lachen sollen, was Sie so gut verstehen. Nur den lieben grünen Teint der Bäume und Pflanzen bedaure ich, denn wenn Sie selbst in der Umgegend von London ein Blatt abpflücken und zwischen den Fingern drehen, werden Sie schwarze Hände danach bekommen.

Wollen Sie eine Wanderung durch London mit mir versuchen? Wir könnten unsere Entdeckungsreise durch dieses Labyrinth von Straßen und Plätzen auf dem Strand beginnen, der eigentlichen Gränzscheide zwischen der Welt der Fashion und dem Leben der City, welches letztere seinen eigenen gewerblichen und rührigen Charakter noch hieher verbreitet. Am Strand liegen die meisten Theater umher zerstreut, aber wir gehen gerade aus, nach Charing Cross, betrachten einen Augenblick den Trafalgar-Square und die Nationalgallerie, sehen die Equipagen über den vornehm belebten Pall Mall rollen und wenden uns dann rechts über den Waterloo-Platz in die Regent-Street, die wahre Königin unter den Straßen Londons. Hier drängt sich das fashionable Leben von London in den großartigsten Massen zusammen, es ist in aller seiner kolossalen Größe hier in Bewegung gerathen, und schreitet doch

wie ein geordnetes Chaos, wie ein feierlicher Tumult mit Ruhe und Würde, mit Anstand und Sitte vorwärts. Das Gedränge der Fuhrwerke, Staatswagen, Cabriolets, Omnibus und Reiter ist hier alltäglich so groß, wie in Paris kaum zur Zeit des Carnevals, man glaubt die Anstalten zu einem außerordentlichen Feste zu sehen, und es ist nur die Gewohnheit des täglichen Lebens, die so großen Aufwand und solche Mittel braucht, um ihre Existenz zu bestreiten. Wenn wir aus Regent-Street heraustreten, passiren wir bergabwärts das herrliche Treiben des Piccadilly, den Green-Park entlang, in dem mit ächt britischer Freiheit Kühe und Schafe neben den elegantesten Spaziergängern weiden, und stehen dann vor Hydepark Corner still, wo ich Ihnen überlassen will, ob Sie den ungeheuern Flächenraum des Hydepark mit mir durchschreiten wollen? Er bringt uns auf die am meisten geräuschvoll belebte Orford-Street hinaus, welche mit ihren vielen Läden und Boutiquen, obwohl in einem einfachern und glanzlosern Maßstabe, an die pariser Boulevards erinnert. Von dort, wenn wir Siebenmeilenstiefel anziehen, gelangen wir bald, im äußersten Norden der Stadt, an den kolossalen Regent-Park, mit seinen bizarren und großartigen Terrassen, mit seinen

vielen Alleen, Villen, Häusern, Säulen, mit seinem riesenhaften Colosseum, mit seinen reichen Pflanzungen und schönen Gewächsen. Dann freut sich der Engländer, wenn wir sein London und alle seine städtischen, localen und socialen Einrichtungen so kolossal finden, daß wir uns mit unsern continentalen Gewohnheiten und unsern physischen Kräften davor in Verlegenheit gesetzt sehen. Alle diese Parks sind in ihrer Endlosigkeit die wahren Symbole des englischen Charakters, der durch das Massenhafte zu imponiren sucht. Wenn man Ihnen hier einmal einen Liebesbrief überreichen sollte, geschrieben auf einem Papierbogen, der so groß ist wie ein zweistöckiges Haus und von vier Pferden gefahren werden muß, so wundern Sie sich nicht, liebe Claudine, sondern halten Sie verschämt und mit zitterndem Finger den Brief und verbergen ihn, wenn Sie können, in Ihrem Busen. Es geschieht hier zuweilen, daß sich achtzigtausend Menschen auf Einmal aufmachen und eines Morgens bei einem Minister anklopfen, um ihm ihre persönliche Aufwartung zu machen; es betrifft nur eine Kleinigkeit, die Anempfehlung irgend einer Bittschrift. Wenn Sie zuweilen wie Ihre Freundin D. angezogen gingen, so könnten wir jetzt zusammen bei einem Restaurant eintreten, und man würde Ihnen

ein Beefsteak von so kolossaler Größe vorsetzen, daß Sie sich für einen Wilden halten würden, der den ganz gebratenen Leichnam seines Feindes, eines Riesen, verschmausen soll. —

Doch Sie werden genug haben an diesen Kolossalitäten, die Sie nun einmal nicht lieben. Soll ich Ihnen die Themse zeigen? Setzen wir uns in einen Wagen und suchen wir die Themse, denn es ist sehr schwer, sie zu finden. Wie die Franzosen Alles herauszustellen wissen, so daß es recht in das Licht und Auge fällt, so haben sie es auch mit ihrer Seine gemacht, die, von den herrlichen Quais eingefaßt und herausgehoben, einen hellblinkenden Faden symmetrisch durch die Stadt zieht. Die Engländer haben, wie immer ihr Bestes, so auch ihre Themse versteckt, und es fehlt in London fast jeder Standpunkt, um sie betrachten zu können. Kein Quai leitet an ihren Ufern entlang, und der so viele Welten verbindende Fluß schwimmt großentheils wie unbeachtet hinter den Steinhaufen der Häuser vorüber. Nur bei London Bridge öffnet er sich einigermaßen und deutet die großen Welt- und Meeres-Perspectiven an, die seine Natur ausmachen, aber dort will ich Sie nicht im Gedränge der City und im rauschenden Verkehr des Hafens lange verweilen lassen, so fröhlich und be-

deutsam es sich auch ausnimmt, den Rauch der Dampfschiffe und die Flaggen aller Nationen hier wehen zu sehn. Gewiß haben Sie eine größere Sehnsucht, einmal mit mir auf der weltberühmten Westminsterbrücke zu stehen, aber wie werden Sie erstaunen, auf ihr haben Sie die Themse völlig verloren! Denn diese eben so großartige als zierliche Brücke, ein Meisterstück der Architektur ist von so hohen Geländern umfaßt, daß kein Mensch darüber hinaussehen kann, und die schmalen Durchbrüche der Mauer gestatten nur verstohlene Blicke um dadurch einzelne Streifen des Flusses schimmern zu sehen. Dieses Geländer mag architektonisch nach den übrigen Dimensionen der Brücke und ihrer Bögen sein ganz richtiges Maß haben, aber es ist dennoch falsch. Eine Brücke ist nicht allein um ihrer selbst willen da, sondern für den Fluß, man muß den Fluß schauen, die Brücke muß ihn zeigen. Auf der Westminsterbrücke fehlt alle Beziehung zu dem Flusse, sie ist ein großes schönes Gebäude, aber keine Brücke. Eine Brücke muß ihren Strom lieben, sie muß stolz auf seine Schönheit sein, die besten Punkte zur Uebersicht darbieten, und sich gewissermaßen im Anschaun aller Reize des Wassers wiegen. Die Westminsterbrücke ist gar

zu egoistisch, sie liebt ihre Themse nicht, und hat sich, hinter ihren hohen Mauern verschlossen, wie trotzig von ihr abgekehrt, um keine Blicke mit ihr zu wechseln, sie schmollt gewissermaßen mit ihrem Flusse. Aber die Engländer lieben solche öffentliche Schmollwinkel. Ihre Cafés und Restaurants sind nichts anders als Schmollwinkel, indem die Abtheilung dieser Tavernen in lauter einzelne Verschläge Jeden von dem Andern sondert, so daß man nicht sehen und gesehen werden kann, und die Riesenformate ihrer Zeitungen scheinen ebenfalls dazu gemacht zu sein, sich bequem dahinter verkriechen zu können, wenn man an einem öffentlichen Orte sitzt. Ein Deutscher kommt aber leicht dazu, Alles dies sehr behaglich zu finden, und den wahren Comfort daran bald herauszuschmecken. —

Sie werden gewiß müde sein, schon beim Gedanken aller dieser londoner Räume, die ich mit Ihnen im Fluge berührt habe. Wollen Sie sich ausruhen, so gehen wir ins Theater, da finden wir Platz und Zeit genug dazu. Mir fällt aber ein, daß Sie mir eine besondere Aufgabe gestellt haben, Ihnen Bericht abzustatten, was Ihr Liebling Shakspeare gegenwärtig in seiner alten Heimath macht. Ich muß Ihnen sagen, daß es

nicht sehr fashionable ist, während der Season in ein Stück von Shakspeare zu gehen, und doch habe ich mich beeilt, mehrere davon zu sehen, so lange noch der berühmte Macready die Theatersaison des Coventgarden belebte. England hat seinen Shakspear gewissermaßen verstoßen und tractirt ihn auf [illegible]n Bühnen, wie die Scharwächter den Ge[illegible]amlet's, mit Prügeln. Auf dem Strandtheater wird jetzt sogar eine neue Edition (a new edition) von Shakspeare's Romeo und Julia gegeben, mit etwas Musik melodramakisch zurecht gemacht, und auf der Affiche ist ausdrücklich angekündigt, man weiß nicht ob als Gewissensbeschwichtigung oder als Lockung: daß Shakspeare selbst, wenn er heut noch lebte, sein Stück auf dieselbe Art arrangirt haben würde! Im Coventgardentheater sieht man die Stücke Shakspeare's ohne Zweifel am besten, aber auch hier nicht ohne die größten und wesentlichsten Verstümmelungen. Ich sah dort zuerst Heinrich VIII., der aber zu meinem Entsetzen in einer zu drei Acten zusammengezogenen Bearbeitung gegeben wurde, in welcher oft die schönsten Scenen fehlten. Ich liebe dies Stück sehr, es hat eine gewisse bescheidene Grazie, höchst symmetrische Anordnung und eine stille Einfachheit und Würde,

die durch leise Wirkungen den poetischen Schwung ersetzt. Aber diesmal betrachtete ich es mit Langerweile und Schrecken zu gleicher Zeit. Macready gab den Kardinal Wolsey mit vieler Mannichfaltigkeit der Nüancirung, mit einem außerordentlichen Streben nach Charakteristik, aber zugleich so stark und grell aufgetragen, daß es nicht auszuhalten war. So wurde auch die Katharina, der man noch dazu die rührendste Scene ihres Auftretens ganz genommen, von einer Miß Faucit mit einer Härte und Heftigkeit des Ausdrucks gesprochen, daß es wie ein haarsträubendes Mittel wirkte und von einem poetischen Effect nicht mehr die Rede war. Dies ist aber jetzt durchgängig die Manier der englischen Schauspielkunst, durch den grellsten Materialismus zu wirken, und mehr Eindruck auf die physische als auf die geistige Natur des Publicums zu machen; dies ist jetzt die eigentliche Bildungsstufe des hiesigen Theatergeschmacks. Die Franzosen verstehen besser, die Würde ihrer alten Tragödie bis auf den heutigen Tag zu bewahren, und ihr tragischer Kothurn, in dem sich ein Nationaltypus wie eine glorreiche Tradition fortpflanzt, hat selbst mehr Natur in seinem Wesen, als die übertriebene und formlose Art, mit der jetzt die Engländer ihren Shakspeare

darſtellen. Uebrigens wurde Heinrich VIII. mit der allergenaueſten Beobachtung des altengliſchen Hofceremoniells gegeben, was mir intereſſant genug war, aber ich will Ihnen nichts weiter mehr von dieſer Vorſtellung erzählen, als daß man zu Anfang die Ouvertüre des Don Juan dazu ſpielte, die ich freilich in der ſchlechten und dürftigen Execution nur ſo wiedererkannte, als begegnete ich ihr im Schattenreiche, ſo daß mich ihrer jammerte. Um aber mein Urtheil über die engliſchen Shakſpeare-Aufführungen nicht allzu ſchroff daſtehen zu laſſen, will ich Ihnen noch etwas Ausführlicheres über eine Darſtellung des Othello ſagen, der ich ebenfalls im Coventgarden beiwohnte, und wo mir neben denſelben Mängeln auch die Vorzüge eines ſo großen Talents, wie Macready ohne Zweifel iſt, beſſer einleuchteten. Othello war Macready, der Jago wurde von Elton, und die herrliche Desdemona, einer der ſüßeſten Charaktere im Shakſpeare, von Miß Helen Faucit geſpielt.

Um Ihnen jedoch einen Begriff von dem zu geben, was man hier in der Kunſtwelt erleben kann, muß ich Ihnen zuerſt ganz kleinmüthig geſtehen, daß man den Othello, dieſe Schreckenstragödie der menſchlichen Leidenſchaft, mit der Ouvertüre aus Fra Diavolo eröffnete.

Dazu gehört eine so große Kühnheit der Contraste, daß ich in meiner Bestürzung nicht dazu kommen konnte, mich zu ärgern oder lustig zu machen, und nur das Horazische nil admirari mich abhielt, es zu bewundern. Alles haben die lieben Engländer, nur keinen Geschmack, blos ein wenig großartig sind sie zuweilen in ihrer Geschmacklosigkeit, und das eigenthümliche Ungeschick biederer Seelen verleitet sie oft zu wunderlichen Formen und Sprüngen. Aber nun zu der Vorstellung unserer Tragödie.

Das erste Auftreten Macready's als Othello war musterhaft. Er zeigte eine vortreffliche Maske und stellte den Mohren keineswegs in einer abschreckenden Häßlichkeit hin. Er hatte sein Gesicht sehr geschickt gefärbt, so daß es allen Ausdruck des Mienenspiels, worin dieser Schauspieler so groß ist, hindurch scheinen ließ, und die Weiße der Zähne, die er im Affect häufig und mit vieler Absicht zeigte, mit africanischer Naturwahrheit dagegen abstach; eben so wußte er in dem Ausdruck seiner Augen oft auf eine höchst merkwürdige Weise den Sohn der Wildniß und des heißen Klima's zu zeigen. In den ersten Scenen bemühte sich jedoch Macready, ruhig, gesetzt, gediegen und einfach zu erscheinen; man sollte an

dieſer einfachen Würde in dem Othello den tüchtigen Mann ſehen, der etwas geleiſtet hat, ja der, wie ich es mir denke, ein gewiſſes inneres Leben nach ſeiner Weiſe geführt, der ein Bewußtſein über ſich gewonnen, und durch Leiden wie durch Thaten ſeinen Charakter befeſtigt hat. Seine Laute waren beſcheiden, aber ſicher. In der Art, wie er in der zweiten Scene dem auf ihn losſtürmenden Brabantio begegnet, verrieth der Mohr, außer der Ruhe ſeiner guten und gewiſſen Sache, zugleich eine beſondere Rückſicht, mit der er den Brabantio, als den Vater ſeiner Gattin, behandelte. Dann in der dritten Scene, in ſeiner Rechtfertigungsrede vor dem Senate, war Macready unübertrefflich. Mit vieler Würde, innerer Stille und Zuverſicht begann er ſeine Erzählung, um auseinanderzuſetzen, durch welche Zaubermittel, da man ihm Zauberei Schuld gegeben, er die Tochter des ſtolzen Senators gewonnen. In Alles legte er den Accent einer gewiſſen Beſcheidenheit und kehrte das Grundgutmüthige, Ehrliche und Brave, das in der Natur dieſes Mohren liegt, heraus; man ahnte noch nicht den ſchwarzen Abgrund der Leidenſchaft in dem Weſen dieſes Naturkindes. So fuhr Macready eine Zeitlang zu erzählen fort, dann aber veränderte ſich

auf einmal ſeine Stimme in einer merkwürdigen Wendung, nachdem er mitgetheilt, wie er der Desdemona ſeine Lebensereigniſſe habe erzählen müſſen. Die Worte:

My story being done,
She gave me for my pains a world of sighs:
She swore — In faith, 'twas strange, 'twas passing strange,
'Twas pitiful, 'twas wondrous pitiful:
She wished she had not heard it; yet she wished
That heaven had made her such a man; she thanked me,
And bade me, if I had a friend that loved her,
I should but teach him how to tell my story,
And that would woo her. Upon this hint, I spake:
She loved me for the dangers I had passed;
And I loved her, that she did pity them:

Dieſe Worte ſprach er mit einem gewiſſen frohlockenden Seelenjubel aus, der etwas Rührendes hatte, und in dem ſo viel zartes Gefühl aus der Natur des Schwarzen heraustönte, daß es wie ein Wunder war; ohne Zweifel ein großer Zug des Schauſpielers. Bis in den dritten Act hinein hatte er noch vieles Bemerkenswerthe und Bewundernswürdige, beſonders in der dritten Scene, wo ihm Jago zuerſt das Gift der Eiferſucht einflößt und nun alles Thieriſche und Africaniſche in der Natur des Mohren allmälig auf-

taucht. Seine ganze Erſcheinung wird plötzlich eine andere, die weißen fletſchenden Zähne und die großen leuchtenden Augäpfel treten ſtärker und greller hervor. Als ihm Jago mit ſpit-bübiſchem Accent die Worte ſagt: **O beware, mylord, of jealousy!** ſcheint Othello, wie nachdenklich über Alles das, was nun ſeiner Natur nach in ihm rege werden konnte, eine Zeitlang in ſich ſelbſt zu verſinken, und ſtößt nur in lakoniſcher Zuckung das ahnungsvolle Wort aus: **O misery!** was Macready vortrefflich ausdrückte. Dann wieder, nach dem Wechſelgeſpräche, in dem ſchon alle Stürme ſeiner Natur in einzelnen Accorden aufbrauſten, kehrt das Gute ſeines Weſens noch einmal zurück, und er ruft aus: **I do not think but Desdemona's honest!** mit einem herrlichen gutmüthigen Seelenlaute, wie Alles überwindend, einer Regenſonne gleich, die blaß und wehmüthig aufgeht. Ferner in dem Monologe: **This fellow's of exceeding honesty** weicht die Leidenſchaft noch im Anfang der Mäßigung und der Vernunft; es iſt das Beſchwichtigende der Reflexion, das Macready hier vorwalten läßt. Nur bei den Worten: **haply, for I am black** verräth er ein furchterliches Aufzucken, doch taucht ſich die Wuth wieder wie in leiſe elegiſche Wellen unter bei den Worten:

O, curse of marriage,
That we can call these delicate creatures ours,
And not their appetites!

Nun zeigt ſich Desdemona im Hintergrunde, und bei ihrem lieben Anblick ſcheint alles gute Element ſeiner Natur wieder in ſeiner ganzen Fülle und Stärke zurückzukehren. Mit einer Stimme hoffnungsvoller Erwartung ſagt er: Desdemona comes, und freudig-zuverſichtlich ſetzt er hinzu:

If she be false, O, then heaven mocks itself!
I 'll not believe it:

Doch als er nun zu ihr reden ſoll, erſtickt ihm faſt das Wort im Munde, und alle Zweifel und Qualen ſcheinen wiederzukehren. Dies ſind ganz ausgezeichnete Nüancen des Schauſpielers, aber dieſe feinen Schattirungen ſeines Spiels nehmen auch hier beinahe ein Ende. In der dritten Scene des dritten Acts, wo er zu Jago tritt, hält er ſich von der Untreue ſeiner Desdemona überzeugt. Noch ſtöhnt er blos ungeheure Klagetöne hervor über ſein Unglück, und beneidet das Loos des Nichtwiſſens; er wäre noch glücklich geweſen, wenn auch die ganze Armee den ſüßen Leib berührt und er es nur nicht gewußt. Dann, mit einer wunderbaren Feierlichkeit der Stimme, wie brauſender Sturmglockenklang, aber

gemäßigt durch Wehmuth, ruft er, gewiſſermaßen ein Lebewohl an ſich ſelbſt und ſein beſſeres Theil, die Worte aus:

O, now, for ever,
Farewell, the tranquil mind! farewell, content!
Farewell, the plumed troop, and the big wars,
That make ambition virtue! O, farewell!
u. ſ. w. u. ſ. w.
— Othello's occupation's gone!

Wie geſagt, auf eine wunderbare Weiſe ſprach Macready dieſe Worte. Jetzt aber, nachdem er mit dieſen Tönen gewiſſermaßen ſeine beſſere Natur in den Schlaf geſungen, erwacht gräßlich ſeine Wuth und kehrt ſich zuerſt gegen Jago, den er bei der Bruſt packt und ihm the ocular proof abverlangt. Von hier an läßt Macready Tigertöne laut werden, wie ich ſie in meinem Leben noch nicht von einer menſchlichen Stimme gehört. In der Schnupftuchsſcene mit der Desdemona wird er wahrhaft furchterlich und wirkt ſchreckenerregend wie eine fremdartige Naturerſcheinung. Noch niemals habe ich Worte ſo ausſtoßen hören, wie das dreimal wiederholte: the handkerchief! und nachher, als er forttaumelt, mit einem ſcheußlichen Accent das: away!

Man begreift nicht, wie der Schauſpieler es

wagen kann, nachher noch zwei ganze Acte in einer fortlaufenden Steigerung durchzuſpielen. Aber dieſe ungeheure materielle Härte iſt dem Geſchmack des engliſchen Theaterpublicums, den es beſonders in der Tragödie an den Tag legt, durchaus gemäß, und doch wurde bei jener tragiſchen Wiederholung des Wortes handkerchief, die mir das Haar emporſträubte, viel und laut im Theater gelacht, ſowohl oben auf der höchſten Galerie als unten im Parterre. Das Wort ſelbſt, an dem Shakſpeare, in ſeiner naiven weltſchöpferiſchen Unbefangenheit, in der Tragödie keinen Anſtoß nahm, muß für die heutigen Engländer von dem Kothurn der Bühne herab einen komiſchen Effect haben. Ich will Macready's Spiel nicht weiter im Detail verfolgen und Ihnen nur die letzten Momente ſeiner Darſtellung noch bezeichnen. Die Scene, wo er ſeine arme Desdemona erdroſſelt, geht auf eine wahrhaft beſtialiſche Weiſe vor ſich, ſie glich einer Thierhetze und Macready nahm dazu Anläufe und machte Sprünge, wie ein wüthender Eber. Desdemona ſelbſt müßte mit ſanftern Lauten hinſterben, denn ſie liebt ihn noch, indem er ihr den Tod gibt, und es mag ihr ſcheinen, als ſei der Tod der Liebe Lohn auf Erden und als empfange ſie die gerechte Strafe ihrer Liebe. Von Macready iſt aber hier

noch ein bemerkenswerther Zug zu berichten, der den großen Künſtler verrieth. Nachdem die That geſchehen, er mit kalter Ruhe den Vorhang vor das Bett gezogen und die Andern hereinſtürmen, tritt er vor und erzählt den Hergang und den Grund der Sache mit einer ſeltſamen Stimme, gerade wie ein Schulknabe, der ſich wegen einer Verſäumniß zu rechtfertigen ſucht, mit einer Stimme, leiſe, phlegmatiſch, ohne Leidenſchaft und Accent, nur wie mechaniſch hinſprechend, als mache er nur Worte und ſchiene ſelbſt deren Inhalt nicht zu wiſſen. Dies war von einer groſſen Wirkung. Nachher aber, da er ſich von ihrer Unſchuld überführt halten muß, ſind ſeine Klagen nicht zu ertragen. Der Dichter hat Alles gethan, um den Othello zuletzt mit Würde ſterben zu laſſen, denn Othello iſt gut und ehrlich. Er ſinkt ſterbend auf ſeine Desdemona, und ſoll im Kuß verſcheiden. Macready aber, nachdem er ſich erſtochen, ſchleppte ſich geräuſchvoll bis zu ihrem Lager und fiel wie ein Vieh vor ihr nieder. Aufs Aeußerſte empört, ſowohl von der letzten Hälfte der Darſtellung als von dem Theaterpublicum, das man jetzt vor Shakſpeare verſammelt trifft und das ſich an jenem Abend beſonders unangenehm bezeigte, verließ ich das

Haus und werde nie wieder ein ſhakſpeare'ſches Stück hier aufführen ſehen. Von den andern Perſonen im Othello will ich Ihnen blos noch ſagen, daß ſie höchſt mittelmäßig geſpielt wurden, ſowohl der unnatürliche Böſewicht Jago wie die herrliche Desdemona. Was die letztere betrifft, ſo konnte ſie kaum noch von Eindruck ſein, da man ihr einige ihrer ſchönſten Scenen, die gerade das Zarte, Süße, Blumenartige ihres Charakters malen, genommen. So blieb z. B. die ganze letzte Scene des vierten Actes, wo ſie das wunderſame Lied ſingt:

The poor soul sat sighing by a sycamore tree,
Sing all a green willow

gänzlich fort, und dieſe Scene iſt gerade die weſentlichſte für das ganze Bild der Desdemona. Shakſpeare hat darin ein ſtille Feier, ein Abendroth über dieſe Geſtalt ausgegoſſen und ihr Tod bedarf dieſer mildernden Lichter zu ſeiner Verſöhnung. —

Adieu! Noch einen Brief erhalten Sie von mir aus dieſem lieben Eiland, wo mir die Menſchen ſo gefallen und mir ſo viel Freundliches erweiſen. Nur einen ſchmerzlichen Anblick habe ich in meiner Nähe. Wiſſen Sie, wer hier mein Aufwärter und Bedienter iſt? Ein junger Pole,

ein armer melancholiſcher Flüchtling, mit ſchönem ausdrucksvollen Geſicht, der bei der letzten polniſchen Revolution als Inſurgenten-Offizier thätig geweſen, aus Frankreich, wo er Schutz ſuchte, verwieſen worden und jetzt in einem **boarding house** hier in London als Garçon in Dienſten ſteht. Ich hätte nicht gedacht, daß ein Held von Oſtrolenka — denn Caſimir hat bei Oſtrolenka gefochten — einmal einem deutſchen Schriftſteller in London die Stiefel putzen würde! Mein Gott, wohin fuhrt die Weltgeſchichte? Sei luſtig, Caſimir! ſage ich oft zu ihm: **here is liberty!** Aber Caſimir iſt traurig, er will nicht die **liberty** fern von ſeinem Vaterlandsboden, er ſenkt den Kopf, der arme Menſch, und holt eben meine Stiefel. Wie gern erließe ich ihm dies häßliche Geſchäft, aber die Welt verlangt, daß man blanke Stiefel habe. Die Welt iſt recht ſchnöde, einfältig und voller Bosheit!

Ich ſehe eine Thräne in Ihren glänzenden Augen. —

5.

An Dieſelbe.

— Hätten Sie geſtern, ſtatt auf Ihrem franzöſiſchen Tusculum die blümeranten voix intérieures des Victor Hugo zu leſen, einen Spaziergang mit mir durch den londoner Tunnel gemacht, ſo würden Sie die Ehre gehabt haben, Madame Paſta kennen zu lernen, von der Sie eine ſo ſchwärmeriſche Vorſtellung in Ihrer Phantaſie tragen. Die Dudevant hat die Erſcheinung der Paſta ſo zauberiſch wirken laſſen in ihrer Rose et Blanche, daß, als wir dieſen Roman zuſammen laſen, Ihre herrliche Einbildungskraft ganz fur Bild und Namen dieſer großen Künſtlerin erglühte. Und nun denken Sie ſich Giulietta Paſta in eine wahre Samojeden- oder Wallfiſchfängertracht geworfen, mit einem barbariſchen Kittel angethan und eine unbeſchreibliche Mütze über die ſchwar-

zen Locken geſtülpt, ſechs und ſiebzig Fuß unter der Themſe, um in dieſem Schutz- und Trutz-Coſtüm unter den arbeitenden Maſchinen des Tunnel umherzuwandeln. Es war ein intereſſanter Anblick, und der ſchauerliche unvollendete Theil des Tunnel, in dem wir in dieſem Aufzuge unter Scherz und Lachen vordrangen, gefiel mir bei weitem beſſer, als der vollendete, in welchem Sie ſchon mit allen Moden, die auf der Oberwelt getragen werden, unverſehrt und bequem viele hundert Fuß lang ſpazieren können. Was ſoll ich Ihnen nun zuerſt beſchreiben, den Tunnel oder die Paſta? Ich denke, den Tunnel, dieſes Werk der engliſchen Nationalbizarrerie, erlaſſen Sie mir, der ich kein Talent zu dergleichen habe und in meinem Leben keine geſcheidte und lehrreiche Reiſebeſchreibung zu Stande bringen würde. Der ganze Tunnel iſt nichts als eine Grille, eine koloſſale Grille, an deren hartnäckiger Verfolgung die Engländer zeigen können und wollen, wie reich ſie ſind, und nachdem ſich der Nationalſtolz einmal in dieſe monſtröſe Unternehmung verbiſſen, läßt der Eifer nicht nach, ſie durchzuſetzen, und ſollte auch die Themſe ſelbſt darüber zuſammenſtürzen. Schon zwei Mal hat ſie dies freilich gethan und hat den Tunnel völlig mit Waſ-

ser ausgefüllt, aber, nach einer Unterbrechung von sieben Jahren, haben die Arbeiten jetzt wieder mit erneuter Macht begonnen und sind bis zu 740 Fuß Länge, welches schon die Hälfte der ganzen Bahn des Tunnels ausmacht, vorgeschritten. Ob die zu bewerkstelligende Verbindung zwischen Rotherhithe und Wapping an den beiden Ufern Londons so dringend ist, um einen so ungeheuern Aufwand an Kraft, Geld und Zeit zu rechtfertigen, muß dahingestellt bleiben, es ist ein umgekehrter babylonischer Thurmbau, der eben so toll in die Erde hineinstürmt, wie der andere in den Himmel, und der ebenso wenig jemals zu Stande kommen wird. Durch die patriotischen Subscriptionen strömt jetzt von allen Seiten fast mehr Geld herbei, als die Ausführung bedarf, aber das Wasser der Themse läßt sich nicht durch Gold bestechen, es dringt unaufhaltsam nach, und selbst die vollendeten Bögen des Tunnel zeigen schon jetzt überall den durchsickernden Wasserstreifen, der sich ahnungsvoll an den Steinen hinmalt. Dies Werk ist, wie alle Unternehmungen dieser Zeit, nur der Bau einer Ruine, es kommt Zerstörung heraus, man mag es anfangen, wie man wolle, und im Gedächtniß der Nachwelt wird nur der riesenhafte Wille der Schöpfung die Trümmer

überleben, die wir mit aller Thätigkeit um uns häufen.

Doch wozu traurig sein? Madame Pasta erheiterte unsere Gesellschaft und ließ durch die schauerlichen Hallen dieser künstlichen Unterwelt einige ihrer weltberühmten Triller ertönen, die wie Amouretten an dem Gewölbe hinliefen. Ihre Stimme ist noch immer stark genug, um befürchten zu lassen, daß der ganze Tunnel vor der Zeit davon einstürzen konnte, und da ich noch eine theure Freundin bei mir hatte, so bat ich die Sängerin, uns nicht dieser Lebensgefahr auszusetzen, was sie leider blos für ein Compliment nahm. Die herrliche Pasta gleicht jetzt auch einer Ruine, in der aber eine Echo versteckt ist, deren unverlierbare Stimme das alternde Gemäuer durchklingt und ewig belebt. Ihre äußern Reize sind auf ihre liebenswürdige Tochter übergegangen, die eine echt italienische Schönheit ist, die Stimme aber, ihr großes Capital, hat sie noch für sich behalten. Dies Capital hat einen so guten Cours gehabt, daß bis noch vor kurzem das Vermögen der Pasta auf 30 bis 40,000 Francs jährlicher Rente sich belief, eine schöne Ausmünzung einer gediegenen Silberstimme. Durch die großen Fallissements dreier englischen Handelshäuser, die in diesen Tagen

in der ganzen Welt nachgezittert haben, hat aber auch Madame Pasta jetzt den größten Theil ihres Vermögens eingebüßt, die arme Sängerin schickt nun von Neuem ihre Töne wie Bienen aus, um einzusammeln und den goldenen Honig zu bereiten, und dies hat sie hieher nach London geführt, um die Saison, wo die Guineen in Blüthe stehen, zu nutzen. Sie wird nächstens ein großes Concert geben und hat eine Guinee als Eintrittspreis dafür angesetzt; klug genug, denn man muß den Engländern etwas abnehmen, wenn man sie einnehmen will. Sie wissen, Guineen sind eine ideale Bezahlung, nicht blos für deutsche Schriftsteller, sondern auch für englische Lords, denn in England selbst existirt eigentlich die Guinee nicht mehr, aber bei jeder fashionablen Gelegenheit zahlt ein anständiger Mensch hier nur in Guineen. Wenn Sie einem Gentleman ein Pfund Sterling schuldig sind, so zahlen Sie ihm noch einen Schilling mehr, und haben ihn dann idealisch bezahlt, d. h. mit einer Guinee, denn die Guinee ist eine ideale Münze, besonders im Reiche der Musen, für Aerzte, Künstler, Sängerinnen und Tänzerinnen anwendbar. Nur im gewöhnlichen Krämerleben rechnet der Engländer nach Pfunden. Es sind aber doch hier

Stimmen laut geworden, welche die Eintrittspreise der Pasta zu idealisch fanden.

Madame Pasta erregte neulich schon in einem der Morgenconcerte des Kings-Theaters einen vorläufigen Enthusiasmus, der für ihr eigenes Concert vielbedeutend genug war. Der Charakter der englischen Season erfordert viel Musik, täglich und in großer Masse, und die modischen Morgenconcerte leisten mehr, als ein Mensch mit gewöhnlichen Nerven in einem Zuge anzuhören vermag. Der Engländer scheint gar keinen Begriff von körperlicher Anstrengung, weder an sich selbst noch bei Andern, zu haben, die Talente seiner Künstler richtet er durch unglaubliche Anforderungen, womit er die anstrengendsten Leistungen Dacapo begehrt, fast systematisch zu Grunde, das Publicum kann mit größter Kaltblütigkeit einen Sänger wahrhaft zu Tode hetzen, und ein armer continentaler Zuhörer kommt um seine Besinnung, wenn er nur den Anschlagzettel eines solchen Concerts sieht, dem er mit Augen, Ohren und Beinen vier bis fünf Stunden lang beiwohnen soll. Diese Morgenconcerte im Concertsaale des Kings-Theaters sind jedoch durch ein seltenes Zusammentreffen der berühmtesten Talente merkwürdig und fast einzig, und das letzte, von dem ich spreche, war es beson-

ders durch das Zusammenwirken der Pasta und Grisi, durch Rubini, Tamburini und Lablache, durch Thalberg, Madame Caradori-Allan und einige Andere. Das Publicum in diesen Morgenunterhaltungen besteht fast nur aus Damen, die hier ohne Begleitung erscheinen, aber der Saal ist so klein, armselig und schlecht eingerichtet, daß die gewöhnlich sehr zahlreiche Versammlung sich wie in einen Schafstall einpferchen lassen muß. Doch sehen Sie hin, jetzt erscheint die Pasta! Sie tritt saloppe und nachlässig auf, klein und füllereich von Gestalt, in einem grünseidenen bauschigen Kleide, eine Haube, deren Ranten von beiden Seiten herunterflattern, liegt ihr ohne Grazie auf dem Kopfe, ihr ziemlich volles Gesicht ist stark geröthet, aber die ausdrucksvollen italienischen Augen ruhen lächelnd auf dem Publicum. Sie zieht sich die Handschuhe erst an, nachdem sie vor das Proscenium getreten, schon im Begriffe, anzuheben. Im ersten Ansetzen des Tones aber verräth sich die große Meisterin, die ihrer glorreichen Sache gewiß ist, und mit sicherem Feldherrnstabe über alle ihre Mittel zu gebieten weiß. Es kann kein Zweifel sein, daß die Stimme der Pasta, besonders in der Tiefe, bedeutend gelitten, aber sie besitzt noch einige unsterbliche Triller und wundervolle Mitteltöne in

ihrer Kehle, die laut genug von ihr zeugen und uns ſtolz zurufen: jede Note eine Paſta! Intereſſant iſt es, die Griſi mit ihr zu vergleichen, mit der ich ſie das große Duett aus Mercadante's Andronico ſingen hörte. Die Griſi iſt ſchon in ihrer Erſcheinung ein herrliches, einfaches, italieniſch-kräftiges, naturvolles und naives Weſen. Ihre Haltung iſt wunderbar ſimpel, das ſchöne ſchwarze Haar ſchmiegt ſich einfach und glatt um den charaktervollen Kopf. Sie trägt ſich gewöhnlich in einem ſchwarzen Kleide, das knapp um die Schulter anſchließt und den kräftigen Wuchs eigenthümlich hervortreten läßt. Kein blinkender Schmuck irgend einer Art umgibt Hals oder Buſen. Die Griſi entbehrt aller Coquetterie, ſie hat überhaupt etwas Ernſtes, zur Schwermuth Geneigtes in ihrem Weſen, ſie lächelt niemals mit dem Publicum, und verliert ſich, indem ſie ſingt, ſo ſehr in den Ausdruck des Gegenſtandes, daß ſie auch im Concertgeſange immer die höchſte dramatiſche Wirkung hervorbringt. An der Paſta dagegen hören Sie beim erſten Tone die großartige Bravourſängerin, die nicht nur auf den Effect, ſondern auf den Triumph ſingt, die gewohnt iſt, ganz ſich ſelbſt zu geben, indem ſie ſingt, und die keine Note laut werden laſſen kann, ohne zu lächeln und mit den hingeriſſenen Zuhörern eine

persönliche Sympathie zu suchen. Die Pasta läßt sich vor dem Publicum rückhaltlos gehen, sie verschmilzt in ihren eigenen Gesang und weiß dies liebenswürdig zu zeigen, sie ist begeistert und will begeistern, es ist die wahre Coquetterie des italienischen Gesanges, die hier seufzt, tändelt, vor Entzücken aufschreit, und in geheimnißvolle Abgründe der Wonne taumelt. Die Pasta ist eine Dithyrambe, nur fehlt mir ihrem lyrischen Genie etwas Grazie und jener süße Zauber der Bescheidenheit, welcher jeder Kunstleistung noch einen gewissen duftigen und jungfräulichen Hauch geben muß. Bei der Grisi ist es ihr herrlicher Ernst, der ihr diese zarte Künstlerweihe ertheilt, bei der Pasta entsteht, im Gefühle ihrer Meisterschaft, eine fast zu stark hervortretende Sicherheit, mit der sie prächtig wie eine Königin im Reiche ihrer Töne sich ergeht. Neben beiden Sängerinnen ist die Caradori-Allan eine reizende Erscheinung, eine dritte Nüance des italienischen Gesanges darstellend. Diese anmuthige Frau zeigt das Liebliche, Feine und Graziöse der italienischen Manier auf der höchsten Stufe der Ausbildung, an ihr ist Alles unendlich zart hingehaucht, ihre Uebergänge sind ein Wunder von Leichtigkeit und Zierlichkeit, ihre Triller und Rouladen haben etwas Turteltaubenhaftes, und der

ganze Charakter ſchwebt in einem ſeelenvollen Nimbus. Doch ich muß wahrlich aufhören, ſonſt glauben Sie, ich ſchriebe äſthetiſche Berichte für deutſche Journale, und mißbrauchte Ihre Freundſchaft, die mir erlaubte, an Sie zu ſchreiben, zu verkappten Zeitungsartikeln. Da ſei Gott vor! Neulich fiel mir hier, der Himmel weiß, ob durch ein achtes Wunder der Welt, ein Stück der berliner Voß'ſchen Zeitung in die Hände. Ich hielt mit aller Gewalt die Thränen der Wehmuth zurück, um dieſen fließpapiernen Landsmann nicht gleich bei der Bewillkommnung zu verlöſchen, und mein Auge fiel auf die Stelle einer Theaterrecenſion, wo Herr Ludwig Rellſtab das Auftreten einer Sängerin in Berlin ein Ereigniß nennt. Es war mir, als müſſe, nachdem dies geſagt worden, ganz London mit allen ſeinen Whigs und Tories zuſammenſtürzen, als könne ſich Paris mit ſeinen ſämmtlichen geſchichtlichen Thatſachen nicht mehr halten, mein Geiſt begann zu ſchwärmen, wie der des Königs Lear, und nachher kam ich mir ungeheuer vernünftig vor, denn ich ſchien mir ſeit kurzem in der Bildung ſo weit vorgeſchritten, daß ich von dem ganzen Artikel des Herrn Rellſtab, mit allen berliner Beziehungen, die ſich daran knüpfen, auch nicht ein Wort mehr verſtand. —

Doch lassen wir das und schauen uns lieber noch ein wenig in dem Morgenconcerte des Kings-Theaters um, wo Sie die englischen Gesichter studiren können. Nachdem schon zwanzig Musikstücke mitangehört worden, werden Sie kaum noch im Stande sein, mit Ihren Sinnen das grandiose Spiel Thalberg's zu verfolgen, der sich noch zuletzt an das Piano gesetzt hat. Wir sind über Thalberg einig, und ich weiß Ihrem eigenen Urtheile über ihn nichts hinzuzufügen, als daß er in der erhabenen Kälte seines Spiels und seiner Compositionen das Herz immer mehr von sich abwendet, während er den Verstand zur Bewunderung zwingt, wogegen sein Nebenbuhler Liszt, wenn er in seinen Tönen gewaltige Meeresstürme aufregt, wenigstens eine Begeisterung des Verstandes hervorruft. Thalberg fesselte mich diesmal fast gar nicht mit seiner brillanten Virtuosität, und meine Blicke ruhten auf den englischen Frauengesichtern, von denen man sich hier in der ganzen landesthümlichen Flora umgeben sah, und alle nationellen Typen beobachten konnte. Neben den schönsten Formen sieht man doch nirgends so viel eigensinnige und launenhafte Gesichter, mit dem Stempel eines ganz absonderlichen Charakters, als in England; und es gibt hier wunderbare Frauen-

physiognomieen, aus denen man ganze Romane des Eigensinns herauslesen und Novellen eines bizarren und selbstverschuldeten Schicksals schreiben könnte, Gesichter, nach denen sich bürgerliche Tragödieen voll Liebesthränen und voll Whim dichten ließen. Ich bin Mädchenköpfen begegnet, bei denen mir sogleich Fielding's und Richardson's Darstellungen einfielen, und die von Neuem zu einer jener berühmten Romanheldinnen hätten benutzt werden können, seltsame Ovale mit einem unbeschreiblichen Schnitt, den ich nur treffen könnte, wenn Hogarth in meiner Feder säße. Auf ihnen liegt genialer Lebenstrotz, eigenmächtiger Kampf gegen die Verhältnisse, Zwiespalt mit Freunden, Eltern und Verwandten, eigene und krampfhafte Wahl des Schicksalsloses, süße Bethörung, Flatterhaftigkeit und ein heimlicher Zug des Unglücks, Gewalt der Leidenschaft, eine gränzenlose Macht der Hingebung, Hang zum freien und abenteuerlichen Leben, und im tiefen Grunde der blauen Augen eine seltene Gutmüthigkeit, durch die zuweilen der wunderbarste Ausdruck von Spottlust schimmert. Von den bizarren Reizen einer englischen Miß in diesem Genre können Sie nur in England selbst sich eine Vorstellung erwerben, denn dieser Charakter hängt zugleich sehr

genau mit allen Elementen des englischen Lebens zusammen. Die eigentlich idealen und regelmäßigen Schönheiten unter den Engländerinnen, deren es sehr viele gibt, sehen sich mehr oder weniger gleich, obwohl sie ebenfalls auf das Entschiedenste ein nationelles Gepräge tragen. Mit der herrlichsten Gesichtsbildung verbindet sich jedoch bei ihnen fast durchgängig eine ungraciöse Haltung in der ganzen Gestalt, die man gerade in den hohern Ständen viel häufiger antrifft als in den untern. Aber dieser Mangel an pariser Tournüre ist das äußere Ungeschick schöner Seelen, an dem ich, wie Sie wissen, einen besondern Reiz finden kann. Dazu kommt, daß seltsamer Weise die meisten Engländerinnen kurzsichtig sind, was oft dazu beiträgt, ihnen eine gewisse unbeholfene Gutmüthigkeit zu verleihen, und alle Coquetterie, deren elektrisches Fluidum das Auge ist, abzuschneiden. Dafür sind die englischen Frauen harmlos, einfach, gemüthvoll, bieder und zutraulich, und wenn sie sich einer Bekanntschaft hingeben, geben sie sich mit ganzer Seele und mit gutmüthigem Handschlag. Die öffentlichen Bewegungen der Frau sind in England beschränkt, und das erhält ihrer Erscheinung und ihrem Auftreten noch mehr Innigkeit und Weihe. Das Amazonen-Costüm

zu Pferde iſt die höchſte Höhe, zu der es die Oeffentlichkeit der engliſchen Frau bringt, und darin zeigt ſie ſich häufig und in einem ganz eigenthümlichen Zauber. Sonſt tritt ſie faſt überall ſtill zurück und iſt nur an dem Altare ihrer Hausgötter, vor dem traulichen Kamin des Familienzimmers und an ihrem Thee- und Arbeitstiſche in ihrer wahren Freiheit anzutreffen, während es für die Pariſerin kaum einen Ort gibt, wo ſie nicht öffentlich erſcheinen könnte, kaum eine Gelegenheit des Lebens, des Geſchäftsverkehrs, bei der ſie nicht ausgeſtellt würde und ſich im Vordergrunde zeigte. Dieſe Zurückgezogenheit der Engländerinnen iſt es am meiſten, welche ſie der Gefahr ausſetzt, blau zu werden, d. h. ſich den gehäſſigen Namen der blue stockings zu verdienen, der wie ein Fluch jedes ſich wiſſenſchaftlich beſchäftigende Weib trifft. Es iſt nicht zu läugnen, daß die Engländerinnen, bei ihrem abgeſchnittenen und zur Reflexion hindrängenden Leben, faſt allgemein einen großen Hang zur Gelehrſamkeit haben, und demſelben in der Stille eben ſo eifrig nachgehen, als ſie ihn in der Geſellſchaft verbergen, um nicht für blau zu gelten; und nur wenn man in die vertrauteren Werkſtätten ihres ſinnigen Lebens Zutritt hat, ſtößt man auf eine fleißige Be-

schäftigung in den Künsten und Wissenschaften, die in Erstaunen und zuweilen in Verlegenheit setzen kann. Aber die weibliche Liebenswürdigkeit geht höchst selten dabei verloren. Wenn ich Ihnen zu Ihrer schönen Existenz noch etwas wünsche, so ist es die Freundschaft einer Engländerin. Diesen wundersam gemüthlichen Reiz kennen Sie noch gar nicht, und es wäre die höchste Vervollkommnung des Daseins, wenn man deutsche Poesie, englische Liebe und französische Freiheit in einem Zirkel verbinden könnte. Die Engländerinnen sind fromm, rechtgläubig, und ihr Herz hängt an Gott und dem Himmel. Da bekommen Sie mit diesem Herzen, wenn es sich an das Ihrige schmiegt und mit seinen liebekräftigen Organen sich an Sie anfaugt, eine religiöse Wärme, die als wahrer Gottessegen wirkt. Die Engländerinnen werden auch vom Himmel belohnt, sie können zur königlichen Würde gelangen, und in der jungen Königin Victoria hat dies herrliche Geschlecht jetzt wieder den Thron bestiegen. Wie glücklich ein Volk, bei dem zartes Mädchenerröthen und jungfräuliche Scham auf dem Throne sitzen! Neulich erröthete Victoria, als sie ihre erste Thronrede, bei der Prorogirung des Parlaments, vorlesen mußte.

God save our gracious queen.
Victoria, England's queen,
God save the queen! —

— Es wird mir ſchwer, dieſen Brief zu ſchlieſſen, denn wann komme ich wieder dazu, mit Ihnen zu plaudern? Am liebſten ſäße ich Ihnen gegenüber und hörte Sie ſprechen, um das Talent, zu hören, das Sie mir zuerkannt haben, auf die ſchönſte Weiſe in Ausübung zu bringen. So aber will ich Ihnen noch Einiges vorſprechen, und hoffe, Sie werden dann ſo großmüthig ſein, mich durch einen eben ſo langen Brief zu belohnen.

Auf allen meinen Reiſen, wo ich mit geiſtreichen Menſchen in irgend ein Geſpräch gerathen, habe ich ſtets große Furcht gehabt, daß Einer von der ſogenannten Weltliteraturidee, die durch Goethe in die Mode gekommen, zu ſprechen anfangen könnte, und meide dies Thema, zu dem man auf Reiſen ſo leicht veranlaßt werden mag, immer mit ſichtlicher Angſt. Denn mir wird gar zu wunderlich dabei zu Muthe, und ich habe das nebuloſe Gerede darüber herzlich ſatt. Die Weltliteraturidee verfolgt mich aber überall, wie die Marlborough-Arie, jeder reiſende Student trägt ſie jetzt in ſeinem Schnappſack mit herum, um ſie

in jedem Wirthshause auszukramen, und es wird noch so weit mit ihr kommen, daß wandernde Handwerksbursche darauf schnurren gehen und sich ihren Zehrpfennig, wie sonst um Gotteswillen, so jetzt um der Weltliteratur willen, ausbitten. Die großen Völkersympathieen, auf welche die Weltgeschichte hinarbeitet, werden sich schwerlich jemals durch die Literatur oder in derselben verwirklichen, und sie werden vielleicht auf einem ganz materiellen und praktischen Wege zu Stande kommen. Die Literaturen sind der Privatbesitz der Völker, und es kann ebenso wenig eine gleiche Theilung des literarischen Eigenthums unter den Nationen geben, als eine gleiche Geld- und Ländervertheilung zwischen Armen und Reichen. Die Franzosen sind jetzt wieder so weit von der Weltliteraturidee abgekommen, daß selbst Diejenigen unter ihnen, welche der deutschen Wissenschaft und Production wirklich etwas verdanken, so vornehm thun, es nicht eingestehen zu wollen, während wieder Andere, die sich mit deutschen Studien etwas modisch in die Brust werfen möchten, leider beinahe so unwissend sind, wie ich im Chinesischen. Bei weitem größern Spaß macht es mir, dieser universalistischen Weltwahlverwandtschaft nachzudenken, wenn ich hier in Lon-

don im Drurylane-Theater ſitze. Hier gehen während der Seaſon jetzt wirklich Welt- und Völker-Combinationen in Erfüllung, und Sie können hier nach Herzensluſt die europäiſche Wahlverwandtſchaft tanzen ſehen, und ſingen hören den modernen Kosmopolitismus. Da haben Sie zuerſt unſere deutſche Schröder-Devrient, welche die Saiſon herbeigelockt, nachdem ſie mit groſſer Anſtrengung das Engliſche erlernt hat. Sie ſingt faſt einen Abend um den andern den Fidelio, deutſche Muſik mit engliſchem Text, und die deutſche Künſtlerin ſpricht zu ihren Tönen die engliſchen Worte, und an den dramatiſchen Stellen redet ſie das Engliſche fertig auf der fremden Bühne. Obwohl ſie, nach meinem Gehör, eine ganz vortreffliche engliſche Aussprache hatte, ſo ſchien doch das, was ſie ſprechen mußte, dem hieſigen Publicum ziemlich komiſch vorzukommen, denn meine Nachbarn flüſterten ſich alle Augenblicke lächelnd in die Ohren: **she cannot speak english!** ſo daß ich es am Ende auch glauben mußte. Dieſe groſſe Sängerin genügte mir hier überhaupt weniger als in unſerm Deutſchland, obwohl ſie bei den Engländern einen außerordentlichen Enthuſiasmus erregt, und es iſt kein Zweifel, daß ſie ſich in ihrem Geſange

durch die Laute der fremden Sprache wesentlich gestört, ja empfindlich gehindert fühlt. Im Allgemeinen geben sich die fremden Künstler hier in London weniger Mühe, sie scheinen dem englischen Publicum keinen großen Kunstverstand zuzutrauen, und lassen sich gehen. Bei der Schröder-Devrient aber, die überall von ihrem eigenen Genie hingerissen wird, war es diesmal gewiß die fremde Zunge, die den Flug ihrer Töne einigermaßen hemmte, ihr Talent zerstreute. Dazu kommt, daß ein englisches Orchester, am wenigsten das im Drurylane, nicht darauf eingeübt ist, oder nicht den Geist dazu besitzt, um eine Oper von Beethoven zu spielen. Schon die Ouvertüre gerieth unglücklich; da fehlte aller Geist der Auffassung, alle Empfindung des Ganzen, und die geisterhaften, überirdischen Mächte dieses Tonstückes wurden fast musikantenhaft abgegeigt. Nicht so schlecht war die Ausführung der Oper selbst, aber wir sind einmal in Deutschland gewohnt, ganz eigenthümliche und subtile Ansprüche an das Spielen beethoven'scher Musik zu stellen. Was aber unsere Schröder-Devrient betrifft, so erhält sie für jeden Abend ihres hiesigen Auftretens 60 Pfund, und dafür kann sie schon Englisch sprechen! Sie sehen, durch welche Macht der europäische

Kunſtkosmopolitismus am beſten vermittelt wird. Es iſt das Geld, das Geld, und noch einmal das Geld, das den Pol der Anziehung und Abſtoßung in allen modernen Wahlverwandtſchaften bildet, und immer mehr an geiſtiger Macht gewinnt in der europäiſchen Menſchheit. Schlechte Aeſthetiker und Philoſophen, die dem Gelde noch keine principienmäßige Stelle im Syſtem des Geiſtes angewieſen haben!

Im Drurylane-Theater können Sie für einen mäßigen Eintrittspreis noch mehr ſolcher Weltcombinationen genießen! Ich habe hier das ſingende Deutſchland, das tanzende Paris und das pirouettirende Berlin, vereint mit dem tanzenden und ſingenden London, auf einer Diehle beiſammen geſehen. Außer der Schröder-Devrient bemerkt man nämlich in dem Sonnenſyſtem der diesjährigen Seaſon auch den ſchwebenden Stern der pariſer Taglioni, zu der ſich auch noch in ihren Namensvettern aus Berlin eine deutſche Bewegungspartei geſellt hat, und ſo iſt ein europäiſches Ballet hier fertig, über welchen Ausdruck Sie mir nicht lachen ſollen, geiſtreiche Frau! Von der Taglioni zu ſprechen, iſt unnütz, man muß ſie ſehen, und ich weiß, Sie zählen dies Götterkind, obwohl es auf Erden eine Tänzerin geworden, zu

jenen Lieblingen des Himmels, welche derſelbe der Menſchheit geſandt, um ſie zu erheben, zu beſſern und zu läutern. In der That, das Größte, was man von dieſer Tänzerin ſagen kann, iſt, daß ſie keine Tänzerin iſt, ſondern daß alle ihre Tanzbewegungen wie ihre natürliche Sprache ſind, die ſie ſprechen muß, um ſich auszudrücken, und die einen andächtigen und ſinnreichen Inhalt hat. Ihre ganze Erſcheinung iſt Seele, Gemüth, Beſcheidenheit und Poeſie, man wird gut, wenn man ſie tanzen ſieht oder vielmehr ſprechen hört. Haben Sie wohl einmal recht den wunderbaren Bau der Taglioni gemuſtert, und betrachtet, wie ſie wirklich ganz ſchmetterlingsartig geſtaltet iſt, wie ungemein zart, dünn und leicht der kleine Oberkörper iſt, mit dem ſchmalen merkwürdig geformten Kopf, der ihr wahrhaft etwas Libellenhaftes gibt, während die Schenkel den von allem gröberen Stoff geklärten Flügeln des Schmetterlings gleichen? Und ihre Augen wirken mit in der Grazie ihrer Bewegungen, die Augen lächeln Geiſt, Sinn und Verſtand hinein. Ueppiger geſtaltet iſt die Schülerin des großen Gentz, Fanny Elsler, aber die Elsler berauſcht und reißt hin, wo die Taglioni erhebt, erfreut und einen nachhaltigen Eindruck bereitet. Jemand hat mit ebenſo liebenswürdiger

als himmelſchreiender Raſerei von Bettinens Briefen an Goethe geſagt, es ſei die „Metaphyſik des Kuſſes,“ und nachdem ein Sterblicher dies gewagt, wage ich von der Taglioni zu ſagen, ſie ſei der getanzte Goethe, während Fanny Elsler der getanzte Gentz iſt! In Wahrheit iſt die Elsler, wenn man will, eine diplomatiſche Tänzerin, die Taglioni dagegen eine griechiſch-deutſch-franzöſiſch-claſſiſche in gediegener goethe'ſcher Formvollendung. —

Doch ich bitte Sie um Gotteswillen, laſſen Sie mich aufhören! Haben Sie nun großartige Weltcombinationen, modernen Wahlverwandtſchaftsunſinn genug? — Ich werde Ihnen, liebe Freundin, niemals wieder über Sängerinnen und Tänzerinnen der Seaſon ſchreiben. Dies iſt ein Capitel, bei dem man, wie ich ſehe, aufs Aeußerſte kommen kann. Der Himmel behüte Sie! Vergeſſen Sie mich nicht ganz, denn ich weiß, Sie haben viel zu denken! —

6.

An den Einsiedler der *** straße in Berlin.

Mein theurer Einsiedler, beschäftigen Sie sich noch immer mit Einsamkeit? Das einträglichste Geschäft von der Welt, Sie werden reich dabei werden! Ich beneide Sie zuweilen um die ruhige Perspective von Ihrem Sopha aus, und um Ihre lange türkische Pfeife, mit deren gedankenvollen Zügen Sie der occidentalen Welt Trotz bieten. Was soll ich Ihnen von den Menschen erzählen, die ich hier in London sehe? Sie fliehen den sogenannten Umgang mit Menschen, wenigstens den, über welchen Knigge geschrieben, und wahrlich, Sie haben Recht! Wann wir wieder zusammen leben werden, wollen wir recht um die Wette einsam sein, Sie geliebter Menschenfeind! Jetzt will ich Ihnen lieber von Bildern sprechen, als von Menschen. Die Menschen sind

Ihnen längſt zu Bildern geworden, an denen Sie blos Ihre objective und ſtrenge Kunſtkennerſchaft üben, und die Bilder gewähren wieder den Vortheil, daß ſie niemals ſo unangenehm werden können, wie die armen Menſchen! Folgen Sie mir alſo auf die londoner Kunſtausſtellungen! Es ſind deren mehrere während der Seaſon eröffnet, und ich führe Sie zuerſt auf den Trafalgar-Square, in die National-Galerie, wo die Werke lebender engliſcher Künſtler ausgeſtellt ſind.

In drei kleinen, aber freundlichen und hellen Sälen finden Sie hier nur 1289 Kunſtgegenſtände und vor denſelben ein nicht allzu zahlreich verſammeltes, höchſt faſhionables Publicum, das Ihnen gefallen wird, denn Sie werden es kaum bemerken. Die Stille und Geräuſchloſigkeit der ſich auf und nieder bewegenden Beſchauer wird hier ſelbſt einem Norddeutſchen befremdlich, und die Schweigſamkeit des engliſchen Kunſtenthuſiasmus machte mir zuweilen das Gefühl, als wandelte ich in einem unterirdiſchen Schattenreich, wo hübſche Scheingeſtalten und faſhionable Geſpenſter mit ſeidenen Gewändern und indiſchen Shawls an mir vorbeiſtrichen und in geiſterhafter Wortloſigkeit einen Reigen zuſammen aufführten,

an dem ich aber, als Fremder, der den Schatten nicht, engliſcher Sitte gemäß, vorgeſtellt war, keinen Antheil nehmen durfte. Dann erfaßte mich eine Melancholie, und ich ſuchte vergebens Troſt bei den umherhängenden Bildern an den Wänden, denn ich fand ſie faſt alle unbedeutend. Was aber die Kälte und Stille der Engländer in ihren Kunſtausſtellungen betrifft, ſo folgt dieſe keinesweges aus ihrem ſcharfen und unerbittlichen Kunſtverſtand, denn ſie halten vielmehr die Ausſtellung der diesjährigen Seaſon für die allerbedeutendſte, die ſeit langer Zeit in England ſtattgefunden. Dieſe anſcheinende Gleichgültigkeit iſt nichts als eine Folge der guten und anſtändigen Lebensart, ſie iſt eine Nothwendigkeit der Faſhion. Es iſt einmal nicht gentlemanlike, hier irgend eine Erregung, und wäre es auch für ein Gemälde, öffentlich zu verrathen, man darf keine Paſſionen, keine Bewegungen und Entzückungen an einem öffentlichen Orte zeigen, wenn man der höhern Geſellſchaft zugerechnet bleiben will, man darf ſich überhaupt nicht laut und lebhaft mittheilen, ohne ſchlechte Sitten zu bekunden. Bei den Engländern aber brennt dann das ſtillgehütete Gefühl um ſo reiner in ihrem Innern, und wenn ſie zu Hauſe angekommen und ſich

wieder unter ſich befinden, ihren bekannten und vertrauten Geſichtern gegenüber, tritt es heraus in hellen Flammen. Jene hübſche, rothblonde Miß, die, mit dem Katalog in der Hand, langſam und ſteif von einem Gemälde zum andern tritt und nur dann und wann verſtohlen mit der Bleifeder einen Strich in ihrem Katalog macht, ſcheint ein allegoriſches Marmorbild der Apathie zu ſein, ſie wechſelt kein Wort, kein Lächeln, keinen Blick mit der ſie begleitenden Mutter, und nachher, wenn Sie kein Einſiedler wären, würden Sie in einer Geſellſchaft, wo Sie gut vorgeſtellt ſind, die ſcharfſinnigſten und begeiſtertſten Urtheile über Gemälde von dieſem Mädchen hören können. —

Ich benahm mich gewiß höchſt faſhionable auf dieſer ganzen Kunſtausſtellung, denn ich fühlte auch nicht die geringſte Veranlaſſung, einen Enthuſiasmus laut werden zu laſſen. Seit mehreren Tagen bringe ich regelmäßig meine Nachmittagsſtunden von 2 bis 4, denn dieſe ſind die anſtändigſte Zeit, auf dem Trafalgar-Square zu, und ſuche irgend einen beſtimmten Charakter in dieſen engliſchen Kunſtproductionen zu entdecken. Die vorhandenen Bilder rühren meiſt von jungen, noch unbekannten Malern her, da die berühmte-

ren aus der engliſchen Schule, wenn man von einer ſolchen reden darf, entweder gar nicht, oder ſehr ſpärlich beigeſteuert haben. Die Productivität an ſich erſcheint der Maſſe nach groß genug, wenn man bedenkt, daß hier nur Erzeugniſſe engliſcher Künſtler ausgeſtellt ſind, und daß, außer der angeführten Zahl, noch gegen tauſend Bilder von dem Vorſtande aus Mangel an Raum zurückgewieſen wurden, wobei man freilich nicht begreift, wo in dem ungeheuren London, in dem der luxuriöſe Raum den Menſchen höhnt, und ſo viel Zeit koſtet, Mangel an Raum herkommen kann. Sie finden aber bei den engliſchen Malern, mit geringen Ausnahmen, weder die hohe techniſche Vollendung der Zeichnung und des Colorits, durch welche die neueſte franzöſiſche Malerſchule den Preis in der heutigen Kunſt errungen, noch die Innigkeit und Phantaſie der Erfindung, das Bewußtſein und die Seele der Behandlung, in der wieder die deutſchen Maler, beſonders die genialen und ſentimentalen Düſſeldorfer, die Franzoſen weit überflügelt haben. Dagegen iſt bei vielen Engländern eine praktiſche Tüchtigkeit des Entwurfs, eine Feſtigkeit und Zierlichkeit des Pinſels, bemerkbar, wo ſie es mit Gegenſtänden des wirklichen und materiellen Le-

bens, besonders mit dem, was der englischen Alltäglichkeit angehört, zu thun haben. Einige vortreffliche Thierstücke, ausgezeichnetes und bewundernswürdiges Rindvieh von T. S. Cooper, Hund- und Schäferstücke von J. Ward, ein wahrhaft großartiges Hunde-Meeting der Jagdhunde Sr. Majestät des verstorbenen Königs auf Ascot Heath, außer den Hunden noch die Portraits der hohen und höchsten Lordschaften Englands, des Herzogs von Beaufort, Lord Adolphus Fitzclarence, Graf von Chesterfield und vieler anderer enthaltend, gemalt von F. Grant, ein echt englisches Bild; dann schottische Hochlandsscenen, Themsebote, Uferansichten, gestrandete Schiffe, echte Racenpferde, und lebensgroße Portraits ihrer **public characters**, wie das ausgezeichnete Bild des Herzogs Wellington, von Briggs, solcher Sachen haben sich die Engländer in gelungenster Weise zu erfreuen.

Einige Gemälde, die mir in diesen Sälen eine besondere Aufmerksamkeit abgewonnen, will ich Ihnen näher beschreiben, obwohl es gerade solche sind, vor denen sich die Menge der Schaulustigen weniger drängt, und Sie können daher, ohne Ihrem Charakter als Einsiedler ungetreu zu werden, etwas längere Zeit mit mir vor denjel-

ben verweilen. Wir betrachten zuerſt das Bild von D. Wilkie, dem größten Maler Englands, welcher die nachmalige Kaiſerin Joſephine in dem Momente gemalt hat, wo ihr gewahrſagt wird, daß ſie künftig eine Krone tragen würde. Ich halte dies für die vorzüglichſte Leiſtung auf der ganzen Ausſtellung, und Gediegenheit der Ausführung, Colorit, Zeichnung und Erfindung treffen darin zuſammen, um es gegen die andern überwiegend hervorzuheben. Die ſchöne Joſephine befindet ſich noch auf ihrer weſtindiſchen Geburtsinſel Martinique, ſie ſitzt am Tiſche und hat ſich von einer Negerin wahrſagen laſſen, ihre rechte Hand iſt zu dieſem Zwecke ausgeſtreckt, und die phantaſtiſch aufgeputzte Wahrſagerin hat dieſelbe mit ihren beiden Händen ergriffen; der verhängnißvolle Ausſpruch, der ſpäter ſelbſt in Frankreich lange Zeit vor ſeiner Erfüllung bekannt war, iſt geſchehen. Der Ausdruck Joſephinens ſelbſt iſt vortrefflich, der ſchlanke jungfräuliche Körper erſcheint zurückgebogen, das Geſicht ſtützt ſich lieblich verſchämt mit dem Kinn auf die Fläche der linken Hand, und dieſer Arm iſt zugleich hoch emporgehoben, als wolle ſie damit das Glück, das ihr werden ſoll, gewiſſermaßen von ſich abwehren. Und doch ſcheint Joſephine, wiewohl

mit der bescheidensten Lüsternheit nach der Zukunft, schon in der fernen Süßigkeit dieses Glückes zu schwelgen. Eine Alte, ihre Mutter, steht hinter ihr und legt ihr schmunzelnd, mit einer Miene, als wenn morgen schon die kaiserliche Hochzeit sein solle, die Hand über die Schulter. Das Gesicht der prophezeienden Negerin hat einen Ausdruck, als beneide es dem Mädchen das bevorstehende Glück, das sie selbst im Dienste des freigebigen Schicksals ihm verkündet. Kinder stehen am andern Ende des Tisches und beugen sich neugierig verwundert über denselben hin; im Hintergrunde zeigt sich lauschend ein Mohr, dummlächelnd über die wundersame Mähr, die da laut geworden, und durch seine Gestalt den Himmelsstrich bezeichnend, unter dem sich die Scene des Bildes zuträgt. Zu den Füßen Josephinens sieht man einen zu ihr heraufspringenden Hund und einen — nackten Amor. Was in aller Welt wollte der Künstler mit diesem letzteren andeuten? Vielleicht, daß es die Liebe sein werde, durch welche die Prophezeihung der Kaiserkrone sich verwirklichen müsse? Dies ist ziemlich abgeschmackt, diese Allegorie macht dem Verstande des Künstlers keine Ehre. Wollte man noch etwas tadeln, so wäre es die allzuabsichtliche Intention, mit

welcher der Maler seinen Stoff verwirklicht hat, in der Weise, daß alle Figuren schon eine gar zu gewisse Ueberzeugung von der Wahrhaftigkeit der Verheißung ausdrücken, als wäre es in der That auf einen der nächsten Tage bestellt, und als ließe sich nichts mehr dagegen einwenden. Man könnte vielleicht noch Manches am Stil dieses Bildes auszusetzen finden, aber es hat doch seinen eigenthümlichen Grundwerth, der ihm nicht bestritten werden kann, und die Wahl solcher Gegenstände für die neuere Malerei, die so lange rathlos in ihren Gegenständen umherschwankte, verdient Nacheiferung. Die Behandlung in dem Wilkie'schen Bilde hat seltsamer Weise Aehnlichkeit mit der Manier der Chodowiecki'schen Kupferstiche; sie erscheint etwas manierirt, vielleicht hier und da geziert, aber immer Geschmack verrathend. Auch finde ich die Vertheilung der Lichter vortrefflich und im Sinne des Gegenstandes wirksam.

Nächst diesem war eins der beschauenswerthesten Bilder eine Waldnymphe von G. Patten, vortrefflich componirt, sowohl in der Gestaltung als in der Beleuchtung. Der Körper der Nymphe ist frisch wie ein Springquell des Waldes, die Augen unschuldig, schalkhaft und klug wie ein Reh. Man sieht sie in halbsitzender, halb-

liegender Stellung, den linken Fuß unter die rechte Lende gebogen, an einem verschwiegenen Platze, im tiefsten Waldesgrund. Das dunkle Colorit des Waldes hat auch der Weiße des Körpers bräunliche Tinten angehaucht. Die Schenkel sind zierlich, frisch und kräftig, der knospenartige Busen hat die runden jungfräulichen Formen seiner ersten Entfaltung. Was an diesem Bilde eigenthümlich gefällt, ist die Verschmelzung der sinnlichen Erscheinung einer Nymphe mit dem geistigen Reize einer Gottheit, man sieht hier in der Göttin die Nymphe und in der Nymphe die Göttin, der süße Leib bedeutet außer sich selbst noch das Geheimniß einer höheren Abstammung, die schönen Formen gehören der Luft der Erde an, und haben doch zugleich ihre Schwere überwunden. Das Mysterium von Leib und Geist, von Blut und Empfindung, liegt in der Nymphe als lachendes und leicht zu lösendes Räthsel da, die Nymphe ist das Mittelelement zwischen Erde und Himmel, und darum spendet sie in menschlichen Formen göttliche Freuden. Hier habe ich Sie, Bruder Einsiedler, auf Ihr Lieblingsterrain gebracht, setzen Sie sich nun an die Orgel Ihrer Phantasie und spielen Sie mir eine feierliche Messe über dies unser großes Thema! Sie hätten ver-

dient, ſelbſt die Jo des Correggio gemalt zu haben, von der Sie ſo ſeltſam ſchön wie ein toller Bramine zu ſprechen wiſſen. Alles, was Sie jetzt denken, ſchlägt in Tönen bis nach England zu mir herüber, denn wir lieben uns genug, Freund, um uns auch in der Ferne an der Windsbraut zu erkennen! —

Kommen Sie noch zu einem andern Bilde: die kleinen Bettler, von Rothwell, das ganz allerliebſt und in vieler Hinſicht ausgezeichnet iſt. Ein kleiner Junge von ſechs Jahren und ein um einige Jahre älteres Mädchen ſtehen in einer Feldgegend neben einander. Der Junge ſchaut mit einem unnachahmlich lächelnden Geſicht und mit einem ſchelmiſchen Vertrauen in die Welt hinein, von der er noch nichts weiß, und deren Gunſt zu erproben ihn das Schickſal ſo früh zum Bettler gemacht hat. Die eine Hand hat der kleine Vagabund nachläſſig in die Taſche geſteckt, die andere hält er gekrümmt und hat vielleicht ſchon einen Pfennig darin. Er gibt ſich ordentlich ein geniales Anſehen mit ſeinem gutmüthigen Lächeln, der arme Schelm; warum ſoll man ihm nichts geben, denkt er, da die Andern Etwas haben, und er hat nichts. Er meint gewiß, die reichen Leute ſeien nur deshalb ſo reich,

um mit den Armen zu theilen, und das scheint ihm noch eine ganz natürliche und ausgemachte Sache. Er ist in seinem naiven Naturrechte noch nicht irre geworden. Seine Schwester neben ihm weiß es schon anders. Die Arme, weil sie um die wenigen Jahre älter ist, ist sie unglücklicher. Auf dem jungen hübschen Gesichte ruht Blässe, sie denkt nach und denkt in die Ferne. Die kleine Bettlerin ist schon zur Reflexion über die Welt gekommen. Ihre Augen sind zum Himmel gerichtet, mit der einen Hand faßt sie sich sorgenvoll an Kinn und Wange, mit der andern zupft sie sich in ihrem Nachsinnen an der Schürze. Sie hat ihren Ueberschlag gemacht, die eingebrachte Baarschaft scheint nicht auszureichen für den heutigen Tag, und sie denkt an die armen kranken Eltern daheim. Dies Bild ist mit vieler Empfindung und sehr sinnig gemalt, die genreartige Ausführung ist meisterhaft. Am reizendsten ist aber die gutmüthige Zuversicht in dem lieblichen Gesicht des Knaben. Wollen wir mit den armen Kindern betteln gehen, lieber Einsiedler? Schlagen Sie alle unsere Zeitideen, unsere Pläne und Entwürfe zusammen, alle unsere Schriften, gedruckt in diesem Jahre, und schnüren Sie uns einen Bettelsack daraus, wir wollen ihn über unsere Schulter

nehmen! Oder wollen Sie in Ihrer Klauſe ſitzen bleiben, wie die Siebenſchläfer, bis beſſere Zeiten werden? Wiſſen Sie, welches eine ſchöne Zeit war? Die Zeit Jakob's I. von Schottland. Sie lachen, aber ich will Ihnen gleich das Räthſel aufklären, wenn Sie mir in den erſten Saal der Kunſtausſtellung folgen, zu einem Bilde, das J. Porter gemalt hat. Da ſehen Sie die Tochter jenes Königs, Margarethe, Dauphine von Frankreich, wie ſie einen Poeten küßt! Margarethe war eine ausgezeichnete Prinzeſſin, deren hohe Bildung zu ihrer Zeit in großem Rufe ſtand. Damals gab es einen Dichter, Alain Churtier, und dieſer nahm ſich eines Tages die poetiſche Freiheit, in einer Säulenhalle, durch welche Margarethe hindurchgehen mußte, einzuſchlafen. Als die Königstochter den Poeten ſchlummern ſah, näherte ſie ſich ihm leiſe und küßte ihn. Sie küßte ihn, und als ihre Hofdamen darüber vor Erſtaunen ſich nicht zu faſſen wußten, ſagte ſie: **I kiss not the man, I kiss the poet, the author of so many beautiful things**! Sie küßte nicht den Mann, ſondern blos den Dichter, der ſo herrliche Sachen geſchrieben. War das nicht eine ſchöne Zeit? Königstöchter und Leute, die herrliche Sachen ſchreiben, in Sympathie mitein-

ander! Solche Küſſe ſind ſeitdem aus der Mode gekommen, und daß ſie heut nicht mehr Zugkraft haben, beweiſt das Bild ſelbſt, denn es iſt mißlungen und ziemlich ſchlecht. Nur im Geſicht des ſchlummernden Dichters iſt ein guter Zug, er ſcheint nämlich den königlichen Kuß zu empfinden und ihn leiſe einzuſaugen. Welcher officielle Mund küßt Ihnen heut Stirn und Lippen, wenn Sie herrliche Sachen ſchreiben und unſere Lieblingsideen alle zu Papiere gebracht haben werden? Aber laſſen Sie Alles gut ſein! Ich kenne kleine harmloſe Lippen, die Sie zu Zeiten küſſen, wann Sie traurig werden wollen, und die ihren lieblichen Athem auch zuweilen über meine Wange gehaucht haben. Ich denke noch gern daran. Könnten wir nicht damit zufrieden ſein, Einſiedler? —

Wollen Sie noch mehr von der engliſchen Kunſt auf dem Trafalgar-Square hören? Sagen Sie nein! Ich will Ihnen nur noch einige Bilder nennen, vor denen ſich das hieſige Publicum mit beſonderer Schauluſt zeigt, z. B. die Lagerung einer Zigeunerbande, von D. Maclise, die vielen Beifall findet. Es iſt im Einzelnen ein gutes Bild, aber ohne Einheit, ohne Totalwirkung, zu zerſtreut und auseinandergehend in allen ſeinen Effecten, es liefert ein ſeltſames Zeugniß,

wie die einzelnen Gruppen in einem Gemälde gelungen ſein können und doch die ganze Compoſition ohne Geſchmack und Eindruck. Die Theilnahme des Publicums ſammelt ſich hier beſonders vor den glatten, geleckten und elegant ausgeführten Bildern, wie vor dem vielbewunderten Rafael und Fornarina, von Callcott, ein Gemälde von einer außerordentlichen Eleganz in den Farben, aber ohne Seele und inneres Leben, eine blos gemachte und gepinſelte Wirkung. Dergleichen gibt es noch mehrere. Doch ich rathe Ihnen lieber, dieſe Ausſtellung der lebenden Künſtler jetzt mit mir zu verlaſſen und die Säle auf dem Pall Mall zu beſuchen, wo die ſeit einer Reihe von Jahren beſtehende Geſellſchaft *) Bilder alter Meiſter während der Saiſon zur Schau ſtellt. In England ſind viele ſeltene Schätze aus dieſer alten glorreichen Epoche der Kunſt zerſtreut und es gehört hier mit zum Stolz der reichen Ariſtokratie, Gemälde berühmter Meiſter zu beſitzen. Auf ihren Landſchlöſſern zeigen Ihnen dieſe kunſtliebenden Lords ſo viel Rafael's, Tizian's, Van Dyck's, daß Sie darob in Erſtaunen gera-

*) British Institution for promoting the fine arts in the united kingdom.

then ſollen; aber einige ſind immer echt, andere ſind Copieen, mit denen ſie ſelber betrogen worden, andere ſolche, die ſie ſich für ein Spottgeld in Paris oder Dresden haben anfertigen laſſen. Der Nationalſinn der Engländer zeigt ſich aber darin wieder erfreulich, daß dieſe Schätze nicht gänzlich dem Privatbeſitze verfallen bleiben, ſondern alljährlich einmal durch die Bemühungen der genannten Geſellſchaft aus allen Theilen des Königreichs vereinigt werden, ſo daß man an den Katalogen dieſer Ausſtellung auf Pall Mall allmälig ein Verzeichniß aller in England befindlichen Bilder alter Meiſter, und zugleich einen Nachweis über die gegenwärtigen Beſitzer derſelben, erhält. Die diesmalige Schauſtellung iſt beſonders glänzend und reichhaltig an Werken aus allen Schulen, und ich wüßte kaum eine Galerie, vielleicht die des Marſchall Soult in Paris ausgenommen, wo man den Murillo ſo genau ſtudiren könnte, als auf dieſem kleinen Muſeum der British Institution. Dieſer originelle Spanier iſt hier durch zwölf Bilder vertreten, die ihn von allen Seiten ſeiner Manier veranſchaulichen, ſowohl in den Geſtalten ſeines nationalen Volkshumors, worin er ſo naturwahr, ſchelmiſch, ſaftvoll, derb und doch graziös iſt, als in ſeinen

mehr im idealen Styl gehaltenen Bildern und Heiligendarſtellungen, in welchen er ſanfter auftritt und ſeine kecke, naive Phantaſie in leiſeren Tinten der Schönheit verſchweben läßt. Welcher Maler hat wohl ſo viel Humor, Gemüthlichkeit, Sinnlichkeit und Innigkeit, ſo viel Lachen und ſo viel Andacht in einem Pinſel vereinigt, als Murillo? Ein Kenner ganz anderer Art als ich, Herr Waagen in Berlin, wird Ihnen in ſeinem Buche, durch welches die Kunſtſchätze Englands zum erſten Male ihre weitere Bekanntmachung und Würdigung erhalten, auch von dieſen Murillo's beſſere Beſchreibungen liefern, als Sie von mir verlangen können, und ſo wiſſen Sie nur noch kurz, daß ſich hier auch zwei außerordentlich ſchöne und über allen Zweifel erhabene Portraits von Rembrandt, einige Wouverman's, Tenier's, Oſtade's, Terburg's von ſeltenem Werth, mehrere Landſchaften von N. Pouſſin, ein Portrait von Rafael, das in ſeiner Manier Allem zuwider iſt, was ich bisher von Rafael gewußt, ein herrlicher Albrecht Dürer (St. Jerome in ſeiner Zelle), Einiges von Tizian, und drei höchſt ſeltſame, aber bewundernswürdige Gemälde von Salvator Roſa befinden, eine Felſenlandſchaft mit Banditen,

Jakob's Traum, und eine Allegorie der menſchlichen Gebrechlichkeit. Das Groteske und Abenteuerliche dieſes räthſelhaften Genius hat immer einen beſondern Reiz für mich gehabt. Ein heimlicher Schrecken lauert faſt aus allen ſeiner Bilder, ſeine düſtere kühne Phantaſie wirft in rückſichtsloſen Strichen hin, kugelt ſich wie ein geſpenſtiſches Thier in wunderlichen Gruppen zuſammen, ſcheint uns geheimnißvoll anzuziehen, mit mährchenhaften Schauern zu verlocken, dann aber ſtreckt es plötzlich rieſige Krallen von ſich, es umſchwirrt uns mit Nachteulenfittigen und Raubvögelgekrächz', die geſpenſtiſche Nacht ſeiner Gemälde birgt Ungeheuer in ihrem Schooße. Das Gerücht, daß Salvator Roſa ein Bandit geweſen, iſt ohne Zweifel mehr durch den Charakter ſeiner Bilder, als durch eine Spur wirklicher Thatſachen entſtanden. Von manchen deutſchen Dichtern in dem ſangvollen und klangvollen Schwaben wird die Nachwelt vielleicht einſt muthmaßen, daß ſie Schneider geweſen. Nicht weniger ſchrecklich iſt die Abſtraction aus den Werken des armen Salvator Roſa, daß er mit dem Pinſel zugleich den Banditendolch geführt habe. Er hatte eine mit Entſetzen geſättigte Phantaſie, er muß die Süßigkeit des Mordes gekannt haben,

aber es ging ihm mit dem Morden vielleicht eben so, wie den deutschen Dichtern einer frühern Zeit mit dem Weintrinken, sie dichteten ihre Weinlieder bei einem Glase Wasser. So malte Salvator Rosa gewiß nur wie ein wilder Bandit und lebte wie ein frommer Maler. Bemerkenswerth sind auch ihrer Auffassung wegen zwei wunderliche Hochzeiten von Canaan, die eine von Paulo Panini, der ein Architekturstück daraus gemacht hat, die andere von Jan Steen, von dem man diese biblische Scene mit allem Humor eines niederländischen Genrestückes behandelt sieht, zwei Bilder von der seltsamsten Wirkung. Das große Abendmahl des Tintoretto, ein Meisterstück der Gruppirung, aber weniger ausgezeichnet im Gesichterausdruck, mit vieler Monotonie des Colorits, fesselt schon durch seine Kolossalität das Auge. Ein Reiterportrait und ein Kind in der Wiege, beide von Velasquez, sind von hohem Werthe, und zeigen den großen, strengen und sichern Styl dieses Malers in seiner Vollendung. Ein anderes Bild desselben Meisters, den Petrus darstellend, wie er Christum verläugnet, ist ebenfalls bemerkenswerth, obwohl es grausam von der Kunst ist, solche Momente zu verewigen. Petrus hat hier eine sehr jüdische Physiognomie

und verläugnet seinen Herrn ganz vortrefflich. Als ich dies Bild betrachtete, befiel mich ein großes Mitleid mit dem armen Petrus, welcher der erste Diplomat in der neuern Geschichte werden mußte, und dann wandelte mich auf einmal das Lachen an, denn gegenüber an der andern Wand sah ich ihn plötzlich wieder, auf einem Bilde von Rubens, wo der Diplomat Petrus mit dem Schlüssel belohnt wird, nicht etwa mit einem Kammerherrnschlüssel, sondern mit dem des Himmels. Dies ist ein äußerst kräftig gehaltenes Bild, mit allen Reizen des nervvollen, ungenirten und keck zutreffenden Pinsels, der den Rubens immer auszeichnet. Petrus empfängt den Schlüssel aus den Händen des Herrn mit vieler Demuth, er steht wie ein unterwürfiger Knecht, der wohl weiß, daß er die Gnade nicht verdiene, der aber klug und gläubig genug ist, sich ihr hinzugeben.

Es gibt hier noch eine dritte Ausstellung während der Saison, nämlich von Malern in Wasserfarben, worin die Engländer immer bedeutendere Fähigkeiten entwickeln. Aber genug für heut von Bildern! Nur ein lebendes Bild will ich Ihnen noch zeichnen, das mir alle Tage bald auf der einen, bald auf der andern Ausstellung begegnet, ein alter Mann, welcher gewissermaßen

der Normaltypus der engliſchen alten Männer iſt. Dieſen Greis werden Sie ſeinem Anzuge und ſeiner ganzen Erſcheinung nach für einen hoffnungsvollen Jüngling halten, und doch können Sie überzeugt ſein, daß er mindeſtens ſiebzig Jahre zählt. Er iſt hinfällig, und wenn Sie ihn ſprechen hören, reicht ihm der gebrochene Athem kaum mehr aus, aber ſtatt der Krücke, die man ihm reichen möchte, ſtützt ihn ein äußerſt modiſcher Stock, mit goldenem Knopf, durch den ſich ſeine elegante Geſtalt aufrecht erhält. Ein Frack nach dem neueſten Schnitt umſchließt eng und geſchmackvoll ſeinen Leib, die hohe Cravatte ſchattirt zierlich das Geſicht und erpreßt noch einige Röthe in den Wangen, hinter denen nur in verſteckten Höhlen das bezwungene Alter lauert. Schuh' und Strümpfe vermehren das Geſchmeidige ſeiner Haltung, der etwas in die Stirn gedrückte weiße Hut hilft noch mehr die jugendliche Heiterkeit ſeines Blickes hervorheben, die große Blume in ſeinem Knopfloch, der reiche Goldſchmuck ſeiner Uhrgehänge, die ausnehmend zarte koſtbare Weſte, zeigen ihn noch mit allen Gütern und Stoffen des Lebens zuſammenhängend, kurz Alles liefert Ihnen eine vollkommene Anſchauung, wie die Engländer das Bild des Al-

ters verbessern und das allmälige Sterben der menschlichen Gestalt verkleiden. Dies ist hier allgemein üblich, daß man die Waffen der Mode der Hinfälligkeit der äußern Erscheinung entgegenstellt, und daß man es für geziemend glaubt, sich bis auf den letzten Augenblick durch die Toilette gegen die Natur zu wehren. Daher finden Sie hier fast überall das Alter jugendlich angezogen, der Greis geht als Dandy in das Reich des Todes ein. Dieser conservative Charakter des englischen Modelebens hängt mit der großen Ehrfurcht zusammen, welche der Engländer überhaupt vor dem Bestehenden, vor der Form und der äußern Erscheinung hat, und er hält es daher der guten Lebensart zuwider, die Metamorphose des Alters durch sein Aeußeres einzugestehen. So balsamirt ihn die Fashion lebendig ein, während der grinsende Tod schon über ihm die Hippe schwingt.

Daß man auf diesen Kunstausstellungen fast nur Leute der höhern fashionablen Welt sieht, macht eines Theils die angeborne Gleichgültigkeit des hiesigen Volks gegen die Kunst, andern Theils vielleicht auch der Eintrittspreis, der wenigstens hoch genug ist, um die ärmern Classen von diesen Genüssen fern zu halten. Die großartige Li-

beralität, die man in Frankreich bei allen öffentlichen Gelegenheiten gewohnt ist, vermißt man in England überall. Diese französische Liberalität, die nirgends Geld nimmt, wo es sich um Kunst, Nationalinteressen, öffentliche Denkmäler und Ausstellungen handelt, dient offenbar ganz außerordentlich der nationellen Verbreitung der Ideen und der Anregung eines höheren Sinnes und Geschmackes unter dem Volke. Auf der pariser Kunstausstellung, die kein Eintrittsgeld kostet, und bei allen ähnlichen Gelegenheiten, sieht man Leute aus den niedrigsten Ständen, Arbeiter, Bauern, gemeine Soldaten, vor den Bildern und Kunstwerken. In London würde schon die Vorstellung, eine solche Vermischung der Stände in einem Saale hervorgebracht zu sehen, schreckhaft befunden werden, und auch die höheren Stände von der Kunst entfernen. Doch sollte man wenigstens dem Wucher, der mit den öffentlichen Anstalten in England getrieben wird, Schranken setzen, und vor einiger Zeit wurde auch hier ein Meeting gehalten, um eine Petition an das Parliament zu bringen, daß dem Publicum künftig zu gewissen Instituten und Gebäuden ein freier Zutritt gestattet werden solle. Dies ist eine Motion, welche der Ehre der englischen Nation an-

gemeſſen wäre, da das bisher ſtattgefundene Gegentheil viel Entwürdigendes auch in nationaler Hinſicht hatte. Bisher war nur das British Museum an den dazu beſtimmten Tagen frei geöffnet, alle andern Monumente, Galerien und Kirchen haben ihre beſtimmte Taxe, ſo gut wie jedes Theater und jede Menagerie. Einem Reiſenden, der einmal darauf eingerichtet iſt, Geld auszugeben, kann es auf einige Schillinge mehr oder weniger den Tag nicht ankommen, ſondern es iſt am meiſten der verletzende Begriff, öffentliche Monumente und Nationaldenkmäler von der Habgier der einſammelnden Beamten bewacht zu ſehen. Doch iſt wohl nicht ſobald auf eine Abänderung hierin zu hoffen, da die in England ſo mächtige Gewohnheit dagegen iſt, und es einmal zu den Begriffen des Gentlemanthums gehört, überall zu zahlen, wo man etwas ſieht, und nichts geſchenkt zu nehmen. Sie müſſen daher ſelbſt an den Kirchthüren theuer bezahlen, wenn Sie beten gehen wollen, guter Einſiedler! —

Wiſſen Sie, welches mein Lieblingsvergnügen hier in London iſt? Täglich eine Partie auf der Eiſenbahn nach Greenwich zu machen, dort an der Themſe und in dem ſchönen Park einigemal auf- und abzugehen, und doch noch zur rechten

Zeit zum Breakfaſt bei meinen londoner Freunden zu erſcheinen. Dieſe herrliche Bahn, die bei London Bridge beginnt, iſt, als Kunſtwerk betrachtet, der großartigſte Bau, zu dem bis jetzt dieſe unſere eiſerne Epoche der Weltverbindung Anlaß gegeben. Sie erhebt ſich in ſtolzer Höhe auf beinahe tauſend Bögen, deren prachtvolle Reihe faſt alle architektoniſchen Formen, nur den gothiſchen Bogen ausgenommen, aufzeigt. Sie durchſchneidet ſchöne und lachende Fluren mit der Grazie eines Vogels, und die Bewegung auf ihrem Rücken iſt ſo angenehm und gleichmäſſig, daß man ſich dabei allen Illuſionen des Fluges und dem Glauben an das Schickſal ſelbſt, das ſich des Fortkommens der Menſchheit annimmt, überlaſſen kann. Was meinen Sie zu dieſem Fortkommen der Menſchheit auf der zukunftsvollen Eiſenlinie? Werden Sie es das eiſerne oder das goldene Zeitalter nennen, das mit dieſer wie ein Raubthier ächzenden Maſchine, unter ſchwarzem Rauch, Wirbelwind und umherfliegenden Steinkohlenſchlacken, im Anzuge iſt? Mir gilt es gleich, das eiſerne oder das goldene, wenn nur irgend ein beſtimmtes Zeitalter dabei zu Stande kommt, und ich laſſe mich erwartungsvoll fortrutſchen durch eine Maſchine, welche noch das einzig welthiſtoriſche Geſicht in unſern

Tagen macht. Zuweilen, wenn ſie ſo ſchreit und krächzt wie ein prophetiſcher Rabe und aus tiefen Lungen ihre geſpenſterhaften Dämpfe bläſt, möchte ich ſie fragen, ob ſie Glück bringt, Freiheit, Humanität, oder Auflöſung aller Dinge und den jüngſten Tag? Sie aber eilt unaufhaltſam fort, ſie hat keine Zeit, ſich zu beſinnen, und ſchleppt in der langen, endloſen Wagenreihe, die ſie hinter ſich herzieht, alle Fragen und Sorgen der Menſchheit an der Kette mit ſich fort in alle Fernen und Weiten. Jedermann, mit dem Sie auf einer Eiſenbahn eine Strecke fahren, wird Sie mit zuvorkommenden Ausdrücken verſichern, daß die Circulation aller Ideen und Kräfte in der Welt, ſo zu ſagen des ganzen menſchlichen Betriebscapitals, durch die Eiſenbahnen eine neue Schwingung erhalten, daß Vieles, was bisher läſtig, hindernd und unnütz war, durch dieſelben ganz und gar aufhören müſſe. Ich ſage Ihnen, es kommt Alles darauf an, ob die Eiſenbahnen ein Werk Gottes oder des Teufels ſind? Sind ſie ein Werk des Teufels — und es iſt ſeltſam, daß man überall, wo man raſch vorwärts kommt, zu ſagen pflegt, es geht ſo ſchnell wie der Teufel! — ſind ſie ein Werk dieſes Geiſtes der Zerſtörung, ſo täuſchen wir uns auch hier in unſern Hoffnun-

gen, und die Eisenbahnen bringen der Menschheit, vielleicht nach einem kurzen Altenweibersommer, eine erstickende Massenzusammenhäufung des ganzen europäischen Lebens. Die Menschheit stirbt dann den Tod eines Fabricanten, der, in seinen vollgepfropften Waarenmagazinen eingesperrt, aus Mangel an Luftzug mitten unter seinen Reichthümern ersticken muß. Ich gestehe Ihnen, Einsiedler, was die vielgerühmte Annäherung und Circulation aller Ideen und Kräfte betrifft, so erscheint mir dieser Gedanke zuweilen nach allen Gesetzen der Natur und des Geistes als ein illusorischer. Nur in großen Entfernungen, die Entfernungen bleiben, können bedeutsame Schwingungen stattfinden. Das Sonnensystem ist nur durch die Trennung des Raumes ein Sonnensystem, und nur so lange ein Weltkörper den andern flieht, steht der Himmel fest auf seinen uralten Säulen. Rücken Sie Stern dicht an Stern und das Firmament wird zusammenbrechen. Durch geringe Entfernung verliert alle Verbindung an Werth und Inhalt. Sagen Sie mir doch, was zwischen Berlin und Charlottenburg für ein großer Austausch von Ideen und Kräften stattfindet, und was für neue Nüancirungen des menschlichen Betriebscapitals daraus entstehen?

Und nun denken Sie sich die ganze Welt in das Verhältniß von Berlin zu Charlottenburg verwandelt und stellen Sie auf dieser geraden Chaussée Betrachtungen über das Zukunftsparadies der Menschheit an! Es ist kein Zweifel, daß durch die Annäherung aller Räume die bürgerlichen Stände sich völlig neu gestalten müssen, manche aber werden vielleicht dabei zu Grunde gehen, wie z. B. der Kaufmannsstand, denn es ist etwas höchst Zweideutiges zu sagen, daß durch die Eisenbahnen der Handel gefördert werde. Die Kaufleute werden vielmehr fast alle zu Krämern herabsinken müssen, weil zwischen geringen Entfernungen nur Kramhandel möglich ist, und dies hat vielleicht auf mancher andern Seite sein Gutes. Denn die menschliche Gesellschaft ist nicht dazu da, daß die Kaufleute gedeihen sollen, und nur der mag gedeihen, welcher den Zuständen seiner Zeit am meisten nützt. Um so poetischer und geistiger wird dann das Leben werden! ruft Mancher, der nur das humanistische und makrokosmische Interesse der Eisenbahnen im Auge hat. Welch' ein schwungvolles Leben, wenn sich künftig die ganze Welt beständig wie auf der Reise befindet, wenn Berlin in Paris und Paris in Berlin ist, wenn Alles nur Bewegung und in

verſchiedenen Bewegungen Ein Inhalt!! Halt, Einſiedler, dies Raiſonnement iſt falſch! Einem Berliner mag es angenehm und beziehungsreich dünken, ſo nah' an Paris zu kommen, aber wie irrt ſich der Gute, wenn er glaubt, alsdann noch daſſelbe Paris zu haben, ſobald es ſich in ſeiner Nähe befindet! Wird ſich nicht auch Paris verändern, werden nicht alle Dinge das werden, was ſie nicht ſind? Und was das Reiſen anbetrifft, ſo wird durch die Eiſenbahnen gewiſſermaßen alles Reiſen aufhören, ich meine nicht blos die Romantik deſſelben und den Unterwegsgenuß der Natur, über deren Verlorengehen ſchon Andere im Voraus geklagt haben. Obwohl ich gern das romantiſche Horn eines deutſchen Poſtillons in der Waldnacht höre, ſo iſt daran nicht mehr viel zu verlieren, weil dieſe maulfaulen Schwager ſich bekanntlich das Blaſen immer mehr abgewöhnen. So muß man ſich ſchon die ſchmetternde Trompete des Conducteurs einer Eiſenbahn gefallen laſſen, deren Klänge, obwohl unromantiſch im höchſten Grade, eben ſo charakteriſtiſch ſind für die Vorwärtsbewegung auf einer Eiſenbahn, als der ſchaukelnde Ton des Hornes für das Hin- und Herſtoßen in einem Poſtwagen. All dies Nebenwerk des Reiſens, das ſich durch

die Eiſenbahnen verändert, iſt nicht in Anſchlag zu bringen, nicht einmal die Unmöglichkeit des Straßenraubes, welcher künftig der Romantik eines Reiſenden gänzlich fehlen wird. Aber kann man ſich denn noch rühmen, eine Reiſe gemacht zu haben, wenn man von Hamburg nach Altona fährt? Die Ferne iſt es, die ich liebe, die Langeweile und Gleichgültigkeit der Nähe iſt es, die ich fürchte. Gott iſt uns fern, der Himmel iſt uns fern, das Liebſte iſt uns fern, alle Sympathie wirkt am zaubervollſten in die Ferne, und nun ſollen wir auf einmal an der Nähe und an der Befriedigung ſterben, an die wir armen zur Sehnſucht geborenen Geſchöpfe nicht gewöhnt ſind?

Doch ich ſehe Sie lächeln, Sie meinen, es werden noch immer Trennungen genug in der Welt beſtehen bleiben, und Ihre frommen Gedanken, die ich kenne, vereinigen ſich, daß die Eiſenbahnen ein Werk Gottes ſind! Ich laſſe mir auch keine grauen Haare wachſen und fahre mit Gottvertrauen alle Tage nach Greenwich, in den ſchönen friſchen thauigen Morgen hinein, von der Gottesluft umſäuſelt. Die Wagen gehen jede Viertelſtunde ab, am Sonntage nur jede halbe Stunde, aber die Bahn ſteht jetzt ziemlich verlaſ-

ſen, wie überhaupt unter allen Eiſenbahnen in England nur die zwiſchen Liverpool und Mancheſter bedeutenden Ertrag abwirft. Die Eiſenbahn zwiſchen London und Greenwich endet gegenwärtig bei Deptford, und hier ſieht man eine Merkwürdigkeit dieſer Bahn, nämlich eine Anzahl der Bögen, auf welchen ſie ruht, ſind an dieſer Stelle in Werkſtätten für Schmiede und Kohlenbrenner, einige ſogar in Wohnhäuſer verwandelt. Dieſe letzteren enthalten jedes ſechs Zimmer, in denen ſich traulich und behaglich hauſen läßt, während man hoch über ſeinem Haupte den leiſen Donner der Dampfwagen vorüberrauſchen hört, der aber nur einen Augenblick lang geheimnißvoll anpocht, und faſt noch ehe man ihn gehört wieder verſchwindet. Man beabſichtigt, mit der Zeit ſämmtliche Bögen auf dieſe Weiſe auszufüllen, und das gibt ein intereſſantes Schauſpiel, eine bewohnte und lebende Eiſenbahn zu ſehen!

In Greenwich, das herrlich an der Themſe gelegen iſt, ſchlendere ich oft durch die Säulengänge des weltberühmten Hoſpitals, in deſſen Corridors man hineinſehen kann, wenn man auf der Themſe vorüberfährt. Die alten Marine-Invaliden, welche dies großartige Inſtitut aufnimmt, wohnen hier in ihren alten Tagen an den Ufern

der Themſe und ſehen, in abendlicher Ruhe am Strande ſpazieren gehend, die Weltſchiffe und das Element, das einſt ihr Leben und ihre Freude war, vorübergleiten. Auch in ihrer häuslichen Einrichtung hat man Alles gethan, um ſie ihre Lebensgewohnheit, das Meer und das Schiff, nicht vermiſſen zu laſſen, und ſie ſchlafen in ihren Zimmern ſogar auf dieſelbe Art, wie früher auf dem ſchwankenden Ocean in ihren Koien. Dies iſt rührend und doch ſchauderte ich einen Augenblick zuſammen über das Gewohnheitsthier, den Menſchen. Was ſoll denn künftig einmal aus ihm im Himmel werden? Ich muſterte die Geſichter dieſer alten Leute, fand aber wenig gute und freundliche unter ihnen, wie man ſonſt in Invalidenhäuſern anzutreffen pflegt. Das Meer macht in ſeinem Dienſte hart, rauh und trotzig. Am Tage humpeln ſie in den ſchönen Säulenhallen umher, oder beſehen ſich die Uniform des Admirals Nelſon und den Aſtrolab des Franz Drake und ähnliche maritime Seltenheiten, welche in dem Gemäldeſaale des Hoſpitals aufbewahrt werden. Der Fremde wird gegen einen Sixpence in den Saal gelaſſen, um dieſe ziemlich mittelmäßigen Bilder zu betrachten, welche meiſtentheils Schiffbrüche, denkwürdige Seekriege und

Portraits berühmter Admirâle darſtellen. Auch in der Capelle, für deren Eintritt man wieder bezahlen muß, ſieht man als Altarbild einen Schiffbruch, nämlich den des Apoſtels Paulus, von Weſt gemalt. —

Adieu, mein Freund! Vive et vale! —

7.

An Pr. A. in Brüſſel.

— Unſere kosmopolitiſchen Geſpräche in dem Park von Brüſſel ſind in Paris und London oftmals bei mir wiedergeklungen, und ich habe dann bedauert, daß ich nicht dazu kommen konnte, Ihnen verſprochenermaßen zu ſchreiben. Wer kann in Paris und London auch nur über die Straße gehen, ohne daß er an den Fragen von Armuth und Reichthum, von Bevölkerung und Uebervölkerung, von Volksrechten und Standesprivilegien, hängen bliebe? Wie oft ſtutzte ich bei dem drohenden Meduſengeſicht, das dieſe Fragen hier in den Hauptlagern der modernen Weltbewegung machen, und dann dachte ich der Stunden auf unſern Spaziergängen oder in Ihrem traulichen Cabinet, wo unſere Ideen ſich darüber begegnet, mein Verehrter! Unſere Sorgen waren nicht auf unſer

deutſches Vaterland gerichtet, denn das zeigt ſich noch keineswegs gefährlich berührt von dieſen brennbaren Stoffen der modernen Staatsökonomie, und es wird ſobald noch nicht der Heerd ſein, auf dem ſie lichterloh entlodern. Das Ausland wird einem jetzt ſo theuer, weil man ſeine weltgeſchichtlichen Sorgen da hat, und wo man ſorgt, fängt man an zu lieben.

Wir ſtritten uns über die Mittel, durch welche man dem Ausbruche des großen hiſtoriſchen Krieges zwiſchen den Armen und Reichen vorbeugen könne, und ſeitdem ich mich in London befinde, glaube ich daran, daß wenigſtens hier eine Pacification der Armuth noch geraume Zeit hindurch gelingen kann. Das größte Uebel beruht nicht darin, daß die Armuth Hunger hat, ſondern darin, daß es bei ihr einen Hunger gibt, der nicht durch Brot zu ſtillen und zu heilen iſt, einen geiſtigen, einen hiſtoriſchen Hunger! So lange die Armuth noch nicht mit dem Schickſale rechtet, ſondern jedes ihr zugeworfene Almoſen wie eine Gabe Gottes hinnimmt, ſo lange iſt ſie noch ein geſundes Element in den Staaten, ſie dient als ein geſchmeidiges Rad in der ganzen Maſchine, und befördert den harmoniſchen Umſchwung derſelben eher, als daß ſie ihn aus dem Gleichgewicht brächte.

Die Armuth, die mit ihrem Kummerbrote zufrieden iſt, es mit ihren ſtillen Thränen ſalzt und unter ihrem niedrigen Hüttendache den Reichthum gar nicht beherbergen möchte, dieſe religiöſe Armuthſeligkeit, dieſe ſüße Gewohnheit des Darbens durchdringt von unten herauf die wichtigſte Mitte des ganzen Volkes mit einer moraliſchen Kraft. Aber ſie ſchwächt ſich, mit manchen chriſtlichen Elementen zugleich, in den modernen Staaten jetzt immer mehr ab. Wenn ſich aber im Volke ſtatt der Armuthſeligkeit das Gefühl der Armſeligkeit ſchärft, wenn es aufhört, ſeine Entbehrungen religiös anzuſehen, ſondern vielmehr den politiſchen und ſtaatsökonomiſchen Geſichtspunkt dafür gewinnt, ſo entſteht in ihm ein Haß gegen den Reichthum, der urſprünglich gar nicht im Weſen der Armuth liegt. Statt, wie ſonſt, die abgemagerten Hände zum Himmel zu falten, wird ſich der Arme jetzt auf die Hand ſehen und finden, daß ſie noch ſtark genug iſt, um zu nehmen. In Frankreich iſt das Volk längſt dahin gekommen, die Armuth als etwas Schimpfliches zu empfinden, und bei dem großen Ehrgeize, der dort gerade in den unterſten Claſſen am heftigſten iſt, bei ihrem beſtändigen Wetteifer, es den Vornehmen gleich zu thun und keine äußern Unter-

ſchiede in der Begegnung, Behandlung und Erſcheinung mehr anzuerkennen, bereitet ſich eine gewaltſame Nivellirung vor, die gewiß nicht durch ein höfliches, ſociales Uebereinkommen auf ihr Maß zurückgeführt werden wird. Es iſt jetzt ein ſchwieriger und banger Moment für dieſe Frage da, denn die Abhülfe beruht nicht mehr darin, daß Ihr Reichen Geld genug habt und hergeben wollt, um den Armen zu helfen. Die Hauptfrage iſt jetzt ſo geſtellt, ob die Armen damit zufrieden ſein werden, Euere Almoſen anzunehmen, und ob nicht, mehr noch als ihr Mangel, das unverdiente Schickſal ſie empören wird, auf Das angewieſen zu ſein, was Euer Ueberfluß ihnen mitleidig vor die Füße wirft? Wißt Ihr, was das Gefährlichſte iſt, das Euch erzittern machen muß? Das iſt der Stolz der Armen, und ſeine unklare Reflexion, daß die eine gleichberechtigte Hälfte der Menſchheit bei der andern bevorzugten betteln gehen ſoll! Und darin zeigt ſich der weſentliche Unterſchied zwiſchen England und Frankreich, daß es in England noch Arme und Bettler gibt im wahren Sinne des Wortes, die den Reichen Gottes Segen nachrufen für jeden Pfennig, die den Reichen anerkennen als eine höhere und hülfreiche Erſcheinung, als eine auserwählte Schaar, unter

die Gott das Geld vertheilt hat. Der Arme in Frankreich dagegen iſt ein désespéré, der ſich durch die bittere Lage der Umſtände gezwungen ſieht, Sie anzuſprechen, der aber den einzigen Unterſchied, welcher zwiſchen ihm und Ihnen beſteht, nur in dem Geldbeutel anerkennt, welcher ſich zufällig in Ihrer Taſche und nicht in der ſeinigen befindet, der, wann Sie ihm nichts geben, Ihnen nachruft, daß Sie noch ein gröſſerer Lump ſein würden, als er, ohne Ihr Geld, und der für das, was Sie ihm ſchenken, Ihnen höflich und fein dankt, mit dem freien Anſtande eines Weltmannes, der zufällig kein Geld hat, zufällig ein pauvre malheureux iſt, ſich Ihnen aber im Weſentlichen ganz ebenbürtig achtet. In dem engliſchen Armen waltet noch das fromme Element vor, er ſucht Troſt in den Kirchen und nimmt demüthig die Bibeln an, welche hier die religiöſen Geſellſchaften unter ihn vertheilen, Bibel und Brot ſind noch eine Pacification der engliſchen Armuth, und es zeigt ſich auch an dieſer wichtigen Lebenserſcheinung der Staat, der heut zu Tage noch am tiefſten von chriſtlicher Rechtgläubigkeit durchdrungen iſt. Die franzöſiſchen Armen hätten längſt eine Revolution gemacht, wenn in ihrem Lande ſolche Korngeſetze beſtänden, die das

Brot ſo beiſpiellos theuer machen, wie hier in England, wo ſelbſt der Bemitteltere nur ſparſam damit umgeht. Aber das engliſche Volk läßt ſein Korn ruhig beſteuern, und ich glaube ſchwerlich in dem national-ökonomiſchen Bewußtſein, daß die Entwerthung alles Grundeigenthums dadurch verhütet werde, ſondern weil es orthodox iſt auch in der Achtung vor der Gewohnheit und der Tradition. Dem engliſchen Volke kann bei ſeiner Pietät gegen die Reichen noch durch Armenbills geholfen werden, ein Palliativmittel, das in Frankreich nur geringe Folgen haben wird und dort eher die Krankheit verſchlimmern als heilen kann. Der Arme in England nimmt Almoſen mit Dank, in Frankreich mit geheimer Verwünſchung, aber je weniger ſtaatsgefährlich die engliſche Armuth noch iſt, je bereitwilliger ſie noch die ungeheure Kluft des Standes und Beſitzes anerkennt, um ſo ſchneidender und abſchreckender ſteht dadurch dieſe letztere in dem hieſigen Leben da. Mit dem franzöſiſchen Bettler möchte man einen Vertrag ſchließen, er fordert die Geſellſchaft zu einem für beide Parteien ehrenvollen Waffenſtillſtand heraus, denn er thut ſo, als ſei dieſe Art ſeiner Exiſtenz eine allgemeine ſociale Schmach. Die Blöße der engliſchen Armen dagegen wird Sie traurig ma-

chen und Sie werden weinen müſſen. Die Armen ſind hier ſehr arm, und die Reichen ſind ſehr reich. Soll ich Ihnen Saiſonbilder des armen Lumpenvolks von London ſchreiben? Neulich ging ich ſpät in der Nacht nach Hauſe, von den Tiſchen eines reichen Mahles kommend, mit dem Ueberfluß des engliſchen Luxus geſättigt, und wandelte durch die faſhionable Bondſtreet, über welche Nebel und verdämmernde Laternenlichter einen ſeltſamen Schein warfen. An der Ecke lag eine Frau, nicht ganz ſchlecht angezogen, um die ſich einige hülfreiche Menſchen geſammelt hatten, aber ſie war todt. Sie war hier auf der Straße gefunden worden und die Umſtehenden behaupteten, ſie ſei verhungert. Ihre bleiche Kummermiene ſprach ganz für dieſen Tod, ſie ſchien ſich bei Nacht noch bis hieher geſchleppt zu haben, um die Scham zu überwinden und zu betteln. Man findet hier zuweilen ſolche Geſtalten des geheimen Elends, die mitten in dem Glanze von London geſpenſtiſch überraſchen, ſie erſcheinen plötzlich wie aus der Erde gewachſen, ſtarr und feſtgewurzelt auf dem Pflaſter der prächtigſten Straßen, in ſchweigſamer Haltung, man weiß nicht, wo ſie herkommen, ſie zeigen ſich wie zum furchtbaren Hohn in dem reichen Weltgetümmel, das

unbeachtend und theilnahmlos in tauſend Geſtalten an ihnen vorüberjagt. An einer Ecke von Regent-Circus ſah ich einmal eine ganze Bettlerfamilie mit wahrhaft hinſterbenden Geſichtern, die Kinder faſt gänzlich nackt, die Mutter hatte verzagend ihr Geſicht verhüllt und ſchmiegte ſich wie ohnmächtig an das eine ihrer Kinder, ſie waren alle ſtumm und regungslos, kein Wort, kein Blick ſprach die Vorübergehenden an, und die Hand ſtreckte ſich nicht einmal aus, um die Gabe zu empfangen. Die Armen warten hier noch geduldig auf das Schickſal, ſie warten, daß ihre Zeit kommen werde, und ſtellen keine Reflexionen darüber an, ob nicht eine einzige Treſſe an den Livréebedienten der Reichen ſie auf lange Zeit vor Hungertod ſchützen könne?

Was das Gleichgewicht des engliſchen Lebens erhält, iſt ein patriarchaliſcher Zug von Ehrfurcht, der es kräftigend durchdringt und die zwei ſchneidenden Gegenſätze, in welche ſich hier Alles theilt, immerfort beſänftigt. Die Ehrfurcht, die dem franzöſiſchen Charakter fremd iſt, iſt in England ein eigenthümlicher Einſchlag, der das ganze Staatsgewebe verfeſtigt, und die Politiker, welche dieſem glücklichen Eiland längſt eine Revolution weiſſagten, haben nicht auf die

Ehrfurcht gerechnet, die hier ein ganz beſonderer Begriff für das Staatsleben iſt, die dem engliſchen Staatsleben etwas von dem Weſen des Familienlebens mittheilt, und aus der Ehrfurcht vor der Vergangenheit, aus der Ehrfurcht vor der Freiheit, und aus der Ehrfurcht vor den Standesvorzügen ſich miſcht, drei Ehrfurchten, die mit denen, von welchen Goethe in den Wanderjahren ſpricht, ſich vielleicht in Einklang ſetzen laſſen. Daher kommt es, daß der Gegenſatz von Torysmus und Whigismus, der hier Alles zertheilt, auch wieder Alles bindet, und daß dieſe beiden Hälften, in welche das engliſche Leben auseinander zu fallen ſcheint, zuſammen ein vollſtändiges Ganze ausmachen. Ob dieſes Ganze, dieſe Einheit, ein Schein iſt, oder eine dauernde Wahrheit, ich weiß es nicht, aber dieſe Einheit beſteht, ſie beſteht in den Gegenſätzen, und dieſe Gegenſätze begründen ebenſowohl den conſervativen Charakter Englands, als ſie die Reform bedingen und die freie Entwickelung der Inſtitutionen. England iſt die conſervative Form des liberalen Fortſchrittes, es iſt in manchem Betracht das China der modernen Freiheit. Kommen Sie, ich will einen angenehmen Spaziergang mit Ihnen machen, und Sie auf einen Punkt von Lon-

don verſetzen, wo Sie mit einem Blicke den ganzen Typus der Geſchichte Englands, das Panorama ſeiner hiſtoriſchen und politiſchen Entwickelung, überſchauen werden. Es iſt ſchönes Wetter, die trauliche Nebelſonne beleuchtet das Gedränge der Wagen und Spaziergänger auf Whitehall, und wir wandern geradaus über dieſe breite, heiterbelebte und glanzvolle Straße, ſchlagen dann die Parliament-Street ein, und ſtehen vor den wunderſamen Thürmen der Weſtminſter-Abtei ſtill, welcher auf der andern Seite die Häuſer des Parliaments, das Unterhaus und das Oberhaus, in naher Nachbarſchaft gegenüberliegen. Hier laſſen Sie uns verweilen mit unſern Blicken und Betrachtungen! Das Parliament und die Weſtminſter-Abtei ſind die beiden Hauptſymbole der engliſchen Größe, die eigentlichen Wappenbilder über dem Triumphportale Großbritanniens, die Sterne ſeiner Vergangenheit und Zukunft zu gleicher Zeit, einer zu dem andern hinüberleuchtend.

Die Weſtminſter-Abtei iſt England ſelbſt, ſeine Geſchichte, ſeine Vergangenheit; hier liegt England begraben und in Stein ausgehauen, ſeine Könige und Dichter, ſeine Feldherren und Gelehrten, ſeine Admirale und Ingenieure, ſeine

Redner und Staatsmänner, ſeine Ariſtokratie und Demokratie ſind hier in Bildern, Monumenten und Grabſtätten verſammelt, und wenn Sie dieſe wunderbaren Capellen, in welche die ganze Abtei labyrinthiſch ſich verläuft, durchſchreiten, werden Sie in dem Athem dieſer Vergangenheit noch die Kraft der Gegenwart empfinden. Denn Alles, was Sie hier umgibt, und von den hohen Bogenwänden auf Sie herabſchaut, hat noch ſein volles Leben in den Herzen und in der Sympathie der Nation. England hat nicht mit ſeiner Vergangenheit gebrochen, England iſt faſt das einzige Land in ganz Europa, in dem die Vergangenheit ſo dicht und nahe an der Gegenwart ſteht, ohne Haß, ſondern durch Liebe und Stolz verbunden. Für den Engländer gibt es kein **ancien regime**, keine alte und moderne Zeit, ſeine Annalen haben keine feindlichen Abſchnitte und Spaltungen, die bis in die Geſinnung hinein nachwirken könnten. In der engliſchen Geſchichte iſt eine ununterbrochene Geradlinigkeit der Entwickelung, die zwar ihre Nüancen hat, wie in neuerer Zeit die Reformbill, aber im Ganzen wie ein fortlaufender Strom ſich weiter bewegt, nur nach Maßgabe von Ebbe und Fluth bald anſchwellend, bald nachlaſſend in ſeinen Wellen. Die unſelige Entzwei-

ung, welche andere moderne Völker mit ihrer eigenen Vergangenheit überwerfen muß, kennt man nicht auf dieser glücklichen Insel der neueren Geschichte, und man kann daher in gewissem Sinne sagen, daß der Engländer nicht modern sei. Aber er wird wenig danach fragen, er versteht diese Bezeichnung nicht, sondern die allgemeinen nationellen Traditionen leben in ihm selbst so individuell fort, daß er sich überall mit ihnen verbunden, nirgends von ihnen abgewandt fühlt. Woran wir Alle heut zu Tage unsere unheilbaren Schmerzen haben, der Kampf gegen uns selbst und unsere Ueberlieferungen, der Widerspruch der Blüthe gegen ihre Blume, der Frucht gegen ihren Baum, das kennt der Engländer, diese seltsame Amphibie der Vergangenheit und Gegenwart, in seinem historischen Gleichmuth nicht. Es gibt keine Gestalt seiner Geschichte, die für ihn abgelebt wäre, bei der ihn nicht patriotische Empfindungen beseelen, und bei dem Namen seiner großen Könige und Königinnen, wenn sie auch schon durch lange Jahrhunderte von ihm getrennt sind, hebt sich ihm noch heut das Herz mit einer Begeisterung, als hätte er zu ihren Zeiten gelebt und den Glanz derselben genossen. Elektrisirt von seinem Nationalstolz, ist er im Stande, zu

vergeſſen, in welchem Jahrhundert ſeine Eliſabeth auf dem Throne ſaß, und wenn er von ihr hört, macht es ihm die Illuſion, als hätte ſie ihm noch zu befehlen. Es kann ihn heut noch perſönlich ärgern, daß Jakob II., als er aus London floh, in ſeiner Angſt das große Reichsſiegel in die Themſe geworfen. Der Engländer iſt ſeiner Geſchichte nahe bis auf Schlafrock- und Pantoffel-Weite, ſie ſteht in Freskobildern über ſeinem Familienheerde und wohnt mit ihm an der traulichen Flamme ſeines Kamins.

In die ſchwarzen Schatten der Weſtminſter-Abtei hat ſich die Geſchichte Englands gedankenvoll eingeſponnen, in dieſer Dämmerung hat ſie ihr Neſt gebaut wie eine tiefſinnende Eule, und zählt in ihrer Einſamkeit die grauen Jahrhunderte nach, die hier ihre ſchönſten Geſtalten abgegeben, ihren Geiſt zur Ruhe gebracht haben. Man bekommt ſeltſame Gedanken, wenn man vor dieſem Gebäude ſteht, von ſeinem geheimnißreichen Anſehen ſich unwiderſtehlich gefeſſelt fühlt, und doch vergebens danach trachtet, ihm eine beſtimmte Anſchauung abzugewinnen, den ungeheuern Anblick unter die Einheit eines Geſichtspunktes zu bringen. Sobald man die Weſtminſter-Abtei anſieht, hört man auf, ſie zu ſehen, man beginnt

zu träumen, und verliert ſich an allen dieſen einzelnen Thürmen und Abtheilungen, die ein räthſelhafter Sinn combinirt hat, in ein langes Grübeln. Im Innern begreift man, daß dieſem myſteriöſen Bau die Einheit fehlen muß, weil er die Mannichfaltigkeit der Zeiten auszudrücken und aufzunehmen beſtimmt iſt, und weil in ſeinen vielfachen Capellen von uralten Anfängen bis auf den heutigen Tag das Geſchehene ſich gliedert, und jedes nach ſeinem Sinn und Recht ſich hier Denkmäler geſetzt hat. Dieſe dunkeln und feierlichen Hallen, die ſo viel zwieträchtigen Stoff der Geſchichte in ihren Schooß zuſammengetragen, hauchen den großen Geiſt der Verſöhnung von ſich, der endlich als Gottesfrieden alle hiſtoriſchen Geſtaltungen umfängt, welcher kühle Marmorgräber für heißen Streit und Kampf, und balſamduftende Ruhe für alles Blut und Feuer der Weltgeſchichte hat. Maria Stuart und Eliſabeth haben hier unter einer und derſelben Wölbung, in der Capelle Heinrich's VII., ihre Monumente erhalten, und man wundert ſich nicht über dieſe Einigung, welche jetzt ihre Geſtalten zu einander geſellt. Der ſchöne Leib der Maria Stuart liegt als friedliches Marmorgebilde ausgeſtreckt da, ihr heißes Blut, ihr liebebedürftiges

Herz, ihr ſtolzer poetiſcher Sinn und Alles, was ihr Unglück ausmachte, iſt ihr hier in dieſem kalten Stein geſtillt, und wenn man, die herrlichen Formen bewundernd, gedenkt, wie dieſen weißen Hals einſt das Henkerbeil durchſchnitten, kommt ihr Tod nur als eine wunderſame Mähr uns in die Erinnerung, und ohne Groll ſchreitet man hinüber zu dem prachtvollen Denkmal ihrer Feindin Eliſabeth, man lieſt mit Ehrfurcht die triumphirende Inſchrift ihres Sarkophags, die ſo Großes ausſagt von der königlichen Amazone, und denkt dieſer Geſtalt nach mit Bewunderung. Das Paradies der Geſchichte liegt weder am Anfange noch am Ende, es liegt im Ganzen, in der großen Ausgleichung, die endlich alle Einzelnheiten durchdringt und überwältigt, in dem Frieden, der in der Weſtminſter-Abtei Maria Stuart und Eliſabeth mit derſelben Feier umſchließt. Das Paradies der Geſchichte iſt der Geiſt Gottes, und man hat jenes gefunden, ſobald man dieſen in ihr herauserkannt hat. Alle dieſe Gräuel der verſchiedenen Epochen, welche die ſchwarze Abtei von Weſtminſter in Marmor gegraben, und Shakſpeare in ſeinen Nationaltragödieen in warmer Lebensgeſtalt verewigt, alle ſind ſie verſöhnt, ſie ſind in das Paradies der Geſchichte eingegangen, und ein Glo-

rienſchein verklärt die blutigen Häupter. Sie ſind unſterblich geworden, die Thaten und die Perſonen, und das iſt die Seligkeit der Geſchichte, zu der ſie verſammelt ſind. Sie wiſſen, Shakſpeare ſteht auch hier in der Abtei, Sie müſſen ihn gleich beim Eintritte in dem Poetenwinkel ſuchen, wo England den Bildniſſen ſeiner Dichter, Gelehrten und Weiſen einen ſchönen Andachtsort gefunden. Shakſpeare iſt das poetiſche Weſtminſter ſeiner Nation, er hat ihre Größe und ihre Thaten gedichtet, und iſt ſelbſt eine ihrer unſterblichen Thaten. Seine von Sheemakers gefertigte Statue, die ſich hier befindet, iſt bekannt. Die Ausführung, was die Arbeit anbetrifft, iſt genial und ſehr zierlich gemeißelt, man ſieht den großen Dichter in einer lehnenden Stellung, die Hand des rechten Armes ſinnend unter dem Kinn, den Ellenbogen aber auf — drei Quartanten geſtützt. Wie der Künſtler zu dieſer Idee gekommen, bei Shakſpeare, der in ſeinem Leben ſo wenig mit Büchern zu ſchaffen gehabt, und welcher gerade der Poet ohne Bücher iſt, ob es eine beißende Replik auf diejenigen Kritiker ſein ſoll, welche den Dichter für einen unlearned man gehalten: läßt ſich ſchwer ausmachen. Weit ſinnvoller dagegen iſt das ſchöne Piedeſtal, das mit drei gekrönten Häuptern

aus Shakſpeare's Tragödieen beſetzt iſt, mit den Köpfen Heinrich's V., Richard's III., und der Königin Eliſabeth, die drei Hauptcharaktere ſeiner hiſtoriſchen Stücke. Dieſe Inſignien des Royalismus an der Bildſäule des engliſchen Nationaldichters ſind bedeutſam genug, Shakſpeare liebte die Freiheit und ehrte die Könige, aus ſeiner Poeſie laſſen ſich Revolutionen entwickeln und Throne ſichern, ſeine Dichtungen ſchützen das Volk und verherrlichen den Fürſten, und hier haben Sie wieder auch in dem größten Dichter dieſes Landes jene eigenthümliche Verbindung des conſervativen und liberalen Weſens, die nicht etwa ein künſtliches Juſtemilieu iſt, ſondern den engliſchen Charakter ausmacht, und aus der nationellen Natur wie unbewußt hier entſpringt. Hier haben Sie an Shakſpeare in einem poetiſchen Typus die gewaltige Solidität der engliſchen Verfaſſung, die durch keine Stürme und Schandthaten zu erſchüttern ſein wird, und deren Geheimniß in der Zuſammenſetzung des menſchlichen Temperaments beruht, das auf dieſem Eiland waltet. —

Während Sie in der Weſtminſter-Abtei die Geſchichte Englands in ein nachdenkliches Schweigen verſunken finden, können Sie geradüber, wenige Schritte weiter, in den Häuſern des Par-

liaments, ihr lautes und heftiges Reden vernehmen. Treten wir einen Augenblick ein in den Sitzungssaal des House of Commons, um die Gardinengespräche der Geschichte Englands zu belauschen. Gegen die theatralische Schönheit der pariser Kammern bietet sich Ihnen hier ein ganz verschiedener Anblick dar. Es ist die sogenannte Capelle von Saint-Etienne, worin sich die Gemeinen Großbritanniens versammeln, aber der fast gänzlich mit Holz ausgelegte Saal gleicht ziemlich einer Scheune, auch in der Form des Daches, das drückend und beengend über ihm ruht. Die Einfachheit der Parteinüancen in der englischen Kammer verräth sich schon durch die Bauart des Saales, und es ist keine künstliche und pittoreske Gliederung vorhanden und nöthig, wie in Paris, wo die vielfach zertheilte und verschlungene Dialektik der Tagesmeinungen auch die Sitze der Deputirten so bedeutsam gruppirt. Der Saal der englischen Kammer bildet ein Parallelogramm, durch dessen Länge zu beiden Seiten, auf den sich gegenüberliegenden Bänkereihen, die beiden Grundrichtungen des englischen Lebens, Torysmus und Whigismus, in einem einfachen Links und Rechts sich vertheilen. Am westlichen Ende des Saales, unter einem vergoldeten und

mit den königlichen Waffen überdeckten Baldachin, ſitzt der lautloſe Sprecher da, in ſeiner ungeheuren Alongenperücke unter den modern angezogenen Deputirten wie eine Erſcheinung einer fremden Welt ſich ausnehmend. Die Klingel des Präſidenten ſpielt hier keine Rolle, wie in den pariſer Kammern, wo ſie als Sturmglocke die Feuersbrunſt der Debatte bezeichnet, der Sprecher überwacht die Verſammlung wie ein höherer Geiſt durch Stille und Schweigen, und nur zuweilen erhebt er ſich wie mechaniſch, um einige Worte zu ſprechen oder um die öffentliche Tribune räumen zu laſſen, was hier öfters als anderswo geſchieht. Die engliſche Kammer hat durchaus den Charakter einer Geſchäftsverſammlung, ſie iſt ein Volkscomptoir, eine politiſche Börſe, der die Fortbeobachtung des alterthümlichen Ceremoniels zwar eine Form verleiht, aber keinen großartigen oder äſthetiſchen Anſtrich. —

Die Tories ſaßen in dem Parliament, das die junge Königin Victoria prorogirt hat, auf der linken Seite und werden auch in der neuen Kammer wieder auf derſelben ſitzen müſſen, ſie mögen ſich anſtellen, wie ſie wollen. Noch kurz vor dem Tode des verſtorbenen Königs glaubten ſie entſchieden, daß ſie ſich bald auf die an-

dere Seite des Hauſes hinübermanoeuvriren würden, denn, wie Sie wiſſen werden, die Miniſterbank iſt zur Rechten des Sprechers, und ſo lange das whigiſtiſche Element auf dieſer treasury-bench vorwaltet, hält ſich ein guter Tory links, und muß, ſeinem Principe der Erhaltung zum Trotz, eine Nüance beſetzen, die ſonſt einen übeln Klang in den Ohren des Conſervatismus hat. Was iſt aber Links, was iſt Rechts? Ein geometriſcher Spaß, den ſich der Zeitgeiſt macht, um die Weisheit der Menſchen zu foppen! Was iſt Tory, was iſt Whig? Eine geiſtreiche Spiegelfechterei der Geſchichte, ein chemiſcher Proceß, der in das Entgegengeſetzte ſeiner Beſtandtheile umſchlägt! Mancher engliſche Hochtory würde in Deutſchland für einen Radicalen gehalten werden, und kann in England ſelbſt unter dem niedrigſten Mob eine hohe Verehrung genießen. Man kann ein engliſcher Whig ſein und doch glauben, daß die Tories ein weſentliches Element für die Verfaſſung bilden, daß ſie nur nicht für das Regiment taugen und deshalb vom Ruder fern gehalten werden müſſen. Der engliſche Pöbel wirft einem antiwhigiſtiſchen Lord die Fenſter ein und kann doch ſeine ehrfürchtige Bewunderung nicht unterdrücken, wenn er die prachtvollen und reichgepu-

derten Livreebedienten deſſelben ſieht, und dabei berechnet, wie viel Puderſteuer der Lord wohl jährlich bezahlen muß. Denn die Pudertaxe iſt hoch, und es iſt nichts Kleines, ein Tory zu ſein, der gepuderte Bediente hat. Und ſehen Sie, wie die Sophiſtik der Weltgeſchichte an jenem Omnibus-Kutſcher ihren ganzen Scherz offenbart! Er hat einen langen, gelben, ehemals ſehr ſtattlich geweſenen Rock an, der ihm zu weit um die Glieder ſchlottert, es iſt offenbar der abgelegte Rock eines reichen Lords, der dieſem Radicalen durch irgend eine Wendung des Schickſals zugefallen. Solche Beiſpiele vom Radicalwerden eines Lordrocks, der vielleicht früher toryſtiſches Gebein umſpannte, können Sie hier auf den Straßen Londons alle Augenblicke beobachten und ſich an dieſem dialektiſchen Umſchlagen hiſtoriſcher Begriffe erluſtigen.

Trotz aller lebensgefährlichen Stöße, welche das Torythum in der letzten Zeit erhielt und noch erhalten wird, iſt doch nicht daran zu denken, daß es hier ſobald eine ähnliche Niederlage erleiden könne, wie die Ariſtokratie in Frankreich. Das einzige Mittel, dem engliſchen Torythum den Todesſtoß zu verſetzen, wäre die Abſchaffung der Majorate, und es iſt gewiß, daß dieſe das

erſte Feldgeſchrei der Armen ſein wird, wenn einmal der Krieg mit den Reichen hier zum Ausbruche geräth. Bis jetzt ſind aber die Majorate, dieſer impoſante Grundpfeiler der engliſchen Ariſtokratie, ſelbſt in der Volksmeinung noch nicht angetaſtet, und man ſcheint keinen Begriff davon zu haben, daß die Aufhebung derſelben nur ein ganz natürliches, ſtaatsökonomiſches Mittel iſt, um der gleichmäßigen Vertheilung des Geldes und Eigenthums ſich anzunähern oder doch wenigſtens die künſtlichen Schranken, die von dieſem Ziele uns trennen, zu beſeitigen. Ich lernte hier einen younger son kennen, der ein ſo geringes Jahrgeld hat, daß er kaum wie ein Student davon leben kann, während ſein älterer Bruder 10,000 Pf. Sterl. jährlicher Einkünfte bezieht. Dennoch iſt dieſer younger son nicht im Geringſten darüber empfindlich, liebt ſeinen reichen Bruder zärtlich, und möchte durchaus nicht, daß es anders wäre, denn er behauptet mit Heftigkeit, das Wohl von ganz England, ja die Sicherheit des Staats, der Ruhm der Nation und Alles hänge an dieſem Mißverhältniß, daß er ſo arm und ſein Bruder ſo reich ſei! Man erhält oft ganz andere Reſultate, wenn man bei der politiſchen Beurtheilung eines Volkszuſtandes das perſönliche Tempera-

ment, den Privatcharakter, kennt und veranſchlagt. Das Schickſal der Ariſtokratie, theuerſter Freund, hängt überall davon ab, ob es in einem Lande gute Dienſtboten gibt! In Frankreich taugen die Dienſtboten nichts, und es kann deshalb kaum noch von einer franzöſiſchen Ariſtokratie die Rede ſein. In England iſt die Bedienung noch idealiſch gut, in keinem Lande der Welt wird Ihnen ſo trefflich aufgewartet, mit ſo treuer Hand, mit ſo freundlichem Auge, mit ſo redlichem Sinn. Ein engliſcher Bedienter bietet nicht nur alle Kräfte, ſondern auch all ſein Gemüth auf, um Ihnen genug zu thun und Sie zufrieden zu ſtellen mit ſeinen Dienſten. Es gibt in England noch einen dynamiſchen Unterſchied zwiſchen Herrn und Diener, den die dienende Claſſe in Frankreich längſt nicht mehr anerkennt. Das Livréethum, nicht blos des Rockes, ſondern auch der Geſinnung, kann das engliſche Torythum noch Jahrhunderte lang aufrecht erhalten, und wenn die Ariſtokratie politiſch unter dem Volke zerfallen iſt, wird ſie noch im Leben fortdauern, wo ſelbſt mancher Whig ſich eine Ehre daraus macht, ihr den Steigbügel zu halten. Aber der eigene Vortheil der Tories wird es erheiſchen, immer bedeutendere Zugeſtändniſſe

an das Volk, an die Armen, an die Diener zu machen! Noch trennt ſich die engliſche Ariſtokratie gar zu ſehr von dem Volksleben ab, ſie fährt nur flüchtig und ſtolz in ihren Staatskaleſchen durch die Straßen von London. Die Ariſtokratie geht hier niemals zu Fuße, und wer ein leidenſchaftlicher Pflaſtertreter iſt, wie ich, entzieht ſich ſchon dadurch der hieſigen excluſiven Geſellſchaft, und wird ein Whig. Die londoner Ariſtokratie wird ſich aber bald von ſelbſt mehr Bewegung auf dem Pflaſter machen müſſen, um nicht ſpäter in unfreiwillige Berührung mit den Pflaſterſteinen zu gerathen, die in London ſehr groß und ſchwerfällig ſind. —

Sie müſſen einmal hierher kommen, um Ihre große Geſchichtsbetrachtung auch an dem Privatleben Englands, nicht blos an ſeinen öffentlichen Verhältniſſen, auszurunden! Wie viele Räthſel löſen ſich, wenn man das Privatleben einer Nation mitangeſchaut hat! Wiſſen Sie, welches in dieſem Sinne das merkwürdigſte Verhältniß iſt, das ich hier beobachtet habe? Das Wechſelverhältniß von Sitte und Geſetz in einem ſo elaſtiſchen und mit ſo großartiger Freiheit ſich ausdehnenden Staatsleben. Ich habe geſehen, daß diejenigen Staaten am feſteſten ſtehen, wo die

Freiheit und die Ordnung nicht blos durch das Geſetz getragen und ſanctionnirt, ſondern auch durch die Sitte geboten werden. Die Sitte iſt ebenſo gewaltig in England, als das Geſetz, und es gibt Beziehungen, in denen ſie noch mit ſtärkerer Kraft bindet und zur Pflichterfüllung ruft. Die Sitte iſt hier mächtig in allen Lebensverhältniſſen, und hält den Geiſt des Geſetzes aufrecht, ſelbſt wo man es nach dem Buchſtaben übertreten könnte. Wo iſt die Preßfreiheit, das Recht der unbeſchränkten Aſſociation und der öffentlichen Zuſammenkünfte weniger gemißbraucht worden, als in England, und wo werden koloſſalere Maſſen dadurch in Bewegung geſetzt, als hier? Wo man das Geſetz nicht gegen ſich hat, tritt hier die Sitte auf und zügelt ſogleich den ausſchweifenden Verſuch, der über die Schranken hinaustreiben könnte. Das engliſche Volk hat liberale Geſetze und legitime Sitten, Freiheit in ſeinem Staatskörper und Begränzung in ſeinem Privatcharakter, es hat einen ſcharfen politiſchen Verſtand und ein mildes Familiengemüth, und das ſind die Angeln, in denen ſeine harmoniſche Exiſtenz ſchwebt. Ich will nicht ſagen, daß der Wahlpöbel, der Kohlſtrünke und faule Eier für die Köpfe ſeiner Gegencandidaten bereit hat, die

engliſche Sitte verherrliche, aber bei dieſen Parliamentswahlen und ähnlichen Gelegenheiten heißt es einmal: ländlich ſittlich, und die Nation ſcheint dann, nur in etwas gröberer nordiſcher Art, ihren Carneval zu feiern, auf dem Alles erlaubt ſein muß. —

Ich habe Ihnen noch über ein anderes Capitel zu berichten, das uns gemeinſchaftlich intereſſirt, will es aber für meinen nächſten Brief verſparen. Denn es iſt heut Sonntag, und ich darf durch noch längeres Schreiben bei meiner guten alten Wirthin, die von Zeit zu Zeit in mein Zimmer kommt, keinen Anſtoß erregen, ich würde durch dieſe weltliche Beſchäftigung gar zu viel bei ihr verlieren. Ich muß ihr ſchon den Gefallen thun und in die Kirche gehen. Nur noch verſtohlen einige Worte! Sie werden in den Zeitungen geleſen haben, daß man noch zuletzt eine Propoſition vor das Unterhaus gebracht hat, um die Strenge der hieſigen Sonntagsfeier geſetzmäßig zu verſchärfen. Ich geſtehe, daß ich nicht begreife, wie dies noch möglich gemacht werden kann, und mir fiel die Phraſe aus Klopſtock's Meſſias ein, an der ich als Schuljunge immer mit Staunen gehangen: „Und die Stille ward ſtiller!“ Daß etwas noch ſtiller

ſein könne als ſtill, dieſer räthſelhafte Comparativ erſchien mir immer als etwas Außerordentliches, aber er muß doch praktiſch möglich und ausführbar ſein, da jene Propoſition im engliſchen Unterhauſe bei ſo vielen praktiſchen Leuten Beifall gefunden. Ein engliſcher Sonntag, der noch ſonntäglicher gemacht werden ſoll, muß in der That noch ſtiller ſein als ſtill und noch viel ſtummer als ſtumm. Wenn Sie ſich recht hineindenken, wird Ihr Verſtand zu ſchwindeln anfangen. Man ſagt, daß künftig keine Eßwaaren mehr des Sonntags verkauft werden ſollen und alle Caffeehäuſer, der letzte Troſt für einen gottverlaſſenen Fremden, würden gänzlich geſchloſſen werden. Schon jetzt bin ich hier von Allem abgeſchnitten, was mir den Sonntag zum wahren Sonntag machen könnte. Z. B. einen Brief aus der Ferne zu empfangen, vielleicht gar von Ihnen, welch' ein Sonntagsfeſt könnte das für mich ſein, und ich, der ich von jeher meine liebſten Briefe am Sonntage erhalten, muß hier erleben, daß an dieſem Tage keine Briefe ausgegeben werden. Auch nicht einmal auf die Kunſtausſtellung dürfen Sie gehen, denn dieſe iſt Sonntags geſchloſſen. Sogar gegen das Reiſen am Sonntage hat man eine Petition eingereicht, und

die Prediger auf den Kanzeln petitionniren beim lieben Gott alle Sonntage gegen die etwaigen unsonntäglichen Gedanken ihrer Zuhörer. Verhüte nur der Himmel, daß es auch in unserm Deutschland an manchen Orten dahin kommt, Heiterkeit, Kunstgenuß und Beschäftigung für eine den Tag des Herrn schändende Sache anzusehen. Das Fröhlichsein im Herrn war immer ein schöner kräftiger Zug des deutschen Charakters, er machte die wahre Lebenspoesie unserer ehrlichen Vorfahren aus, aber es steht zu fürchten, daß er hier und da eine große Verdunkelung bei uns erlitten. Die Zerstörung des Sonntags durch den Sonntag hat aber für die bürgerliche Betriebsamkeit nur die nachtheilige Folge, daß es dann zwei Sonntage in der Woche gibt, und daß man, wie dies in England allgemein der Fall ist, am Montag sich doppelt entschädigt für das, was man am Sonntage unterlassen. Damit ist nicht gesagt, daß es in der englischen Sabbathaskese irgend eine Heuchelei gebe, dieses Sonntagsgemüth der Nation ist vielmehr echt, es entspringt aus ihrem orthodoxen Charakter, aus ihren klimatischen Verhältnissen, aus dem Nebellicht ihrer Sonne, aus der Schwärze ihrer Häuser und aus der sonderbaren trauernden Physiognomie,

die hier zuweilen die Straßen haben. — Doch ich ſchreibe immer fort, und verſäume durch das Reden über den engliſchen Sonntag die Hauptſache deſſelben, die Kirche, in welcher der erſte Gottesdienſt um 11 Uhr beginnt. Meine Wirthin iſt ſchon fort und hat mich aufgegeben. Künftig erhalte ich mein Stückchen Roſtbeef zum zweiten Frühſtück verbrannt. Wer hier nicht in die Kirche geht, dem verbrennt man den Braten, denn man hält ihn für einen leibhaften Teufelsbraten. Leben Sie wohl, Verehrter! —

8.

An Denſelben.

— Das Inſtitut, auf das wir einmal durch eine beſondere Wendung des Geſprächs zu reden kamen, habe ich hier ſehr genau kennen gelernt. Es hängt für uns mit den Fragen der modernen Civiliſation, der Humanität und der öffentlichen Moral ſo wichtig zuſammen, daß man ſich wohl damit beſchäftigen kann, obſchon die Natur des Gegenſtandes etwas genirt. Darüber etwas drucken zu laſſen, muß man in unſerer Zeit einige Scheu tragen, da bei uns der Spruch, daß dem Reinen Alles rein ſei, längſt zur Carikatur geworden, und vielmehr Denen, die jetzt vorzugsweiſe und privilegirt die Reinen ſind, Alles unrein zu ſein ſcheint. Sagen Sie es daher keinem Deutſchen, daß ich, von einer philanthropiſchen Neugier getrieben, das Magdalenen-Hoſpital

in London besucht habe, dieses in der ganzen Welt einzige Institut, zu dem mir die Freundlichkeit, so wie der Stolz, mit dem die Engländer Nationalanstalten dieser Art den Fremden zeigen, den Zutritt verschaffte. Ich könnte eigentlich etwas kecker in der Besprechung dieser Angelegenheit sein, da ich darin an einem würdigen deutschen Geistlichen einen Vorgänger und Hinterhalt habe, denn wie Sie wissen, hat vor ungefähr 15 Jahren Niemeyer in seinen Reisen zuerst einen Bericht über das londoner Magdalenen-Hospital bekannt gemacht. Ich bin jedoch im Stande, vielleicht noch manches Genauere Ihnen darüber mitzutheilen und einige Fortschritte anzugeben, welche diese großsinnige Stiftung bisher machte. Alle weiteren Reflexionen aber muß ich Ihnen selbst überlassen.

Das Magdalenen-Hospital, das schon im Jahre 1758 gegründet wurde, besteht in der erfreulichsten Weise fort, und genießt der mächtigsten Beschützung von vielen Seiten. Die Herzogin von Glouceſter ist gegenwärtig die Patronin der Anstalt. Das Hospital liegt in Blackfriars-Road; vor dem einfachen, aus braunen Steinen aufgeführten Hause stehen Bäume, und eine Inschrift über der Thür, an welcher manches hüb-

ſche Mädchen ironiſch lächelnd vorübergeht, drückt etwas umſtändlich den Zweck des Inſtituts aus: den armen Opfern der Proſtitution ein Aſyl zu gewähren, einen moraliſchen Reinigungstempel, eine Erneuerung ihres verlorenen Lebens, die ſie fähig machen ſoll, noch einmal auf reinem und weißem Tugendgrunde ihre Exiſtenz aufzubauen in dem Pfuhle der modernen Geſellſchaft, die ſie verderbt und ausgeſtoßen hat. Das an der Straße liegende Haus iſt das Lodge, in welchem der Capellan und einige andere Beamte der Anſtalt wohnen. Es iſt von den Gebäuden des Hoſpitals ſelbſt durch einen ziemlich großen Hof getrennt, in deſſen Mitte, von grünem Gebüſch umgeben, ſich ein kleines Denkmal erhebt, dem Gründer des Magdalenen-Inſtituts gewidmet. Auf dem Hofe befindet ſich auch die Capelle, die mit den Wohnzimmern, in denen ſich die Schutzbefohlenen der Anſtalt befinden, in unmittelbarer Verbindung ſteht. Die Capelle iſt an den Sonntagen auch dem Publicum zur Beiwohnung des Gottesdienſtes geöffnet, ſie iſt klein und freundlich, aber man fühlt ſich ſeltſam darin zu Muthe. Die Gemeinde, die ſich hier zu verſammeln pflegt, iſt von höchſt faſhionabler Art, wie die auf dem Hofe wartenden Equipagen und Livréen beweiſen;

ſie beſteht zum Theil aus den Patronen der Anſtalt, den angeſehenen Präſidenten und Subſcribenten derſelben und ihren Familien. Man erblickt auch viele Kinder und junge Mädchen unter der Verſammlung, worüber man ſich einigermaſſen wundert, da die Ideenaſſociation für dieſelben an dieſem Orte ſeltſam ſein muß. Die Neugierde kann nicht verlocken, in die Capelle zu treten, denn die Büßenden bleiben dem Auge jedes Beſchauers unſichtbar. Sie ſitzen hinter einem hohen, mit grünem Segeltuch verſchlagenen Gitter auf dem Chor, zu beiden Seiten der Orgel, und nur ein leiſes Huſten verräth zuweilen, daß menſchliche Weſen dahinter verborgen ſind. Da beginnt die Orgel, die in der Magdalenen-Capelle nur von einer weiblichen Hand geſpielt werden darf, und der erſte Pſalm wird geſungen. Nun erheben ſich die rührendſten Stimmen hinter dem geheimnißvoll verhüllten Chor, und ſelbſt muſikaliſch wohllautende Töne vernimmt man in dem andächtigen Geſang. Dann lieſt der Prieſter die Litanei, die Gebete, die Glaubensbekenntniſſe, wobei, nach der Weiſe des engliſchen Gottesdienſtes, die Gemeinde immer die Zwiſchenverſe zu antworten hat, und die Stimmen, die am vernehmlichſten und eifrigſten

erwiederten, wurden hinter dem grünen Schleier laut, der so ſtreng verbirgt, daß ſich nicht einmal die Umriſſe der Geſtalten daran abzeichnen. Wenn die Predigt und der letzte Pſalm verſtummt iſt, entfernen ſich die Verhüllten ebenſo unhörbar, als ſie gekommen, vielleicht noch durch ihr Gitter einen Blick auf die Verſammlung zurückwerfend, die ihnen jeden Sonntag einmal die Bilder und Reize der Welt, der Geſellſchaft, eines geordneten Lebens, wieder in der Ferne zeigt.

Nach Beendigung des Gottesdienſtes traten wir — ich und mein liebenswürdiger Landsmann Kl. — in das Zimmer der würdigen Matrone der Anſtalt, der wir bereits durch den Geiſtlichen zum Beſuch des Inſtituts angemeldet waren. Einige Herren vom Committée geſellten ſich auch bald zu uns, denn die Engländer weiden ſich daran, wenn man ihre Anſtalten bewundert, drücken dies aber auf die edelſte und gemüthlichſte Weiſe aus. So traten wir unſere Wanderung durch die Gemächer an, von dem freundlich erklärenden Geiſtlichen jede Auskunft erhaltend, und hatten, was zuerſt bei allen engliſchen Anſtalten in die Augen fällt, die außerordentliche Reinlichkeit, Nettigkeit und Sau-

berkeit, die herrlich durchlüfteten Zimmer, den Geiſt der Ordnung, Zweckmäßigkeit und Menſchenfreundlichkeit, überall zu bewundern.

Die Zahl der Schutzbefohlenen der Magdalena beträgt gegenwärtig 98, ihre Normalzahl, die nicht überſchritten werden kann, iſt auf 100 feſtgeſtellt. Nur am erſten Donnerstage eines jeden Monats geſchieht in einer Sitzung des Commitées die Aufnahme neuer Schutzflehenden, die ihr Geſuch zuerſt ſchriftlich einreichen, alsdann von dem Commitée über die Lauterkeit ihrer Abſichten befragt und geprüft werden und, ſobald Platz vorhanden, Zulaß erhalten, ohne irgend einer Empfehlung oder Fürſprache zu bedürfen. Die Beſchränkung der Aufnahme auf einen einzigen Tag im Monate könnte als ein Uebelſtand erſcheinen, aber ſie iſt ſehr zweckmäßig, wenn man bedenkt, daß es nicht der Plan der Anſtalt iſt, ſolchen zu helfen, die nur durch äußeres Elend zur Entſagung ihres Gewerbes und in das Aſyl der reuigen Magdalena getrieben werden, ſondern vielmehr Denen, die einen innern Trieb nach Rettung haben, die moraliſche Schmach ihres Lebens empfinden, und zwar auf einer Stufe, wo ſie noch Kräfte und Anreize zum Laſter beſitzen. In dieſer Hinſicht iſt es charakte-

ristisch, daß die Meisten, welche sich in diesem moralischen Hospitale befinden, ihr zwanzigstes Lebensjahr noch nicht überschritten haben, und dieser Umstand beweist sehr viel für den höheren Standpunkt, unter dem die Wirksamkeit der Anstalt auch bei den hülfesuchenden Gegenständen derselben betrachtet wird. Dennoch bemerkt man, daß nach Beendigung der Saison, besonders in den Monaten August und September, der Zudrang zu dem Institute sich außerordentlich vermehrt und stärker wird, als in den übrigen Monaten. Alsdann nämlich ist London leer und vereinsamt, das Gewerbe der Spaziergängerinnen in den Colonnaden von Regentstreet stockt, und häufiger als jemals sieht man dann hier diese bleichen Hungergestalten umherschleichen, die sich am Schatten der Mitternacht gespenstisch abdrücken, und sich den Vorübergehenden anhängen, um, wenn man sie selbst verschmäht, wenigstens einen Schilling zu erhalten, weil sie seit zwei Tagen nichts gegessen. Das numerische Verhältniß der Prostitution in London wird gewöhnlich auf 80,000 solcher unglücklichen Wesen angegeben, doch ist diese Zahl eher zu gering als zu hoch, und sie läßt sich überhaupt schwierig festsetzen bei dem gesetzlosen und ungebundenen Um-

herſchweifen dieſer Geſchöpfe, die aller Aufſicht entzogen ſind. Sie leben hier weniger in öffentlichen Häuſern, weil Unabhängigkeit und Freiheitsliebe hier mehr als anderswo den Grundzug ihres Charakters ausmachen, ſondern ſie bleiben am liebſten ſich ſelbſt überlaſſen, überſchwemmen, meiſt in ſehr faſhionabler und decenter Kleidung, die Hauptſtraßen, beſonders Regentſtreet, Piccadilly, Oxfordſtreet, den Strand, Fleetſtreet und faſt alle Theile der City, und halten ihre Aſſembléen in dem berüchtigten Piccadilly-Saloon, der etwas Aehnliches iſt, wie der hamburger Peter Ahrens, und nur die große Gemeinheit dieſer Claſſe in Hamburg ausſchließt. Man ſieht vielmehr in London neben den verfallenſten Geſtalten auch ſehr häufig die ſchönſten und edelſten Geſichter, die zwar ſchon der laſterhafte Leichtſinn markirt hat, die aber noch ihre urſprünglich beſſere Beſtimmung verrathen. Man trifft unter ihnen Weſen von der ausgezeichnetſten Bildung, die ſich mit Literatur, Muſik, Malerei beſchäftigen, die mit Geiſt und Witz über viele Dinge zu reden verſtehen, und in deren unglücklichem Lebenswandel ſich blos die Bizarrerie des engliſchen Nationalcharakters geltend gemacht hat. Dieſe Bizarrerie verbindet ſich aber namentlich

bei den engliſchen Weibern mit ihrer außerordentlichen Liebe zur Unabhängigkeit, und wird die häufige Urſache, ſie auf die Bahn des Verderbens hinauszutreiben. Es geſchieht hier oft in den achtbarſten Familien, daß junge Mädchen aus Depit gegen ihre Verwandte, um eine herrſchſüchtige Mutter zu ärgern, von einem langweilig werdenden Bräutigam ſich zu befreien, in ein öffentliches Haus laufen, und nur mit Mühe, häufig gar nicht, wieder herausgeholt werden können. Von den Contraſten im Gemüth eines ſolchen Geſchöpfes, von der Selbſtſtändigkeit und Haltung ihres Charakters, die ſich oft noch mit der größten Verlorenheit verbindet, von der Gutmüthigkeit und Empfindſamkeit, die bei ihnen neben dem frevelhafteſten Trotz gegen die ſittliche Ordnung beſteht, haben Sie gar keine Vorſtellung. Manche ſind in ihrer eigenen Wohnung glänzend eingerichtet, und verbringen den Tag am Clavier, mit der Nadel, mit Lectüre, ſich etwas ganz Beſonderes in ihrer unbegränzten Freiheit dünkend, bis die Stunde ſchlägt, wo ſie ihrem ſchändlichen Gewerbe nachgehen. Dann wird mit trällerndem Leichtſinne der Shawl umgehangen, und es geht auf die Straße hinaus, in die Theater, wo ſie ſich ſchaa-

renweiſe in die zweiten Ranglogen und das Parterre vertheilen, in die Theegärten und an andere ihnen günſtige Orte. Selbſt bei ihrem ſchmählichen Handwerke bleiben ihnen oft noch ihre gemüthlichen Eigenſchaften treu, nur in ſeltenen Fällen zeigen ſie ſich beſonders geldgierig und unverſchämt, und ihre gewaltſamen Angriffe auf die Fremden, von denen man erzählen hört, werden meiſtentheils nur durch dieſe ſelbſt herausgefordert. Das einfachſte Mittel für den Fremden, eine ſolche auf nächtlicher Straſſe ihn umſtürmende Gruppe loszuwerden, iſt die kühl hingeworfene Bemerkung: **I have no Zink**, denn dies Wort bedeutet das Geld in der Kunſtſprache dieſer Elenden, und bald ſprengt der ganze Kreis lachend auseinander, um keine Zeit zu verlieren. Von den Beſſeren aber wird man nie auf der Straße beläſtigt werden.

Es war nöthig, auf den Charakter dieſer Geſchöpfe in London zurückzugehen, denn zwei Gründe gibt es, weshalb ein ſolches Inſtitut, wie das Magdalenen-Hoſpital, vorzugsweiſe für engliſche Verhältniſſe paßt, und nur unter dieſen ſeine heilſamen Zwecke wirklich zu erreichen vermag. Dies iſt erſtens der angedeutete Umſtand, daß dieſe Unglücklichen hier keineswegs aus dem Auswurf der Bevölkerung hauptſächlich hervorge-

hen, wie dies in Frankreich und Deutſchland faſt durchgängig der Fall iſt, ſondern daß es unter ihnen eine große Anzahl mit Eigenſchaften und Fähigkeiten gibt, durch welche ſie, trotz ihrer ſelbſtverſchuldeten Ausſonderung, noch mit allem Weſenhaften der übrigen Menſchheit in Zuſammenhang bleiben. Daher ſind ſie geeignet, den Ekel an ihrer preisgegebenen Exiſtenz, den wohl jede Verlorene dieſer Art überall empfindet, leicht wieder bis zu einer moraliſchen Kraft in ſich zu ſteigern, aber dann haben die armen Creaturen erſt ihre Abſperrung gegen den geſetzmäßigen Lebenskreis bitter zu empfinden. Da zeigt ſich ihnen das Magdalenen-Hoſpital als die einzig mögliche Brücke ihrer Rückkehr, denn die bürgerliche Geſellſchaft, bettelſtolz auf ihre Tugend und Ordnung, kann an der innern Reue ſich nicht genug ſein laſſen, ſondern ſie verlangt eine Garantie, um ſich wieder den von ihr Ausgeſtoßenen zu öffnen. Das Magdalenen-Inſtitut iſt daher gerade für die Beſſeren und einer Regeneration Fähigen eine geſuchte Zufluchtsſtätte, nicht weil ſie dort, vor Mangel geſchützt, ihr inneres Erlöſungswerk ungeſtört betreiben können, nicht weil ſie, in Ermangelung der eigenen Beſſerungskraft, dort von der religiöſen Strenge und Zucht Alles

für ihr Heil erwarteten, sondern weil es ihnen eine bürgerliche Garantie, eine sittliche Basis für ihre Zukunft verleiht, in diesem Institute gewesen zu sein, und aus ihm, mit seinem glaubhaften Stempel versehen, wieder in erneute Lebensverhältnisse einzukehren. Der zweite Grund, der die Wirksamkeit des Magdalenen-Instituts verbürgt, ist aber auch nicht außer Betracht zu lassen. Er beruht in der religiösen Orthodoxie des englischen Volkes, unter dem die christlichen Formen noch so stark und lebendig sind, daß sie eine Stütze des Daseins ausmachen und für einen Talisman gehalten werden, durch den in der Kraft des Glaubens jedes Kranke und Schadhafte am Leben wieder ausgebessert werden kann. Der christlichen Gewohnheit sind hier selbst jene armen Auswürflinge der Menschheit vielleicht niemals ganz entfremdet gewesen, und man wird nicht irren, wenn man sie hier und dort unter den fleißigen Kirchengängerinnen mit dem Gesangbuche in der Hand zu gewahren glaubt. Um so mehr aber fängt diese nie gänzlich verstopfte Quelle des Heils wieder an zu strömen, sobald die Reue an ihrem Herzen frißt und der Gedanke der Buße ihnen süß wird, mitten in ihrem Schmutze reine, weiße Hoffnungsbilder ihnen vorspiegelnd. Die-

jenigen, die bei uns die Tugend und Moral gepachtet haben und auf dieser ihrer Domaine im beſtändigen Trabe herumreiten, werden ſich, ich weiß es, zu vornehm dünken, um in eine ſolche arme und verlorene Seele ſich zu verſetzen, die, in der ſocialen Kloake beſchmutzt, ihres urſprünglichen Menſchenkerns wieder habhaft zu werden ringt. Aber das verzagte und verzweifelte Herz einer armen Bajadere iſt auch ein Schauſpiel für Götter, und Goethe, der Dichter, den man nicht für chriſtlich gelten laſſen will, hat die Verklärung der Sünderin in der läuternden Gottesflamme gefeiert, während es reinliche Chriſten unter uns gibt, die ſie nicht mit Handſchuhen angefaßt haben würden, um ihr aus ihrem Sumpfe emporzuhelfen. Den engliſchen Sünderinnen hilft ſchon ihr eigener Glaube bedeutend, und das ganz auf der chriſtlichen Orthodoxie begründete Inſtitut in Blackfriars-Road findet an dieſen Magdalenen einen fruchtbaren Boden für ſein Werk vor. In Frankreich dagegen iſt der Verfall der chriſtlichen Rechtgläubigkeit unter dem Volke als der Grund anzuſehen, weshalb ſolche Inſtitute, wie das Magdalenen-Hoſpital in London, dort nicht gedeihen und keine der Rede werthe Reſultate hervorrufen. —

Vor dem Magdalenen-Committée auf Blackfriars-Road erscheinen an den Aufnahme-Tagen zuweilen zwanzig bis dreißig Bittstellerinnen, welche die Zulassung begehren. Das Committée wählt dann Diejenigen aus, die am meisten eine Berücksichtigung verdienen, Andere, für die kein Platz vorhanden, werden so lange auf anderm Wege unterstützt, bis sie eintreten können, und bei Manchen, den Besten, die oft noch gar nicht der öffentlichen Prostitution verfallen sind, aber in der Lage sich befinden, wo sie ihr nicht mehr entgehen könnten, feiert die Anstalt, die sie als Rettungsweg betreten, ihren humansten Triumph, indem sie entweder die Versöhnung dieser Unglücklichen mit ihren Verwandten zu Stande bringt, oder ihnen durch ihren Einfluß irgend eine sichernde Lebensstellung besorgt. Die krank sind oder sich im Zustande der Schwangerschaft befinden, werden niemals in dem Magdalenenstift aufgenommen. Das Institut zerfällt in vier Abtheilungen (Wards), in welchen die Schutzbefohlenen der Anstalt gesondert von einander leben, und unter welchen es einen gewissen innern Unterschied gibt, der sich als zweckmäßig von selbst darbietet. Sie werden nämlich nach dem Grade ihrer guten und schlimmen Eigenschaften, ihrer Erziehung und Fä-

higkeiten, ihres Standes und Betragens in die verſchiedenen Claſſen zu einander vertheilt, und erhalten dadurch, was ſehr wichtig iſt, einen ihnen angemeſſenen täglichen Umgang. Jede einzelne Abtheilung hat für ſich ihren eigenen Eßſaal, ihr Waſchzimmer, ihren Schlafraum, ihr Wohnzimmer, wo ſie ſich den Tag über gemeinſam beſchäftigen, und ein durch Mauern eingezäuntes Stück Garten, in dem ſie ſpazieren gehen. In den Schlafſälen ſtehen reihenweiſe die weißen reinlichen Betten an den Wänden, jedes Bett von beiden Seiten mit einem Verſchlage umgeben und vorn eine Gardine, ſo daß jede für ſich ungeſtört allein ſein kann. Die zu jeder Abtheilung gehörige Aufſeherin ſchläft in einem daran gränzenden Cabinet, von dem aus ſie den ganzen Saal überſchauen kann. Beim Gottesdienſte in der Capelle treffen jedoch alle Abtheilungen zuſammen, auch gibt es einen gemeinſamen Theil des Parks, in dem ſie ſich in den Erholungsſtunden begegnen. Während wir die Wards durchwanderten, wurden die Bewohnerinnen theils im Park, theils in den Galerien verſteckt gehalten, theils flüchteten ſie aus einer Abtheilung in die andere vor uns her, und wir hörten jedesmal die leiſe fliehenden Fußtritte in der Ferne. Denn

es wäre natürlich ganz gegen den Zweck und Sinn einer solchen Anstalt, die Büßerinnen sichtbar zu machen, und selbst die Mitglieder des Committées und Directoriums sind in dem Betreten der Abtheilungen beschränkt, und können nur in Gemeinschaft von Dreien und in Begleitung der Matrone der Anstalt und der Aufseherinnen die Bewohnerinnen sehen. Der Capellan ist die einzige Person, die allein und ohne irgend eine andere Begleitung die Abtheilungen besuchen darf.

Eine fünfte Abtheilung ist die Prüfungsabtheilung (probationary ward), in welche die Neuaufgenommenen zuerst gebracht werden und wo sie in der Regel zwei Monate verweilen müssen, bis sich zeigt, daß sie, ohne nachtheilige Wirkung für die Andern, zu einer der übrigen Abtheilungen gesellt werden können. Manche werden, ihrem Betragen gemäß, auch wieder entlassen, ohne in die eigentlichen Wards Aufnahme zu erhalten; Andern, besonders solchen, die noch nicht der Prostitution in der Stadt anheimgerathen, wird die Prüfungszeit gänzlich erspart und sie finden gleich ihren Platz in der ihnen angemessenen Abtheilung. Die Neuangekommenen empfangen zuerst ein warmes Bad, dann werden ihnen die Kleider, die sie bisher getragen, genommen und

bei Seite gelegt, und ſie müſſen das eigenthümliche Coſtüm der Magdalenen-Anſtalt anlegen, was für die Meiſten der erſte ſchreckliche Moment ſein muß, durch den ſie ſich in ſtrenger Buße von der übrigen Welt abgeſchieden fühlen. Dies Coſtüm beſteht in einer braunen wollenen Robe, weißer Schürze und weißem Halskragentuch, der Rock hat Halbärmel und die Arme ſind mit langen ſchwarzen Handſchuhen umhüllt, die weiße Haube iſt mit einem ſchwarzen Bande umfaßt. Zum Spazierengehen im Garten haben ſie gelbe runde Strohhüte mit breiten Rändern, und den Hut ſchmückt ebenfalls ein ſchwarzes Trauerband. Das Inſtitut geht in ſeiner menſchenfreundlichen Zartheit ſo weit, nicht einmal den Namen der Büßerinnen nachzufragen, wenn ſie dieſelben verſchweigen wollen, man bekümmert ſich nicht um ihre früheren Familienverhältniſſe, ſobald ſie einen Grund haben, ſie zu verdecken, und es iſt ihnen vollkommen freigelaſſen, ſich eines falſchen Namens in der Anſtalt zu bedienen. Die meiſten beſchäftigen ſich den Tag über mit der Nadel, ſie arbeiten alles Linnenzeug, das zum Haushalt der Anſtalt gebraucht wird, auch wird ein Theil von ihnen zu den übrigen häuslichen Beſorgungen verwandt. In ihren Freiſtunden iſt es ihnen

vergönnt, eigene Arbeiten zu machen, und es iſt üblich in der Anſtalt, daß Jede ein Kiſſen anfertigt, auf dem mit der Nadel ein geiſtlicher Vers, der auf das innere Heil des Mädchens Bezug hat, eingenäht iſt, in welcher Art einige ſehr zierliche und geſchmackvolle Arbeiten auf den Tiſchen umherlagen. Sonſt verſtreicht ihnen der Tag unter religiöſen Uebungen, mit Unterweiſung in der chriſtlichen Religion, für einen Theil mit Unterricht im Leſen, Schreiben und ſolchen häuslichen Verrichtungen, die ihnen zu ihrem künftigen Fortkommen dienen können. Diejenigen, welche ſich in der Anſtalt befinden, dürfen das Haus nicht mehr verlaſſen, mit Ausnahme ganz beſonderer Fälle, wo ſie einer Erlaubniß des Committees dazu bedürfen. Schon der Aufenthalt in den klöſterlichen Mauern dieſes Inſtituts muß ihnen als ihre Buße gelten, und abgeſchnitten von der ganzen Welt, hören ſie nur zuweilen den Lärm des Surrey-Theaters, deſſen Gebäude an ihren Park gränzen, herüberſchallen. Dieſe Einöde, verbunden mit der Einförmigkeit des täglichen Lebens, erſcheint im Anfange den Meiſten fürchterlich, Manche halten es nicht aus und entlaufen der Anſtalt wieder. Dieſe Geſchöpfe haben ſich freilich Alles abzugewöhnen, was früher ihre

Exiſtenz ausmachte, darunter gehört auch das Trinken, dem in England ſelbſt die Faſhionableſten dieſer Claſſe leidenſchaftlich ergeben ſind.

Die Zeit des Aufenthalts in dem Inſtitute iſt ſehr verſchieden und richtet ſich nach den perſönlichen Umſtänden. In der Regel wird ſie auf ein Jahr angenommen, doch iſt es einer der Hauptgrundſätze des Magdalenen-Hoſpitals, keine Inwohnerin aus demſelben auszuweiſen, ſo lange ſich nicht eine ſichere Ausſicht zu einer ehrenhaften Unterbringung für ſie dargeboten hat. Ihnen durch eine ſolche den neuen Eintritt in das bürgerliche Leben zu bahnen, iſt die Vollendung des humanen Werkes, dem die Anſtalt obliegt, und die Geſellſchaft geht darin ſo weit, eine Prämie auszuſetzen für jede aus dem Magdalenen-Hoſpital Entlaſſene, die in dem Dienſt, in den ſie getreten, ein Jahr lang zur Zufriedenheit ſich bewährt. Das Inſtitut verfolgt überhaupt das Schickſal Derer, die ihm einmal angehört haben, mit nachblickendem Auge, und in manchen achtbaren, hin und wieder auch ſehr angeſehenen Familien iſt die Frau vom Hauſe der Magdalena zu einer verſchwiegenen Dankbarkeit verpflichtet.

Ueber die Reſultate, welche die Anſtalt verwirklicht, kann ich Ihnen folgende Angaben, die

von der Eröffnung des Magdalenen-Inſtituts bis zu Anfang des Jahres 1835 reichen, mittheilen:

Aufgenommen wurden in die Anſtalt vom 10. Auguſt 1758 bis 2. Januar 1835: 6085

Entlaſſen während derſelben Zeit:

Verſöhnt mit ihren Angehörigen, in Dienſt getreten oder in eine ehrenhafte Stellung übergehend: 4142

Wegen Wahnſinns, epileptiſcher Zufälle oder unheilbarer Krankheiten. 104

Geſtorben 105

Auf ihr eigenes Verlangen wieder ausgeſchieden 1032

Wegen ſchlechten Betragens entfernt 616

Heimlich entlaufen im Jahre 1826 2

Das Inſtitut glaubt im Durchſchnitte annehmen zu können, daß jedesmal zwei Drittel von der Anzahl, die ſich ihm anvertraut, gerettet wird, ein Erfolg, der ſchon ausreicht, um dieſe menſchenfreundlichen Bemühungen, denen es auf der andern Seite auch nicht an ihren Tadlern und Verläumdern fehlt, fortdauern zu machen. In andern Ländern hat man Aehnliches, zum Theil nach dem Vorbilde dieſer großartigen engliſchen Anſtalt, verſucht, aber nicht mit demſelben Erfolge. In Deutſchland iſt mir nur das Magdalenenſtift in Hamburg bekannt, das daſelbſt vor ungefähr 12 Jahren in der Vorſtadt

St. Georg gegründet wurde. Es iſt eine Stiftung des Topographen von Heß und wurde beſonders durch die thätigen Bemühungen des Senator Abendroth ins Werk geſetzt. In demſelben können jedoch nur zwölf Mädchen auf zwei Jahre ein Aſyl finden, und ſie werden ungefähr auf dieſelbe Art gehalten und beſchäftigt, wie in der londoner Anſtalt. Doch ſind die Reſultate, welche hier erreicht werden, ſo gering und zweideutig, daß ſich die Zweckmäßigkeit dieſes deutſchen Inſtituts faſt gar nicht rechtfertigt. In Frankreich hat es von jeher ähnliche Anſtalten gegeben, aber die meiſten waren Zwangsanſtalten, in welche liederliche Mädchen zu ihrer Beſſerung mit Gewalt eingebracht wurden, entweder von der Polizei oder durch ihre Eltern. Parent-Duchatelet hat in ſeinem claſſiſchen Werke über die Proſtitution von Paris das letzte Capitel des zweiten Theils dieſen Verſuchen und Unternehmungen gewidmet. Schon im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts kannte man in Paris ſolche Inſtitute zur ſittlichen Beſſerung der Preisgegebenen. Das noch jetzt beſtehende Haus des Bon-Paſteur läßt ſich ſchon auf das 17. Jahrhundert zurückführen, aber ſeine eigentliche Organiſation, wo der Staat ſich der

dafür zusammengetretenen Gesellschaft annahm datirt erst vom Jahre 1821. Der Bon-Pasteur nimmt nur Mädchen zwischen dem 18. und 25. Lebensjahre auf, aber die Sterblichkeit in diesem Hause ist so ungeheuer groß, daß sich die Aerzte mit Nachforschungen über deren Ursache den Kopf zerbrochen und mancherlei Verläumdungen dieses Instituts dadurch entstanden sind. Die Behandlungsweise der Schutzbefohlenen ist aber im Allgemeinen vortrefflich, und Parent-Duchatelet sucht den Grund jener befremdlichen Sterblichkeit in dem plötzlichen Einfluß der durchaus veränderten Lebensweise der Mädchen zu finden. Vielleicht ist jedoch die Einrichtung dieser pariser Anstalt gar zu klösterlich, und wirkt darum für Viele abschreckend. Bei der Ankunft im Bon-Pasteur werden ihnen die Haare abgeschnitten, was jedem Weibe etwas Fürchterliches dünkt. Das religiose Element, das in England bei solchen Anstalten eine Hauptrolle spielen kann, ist in Frankreich ohne Zweifel in dieser Beziehung zu mildern, und eine mehr weltliche und moralische Einwirkung müßte hier auf die Bußbeflissenen stattfinden, besonders wenn man das französische Naturell dieser Geschöpfe berücksichtigt. Es hat sich ergeben, daß die Bewohnerinnen des Bon-Pasteur meisten-

theils über die Formen und Manieren der Nonnen ſpotten, die ihnen als Lehrerinnen und Aufſeherinnen beigegeben ſind. Parent-Duchatelet empfiehlt ſehr, nur verheirathete Frauen und Witwen bei ſolchen Anſtalten anzuſtellen, indem er ſich, als auf eine ausgemachte Erfahrung, auf den Satz beruft, daß preisgegebene Mädchen immer vor dem Begriffe einer „verheiratheten Frau“ eine außerordentliche Achtung hegen. Zur Aufnahme in den Bon-Paſteur ſind Formalitäten erforderlich und keine Perſon darf ohne beſondere Verordnung des Polizei-Präfecten in das Inſtitut zugelaſſen werden. Vom 25. October 1821, dem Tage der Eröffnung der Anſtalt, bis zum 9. April 1833 wurden 245 Mädchen in demſelben aufgenommen. —

Doch genug von allen dieſen Dingen, ſonſt gerathe ich in den Zug, Ihnen Umriſſe zu einer europäiſchen Geſchichte der Proſtitution zu liefern, ein unſauberer, aber nothwendiger Beitrag zur Weltgeſchichte. Ich waſche jedoch meine Hände in Unſchuld und überlaſſe es Andern, dieſe Seite der Entwickelung der Menſchheit ſeit dem Sündenfalle weiter auszumalen. Behalten Sie mich lieb und denken Sie meiner, bis wir uns einmal wiederſehen! —

9.

An *** in Croydon bei London.

— Ich kam mir ganz unglücklich vor, als Sie mich wieder allein in der ungeheuren Stadt zurückließen, die mir bis dahin nur als ein Anhang zu Ihnen ſelbſt erſchienen war. Im Kings-Theater, mit deſſen großer Vorſtellung von Mozart's Don Juan Sie mich getröſtet, fand ich inzwiſchen auch keine Ruhe, und es ſchien mir faſt, als ſollte ich zu Rubini, Tamburini, Lablache nichts Anderes ſagen, als: Ihr ſeid allzumal leidige Tröſter! Sie haben daher ſchlecht calculirt, wenn Sie mich darum in den Don Juan ſchickten, um mich wieder einmal recht auf gut Deutſch, wie Sie es nennen, danach phantaſiren zu hören. Man hält uns Deutſche durch die Bank für ſo gutmüthig: Träumer, daß man uns in Frankreich und England noch einmal als

Spieluhren verkaufen wird, um in den Dämmerungsſtunden zu flöten, und die Sieſta, welche dieſe Nationen nach ihren politiſchen Thaten halten, durch muſikaliſches Repetiren zu verſüßen. Ich kann Ihnen diesmal nichts flöten, und Sie werden mit einem dürftigen Berichte über die Vorſtellung des Don Juan vorlieb nehmen müſſen, die, obwohl durch die Vereinigung aller dieſer berühmten Talente außerordentlich, im Ganzen eine höchſt unvollkommene und mangelhafte war. Es waren alle Kräfte vorhanden, um ſie zu einer in der ganzen Welt einzigen Darſtellung dieſer Oper zu machen, aber nur die Mittel zu dieſer Vorſtellung ſah man, bei der Ausführung miſchte ſich wieder jener eigenthümliche plumpe Teufel, der in Ihren engliſchen Theatern ſitzt und dirigirt, ins Spiel. Es ſcheint nicht mehr möglich, daß bei Ihnen etwas Ganzes auf der Bühne zu Stande komme, der engliſche Geſchmack Ihres Publicums brachte engliſche Geſchmackloſigkeit in die Anordnung und Regie, und die italieniſche Operngeſellſchaft aus Paris, die den Don Juan hier gab, richtete das deutſche Meiſterſtück zu italieniſchen Manieren ab. So können Sie ſich denken, was ich, bei aller meiner Bewunderung für Rubini, Tamburini, Lablache, für die Griſi

und die schöne Assandri, gesehen und gelitten habe, und es ist ein Glück, daß Sie einmal einer Aufführung des Don Juan in Deutschland beigewohnt, um meinen Schmerz über alle diese Verstümmelungen würdigen zu können. Der Don Juan ist das Alpenhorn eines Deutschen, er spielt sich auf seinen Melodieen in ein tiefsinniges Heimweh hinein, aber man zerschneidet ihm die Seele, wenn man ihm fremde Takte dabei aufnöthigt, die nicht in seinen Sinn taugen.

Man hat in Deutschland davon gesprochen, in diesem Jahre die funfzigjährige Jubelfeier des Don Juan zu begehen, der bekanntlich zum ersten Male 1787 in Prag zur Aufführung kam, und ein solches Fest könnte wohl nicht herrlicher angeordnet werden, als mit einer Darstellung der Oper, in welcher man die Donna Anna von der Grisi, den Don Juan von Tamburini, Don Ottavio von Rubini, Leporello von Lablache, die Elvire von der Assandri, und die Zerline von der Albertazzi sieht, was an diesem Abende in Kingstheater allerdings der Fall war, aber diese großen Sänger und Sängerinnen müßten sämmtlich ihre Rollen vollständig darzustellen haben, was leider auch nicht im Entferntesten hier der Fall gewesen. Wie in eine

Kanone geladen, war ich von dem gewaltigen Gedränge in das Haus hineingeſchoſſen worden, und hatte das Glück, auf einem ziemlich guten Platze mitten unter dem faſhionableſten Saiſonpublicum niederzufallen. Das Kingstheater iſt vielleicht ebenſo groß und großartig wie die Académie royale de Musique in Paris, aber es brachte einen ganz verſchiedenen Eindruck auf mich hervor, einen echt engliſchen. Hier herrſcht eine ſtille, feierliche, gedämpfte, in dunkeln Farben gehaltene Pracht der Decorirung vor, während in der pariſer großen Oper Alles glänzend und voll brillanter Lichtereffecte in den Logenreihen iſt. Trotz dem, daß ein Gala-Coſtüm für alle Beſucher des Kingstheaters gewiſſermaßen vorgeſchrieben, erſcheint doch der Glanz der Toiletten hier weniger hervorſtechend als in Paris, und man ſchaut hier meiſtentheils den impoſanten Hochtorysmus Ihres Englands in gediegene Stoffe geworfen, die nicht blenden und ſchimmern. Ich war noch in Beſchauung verſunken, namentlich der vielen blonden Mädchen, mit Brillen über den jungen Geſichtern, als die Ouvertüre begann, mit deren Ausführung man alle Urſache hatte, zufrieden zu ſein. Bald ſtand auch der ungeheure Lablache mit ſeinem Notte e giorno faticar

auf der Scene, im Haarbeutel, ohne den einmal ein italieniſcher Buffo nicht fertig werden kann, und ſang mit ſeinem glorreichen gewaltigen Baß den Leporello, wie er vielleicht noch nie geſungen worden. Lablache iſt ohne Zweifel der prächtigſte Buffo, den man jemals geſehen, und man hat ihn in Paris mit Recht einen Ochſen genannt, im ſchönſten Sinne des Wortes natürlich. Nicht nur ſeine beiſpiellos kräftige und ſchallende Stimme, ſondern auch ſeine ganze äußere Erſcheinung, die koſtbare Pralligkeit von Leib und Seele an ihm, die unverwüſtliche Muskelſtärke ſeines Humors und ein gewiſſes unbeſchreibliches Etwas, das man nicht anders als Ochs benennen kann, veranlaſſen in der That, ihn als ein ideales Stück dieſer Gattung anzuſehen, und dies denkend, fühlt man nur den Jubel, deſſen man ſich bei ſeinen Tönen nicht erwehren kann, erhöht. Dennoch war er kein guter Leporello, ſo vortrefflich er ihn auch ſang. Er ſtellte blos den plumpen, groben, materiellen Bedienten dar, die leibhafte ungeſchlachte Proſa zur Seite der phantaſtiſchen Romantik des Don Juan, aber er drückte nicht aus, welche Gutmüthigkeit, liebenswürdige Schwäche, poſſirliche Pietät, ſpaßhafte Frömmigkeit und Redlichkeit dieſer Proſa des Leporello, der Poeſie ſeines Herrn gegenüber,

inwohnt, und in ſolcher Weiſe gehört gerade dieſe Figur als ein nothwendiger Einſchlag in die Oper hinein. Tamburini war im Ganzen ein ausgezeichneter Don Juan, obwohl er auch, wie alle italieniſchen Sänger, zu wenig charakteriſirte, aber er machte begreiflich, daß ihn Donna Anna heimlich lieben kann und Zerline ihm nicht zu widerſtehen vermag, ja daß die Geiſterwelt und die Hölle es der Mühe werth finden müſſen, ſich ſeinetwegen in Bewegung zu ſetzen. Er gab ihn ritterlich, nobel, leichtſinnig, mit Grazie und Verwegenheit, und durchaus in einem ſüdlichen Colorit, aber er zeigte wieder zu wenig, oder faſt gar nicht, das Dämoniſche und Diaboliſche der Don Juan-Natur, ohne das dieſe zu einem flachen Abenteurerthum herabſinkt. Ganz neu aber war mir die Erſcheinung der Donna Anna in der Auffaſſung und dem Naturell der Griſi. Sie durchwebte ihre Rolle mit vielem Ernſt und Trauer, wie einer geheimen Schuld ſich bewußt, und gab ſie keineswegs mit jener glühenden Leidenſchaftlichkeit, die man ſonſt an deutſchen Darſtellerinnen der Donna Anna gewohnt iſt, aber ſie ließ dieſen tiefen Grundzug, den ſie dem Charakter verlieh, in wunderbaren Accenten herausſtönen. In der Erzählung, die ſie vom nächtli-

chen Ueberfalle des Don Juan im Garten macht, mit welchem nie gehörten Ausdrucke ſang ſie die Worte: **Che già mi credo vinta**, und nachher die Arie: **Or sai chi l'onore rapir a me volse.** Was iſt aber eine Donna Anna, wenn man ihr im zweiten Acte die ganze Scene mit Ottavio und die große Arie: **Non mi dir, bell' idolo mio, che son io crudel con te**, nimmt, und durch dieſe Auslaſſung die Blüthe ihrer ganzen Erſcheinung verhindert! Dieſen räuberiſchen Eingriff in das Gebilde der Donna Anna mußte ich mir gefallen laſſen. Sie verſchwindet auf dieſe Weiſe in dem Stücke, man weiß nicht wie. Daß Don Ottavio, der ſchwache, zärtliche, gutmüthige und unglückliche Liebhaber, durch Rubini's Tenor wunderbar charakteriſirt wurde, werden Sie ſich denken, und er ſang mit ſeinen hinſchmelzenden, feenhaften Tönen die Cavatine: **Il mio tesoro intanto andate a consolar**, daß ich in der That das Herz meiner Nachbarin vor Entzücken laut ſchlagen hörte. Die Zerline iſt gewöhnlich die Zierpuppe liebenswürdiger Coquetterie und Schönthuereien unſerer Sängerinnen, obwohl mit großem Unrecht, ſo liebliche und ſchmeichelnde Töne ihr auch der Componiſt gegeben. Madame Albertazzi gab vor allen Din-

gen das ſpaniſche Landmädchen, erſt mit naivem Ernſte, etwas kräftig aufgetragen, dann die ſchalkiſche Anmuth, die ſie ebenfalls vortrefflich ſowohl durch Ton als Spiel ausdrückte. In der erſten Scene mit Don Juan war ſie wirklich das unerfahrene Naturkind, das von dem Anſehen, der Ritterlichkeit und Schönheit des Don Juan beſtochen wird, und in dem herrlichen Duett: **Là ci darem la mano** zeigte auch Tamburini, daß er ſelbſt von Liebesgluth bewegt ſei, und daß er der Mann, der von jedem Moment und Eindruck wirklich hingeriſſen wird, während hier andere Darſteller ſich gewöhnlich zu diaboliſch ſicher gebärden und mit der Zerline abfahren, wie der Teufel mit einer armen Seele. Die liebliche Aſſandri, welche die angenehmſte Ausſprache hat, die ich jemals im Geſange hörte, beſitzt in ihrer nicht ſtarken, aber ungemein beweglichen Stimme eine Reihe von wohllautenden und ſchmeichelnden Tönen, wie ſie gerade der Donna Elvira eignen, aber ſie konnte den geſammten Umfang dieſer Partie nicht erſchöpfen, die vielleicht die ſchwierigſte in der ganzen Oper iſt. Der vielen Verſtümmelungen aber, die man ſich an unſerm großen deutſchen Tonwerke hier zu Schulden kommen ließ, will ich gar nicht weiter

gedenken. Man gab die Oper in drei Acten und hatte die Stellen, in denen geſprochen wird, in ein leichtes Recitativ mit einfachſter Inſtrumentalbegleitung umgewandelt, da die italieniſche Oper im höheren Stil keine Zwiſchengeſpräche dulden mag. Der erſte Act ging in muſikaliſcher Hinſicht noch ziemlich in ſeiner vollen Wirkung hin, obwohl ſchon mit der Bauernhochzeit eine empfindliche Störung begann. Man hatte bei dieſen ländlichen Feſtlichkeiten die **Cachucha** eingelegt, und dieſer geniale ſpaniſche Tanz, der, wie alle Tänze dieſer Nation, auf einer bedeutſamen Gegenſeitigkeit beider Geſchlechter beruht, wurde von der Duvernay **allein** getanzt. Denken Sie ſich eine **Cachucha**, von einer Frau ganz allein getanzt, ohne das männliche Princip, das in dieſem Tanze ebenſo wenig wie in der Liebe überhaupt fehlen darf, und Sie werden ſich von dieſer Procedur der einſamen Wolluſt (ich brauche dieſe Benennung eines großen deutſchen Arztes) gewiß, ſo wie ich, angeekelt fühlen. Auch noch andere Tanz-Divertiſſements, z. B. der **Paſtyrien**, kamen in den Don Juan hineingeſchneit und brachten die Mozartſche Muſik im eigentlichſten Sinne aus dem Takte. —

Doch genug davon! Sie ſehen, ich habe kein

Glück hier, wenn ich ohne Sie bin und gehe. Neulich sah ich mir auch das Theater des Lyceum an, in welchem die französische Schauspielergesellschaft Ihre Season verherrlicht, und hatte hier abermals eine arge Verletzung meiner Deutschheit zu bestehen. Man gab nämlich Werther, jene alberne Parodie unserer Goethe'schen Dichtung, in welcher auch jedes Körnchen Salz fehlt, das sonst noch das unbedeutendste französische Vaudeville würzt. Der kleine anmuthige Saal des Lyceum bleibt gewöhnlich ganz leer an Zuschauern, und es scheint unter der englischen fashionablen Welt keineswegs Mode, das französische Theater zu besuchen. Nur hier und da gewahrt man in den Logen eine junge blonde Miß, unter Aufsicht ihrer Bonne, die vielleicht eben die Reise nach Paris zu machen im Begriff steht und vorher noch einige Sprachübung hier sucht. Ich glaube bemerkt zu haben, daß man in England noch immer allem Französischen sehr abhold ist, obwohl Ihre Landsleute gegenwärtig eine ziemliche Fertigkeit darin erreichen, französisch zu sprechen. Aber es herrscht keine Liebe und Sympathie dafür in irgend einer Weise, und Engländer und Franzosen sind sich noch immer antipolare Naturen, die das unwillkür-

lich Widerſtrebende auch nie an ſich überwinden werden.

Der Satz in Meidinger's franzöſiſcher Grammatik, der ſich unter der Beiſpielſammlung findet: **Les Anglais haïssent les Français et les Français haïssent les Anglais**, ſcheint wie ein Fluch über dieſen beiden Nationen zu ruhen, und ſelbſt Talleyrand hat nichts Durchgreifendes gegen Meidinger ausrichten können, deſſen Satz ſich wenigſtens auf der einen Seite noch täglich und ſtündlich bewahrheitet. Ein Engländer wird nie aufhören, etwas Antipathiſches an einem Franzoſen zu haben, und er riecht die franzöſiſche Nationalität ſchon auf hundert Schritt wie eine ſchwüle Luftart, in der er nicht mit Behagen athmen mag. Indeß hat dieſe Abneigung an ihrer Gegenſeitigkeit verloren und dadurch abgenommen, indem die andere Hälfte der Behauptung: **les Français haïssent les Anglais** gewiß nicht mehr wahr iſt *). Denn Sie begegnen in

*) Mein Landsmann, Dr. Gutzkow, iſt, wie ich höre, in den Beſitz der Meidingerſchen Grammatik gekommen, und wird hoffentlich bei einer neuen Reviſion dieſen Satz gänzlich herausſtreichen laſſen, der ſo viel Unheil in der Weltgeſchichte angerichtet hat.

ganz Frankreich keinem eigentlichen Haß mehr gegen Ihre Nation, im Gegentheil macht die Anglomanie gegenwärtig in Paris immer größere Fortschritte, und höchstens regt sich in dem Franzosen, einem Engländer gegenüber, noch dann und wann die Lust, ihn zu ridiculisiren oder eine komische Vaudevillesigur aus ihm zu machen, aber gewiß ohne alle Bitterkeit. Viele Ihrer Landsleute sind auch gar zu possirlich, wenn sie, die Arme gegen die Brust gestemmt, über die Boulevards von Paris rennen oder in den Theatern auf den ersten Blick sich verrathen. Aber sie werden in Paris in den ersten Salons gesucht und haben die französische Gesellschaft gewissermaßen erobert. Der alte Nationalhaß zwischen Frankreich und England hat sich zuerst am Kamin der modernen pariser Salonwelt freundlich besprochen, und aus den Kratzfüßen der englischen Lords auf dem Parquet der Gesellschaftszimmer suchte Talleyrand die Melodie der englisch-französischen Allianz herauszuhören. Diese Melodie hat aber nur die flüchtige Dauer einer Rossini'schen Arie gehabt, die man vergißt, sobald man das Theater verlassen. Den Engländern will sie am wenigsten im Gedächtniß bleiben, und wenn sie den Weg über den Kanal wieder zurückgemacht haben, sin-

den ſie in ihren Häuſern und Paläſten kein Winkelchen für eine franzöſiſche Sympathie übrig. Wir Deutſchen finden vor den Augen Ihrer Nation mehr Gnade, und es muß uns ſchmeicheln, daß ſchon für die deutſche Perſönlichkeit, ſobald ſie ſich zeigt, ein ſo günſtiges Vorurtheil in England herrſcht, in einem Maße, wie es weder die Franzoſen bei Ihnen, noch wir bei den Franzoſen jemals zu gewärtigen haben. Aber wo wollt Ihr Engländer mit Euren deutſchen Sympathieen hin? Wollt Ihr Philoſophen werden? Gebt uns Eure Freiheit, wir wollen Euch unſere Philoſophie dafür geben. In dem engliſchen Charakter liegt unſtreitig viel ſpeculatives Element, aber es hat ſich ſogleich auf die praktiſche Seite geworfen, und mit einer ſo ſtolzen Wendung, wie Alexander zu Diogenes, würden die Engländer zu den Deutſchen ſagen: Wenn wir nicht Kaufleute wären, ſo wären wir gern Philoſophen! —

Wenn die deutſche Literatur in England ſchon überall ſo große Fortſchritte gemacht hätte wie bei Ihnen, ſo brauchten die deutſchen Schriftſteller künftig nur für Engländer zu ſchreiben und würden reiche Leute dabei werden. Im Stillen gibt es viele Kenner des Deutſchen in England, beſonders unter den Frauen, die an Sinn

und Verſtändniß für unſere Literatur bei weitem Ihre Gelehrten übertreffen, welche in der letzten Zeit davon Profeſſion gemacht. Neulich beſuchte ich auch Herrn Thomas Carlyle, den größten Deutſchgelehrten in England, auf ſeinem Landſitz in Chelſea, und freute mich an dieſer kräftigen, derben, treuherzigen Schottennatur, die ſo viel Wahlverwandtes mit deutſchem Weſen hat. Er hat ſich in das Deutſche ſo hineingelebt, daß er kaum einen Satz in ſeiner Sprache vollendet, ohne ein Wort aus der unſrigen, das ihm gerade beſonders bezeichnend erſcheint, einzumiſchen. Aber ſeine Kenntniß der deutſchen Literatur gleicht einem durcheinandergeworfenen Bücherhaufen, ohne Ordnung, Plan und Einheit, und für das, was er von ihr weiß, iſt er viel zu ſtreng und abſprechend in ſeinen Urtheilen über ſie. Ich habe ihn ſtark im Verdacht, daß er der Verfaſſer des Artikels im Foreign Quarterly Review iſt, der den Briefwechſel unſerer Bettine mit Goethe ſo herbe verurtheilte, denn er ſprach ſich mündlich nicht beſſer darüber gegen mich aus. Dies iſt freilich faſt die allgemein herrſchende Anſicht in England über Bettine, das Kind, und man begegnet einer ſolchen jeden Augenblick hier. Eine ſolche Natur, halb Hexe, halb Engel; halb Prie-

sterin, halb Bajadere; halb Prophetin, halb Lügnerin; halb Katze, halb Taube; halb Vogel, halb Schlange; halb Eidechse, halb Schmetterling; halb Morgenthau, halb Fischblut; halb keuscher Mondschein, halb übermüthiges Fleisch; halb Blume, halb Kröte; halb Sphinx, halb Gurli; halb Ganymed, halb deutscher Student mit Reitpeitsche und Kanonen; halb Kabale, halb Liebe; halb Sibylle, halb Amazone; halb Kind, halb Schauspielerin; halb Mignon, halb Philine; halb Sylphe, halb Ratte; halb Diplomat, halb Unschuld vom Lande; halb Mistkäfer, halb Nachtigall; halb Jungfrau vom See, halb Diogenes in der Tonne; halb Jacobiner mit der Freiheitsfahne, halb Katholik mit dem Rosenkranz; halb schwärmende Mänade, halb gelehrtes Weib; halb Siegwart, halb Regimentstambour; halb Marketenderin, halb Elfenkönigin; halb Aventurier, halb Nonne; halb Somnambüle, halb Kokette; halb gottbegeisterte Pantheistin, halb leichtfertige Tänzerin; — und ich könnte noch stundenlang fortfahren, ohne die Contraste einer solchen Natur zu erschöpfen, die durch diese überall gefallen wird, nur nicht in Ihrem England, wo man eine derartige Mischgestalt eben so unheimlich als unbegreiflich zu finden scheint. Dazu kommt die

Abneigung Ihrer Landsleute gegen die Oeffentlichkeit der Gefühle, der Liebe, der Herzensbekenntniſſe, und ſo erblickt man in Bettinen, obwohl mit großem Unrecht, nichts als eine Verletzung der Scham und weiblichen Scheu. Vielmehr nimmt das höhere Leben des Weibes in ihr ſeinen Anfang, obwohl freilich meiſt noch als Fratze. Darüber ein anderes Mal mehr, wenn Sie nach Deutſchland kommen. —

Heut ſende ich Ihnen nur noch mein Tagebuch aus Paris, das ich endlich für Sie in Ordnung gebracht habe. Laſſen Sie zuweilen Ihr Auge auf meine Blätter fallen, denn dies war es, das meine Erinnerungen belebt hat! —

II.

Tagebuch aus Paris.

1.

Wanderungen mit dem Strome der Seine.

(27. März 1837.)

— In Paris treten von Zeit zu Zeit anhaltende Regentage ein, deren melancholiſche Wirkung mit nichts Aehnlichem der ganzen Welt ſich vergleichen läßt. Dann ſieht die dämoniſche Stadt einem offenen Grabe ähnlich, ihr Chamäleonsgeſicht verwandelt ſich in eine graublaue verwaſchene Leichenfarbe, und die ganze Exiſtenz von Paris ſcheint ſich in einen unendlichen Koth aufzulöſen. Alles in der Stadt erſcheint wie auf der Flucht, die Cabriolets und Omnibus raſen noch toller als ſonſt durch die ausfließenden Rinnſteine, und der mit einer unerbittlichen Conſequenz herabplätſchernde Regen ſcheint geſchäftig alles geheime Elend von Paris auszuplaudern. Solche

düstere Pausen in dem Leben der Weltstadt währen oft wochenlang, namentlich im Frühjahr; selbst über dem Pont-Neuf liegt dann eine unheimliche Oede und Stille, und die Boulevards beleben sich erst in der Abendstunde einen stürmischen Augenblick lang, nicht etwa durch eine improvisirte Emeute, sondern durch die Theaterzeit, die unzählige Wagenreihen nach der großen Oper in Bewegung setzt, und die Oper macht noch die einzige wahrhafte Aufregung für das heutige Paris aus.

Die Straßen von Paris bieten einen immerwährenden Gewaltzustand dar, und namentlich in solchen Regen- und Kothtagen könnte man sich versucht fühlen, bei jedem Schritt Anträge zur Emancipation der Fußgänger von Paris an die Deputirtenkammer zu richten. Der Fußgänger von Paris ist in der That noch nicht emancipirt, sondern befindet sich stets in einem unfreien Verhältniß, und die im Wagen Fahrenden bilden eine Aristokratie gegen ihn mit besonderen Schutzprivilegien, die man dem fußwandelnden Volke noch immer nicht zugutkommen lassen will. Nur im Wagen ist man sicher, kein Sturzbad von den entsetzlichen Dachtraufen zu empfangen, und nicht die beweglichen Schornsteine von Paris, die ihrer

eigenthümlichen Zusammensetzung wegen oft bei heftigen Windstößen herunterfliegen, auf seinen Kopf nehmen zu müssen. Das pariser Straßenpflaster aber hat eine natürliche Beschaffenheit, um bei der leichtesten Feuchtigkeit einen Schmutz anzunehmen, der beispiellos ist, und der dem Fußgänger von allen Seiten anfliegt, sowohl durch seine eigenen Tritte, als durch die Wagen, die ihm in der Enge der Straßen schonungslos den Koth ins Gesicht sprützen. Man hat in den Reisebeschreibungen gegen die armen Flöhe von Italien fast zu unbarmherzige Philippica gepredigt, aber den ungeheuern Straßenkoth von Paris, der ein eigenes Bild in Dante's Hölle abgeben könnte und zu einer moralischen Deutung hindrängt, hat noch keine Feder gebührend verherrlicht, und auch meine deutsche ist nicht schwarz und scharf genug dazu. Das Straßenleben trennt hier noch jeden Augenblick das gehende und das fahrende Paris in zwei Unterschiede, deren Niederreißung auf der andern Seite die französische Geschichte sich hat angelegen sein lassen, aber Paris ist ursprünglich keineswegs auf eine Gleichheit und Nivellirung der Stände berechnet. Doch wie wenig auch das Pflaster hier dem armen Volke günstig und bequem gemacht ist, so hat es sich

dagegen in einer andern Beziehung, wie zur Entschädigung, immer in einer besonderen Sympathie mit den Radicalen von Paris bewiesen. Denn bekanntlich ist kein Straßenpflaster in irgend einer Stadt der Welt so leichtwillig, sich von dem Volke aufreißen zu lassen, als diese pariser Sandsteinwürfel, die sich zugleich vorzugsweise zu einer augenblicklichen Anbringung von Verschanzungen in den Straßen selbst eignen, und so tritt man im wahrsten Sinne den Lavaboden der Revolution, wenn man über das unwegsame Pflaster von Paris schreitet.

Mehrere Tage lang hat es geregnet, aber in einem unerwarteten Moment blitzt dann plötzlich die Sonne auf, und ächt französisch hat sich nun Alles wie im Nu wieder erheitert und belebt. Die scharfe Luft von Paris hat mit unglaublicher Geschwindigkeit alle Straßen getrocknet, gereinigt, glattgefegt, mit Ausnahme derjenigen im Quartier latin und in der Cité, die niemals trocken werden und ihren glibberigen Koth selbst beim schönsten Sommerwetter behalten. Das Pflaster nimmt jetzt einen Augenblick lang eine feste Beschaffenheit und eine weiße Farbe an, bedeckt sich aber schon nach wenigen Minuten wieder mit einem dicken grauen Staub, der Kalktheile hat und sich be-

gierig auf die Lungen wirft. Nichts aber gleicht dem herrlichen Moment, wo man ſich nun wieder in das neubeginnende Getümmel von Paris hinausſtürzt; wo die wunderſamen Wellen dieſes unerſchöpflichen Lebens wieder in die Höhe ſchlagen, ziſchend, blitzend, lachend, geſichterſchneidend, kindlich tändelnd, diaboliſch murrend, prophetiſch flüſternd, mit tauſend großen Träumen und Hoffnungen gaukelnd, mit Gegenwart ſpielend, um Zukunft würfelnd, leichtes Blut und ſtolzen Muth an Alles ſetzend; wo man ſich wieder luſtig auf das kecke Roß des pariſer Daſeins ſchwingt, um im Galopp die unendliche Bahn zu durchreiten, auf der alle Preiſe der Welt ausgetheilt zu werden ſcheinen. Jetzt liegt Paris im hellen Sonnenſchimmer da, voll ſtrotzender, lebensgieriger Wirklichkeit, und doch wie eine fabelhafte Stadt, wie eine verzauberte Prinzeſſin, die von einer unendlich ſchönen, großen und freien Exiſtenz träumt, aber, in magiſchen und unheimlichen Banden feſtgehalten, niemals dazu erlöſt wird! Da liegt das verherte Bild aller Herrlichkeit, Roſen, Neſſeln, Schlangen und Scorpionen flechten ſich in einem bunten Kranz um ſeine Schläfe, der Wahnſinn ſpielt in ſeinen flatternden Locken. Da ſieht im hellen Sonnenſchimmer Paris, die heilige Kaaba

der modernen Weltgeschichte, zu der die um Freiheit Betenden so lange ihr Antlitz hingewendet, in ihr liegt der ursprünglich weiße Stein des Engel Gabriel, der aber schwarz geworden durch die Sünden der Menschheit! Da bewegt sich Paris, das Mährchen aus tausend und einer Nacht, von süßem Ambra und betäubendem Opium duftend, voll geheimnißreicher Lebenssymbole, jauchzend vor Lust und zerrissen von unendlichen Qualen! Da schwankt vor meinen Augen Paris, die thörichte Jungfrau, die das Oel verschüttet, ehe sie den Bräutigam gefunden! Da wandelt Paris, in der Faschingstracht seiner Moden, keuchend unter der Last aller Lebensgüter, ein beweglicher Bazar aller Gegenwart, eine Göttin mit der vollen Schaale des Genusses, an deren Rändern Glück, Liebe, Reue, Verzweiflung und Langeweile sitzen! Da ist Paris mit den stolzen Fahnen seiner Welthoffnungen, mit der erschrockenen Miene seiner Täuschungen, mit seinen Frauenschönheiten, seinen Tuilericen und seiner Marseillaise; mit seinen Journalen, Nationalgarden, Grisetten und Literaten; mit seinen Operntänzerinnen und seinen Deputirtensitzungen; mit Guizot, Thiers, Talleyrand, Chateaubriand; mit Frascati und Louis-Philipp; mit Madame Dudevant, H.

Heine und dem Herrn Erzbischof von Quelen! —

Ich hatte mehrere Tage lang nur im Palais royal mich umhergetrieben, das bei schlechtem Wetter der Arche Noäh gleicht, in der man sich vor der Sündfluth der pariser Straßen geborgen hält, nur mit dem Unterschiede, daß diese Arche nichts weniger als den unschuldigen Theil der Bevölkerung in sich faßt und daß es darin Cafés, Restaurants, Lesecabinette und Spielhäuser gibt, auch ein Theater, auf dem die Déjazet allerliebste Vaudevillefrechheiten singt. Ich begab mich wieder auf die nach dem Regen weißgetrockneten Straßen hinaus und schlenderte über den Carrousselplatz, um in den Louvre zu gehen, dessen Säle jetzt überfüllt sind von den Bildern der Kunstausstellung und dem schaulustigen Publikum. Diesmal fand ich jedoch die Seitenpforte des Louvre, die der gewöhnliche Eingang zum Salon ist, verschlossen, obwohl an der Thür eine Reihe Equipagen hielt, und der herausgeklingelte dicke Portier gab bald mit aller Höflichkeit die Erklärung dieses Räthsels. Louis-Philipp und die königliche Familie befanden sich heut im Louvre auf der Bilderschau, und das noch im Zuge begriffene Possenspiel der Attentate, das

freilich ernſthaft genug war, um für das Leben des Bürgerkönigs bei jeder öffentlichen Erſcheinung beſorgt zu machen, ſchien auch veranlaßt zu haben, daß die Kunſtausſtellung dem Publikum für dieſe Stunden verſchloſſen blieb, wo Louis-Philipp ſie muſterte. Ich bin gerade zu einer Zeit nach Paris gekommen, wo das Königthum der Julirevolution, an das ich die erſten politiſchen Schwärmereien meiner Jugend geknüpft hatte, in der allerwiderwärtigſten Situation ſich befindet, und beſonders in dieſem Augenblicke iſt Louis-Philipp unglücklicher als jemals. Seit dem letzten Verſuche des ſchäbigen Königsmörders Meunier lebt er wie ein Gefangener in ſeinen Tuilerien, und die beiden Reiterſchildwachten, die ſchon am Triumphbogen des Carrouſſel mit gezückten Säbeln ſtehen, beobachten die Bewegungen jedes harmloſen Spaziergängers im Tuilerienhofe. Der Bürgerkönig zeigt ſich jetzt niemals und nirgends, eine Gewitterſchwüle ruht über ſeiner perſönlichen Exiſtenz, ein Trauerſpiel ſcheint ſich zu bereiten, aber es bleibt eine Burleske, und die Franzoſen legen jetzt, wie müßige Zuſchauer, die Hände dabei in den Schooß. Aber Louis-Philipp verzagt gewiß noch keineswegs an ſeiner Sache und tröſtet ſich vielleicht mit dem Thurm von Piſa, der

auch beſtändig ſchief hängt, ohne noch jemals umgefallen zu ſein. Die ſchiefe Neigung dieſes berühmten Thurms ſoll um 13 Fuß vom Perpendikel abweichen, die Schwebe zwiſchen der Julirevolution und dem alten Regime hat man aber bis jetzt noch nicht nach dem Perpendikel gemeſſen. —

Was ſollte ich thun? Ich hatte für den heutigen Tag weiter keine Aufgabe als umherzulaufen, und beſchloß, den Quai der Seine entlang zu ſchlendern und eine Entdeckungsreiſe durch den Faubourg St. Germain zu unternehmen. Vormittagsbeſuche zu machen und Empfehlungsbriefe abzugeben, bin ich herzlich müde geworden, und ich komme beſſer ohne dieſe zu meinem Zwecke, ſeitdem ich in einige Salons eingeführt bin, wo ich ungezwungen und wie zufällig mit allen dieſen pariſer Notabilitäten, mit dieſen Großwürdenträgern des franzöſiſchen Ruhms, verkehre. Auch im Foyer der großen Oper mache ich jetzt meine beſten Bekanntſchaften, aber verſchworen habe ich es auf Zeitlebens, jemals wieder einem Franzoſen mit einem deutſchen Empfehlungsbriefe auf die Stube zu rücken. Dies hat ſchon deshalb ſeine Uebelſtände, weil man in Paris keinen Menſchen zu Hauſe antrifft, Niemand iſt hier **chez lui**,

Jeder iſt vielmehr **außer ſich**, und die Portière iſt in der Regel wie ein Papagey auf die Worte: **il n'y est pas!** abgerichtet. Wer ſich dadurch abſchrecken läßt, **Bekanntſchaften** in Paris zu machen, thut ſich und den Franzoſen **Unrecht**, aber man muß dieſe nur am rechten Orte zu finden verſtehn.

Es iſt ein großer Gewinn, in Paris zu ſein, wenn man auch nur zwecklos über die Straßen ſchlendert und dabei das ganze Babel der modernen Geſchichtsentwickelung durch ſeine Gedanken laufen läßt. Mir iſt die gelbgrüne Seine, die Paris in zwei grundverſchiedene Theile ſchneidet, der liebſte **Anhaltspunkt meiner Wanderungen**, es gibt keine großartigere Perſpective, als die vom Pont-Neuf herab, welcher im eigentlichſten Sinne der Brennpunkt von Paris iſt und in der Mitte ſteht zwiſchen der nördlichen und ſüdlichen Welt der Stadt und zwiſchen den unabſehbaren Brückenreihen öſtlich und weſtlich, die ſich in hohen Bögen über den Fluß ſchlagen. Wenn die Wellen der Seine verſtändlich reden könnten, würden ſie der beſte Cicerone von Paris ſein, denn es gibt Nichts von Bedeutung an der allwärts bedeutſamen Stadt, das die Seine nicht mitanſchaute und auf ihre Quais münden ſich alle Richtungen von Paris aus, die

nur irgend mitzählen in dem großen Geſpinnſt. Die Seine, in der Paris ſich ſpiegelt, iſt der Reflector, der die ganze Phyſiognomie der Stadt zurückwirft, an dem alle Strahlen ihres Angeſichts ſich brechen. Die Seine, aus der Paris ſich ſelbſt wieder trinkt, nachdem es ſich in ſie hineingeſchüttet mit allem ſeinem Unrath, iſt der Spiegel der Selbſterkenntniß, den Rhadamanth den Schatten vorhielt. Die Seine iſt die ſtygiſche Fluth des modernen Geſchichtslebens, auf der Paris wie ein Charonsnachen einherſchwankt, zwiſchen Himmel und Hölle ſchwebend, ohne den Leitſtern des Glaubens und ohne den Kompaß eines guten Gewiſſens. Mit der Seine muß man wandeln, um an ihren Quais die wahre Geſtalt von Paris zu beſchwören, daß ſie Rede ſtehe mit Allem, was uns die große Weltbuhlerin bedeutet!

Der Seine nördliches Ufer, etwa vom **Quai de la Conférence** bis zum Pont-Neuf, welches eigenthümliche Stadtbild bietet ſie dar gegen den Süden von Paris, der ihr in derſelben Linie gegenüberliegt! Die nördliche Stadt iſt die Stadt des Vergnügens, der Leidenſchaften, der Gewerbe, der ſchönen Künſte, der Fremden und des Scandals! Hier, auf den Boulevards, an der

Börſe, im Palais-Royal, im Tuileriengarten, in den Champs Eliſées, und jenſeit der Boulevards in den ſtilleren Banquierſtraßen, auf der Chauſſée d' Antin und der Straße Laffitte, und in den myſteriöſen und zweideutigen Straßen du Helder und Taitbout, auf der andern Seite in der beſtändig wogenden und rauſchenden Rue Richelieu und Rue Vivienne, vollbringt ſich täglich und ſtündlich eine wahre Völkerwanderung von Lebensbildern, es iſt der hochauf ſpritzende und ziſchende Schaum von Paris, der übermüthig bis an den Himmel ſchlägt, und in dem ſich das eigentliche Weſen der hieſigen Dinge nicht offenbart, ſondern vielmehr verdeckt. Ueber adem dieſem Getümmel des nördlichen Paris ragt die Vendôme-Säule groß und ruhig empor, auf der Napoleon in ſeinem modernen Oberrock und Hut etwas ſeltſam gegen die coloſſale Dimenſion abſticht, aber ernſt ſcheint das Geſicht des Kaiſers über dem verhängnißvollen Treiben ſeiner Hauptſtadt zu ruhen. Eine andere Phyſiognomie hat der Nordoſttheil von Paris, der an den Quais hinter dem Pont-Neuf, und auf den Boulevards von der Porte St. Denis an beginnt. Hier hat das pariſer Kleinkrämerleben und Handwerkstreiben ſeine Stätte, in den endloſen Straßen St. Denis

und St. Martin, mit ihren unzähligen ſchmutzigen Quergaſſen, wuchert wie eine Schlingpflanze die Geſchäftigkeit, der Handel, der Verkehr von Haus zu Haus, und in den Trödelläden am Temple kauft ſich der Radicalismus von Paris für wenige Francs ſeinen Sonntagsrock ein. Dies Treiben mündet in die Quais der Cité aus, die ſich ſogleich durch ihre tumultuariſche und ſchmutzige Vielthuerei und durch ihren lumpigen Nothhandel auffallend von den andern Quais der Seine unterſcheiden. Schieben wir uns hier ein wenig durch das Marktgedränge der Cité, welche Geſtalten, welche Geſichter, welche originelle Gruppen des franzöſiſchen Volkslebens umringen uns hier überall! Nie werde ich eine Scene vergeſſen, die ſich mir hier vor Augen ſtellte. Ein wohlgekleideter junger Mann, von faſhionablem Ausſehn, mit modiſchem Backenbart, ſtand und ſpielte die Geige, von einem neugierig herbeigelaufenen Volkshaufen umringt. Gram war ihm auf dem Geſicht zu leſen, ſeine verweinten Augen vermieden die Menge, und nachher lächelte er ein ſchmerzliches Lächeln, als er das Lied, das er zu ſeinem Spiel geſungen, vollendet hatte. Neben ihm erblickte man einen ziemlich ſtattlich ausſehenden alten Herrn, mit weißen Haaren, in einem gelben Ueberrock,

er war erblindet, und hielt zitternd ein Papier in der Hand, um auf demſelben ſeine Gabe zu empfangen. Bilder dieſer Art mochten ſonſt die Refugiés im Auslande rührend und maleriſch genug dargeſtellt haben, hier in Paris war es jetzt eine befremdliche Gruppe, die ſich mit Abſicht in den entlegeneren Tumult der Cités verſteckt zu haben ſchien, und es iſt bis jetzt immer noch ſelten, daß die Armuth den Sieg davonträgt über den Stolz eines Franzoſen. Die Umſtehenden ſteuerten ſehr wenig bei für die faſhionablen Bettelmuſikanten, und die Beſſergekleideten ſchlichen ſich wie beſchämt von ihnen fort, denn man liebt in Paris das rührende Elend nicht. Die Armuth ſchwebt noch drohender als das Schwert des Damokles über dem Haupte Frankreichs, aber die Armen werden hier nicht in Thränen ausbrechen, noch in Gebete zum Himmel, ſondern in Flüche und Thaten.

Mit der Sentimentalität des Elends befaßt ſich die franzöſiſche Humanität nicht gern, aber mit dem Entſetzlichen und Grauenhaften ſpielt dafür die naive Grauſamkeit des Volkes um ſo lieber. Da wir einmal durch die Cité wandern, dürfen wir auch nicht an der berüchtigten Morgue vorübergehen, ohne einen ſcheuen Blick in dieſe

Anſtalt zu werfen, die ein Hauptvergnügen für die Bewohnerſchaft der Cité ausmacht. Die Morgue iſt ein Haus am Quai der Seine, in welchem man die Leichen öffentlich ausſtellt, die täglich aus dem Strom gefiſcht oder von den Wellen ans Ufer geſpült werden. Die Leichenfiſcherei in der Seine iſt ein einträgliches Geſchäft, für jeden aufgefundenen Todten wird ein Preis von mehreren Sous gezahlt, und man behauptet, daß nicht nur Selbſtmörder und Verunglückte hier herausgezogen werden, ſondern auch Solche, die ein verbrecheriſcher Arm aus Speculation in den Fluß geſtürzt, um ſie nachher in die Morgue abzuliefern und dort die Prämie an ihnen zu verdienen. Die Mehrzahl der Aufgefundenen ſind aber ohne Zweifel freiwillig Ertrunkene, denn die Seine hat täglich vollauf zu thun, um allen den Lebensüberdruß von Paris in ihren Fluthen unterzubringen. Auf der Morgue liegt jetzt der Körper eines ſchönen jungen Mädchens, der viel Zudrang veranlaßt und an den ſich eine myſteriöſe Geſchichte knüpft. Ein Mann tritt ſpät Abends in ein Hôtel garni, mit einer jungen Dame am Arm, und begehrt für die Nacht ein Zimmer, das man ihm ohne Weiteres gibt. Am andern Morgen iſt er ſpurlos verſchwunden, aber ſeine Be-

gleiterin findet man todt im Hofe ausgeſtreckt, und es ergibt ſich, daß ſie aus dem zweiten Stock gewaltſam heruntergeſtürzt ſein muß. Solche Melodramenſtoffe kommen hier alle Tage vor. Bis jetzt hat noch Niemand den ausgeſtellten Körper der armen Unglücklichen erkannt.

In die Morgue aber wandeln ſchon in der Frühe die ſchönen Seelen der Cité, und vor dem Glasfenſter, hinter dem die Todten liegen, iſt ein großes Gedränge der Neugierigen, beſonders der Weiber, um die neuangekommenen zu muſtern, vielleicht einen Bekannten herauszuerkennen. Nachher bilden ſie Gruppen am Quai, und unterhalten ſich lebhaft und mit wichtigen Mienen, und man ſieht hier die Trödelweiber geſticuliren, daß man meinen ſollte, ſie führten ein Trauerſpiel von Victor Hugo auf. Neulich war ich in der Porte St. Martin und ſah die Lucrecia Borgia dieſes Dichters, und es iſt ſeltſam, daß ich dabei an die Morgue denken mußte, ſo wie ich jetzt bei der Morgue wieder an Victor Hugo denke. Wie anders als durch die Morgue und deren Nationalintereſſe iſt es aber zu erklären, daß die naßkalten Armeſündeſchauer und Leichenſchweiße in der romantiſchen Poeſie der Franzoſen ein ſo begieriges Publikum in Frankreich gefunden ha-

ben? Die Morgue iſt das eigentliche Symbol des franzöſiſchen Romanticismus, und wer darauf ausginge, könnte vielleicht manchen beliebten Dichter, der an einem neuen diaboliſchen Roman ſchreibt, in der Nachbarſchaft der Morgue ſinnig ſpazieren gehen finden, und ihm zublicken, wie er hier ſeine Phantaſie mit friſchen Bildern bereichert, die nachher nur wenig parfumirt auf die Toilettentiſche gelangen. Aber da mir hier Victor Hugo eingefallen, muß ich, ihm zu Ehren, noch weiter wandern, denn kaum eine Viertelſtunde von der Morgue führt mich mein Weg nach der Kirche **Notre Dame de Paris.** Quaſimodo durchkriecht nicht mehr die ſchattigen Hallen der alten Baſilica, es iſt ein heitrer Anblick, wenn man vor Notre-Dame ſteht, und dieſe ungemein zierlichen und eleganten Formen verfolgt, welche die ſüßeſte Spielerei der Andacht ausgefunden, um ſich zu verherrlichen. Hier iſt keine ausſchweifende Phantaſie, hier iſt ein ſymmetriſcher Verſtand, welcher in dem ganzen Bau der Notre-Dame-Kirche waltet und in dieſen feingeſchwungenen Bögen, dieſen ſchlanken Säulen und harmoniſch abgemeſſenen Verhältniſſen einen freundlich ruhigen Geiſt abprägt. Je älter Notre-Dame geworden, je mehr es ſich aus den alterthümlichen

Falten ſeiner urſprünglichen Geſtalt durch die Zeiten und Umſtände herausgeſchält, je freundlicher und heitrer hat es auszuſehen angefangen und je jünger ſcheint es geworden. So iſt es gekommen, daß Paris jetzt zwei Baſiliken von Notre-Dame beſitzt, die alte von Stein auf dem Parvis der Cité, welche aber die neue iſt durch ſo manche Veränderungen ihrer Formen, und die neue im Geiſt und Wort Victor Hugo's, welche aber die wahrhaft alte iſt, und die ganze ehrwürdige Geſtalt ihres mittelalterlichen Lebens erhalten und verewigt hat. Möchte Victor Hugo nie wieder die Morgue beſuchen, und lieber, wenige Schritte weiter, in Notre-Dame beten gehn, wo die wahre Andachtſtätte ſeiner Muſe iſt!

Doch ich entferne mich aus der Cité, ſchlendere zum Pont-Neuf zurück, und dränge mich durch das unabläſſige Treiben, das hier zu den Füßen Heinrichs IV. ſich vorbeiwälzt, um die ſüdlichen Viertel von Paris zu gewinnen und in den ſtilleren geheimnißreichen Faubourg St. Germain einzulaufen. Wer kann aber über den Pont-Neuf gehen, ohne daß ſich ihm ein Abenteuer oder etwas dem Aehnliches in den Weg drängt? Vor einer Bude ſtanden zwei Commiſſionnäre, deren Einer, wie es hier Jedem jeden Augenblick be-

gegnet, mir einen Zettel in die Hand drückte, der, wie ich flüchtig sah, von einer Seife handelte, die im Moment jeden Fleck in den Kleidern austilgen sollte. Noch ehe ich mich aber dessen versah und es abwehren konnte, hatte mich auch schon der Andere mit der Seife selbst gepackt, um sie an mir zu versuchen. Er wollte einen Fleck auf meinem Rocke entdeckt haben, mit der größten Gewandtheit und Beredtsamkeit zugleich bestrich er mir den Fleck, erblickte aber immer deren mehrere an mir, und ehe ich noch wußte, wie mir geschah bei seinem Strom von Worten, sah ich meinen ganzen Anzug auf eine scheusliche Weise mit rother Seife beschmiert. Inzwischen fehlte es auch nicht an einer Menge von Umstehenden, die sich um uns gesammelt hatten, um dem Erfolg des Experiments mit beizuwohnen. Ich selbst hatte das größte Interesse, das bestmögliche Gelingen zu wünschen, denn mein Costüm nahm sich ganz verwünscht aus. Meine Flecke wurden aber darauf noch mit Wasser überstrichen und dann abgebürstet. Nun sah mein Rock allerdings vortrefflich und wie neu aus, man bewunderte um uns her diesen ungemeinen Erfolg, und ich sollte mir zum Andenken noch ein Stückchen solcher Seife für 4 Francs mitnehmen. Ich suchte

mich aber der Glorie, Gegenſtand einer pariſer Volksſcene zu ſein, ſchleunigſt wieder zu entziehen, und ſchlug, über meine unerwartete Purification vergnügt, die Rue Dauphine ein. Nachdem ein ſolcher Reinigungsact an mir vorgenommen worden, erſchien ich mir ſelbſt erſt würdig, den legitimiſtiſchen Faubourg St. Germain zu betreten. Es iſt eine ſchöne Sache um Purification in unſerer Zeit! Wie viel grüne Seife wird nicht jetzt in Deutſchland aufgeboten, um junge ſchuldbefleckte Schreibfinger wieder zu reinigen und ſich ſo weiß zu waſchen, daß man anſtändig, wie ich jetzt, vor den Paläſten eines Faubourg St. Germain erſcheinen darf! „Weg, du verdammter Flecken! Weg, ſag' ich!“ ruft jetzt mancher deutſche Schriftſteller, wie Lady Macbeth, aus, und dann beſieht er ſich noch einmal verzweifelnd ſeine Schreibhand, der man ſo viel Ehre angethan hat, von ihr zu behaupten, daß ſie nach Blut röche! „Das riecht noch immer fort nach Blut!“ ſeufzt er, — „Arabiens Wohlgerüch ealle verſüßen dieſe kleine Hand nicht mehr!“ — Dann nimmt er privilegirte grüne Seife, findet ſie beſſer als Arabiens ſämmtliche Wohlgerüche, reinigt ſich und tritt mit mir jetzt in das legitimiſtiſche Viertel über.

Im Faubourg St. Germain kann ich viele

Stunden lang ſpazieren gehen, und meine wunderbaren Phantaſieen, die mich hier beſchleichen, nehmen kein Ende. Mir wird ſeltſam zu Muthe vor manchen hohen myſteriöſen Häuſern, mit verhüllten Fenſtern und heruntergelaſſenen Gardinen, und die hinter den Vorhöfen verſteckten Paläſte ſcheinen zu trauern über Etwas, das ich wohl begreife! Eine beſonders ſchöne ſtille Straße mit wehmüthigen Carliſtenhôtels iſt die Rue Vanneau, gern wandere ich auch durch die Rue de Bourgogne und in dieſer ganzen Richtung bis auf die Quais der Seine, wo dieſe ariſtokratiſche Provinz von Paris ſeltſamer Weiſe in der Deputirtenkammer, im Palais Bourbon, ſich zuſpitzt. Es geht anſtändiger, ruhiger, feierlicher her in dieſem Viertel als in der übrigen Stadt, man ſieht weniger Omnibus und Cabriolets in dieſen Straßen und mehr Livreen und Prachtequipagen. Viele zurückgezogene Carliſten vom Mittelſtande wohnen auch in der breiten und belebten **Rue de Sèvres**, an deren äußerſtem Ende die Glöckchen der **Abbaye aux Bois** einförmig läuten, jener anziehenden Abtey, in welcher ſich bei Madame Recamier die vornehmſten und geiſtreichſten Legitimiſten zu den berühmten Soiréen zuſammenfinden. Der Geiſt des Carlismus führt aber auch den nachdenklich Wan-

delnden hier abſeits in einige Schmutzgaſſen, die noch undurchdringlicher ſind als die Wege im Quartier latin; doch den größten Contraſt mitten in dieſer Legitimiſtenwelt bildet die aufrühreriſche Rue de Jérusalem, mit ihren politiſirenden Weinhäuſern, welche der Heerd der neueſten Umtriebe der Handwerker und Tagelöhner und die Fabrikſtätte jener republikaniſchen Placate ſind, die man jetzt wieder häufig an den Straßenecken findet. So ſehen ſich die Carliſten auf ihrem eigenen Revier von zwei gefährlichen Nachbarſchaften umzäunt, die ihnen beſtändig zu denken geben können, auf der einen Seite das Palais Bourbon, auf der andern die Rue de Jérusalem, die Charte von 1830 und die Republik, die Scylla und die Charybdis, zwiſchen welcher ſie ſich noch immer durch künſtliche Mittel ihre peinliche Stellung friſten. Auch die Rue de Babylon iſt eine eigenthümliche Straße und nährt am Heerde des Carlismus ſelbſt das Leben der Republik, die ſich hier im Faubourg St. Germain wie ein langſchwänziger Ichneumon in den Rachen des ſchlafenden Krokodils leiſe hineingeſetzt zu haben ſcheint, um es zu tödten. —

Oeſtlich lehnt ſich der Faubourg St. Germain an das merkwürdige Pays latin mit ſeinen ſchmutzi-

gen Straßen, verheiratheten Studenten, naiven Griſetten, wohlfeilen Reſtaurants und der ehrwürdigen Pairskammer. Was will dieſe freund nachbarliche Wahlverwandtſchaft bedeuten, und warum vermiſchen ſich die gelehrten Stoßſeufzer des **Quartier latin** mit den Krokodilsthränen, welche das legitime St. Germain weint? Iſt es der alte Stolz der Ariſtokratie und des Legitimismus, daß zu ihnen die Muſen und die Wiſſenſchaften ſich vorzugsweiſe geſellen, in ihren Schooß ſich flüchten und zu ihren Füßen Ruhe, Gunſt und Schutz zu erwarten haben? Ich durchſtreife die unwegſamen Engpäſſe des **Pays latin**, wate durch den ſcheuslichen Koth der **Rue St. Jacques**, gehe das berühmte **Collège de France** und die Rechtsſchule vorüber, und ſtehe vor den prächtigen Kuppeln des Panthons ſtill, dem Dom der großen Männer Frankreichs, in deſſen Grabgewölben mich neulich Voltaire's ſataniſche Miene auslachte, als ich das Echo der Mauer nach der Zukunft fragte und dies mit meiner Frage heulend durch die Halle fortlief, ſie zu dem Sarge Rouſſeau's hintrug, dort ſeufzend abprallte, zur Statue Voltaire's ſich wie ein ziſchender Blitz hinſchlängelte und an ſeiner nichtswürdigen Naſenſpitze hängen blieb. Und vor den ſcharfen Schlagſchatten auf Voltaire's

Geſicht mich beugend, verließ ich dieſe ſophiſtiſche und encyclopädiſtiſche Unterwelt, welche die Vorwelt aller Revolutionen Frankreichs iſt. Seitdem ſehe ich mit Scheu den Dom des Pantheon, und ſuche jetzt durch einige Quergaſſen mich in die lange und gelehrte Rue de Vaugirard zu verſetzen, um in den Luxembourg zu gehn, der eine wahre Oaſe in der Wüſte des Pays latin iſt. Nicht um den Palaſt des Luxembourg iſt es mir zu thun, wenn ich hierher wandere, dort trauern die ſchweigſamen Pairs in ihren Lehnſtühlen noch immer um die verlorene Erblichkeit, und rüſten ſich wieder zu einem langweiligen Königsmörderprozeß. Aber der ſchöne, breite, große Jardin du Luxembourg iſt es, deſſen Alleen oft eine eigene Anziehung für mich haben, und in dem ſich ein merkwürdiges Publikum verſammelt, das mein Intereſſe in Anſpruch nimmt. Die ſchattige Promenade des Luxembourg iſt der Tuileriengarten für die Bevölkerung dieſes gelehrten und zurückgezogenen Viertels, und man ſieht hier leſende und luſtwandelnde Studenten, Griſetten, Kinder, Unglückliche, Figuren aus der alten guten Zeit, einſame Denker, Penſionnaire der alten Civiliſte, Ammen, Bonnen, und verlaſſene Witwen in mittlern Jahren, die mit liebeſuchenden Augen dem jungen Schüler im Bosquet be-

gegnen. Was aber ein fröhliches Treiben hier verurſacht, das ſind die Kinder, deren heiteres, geſundes Leben und Weben in Paris überhaupt einen erfreulichen Anblick darbietet. Die franzöſiſchen Kinder bewegen ſich mehr im Freien umher, als dies in andern großen Städten der Fall iſt, die weltberühmten Sperlinge im Hofe des Palais Royal, mit denen ſie ſich herumjagen, wiſſen von ihnen zu ſagen, und ihr beſonders den Mädchen eigenes Lieblingsſpiel, das man am häufigſten im Garten des Luxembourg beobachten kann, verſchafft ihnen die anmuthigſte Körperbewegung. Dies beſteht darin, ohne Aufhören mit dicht zuſammengehaltenen Beinen über eine Schnur zu ſpringen, die von der Bonne immerfort geſchwungen wird, und wodurch ſich dem Körper ſo viel Ausdruck, Gewandtheit und graciöſe Haltung mittheilt, daß man vielleicht auf dies Kinderſpiel die freiere Tournüre zurückführen kann, welche hier alle Stände auszeichnet. Eine hervorſtechende Figur im Jardin du Luxembourg iſt aber der verheirathete Student, der mit ſeiner Griſette am Arm ſpazieren geht, ſeiner jungen Hausfrau, mit der er ſich für die Zeit ſeiner Studien eingerichtet hat, die ihm die Wirthſchaft führt, und ihm mit den wenigen hundert Francs ſeines Jahrgeldes

beſſer auskommen hilft, als er es für ſich allein im Stande wäre. Sie leben ſehr glücklich miteinander, dieſe Griſetten ſind anſpruchslos, zufrieden, vergnügt, ſogar treu, und die Krone ihrer Wünſche iſt erreicht, wenn ſie hin und wieder einmal ins Theater oder zu einem Reſtaurant des Palais Royal geführt werden. Die beſtimmte Gränze dieſer Verbindung unterhält meiſt ihre Neigung um ſo lebhafter, denn wenn andere gute Ehen nur mit dem Tode aufhören, ſo endigt eine pariſer Studentenehe gewöhnlich mit dem Examen. Dann küßt der glücklich Examinirte noch einmal ſeine Griſette zum Abſchied und empfiehlt ſie ſeinem Bruder Commilitonen, der ſich eine häusliche Wirthſchaft anzulegen geſonnen iſt, während er ſelbſt entweder in die Provinz nach Hauſe reiſt, oder in eine ganz andere Sphäre des pariſer Lebens übertritt. Es läßt ſich nicht läugnen, daß durch dieſe ziemlich verbreitete Weiſe der franzöſiſche Student im Grunde ſittlicher lebt als der deutſche, der in der umherſchweifenden Liederlichkeit ſich eher auflöſt, oder daß der franzöſiſche wenigſtens für ſeine Ausartungen eine ſolidere Form annimmt, die ihm mehr häusliches Behagen, mehr Stetigkeit und Ruhe zum Arbeiten gönnt. Ich habe mir vorgenommen, heut noch in das neueingerichtete Pan-

theontheater in der Rue St. Jacques zu gehn, wo man die pariſer Studenten und ihre Griſetten, die dort den ganzen erſten Rang füllen, recht in ihrem Glanz beobachten kann. Ich ſetze mich immer mitten unter ſie, ſtatt in die vornehmere Avant-Scene für Fremde zu gehn, und es iſt mir intereſſant, mitanzuſehen, wie zärtlich dieſe Griſetten gegen ihre momentanen Ehemänner ſind. Unter den Studenten ſelbſt gibt es eigenthümliche Geſtalten und Geſichterſchnitte, beſonders aber thut ſich der Mediziner hervor, welcher der eigentliche Ritter und Großmeiſter im Lande der Lateiner iſt, und mit ſtolzem Selbſtbewußtſein den Namen Carabin ſich geben läßt, den man ihm in Paris allgemein beizulegen pflegt. Dieſer Beiname, der den Zöglingen der mediziniſchen Schule ſchon unter Louis XIV. entſtanden ſein ſoll, bezeichnet Einen, der, wie man in der deutſchen Burſchenſprache ſagt, nicht lange fackelt, der beim geringſten Anlaß ſogleich vom Leder zieht, wacker darauf ſchlägt und dann abgeht. Die Carabins genießen noch heut das größte Anſehn bei der pariſer Bevölkerung, ſie gelten allgemein für tapfer und ſind die gefährlichſten Theilnehmer an den öffentlichen Aufſtänden. Eine carliſtiſche Handſchuhmacherfrau im Faubourg St. Germain, bei

der ich mir Handſchuhe kaufte und die ſehr melancholiſch um Frankreich iſt, ſagte mir geſtern, daß ihre einzige gute Hoffnung auf den Carabins beruhe, die ſo hübſche Jungen mit ſtarken Armen und Beinen ſind. —

Es iſt Theaterzeit, der Garten des Luxembourg wird allmälig etwas leerer, und ich ſchlendere zu ſeinem ſüdlichen Ausgang hinaus, der mich auf den Boulevard des Mont-Parnasse verſetzt. Ich gehe am Obſervatorium vorüber, ſchlage die Rue des Capucins ein, und erblicke mich plötzlich zu meinem Schrecken vor einem grauen häßlichen Gebäude, in das mich neulich einige junge Aerzte mitgenommen hatten, um eine Galerie der abſcheulichſten Krankheitsbilder, deren reichhaltigſtes Muſeum Paris iſt, zu durchlaufen. Dies Hoſpital, in welches nur diejenigen Kranken eintreten, die durch ihre Leidenſchaften unglücklich geworden, iſt noch darum merkwürdig, weil es gewiſſermaßen zur Vollendung der Erziehung der franzöſiſchen Jugend dient. Erzieher, die im Begriff ſtehen, ihren Zögling ſich ſelbſt zu überlaſſen, führen ihn noch einmal hieher in dies ehemalige Capuzinerkloſter, um ihm das Gräuliche des Laſters anſchaulich zu machen, und ihm dann den Satz mit auf den Lebensweg zu geben, der die

franzöſiſche Pädagogik vortreiflich charakteriſirt: „wenn Du Gott nicht fürchteſt, ſo fürchte doch jene Krankheit!“ Und mir wurde erzählt, daß ein junger Mann, der auch in ſolcher Abſicht durch die Säle geführt wurde, am Schluſſe dieſes pittoresken Spazierganges zu dem begleitenden Arzte ſagte: „Es iſt in der That entſetzlich, mein Herr, alle dieſe Krankheitsformen zu ſehen, aber es iſt doch noch bei weitem tröſtlicher, wahrzunehmen, wie Sie alles Dies wieder zu heilen verſtehen!“ —

Ruhen wir uns endlich aus von allen unſern beſchwerlichen Wanderungen und Beobachtungen in dem Griſettentheater des Pantheon, zu dem wir noch einmal durch den Schmutz des Faubourg und der Straße St. Jacques uns wagen müſſen. Dies Theater iſt klein, traulich, voll heimlicher Plätzchen, und wird ſeit Kurzem ſehr beſucht, beſonders der ſpaniſchen Tänzer wegen, die jetzt hier dem Pays latin die Ueppigkeiten des Fandango zum Beſten geben. Dieſer Tanz der Liebe, gegen den der Erzbiſchof von Paris bis jetzt noch kein Rundſchreiben an den Clerus erlaſſen, bringt die entzündbaren Phantaſien dieſes Stadtviertels in eine aufrühreriſche Bewegung. Wenn wir uns dem Beifallsſturm dieſes Theaters wieder entzie-

hen, iſt es draußen über Paris Nacht geworden, kann man anders dieſe ſtilleren und geheimnißvolleren Zuckungen, in denen ſich dann das ſchlafloſe Ungeheuer Paris wie in Gewiſſensbiſſen umherwälzt, Nacht benennen. Ich wandere wieder an die Seine zurück, welche ſich in ihre Nebel verhüllt hat, die Quais ſind menſchenleer und ſchweigſam, in den Tuilerien iſt Alles finſter und der Bürgerkönig Louis-Philipp iſt ſchon ſo früh ins Bett gegangen, das einzig Bürgerliche, das er noch beibehalten. Aber auf den Boulevards ſchreit und ächzt noch das Leben; nur etwas heiſerer geworden nach Mitternacht ſchrillt es ſeine letzten Sirenentöne, und auf der höchſten überſpannten Saite, wo der Jubel ſich mit dem Grauſen vermählt, hetzt der Genuß ſich ab, hier athemlos verrauſchend in den Galopaden eines Balls, dort ſchwankend und kniſternd in tauſend Salonkerzen, welche die Geſpräche der mattherzigen Tagespolitik, die ſchönen nackten Schultern, die Bärte des jungen Frankreich und die Orden der Ehrenlegion magiſch beſchienen haben. Ganz erſterben die Seufzer von Paris nie, auch zu keinem Augenblick während der Nacht. Wenn die Freude ſich todtgeſtürmt hat, beginnt das Elend in ſeinem Winkel ſich zu verrathen oder die Gewerbthätig-

keit raſſelt ſchon vor Tagesanbruch auf mit hellen Schlägen. Jenen ſüßen milden Thau, um die trockene Augenwimper zu netzen, kann Paris mit aller ſeiner Induſtrie nicht bereiten.—

2.

Beſuch bei Chateaubriand.

(8. April 1837.)

Am alleräußerſten Ende von Paris, in der Rue d' Enfer No. 86, noch über den Boulevard Montparnaſſe hinaus, wohnt gegenwärtig Chateaubriand, und deutet ſchon durch dieſe Wohnung ſein Verhältniß zu dem jetzigen Zuſtande Frankreichs an. Seine Freunde haben ihn noch immer nicht bewegen können, wieder in eine erreichbare Gegend der Stadt zu ziehn, Chateaubriand fühlt ſich wohl in dieſer einſiedleriſchen Zurückgezogenheit, die allerdings das beſte Theil iſt, das man bei der gegenwärtigen Lage der Dinge ſich erwählen kann; und wie er einſt als Jüngling nach der Revolution von 1789 zu den Kentucky-Indianern und bis zum ſtillen Meer emigrirte, ſo hat

ihn als Greis das Schickſal getroffen, nach der Rue d' Enfer auszuwandern, die für Paris nicht weniger aus der Welt liegt, als die Anſiedelungen der amerikaniſchen Hinterwäldler. Hier ſitzt Chateaubriand, das Paris der Julirevolution in ſeinem Rücken, und ſchreibt ſeine Memoiren, die ein Heldengedicht einer großen Vergangenheit ſein werden. Das Haus, welches er bewohnt, iſt ein ächt carliſtiſches Haus, es gehört zu der Infirmerie de Marie-Thérèse, welche die Herzogin von Angoulême geſtiftet zur Aufnahme armer kranker Prieſter und ſolcher Perſonen, die durch die Begebenheiten der Revolution zu Grunde gerichtet worden. Einen Augenblick lang über dieſe ſeltſame Zuſammenbringung ſich wundernd, tritt man in das Haus, durch das Chateaubriand jetzt ohne alle ſophiſtiſche Widerrede ſeine Farbe und Stellung zugeſteht, während man ſonſt ſeinen vielfach ſchillernden und kreiſenden Stern nie mit Gewißheit beſtimmen konnte. Chateaubriand, der unter der Reſtauration das bekannte Wort von ſich ſagte: „Ich bin Republikaner aus Neigung, Bourboniſt aus Pflicht, und Monarchiſt aus Vernunft," hat ſeit der Julirevolution dieſe ſeine drei Naturen in Einen Guß verſchmolzen, und iſt als armer Ritter des Carlismus gen Prag ge-

zogen, wie in seinen frühern Jahren gen Jerusalem, beidemal aus Andacht zu einem Kinde. Als Chateaubriand von der durch den Tod des Herzogs von Enghien blutbefleckten Kaiserherrschaft sich abgewandt und im frommen Eifer nach Palästina gewandert war, trat er an die Ufer des Jordan, und schöpfte das heilige Wasser, mit welchem Johannes das Christuskind getauft hatte. Es ist bekannt, daß er eine Phiole voll dieses Jordanwassers mit sich nach Frankreich genommen und daß er der Herzogin von Berry davon gab zur Taufe des kleinen Bordeaux, dessen Schläfe nun mit derselben heiligen Fluth genetzt wurden wie das Christuskindlein. Ist es dann ein Wunder, wenn eine Phantasie, wie die Chateaubriands, nur noch das Glaubensbekenntniß zuläßt: „Madame, Ihr Kind ist mein König!“ und so wohnt der Taufpathe des Carlismus jetzt in einem carlistischen Hospital, wo er zu dem einen Kinde für das andere betet. Dieser große hochromantische Paladin Frankreichs schmollt jetzt mit Frankreich, und doch gibt es nichts Schönes und Nennenswerthes in der Habe der Nation, mit dem sich nicht der Name Chateaubriand verknüpfte.

Wie klopfte mir mein Herz, als ich um die

mir beſtimmte Stunde vor ſeinem Hauſe anlangte und die Annäherung dieſes bewundernswürdigen Geiſtes in mir empfand! Es war mir als käme ich wallfahrten zu dieſem prophetiſchen Einſiedler von Paris, um Troſt, um Erquickung, um eine gute Verheißung für die Zukunft, und er ſchien mir der wahre Beichtvater all dieſer modernen Politik, um ihm zu beichten das ganze belaſtete Herz dieſer Zeit und an der Urne der europäiſchen Freiheit mit ihm zu weinen! Chateaubriand iſt das zarte Gewiſſen der neueren Geſchichte, das immer vor der Schuld, die in der Entwickelung iſt, zurückbebt und deshalb in beſtändigem Widerſpruch ſich ſieht mit der Geſchichte, in demſelben Moment, wo es Geſchichte bilden hilft. So hat er als Liberaler für die Legitimität und als Legitimer für den Liberalismus gewirkt, er iſt der größte und treueſte Schildhalter der Bourbonen geweſen und hat gleichzeitig für die Preßfreiheit gefochten, welche die Borbonen tädtete. Er gehört zu den wenigen Charakteren, welche ohne Schuld Geſchichte gemacht haben, aber er hat, trotz aller ſeiner Schwankungen, das Geheimniß nicht verſtanden, zu gleicher Zeit gewiſſenhaft und gewiſſenlos zu ſein, welches das Geheimniß der Geſchichte ſelber iſt, ihre göttliche Perfidie; und darum endigt

Chateaubriand unhiſtoriſch! Er iſt der romantiſche Don Quixote des neunzehnten Jahrhunderts, der eine tragiſche Ehrlichkeit an Alles ſetzt und eine komiſche Wirkung hervorbringt, die wehmüthig lachen macht! Durch die äußerſten Wechſelfälle der letzten funfzig Jahre iſt er mit hindurchgegangen, aber nicht, wie Talleyrand, als der Dämon und Kobold dieſes Wechſels, ſondern wie eine ſchöne Seele, die ihr Schickſal duldet, einer Blume gleich, deren Kelch der Wind hin und her ſchaukelt und ihre Düfte verſchüttet. In ſeiner Jugend trieb ihn der Hang nach Naturfreiheit in Amerika's Urwälder und dort betete der Schwärmer in Rouſſeau's Sprache zu der Sonne der neuen Welt und ſchmiegte ſich wie ein Kind an die großen üppigen Blumen dieſer jungfräulichen Vegetation. Während er noch betete in der Sprache Rouſſeau's, des Prieſters der Volksſouverainetät, fällt ihm in einer Hinterwäldler-Anſiedelung ein Zeitungsblatt in die Hände, das aus Frankreich die Flucht Ludwigs XVI. meldet, und mit Allgewalt erwachen in ihm alle ſeine royaliſtiſchen Sympathieen, die den rouſſeau'ſchen Naturmenſchen plötzlich in einen bourboniſtiſchen Emigrirten verwandeln, in welchem Aufzuge man ihn bald bei der Belagerung von Thionville erblickt. Und doch

ſchrieb er kurz darauf in London ſeinen wunderlichen Essai historique, in dem er gewiſſermaßen Liebesthränen vergoß am Halſe der Revolution und an dem ſüßen Wein der Freiheitsideen ſich faſt wie Vater Noah berauſchte, indem er ſeine Blöße dabei erkennen ließ. Dann zog ihn wie magiſch das Geſtirn Napoleons an, das immer heller und mächtiger ſtrahlte, und Chateaubriand, ſeinen Liberalismus in der Bewunderung für Napoleon abdämpfend, feierte den Engel des Friedens in ihm, den Gott ſelbſt zur Verſöhnung der Revolution geſendet. Und Napoleon bewunderte ſeinerſeits den Genie du Christianisme, deſſen ſchönredneriſcher Katholizismus ihm gerade in ſeine Pläne mit dem Papſte taugte, und die Geiſtlichen belobten damals Herrn von Chateaubriand als den Wiederherſteller der chriſtlichen Religion in Frankreich, obwohl ſie ſpäter ſein Buch noch mehr ehrten und es auf den Index der verbotenen brachten. Die Welt war aber damals verworren genug, um einem ſo abgeſchmackten und abergläubiſchen Buche, wie dieſer Genie du Christianisme, ein ſolches Aufſehn zu verſchaffen, und wenn man bedenkt, daß nicht lange vorher in Frankreich eine Griſette als Göttin der Vernunft ausgerufen worden, ſo läßt ſich begrei-

ſen, daß Chateaubriand's **Genie du Christianisme** für eine Wiederherſtellung des Chriſtenthums gelten konnte. Dies Buch iſt ein albernes Zwiſchengebilde zwiſchen der materialiſtiſchen Weltanſicht der Encyclopädiſten und dem ſpäteren St. Simonismus, der ſich zu einer künftigen ſocialen Revolution ebenſo verhalten wird wie die Encyclopädiſten zur Revolution von 1789. Aber Chateaubriand, den wir hier plötzlich in eine mit Goldquaſten und Manſchetten ausgeputzte Mönchskutte gekrochen ſehn, mußte glauben ein gutes Werk verrichtet zu haben, als er dieſe neue Belebung des religiöſen Gefühls erblickte, die ſein äſthetiſch-katholiſches Chriſtenthum überall in Frankreich anrichtete, und doch erſchien er ſelbſt dabei nur wie in einem weltlichen Harlekinsaufzug, ein bigotter Prophet mit Tanzſchuhen und ſeidenen Strümpfen und einem Hofdegen an der Seite. Doch Chateaubriand glaubte an ſich ſelbſt und war glücklich. Aber ſein weiches Herz, ſein grundehrliches Gemüth ſpielten ihm wieder einen Streich, und als Napoleon, in dem er noch vor Kurzem die Rettung der Zeit geſehen, ſich die Kaiſerkrone auf ſein Haupt ſetzte, konnte es Chateaubriand nicht länger in Frankreich aushalten. Der Pilger von Jeruſalem verſöhnte ſich

auch nie wieder mit dem großen Kaiſer, er ſchlug hartnäckig alle Anerbietungen zu deſſen Dienſt aus, und als Napoleon ſtürzte, ſchrieb Chateaubriand Das, was er früher nur anzudeuten gewagt, mit rieſenhafter und kecker Fracturſchrift aus in der Brochüre: **De Bonaparte et des Bourbons!** So war er denn wirklich, der weitgereiſte Mann, nach Rouſſeau und Voltaire, nach Amerika's Urwäldern und dem ſtillen Meer, nach Paläſtina und dem Jordan, nach den Ungeheuern des Nils, nach dem **Genie du Christianisme** und nach der Tragödie der Kaiſerherrſchaft, wieder angelangt bei ſeinen Bourbonen, und, um ein Wortſpiel Hamlets auf andere Art zu überſetzen, er überbourbonte jetzt noch eine Zeitlang den Bourbonismus. Denn man liebt ſeine Freunde zärtlicher, wenn man ſie lange Jahre nicht geſehen und geküßt. Die Reſtauration gab Herrn von Chateaubriand das Miniſterporteſeuille, den Pairſtuhl und die akademiſche Uniform, ſie verlieh ihm den eigentlichen Glanz ſeiner politiſchen Wirkſamkeit, und obwohl er von Zeit zu Zeit wieder an den Bourbons irre wurde, ſo widmete er ihnen doch eine rührende Siegwartstreue, die bis an deren Ende aushielt. Von allem Großen aber, was er gedacht, gethan, geſchrieben, wird ihn vielleicht nur ein

Einziges mit dauerndem Ruhm überleben, nämlich daß er mitten in einem so heuchlerischen und zweideutigen Jahrhundert, wie dem unsrigen, der Held der Preßfreiheit gewesen, und daß er, wie er selbst in der bekannten Vorrede seiner Memoiren von sich sagt, dadurch wenigstens zu einer Freiheit hingeleitet habe, die alle übrigen ersetze! In dieser Glorie erschien mir jetzt Chateaubriand, als ich seine Thür klinkte, und ich Deutscher hatte Ursach, mich vor seiner Größe ehrerbietig zu neigen. —

In einem kleinen länglich schmalen Zimmer von der einfachsten Ausstattung sitzt Chateaubriand vor dem Kamin, ihm gegenüber sein Secretair, denn man trifft ihn jetzt immer beschäftigt, an seinen Memoiren zu dictiren. Vom Fenster schreit aus einem goldenen Käfig ein Papagey dem Eintretenden entgegen und begleitet mit seiner schmetternden Stimme fortwährend die Unterhaltung. Chateaubriand kommt dem Besuchenden mit einer raschen Bewegung entgegen, in der sich fast unmerklich sein leises Hinken verräth. Er ist ein kleiner Mann mit einem feinen charaktervollen Gesicht, dunklem Colorit und ziemlich kräftigem Aussehn. Man sieht ihn in seinem Zimmer gewöhnlich in einem braunen Hausrock, an dem die

weiße Manſchette zierlich hervorſieht. Ein etwas maleriſch um den Kopf gewundenes Tuch, wie es faſt alle Franzoſen zu ihrer Morgentoilette tragen, verſteckt das graue Haar und läßt den Achtundſechzigjährigen um Vieles jünger erſcheinen. Seine Verbeugungen erinnern an den Hofmann. Aber der Blick ſeines Auges hat etwas Anmuthiges neben einer lauſchenden und ſtechenden Nüance, die charakteriſtiſch iſt. Zugleich iſt dies ein Auge, das den Hang ausdrückt, gelobt und geſchmeichelt zu werden, und ich konnte ihm mit gutem Gewiſſen meine eigene Bewunderung, und die man in Deutſchland für ihn hegt, zu erkennen geben. Er ſagte mir mehrmals: **J'aime l'Allemagne à la folie,**" doch war er im Verlauf unſeres Geſprächs beſcheiden genug, Das, was er in einer ſeiner letzten Schriften über deutſche Philoſophie geſagt, ſelbſt für ſehr geringhaltig und aus einer leider zu oberflächlichen Kenntniß des Gegenſtandes entſprungen auszugeben.

Chateaubriand iſt im Anfang des Geſprächs einſylbig und zurückhaltend; erſt wenn man ihn für ein Thema anzuregen weiß, wird er beredter und ſpricht dann mit einer beſeelenden Wärme, die unwiderſtehlich zu ihm hinzieht. Seine Bewegungen werden lebhaft, ſeine Worte ſcheinen ein

feuriger Strom, und man ahnt den großen Redner, der auf der Tribune und bei diplomatiſchen Verhandlungen zum Dichter werden konnte. Sein Lieblingsthema ſind ſeine Memoiren, die er binnen Jahresfriſt vollendet zu haben denkt. Dieſe Memoiren werden in 12 Bänden ein Lebensgemälde der letzten funfzig Jahre abgeben, wie man es noch für keine neuere Geſchichtsepoche beſitzt, indem alle Seiten der modernen Exiſtenz darin berührt ſind und auf dem Grunde der Politik zugleich die Entwickelungslinien der Literatur, Kunſt und des Geſellſchaftslebens ſich abzeichnen ſollen. Chateaubriand läßt ſich noch immer bitten, dieſe Denkwürdigkeiten doch noch bei Lebzeiten herauszugeben, und wiederholt dann heroiſch mit hintenübergelegtem Kopf, daß er niemals darein willigen werde. Er thut mit ſeinen Memoiren faſt wie eine ſchöne kokette Frau, die uns freigebig ihre Liebesblicke ſchenkt, aber doch keine Gunſt danach gewähren mag. Seine Vorrede zu den erſchienenen Auszügen, die nach ſeinen Vorleſungen bei Madame Recamier gemacht und veröffentlicht wurden, iſt doch gar zu ruhmredig für einen großen Mann. Man ſieht ihn darin, wie er ſich ſelbſt auf den Teller legt, ſich mit großem Appetit verſpeiſt und ſich ſelber ſo gut ſchmeckt,

daß er es nicht laſſen kann, mit der Zunge zu ſchnalzen. Ich mußte lächeln, als er mir jetzt gegenüberſaß, dieſer liebenswürdige Marktſchreier ſeiner großen Schickſale, die er an allen Ecken ausruft, und dabei verſchämt ſein Geſicht hinter dem Veilchenſtrauß der Beſcheidenheit birgt.

Chateaubriand erkundigte ſich bei mir ſehr genau und mit großem Eifer nach dem Befinden der königlichen Familie in Berlin, und gedachte ſeines eigenen Aufenthaltes in dieſer Stadt, in der er bekanntlich das Jahr 1820 als Miniſterreſident und außerordentlicher Geſandter verbrachte und Ritter des preußiſchen ſchwarzen Adlerordens wurde. Er hob den Sinn des Königs für Muſik hervor und bemerkte, daß derſelbe Gluck liebe und Roſſini haſſe. Auch nach Spontini, für deſſen Muſik Chateaubriand in Berlin eine große Vorneigung gefaßt zu haben ſcheint, fragte er mit vieler Theilnahme, und wollte von mir wiſſen, ob Ancillon, welcher ausgezeichnete Staatsmann damals noch lebte, populair ſei? Ich Aermſter wußte ihm dies Alles bei meiner gänzlichen Unkunde gar nicht zu beſtätigen, denn in Ihrem Frankreich, Herr Vicomte, weiß man wohl Alles und ſpricht auch darüber, aber in unſerm Deutſchland iſt es nicht erlaubt, Alles zu wiſſen!

Aber mir fiel ein allerliebſtes kleines Gedicht ein, das Chateaubriand in unſerm Charlottenburg gemacht, unter jenen wehenden Cypreſſen, die ein ſchönes Grabmal und ein ſchönes königliches Herz bewachen. Ich erinnerte ihn an ſeine Verſe auf das Denkmal der Königin Louiſe von Preußen, und er meinte, daß dieſe hohe Frauengeſtalt immer der vermittelnde Engel geweſen zwiſchen Volk und Thron.

Wir kamen bald auf den Zuſtand der gegenwärtigen Zeit zu ſprechen, auf die atmoſphäriſchen Bedingungen dieſer Epoche, unter denen wir jetzt athmen. Chateaubriand berührte die Auflöſung und Anarchie aller Dinge und Meinungen, wodurch ſich auf den erſten Anblick die Gegenwart charakteriſirt. Unſere Zeit ſei tief unglücklich! Aber woher komme dies Unglück? Chateaubriand meinte, es gebe kein Unglück ohne Verſchuldung. Selbſt der Arme der frierend vor ſeinem feuerloſen Kamin daſitze und kein Brot mehr mit ſeinen Kindern zu theilen habe, büße damit eine Schuld ab. Es müſſe, fuhr er fort, tief im Schooße der menſchlichen Geſellſchaft etwas Böſes (un vice) geben, ein vice naturel, das die Menſchheit ſo unglücklich mache, und ihr dieſe Buße auferlege, unglücklich zu ſein! Er erging ſich darauf in den

heftigſten Aeußerungen gegen den St. Simonismus und andere Afterrichtungen, welche das menſchliche Geſchlecht neuerdings irre geführt und abgeführt hätten von dem wahren Heil. Das Chriſtenthum werde immer dauern, und er ſei feſt überzeugt, daß keine andere als die chriſtliche Religion auch wieder die Grundlage der neuen Geſellſchaft (nouvelle société) bilden werde. Alſo glaubt Chateaubriand doch an eine nouvelle société, was mich an ihm überraſchte und auch wieder nicht, denn keine Wendung darf an einem ſo raſch ſich umſchwingenden Geiſt, wie der ſeine iſt, im Grunde befremden.

Er ſprach noch vieles Schöne über die ewige Bedeutung des Chriſtenthums. Was, rief er aus, ſoll man denn anbeten, als das höchſte Weſen in ſeiner dreifaltigen Offenbarung? Man könne vielleicht noch Manches künſteln und fabriziren an den Uebergängen und Perioden der Geſchichte, aber ein neuer Gott werde ſich nicht machen laſſen, ſo wenig, wie ein anderer Frühling als der, den die Natur ſelbſt hervorbringt! Uebrigens, ſetzte er hinzu, bin ich der Meinung, daß die europäiſche Menſchheit zu Ende läuft (s'en va) und einen Reſt geſetzt hat; wo aber auch der Schauplatz einer künftigen Cultur ſein werde, dieſelben Sterne der

göttlichen Gnade würden der Menschheit immer leuchten!

Ich fragte Herrn von Chateaubriand nach der Zukunft. Er aber verwies mich auf seine Memoiren, in denen er nicht nur den Spiegel der Vergangenheit gegeben, sondern auch eine Perspective der Zukunft gezeichnet habe, wie er sich sehe. Während er sprach, wärmte er sich an seinem Kamin die Hände und sah gedankenvoll in die Flamme, die von Zeit zu Zeit der Secretair anschürte. Wer bürgt mir aber dafür, daß ich die Memoiren Chateaubriands erlebe, wenn ich auch die Zukunft erlebe, und wer bürgt Herrn von Chateaubriand, daß diese Zukunft nicht längst zur Gegenwart geworden, wann seine Memoiren herausgegeben werden dürfen? denn die nächste Entwickelung der Geschichte wird unendlich rasch sein und unser Zukunftstraum gleicht der flüchtigen Kaminflamme, die jetzt im Wiederschein über Chateaubriands edles Gesicht zittert und dann verlischt. —

Ich übergehe für diesmal andere Seiten des Gesprächs, die sich zu einer besonderen Beziehung auf Deutschland ausspannen, und bemerke nur noch, daß die Gerüchte, welche man über die Kümmerlichkeit der gegenwärtigen Verhältnisse

Chateaubriands ausgesprengt hat, durchaus ungegründet und übertrieben sind. Chateaubriand ist fortwährend auf ziemlich standesmäßigen Fuß, freilich im verkleinerten Maßstabe, eingerichtet, und hat in früheren Tagen der Armuth, in denen er das Kummerbrot der Verbannung gegessen, ohne Zweifel mit größeren Entbehrungen zu kämpfen gehabt, als jetzt, wo ihm aus Carlistenfonds gewiß nicht ganz unbedeutende Unterstützungen zufließen. Von dem Staate empfängt und nimmt Chateaubriand nichts, seitdem er, um nicht Louis-Philipp den Eid der Treue zu leisten, durch seinen Austritt aus der Pairskammer auch die letzten 12,000 Francs seiner jährlichen Einkünfte aufs Spiel setzte, aber man darf nicht denken, daß er darum wie Kotzebues armer Poet wirthschafte. Der Theil der **Infirmerie de Marie-Thérèse**, welchen er bewohnt, hat das Ansehn einer stillen Villa, wahrhaft im Charakter einer Emigrirten-Wohnung, das Haus liegt hinter einem Vorhofe versteckt, und hinten gränzen bedeutende Gartenanlagen an. Chateaubriand versteht aber auch ohne Zweifel die Armuth romantisch und hochpoetisch zu nehmen, und seine Phantasie gefällt sich darin, daß der größte Mann Frankreichs, der sich für den Todtengräber seines Jahrhunderts hält, auf der

Infirmerie de Marie-Thérèse ſeine einſame Kirchhofwohnung genommen! —

Und iſt Chateaubriand wirklich der größte Mann Frankreichs und iſt er, wie er in ſeiner Memoirenvorrede ſich nennt, der Todtengräber, der berufen worden, ſein zuſammenbrechendes Zeitalter einzuſcharren? Chateaubriand wollte uns rühren, aber wir können es uns nicht verhehlen, er hat ſich ſelbſt eine zu große Ehre damit angethan! Keinem Sterblichen iſt dieſe hohe Miſſion gegönnt, zu der ſich Herr von Chateaubriand auserwählt glaubt und die ihm ſchwer werden ſoll zu üben. Nur ein Gott vermag jedem Zeitalter die Augen zuzudrücken und auf den Gräbern der Menſchheit das Kreuz zu errichten mit der bezeichnenden Inſchrift, das Individuum aber wird mit unter die Todten geworfen. Ich fürchte auch, daß Chateaubriand keine große Geſtalt für die Nachwelt ſein wird. Der Nachwelt kann er vielleicht gerade darin abgeſchmackt erſcheinen, worin er ſeiner Mitwelt, welche die gleichen Schwankungen mit ihm beſtanden, Bewunderung abnöthigte. Denn Chateaubriand drückt nur die Sentiments ſeiner Epoche aus, er iſt der politiſche Werther ſeines Jahrhunderts, und bezeichnet nicht, wie Talleyrands Name, die plaſti-

ſchen Thatſachen der geſchichtlichen Bewegung, ſondern nur die lyriſche Subjectivität der Zeit, die davon hin und hergeſchaukelt wird, und Glockentöne danach von ſich gibt, bald traurige, bald frohe. Solche muſikaliſche Naturen, wie Chateaubriand, verklingen mit den Winden der Zeit, die auf ihren Saiten geſpielt haben, ſie leiden, weil ſie durch und durch Muſik ſind, das Schickſal aller Muſik, in die Lüfte zu verſchweben. Bei aller Perfidie eines Talleyrand und bei aller Redlichkeit eines Chateaubriand ſteht der Eine doch am Ende nicht weniger zweideutig in der Geſchichte da als der Andere, und wenn man Chateaubriand nicht den Vorwurf macht, daß er Eide gebrochen, ſo macht man ihm den, daß er ſie gehalten. So läuft im Ganzen und Großen der Geſchichte Alles auf Eins hinaus. Wenn ich an Talleyrand's Metamorphoſen denke, wird mir ſeltſam zu Muthe. Wird die Nachwelt eine Satire, eine Elegie oder ein Lehrgedicht über Talleyrand ſchreiben? Lehrreicheres, Wehmüthigeres und Burleskeres zugleich kann es in der That nicht geben, als die allfarbige Geſtalt dieſes Mannes, der ebenſo viele Eide geſchworen als gebrochen, ebenſo viel zerſtört als aufgebaut, ebenſo oft für die Bewegung als für den Stillſtand und den Rückſchritt gefochten, ebenſo oft

ein Augur der Zukunft, ein Schelm in der Gegenwart, und ein Heuchler mit der Vergangenheit gewesen! Und doch, vergleichen wir damit unsere keusche Mimose Chateaubriand, der bei jeder Berührung der Geschichte sich empfindsam in seine Tugend hüllte, was hat Chateaubriand am Ende voraus vor Talleyrand in der Meinung der Geschichte? Wird man nicht ewig staunen müssen, wenn man den prächtigen Pfauenschweif sich betrachtet, an dem die Gestalt Talleyrand's die Hauptbegebenheiten der neuesten Geschichte hinter sich herzieht? Erst als Priester mit dem Schwert des Radicalismus eifernd, dann als Diplomat mit dem Hirtenstab der Friedensverträge winkend, allen europäischen Cabineten ein Schreckensmann, immer gleich unentbehrlich in den entgegengesetztesten Perioden der Staatsverfassung, ein lächelnder Kriegsgott der Politik in Hofgala und modisch frisirter Staatsperücke; keine andern Waffen als Worte, keine anderen Blitze als diplomatische Noten schleudernd; ein widerstandsloses Kind des Zeitgeistes und zugleich dessen sprüngemachender Satyr; in den Salons ein witziger Gesellschafter, mit dem besten Bonmot auf der Zunge für jedes Ereigniß: — so erscheint dieser ehemalige Bischof von Autun, dieser ehemalige

Präſident der Nationalverſammlung, dieſer ehemalige Miniſter des Auswärtigen unter dem Directorium, dieſer ehemalige napoleoniſche Miniſter, dieſer ehemalige Miniſter und Geburtshelfer der Reſtauration, und ſeit der Julirevolution: dieſer ehemalige Repräſentant der neuen franzöſiſch-engliſchen Sympathie, ſo erſcheint uns Fürſt Talleyrand bald bewundernswerth in ſeinen öffentlichen, bald lächerlich und verächtlich in ſeinen menſchlichen, bald tragiſch in ſeinen an die Wandelbarkeit der Zeit geknüpften Beziehungen. Und wenn er Allem untreu, wenn er an Allem zum Verräther wurde, blieb er nicht ihr, der immer treuloſen Zeit, immer treu? führte er nicht ihre Sache mit einer Hingebung für den allgemeinen Fortſchritt, wie mit einer Tapferkeit der eigenen Klugheit, die ihn ſeit vierzig Jahren auf dieſer nie beruhigten Wellenlienie der Ereigniſſe als ein großartiges Bewegungselement erſcheinen ließen? — Und was wird man von Chateaubriand ſagen, der, wie Talleyrand, in demſelben Zeitraum von derſelben Centrifugalkraft der Begebenheiten angezogen und abgeſtoßen wurde? Wird man ſeine eidgetreue Tugend, die ihn in nicht geringere Widerſprüche verwickelte, moraliſcher finden, als die bewußten

und absichtsvollen Widersprüche Talleyrands? Und wie wird eine ruhige und glückliche Nachwelt übereinkommen, was man Tugend in der Geschichte zu nennen habe? — — —

3.

Meine Madame Grenelle und die franzöſiſchen Frauen.

(15. April 1837.)

— Seit einiger Zeit ſpeiſe ich zweimal in der Woche bei einer Franzöſin im Faubourg St. Germain, die einen kleinen Mittagszirkel um ſich gebildet hat, wie es in Paris häufig mittelloſe Damen und beſonders Witwen aus den anſtändigſten Claſſen zu thun pflegen, um ihren Haushalt beſſer beſtreiten zu können. Es ſind vornehmlich Fremde, welche gegen eine nicht immer ganz wohlfeile Entſchädigung um den Mittagstiſch einer ſolchen wohlſprechenden Franzöſin ſich vereinigen und dafür den Vortheil genießen, ſchon gleich nach ih-

rer Ankunft in alle Stadtgeheimniſſe, Parteigeklätſche, Liebes- und Heirathsgeſchichten eingeweiht zu werden, und das Alles in einem fließenden Strom der franzöſiſchen Converſation, von deren originellen Wendungen man durch einen ſolchen weiblichen Demoſthenes in wenigen Stunden mehr ervortheilt als wenn man jetzt wochenlang die Salons oder die Deputirtenkammer beſucht. Dieſe Damen, die ſich mit vieler Würde und Anmuth hinter der Suppenſchüſſel repräſentiren, tragen gewöhnlich auch eine ſehr beſtimmte politiſche Färbung, und die unſrige iſt eine ſo leidenſchaftliche Carliſtin, wie es kaum noch eine zweite im Faubourg St. Germain geben kann. Madame Grenelle prophezeite uns neulich auf das Gewiſſeſte, daß Frankreich binnen fünf Monaten eine vollſtändige Revolution haben würde. Alle Augenblicke will ſie wiſſen, daß ſich eine gefährliche Emeute in der Stadt zugetragen, und heut erzählte ſie von einem Aufſtand der brotloſen Ouvriers an der Porte St. Denis, von dem man aber in ganz Paris nichts weiß. Auch kein einziges Journal meldet etwas davon, Madame Grenelle! entgegnete ich ihr — und doch behaupten Sie, daß zwei und zwanzig Menſchen dabei umgekommen ſein ſollen. — Und was beweiſt das, mein Herr?

erwiedert mir Madame Grenelle, indem ſie ihre merkwürdige Altſtimme noch um zwei Octaven tiefer anſetzte — es beweiſt nichts als die Niederträchtigkeit unſerer Journale, wenn ſie nicht einmal von der Emeute an der Porte St. Denis ſprechen, denn dieſe Journale, glauben Sie mir, mein Herr, ſtehen jetzt alle im Solde Louis-Philipps, welches ein Mann iſt, knickerig genug, um ſich ſeine Röcke wenden zu laſſen, und der uns anbettelt um die Ausſteuer ſeiner Söhne, während er reicher iſt, als wir Alle zuſammengenommen. Denn ſtocken nicht jetzt Handel und Gewerbe, die unter der vorigen Dynaſtie im größten Flor ſtanden, iſt nicht der Arme brotlos, und ſollte man nicht unſere Millionen, welche dieſe jämmerliche Deputirtenkammer doch für den Herzog von Orleans zu votiren Miene macht, lieber unter die Penſionnaire der alten Civilliſte vertheilen? Ach, dieſe armen unglücklichen Penſionnaire! Habe ich nicht auch einen leiblichen Oheim darunter, der Frankreich unter der Reſtauration große Dienſte geleiſtet hat? Ja, meine Herren, die Reſtauration und das Miniſterium Villèle — —

Und nun ergießt ſich der unaufhaltſame Strom bis zum Deſſert hin in einem Zuge, das Tempo ſeines Fluſſes bald raſcher, bald langſamer neh-

mend und nach Maßgabe des Eindrucks, der hervorgebracht werden ſoll, ganz kunſtmäßig ſich modulirend. Madame Grenelle iſt nur eine anſtändige Bürgerfrau, denn ihr ſeliger Mann war Epicier geweſen in der Rue du Bac, aber ſie kennt die politiſche Geſchichte ihrer Nation ſo genau und bis in die Details hin, daß ſie für Deutſchland ſchon gelehrt genug wäre zu einer Profeſſur der Staatswiſſenſchaften. Sie iſt unterrichtet von Allem, was geſchieht und nicht geſchieht, ſo daß man zuweilen auf den Gedanken kommen könnte, ſie halte ſich Kundſchafter oder gebe ſelbſt einen ſolchen ab, denn häufig ſtehen Damen dieſer Art mit der Polizei in irgend einem Verhältniß. Seit einiger Zeit iſt aber Madame Grenelle etwas kränklich und empfängt uns in ihrem weißen Himmelbette liegend, in welchem ſie ſich in ihrem ſchneeweißen Negligée mit der größten Zierlichkeit bewegt. Dies hält ſie nicht ab, mit ihrer kräftigen Mannsſtimme dennoch die Koſten der Unterhaltung zu beſtreiten, und ſie erzählt uns dann von der Politik, während wir in dem offenſtehenden Nebenzimmer ſpeiſen, vor allen Gefahren dieſer verführeriſchen Situation durch eine gehörige Diſtance geſichert.

Aber man bedenke, daß Madame Grenelle

eine Frau von vierzig Jahren iſt, daß ſie ſich nur um ernſte Staatsangelegenheiten kümmert, und daß ſie höchſtens dann wonnig lächelt, wann wir ihr auf's Wort glauben, daß es an der Porte St. Denis eine große Emeute gegeben. Und wer da weiß, was es in Paris ſagen will: eine Frau von vierzig Jahren, der wird auch über die Reize meiner Madame Grenelle im Reinen ſein. Eine Frau, die in Paris vierzig Jahre alt geworden, hat aufgehört, eine Frau zu ſein, ſie wird entweder ein Mann oder eine Matrone, letzteres mit einer Nebenbedeutung, und begibt ſich aus dem Strudel der Vergnügungen auf die Bahn wichtiger und einträglicher Geſchäfte. Eine Frau, die in Paris den Entſchluß gefaßt hat, vierzig Jahre alt zu ſein, hat dadurch eine Probe von großem Heroismus an den Tag gelegt, ſie hat auf eine ehrenvolle Art mit der Geſellſchaft capitulirt, aber weit entfernt davon, ſich für beſiegt in derſelben zu erklären, fängt ſie es jetzt auf eine andere Weiſe an, eine ſelbſtändige Macht darin auszuüben. Sie übernimmt gewiſſermaßen das Porteſeuille der Geſellſchaft, als Miniſter aller ihrer innern und äußern Angelegenheiten, und wenn ſie früher liebenswürdig war, ſo ſucht ſie jetzt wichtig

zu werden, verſchenkt ihren Rath wie ſonſt ihre Gunſt und triumphirt durch ihre Lebenserfahrungen und Verbindungen, wie ſonſt durch ihre Toilettenkünſte. In keiner Stadt aber begegnet man alten Frauen mit ſo ſataniſchen Phyſiognomieen, wie in Paris, obwohl ich unſerer Madame Grenelle keineswegs nachſagen will, daß ſie dazu gehörte. Sie hatte vielmehr immer den wohlwollendſten Ausdruck, wenn ſie uns den Braten vorlegte, und machte nur dann ein malitiöſes Geſicht, ſobald ſie auf Louis-Philipp zu reden kam.

Die Pariſerinnen haben wenig Anziehendes für mich und ich könnte bei ihnen leicht in den Ruf des heiligen Antonius gerathen. Aber die ihnen eigene Schönheit beſteht mehr in geheimen als in ſichtbaren Reizen, und gleicht manchen Gerichten (wie z. B. überzuckerten Vogelneſtern), die nur ein vollkommener Gourmand zu würdigen verſteht, die aber dem an eine gute und einfache Hausmannskoſt gewöhnten Laien widerſtreben. Bei aller reizenden Tournure, iſt doch die Geſtalt der Pariſerinnen ſelten ausgebildet, weder zu einer Hebe noch zu einer Juno, ſondern man findet hier vorherrſchend einen Mittelſchlag von ſchönen Formen, die geſchmeidig

und elaſtiſch genug ſind, aber ihre Anmuth mehr darin zeigen, wie ſie ſich bewegen, als wie ſie gebildet ſind. Wo ſich einige Fülle der Glieder anſetzt, entſteht auch ſogleich ein Embonpoint, das man hier ſo äußerſt häufig bei den Frauen antrifft, ein Zuſtand, den ein ſolcher **beau corps de femme** freilich in der beſten Haltung zur Schau zu tragen verſteht. Die großen Naſen verleihen aber den Geſichtern der Pariſerinnen etwas Charakteriſtiſches, das ihnen mehr männliche Schönheit gibt als weibliche, und wozu oft auch die ſonore Altſtimme ſich geſellt, die durch ihre Tiefe überraſcht, aber auch ſeltſam reizt. Die Pariſerin iſt keine Venus, ſie müßte denn eine **Venus Callipyga** ſein, denn in dieſer Form, für welche Winkelmann in ſeiner Geſchichte der Kunſt noch keinen wohllautenden deutſchen Namen gefunden, ſtellt ſie allerdings das Höchſte und Schönſte in ihrer Erſcheinung dar, und verwendet auch die größte künſtleriſche Sorgfalt darauf, von dieſer Seite zur Göttin zu werden. Dieſe Seite iſt die ausgebildetſte an ihr, eine Seite von europäiſchem Rufe, und die Toilette wetteifert hier mit der Natur, ein Meiſterwerk zu Stande zu bringen, das auf den vollendetſten Zauber berechnet iſt. Dieſer Punkt iſt die eigentliche Schönheitsper-

ſpective an der kleinen Geſtalt einer Pariſerin, von ihm aus ergießt ſich Leben und Beleuchtung auf alle übrigen Körperformen, er iſt die magiſche Figuration, in welcher die Wellenlinien der ganzen Geſtalt concentriſch zuſammenlaufen. Der zweite Brennpunkt iſt das Auge, um die Pariſerin ihre eigenthümlichſte Wirkung erlangen zu laſſen. In dieſem Auge ſtrahlt Feuer, Witz, Verſtand, Liebe und Klugheit, offener Muth und verborgenes Glück, und von dieſem glänzenden Auge empfängt der trübe Teint einige verſchönende Reflere. Die halb trübe halb bleiche Geſichtsfarbe rührt hier, wie ich glaube, hauptſächlich von dem Einfluß der Kamine her, die, ſolange man vor der Flamme ſitzt, eine ſtarke Röthe erzeugen, welche aber beim Hinaustreten auf die Straße ſogleich in eine unrein verwaſchene Bläſſe übergeht; und da den Frauen vorzugsweiſe die Kaminſeite gehört, und ſie ſich ſtetiger dieſer Einwirkung der Gluth ausſetzen, ſo erklärt ſich daraus wohl zum Theil der faſt durchgängig ſchlechte Teint der Pariſerinnen.

Die Frau führt in Paris das ſchönſte Leben und nirgend in der Welt hat ſie ſo viel Vergnügen als hier, weil ſie noch nirgend ſo ſelbſtändig geworden iſt. Das weibliche Geſchlecht iſt in Pa-

ris schon bedeutend herausgetreten, und zwar in allen Ständen, von den Purpurteppichen des vornehmsten Boudoirs herab bis zu der königlich thronenden **Dame du Bureau** in einem Cafehause, welche zierlich mit Wichtigkeit den Betrag jeder **demi-tasse** in ihr Buch einzeichnet. Besonders im Bürgerstande hat die Frau hier ein grosses Uebergewicht über den Mann davongetragen. Sie sitzt den Tag über in der Boutique hinter ihrem stattlichen Comptoirtisch, schön, anmuthig, gewandt, immer nach der neuesten Mode gekleidet, und zieht die Käufer an, die sie mit der ausgesuchtesten Höflichkeit behandelt. Sie empfängt die Huldigungen galanter Cavaliere, sie weiß zu reden, und bleibt keine Antwort, keine sinnvolle Anspielung schuldig, während ihr Mann, der im Fond des Ladens unter seinen Gesellen arbeitet, oft ein Flegel ist und an Bildung, Lebensart und Gewandtheit des Wesens sich ihr gar nicht vergleichen kann. Dafür hält sie aber auch, im Gefühl ihrer Würde, den Mann bedeutend unter dem Pantoffel, unter dem hier fast jeder Ehemann des Bürgerstandes sich befindet, und es gibt in Paris kaum einen Hutmacher oder Handschuhfabrikanten, der eine Boutique hielte, welcher nicht auch die unumschränkte Oberherrschaft seiner schöneren Hälfte

willig anerkennte. Man ſieht hier auch keinen Laden, ſelbſt für die geringfügigſten Gewerbe, in denen ſich nicht hübſche und elegante Frauen als Aushängeſchild zeigten, wie es überhaupt keinen Ort und keine Gelegenheit in Paris gibt, wo man nicht mit den Frauen zu thun bekäme, und wo ihnen nicht aufzutreten und ihre Hände im Spiel zu haben gegönnt wäre.

Jedoch iſt den Frauen aus den höheren Ständen die öffentliche Bewegung bei weitem weniger freigelaſſen, als man nach einer oberflächlichen Anſicht der pariſer Verhältniſſe denken könnte. Obwohl man ſehr viele Damen, einzeln und in Begleitung, in den Cafés und bei Reſtaurants erſcheinen ſieht, ſo iſt es doch keineswegs faſhionabler Ton für eine Pariſerin, ſich an dieſen Orten zu zeigen, und nur Tortoni und im Sommer die Rotunde im Palais Royal dürften eine Ausnahme davon geſtatten. Die Damen, welche in die Cafés eintreten, ſind entweder Fremde oder leicht erkennbare Geſtalten aus der Provinz, oder ſie gehören dem Bürgerſtande an, aber höchſt ſelten der vornehmeren pariſer Geſellſchaft. Dieſe ſetzt ſich hier mit dem Volksleben um Vieles weniger in Berührung, als man ſich gewöhnlich vorſtellt. Dagegen ſieht man in den Theatern und Concer-

ten auch die excluſivſten Damen in den erſten Logen ſich das Vorrecht behalten, mit den weißglacirten Händen Beifall zu klatſchen, was oft auf eine ſehr ſtürmiſche und enthuſiaſtiſche Weiſe geſchieht und in Deutſchland ſeltſam genug für anſtandswidrig gehalten wird. Die Damen aber, die man häufig in den Leſecabinetten ſitzen ſieht, um für einige Sous die Journale zu leſen, kann man ſicher für troſtloſe Witwen, vermiſchte Geſchäftemacherinnen oder Agentinnen im Dienſte irgend einer geheimen Macht halten. —

Man hat die franzöſiſchen Frauen vorzugsweiſe in den Ruf der Coquetterie gebracht, eine in Deutſchland gäng und gäbe Anſicht von ihnen, die ſich aber bei genauerer Bekanntſchaft entweder nicht beſtätigt oder in ganz anderer Weiſe aufgefaßt werden muß. Gewiß iſt, daß man in Deutſchland bei weitem mehr weiblicher Coquetterie begegnet als in Frankreich, denn eine Franzöſin coquettirt nur wann ſie will, und mit wem ſie will, aber niemals unwillkürlich, wie manche deutſche Frau. Die Franzöſin, das Gemüth durch den Verſtand meiſternd, hat ſich beſtändig in ihrer Gewalt und nicht ſo leicht wird ihr das Herz oder eine aufwallende Sympathie einen Streich ſpielen, ſondern ſie verſteht ſogleich die Eindrücke, die ſie em-

pfängt, zu beherrſchen und eine Abſicht daraus zu geſtalten. Die Franzöſin ſucht nicht nach Sympathieen umher, wie lebenslang es die deutſche Frau thut, ſondern ſie ſpäht mit weltklugen Augen nach Sieg und Herrſchaft. Sie coquettirt, wann ſie will, um ihrer Vaſallen ſich zu vergewiſſern, aber ſie coquettirt nicht, wie die Deutſche, aus Gemüthlichkeit, aus gutmüthigem Drang, aus geheimer Liebebedürftigkeit oder aus Sentimentalität. Eine Deutſche iſt oft weit coquetter, als ſie ſelber es ſich denkt, während ſie in tugendhafter Selbſtzufriedenheit glaubt, alle Coquetterie werde ſchon bei ihren Schweſtern jenſeits des Rheins aufgebraucht und ſie habe in ihrem ſoliden Deutſchland nichts davon abbekommen; aber die Deutſche iſt liebenswürdig um dieſer unbewußten Coquetterie willen, welche die Sehnſucht eines immer unbefriedigten Herzens bei ihr ausübt, und ihr Werth ſteigt dadurch im Preiſe. Eine deutſche Frau macht tauſend verſtohlene Verſuche, die Liebe zu finden und ihren innern Reichthum an einen würdigen Gegenſtand zu bringen, bei jeder neuen Bekanntſchaft hofft ſie einem Meſſias entgegen, der ihr übervolles Herz erlöſen wird, und wie ſelten werden die Geheimniſſe deutſcher Vergißmeinnichtaugen verſtanden! Die Franzöſin aber weiß nichts

von der deutſchen Hieroglyphenſchrift der Zärtlichkeit, ſie ſpricht laut, wo Jene ſeufzt, ſie lacht übermüthig, wo Jene liebäugelt, ſie iſt ſtolz und befehlend, wo Jene verſchämt und anſchmiegend iſt. Sie theilt glänzende Ordensſterne an ihre Liebe aus, wo Jene Blumen aufſucht, die eine beſondere Bedeutung haben. Sie iſt offen, wo Jene geheim iſt, und iſt deshalb weniger coquett als Jene, denn die größte Coquetterie beſteht in dem Verſchwiegenen. Die Franzöſin iſt ein Charakter, die Deutſche iſt ein Gemüth, und das Gemüth ſpinnt überall ſeine Fäden aus, während der Charakter lieber zu einer ſtählernen Selbſtändigkeit ſich verhärtet. Daher begegnet es der Franzöſin nie, daß ſie unwillkürlich, durch bloßes Augenaufſchlagen, Beziehungen ſuche, ſie gleicht vielmehr, beſonders in ihrer öffentlichen Erſcheinung, dem kalten Eiskryſtall ſelbſt, der hell funkelt, aber nicht ſo leicht, ſelbſt unter dem höchſten Wärmegrad nicht, in Feuer dahinſchmilzt. Der gute Ton iſt es, der es hier vor allen Dingen ſo mit ſich bringt. Wenn es aber einmal ihr Wille wird, daß ſie Beziehungen ergreife und hervorlocke, dann ſchlägt ſie, wie der Pfau, ein prächtig flammendes Farbenbogenrad um ſich her, ſchillert in tauſend magiſchen Strahlen, und es gibt kein Glied, keine

Falte und keine Bewegung an ihr, worin ſich nicht Sinn und Abſicht hineinlegte, es gibt keinen zufälligen Zug in ihrem Geſicht, der nicht von Coquetterie erglänzte und erzitterte. Dann erlebt man eine prachtvolle Naturerſcheinung der Coquetterie, die in Donner und Blitz daherfährt und aus purpurrothen Wolken ihre Feuer ſendet.

Die franzöſiſchen Frauen ſind Künſtlerinnen ihrer Leidenſchaft, ſie machen daraus was ſie wollen, ein Vaudeville, einen Roman in der Manier von Balzac, ein Trauerſpiel, eine italieniſche Arie oder ein Gelegenheitsgedicht. Dieſe künſtliche Miſchung von Gluth, Berechnung, kalter Abſicht und Liebe, welche den Charakter der Franzöſinnen ausmacht, iſt das eigentliche Geheimniß ihrer ſiegeriſchen Erſcheinung, ihrer Liebenswürdigkeit und ihres lange andauernden Widerſtandes, den ſie dem Alter und dem Verwelken entgegenzuſetzen wiſſen. Die Franzöſinnen ſind Diplomatinnen der Liebe, ſie unterhandeln mit ihren Leidenſchaften, anſtatt ſich ihnen hinzugeben, und verwenden die Gluth ihrer Gefühle zum Toilettenſchmuck und zur bunten Draperie ihres Boudoirzimmers. Sie gruppiren die Leidenſchaften um ihren eleganten Waſchtiſch und bedienen ſich derſelben als einer kosmetiſchen Seife, welche den Teint verſchönert, ein beſtändig jugendliches

Colorit leiht und das Alter fern hält. Sie verzehren ſich nicht durch die Liebe, ſondern ſie nähren ſich an ihr, ſie gehen in muthwilliger Blüthe danach auf, und gleich dem Stahl werden ſie durch die Flamme immer härter und dauerhafter. Die femme conservée iſt daher ein ächt franzöſiſcher Begriff und in keinem andern Lande begegnet man ſo vielen wohlerhaltenen Frauen bis zur höhern Stufe des Alters hinauf, als in Frankreich. Fragt man, wodurch ſie ſich ſo wohl erhalten haben, ſo iſt es eben jene eigenthümliche Wechſeltemperatur von Gluth und Kälte in ihrem Weſen, wodurch man den Stahl härtet, indem man ihn erſt in Feuer glüht und dann raſch in kaltem Waſſer ablöſcht. Das Ideal der femme conservée iſt aber hier die berühmte Schauſpielerin Mars, die ich jetzt ſchon mehrmals auf dem Theatre français geſehen, denn ich war natürlich begierig auf den Anblick, wie das alte Frankreich ſich jung erhält, da mir das ſogenannte junge Frankreich hier in Paris ſo alt erſchienen war und mit den Runzeln und Falten im Geſicht, die man in Deutſchland ſchon vor vielen Jahren abgelegt hat. Man hat ſich aber häufig über das Alter der Mars geſtritten, bis man endlich ihren Taufſchein ermittelte, der auf den 9. Februar 1779 lautet, und die öffentliche Preſſe hat ſich

beeifert, ihre Couriere mit dieſer Nachricht in alle Welt auszuſchicken. Thörichter Vorwitz! Was hilft es, den Talisman zu entblößen, durch welchen die Magie der Zauberin wirkt? ſie bleibt doch Zauberin, denn ſie allein verſteht den Talisman zu gebrauchen. Wenn ein Taufſchein proſaiſch genug iſt, zu der Mars zu ſagen: Du wirſt morgen 60 Jahre alt! ſo braucht ſie bloß auf den Abend in ihr Theatre français zu gehen, der Vorhang wird aufgezogen, die Lichter werfen den erhellenden Schein über ihre Anmuth, es flüſtert durch das ganze Parterre: das iſt die Mars! und jeder Enthuſiaſt zählt ihr 18 Jahre zu, und beklatſcht ſie für ihre 18 Jahre ſtürmiſch. Wenn aber die Verehrer der Mars den wahren Vortheil ihrer Jugendgöttin verſtänden, ſo würden ſie in die Journale haben rücken laſſen: daß ſie ihr achtzigſtes Jahr anzutreten im Begriff ſtehe! Denn darin beſteht eben die Jugend der Mars, daß die Mars ſo alt iſt, und je älter ſie iſt, deſto merkwürdiger erſcheint ihre Jugend. Es iſt hier eine Dialektik von Jugend und Alter, für die man Philoſoph ſein muß, um ſie wahrhaft würdigen zu können.

Ich glaube in der That, es iſt ein philoſophiſcher Zug der Franzoſen, der einzige, den ich bis

jetzt an ihnen habe entdecken können, daß ſie für Jugend und Alter dieſer Schauſpielerin noch immer ſchwärmen! Die Charte von 1830 iſt ſchon alt und grau geworden, aber die Mars iſt noch immer jung! Wunder genug! — Wie ſchön, wie anmuthig, wie jung ſie noch iſt! heißt es überall in den Salons, wenn zur Abwechſelung von den Theaterdingen geſchwatzt wird; und an einem ſolchen relativen noch begeiſtert man ſich auf eine Weiſe, die mir wenigſtens ganz philoſophiſch zu ſein ſcheint, denn die Franzoſen werden dabei ihrer ſonſtigen Natur gänzlich untreu und beten eine Abſtraction an, die ſie ſelbſt geſchaffen haben. Das Letztere haben ſie freilich auch in der Politik nur allzuhäufig gethan. Aber was hilft es Alles, wenn es nun einmal Mode iſt, die Mars jung zu finden? —

Und wie ſieht es denn mit dieſer Jugend der Mars aus? Muß man wirklich den Verſtand darüber verlieren, und muß man ſich ſeiner eigenen Jugend vor ihrem Alter ſchämen? Ich rathe Jedem, ſein Herz in Acht zu nehmen, wenn er ſich im Theatre français befindet. Es gibt auf dieſer Bühne, außer der Mars, noch einige andere Damen, in denen die Ehrwürdigkeit mit der Liebenswürdigkeit um die Wette geht, und denen zu

ihrem Alter nur noch das große Talent fehlt, um gleich der Mars berühmt und zu ewiger Jugend auserwählt zu ſein. Dieſe alten Damen am Theatre français ſind alle ſo klaſſiſch, ſo anmuthig und ſo durchgebildet, daß es einem Kunſtfreund mit dem größten Vergnügen einfallen kann, ſein Herz an ſie zu verlieren, und nachher muß er dann erfahren, daß ſie alle ſchon ein faſt mährchenhaftes Alter haben!

Was die Rollen der Demoiſelle Mars anbetrifft, ſo feiert ſie unter denen, in welchen ſie als junges und liebenswürdiges Mädchen erſcheint, jetzt ihren größten Triumph als Valerie, in dem gleichnamigen Stück von Scribe und Melesville. Hier zeigt ſie am merkwürdigſten, worin ihre unzerſtörbare Jugend beſteht, einmal im Organ, das ſich friſch und lauter wie ein beſtändiger Frühling erhalten, und dann in ihrer jugendlichen Phantaſie, welche die Grundquelle aller Verjüngung iſt und immer das anmuthigſte Bildniß geſtaltet. Ich muß es geſtehen, die Mars gibt und erreicht als Valerie den Liebreiz eines Mädchens von ſiebzehn Jahren, im Organ, in den Gebärden, ja in den Geſichtszügen. Dieſe Zartheit der jugendlichen Gefühlstöne, die wie ein urſprüngliches Leben aus ihr hervorquellen, würde

einer Nachtigall Ehre machen. Es hat etwas Eigenthümliches, auf dieſe Weiſe die Jugend durch das Alter dargeſtellt zu ſehen, und ich habe einen ſeltſamen Eindruck dabei empfunden, dem ich bisher noch nichts Aehnliches gekannt. Mit meiner Bewunderung ſtritt blos ein phyſiſcher Ekel, der mich ſonderbarer Weiſe dennoch bei dieſer Erſcheinung beſchlich, und nachdem die Rarität ihren Reiz verloren, ſtellte ſich der natürliche Sinn wieder bei mir ein. Ich legte meine ſcharfe Lorgnette weg, um der dämoniſchen Luſt zu widerſtehn, die mich getrieben hatte, der geheimen Runzelperſpective auf dem Antlitz dieſer ſiebzehnjährigen Valerie nachzugehn! Es iſt gewißlich wahr, daß die Kunſt friſches Fleiſch nöthig hat, um ſich zu geſtalten, und man ſoll in ihr nicht ein alt Kleid mit einem Lappen von neuem Tuch flicken, denn der Lappen reißet doch wieder vom Kleid, und der Riß wird ärger. Man ſoll auch in der Kunſt nicht jungen Moſt in alte Schläuche faſſen, weil ſonſt, wie es heißt, die Schläuche zerreißen, und der Moſt verſchüttet wird; ſondern man faſſet Moſt in neue Schläuche, ſo werden ſie beide miteinander behalten! —

Am gemäßeſten ihrer phyſiſchen Natur, und darum am wohlthuendſten, iſt für mich die Er-

ſcheinung der Mars in einem Stücke, das jetzt faſt einen Abend um den andern im Theatre français wiederholt wird, unter dem Titel: **La vieillesse d'un grand roi**, von Lockroy und Arnould. Die Franzoſen ergötzen ſich hier daran, den Großherrn ihrer alten Zeit, Ludwig XIV., am Spätabend ſeines Lebens als greiſenhaften Schwächling zu ſehen, wie er ſeine letzten Athemzüge unter der Oberherrſchaft der Maintenon verſeufzt. Es iſt gar kläglich mitanzuſchaun, wie ſich hier ein großer abſoluter König noch zuguterletzt herumquält, und wie ihm, nach allen gewaltigen Herrlichkeiten des Throns, auch nicht eine kleine menſchliche Freude mehr übrig geblieben iſt, mit der er ſich zu ſeiner Unterhaltung herumhaſchen könnte, wie das Kind mit dem Schmetterling. Doch ſiehe, das Glück verläßt ihn auch in ſeiner Schwäche noch nicht ganz, und tröpfelt ihm einige ſtärkende Lebenstropfen auf Zucker! Eine Hofdame, Mademoiſelle de Chauſſerie, befindet ſich in ſeiner Nähe, und ſie liebt heimlich den alten König. Sie iſt ein gutes, liebes, gemüthliches Geſchöpf, und umgibt den armen Ludwig mit ihrer heilbringenden und ſorglichen Neigung, die ihn ſinnig, wie alle Liebe iſt, gegen die jeſuitiſchen Launen der Maintenon zu

ſchützen unternimmt. Und der König gibt ſich dankbar an dieſe Winterſonne hin, die noch einmal wärmend auf ſein Haupt gefallen, und es iſt merkwürdig, in dieſem ſentimentalen Ausgang das alte Regime mit obligater Rührung verenden zu ſehn. Mademoiſelle de Chauſſerie, welche am ancien Regime die Stelle der barmherzigen Schweſter vertreten hat, wird aber von der Mars vortrefflich dargeſtellt, und dieſe Gluth der Winterſonne eignet der altjungfräulichen Schauſpielerin ohne Zweifel auf die gemäßeſte Weiſe. Was übrigens den perſönlichen Charakter der Mars anbetrifft, ſo ſoll ſich dieſelbe im Privatleben weniger liebenswürdig geäußert haben als auf der öffentlichen Bühne, und ihre Gemüthlichkeit wird eben nicht gerühmt, wenigſtens nicht im Verhältniß zu ihren Kindern, deren ſie mehrere zu beſitzen das Glück hat. Und doch gehört das genoſſene Mutterglück ohne Zweifel mit unter die Geheimniſſe ihrer Jugend und ihrer Kunſt, denn als einer achtundfunfzigjährigen Jungfrau wäre es ihr ſonſt ſchwerlich vergönnt, noch eine große und blühende Künſtlerin zu ſein. Es gibt keine Künſtlerin, die als Jungfrau groß würde.

Soweit ich die verſchiedenen Typen der franzöſiſchen Frauenwelt in Paris mir angeſehen habe,

gibt es keinen merkwürdigeren Schlag darunter als den Griſettenſchlag, und da ich einmal im Zuge bin, über dieſe Dinge etwas aufzuſchreiben, will ich noch Einiges über die Griſetten, und was daran hängt, in meinen Blättern anmerken. Wem dies Capitel nicht gefällt, der kann mit gutem Gewiſſen meine Bemerkungen überſchlagen, und ich nehme als gewiß an, daß die ſchüchterne Leſerin es von ſelber thun wird. Was eine Griſette iſt, läßt ſich ſchwer mit einer beſtimmten Zeichnung ſagen; eine Griſette iſt einmal etwas Beſonderes, und dann etwas Allgemeines in Paris. Es gibt eine allgemeine Griſettenhaftigkeit der franzöſiſchen Frauenwelt, an die man in den vornehmſten Boudoirs erinnert werden kann, und es gibt eine ganz beſondere Welt in Paris, welches die Griſettenwelt iſt. Die Griſetten in ihrer urſprünglichen Geſtalt, ehe ſie noch auf ihrer letzten Stufe der Proſtitution verfallen, ſind die weiblichen Beduinen in der ungeheuern Wildniß der franzöſiſchen Hauptſtadt, und eine gewiſſe Kernhaftigkeit und naive Naturfriſche, ja ſelbſt Treue und Redlichkeit, ſind ihnen auch, gleich den Beduinen, in ihrem wüſten Leben nicht abzuſprechen. Eine Griſette ſteht in der Mitte zwiſchen der Proſtitution und

der Tugend, aber ſie hat mit der Tugend keineswegs gebrochen, ſondern nur ihren Vortheil und das Vergnügen damit zu verbinden gewußt, und aus dieſer Miſchung geht eben das eigenthümliche Griſettennaturell hervor. Aber obwohl die Griſette auf halbem Fuß mit der Tugend ſteht, gehört ſie doch auch wieder nicht zu jenen Halbtugendhaften (semi-vertueuses), die in der pariſer Geſellſchaftswelt eine ſo mächtige Rolle ſpielen. Die Halbtugendhafte nimmt im gewiſſen Sinne eine höhere Stufe ein, als die Griſette in Anſpruch zu nehmen wagen darf, und es gibt auf dieſer moraliſchen Lebensſeite von Paris ebenſo feine und mannigfach dialektiſche Abſtufungen, als in dem Parteileben der Politik und der Deputirtenkammer. Die Halbtugendhafte kann ſich, unter Umſtänden, noch in der Mitte der guten Geſellſchaft bewegen, jedenfalls bekennt ſie ſich zu derſelben oder ſtammt auch aus ihr ab; aber die Griſette iſt Einfürallemal von der Geſellſchaft ausgeſchloſſen, durch ihre Geburt, durch ihre volksthümlichen Neigungen, durch ihren unverſtellten Lebenswandel und durch einen cyniſchen Hang nach Unabhängigkeit, der merkwürdig iſt. Die Halbtugendhafte führt beſtändig die ſtrengſte Tugend im Munde,

ſie läßt ſich kein unziemliches Wort, keine anſtößige Gebärde zu Schulden kommen, und die erſte Bedingung, unter der ſie ihre Gunſt vergibt, iſt Verſchwiegenheit; dieſe Gunſt kann aber durch höchſt verſchiedene Mittel erworben werden, und nach dieſen Mitteln gruppiren ſich die mannigfachen Arten der Halbtugendhaften in ebenſo viele verſchiedene Klaſſen. Der ächten Griſette fällt es nicht ein, eine Koketterie mit der Tugend zu treiben, aber wenn ſie ein beſtimmtes Verhältniß gefunden, das ihr zuſagt und von dem ſie gefeſſelt iſt, vermag ſie ebenſo tugendhaft und ſittig zu ſein, als wäre ſie in einem Kloſter erzogen, und ſie iſt dann gewiß viel tugendhafter als jede Halbtugendhafte. Die Griſette fragt nach der ganzen Welt nichts, wenn ſie nur glücklich iſt, keine Sorgen hat und dann und wann einen öffentlichen Vergnügungsort und das Theater beſuchen kann; in ihrem leichten und derben Sinn iſt ſie überzeugt, keine Pflichten durch ihren Lebenswandel zu verletzen, und darum kümmert ſie auch ihr Ruf vor der Welt wenig, obwohl ſie auf ſich ſelbſt etwas hält, und mit einem gewiſſen Ehrgeiz darauf bedacht iſt, daß man ſie nicht unter eine verworfene Klaſſe rechne, vor der ſie den größten Abſcheu hegt. Die Halbtugendhafte

dagegen verletzt ebendadurch, weil sie halbtugendhaft ist, Pflichten gegen die Gesellschaft und wird lasterhaft; öfters ist sie auch verheirathet, und zuweilen begünstigt der Ehemann selbst diese Halbirung der Tugend, von der auch er seine Vortheile zieht, und so versetzen uns die Halbtugendhaften leicht in die moralische Unterhöhlung unserer Gesellschaftszustände tief hinein. Umgekehrt sucht sich die Grisette immer einem ehelichen Band mehr oder weniger anzunähern, um dadurch ihre umherschweifende Gesetzlosigkeit moralischer zu machen.

Eine Grisette durchwandelt verschiedene Lebensstufen, auf denen sie sich allmälig verändert. Mit Armuth und Arbeit beginnt ihr Loos, und oft war sie schon in ihrer frühesten Jugend sich selbst überlassen und stand allein in der Welt. Ihre Eltern sind arme, ehrliche Handwerker, und was hilft es Alles, daß die Tochter schön, frisch und rosenwangig ist, weit besser ist es, daß sie geschickte Hände hat, um zu arbeiten von früh bis spät. Sie ist Näherin geworden und sitzt fleißig den ganzen Tag bis in die Nacht hinein in einer Garderobehandlung oder irgend einem Putzwaarengeschäft von Paris. Sie arbeitet, weil sie muß, aber man muß das pariser Volksnatu-

rell kennen, um zu wiſſen, daß es keinem läſtigen Zwang ſich anhaltend bequemt, ſondern beſtändig nach Freiheit, Unabhängigkeit und Genuß ſich hindrängt. Ein wenig Genuß iſt auch wohl der jungen Näherin in ihrer finſtern Boutique auf dem Faubourg Montmartre zu gönnen, ihre ſechzehn Jahre pulſiren gewaltig in ihr, und wie ſchwer muß es ſein, bei ſo vielem Herzklopfen beſtändig die immer gleichförmige Nadel zu führen! Nur verſtohlen darf ſie zuweilen den Blick auf die Straße hinauswagen, gleich ſchilt die geſtrenge und wohlehrwürdige Directrice. Endlich findet ſie einen Freund, es iſt ein junger hübſcher Menſch, der ihr auch recht wohlgefällt, er iſt nicht reich, aber er kann ihr doch alle Sonntage ein Vergnügen machen und mit ihr zu einem Reſtaurant gehen, wo ſie zuſammen zu Mittag ſpeiſen, und nachher in ein Café, und dann noch in ein Boulevardtheater. In der Woche holt er ſie des Abends aus der Boutique ab, und hat jedesmal eine angenehme Kleinigkeit, wäre es auch nur ein Bonbon, ihr mitzubringen. Sie nimmt Alles dankbar an, und gibt ihm dafür Alles, was ſie nur hat und kann. Von der glückſeligen Genügſamkeit dieſer Geſchöpfe kann man ſich keine Vorſtellung machen; ſie beruht darin,

daß sie frohe und gutherzige Kinder sind, die nur ihr Leben genießen wollen, und die Sklaverei der täglichen Arbeit gern durch etwas Freude unterbrechen. Nun geht ihr den Tag über die Nadel weit rascher von der Hand, sie wird übermüthig und redselig im Kreise ihrer Genossinnen, ihre Laune und ihr Witz entwickeln sich, und die körperlichen Reize schießen muthwillig mit der freieren Gesinnung zugleich empor. Dies ist die erste idyllische Stufe, auf der sich der Grisettencharakter entwickelt, und man muß ein solches naive Kind sehen, um einen Leichtsinn zu begreifen, der wirklich noch mehr von der Unschuld als von der Verderbniß an sich hat. Nicht immer bleiben sie jedoch auf dieser ersten Stufe so idyllisch, oft gerathen sie schon, je nachdem nun die Vermögensumstände ihres Freundes sind, gleich zu Anfang in einen größeren Luxus hinein, und lassen sich förmlich aushalten, obwohl immer noch mit geringen Ansprüchen, wobei sie meistens noch ihre Wochenarbeit in der Boutique gewissenhaft fortsetzen.

Die zweite Lebensstufe der Grisette ist die, wo sie ihre Beschäftigung aufgibt, und mit einem begüterten Freunde, der in der Regel ihre zweite Bekanntschaft ist, Menage macht, wie man

es hier in Paris mit dem gebräuchlichen Ausdruck benennt. Dies immer mehr überhand nehmende Menagemachen in Paris verringert ohne Zweifel in einem gewiſſen Kreiſe der Bevölkerung die Zahl der Ehen, ſetzt aber auch auf der andern Seite der Proſtitution heilſame Schranken, und führt dieſelbe hier auf die verächtlichſte und kleinſte Ausbreitung zurück. Die Griſette, die zu ihrem Liebhaber ins Haus zieht, um als ſeine Freundin, Wirthſchafterin und Dienerin zugleich ihn zu umgeben, befindet ſich in der Regel ſchon auf einer ziemlich durchgebildeten Stufe, und weiß nicht nur zärtlich zu ſein, ſondern ſie iſt auch verſtändig, lebensklug, praktiſch und häuslich. Sie bemüht ſich auf jede Weiſe, für ihren Freund zu ſorgen, ihm das Leben bequem und angenehm zu machen, und in allen Dingen ſein Intereſſe wahrzunehmen. Je nachdem nun die Vermögensumſtände ihres Herrn und Geliebten ſind, richtet ſie ſich entweder reichlicher oder ſparſamer ein, weiß immer vortrefflich hauszuhalten, und begehrt für ihre eigene Perſon niemals einen gröſſeren Aufwand, als ſich gerade die Mittel dazu bieten wollen. Ich ſehe, daß ſich hier ſehr viele Fremde auf dieſe Art eingerichtet haben, und die Lebensgewohnheit findet keinen Anſtoß mehr an

einer Sache, durch die man ſich in Deutſchland und England wie geächtet und von allem Familienumgang mit Recht ausgeſchloſſen ſehen würde. Freilich muß man auch in Paris ein ſolches Verhältniß auf irgend eine Weiſe überſchleiern, wenn man ſich mit der höhern Geſellſchaft in Verbindung erhalten will; es darf hier gewußt werden, aber es muß in keiner Art ſich zeigen und in die übrigen geſelligen Berührungen überfließen. Den Menagen einiger deutſchen Landsleute verdanke ich es, daß ich den Griſettencharakter kennen gelernt habe. Man wird ſagen, was iſt denn Beſonderes an einem ſolchen halbunſittlichen Verhältniß, man trifft dergleichen überall nur zu häufig an, und es iſt der Mühe nicht werth, bei der ohnehin unſaubern Natur des Gegenſtandes noch Bemerkungen darüber zu machen! Verhältniſſe dieſer Art mögen ſich überall mehr oder weniger oft ereignen, aber nur nicht ſo eigenthümlich geſtaltet durch einen weiblichen Charakter, den man ſo nirgend anders in der Welt, als bei den pariſer Griſetten, antrifft. Sie beſitzen eine Treue, Anhänglichkeit und Anſpruchsloſigkeit, die man von ihrer zweideutigen Stellung zur Welt kaum erwarten ſollte, ſie haben immer eine gute Laune, glückliches und zufriedenes Naturell und unter-

haltende Einfälle, ſie ſind die wohlthuendſten Krankenpflegerinnen, unermüdlich auf Wartung, Beſorgung und Aufheiterung ihrer Schutzbefohlenen bedacht. Sie haben ihr höchſtes Streben, das nach einer anſtändigen Unabhängigkeit ging, erreicht, und ſind dankbar gegen Den, der ihnen dazu verhalf, er iſt ihnen während der Zeit ihrer Verbindung Alles, ihr Gott und ihr Herr, dem ſie als zärtliche Mägde dienen. Die weibliche Magdsnatur, die in den Pariſerinnen der höheren Stände einem andern Charakter gewichen, findet ſich bei den Griſetten in einer reizenden Vermiſchung mit der franzöſiſchen Leichtfertigkeit erhalten. Man wird es nicht glauben wollen, daß dieſe Geſchöpfe in ihren improviſirten Eheverhältniſſen treu zu ſein vermögen. Aber außer ihrer meiſtentheils vorherrſchenden Gutmüthigkeit iſt es auch die Klugheit, welche ſie dazu bewegt, denn ſie wiſſen ſehr wohl, daß, je öfter ſie mit ihren Verhältniſſen wechſeln, ſie deſto mehr an ihrem eigenen Werth einbüßen und dann bald auf die letzte und niedrigſte Stufe, die der Untergang ſelbſt iſt, hinabſinken. Die Griſetten, die der Provinz entſtammen, haben den gemüthlichſten und zuverläſſigſten Anſtrich, und die Gefahr, die ſich bei den andern trotz aller Gutmüthigkeit zu-

weilen ereignen ſoll, daß ſie nämlich mit allen Habſeligkeiten ihres Geliebten plötzlich unſichtbar werden, iſt bei den treuherzigen Provinzialinnen vielleicht am wenigſten zu befürchten.

Eine noch etwas unterſchiedene Nüance von der Griſette iſt die **fille entretenue**, obwohl die Griſette im Grunde nichts Anderes iſt, aber die letztere macht in der Regel moraliſchere Anſprüche und iſt auch zu denſelben berechtigt, inſofern die fille entretenue gewöhnlich vorher ſchon dem Bereich der Proſtitution angehörte und demſelben entnommen wurde, die Griſette aber von Anfang an eine gewiſſermaßen mehr individuelle Laufbahn eingeſchlagen hat, ſo lange als möglich ihren Stolz darin behauptend, immer nur ein der Ehe gleichkommendes Verhältniß zu führen. Die höchſte Spitze aller dieſer Beſtrebungen zeigt ſich aber in der Operntänzerin, Figurantin und was ſonſt dieſer Region zugehört, und in dieſer Klaſſe ſind alle übrigen wie der Saamen in der Blüthe enthalten. In einer pariſer Operntänzerin ſchließt ſich das Syſtem der ganzen Frivolität von Paris zuſammen, rundet ſich in ihr zu einem Ganzen ab, nimmt alle anderswo vereinzelten Richtungen des leichtfertigen Lebensgenuſſes wie in einem Geſammtbilde auf und ſpiegelt in goldenem Glanze

all dies lachende Elend wieder. Die Operntänzerin iſt das Panorama der ganzen franzöſiſchen Weiblichkeit. Sie iſt Dame, Künſtlerin, Griſette, fille entretenue und was es ſonſt nur noch irgend geben kann, zugleich und zuſammengenommen. Sie hat den Stolz einer Göttin, die naive Unſchuld eines Landmädchens, die Verworfenheit einer Phryne, den Luxus einer Prinzeſſin, die Caprice eines Teufels, die Zärtlichkeit einer Clariſſa, das Gift und die Schönheit einer Schlange, den frohen Leichtſinn des Vogels; ſie hat Alles, ein ganzes Schmuckkäſtchen voll Luſt, Verzweiflung, Wonne und Reue, es iſt ein von Perlen, Diamanten und Liebesblicken eingefaßtes Elend!

In Paris iſt die öffentliche Proſtitution bei weitem geringer als in vielen andern Städten, wie man aus dem Werke des Herrn Parent-Duchatelet erſehen kann, und die ſtatiſtiſchen Angaben einiger deutſchen Hauptſtädte, z. B. Berlin und Hamburg, bieten in dieſer Hinſicht viel größere und erſchreckendere Zahlen dar. Dies entſpringt, wie ich ſchon früher andeutete, daher, weil ſich in Paris Alles in Verhältniſſen einzurichten ſucht, die, wenn auch nur momentan, eine beſtimmte und geregelte Form haben. In einem Geſellſchaftszuſtande, wo das ſociale Leben ſelbſt

Analogieen für die öffentliche Preisgebung unter einer anſtändigern Form darbietet, verringert ſich für die Statiſtik jederzeit das Verhältniß der Proſtitution, und liefert dennoch zugleich den Beweis einer größeren Unſittlichkeit, weil dieſe dann die edleren Theile des Geſellſchaftsorganismus ergriffen und ihr Gift verſtößt hat in Verhältniſſe, die anderswo noch unverſehrter ſind und darum reiner von allen zweideutigen Elementen ſich abſondern. Je ſtrenger geſondert aber die Sittlichkeit in einem Geſellſchaftsverbande iſt, eine deſto größere Maſſe an Auswurf und Unreinheit hat ſie auf der andern Seite ſich gegenüber, wovon London das ſchlagendſte Beiſpiel darbietet. Das Straßenleben von Paris iſt daher im Ganzen tugendreiner und unbefleckter als das londoner. In Paris verbirgt ſich das Laſter in die labyrinthiſchen Häuſer, und in London iſt es die Tugend, die ſich verbirgt und im häuslichen Leben ihre verſchwiegene Stätte ſucht. In Paris iſt die Straße wichtig, weil ſie einen größeren Antheil hat an den hauptſächlichſten Lebensſchwingungen als in London, wo die Straße eben nur eine Straße iſt und das eigentliche Leben ſich hinter verſchloſſene Thüren und Fenſterläden zurückgezogen hat. In London überläßt man unbekümmert das Straßen-

leben ſeinem Gewühl, und das umherſchweifende Laſter genießt dort der allgemeinen großbritanniſchen Freiheit ſo unbeſchränkt, daß es durch ein beſonderes Uebereinkommen gleiche Rechte mit der Tugend zu theilen ſcheint, denn der Engländer ſucht mit Recht einen Stolz darin, daß die ungeheuere Maſſenfeſtigkeit ſeines Staats nicht aus den Fugen gebracht zu werden vermag, wenn auch tauſend giftige Inſectenſchwärme dem gewaltigen Rieſen auf ſeiner Naſe tanzen. Darum wird in England ſehr Vieles ruhig geduldet, wovon man anderswo den Untergang der Geſellſchaft befürchten würde. In Paris iſt die Straße, weil ſie beſtändig bedeutſamere Elemente in Bewegung ſetzt, auch gefährlicher für das Ganze, und die Polizei hat deshalb hier fortwährend im offenen und geheimen Kampf gelegen mit den Maſſen, die ſich täglich und ſtündlich über die Trottoirs fortwälzen, um die ſchädlichen Stoffe auszuſpähen, zu überwachen und zu bewältigen. Die pariſer Straßenpolizei iſt in ihrer Weiſe ein ebenſo großartig organiſirtes Syſtem, als die engliſche Freiheit. Der Pariſer ſtürzt ſich zügellos in den Strudel ſeiner Hauptſtadt und bildet ſich ein, frei zu ſein, während er doch beſtändig an dem Gängelbande der Polizei ſchwebt, die alle ſeine Bewegungen

meiſtert. Der Engländer iſt frei, es iſt das einzige Volk im gegenwärtigen Europa, welches das polizeiliche Element in ſeinen Lebensbewegungen völlig überwunden hat, und darum iſt es ein großes, humanes, ſich ſelbſt zügelndes Volk, das ſich ſorglos auf der einen Seite der gänzlichen Ungebundenheit überlaſſen kann, weil es auf der andern die edelſte moraliſche Gebundenheit in ſich ſelber trägt. Der Franzoſe iſt unfrei, weil er ſich zu ſchaukeln glaubt, während er gehalten wird, und weil ſeine Freiheit jedesmal ſeiner eigenen innern Haltungsloſigkeit wieder erliegt.

Es muß große Mühe gekoſtet haben, das pariſer Straßenleben ſo zu zügeln, wie es gegenwärtig vor mir daliegt. Louis-Philipp iſt es, dem das große Werk gelungen, der vielköpfigen Hydra einen Zaum umzuwerfen und blos noch eine ſchnatternde Gans aus ihr zu machen, die ſich nicht mehr zu regen wagt, wenn ihr ein Knabe zu ſeinem Spaß auch nur Kreideſtriche über die Flügel gezeichnet. Louis-Philipp hat zu ſeinem Vortheil ſehr klug daran gehandelt, die pariſer Straßen von allen ihren früheren Sünden rein fegen zu laſſen, denn auf dieſen Straßen tummelten ſich alle Gefahren Frankreichs im jubelnden Geſpenſterreigen aufundnieder. Er be-

gann vor allen Dingen die alte Laſtergrube, das Palais-Royal, zu ſäubern von dem ſeit Jahrhunderten dort aufgehäuften Unrath, und griff dadurch die öffentliche Unſittlichkeit bei der Wurzel an. Das Palais-Royal war bis auf Louis-Philipp eine glänzende Oaſe aller pariſer Laſterhaftigkeit geweſen, wogegen die übrigen verlaſſeneren Stadtviertel ſich ordentlich ihrer Tugend rühmen konnten, und es diente, im Mittelpunkt der Stadt gelegen, zum Karavanenhaus, wo der ganze Sündenzug von allen Seiten her einlief und herbergte. Es war der Brennpunkt, in welchem alle mephitiſchen Stoffe der Hauptſtadt zuſammentrafen und entloderten, der Maskenſaal, in dem Unzucht, Spiel, Modethorheit, Schwelgerei, Luxus und Verderbniß jeder Art alle Verkleidungen aufboten, um zu reizen, zu überſättigen und zu Grunde zu richten. Louis-Philipp ſtieß hier zuerſt die Tiſche des Laſters um und jagte in ſeinem Zorn die Sünder und Sünderinnen aus der Halle, die hier früher ihre Saturnalien in aller Nacktheit gefeiert hatten. Auch aus dem Tuilerieengarten vertrieb er die Schaaren der umherſchweifenden Sünderinnen, die ſich nun in ihrer Angſt zahlreicher als ſonſt auf die Hauptſtraßen entleerten, auch dort durch Louis-Philipps

entflammten Tugendeifer in ihren Wanderungen angehalten wurden und allmälig in die entlegeneren Winkel zerſtoben. Jetzt bieten die Straßen von Paris in der That einen tugendhaften Anblick dar, wie es noch zu keiner Epoche vor Louis-Philipp der Fall geweſen, und wenn ich Abends aus dem Palais-Royal heraustrete, um in die Rue St. Honoré einzubiegen, ſpielt mir regelmäßig jedesmals ein Leierkaſten ſogar den Jungfernkranz von Carl Maria von Weber in die Ohren. Der Jungfernkranz iſt hier, wie es ſcheint, noch nachträglich ſehr beliebt geworden, und auch in den Concerts Musard, wo man viel buntgemiſchte Welt antrifft, iſt es Mode, faſt jeden Abend dieſen deutſchen Jungfernkranz zu ſpielen, was mich natürlich eigens rührte. Selbſt wenn man Abends über die Boulevards ſpaziert, wo die alten Sünden von Paris noch am meiſten ihre verſtohlenen Streifzüge fortſetzen, wird man doch jetzt überwiegend zu Tugendbetrachtungen hingedrängt, indem man das ſo ſeltſam ſich abdämpfende Leben der großen Hauptſtadt an ſich vorüberſchleichen ſieht. Ein tugendhafter Bürgerkönig hat Alles dies zu Stande gebracht, ein Bürgerkönig, der ſich ungeſtraft dem Sultanismus des alten Regime wieder zuneigen darf, ohne

dadurch von der Laſterhaftigkeit jener Epoche etwas anzunehmen!

Ich will mich nicht zum Lobſprecher der Tugend erheben, die jetzt, ſtatt der früheren berüchtigten Bevölkerung, das lichthelle Palais-Royal durchwandelt, aber es iſt meiſt nur der Tandelmarkt der Mode geworden, die hier in dieſen ſchönen Hallen und Galerien ſich zur Schau ſtellt. Einige Spielhäuſer gibt es noch im Palais-Royal, in denen beſonders der Bürger- und Mittelſchlag ſein Glück verſucht, die aber, wie jetzt alle Inſtitute dieſer Art in Paris, ſehr in Verfall gerathen ſind. Die öffentlichen Spielhäuſer werden mit Ende dieſes Jahres ſämmtlich von der Polizei geſchloſſen, und es ſcheint kaum dieſer geſetzlichen Maßregel zu bedürfen, da ſchon die immer mehr überhand nehmende Tugend der Pariſer ſie zu verſchließen beginnt, und ſelbſt die grünen Tiſche bei Frascati faſt nur noch von den Bankhaltern ſelbſt und ihren vergeblich lockenden Maitreſſen beſetzt ſind. Paris macht jetzt überall und von allen Seiten eine tugendhafte Miene, die Tugend fängt an hier Mode zu werden, und man coquettirt mit der Solidität, wie in einer früheren Zeit mit der Liederlichkeit. Ich geſtehe, ich war auf den Anblick eines tugendhaften Paris nicht

gefaßt, und obwohl ich natürlich die Tugend liebe, so setzte sie mich doch als Schminke auf dem Gesicht einer Leiche in Schrecken. Sie kam mir fast ekelhaft vor, diese Tugend, die man jetzt auf den stolzen Rossen der Moral durch die ganze Welt hetzt, so daß sie auch sogar in Paris zum Vorschein gekommen ist, um unserm moralischen Zeitalter die völlige Abrundung zu geben. —

Meine Madame Grenelle sprach mir öfter von dem **Bal Montesquieu**, den ich nicht versäumen sollte zu besuchen, um die Vergnügungen der untern Bürgerklassen von Paris kennen zu lernen. Neulich Abends ging ich auch wirklich auf den **Bal Montesquieu**, der schon durch seinen Namen so viel Anziehendes für mich hatte, obwohl ich nicht behaupten will, daß er denselben vom „Geist der Gesetze" empfangen. Die Straße Montesquieu ist eine ziemlich enge und schmutzige Straße hinter dem Palais-Royal, und der hier befindliche Tanzsalon ist deshalb merkwürdig, weil er ganz von Eisen gebaut, also durchaus feuerfest ist, und er bedarf dessen gewiß bei der vielen Feuersgefahr, die hier in Köpfen, Herzen und Beinen alle Augenblicke loszubrechen droht. Dies ist besonders des Sonntags ein Vereinigungspunkt der kleinen lebenslustigen Bourgeoisie, Bürgerfrauen mit ih-

ren Männern und Geliebten, die ſchalkhafte Ouvrière, welche die ganze Woche über anſtrengend gearbeitet hat, kommen hieher, und tanzen nach der beliebten Quadrille des Muſard, welches jetzt der Strauß der Franzoſen iſt. Im Ganzen geht es auch auf dem **Bal Montesquieu** ziemlich ſittlich her, obwohl die Geſtalten, die man hier ſich aufundniedertummeln ſieht, oft frecher, oder vielmehr naiver in ihrem frechen Treiben ſich zeigen, als man es bei ähnlichen Gelegenheiten in Deutſchland antrifft. Dieſe Volksbälle werden aber von der pariſer Polizei ſehr ſtreng überwacht, und ſowie ein Paar ſich einfallen läßt, in einer unzüchtigen Attitüde zu tanzen, was nicht ſelten geſchieht, winkt ihnen der herantretende Sergeant blos bedeutungsvoll zu, ohne weiter ein Wort zu ſagen; ſie verſtehen auch ſogleich dieſen Wink und müſſen ſich auf der Stelle aus dem Saal entfernen, kommen aber gewöhnlich nach einigen Minuten zu einer andern Thür wieder herein. Ich ſah hier ein junges liebliches Mädchen, das mit ihrem Tänzer die Quadrille in einer Stellung tanzte, die mehr als zweideutig war und vor aller Welt an eine polizeiwidrige Ueppigkeit ſich hingab, aber ſie war ſo naiv und unbefangen dabei, daß, wer wollte, ſie für ein Sinnbild der

Unſchuld hätte nehmen können. Sie war klein, blond, kindlich, mit wunderſüßen blauen Augen, und hätte in jedem deutſchen Familienzirkel als Zierde um den Abendtiſch herumſitzen können. Lächelnd erging ſie ſich mit ihrem Tänzer in der ſeltſamſten Situation und dachte ſich gar nichts dabei. Dieſe Sünde in kindlicher Geſtalt erſchien mir merkwürdig, aber man muß die Erziehung ſolcher franzöſiſchen Mädchen bedenken, wie ſie, leichtſinnig in das Leben hineintanzend, in allem ihren Thun nur darauf Acht haben, ſich recht von Herzen zu vergnügen, und es weiter keine Rückſicht für ſie auf der Welt gibt. Jenes naive Mädchen, das ſo öffentlich ihrem guten Ruf Trotz bietet, iſt vielleicht dennoch unſchuldiger in ihrem Herzen, als manche für tugendhaft geltende Frau, die ihr mit Verachtung zublickt. —

4.

La Mennais von Perſon

(20. April 1837.)

— Ich hatte ſchon öfter einer guten Gelegenheit entgegengeſehen, um den Meiſter Féli, wie ſeine Jünger und Anhänger den Abbé de la Mennais zu nennen pflegen, von Perſon zu begrüßen. Herr Baron von Eckſtein, der jetzt ſehr vertraut mit La Mennais iſt, und öfter mit ihm in einem kleinen geſellſchaftlichen Kreiſe zuſammentrifft, dem auch der Dichter Lamartine zugehört, war ſchon mehrmals im Begriff, mich mit dieſem verlorenen Sohn des Papſtthums bekannt zu machen. Jetzt haben ſich Eckſtein und La Mennais miteinander entzweit, über einen Artikel, welchen der Erſtere unter der Ueberſchrift: „**du sacerdoce et ses rapports avec le christianisme**“ in der neugegrün-

deten Revue française et étrangère hat drucken laſſen, und wodurch ſich La Mennais für perſönlich beleidigt anſehen wollte. Ich mußte daher an einer andern Hand in das Zimmer des merkwürdigen Mannes einzutreten ſuchen, denn ich war begierig zu ſehen, ob der Abbé de la Mennais wirklich eine Perſon ſei, und nicht etwa der fabelhafte Vogel Phönix, der zwitſchernd auf der Aſche der römiſchen Cleriſei ſitzt, und ſich an ſeinem neuen Wahlſpruch: Papſt und Volk! Papſt und Volk! wieder langſam zu Tode gurgelt? Ich konnte mir nicht vorſtellen, wie das Alles in eine einzige menſchliche Perſönlichkeit hineinpaßte, was La Mennais ſo Widerſprechendes verbunden und gepredigt hat, wenn ich auch wußte, daß in manchen Naturen die Vorzüge des Herzens an den Widerſprüchen des Kopfes Schuld ſind, und daß es eine Elaſtizität des Gemüths gibt, welche immer in ein trügeriſches Syſtem der Liebe zu vereinigen weiß, was dem Verſtand ewig als ein feindſelig Getrenntes erſcheinen muß. Ein ſolches Herz und ein ſolches Gemüth hat La Mennais, ich wußte es; aber was ſeinen Kopf anbetrifft, ſo war er mir immer wie eine Carikatur vorgekommen, die ſich der ironiſche Zeitgeiſt aus einer Hoſtie geſchnitzelt.

Wenn ich mich mit La Mennais beſchäftigt, iſt mir immer auch Chateaubriand dabei eingefallen, und beide bieten in der That nach ihren verſchiedenen Richtungen hin bedeutende Aehnlichkeiten. Es iſt ebenſo zufällig, daß Chateaubriand mit der Legitimität geendigt hat, als daß La Mennais jetzt in dem Volke die letzte und höchſte Spitze ſeiner Ideen und Beſtrebungen findet. Es ſind nur entgegengeſetzte Rettungsufer, an die ſich zwei verwandte ſchiffbrüchige Geiſter auf dem großen Ocean des Tages verſchlagen ſehn, und ſie gewähren ſich nicht einmal den Troſt, daß ſie ſich einander zurufen? Chateaubriand und La Mennais ſind Landsleute, ſie entſtammen beide aus der Bretagne und ſind daſelbſt beide auf St. Malo geboren; die Starrheit des bretagniſchen Provinzialcharakters liegt gleich bedeutſam in ihnen ausgedrückt. Denn die Weichheit dieſer Männer, mit der ſie ſich allen widerſprechenden Richtungen hingegeben haben, iſt doch eigentlich nur eine Starrheit, und es liegt in ſolcher leichten Verſöhnlichkeit gegen die eine Tendenz doch immer nur eine Oppoſition gegen die andere verborgen. Dieſe romanesken Vielſeitigkeiten, die das Widerſtrebendſte in ſich aufzunehmen und zu vereinigen trachten, ſehen wie Vermittelung aus, aber ſie

kommen im Grunde nur aus einer zur Opposition geborenen Natur hervor, die, je geschmeidiger sie sich durch alle Einzelnheiten der Geschichte hindurchgewunden zu haben scheint, am Ende nur um so starrer dem allgemeinen Zustande oder Fortschritte gegenüber verharrt. Beide, Chateaubriand und La Mennais, haben ihre fixen Ideen gehabt, an die sie das Beste und Eigenthümlichste ihres Geistes gefangen gegeben. Was für Chateaubriband die Bourbons gewesen, war für La Mennais das Papstthum. Den Einen hat ein Kind, den Andern hat ein Vater ins Unglück gestürzt. Chateaubriand suchte politische Vaterstelle an dem unmündigen Kinde zu vertreten, und La Mennais quälte sich die ganze Zeit seines Lebens ab, ein gutes unmündiges Kind des frommen Vaters zu bleiben. Den heiligen Vater vernunftgemäß seinem Jahrhundert zu construiren, hatte La Mennais schon seinen jungen Geist angestrengt und seinen Verstand in Sack und Asche gethan. Die erste große Heilsentdeckung, mit welcher La Mennais in der Welt auftrat, war die bekannte Definition, die er von dem Papste abgab, daß dieser nämlich nichts Anderes als „die Vernunft der Gesammtheit" sei! Mit dieser Vernunft der Gesammtheit, die der Vernunft des

Einzelnen keine Ehre macht, ſchleppte er ſich hin bis zu ſeiner zweiten Wallfahrt nach Rom, die er ſchon in der ketzeriſchen Abſicht unternahm, die Vernunft der Geſammtheit zur Vernunft bringen zu wollen, denn er verlangte damals, ganz im Widerſpruch gegen alle Sitte ſeiner Kirche, von dem Papſte eine Prüfung der Grundſätze des **Avenir.** La Mennais hatte der Menſchheit ein ſanftes Kopfkiſſen ausgedacht, auf der Vernunft der Geſammtheit ſollte die Vernunft des Einzelnen ſich ruhig ſchaukeln können, und das wäre ſüß geweſen für die arme ſchwache Menſchheit, für die Gedanken eine Pein ſind und die zeitlebens bis an das Grab dem Gedankenfrieden nachjagt. Es iſt entweder die höchſte Philoſophie oder der höchſte Mechanismus, einen Richterſtuhl zu gründen, vor dem ſich alle Gedanken der Menſchheit ſchlichten, und welchem die Zweifel, die in ſich ſelbſt nicht gelöſt werden können, ſich gläubig unterwerfen, ihren Schiedsſpruch mit verbundenen Augen hinnehmend. Zu dieſem Richterſtuhl der Vernunft wollte La Mennais den heiligen Stuhl von Rom noch einmal erheben, und nachdem dieſer Mechanismus im Mittelalter etwas großartig Poetiſches gehabt, wollte er jetzt die höchſte Philoſophie daraus machen, die aber

doch immer nur ein Stuhl blieb, er mochte ihn stellen wie er wollte. Unter der Restauration war die Blüthezeit des Minneverhältnisses zwischen dem Abbé de la Mennais und der Vernunft der Gesammtheit gewesen. Damals ereigneten sich in Frankreich mancherlei Bewegungen, welche zu einem Schisma mit den römischen Grundsätzen hindrängten, und La Mennais entwickelte hier zuerst seine große Sachwalterberedtsamkeit, mit der er die wahre Freiheit der Kirche noch immer auf den Stuhl St. Peters zu stützen suchte. Nachdem er in Paris wegen seines Eliascifers vor Gericht gestellt worden, trat er seine erste Pilgerschaft nach Rom an, um als guter Sohn es seinem Vater zu sagen, was Frankreich bereitete gegen den ewigen Fels der römischen Kirche! Damals war er noch der gute Sohn, und man sagt, daß ihm der Cardinalshut angetragen worden, den er aber nicht annahm. Er blieb auch fortwährend der gute Sohn, aber sein Verhältniß zu der Vernunft der Gesammtheit gestaltete sich doch etwas anders, nachdem er von seiner zweiten römischen Wallfahrt zurückgekehrt war. —

Durch Herrn Carnot, den Sohn des berühmten Directeur, wurde ich endlich bei La Mennais eingeführt, und fand ihn gerade so liebenswür-

dig als ich ihn mir gedacht hatte. Seitdem er das Journal: **Le Monde** herausgibt, hat er seine frühere Wohnung in der gelehrten und entlegenen Rue Vaugirard verlassen, und man findet ihn jetzt in der schönen Straße Rivoli, dicht hinter den Tuilerieen. Hier sitzt er in einer sehr elegant eingerichteten Mansarde, und blickt ruhig auf den ihm gegenüberliegenden Tuilerieengarten, der seine grünen Bäume und bunten Blumen nahe unter ihm ausbreitet. Während er hier dem König Louis-Philipp fast in die Fenster sehen kann, predigt er dabei in seinem „Monde" gegen das Königthum und die Juliregierung, und spricht von den verlorengegangenen Illusionen des Throns für die Völker; statt der Zwillingsphrase „Thron und Altar" seine neue Combination „Altar und Volk" ausrufend.

La Mennais erschien in einem einfachen Schlafrock, mit einer Brille über den Augen. Er ist ein kleiner Mann, mit einem weichen gemüthlich sinnenden Gesicht, seine Nase hat etwas Sinnliches, wie man es häufig bei Priesterphysiognomieen antrifft. Sein Abbécostum soll er schon seit der Restauration abgelegt haben, und er hat überhaupt mehr weltliche als geistliche Züge in seinem Wesen, denn obwohl er schon im Jahre 1811

die Tonsur genommen, so hatte er doch erst den Umweg durch die Welt zur Kirche gemacht, und Lebenserfahrung, Liebe, Unglück und Genuß waren, wie man sagt, in ziemlicher Gründlichkeit die Vorbereitungen zu seinem geistlichen Beruf gewesen.

La Mennais scheint mit Besuchen sehr überhäuft zu werden, wir unterbrachen ihn in einem lebhaften Gespräch mit einer Dame, die sich bei ihm befand, und noch mehrere Vorzimmer waren mit Wartenden angefüllt, die auf eine Vorlassung harrten. Dieser Andrang zu ihm mag jetzt besonders durch sein Wirken im „Monde" entstehen, wodurch er sich namentlich unter der französischen Jugend viele Sympathieen zu erwerben angefangen. Aus diesen geistreichen jungen Leuten, die sich um ihn gruppirt haben, wird vielleicht einmal ein System seiner Ansichten, mit mehreren verwandten Richtungen zu einem Ganzen combinirt, hervorgehen und dadurch eine praktische und politische Wirkung machen. Eine politische Partei aber wird La Mennais selbst niemals bilden, weil er nicht praktisch und populair genug dazu ist, aber er wird immer auf die Gestaltung der Meinungen einen großen Einfluß ausüben. Er ist der Talleyrand der Theorie, denn

die Theorie muß auch ihren Talleyrand haben. Aber erst, wenn La Mennais volksthümlich wäre, würde er für seine eigene Person ein gefährliches Element in Frankreich abgeben, doch Alles, was er in der letzten Zeit geschrieben, vermag nicht in die Volksklassen überzugehn, obwohl es im Sinne und Interesse derselben unternommen sein soll. Das Journal: Le Monde ist jetzt das entschiedenste demokratische Blatt in Paris, denn La Mennais bildet sich wirklich ein, nunmehr ein vollständiger Demokrat zu sein, aber dies Blatt ist in einer Sprache der Speculation geschrieben, die das Volk nicht versteht, und wird deshalb ungefährlicher. Die demokratischen Grundsätze haben ihm indeß manchen geistreichen Mitarbeiter zugeführt, und auch Herr Carnot, der vielleicht jetzt die bestimmteste und consequenteste Gesinnung in ganz Frankreich hat, ist dem Monde beigetreten. Es fehlt dem Journal jedoch noch sehr an Abonnenten, und man sieht es an den öffentlichen Oertern und in den Lesecabinets selten ausliegen, obwohl die Ankündigungen davon an allen Straßenecken mit Riesenbuchstaben prangen, die nicht etwa auf Papier gedruckt, sondern in die Mauer eingeätzt sind, worüber man sich hier in den Gesellschaften häufig lustig macht. Aber es gibt

einige gebildete Kreiſe, in denen der Monde ſtark geleſen wird. —

In den Zimmern des Abbé de la Mennais ſieht es ziemlich elegant aus, und Tapeten, rothe Teppiche und Blumen zieren den Sitz dieſes neuen Papſtes der Ouvriers. Nach einigen Hinundherwendungen des Geſprächs kamen wir auf Börne und auf deſſen meiſterhafte Ueberſetzung der **Paroles d'un Croyant** zu reden, die, weil ſie in Paris gedruckt worden, in Deutſchland faſt gänzlich unbekannt geblieben. La Mennais wollte von der Wirkung ſeiner **Paroles** bei uns in Deutſchland erfahren, und er betheuerte lächelnd ſeine Unſchuld, die er eine wahre Kinderunſchuld nannte, als er hörte, daß man ihm in Deutſchland eine noch bei weitem größere Gefährlichkeit beilegte als in Frankreich und zu Rom. In Rom ſei er blos verketzert, höchſtens verdammt, in Paris ſei er blos die Stimme eines Predigers in der Wüſten, aber an andern Orten dürfe er nicht einmal genannt werden. Nachdem er dies verwundert mitangehört, erzählte er Einiges von Börne, mit dem er früher zuweilen bei einem kleinen Reſtaurant in der Rue Valois zuſammen zu Mittag geſpeiſt. Es ſchien, als ſei Börne in einer völligen Hoffnungsloſigkeit an dem Werden der Zu-

ſtände dahingeſchieden, aber La Mennais meinte, er ſei nicht ganz ohne Hoffnung geſtorben. Es gibt, ſetzte er mit ſeiner anmuthsvollen Salbung hinzu, keinen großen und ausgezeichneten Menſchen, der nicht feſt an die Zukunft geglaubt, und dem ſich nicht am allermeiſten in der Todesſtunde dieſer Glaube als ein Lichtengel an ſchwarzer Pforte darſtellte. Dieſer Meinung ließen ſich freilich viele widerlegende Beiſpiele aus der Geſchichte gegenüberſtellen, denn, um nur eines anzuführen, wer ſtarb kleinmüthiger als Luther, der auf ſeinem Todbette ſein ganzes Werk bereute, und die Zukunft deſſelben nicht begriff? Mir fiel, dem La Mennais gegenüber, der große Reformator um ſo eher ein, da der Verfaſſer der Paroles d'un Croyant oft für den Luther der franzöſiſchen Bibelſprache gegolten, aber die hohe Einfalt des volksthümlichen Ausdrucks, wodurch Luther gewirkt, vermochte ein La Mennais in ſeinem gezierten bibliſchen Volkston nicht zu erreichen, und ſowohl die Natur ſeiner Sprache als ſeine eigene Perſönlichkeit mußten ihm dabei im Wege ſtehen.

Gewiß war es auch das volksthümliche Element in den Worten eines Gläubigen, das den guten Börne, der zuletzt wohl gern nach jedem heilverſprechenden Strohhalm griff, angezogen oder

verführt hatte, sich damit zu beschäftigen. Die **Paroles** sind ohne Zweifel ein unbesonnenes Buch, das sich aus keinem Gesichtspunkte rechtfertigen läßt und mehr verdirbt als es zu nützen vermag. Diese Demagogie mit einem Heiligenschein um das Haupt ist widerlich und hat etwas Gleißnerisches. Einen Augenblick lang imponirte mir die Sprache dieses Buches, denn La Mennais ist ohne Zweifel ein großer Rhetoriker und Sprachkünstler, und darin besteht nicht nur sein hauptsächlichstes Verdienst als Schriftsteller, sondern auch manches Innere seiner Richtungen erklärt und leitet sich aus diesen Richtungen bei ihm her. Aber nachher kam mir das Ganze vor wie ein das Abendmahl nehmender Straßenaufruhr, und ich wußte nicht, ob ich lachen oder weinen sollte über diese Carikatur unserer Epoche. Jetzt, wo die Geschichten in Lyon, die Aufstände der brotlosen Seidenarbeiter und anderer Ouvriers, wieder so große Unruhen zu erregen angefangen, erscheinen solche Bestrebungen, mit denen sich der Abbé de la Mennais an das arme hungrige Volk gewandt hat, nur um so thörichter, da sie durchaus keine Heilmittel für die Sache selbst in sich tragen. Die Worte eines Gläubigen regen den Magen des armen Volkes auf, und doch sind sie immer

nur Worte, Worte und nichts als Worte, aber kein Brot! Glaubte La Mennais mit seinen Worten den arbeitslosen und hungernden Ouvriers Brot geben zu können? Er reizt sie dazu an, es zu nehmen, aber sollte auch die Frage von der Armuth in der Geschichte selbst auf solche Art einmal sich lösen, so mag man sich doch hüten, dieser Empörung des Magens in der Weltgeschichte voreilig ein philosophisches Prinzip entgegenzubringen oder gar mit dem rebellischen Hunger fromme Erbauungsstunden zu halten! Ehe man aufreizt zu nehmen, versuche man zu lehren, und zeige dem armen Volke, wie es so lange als möglich durch erworbenes Brot sich seinen Hunger stille.

Es ist ein unglückliches Beginnen vom Abbé de la Mennais, welches man durchaus zurückweisen muß, das Christenthum auf diese Art in die neuesten Wirren hineinzuziehen. Das Christenthum wandte sich allerdings vorzugsweise den Armen zu, aber Christus verstand unter seinen Armen, denen er das Evangelium verkündigte, keine brotlosen Ouvriers und keine lyonner Seidenarbeiter, die sich nicht mehr anders helfen können als durch Emeuten gegen die Reichen; sondern die Armen des Evangeliums sind fromme Arme, die

ſelig ſind in ihrer Armuth und von dem Herrn ſelbſt die Seligſprechung ihrer Bedürftigkeit empfangen haben. La Mennais aber bringt das Chriſtenthum an die vom Hunger gereizten Ouvriers und benutzt es dazu, nicht ſie zu tröſten, ſondern den Reiz ihres Magens noch mehr zu ſtacheln. Die Anwendung der chriſtlichen Gleichheit auf die bürgerlichen Verhältniſſe muß man überhaupt unpraktiſch nennen im höchſten Grade, und das Unpraktiſche und mit der Wirklichkeit Davonlaufende iſt es, was den Worten eines Gläubigen am meiſten zum Vorwurf gereicht. Auch iſt es nicht wahr, daß Chriſtus Arme und Reiche gleich gemacht habe! Es liegt offenbar eine Bevorzugung der Armen im Chriſtenthum, den Armen hat Chriſtus gewiſſermaßen ein Privilegium auf das Himmelreich gegeben, in das zu gelangen für die Reichen ſich bei weitem ſchwieriger ſtellt. Daraus folgt aber nach dem Chriſtenthum, daß die Armen arm bleiben ſollen, weil ſie ſonſt dieſes Himmelsſegens der Armuth verluſtig gehen würden. Es iſt daher eigentlich ein ſchneidender Widerſpruch mit der überlieferten chriſtlichen Geſinnung, wenn La Mennais dieſe in die Politik des modernen Staatenlebens dergeſtalt verflicht, daß danach die Armen von nun an die

Reichen werden ſollen! Ebenſo iſt es nichts als eine andächtelnde Sophiſterei, aus dem Chriſtenthum die moderne Freiheit herzuleiten. Aus der eigenen Art der chriſtlichen Liebe ergeben ſich allerdings Begriffe der Freiheit und Gleichheit, die in ihrer Beſchränktheit doch ausreichend und erquicklich genug ſein mögen für das Gemüth. Aber was als die hauptſächlichſte Lebensſtimmung dem Chriſtenthum im Sinne liegt, iſt doch die Unterwerfung, die Demuth und das ſüße Gefühl, durch das Unterdrücktſein auf Erden erſt die rechte Anwartſchaft auf den Himmel zu erwerben. Das Erſte bei einem wahren Chriſten iſt es, zu dulden, denn in der Duldung des Uebles ſoll ſich die ächte chriſtliche Geſinnung zeigen. Wer einen Backenſtreich auf die eine Wange empfängt, ſoll auch ruhig die andere darbieten, um in der höchſten Grundwahrheit des Chriſtenthums, welche das Leiden iſt, vollkommen zu werden. Es iſt nicht abzuſehn, wie daraus die bürgerliche oder politiſche Freiheit entwickelt werden kann. Das Chriſtenthum iſt nicht dazu in die Welt gebracht worden, um aus ſeinem rein idealen und gemüthlichen Charakter politiſche Formen abzuleiten; vielmehr würde die größte Anarchie des Lebens danach entſtehen, wenn man, ſo wie der Abbé de la

Mennais, das Christenthum gewissermaßen politisch ausbeuten und in eine Staatsform bringen wollte! Die christliche Religion begünstigt mindestens ebenso sehr den Despotismus als die Freiheit, und wenn sie auch lehrt, den Despotismus geistig zu überwinden, so liegt es ihr doch gänzlich fern, das Bestehen desselben in seiner weltlichen Form hindern zu wollen. Es heißt daher, das Christenthum verfälschen durch Politik, und die Politik in ihren Wirren gleißnerisch zudecken mit dem christlichen Mantel, wenn man den Wahlspruch annimmt: **La liberté reelle et l'esprit chretien sont inséparables**, den La Mennais noch neulich wieder in seinen **Affaires de Rome** mit großem Prunk wiederholt hat. Die Worte eines Gläubigen sind mir aber noch deshalb ganz besonders verhaßt geworden, weil sie, nach so vielen ketzerischen Zweideutigkeiten, doch nur wieder in die größte Rechtgläubigkeit und in eine orthodoxe Erklärung der heiligen Dreieinigkeit auslaufen, und mit einem bigotten Blick zum Himmel schließen, der am Ende als das ächte Vaterland, um das man sich zu bekümmern habe, übrig bleibt. Was soll man zu dieser frommen Politik sagen, die erst durch die Monstranz die Welt in einen irdischen Aufruhr bringt, und wenn Alles in Be

wegung gerathen, ruhig zum Himmel zeigt, wo allein die höchste Staatsform zu verwirklichen sei? Auch führen die **Paroles d'un Croyant** gewissermaßen auf eine **Theokratie** hin, indem sie die bisher bestehende bürgerliche Gesetzlichkeit aufzulösen suchen, und statt der Richter z. B. fromme Alte vorschlagen, die das Gesetz nach religiöser Gesinnung handhaben sollen. Dergleichen haben wir in Deutschland schon besser gehabt, und das prachtvolle theokratische Gebäude unseres **Görres** hatte wenigstens die Vorzüge einer größeren Poesie und einer titanenhafteren Geisteserhebung, mit der es sich in den Himmel hineinwölbte. —

La Mennais kam auch auf seine Affaires de Rome zu sprechen, die gewissermaßen das neueste Testament seines Verhältnisses zu der „Vernunft der Gesammtheit" sind. Er glaubt, in diesem Buche die letzte demokratische Stadie seiner Entwickelung so unzweideutig umzeichnet zu haben, daß kein Zweifel mehr darüber obwalten könne. Es liegt allerdings darin ein offenes Glaubensbekenntniß zu Tage, oder vielmehr das Bekenntniß eines großen Unsinns, welchen der Abbé de la Mennais für seinen Glauben ausgibt. Diese Angelegenheiten Roms betreffen vornehmlich die zweite Wallfahrt zum heiligen Stuhl, die La

Mennais an der Spitze der Herausgeber des **Avenir** unternahm, um die in diesem Journal verfolgten Grundsätze zu den Füßen des heiligen Vaters, der darüber sehr ungehalten war, zu rechtfertigen. Der **Avenir** war unter den für den Katholizismus so gefährlichen Bewegungen der Julirevolution hervorgegangen, um einer Epoche entgegenzuwirken, welche die Staatsreligion aufgehoben hatte, und der La Mennais die Unabhängigmachung der Geistlichkeit vom Staate gegenüberstellen wollte. Aber die katholischen Geistlichen selbst bezeigten sich damit keineswegs zufrieden, denn La Mennais, dieser Mann des kindlichen Gemüths, war so liebenswürdig gewesen, dabei zu gleicher Zeit die Armuth der Kirche zu predigen, und auch der Papst wollte sich dadurch nicht geschmeichelt fühlen, sondern erließ vielmehr das bekannte Rundschreiben gegen den **Avenir**. In dieser Zeitschrift hatte La Mennais allerdings eine sehr bestimmte Tendenz durchzuführen gesucht, wenn man Bestimmtheit nennen kann, was nichts als ein blendend combinirter Widerspruch ist. Es war die Tendenz gewesen, die Sache der Kirche, wie er es dort ausdrückte, mit der Sache der Völker und der Freiheit zu vereinigen, und somit auch das alte Bündniß

zwiſchen der Kirche und den weltlichen Souverainetäten, das jedoch immer mehr ein ſcheinbares als ein wirkliches geweſen, zu zerbrechen.

Es muß komiſch geweſen ſein, als nun dieſe Pilgrimme Gottes und der Freiheit — wie La Mennais ſich und die ihn begleitenden Mitherausgeber am Avenir nannte — in Rom angelangt waren, als gehorſame Söhne zwar, denn ſie hatten ja ſogleich bei der erſten mißfälligen Aeußerung des Papſtes die Fortſetzung ihrer Zeitſchrift aufgeſchoben, aber doch als Solche, die, indem ſie Rechenſchaft geben wollten, doch auch Rechenſchaft zu verlangen ſchienen. Der Papſt Gregor XVI. aber ließ anfangs die Abgeſandten des Avenir gar nicht vor ſich, und nachher geſtattete er es nur unter der Bedingung, daß ſie von dem eigentlichen Endzweck ihrer Wallfahrt nach Rom gar nicht zu reden anfangen ſollten. War es nicht ſchrecklich, daß ihnen Gregor XVI. auch nicht ein Sterbenswörtlein ſagte, während ſie eine ganze und vollſtändige Auseinanderſetzung ihrer Doctrinen auf der Zunge hatten? Aber der Papſt ging dabei von der vollkommen richtigen Anſicht der römiſchen Kirche und ſeiner eigenen Stellvertreterſchaft Chriſti aus. Denn was ſollte aus ihm werden, wenn er ſich auf

Erklärungen einlaſſen wollte! Nur über die Preßfreiheit, die auch im Avenir verfochten worden, ſoll er ſich beiläufig geäußert und gemeint haben: wenn auch die Klugheit erfordere, ſie als ein nothwendiges Uebel unter gewiſſen Umſtänden zu dulden, ſo dürfe ſie doch niemals einem wahren Katholiken als ein wünſchenswerthes Gut erſcheinen! Von ſeinem Rundſchreiben aber ſind folgende allgemeine Sätze, die er bei dieſer Gelegenheit wieder einſchärfte, am bekannteſten geworden: daß es Wahnſinn ſei, jedem Menſchen Gewiſſensfreiheit zuzugeſtehen; daß Widerſetzlichkeit ſelbſt gegen Tyrannen verdammenswürdig ſei; daß man nichts mehr verabſcheuen müſſe als Preßfreiheit; und daß es einen Hochmüthigen und Thoren verrathe, die Geheimniſſe des chriſtlichen Glaubens erforſchen und dem Nachdenken unterwerfen zu wollen!

So viel Auskunft hatten nun die „pelerins de dieu et de la liberté“ der Vernunft der Geſammtheit abgewonnen, und damit zogen ſie wieder nach Paris, wo ſie in die dortigen Blätter die Erklärung einrücken ließen, daß ſie außer Stande ſeien, ihre bisherigen literariſchen Beſtrebungen, namentlich im Avenir, fortzuſetzen, weil ſie dadurch mit dem Willen des von

Gott eingesetzten Herrschers der Kirche in eine Opposition treten würden, indem sie es für ihre Pflicht hielten, sich als wahrhafte Katholiken zu einer beständigen Unterwürfigkeit gegen die höchste Autorität des Statthalters Christi zu bekennen, mit diesem Bekenntniß aber den Kampfplatz verließen, auf dem sie zwei Jahre lang redlich gefochten hätten. La Mennais selbst zog sich in eine ländliche Einsamkeit zurück, um, wie man sagte, mit Ausarbeitung einer Theodicee sich zu beschäftigen, aber er schien dennoch beträchtlich abgekühlt zu sein in seinen Sympathieen für den heiligen römischen Stuhl.

Doch man irrte sich, wenn man glaubte, daß der Abbé de la Mennais zu einem wirklichen Bruch mit dem Papste kommen würde! Nachdem er aus seiner Einsamkeit plötzlich als ein vollständiger Demokrat wieder herausgetreten, grub er auch einige Stücke seiner alten päpstlichen Sympathieen wieder aus der Asche. Wenn auch in den Affaires de Rome eine Gereiztheit gegen den Papst nicht zu verkennen ist, so schlägt er demselben doch zugleich die kräftigsten Mittel vor, sich von Neuem zu stützen, man müßte denn etwa diese Mittel selbst für Ironie gegen den heiligen Vater halten wollen, was aber keineswegs der Fall ist. La

Mennais ruft nämlich dem Papſtthum zu: es ſolle ſich mit dem Volke verbinden, und wie es früher die Könige unterjocht und darauf von den Königen unterjocht worden, ſo müſſe es jetzt ein neues Verhältniß eingehn mit dem Volke, das dann durch ſeinen ſtarken und ſiegreichen Arm die päpſtliche Oberhoheit neu befeſtigen werde. Dies ſei die höchſte und zeitgemäße Entwickelung der Autorität des Papſtes, volksthümlich zu werden, und mit einer zu Rom eingeſegneten Demokratie ſich zu umgeben. Welch eine ſeltſame Idee, dem Papſt nun endlich noch die Freiheitsmütze aufzuſetzen! Iſt La Mennais nicht ein wunderlicher Heiliger?

In dem Avenir hatte La Mennais ſeine Verherrlichung des Papſtthums meiſtentheils mit einer gewiſſen ſanften Melancholie und ſüßen Traurigkeit ausgedrückt. Es war eine gewiſſe päpſtelnde Sentimentalität, die ihn wie einen girrenden Täubrich des römiſchen Stuhls, wie einen Mondſcheinſchäfer des Papſtthums erſcheinen ließ. Dabei klapperte er zuweilen wie wahnſinnig mit den beiden Papſtſchlüſſeln, und wollte mit dem Klang derſelben die Freiheitsſtunde läuten. Er rief die Freiheit aus, aber er lehrte, daß die wahre darin beruhe, unter dem päpſtli-

chen Pantoffel zu ſtehen. Er ſchwatzte von Freiheit während er Knechtſchaft des Geiſtes lehrte durch Unterwerfung der Vernunft unter die Vernunft der Geſammtheit. In der neueſten Zeit aber, wo er mannhafter, ritterlicher und praktiſcher auftreten wollte, ſchien er Alles das zur Drohung gegen den Papſt zu benutzen, was er ihm in der früheren zärtlichen Periode zur Schmeichelei geſagt. Früher konnte die Freiheit nicht ohne den Papſt beſtehn. Jetzt, in den **Affaires de Rome**, kann der Papſt nicht länger ohne die Freiheit beſtehen. Früher ging er vom Papſt aus und wollte damit zur Freiheit gelangen. Jetzt geht er von der Freiheit aus und will damit zum Papſt gelangen. Es iſt Alles Einunddaſſelbe bei ihm, immer kommt daſſelbe Schauſpiel heraus, daß er ſich die geweihte Hoſtie als Freiheitskokarde vor die Jacobinermütze geklebt hat. Iſt La Mennais nicht wirklich eine Caritatur? Er kommt mir vor wie ein mit Rouſſeau geſchwängerter Kirchenvater, der Tagesſchriftſteller geworden, und ich muß lachen über ihn. La Mennais hängt mit manchen Ideen und Richtungen der Gegenwart zuſammen, wegen welcher es mir eine Zeitlang nützlich ſchien, daß er auch bei uns in Deutſchland Einfluß gewann,

und man ihm Aufmerkſamkeit ſchenkte. Aber was ſollen wir länger mit ſeinen Schriften anfangen, in denen er ſich aus ſeinen römiſch katholiſchen Irrthümern gar nicht herausarbeiten kann, und welche die neuen Beſtrebungen der Menſchheit mehr verwirren als löſen helfen? —

Spätere Nachſchrift. La Mennais hat ſich von der Herausgabe des Monde zurückgezogen und ſich wieder in die Einſamkeit begeben. Es gingen verſchiedene Gerüchte über ſeine plötzliche Entfernung aus Paris, das er jedoch lediglich mit einem Landaufenthalt vertauſcht hat, während ihn Einige Trappiſt werden, Andere zum dritten Mal gen Rom pilgern laſſen. Zu dieſer letzteren Vermuthung hat wohl das merkwürdige Schreiben Anlaß gegeben, welches der Trappiſtenbruder Maria Joſeph von Geramb öffentlich an den Abbé de la Mennais gerichtet, um ihn zu bewegen, die Reiſe mit ihm nach Rom zu machen und ſich zu den Füßen des heiligen Vaters niederzuwerfen, wegen der neuen Sünden, die er abermals durch die **Paroles d'un Croyant** und die **Affaires de Rome** auf ſein Haupt geladen. Daraus ſcheint auch die Angabe entſtanden zu ſein, daß

La Mennais ſelbſt das Trappiſtengelübde angenommen. Unſere Zeit, die das Reden nicht mehr ertragen kann, wäre reif genug dazu, Trappiſtenklöſter für ihre großen Geiſter zu ſtiften, um das Schweigen vollſtändig zu organiſiren. Aber ich glaube, daß La Mennais zu ſehr Rhetoriker iſt, um jemals Trappiſt werden zu können. —

5.

Das arme hungrige Volk und die höhere Geſellſchaft in Paris.

— Die Verhältniſſe der brotloſen Arbeiter in Lyon zeigen einen immer bedrohlicheren Charakter, und es gibt dort unter 160,000 Einwohnern in dieſem Augenblicke 30,000, welche ſich nicht ernähren können und von der Stadt verſorgt werden müſſen. Das Elend ſteigt täglich und ſcheint eine ſehr gefährliche Wendung zu nehmen, da es auch auf die Stimmung der Armen in der Hauptſtadt eine aufregende Rückwirkung äußert. Vor einigen Tagen las ich hier frühmorgens an den Mauern der Rue Beaubourg folgendes Placat: Fraternité, égalité, indivisibilité! nebſt einem Aufruf zu den Waffen an das franzöſiſche Volk. Dieſe Anſchläge, die oft auch Aufforderungen zu Brandſtiftungen enthalten, tragen gewöhnlich

das Zeichen: de l'imprimerie de la république! und können, von welcher Seite ſie auch ausgehen mögen, als Vorboten der moraliſchen Verwilderung gelten, mit welcher der ſociale Krieg zwiſchen Armuth und Reichthum ſeinen Anfang nimmt. Dieſe Entſittlichung zeigt ſich auch in Lyon bereits im Gefolge der Armuth, und auf den Straßen, in denen man jetzt alle Morgen Verhungerte findet, laufen häufiger als jemals Frauen, Mädchen und Knaben umher, die ſich aus Mangel dem Laſter preisbieten. Die Demoraliſation ſoll unter den jungen Frauen der Ouvriers beſonders groß geworden ſein, und es iſt ſchrecklich, wenn die Armuth noch das Letzte und Höchſte verliert, das ſie beſitzt, nämlich ihre Tugend. Aber erſt die entſittlichte Armuth wird gefährlich, und ganz Paris hat in dieſen Tagen zu zittern angefangen wegen der Gefahren, welche die Hungrigen den Geſättigten drohen. Die ganze höhere Geſellſchaft von Paris iſt nach den neueſten Nachrichten aus Lyon in Bewegung gerathen, und fängt jetzt an, zu tanzen und zu walzen, zu galoppiren und zu muſiziren, Bälle zu geben und Concerte zu veranſtalten, und das Alles zum Beſten der armen Seidenarbeiter von Lyon und zum Beſten aller übrigen Armenkategorien, die ſich nur irgendwo in der Haupt-

ſtadt oder in der Provinz von Frankreich darbieten. Ich werde mir keine dieſer ſingenden und tanzenden Wohlthätigkeitsvergnügungen hier entgehen laſſen, denn es iſt ſpaßhaft, die Reichen aus Todesangſt tanzen zu ſehen für die Armen, und während ich mir aus den Journalankündigungen ſorgfältig jedes Feſt dieſer Art aufzeichne, um keines zu verſäumen, ſtoße ich dabei ſonderbarer Weiſe jedesmal auf die Anzeige der: **Pommade de Lyon!** die, als thue gerade bei der jetzigen Aufregung Pommade Noth, in allen Zeitungen ausgeboten wird und auch mit ellenlangen Buchſtaben auf den Anſchlagzetteln der Straßenecken prangt. —

Das arme Volk in Frankreich beſitzt ein außerordentlich feines Ehrgefühl, und wird ſich deshalb ſo lange, als es ihm irgend möglich iſt, zu retten ſuchen' ohne eine äußerſte Gewaltthat. Die oft bewundernswürdige Ehrlichkeit, welche man hier bei den geringeren Klaſſen antrifft und die beſonders bei den Cabrioletkutſchern zuweilen auf eine merkwürdige Art hervorſticht, iſt ebenfalls aus jenem Ehrgefühl und Ehrgeiz zu erklären, welche die eigentliche Moral im franzöſiſchen Charakter ausmachen. Der Arme behilft ſich in Frankreich bis auf den alleräußerſten Punkt, um dem Rei-

chen gegenüber eine ehrenhafte Selbſtändigkeit zu bewahren; er haßt den Reichen, weil er reich iſt, aber der Stolz des Armen iſt hier noch größer als ſein Haß, und erſt wenn der Stolz, der gewiſſermaßen die Keuſchheit ſeiner Armuth iſt, an ihm niedergedrückt und gebeugt worden, wird er eine gewaltthätige Stellung zu dem Reichen annehmen. Alles, was jetzt von der höheren Geſellſchaft in Paris zur Beſchwichtigung und Linderung der Armuth ausgeht, verletzt den Stolz und nährt den Haß des Armen, weil die franzöſiſchen Reichen zu ſehr mit ihrer Mildthätigkeit prunken. Es iſt in der That ſeit einigen Tagen ein Spectakel mit dieſer Mildthätigkeit hier in Paris, daß es mir wie ein glänzender Carneval der Bettelei vorkommt, der lächerlich und widerwärtig zugleich erſcheint. Dies rührt daher, weil man ſehr wohl weiß, daß die Franzoſen nicht aus Mitleid ihren Armen geben, denn Barmherzigkeit iſt im Allgemeinen eine dem franzöſiſchen Charakter durchaus fremde Tugend. Man gibt hier entweder aus Furcht, um ein ſo bedenkliches Elend loszuwerden und zu mäßigen, oder man benutzt ſeine Geſchenke, die man austheilt, dazu, um ein prahleriſches Geräuſch damit zu machen und die eigene Eitelkeit zu befriedigen, wie dies auf den Con-

certen und Bällen für die hungrigen Lyonner jetzt geſchieht. Man kann den Franzoſen daraus keinen moraliſchen Vorwurf machen, denn ſie ſind einmal in allen Dingen ſo, was ſie auch thun oder treiben mögen, ihrem Naturell nach. Dieſe milden Gaben fallen aber wie kalte Waſſertropfen in ſiedendes Oel, das ſich nicht danach beruhigt, ſondern nur um ſo heftiger ziſcht, ſprüht und gährt.

Die beſcheidene Induſtrie der Armuth, ſich ſo lange als irgend möglich ſelbſt fortzuhelfen, iſt mir oft rührend geweſen, wenn ich mir das arme Volk auf den pariſer Straßen und Plätzen betrachtet habe. Man ſehe dort den kleinen Kram, der auf der Erde ausgebreitet iſt und den der Wind jeden Augenblick in alle Lüfte zu zerſtreuen droht, ein Magazin von Waaren, von denen die werthvollſte zwei Sous koſtet; man ſehe, wie vergnügt der Mann davor ſteht, neben ihm ſeine arme Frau mit dem Kind an der Bruſt, wie ſie um des kläglichen Verdienſtes willen Wind und Wetter trotzen, und für jeden Sous, den ſie löſen, dem Käufer Höflichkeiten ſagen; man kann ſich kaum der Thränen dabei erwehren. Und ſeht dort die arme alte Frau in einer Schmutzecke auf dem Platz vor dem Louvre, ſie hat aus einigen

alten Brettern einen Tiſch ſich zuſammengezimmert, einige faſt ſchon verkommene Bücher aufgetrieben und handelt damit als Antiquarin, den Band zu wenigen Sous verkaufend. Gewiß, es iſt bitter, arm zu ſein, aber bitterer noch, den Hunger zu ſehn und ſelbſt geſättigt zu ſein. Es ſcheint, daß die Demokratie ſich an der Armuth ein neues Prinzip in der Geſchichte gewinnen wird. Die Sache des Volkes hat allerdings in der letzten Zeit theils eine drohende Miene gemacht, theils ſo ſchmähliche Stöße und beſchimpfendes Unglück erlitten, daß es Manchen, die früher ſein Intereſſe verfochten, ſicherer, ſchöner und bequemer geſchienen hat, ſich wieder zur Ariſtokratie hinzuwenden. Dies hat ſich ſowohl in Frankreich als in Deutſchland letzthin bemerklich gemacht. Aber ſoll man das arme Volk verlaſſen, weil es Hunger hat, und ſoll man es noch gewaltſam zurückſtoßen von dem ungewiſſen Ziel, zu dem die Geſchichte es zu berufen ſcheint und zu dem es zitternden Trittes hinwankt? Soll man das arme Volk verlaſſen, weil ſeine Kleider nach den dunſtigen Kellern und Hofwohnungen riechen, in denen es ſein kümmerliches Daſein verbirgt? Einige junge Leute, die ſich bei uns in Deutſchland an den liberalen und volksthümli-

chen Intereſſen die Finger verbrannt, haben ſich darauf in die Vornehmheit hineingerettet, und beſorgen, ihre gelben Glacéhandſchuhe zu beſchmutzen, wenn ſie länger noch das liberale Element, welches nichts weiter als das Element des Volkes iſt anfaſſen. Dieſe Helden, die früher große Namen für ihre Beſtrebungen, wie „junges Deutſchland“ und „junges Europa“, ausposaunt und ſich damit in die Bruſt geworfen hatten, tröſten ſich jetzt mit der albernen Idee: „daß der Liberalismus bereits für die heutige Weltepoche veraltet ſei!“ Es iſt ein Unglück, mit ſolchen Lauten in Reih' und Glied zu ſtehen, und viel lieber möcht' ich zu Fallſtaff's Bande, ſei es als Bullenkalb, Schatte, Schwächlich oder Warze, gehören, als zu einem jungen Deutſchland, das ſchon einen grauen Kopf bekommt, noch eh' es in Ehren alt geworden! So geſchwinde ſind eure Volksdeale veraltet? Was hat es denn zuwege gebracht, daß eine Knospe veralten kann, noch ehe di Blüthe aus ihr hervorgebrochen? Erſt habt ihr mit dem Neuen coquettirt, ich glaubte gleich es ſei nichts Rechtes bei euch dahinter, aber es war doch der frohe Lerchenſchlag des Neuen und wirbelte ſich mit friſchen Jugendtönen in die Lüfte, wenn der Geſang auch weder

Maß noch Inhalt hatte! Jetzt coquettirt ihr auf Einmal mit dem Alten, weil das Neue euch persönliches Unglück bereitet hat, und es gibt nichts Neues mehr für euch als das Veraltete!

Das Volk iſt allerdings das vielköpfige Ungeheuer, wie man es oft mit Zagen und Beben genannt hat. Aber dies Ungeheuer bedarf entweder eines Despoten oder eines Lehrers. Da aber die ſultaniſchen Illuſionen vor der Menſchheit gewichen, ſo bedarf das Volk eines Lehrers, der ihm die Stätte bereitet, und der ihm das Wort gibt, deſſen es nöthig hat, um ſich von der dumpfen unfreien Gährung ſeiner Maſſen zu erlöſen und den Bann abzuſchütteln, der ſchwer über den Augen ſeines Bewußtſeins liegt. Der Hunger trotzt freilich aller Erziehung und hat eine höhere Gewalt wie alle Vernunft, wenn er einmal mächtig geworden iſt. Der Hunger des Volkes wird als diaboliſcher Stachel in der Geſchichte wirken, aber man muß bei Zeiten dafür ſorgen, durch Lehre und Wort, daß dieſer Hunger nicht auch die guten Elemente verſchlinge, die lebendig erhalten werden müſſen. Darum iſt es im Intereſſe aller Parteien, wenn die, welche dem Volke helfen können und ihm nahe ſtehen durch Sinn, Begabung und Abſtam-

mung, nicht abtrünnig werden von ihm, denn man kann überzeugt ſein, daß Gott und die Geſchichte das Volk doch nie verlaſſen werden. Es iſt beſſer zu denken, daß Gott mit dem Volke iſt, als falſch zu ſpielen mit einem angenommenen Conſervatismus, der am Ende auf keiner Seite Erfolg und Vertrauen findet. — —

Mit dieſen Gedanken ungefähr begab ich mich in das erſte Concert, das au profit des ouvriers de Lyon hier angekündigt wurde, und in dem es ſehr tumultuariſch herging, da man nur die nachläſſigſten Veranſtalten dafür getroffen. Es waren die kleinen Säle des Prytanée dafür hergegeben, einer für Sprachcurſe neugegründeten Anſtalt, und man hatte dies ſchlechte Local wahrſcheinlich aus dem Grunde gewählt, weil es nichts koſtete. Wo kein Geld zu verdienen, ſind die Künſtler und Unternehmer in Paris läſſig, und als das Publikum ſchon verſammelt war, hatte man noch nicht einmal die Lichter angezündet. So ſaß man eine Zeitlang im Dunkeln, wobei mehrere Lächerlichkeiten verfielen, ſo daß dies einer ſo unglücklichen Veranlaſſung wegen veranſtaltete Concert durch eine ziemlich übermüthige Stimmung eingeleitet wurde. Es war im Saal ſo eng, daß man in die Verlegenheit hätte kommen kön-

nen, eine Ducheſſe auf ſeinen Schooß zu nehmen, wenn es deren in dieſer Verſammlung gegeben hätte, aber ich traute den meiſten dieſer faſhionablen Geſtalten nicht, die mich hier im Prytanée umgaben. Das Prytanée liegt in einer kleinen ſchmutzigen Straße, einige Damen, die vorgefahren kamen, wollten gar nicht erſt ausſteigen, und warfen die halbgeöffnete Wagenthür wieder hinter ſich zu, mit der naſerümpfenden Bemerkung: il n'y a pas de file, weil keine lange Wagenreihe vor dem Concerthauſe hielt und es ihnen deshalb entwürdigend ſcheinen mochte, in ein ſolches einzutreten. So iſt hier die höhere Geſellſchaft, und vielleicht iſt ſie überall mehr oder weniger von dieſer Art. Was die angekündigten berühmten Künſtler anbetraf, die in dieſem Concert mitwirken ſollten, ſo blieben auch dieſe zum Theil aus, und ſo lief dieſe erſte Wohlthätigkeitsmuſik ziemlich lächerlich ab, obwohl man einen ſehr hohen Eintrittspreis hatte zahlen müſſen. Doch will ich nicht vergeſſen, unter den Virtuoſen, die ſich wirklich hören ließen, des berühmten Klavierſpielers Liſzt zu erwähnen, der, wie immer, mit enthuſiaſtiſchem Beifall begrüßt wurde, als er ſich an ſein Inſtrument ſetzte; mit faſt abwehrend

ſtolzen Verbeugungen aber dieſe Bewillkommnung erwiederte, denn dies Publikum ſchien einem ſo großen Künſtler nicht vornehm genug zu ſein! Liſzt iſt ein Ungar von Geburt, ein junger Mann mit blondem Haar und idealen Geſichtszügen, die im Profil einige Aehnlichkeit mit dem Kopfe Schillers darbieten. Er ſpielt mit einer außerordentlichen Gewalt und ſtolzen Ruhe zugleich, die Naturwirkungen, zu denen er ſich in ſeinen Tönen erhebt, ſind oft wahrhaft großartig, und es gibt gewiſſe Naturmalereien in ſeinem Spiel, in denen Liſzt ebenſo unbegreiflich als unerreichbar iſt. Auch innerliche Wirkungen für das Sentiment vermag er hervorzubringen, aber, wie es mir wenigſtens ſcheint, mehr künſtlich als daß ſie aus der unwillkürlichen Neigung ſeines Talents hervorkämen. Er hat ſich hier in Paris in der letzten Zeit einigermaßen geſchadet durch ſeinen Streit mit Thalberg, der aus der Nebenbuhlerſchaft dieſer beiden Virtuoſen hervorgegangen, und in dem Liſzt ſelbſt auf eine nicht zu billigende Weiſe zur Verkleinerung ſeines Rivalen in den Journalen mitgefochten. Nachdem Liſzt ſein Spiel beendigt, trat Jemand auf und hielt eine Rede über das gegenwärtige Elend von Lyon und die verzweiflungsvolle Lage

dieſer Stadt, von der ſich aber das modiſche Publikum ſehr gelangweilt fuhlte und ſie lächerlich zu finden ſchien, denn dem Pariſer iſt es unangenehm, wenn man auf dieſe Weiſe zu ſeinem Mitleid ſprechen will, während er nur ſein Vergnügen geſucht hat; daß aber die Rede am Ende dennoch beklatſcht wurde, verſteht ſich von ſelbſt. Der Redner gab in einer einfachen, aus dem Herzen kommenden Sprache und in einem gefühlvollen Tone einen Abriß der Geſchichte Lyons und ſeiner Bedeutſamkeit für Frankreich zu den verſchiedenen Epochen, worauf er mit näheren Einzelnheiten den heutigen Zuſtand und die gegenwärtigen mercantilen Verhältniſſe der Seide ſchilderte. Das Publikum ging fort, noch ehe das Concert ganz beendigt war, denn bei der Unordnung, die überall ſtattfand, wußte Niemand, ob noch andere Muſikſtücke nachfolgen würden. Das Unglück gehört nicht in die ſogenannte gute Geſellſchaft, es iſt überhaupt nicht anſtändig, unglücklich im Leben zu ſein, und inſofern hatte jener Redner ſchon in der Abſicht gefehlt, indem er eine elegante und geputzte Verſammlung zur offenen Rührung bewegen wollte. Mit Theaterunglück auf den Brettern iſt es eine andere Sache, da weint man hübſch in die geſtickten Schnupf-

tücher hinein, weil es das Trauerſpiel verlangt, ſowie man lacht, wenn Luſtſpiel iſt. Aber ein reelles Unglück, wie das von Lyon, geht ſchon über den Spaß hinaus, und die höhere Geſellſchaft kann wohl etwas dafür thun und eine Steuer zahlen von ihrem gewöhnlichen Aufwand und Vergnügen, aber ſie kann ſich nicht mit dem Unglück als Gefühlsangelegenheit befaſſen. Wer dies verlangt, weiß nicht, was gute Geſellſchaft iſt. —

Dies Concert im Prytanée, obwohl es ſo geringen Erfolg gehabt und faſt gar keine Aufmerkſamkeit in der Stadt zu erregen ſchien, hatte doch das Verdienſt, den Anfang ſolcher Unternehmungen gemacht zu haben. Nun folgten bald Andere nach, und auf Einmal iſt es an der Tagesordnung in ganz Paris und iſt Mode geworden, daß die Reichen, um den Armen etwas abzugeben, ihre glänzenden Luſtbarkeiten — nicht etwa auf vierzehn Tage einſtellen, ſondern dieſelben vielmehr verſchwenderiſcher als je betreiben, aber dabei eine freiwillige Abgabe von ihrem eigenen Luxus erheben, die nun in die Büchſe der Armuth fließt. Dieſe ſtaatsökonomiſche Balancirung iſt aber durchaus in der Ordnung, ſie hat ihre dialektiſche Berechtigung in dem ganzen Geſellſchafts-

zuſtande, und es würde thöricht ſein, es anders zu verlangen. Die Eintrittspreiſe für dieſe Bälle und Concerte der Wohlthätigkeit werden jetzt außerordentlich hoch angeſetzt, noch mehr Glanz und Pracht aber zeigt ſich dabei in den aufgewandten Coſtümen und Toiletten, und es ließe ſich allerdings die Frage aufſtellen, ob nicht für die Armen noch mehr herauskommen würde, wenn die Reichen dieſe Wohlthätigkeitsbälle nicht veranſtalteten, und ſtatt der Eintrittspreiſe lieber die Koſten der Toilette ihnen aufopferten? aber dieſe Frage iſt nur ſcheinbar ſtatthaft, denn einmal iſt ſie indiscret, und dann iſt es, wie ſchon vorhin bemerkt, ſtaatsökonomiſch ganz richtig, daß der Arme nicht an der Aufopferung des Reichen, ſondern an dem Luxus deſſelben ſeine Unterſtützung findet. Ob die Geſchichte fortfahren wird, die Richtigkeit dieſes ſtaatsökonomiſchen Grundſatzes anzuerkennen, iſt eine andere Sache, über die man nicht nöthig hat, auf einem Ball nachzudenken. Mich umgibt der hochſchimmernde Saal der Académie royale de musique, Louis-Philipp ſelbſt hat ihn auf Koſten ſeiner Civilliſte mit den reichſten Tapiſſerieen und Feſtguirlanden neu behängen laſſen, Muſard führt das Orcheſter, viele tauſend Kerzen brennen feenhaft in dem unermeßlichen

Saal, das glänzende Gewühl ſchöner Frauen im herrlichſten Schmuck wogt auf und nieder und läßt eine Zaubernacht träumen, wie man ſie nur in Märchen kennt. Da zeigt ſich ganz Paris im glänzendſten Wohlthätigkeits-Luxus, denn die Contretänze und Galoppaden dieſes Balls rauſchen nur deshalb ſo eifrig an mir vorüber, um den armen Lyonnern Brot zu tanzen! Das iſt ein lobenswerthes Stück Arbeit, und wer ein gutes Herz im Leibe hat, muß tanzen! Aber es wird für die tanzende Philanthropie, die ſo athemlos dahinfegt, faſt zu enge in dem großen Saal. Immer mehr Gäſte ſtrömen hinzu, man ſieht hier alle Notabilitäten der Politik, der Kunſt und der Mode ſich drängen, alle Berühmtheiten, Schönheiten und Eleganzen der Hauptſtadt wetteifern ſich zu zeigen und bemerkt zu werden, und das wachſende Getümmel benimmt zuletzt jeden Raum für die Tanzenden. Aus dem Tanzen wird ein allgemeines Spazierengehen, eine elegante Völkerwanderung ſchiebt ſich in allen dieſen bunten Maſſen durch den Saal, das Orcheſter Muſard's ſpielt dazu eine beliebte Cavatine aus dem Poſtillon von Lonjumeau, und am Ende iſt auch jede ſchrittweiſe Bewegung gehemmt, es entſteht einen Augenblick lang eine ſtille Pauſe, während

welcher man Zeit hat, über das Unglück der Uebervölkerung zu seufzen, das in demselben Moment, wo wir hier für die Armuth tanzen, als die zweite Gefahr des modernen Gesellschaftszustandes sich uns lästig genug aufdrängt! —

Einen anderen Ball, der später hier stattfand, muß ich noch erwähnen, indem er deshalb merkwürdig ist, weil er ausschließlich von der Haute-Volée von Paris ausging und zum Besten der Pensionnaire der ehemaligen Civilliste, in dem Salle Ventadour, veranstaltet wurde. Dies war ein ächt legitimistisches Tanzen, wo man alle Pracht und alle hohe Grazie des Faubourg St. Germain bewundern konnte. Auf diesem hocharistokratischen Ball sah ich auch die Tänzerin Taglioni; und eine der ehrwürdigen Patroneſſen des Festes, bei der ich mein Eintrittsbillet gelöst hatte, flüsterte mir in die Ohren, daß nur eine so chaste et noble danseuse, wie die Taglioni, eine Ausnahme machen dürfe von ihren Standesgenossinnen, um auf einem solchen Ball der höheren Gesellschaft zu erscheinen. In dieser Erläuterung selbst drückte sich freilich noch immer etwas Befremdliches aus, aber nur wer die höhere französische Gesellschaft nicht kennt, wird sich darüber verwundern, denn das Gesellschaftsleben ist nirgends so

ſtreng geſondert und namentlich gegen die Aufnahme von Schauſpielern, Künſtlern und allen einer ſchwankenden Kategorie zugehörigen Perſonen abgeſperrt als in Paris, wo nur Der auf eine geſellſchaftliche Ebenbürtigkeit Anſpruch machen kann, der völlig unabhängig in ſeinen Verhältniſſen und ſich ſeine Erſcheinung niemals bezahlen läßt. Die Taglioni hat übrigens noch von einer andern Seite her gewiſſe Ausnahme-Anrechte an die höhere Geſellſchaft, denn ſie iſt ſeit zwei Jahren verheirathete Gräfin Gilbert des Voiſins und hat nur als Künſtlerin ihren Namen Marie Taglioni beibehalten. Aber ſie tanzte dennoch mitten unter dieſem franzöſiſchen Hochtorythum nur ein einziges Mal, und zwar mit ihrem — Vater. Es war mir intereſſant, dieſe Grazie in der Nähe betrachten zu dürfen. Sie hat ernſte Augen, eine ſehr ſtark gewölbte, aber ſchöne Stirn, und eine merkwürdige, etwas gedrängte Bildung des Hinterkopfes. Ihr Körper iſt zart, dünn, ätheriſch, durchſichtig. Marie Taglioni iſt gütig und einfach in ihrem Weſen. Sie iſt ſehr gebildet, und ſoll ſich in fünf Sprachen mit Leichtigkeit ausdrücken, in keiner aber mit ſo ciceronianiſcher Beredtſamkeit, als in der ihrer Füße.

Auf dieſem Ball verabredeten die hohen Da-

men des Faubourg St. Germain das Concert für die Lyonner, das bald darauf im Saal des Vaurhall ſtattfand und wo der Eintritt zu 20 Frcs. angeſetzt war. Wie man in dem Saal Ventadour getanzt, ſo wurde hier im Vaurhall geſungen, nur mit dem Unterſchied, daß die Ariſtokratie beſſer tanzt als ſingt, beſonders wenn ſie aus ſo großer Angſt ſingt, wie es hier Lyons wegen geſchah. Für einen Penſionnair der alten Civilliſte legitimiſtiſch zu tanzen, iſt keine ſo große Kunſt für den Faubourg St. Germain, denn dieſe Penſionnaire ſind nie gefährlich geweſen; aber für die halbverhungerten Seidenarbeiter von Lyon, welche die reiche Ariſtokratie aus dem Takt zu bringen drohen, noch mit den richtigen Takten zu ſingen, muß eine ſchwierige Aufgabe ſein. Daraus erkläre ich mir wenigſtens, daß es mit der Muſik der Haute-Volée auf dieſem Concert ſo ſchlecht ging, denn man hörte nur wenige gute und ſichere Stimmen darunter, und die meiſten detonirten auf eine Weiſe, daß man hätte denken ſollen, die ganze Ariſtokratie würde auf der Stelle umſchlagen. Die Ariſtokratie hat lange genug in der Weltgeſchichte Falſett geſungen, hier im Saal des Vaurhall aber that ſie es zum Beſten des hungrigen Volkes, und da mußte man ſchon klatſchen.

Die interessante und geistreiche Gräfin Merlin und ihr Salon sind der eigentliche Mittelpunkt der vornehmen musikalischen Welt von Paris, und das Vaurhall-Concert ist seinen Virtuosen nach aus diesem Salon hervorgegangen. Die Gesellschaft der Gräfin Merlin beabsichtigt jetzt, ihre Privataufführungen zu einer Reihe von öffentlichen Concerten für die Armen zu machen, und das für die Lyonner, das 80,000 Frcs. eingebracht haben soll, war das erste dieser Art gewesen. Ich hatte noch nie einen solchen Reichthum von natürlicher Schönheit und glänzenden Toiletten auf einem Raum vereinigt gesehen, als in dem Concert des Vaurhall, in welchem die schöngeschmückte Gräfin Merlin, deren Stirn mit Rosen gekrönt war, was man in den diesjährigen Frühjahrsalons häufiger bemerkt, sowie Frau von Sparre und Dubignon nebst Duprez, der seit Kurzem bei der großen Oper angetreten ist, die hauptsächlichsten Solos übernommen hatten. Unser lieber und guter Landsmann Meyerbeer saß am Fortepiano.

Volk und Aristokratie haben lange in der Geschichte gewetteifert, wer die erste Stimme singen solle, und es schien vergeblich, ein harmonisches Concert beider Elemente zu Stande zu

bringen. Jetzt, wo das Volk die Magenſtimme zu ſingen anhebt, fängt die Ariſtokratie an, ſich einen Ton tiefer herabzulaſſen und, wenn auch nicht mit dem Volke, doch für das Volk zu ſingen. Als muſikaliſche Herablaſſung wirkte dieſe Tonveränderung unharmoniſch, da, wie ſchon bemerkt, ſo viele Detonirungen dabei vorfielen; ob aber eine politiſche Harmonie herauskommen werde, hängt von den weitern Modulationen der Magenſtimme des Volkes ab. —

6.

Das Foyer der großen Oper und die großen Geiſter von Paris.

(22. April 1837.)

— Herrn Meyerbeer, der ſo liebenswürdig und gefällig gegen ſeine deutſchen Landsleute in Paris iſt, verdankte ich einen guten Logenplatz bei der neulichen Aufführung ſeiner Huguenotten, in welcher Duprez als Raoul ſeine Antrittsrolle an der Academie Royale de Muſique ſang. Dieſer ungeheure und prachtvolle Opernſaal gewährt bei ſolchen Gelegenheiten, wo man nur mit den größten Schwierigkeiten einen Platz erlangt, einen merkwürdigen Glanzanblick und erſcheint wie eine Ausſtellung der ganzen faſhionablen Bevölkerung von Paris. Die Damen zeigen ſich hier nur in der ausgeſuchteſten Toilette, das Colorit des Saals

verlangt helle Farben und reichen Schmuck, und so schimmert und funkelt Alles darin von natürlicher und künstlicher Schönheit. Während der Zwischenacte tummelt man sich in den schönen geräumigen Corridors der Logen und im Foyer herum, das bei der großen Oper glänzender eingerichtet ist als in allen übrigen Theatern, und in der bunten Durcheinanderbewegung von allerlei Gruppen und Gestalten ein besonderes Interesse darbietet.

Die Musik von Meyerbeer's Huguenotten steht seinem Robert dem Teufel in gewisser Hinsicht nach, indem sie nicht so gediegen verarbeitet ist wie dieser, aber es ist in den Huguenotten ein unverarbeiteter Reichthum von bedeutenden Ideen, durch die sich der Componist zum Theil auf einen höheren und reineren Standpunkt zu schwingen sucht, als in seinen früheren Leistungen. Dieser Standpunkt scheint mir besonders darin ein eigenthümlicher, daß sich Meyerbeer in den Huguenotten zum ersten Mal von dem italienischen Opernstil loszusagen und auf eine selbständige Manier hinzuwenden strebt. Was aber dieser Musik noch fehlt, ist die künstlerische Einheit und ein vollendet ausgesprochener Gesammtcharakter. Man stößt in den Huguenotten auf ein Chaos von lauter einzelnen musikalischen Sätzen, die wie von allen

Winden und aus allen Weltgegenden zusammengewebt erscheinen, und mit denen ein seltsamer Wucher getrieben wird. Es ist bald ein Maskenball, bald ein Trödelmarkt, bald ein Schlachtgewühl, bald ein feierliches Hochamt von Tönen. Es ist eine, ich weiß nicht ob absichtliche, Unruhe in Meyerbeer's Musik, die sich noch immer nicht setzen kann, er schlägt tausend reichhaltige Themen an, führt kein einziges durch, läßt plötzlich Alles liegen, und überrascht am Ende durch eine ungeahnte Wendung, die an sich vortrefflich ist, aber keinen Frieden gibt. Man wälzt sich in seiner Musik wie im Fieber herum, man wird geküßt und umarmt, aber auch gestoßen und geprügelt von ihr, man muß mit ihr durch Feuer rennen und durch Wasser schwimmen und Alles in Einem Athem und athemlos. Kein Glied ist vor Anfechtung sicher, wenn Meyerbeer Musik macht. Seine Töne packen uns vor die Brust, schleifen uns bei den Haaren, kratzen uns die Augen aus, saugen sich mit Leidenschaft an unser Herz an, trinken unser Blut und entzünden eine krampfhafte Wonne in unsern Nerven. Sie buhlen sich mit unserer ganzen Reizbarkeit zu Tode. Ueberdruß und Erschöpfung balgen sich mit dem Entzücken, ein schöner Engel spielt die Orgel und

ein Teufel ſchneidet Geſichter und Capriolen dazu. Ein göttlicher Vogel ſchwingt ſich prachtvoll in die Lüfte, und eine wilde Katze jagt ihm nach, während ihr in demſelben Augenblick ein Affe in den Schwanz beißt, daß ſie laut aufkreiſcht. Geiſter laſſen ſich auf die Erde hernieder, fangen einen ungeheuern Tumult an, es entſteht eine große Schlägerei, man ruft die Polizei hinzu, murmelnde Chöre, wie von bärtigen Propheten und Richtern geſprochen, fallen beſänftigend und ſcheltend dazwiſchen, dann ſchreit Einer: Feuer! man eilt mit Sprützen, Pieken, Haaken und Löſcheimern herbei, es ergibt ſich, daß Alles nur blinder Lärm war, und endlich geht die Sonne auf, auf Einmal ſitzt man in der Kirche, man weiß ſelbſt nicht wie, erſt war großes Ballet und dann iſt plötzlich Kirche, gewöhnlich iſt es eine herrliche Decoration, und Meyerbeer entfaltet in dieſen letzten Triumphaufzügen ſeiner Töne eine großartige Benutzung und Kenntniß aller Inſtrumente. Dieſer tumultuariſche Miſchcharakter ſeiner Compoſitionen iſt jedoch nicht das Werk einer überkühnen Phantaſie und Genialität bei Meyerbeer, die ihn wie eine Windsbraut fortriſſe, ſondern es erſcheint dies Alles durch Studium zuſammengeſucht nnd ſelbſt die Anarchie daran iſt ausge-

klügelt. Meyerbeer iſt der Eklektiker in der Muſik, und macht als ſolcher eine zeitgemäße Wirkung auf die blaſirten franzöſiſchen Nerven, die mit Reizmitteln überſchüttet werden müſſen. Man kann nicht ſagen, daß die Sirenenſtimme der Sinnlichkeit in Meyerbeer's Muſik überwiegend ſei, wie es bei Roſſini iſt, deſſen Pauken und Blechinſtrumente ſich plötzlich wie von ſelbſt in berauſchende Opiate verwandeln, die uns in einen himmliſchen Leichtſinn verſetzen; bei Meyerbeer iſt der Verſtand das erſte, und die Sinnlichkeit macht bei ihm den Umweg durch den Verſtand, der mit Abſicht ſinnliche Wirkungen hervorzurufen und ausfündig zu machen ſtrebt. Aber ihm iſt noch nicht dieſe künſtleriſche Verſchmelzung beider Elemente gelungen, durch welche ſich zum Beiſpiel Halévy in der letzten Zeit ausgezeichnet hat, obwohl dieſer von den Franzoſen bei weitem weniger geſchätzt wird als Meyerbeer.

Nachdem ich die meiſterhafte und eigenthümlich gearbeitete Ouverture der Huguenotten bewundert, und von dem erſten Act ſo vielerlei Anregungen durch einander erhalten hatte, daß mir der Kopf zu ſpringen drohte, ſtürzte ich im Zwiſchenact in das Foyer hinaus und fand hier einen durchein-

andergewirrten Knäuel der allerverschiedenartigsten Gestalten. Am darangränzenden Corridor des ersten Ranges sah ich auch Herrn Jules Janin wieder, den ich einige Tage zuvor besucht hatte, und der mir hier am Arm seiner hübschen und chinesisch frisirten Marquise begegnete. Herr Janin genießt einer großen Popularität in Paris, und wenn er in den Foyers der Theater in den Zwischenacten sich ergeht, erlebt er jeden Augenblick das horazische digito monstrari, und man sieht es ihm an, daß er in seinem großen Ruhm glückselig plätschernd umherschwimmt wie der Fisch im Wasser. Er ist ein junger fettgenährter Mann, mit einer außerordentlichen Legerität des Betragens, die zuweilen liebenswürdig, zuweilen unausstehlich ist. Er hat ein Gesicht, wie Murillos seine Bauerjungen so unnachahmlich originell zu malen pflegt, auch in demselben Colorit, und dieselbe Schalkhaftigkeit und Naivetät verrathend. Was an seinem Stil, wenn er schreibt, oft etwas Reizendes hat, kann man anders dies behagliche und coquette Sichausstrecken auf dem Faul- und Lotterbette einen Stil nennen, Das wiederholt sich an seiner eigenen Persönlichkeit weniger anziehend, und erscheint in dieser entweder als Mangel an Le-

bensart oder verräth noch den aus der Provinz gekommenen Schriftsteller. Vor mehreren Jahren erinnere ich mich eine sehr liebenswürdige biographische Skizze von Janin gelesen zu haben, die er selbst über sich geschrieben und seinen hoffmannisirenden **Contes fantastiques et littéraires**, die an sich wenig taugten, vorgesetzt hat. Da thut Janin naive Geständnisse über das Glück eines jungen Mannes, der plötzlich aus seinem freudlosen Departement mitten unter die glänzenden und feenhaften Genüsse der Hauptstadt, in Theater, Oper, Concert und Salon sich versetzt sieht, der durch den Reiz und Stachel aller dieser Herrlichkeiten zum Schriftsteller und Recensenten wird, dessen Stimme immer mehr als eine entscheidende sich geltend macht in dem modischen Kunstleben von Paris, der endlich als berühmter Kritiker seine eigene Loge im Theater hat und Abends am Arme einer schönen Dame hineinwandelt, um gesehen, beneidet, gefürchtet und in seiner Miene, was sie wohl urtheile, belauscht zu werden. Alles dies und noch mehr hat Herr Jules Janin nun erreicht, er ist ein großer Feuilletonist geworden, bezieht 30,000 Frcs. jährliche Einkünfte blos für seine Montagsartikel im Journal des Débats, hat im Theater seine Loge, und dazu eine wunderschöne Marquise, die er

Abends an ſeinem Arm in dieſe Loge führt. Der Glückliche, hat er nicht Alles, was er ſich mit ſo reizenden Farben ausgemalt? Ich könnte ihn beneiden, um ſein Feuilleton, um ſeine Honorare, um ſeine Loge und um ſeine Marquiſe, wenn er nicht nebenbei noch Jules Janin wäre! Auch beklagte er es einmal gegen mich, daß er unglücklicherweiſe kein Wort Deutſch verſtände! Nun möchte ich gar nicht Jules Janin ſein, und bekäme ich auch ſein Feuilleton, ſeine Honorare, ſeine Theaterloge und ſeine Marquiſe! Das bischen Deutſch, das man verſteht, wenn man auch in Deutſchland ſelbſt viel Unglück damit haben kann, iſt doch immer etwas werth, und wer hat nicht in Frankreich ſeine deutſche Sprache neu liebgewonnen, ſollte er auch in ſeinem Vaterlande daheim beſſer thun, als Schriftſteller karaibiſch zu ſchreiben denn deutſch, um weniger Argwohn zu erregen. Aber was ich im Franzöſiſchen weltmänniſch und conventionnell ausdrücken muß, dem verſchaffe ich im Deutſchen eine reinere und vollere menſchliche Genugthuung, und ſelbſt das vielverſchrieene deutſche Herz und die ſehr berüchtigte deutſche Geduld, inſofern ſie dem deutſchen Ausdruck immer unverkennbar anhaften, erſcheinen mir in der Fremde wie Familienmaale

und Leberflecke, an denen man gerade seine theuersten Verwandten erkennt.

Dies dachte ich ungefähr, als Herr Janin gegen mich bedauerte, daß er kein Deutsch verstände, und deshalb eine Reise nach Deutschland, welche man ihn in unsern Journalen schon so oft hat antreten lassen, einigermaßen scheue; was sonst eben die Franzosen nicht abzuhalten pflegt uns zu besuchen. Ich betrachtete mir dabei die Marquise Lacarte, die an seinem Arm wandelte und als einschmeichelnde Grazie neben dem gefürchtetsten Kritiker von Paris herging. Sie ist die Tochter eines bekannten Bildhauers, hat sich einer früheren unglücklichen Ehe durch Jules Janin entführen lassen, und macht jetzt mit ihm Menage, auf einem sehr glänzend eingerichteten Fuß. Da es schon etwas Gewöhnliches geworden, die prachtvollen Haushalte der französischen Modeliteraten zu beschreiben, so habe ich darüber gar nichts in meinem Tagebuche angemerkt, als ich von Herrn Jules Janin kam; nur auf seinem Flur fiel mir ein ruhender Amor auf, dem aber ein Finger abgeschlagen worden, und zwar, als ich näher zusah, gerade der Schreibfinger. Dies war so sonderbar und ominös, daß man dabei auf verschiedenerlei Gedanken kommen konnte, namentlich aber auf den, daß der Schreib-

finger, der in seiner unversehrten Gestalt der Finger eines Gottes ist, abgehauen zu werden verdient, sobald er sich für Geld krümmt und statt der freien Feder eine bestochene führt. In der That hat Janin's Ruf in der letzten Zeit sehr gelitten, weil sein Schreibfinger käuflich geworden und nicht mehr der Finger des unschuldigen Amor ist, der sonst in seinen Schriften so harmlos gaukelte. Janin schreibt jetzt für Geld, aber für vieles Geld, Alles, was man von ihm verlangt, und macht auch selbst in seiner offenen Weise kaum ein Hehl davon. Er ist der bezahlte Gelegenheitskritiker von ganz Paris geworden und weiß jedes Ding gleich hübsch herauszustellen, mag es nun Tragödie oder Lustspiel, eine Hochzeit oder eine Leichenfeier, eine industrielle Unternehmung, ein philosophisches System, ein diabolischer Roman, eine Hofceremonie oder ein Vaudeville sein, für Alles hat er seinen gewandten und gleißnerischen Stil in Bereitschaft, der mit ganz Frankreich lustig zu buhlen versteht. Es ist in der That ein Unglück, einen so gewandten Stil zu haben, denn nichts verführt leichter zur Grundsatzlosigkeit als der Stil, wenn dieser nicht selbst schon aus einem grundsatzfesten Charakter hervorging. Janin's Stil ist die leichtgeschürzte und

leichtfüßige Schöne, die im Rausch ihrer eigenen verführerischen Bewegungen ihre ganze Reputation vertanzt, die im Ballsaal bis auf den letzten Mann aushält und zuletzt mit den Laquaien walzt, wenn kein anderer mehr da ist zu ihrem Willen. Auch in der Politik ist ihm Alles gleich, Jules Janin's Stil walzt jetzt mit allen Parteien, obwohl er ursprünglich einige carlistische Sympathieen zur Schau getragen hatte.

Hier im Foyer der großen Oper fiel das Gespräch mit Janin zufällig auf Heine, den er sehr lobte als einen distinguirten Geist. Man hat in Deutschland wo überhaupt Herr Jules Janin einen unnöthigen Ruhm genießt, ihm die Ehre angethan, ihn mit Heine zu vergleichen, was aber, trotz mancher verwandten Charakterzüge, im Ganzen ein zu großer Gesichtspunkt für den stilgewandten Feuilletonschreiber ist. Indeß urtheilt Jules Janin selbst über seine eigenen Leistungen bescheiden, und eine gewisse Offenherzigkeit und Naivetät über sich selbst, die bei dem aus der Provinz gekommenen jungen Schriftsteller zuerst anzog, ist ihm auch auf seiner jetzigen Stufe des Glanzes und der innern Ueberlebtheit noch treu geblieben. Er sagte mir, er halte sich selbst nur für einen Autor „du troisième ordre," und es gebe viele große

Geiſter der franzöſiſchen Literatur über ihm, wie namentlich Lamartine und Madame Sand, die er außerordentlich verehre und niemals erreichen werde. Ich beſtätigte ihm dies, ſo viel es franzöſiſche Höflichkeit und deutſche Gutmüthigkeit erlauben wollten, und erzählte ihm nur noch von dem bedeutenden Erfolg, den ſein Barnave in Deutſchland gehabt, wo es ſeltſamer Weiſe einige Bewunderer dieſes Romans gibt, die denſelben über Alles ſtellen, was in neueſter Zeit hervorgebracht worden. Herr Janin mochte damit zufrieden ſein, obwohl ihm an deutſchem Ruhm wenig gelegen ſcheint, da ihm derſelbe kein Geld einbringen kann. Der deutſche Schriftſtellerruhm iſt in der That eine rumford'ſche Hunger- und Knochenſuppe gegen den franzöſiſchen; deutſcher Schriftſtellerruhm bringt wenig Geld, verſchafft keine Marquiſe, und höchſtens eine freie Wohnung an einem unwillkommenen Ort. Jules Janin beſchäftigt ſich faſt gar nicht mehr mit größeren Werken, zu denen auch ſein aphoriſtiſches Talent, worin er allerdings eine Aehnlichkeit mit Heine hat, nicht ausreichen mag; und er denkt auch inskünftige alle Productionen, die einen längeren Athem erfordern, zu meiden. Er ſteht des Morgens um elf Uhr auf und ſchreibt dann ſeine

kleinen piquanten Feuilletonartikel, deren Manier ſich freilich mit der Zeit immer mehr abſtumpft und ziemlich matt und alltäglich zu werden anfängt. Aber es gefällt ihm beſſer, ſich als Schriftſteller in dieſer loſen und gelegenheitlichen Art zu ergehen, als Pirouette des pariſer Tagestreibens, und er geſteht ſelbſt, daß dies ſeiner Faulheit und Bequemlichkeit, aber auch ſeiner Gewinnluſt am meiſten zuſage. Dabei lächelte er ganz allerliebſt und ſchalkhaft. Es iſt jetzt in der Welt bei vielen Leuten eine gewiſſe Offenheit Mode geworden, die man zuweilen auch noch bei einem andern Namen nennen könnte, die aber doch einen ſehr originellen Zug hat. Man legt nämlich ſelbſt ein offenes Geſtändniß ſeiner Nichtigkeit oder Verlorenheit ab, mit etwas Witz und guter Laune gewürzt, und glaubt dadurch nicht nur ſich über ſich ſelbſt zu erheben und frei auszugehn, ſondern auch noch obenein zu dem höchſten Standpunkt der Genialität, den es gibt, ſich aufgeſchwungen zu haben. Herr Janin iſt aber nicht nur als großer Feuilletonſchreiber, ſondern auch als großer Eſſer in Paris berühmt. —

Doch auf Wiederſehen, Herr Jules Janin! Es iſt Zeit, daß ich wieder in meine Loge zurückgehe, der zweite Act der Huguenotten nimmt

ſeinen Anfang, und wir dürfen Beide keine Note von Duprez verſäumen, Sie aus Rückſicht auf Ihr Feuilleton, und ich aus Rückſicht für meine Reiſebeſchreibung, von der ich Ihnen ein Exemplar zur Beurtheilung in Ihrem Feuilleton zuſenden werde! Duprez hat in der That eine wunderbare Stimme und ich habe noch von keinem Tenor ein ſo ſchönes Adagio vernommen, in welchem dieſer Sänger das Ausgezeichnetſte hören läßt. Man war im Publikum ſehr geſpannt, ob Duprez in dieſer Rolle des Raoul genügen werde, da ſeine vorzüglichſten Leiſtungen bisher nur dem entſchiedenen italieniſchen Geſange angehört hatten, aber jetzt wogt der unermeßliche Saal faſt von Enthuſiasmus über und man kann ſich ſelbſt nicht genug thun in Beifallsbezeugungen. Das franzöſiſche Theaterpublikum iſt ſo feuerfangend, daß es, einmal aufgeregt, kaum das Ende einer Arie erwarten kann, um ſeinen fürchterlichen Beifallsſturm loszulaſſen, es unterbricht damit rückſichtslos die Scene und allen Zuſammenhang, und verdirbt ſich ſelbſt durch ſeinen Enthuſiasmus den eigentlichen Kunſtgenuß, auf den es ihm freilich bei einer Oper weniger ankommt. Das franzöſiſche Publikum hat im Allgemeinen keinen gebildeten Sinn für Muſik, es folgt überhaupt bei

Kunſtgenüſſen nur einem nicht immer allzuglücklichen Inſtinct, oder es läßt ſich durch ſeine eigenthümliche Rage leiten, die meiſtentheils die Stelle der Begeiſterung bei ihm vertritt. Meyerbeer könnte jetzt einen wichtigen Durchgangspunkt für die muſikaliſche Bildung der Franzoſen abgeben, wenn er die bedeutſame Aufgabe, die ihm in Frankreich zu Theil geworden ſcheint, richtig ins Auge faßt und verfolgt. Er hat ſich jetzt einen Ruhm in der pariſer Kunſtwelt erworben, den man einen herrſchenden nennen kann, da man hier in der Muſik faſt nichts mehr als Meyerbeer zu kennen ſcheint, und ſeinem Genius, der ſich allerdings nicht ohne Gewaltſamkeit ſo geltend machen konnte, überall die größten Huldigungen entgegenkommen. Nachdem er aber nun einmal feſten Fuß gefaßt, ſollte er raſch durch einen genialen Wurf die Sache umkehren und es mit den Franzoſen ſo machen, wie ein großer und großmüthiger Feldherr, der die Barbaren nur deshalb mit Feuer und Schwert beſiegt hat, um ihnen unter ſeinem Scepter die mildere Cultur beizubringen. Nachdem Meyerbeer durch manche Gräuel ſeiner bisherigen Muſik die Franzoſen ſich unterworfen, nachdem ſeine Töne durch Feuer, Schwert und grauſames Ret-

tengeraſſel den franzöſiſchen Geſchmack beſiegt und ihn vor ihren Triumphwagen geſpannt haben, iſt es nun Zeit für ihn, ſich als den wahren Friedensgott in der Muſik zu demaskiren. Jetzt iſt es Zeit für Meyerbeer, ein milderes Weltalter ſeiner Töne regieren zu laſſen. Nachdem er bisher in ſeinen Opern nur Krieg geführt, und in der That einen Krieg gegen die Barbaren, denn nur gegen ſolche bietet man dieſe Bomben, Böller und Höllenmörſer auf, muß er jetzt darauf bedacht ſein, Frieden mit den Muſen zu ſchließen, oder vielmehr das Reich der wahren Muſen in Frankreich zu begründen. Es fragt ſich, ob er nun im Stande ſein wird, einen einfachen, ſeelenhaften, deutſchen Ton in der Muſik anzuſchlagen, um dadurch den franzöſiſchen Kunſtgeſchmack zu läutern und gediegen zu machen? Dieſen letzteren Einfluß auszuüben, käme, wie es mir ſcheint, nur auf Meyerbeer an, da das Beſſere hier, wenn auch nicht durch die Sache ſelbſt, doch durch ſeinen Namen in die Mode gebracht werden könnte! Mitunter ſcheint es wirklich in den Huguenotten, als ſei Meyerbeer im Begriff, eine Metamorphoſe ſeiner Manier vorzunehmen, oder er ſetzt wenigſtens darin zu einem Stil an, der eine Anwartſchaft auf eine höhere

Kunſtvollendung gibt. Sind nicht in dieſen Huguenotten oft die wunderbarſten Sachen, von denen man überraſcht und hingeriſſen wird, aber es fehlt allem dieſem Reichthum meiſtentheils die Einfachheit, die ihm einen größeren künſtleriſchen Werth verleihen würde, oder vielmehr alle dieſe Schlacken und Klumpen ſind noch nicht in dem Schmelzfeuer der Kunſt gehörig ausgeſchmolzen und dadurch geläutert. Und doch iſt auf der andern Seite wieder nur zu viel Kunſt daran ſichtbar. Aus allen in den Huguenotten angeklungenen Themen hätte der Componiſt recht gut drei Opern ſchreiben können. Meyerbeer verwendet auf ſeine Werke ſo ungeheure Arbeit, daß man wünſchen könnte, er möchte ſich dieſelbe vereinfachen und etwas leichter machen, um auch ſeinen Zuhörern das Leben leichter werden zu laſſen. Aber man ſieht es zugleich ſeiner Muſik an ihren Ausdehnungen an, daß ſie ein franzöſiſches Theaterpublikum vor Augen hat, dem in dem Raum eines Abends nicht genug für ſein Geld geboten werden kann, und das an ſeinen endlos langen Theaterabenden ſeine Künſtler gewiſſermaßen bis auf den letzten Rock ausplündert. Indeß meint es Meyerbeer, bei allen irreleitenden Anklungen, denen er hier an Ort und Stelle ausgeſetzt iſt, doch zu

treu und gut mit der Kunst selbst, als daß er nicht seine wichtige Stellung, zu der er jetzt in der Musik durchgedrungen, lieber zu dauernden Einwirkungen, als zu bloßen Tagestriumphen benutzen sollte. Freilich darf man sich nicht verhehlen, wie gewagt es sein muß, dem größeren pariser Publikum etwas Besseres zu geben, als es haben mag und aufzunehmen versteht. Aber es finden sich so viel halsbrechende Wagestücke in Meyerbeer's Musik, daß er wohl auch noch das Wagestück mit dem guten Geschmack hier in Paris versuchen könnte! Das Publikum zeigt hier einen großen Musikenthusiasmus, es ist wahr, aber man sehe die beiden schön costumirten Damen auf der Vorderbank meiner Loge, und gebe Acht, bei welchen Stellen sie ihr: c'est très bien! c'est beau! c'est admirable! ausrufen und wie sie mitten in einer Arie klatschen, als wenn sie besessen wären! Mir wurde dieser Enthusiasmus allmälig so lästig, daß ich froh war, als am Ende des zweiten Aufzugs der Vorhang fiel und ich wieder hinaus eilen konnte auf die Corridors. —

Draußen traf ich wieder Herrn Janin mit seiner Marquise, aber ich stürzte mich diesmal eiligst in das Gewühl des Foyer, um anderer Gestalten habhaft zu werden. Hier begegnete ich Herrn

Eugène Scribe, deſſen perſönliche Bekanntſchaft ich Herrn Meyerbeer zu verdanken habe, da dieſer allezeit beſchäftigte und im Gebären begriffene Schriftſteller ſonſt nicht leicht einen Fremden in ſeinem Hauſe empfängt. Scribe iſt jetzt offenbar der geldreichſte Schriftſteller in ganz Europa und hat an ſeinen zahlloſen Werken ein laufendes Capital, das ſich ihm täglich verzinſt, da er für jede Aufführung ſeiner Stücke auch auf der kleinſten Winkelbühne Frankreichs bei der Einnahme betheiligt iſt. Ich betrachtete mir dieſen Cröſus der Schreibfeder mit einem aufrichtigen Staunen, und auch jetzt, als ich ihn das zweite Mal ſah, hätte ich ihn gern nach dem gegenwärtigen Cours ſeiner Papiere gefragt, denn er kam mir wie ein Banquier vor, und in der That erſcheinen die meiſten der heutigen franzöſiſchen Literaten mehr wie Banquiers ihres Talents, denn wie Schriftſteller. In ihren prächtig eingerichteten Wohnungen ſitzen ſie gewöhnlich wie in einem glanzvollen Kaufmannsgewölbe zur Schau und vermehren durch dies aufſehenerregende Gepränge, wie jeder kluge Kaufmann, ohne Zweifel noch ihre guten Geſchäfte. Wenn in den Journalen ſteht, daß ſich dieſer oder jener Literat von ſeinen Honoraren ein Landgut gekauft oder einen goldenen

Stiefelknecht, ein perlenbesponnenes Sopha und einen mit Diamanten besetzten Schreibtisch angeschafft hat, so steigt dadurch sein nächsterscheinendes Werk gewiß bedeutend im Preise. Herrn Scribe aber kann man mindestens nicht vorwerfen, daß er aus wenigem Geist vieles Geld zu machen verstanden, denn ursprünglich liegt seiner leichtsinnigen und frivolen Schöpferkraft sogar viel Geist zu Grunde, aber man kann dennoch nicht läugnen, daß ihn das Geld mehr treibt als der Geist. Der Geist vermehrt in der Welt bei weitem nicht so stark und so schnell seine Capitalien, und die ganze Geschichte beweist, wie langsam es geht, ehe der Geist seine Procente einbekommt. Herr Scribe konnte sich nur dadurch Landgüter erwerben, daß er auf einen schnelleren Umsatz seiner Capitalien bedacht war, und so machte er bei Zeiten seinen Geist gänzlich zu Papiergeld und zog in kurzer Frist unermeßliche Zinsen davon zusammen. So faßte er in seinen Stücken den Zeitgeist richtig auf, indem er ihn zu Geld machte, und gewiß hat aus allen Parteiwirren dieses Jahrhunderts Niemand einen so reellen Vortheil gezogen als Scribe. Selbst die Weltgeschichte wird sich nicht rühmen können, soviel dabei verdient zu haben. —

Als ich jetzt mit Herrn Scribe das Gedränge des Foyer durchlief, fragte er mich nach den Eigenthumsverhältnissen der dramatischen Schriftsteller in Deutschland, da er gehört, daß ein dasselbe betreffendes und schützendes Gesetz auch bei uns im Werke sei. Ich erwiederte ihm, wie ich nicht glaubte, daß etwas Erhebliches dafür in Deutschland geschehen würde, weil man in unserm Vaterlande Literatur und Kunst nicht unterstützt, sondern immer entweder eine feindliche Stellung zu den geistigen Hervorbringungen der Nation angenommen oder sie ihrem eigenen precären Schicksal überlassen hat. Ist man doch noch nicht einmal über die unbedingte Unzulässigkeit des Nachdrucks bei uns im Klaren. Geschieht aber etwas für diese Sache wie überhaupt für die Sicherstellung des literarischen Eigenthums in Deutschland, so kommt es gewiß aus Preußen, wo man darüber die edelsten und liberalsten Grundsätze hegt. In der That, es wäre recht hübsch, Herr Scribe, wenn Sie auch von jeder Uebersetzung, die von Ihren Stücken auf einer deutschen Bühne gegeben wird, eine Steuer erheben könnten! Ihre Capitalien würden sich zwar dadurch nur um ein sehr Geringes vermehren, aber wenn sich dies immer weiter ausdehnt, dürften Sie bald, wie

Philipp II., ſagen, daß in Ihrem Reich die Sonne nicht untergeht. Denn gibt es wohl einen nur irgend theatraliſch bewohnten Welttheil ohne Scribe, und nun an allen die'en Weltenden bei der Einnahme betheiligt zu ſein, — mir ſchwindelt der Kopf, Herr Scribe!

Eugène Scribe iſt noch ein Schriftſteller im rüſtigſten und lebhafteſten Mannesalter, und bei der reißenden Geſchwindigkeit, mit der er ſeine Arbeiten von ſich ſchleudert, kann er ſeine Capitalien noch unendlich vermehren. Seltſam, ich hatte mir unter Scribe einen ſteinalten Mann vorgeſtellt, da ſeine ungeheuere Nachkommenſchaft, in der er es noch viel weiter gebracht als Vater Priamus in Troja, mir längſt auf ein patriarchaliſches Alter hinzudeuten ſchien, denn wer kann ſeine Stücke zählen, ohne dieſe Fruchtbarkeit mit ehrfurchtigem Staunen zu bedenken! Freilich ſteht er zu vielen ſeiner Stücke nur im Verhältniß einer ſolidariſchen Vaterſchaft, indem er ſie mit ſeinen ſogenannten Collaborateurs gemeinſam verfertigt, und dieſe oder jene von den unter ſeinem Namen erſchienenen Komödien, die beim Billardſpiel entſtanden, weiß vielleicht gar nicht, wem ſie ihre arme Seele zu verdanken hat. Es iſt ein Glück für dieſe Bagatellen, daß ſie nicht un-

ſterblich ſind, ſonſt würden ſie nach ihrem Tode in die größte Verlegenheit gerathen, ob ſie ſich der Monade des Herrn Scribe oder des Herrn Melesville oder des Herrn Deſaugiers zurechnen ſollen. Scribe hat eine intereſſante und ſcharfpointirte Perſönlichkeit, die dem ſchnellen, belebten, geſellſchaftlich gewandten und ſtechenden Weſen ſeiner Stücke entſpricht, und in ſeinem Geſicht gibt es einen etwas maliciöſen Zug, der auch an die Pointe in einigen ſeiner Komödien erinnert, z. B. an: **Une chaumière et son coeur**, worin mit einer geiſtreichen Satire aller Idealität der Gefühle Krieg erklärt und Hohn geſprochen wird. Herr Scribe macht ſich darin luſtig über den ſüßen Hang der Liebe nach Abſonderung von der Wirklichkeit, über jenen Idealismus der zärtlichen Seele, die nichts begehrt als eine niedrige Hütte, grobes Brot und ein geliebtes Herz, um glücklich zu ſein. Dieſen Idealismus eines edlen weiblichen Gemüths, wie ſchneidend hat ihn Scribe in ſeinem Drama zu erniedrigen verſtanden! Es iſt eine Blasphemie gegen jede empfindſame Seele, aber das Allerſchlimmſte iſt noch dabei, daß Scribe — Recht hat, oder daß wenigſtens die Wirklichkeit ihm Recht gibt! Um ſo weniger aber gefiel mir der Zug in ſeinem Geſicht, der **Une chaumière**

et son coeur geſchrieben. Es war ſonſt eine Favoritphraſe der franzöſiſchen Sentimentalität: une chaumière et son coeur! An die Stelle von Herz und Hütte ſind aber in der heutigen Welt Esprit und Salon getreten, das Herz iſt aus der Mode gekommen, und die Liebe accommodirt ſich der guten Geſellſchaft. Der fatale Scribe, wie Recht er hat, daß er Herz und Hütte lächerlich macht!

Herr Scribe hat ſehr oft in ſeinen Stücken Recht, weil er niemals in irgend einer einſeitigen Richtung des Gemüths oder einer Parteianſicht befangen iſt, ſondern es ſtets vorgezogen hat, ſich über alle Richtungen und Parteien zuſammengenommen zu moquiren. Dadurch beſonders hat er in Paris, wo man überall Stichwörter des Tages herauszuhören ſucht, eine ſolche faſt univerſaliſtiſche Wirkung gehabt, da ſich in ſeinen Stücken ein ſatiriſches Volksbewußtſein darzuſtellen ſchien, das alle Parteien neckt, jede beobachtet und von keiner ſich imponiren läßt. Nur das Juſtemilieu fährt geradezu ſchlecht in ſeinem Monſieur Cagnard, und bekommt in dieſem artigen Vaudeville von der linken Seite ſowohl als von der rechten Prügel, indem ſich dabei auf eine handgreifliche Weiſe ſeine eigene Vielſeitigkeit an ihm rächt. Dies ironiſche Darüberſtehen über allen

Parteien, das allerdings der Komödie geziemt, iſt jedoch bei Scribe, wie es mir ſcheint, nicht das Werk eines höheren Bewußtſeins, ſondern lediglich das Thun des geiſtreichen Modeſchriftſtellers, der das prickelnde und reizende Prinzip in der Geſellſchaft abgibt. Wirklich repräſentirt vielleicht kein Schriftſteller ſo treu als Scribe die heutige pariſer Geſellſchaft, ihre geniale Gemüthloſigkeit, ihre lachende Zerfallenheit mit den Prinzipien, jene glänzend ſchimmernde Humanität, die Alles gewährt und Nichts, und jene penetrirende und zerſetzende Säure, die überall Parteiungen bildet und doch auch wieder jede Partei in ſich ſelbſt paralyſirt.

Das neueſte Stück von Scribe iſt jetzt: **La Camaraderie**, das auf dem Theatre français unaufhörliche Aufführungen und mit beſtändigem Beifall erlebt. In dieſer Komödie hat Scribe wirklich den Nagel auf den Kopf getroffen, um die Charlatanerie heimiſcher Lebenszuſtände nach einer gewiſſen Richtung hin zu bezeichnen. Hier haben wir eine ächt moderne Komödie, die ganz auf politiſchen und realbürgerlichen Intereſſen gegründet iſt, eine zeitgemäße Gattung, die, wenn es einmal gelingen ſollte, ſie nach Deutſchland zu verpflanzen und in die höhere poetiſche Sphäre

des deutſchen Tiefſinns hineinzuheben, dort einen großartigen Umſchwung der ganzen Nationalliteratur hervorrufen würde. Dieſer Camaraderie von Scribe aber gebricht die innere Macht der Poeſie, es muß dieſe ſatiriſche Behandlung der bürgerlichen Verhältniſſe auch etwas dichteriſchen Morgenthau und feuchten Schmelz haben, ſonſt ſteht ſie gar zu froſtig und ſchneidend auf der Bühne da. Scribe behandelt ſein Thema, wie immer, mit eleganter Leichtigkeit und einer gewiſſen Symmetrie, mit durchdringendem Scharfblick und einer kurzangebundenen Abfertigung der Charaktere und Verhältniſſe, aber es macht mehr den Eindruck eines dramatiſirten Journalartikels oder einer theatraliſchen Gelegenheitsſchrift, als einer poetiſchen Gattung, welches die Komödie ungeachtet aller ihrer bürgerlichen Freiheiten immer bleiben muß. Die neuere franzöſiſche Poeſie hat aber darin einen unglücklichen Takt bewieſen, daß, während ſie im Trauerſpiel zu bizarren und phantaſtiſchen Mißgeburten einer der Wirklichkeit nicht gemäßen Schrecklichkeit ſich verirrte, ſie dagegen in der Komödie an das Gewühl des Alltagslebens ſich verloren hat, deſſen Geſtalten ſie unmittelbar von der Straße aufrafft, ohne ſich auch nur die Mühe zu geben, ihnen zuvor ein hochzeitliches

Kleid anzuthun. Die Komödie soll natürlich nicht idealisiren, aber sie soll, wenn sie auch die baarste Stubenwirklichkeit wiedergibt, dieselbe doch mit einigen Sonnenstäubchen poetischer Intention besprengen. Was aber die zeitgemäße Bedeutung von Scribe's Camaraderie anbetrifft, so ist besonders diejenige Gruppe, welche in seinem Stück die Association der Mittelmäßigen bildet, von einer stechenden und höchst beziehungsreichen Wirkung. Dieser Grundgedanke ist geistreich, auf die Association der Mittelmäßigen in dem heutigen Gesellschaftszustande hinzuweisen, und zu beschreiben, wie diese durch ein enges und auf Gegenseitigkeit gegründetes Bündniß Bedeutung und Ansehen, Deputirtensitze und Ehrenstellen erlangen, indem sie in ihren Erfolgen sogar das Talent zu überflügeln wissen. Zwar bleibt von dem scribe'schen Stücke am Ende die Moral übrig, daß das, wodurch man sich in der Welt halte, doch nur das Talent sei, aber er hat die außerordentliche Macht, welche die Mittelmäßigkeit bereits in der Welt gewonnen, nicht minder in großen und eindringlichen Zügen hingestellt, denn die Mittelmäßigkeit ist es hier, die alle diese Intriguen und Verwickelungen angezettelt und eine Bewegung verursacht hat, wie sie das Talent durch sich

ſelbſt und zu ſeinen Gunſten nicht hervorbringen konnte, wenigſtens nicht in dieſem gegenwärtigen Moment der politiſchen und ſocialen Verhältniſſe. Ich glaube, man kann in dieſer Anſchauung noch weiter gehen, und behaupten, daß es einen Augenblick lang einen Triumph der Mittelmäßigkeit in der heutigen Weltepoche geben wird. Freilich nur einen Augenblick lang, aber einen ſchrecklichen, peinlichen, langweiligen Augenblick. Dieſer Augenblick kann vielleicht mehr an der Menſchheit verwüſten, als alle Anarchie und aller Despotismus früherer Zeiten, als alle Ausſchweifungen der genialeren Epochen. Alle Anſtalten zu dieſem Augenblick ſind in den Combinationen der heutigen Zuſtände getroffen. Louis-Philipp hat zuallererſt ein ſolches Weltalter entſchieden angedeutet, indem er eiferſüchtig den Einfluß der Talente von ſeinem Cabinet zu entfernen ſuchte, indem er ſich immer mehr bemühte, ſich mit ſoliden Mittelmäßigkeiten in ſeinem Regierungsrath zu umgeben. Nur diejenigen Combinationen des Miniſteriums, die faſt aus lauter mittelmäßigen Köpfen zuſammengeſetzt ſind, erweiſen ſich jetzt als dauernde Umgebungen des Julikönigthums, und mit ihnen verſteht Louis-Philipp einträchtig zu haushalten, während er mit den früheren großen

Talenten, die ſich im Dienſt der Juliregierung hervorthaten, weder regieren noch verwalten konnte, obwohl das Verwalten an ſich ſchon den Prinzipien des Julikönigthums zuwiderläuft. Louis-Philipp ſelbſt iſt ohne Zweifel ein Talent, aber man muß ein Genie ſein, um mit Talenten regieren zu können. Louis-Philipp beſitzt das Talent der Abdämpfung aller Zuſtände, es gibt kaum eine Richtung mehr in Paris, die nicht abgedämpft wäre, und die ganze Oppoſition hat gegenwärtig den Einſchläferungsopiaten der Mittelmäßigkeit nicht länger widerſtehen können. In der heutigen Deputirtenkammer hat die Mittelmäßigkeit eine glänzende Majorität über die Talente davongetragen, die Deputirtenkammer von 1837 gleicht faſt einer zur Corporation erhobenen Camaraderie der Mittelmäßigen. —

Ich drückte Herrn Scribe meine Bewunderung aus für Das, was an ſeinem Stück wirklich zu bewundern iſt, und hätte mich gern gegen ihn über einige deutſche Analogieen ausgeſprochen, die bei uns die Epoche der Mittelmäßigkeit bezeichnen, aber Herr Scribe wußte gar nichts von Deutſchland, und ſcheint ſich ſehr wohl dabei zu befinden. Er kennt von Deutſchland nichts als Herrn Meyerbeer, für den er wieder einen neuen

Operntext ſchreibt, und Herrn — Theodor Hell, deſſen Name wirklich zu ihm gedrungen und den er auch ziemlich richtig auszuſprechen wußte. Dieſe unermüdliche deutſche Ueberſetzungsfirma ſeiner Stücke muß Herrn Scribe in der That gerührt haben und er ſprach mit vieler Anerkennung von dieſem Mann. Herr Scribe iſt übrigens im Begriff, ſeine Capitalien noch durch einen neuen Anlagefonds bedeutend zu vermehren, indem er bisher ein noch nicht rentbar geweſenes Talent in ſich flüſſig gemacht hat, nämlich das, Romane zu ſchreiben. Seine Novelle: **la loge d'Opéra**, in dem Journal **La Presse**, in der ſie gegenwärtig fortgeht, hat einen außerordentlichen Erfolg hier in Paris, und dieſe neugegründete Zeitſchrift ſoll ſeitdem um einige tauſend Abonnenten zugenommen haben. —

Doch ich wünſche Ihnen einen guten Abend, Herr Scribe, es iſt Zeit, zu den Huguenotten zurückzukehren! — Je mehr ich von dieſer Muſik höre, je mehr bewundere ich die reiche und geniale Arbeit daran, aber ich kann vor all dieſer Arbeit nicht recht zu der eigentlichen Muſik durchdringen. Die Muſik erſcheint mir als Arbeit, aber die Arbeit will mir nicht wieder zur Muſik werden. Vielleicht verſtehe ich aber auch dieſe Oper noch

gar nicht, oder es iſt vielmehr die Muſik darin auf einer höchſten und noch unbekannten Stufe der Vollendung angelangt, auf einer Stufe, wo ſie gar nicht mehr Muſik iſt, und das iſt eben das Eigenthümliche einer völlig neuen und höchſt glänzenden Manier, die dem Temperament der Franzoſen ſehr zuſagt, deren Erfolg aber in Deutſchland noch keineswegs entſchieden iſt. Meyerbeer's Muſik iſt eine ächte pariſer Muſik, Meyerbeer hat ſich in ſeiner Muſik das Bürgerrecht von Paris erworben. Dieſe Muſik iſt Paris ſelbſt, mit allem ſeinem ungeheuern Gewühl und großartigen Trödelkram, mit ſeinen labyrinthiſchen Lebenskrümmungen, vulcaniſchen Eruptionen, albernen Stutzerſprüngen und hochtragiſchen Geſpenſterlarven; und da Meyerbeer mit Recht Paris als den Ausgangspunkt ſeiner europäiſchen Reputation genommen — denn wo ſollte man in der Welt noch eine Reputation herbekommen, wenn nicht hier — ſo machte es ſich wie von ſelbſt, daß er die ganze Lebens- und Modeſtimmung von Paris in ſeiner Muſik ausdrückte und wiedergab. Es kommt nun Alles darauf an, ob und wie Meyerbeer ſeine europäiſche Reputation, die er doch ja jetzt ſicher hat, mit dem deutſchen Künſtler ausſöhnen und in Einklang ſetzen werde, denn

da er alle Liebenswürdigkeit und Gemüthlichkeit des deutschen Menschen an sich behalten, so glaube ich auch noch an den deutschen Künstler in ihm. Voraussehen läßt es sich nicht, welche Bahnen sein reichbegabter Genius noch einschlagen wird, da er für so viele Richtungen zugleich empfänglich und angelegt scheint. Sehr viel erfinderischen Geist hat Meyerbeer in der Balletmusik gezeigt, und auch in der heutigen Aufführung der Huguenotten waren wieder mehrere neue Tänze von ihm eingelegt. Nur in seinen Chören muß er sich oft vor einem ganz seltsamen Typus in Acht nehmen. —

7.

Beſuch bei Victor Hugo.

(27. April 1837.)

— In Paris geweſen, und Herrn Victor Hugo ohne Beſuch vorübergegangen zu ſein, hätte ich mir niemals vergeben können! Ich ſchlenderte daher heut die Boulevards entlang bis zum Baſtilleplatz, und ließ mich dann nach dem Marais hinweiſen, welches ein ganz eigenthümliches Stadtviertel von Paris iſt. In demſelben wohnt Victor Hugo, auf dem ſtillen, abgeſchiedenen Place Royale, in einem alten Hauſe, das noch aus dem ſiebzehnten Jahrhundert herſtammen ſoll. Ich hatte an ihn einen Empfehlungsbrief ſeines genauen Freundes, des Herrn Marquis von Cuſtine, in der Taſche, und ſo durfte ich mir auf dieſe Einführung eine freundliche Aufnahme bei dem Oberhaupt der franzöſiſchen Romantik verſprechen, die

mir denn auch zu Theil wurde. Es thut mir jedesmal selbst leid, wenn ich einem großen Mann auf die Stube gedrungen bin, aber was kann ich dafür, daß diese französischen Literaten alle so berühmt sind und so sehr Epoche gemacht haben, daß man sie nothwendig gesehen haben muß! Die französischen Schriftsteller werden von Besuchern aus allen Weltgegenden so überlaufen, jeder will einige Seiten seines Reisejournals mit ihnen ausfüllen, daß man es nicht verdenken kann, wenn sie so viel als möglich gegen Fremde sich absperren, und nur ausnahmsweise einen freundlichen Empfang mit herablassenden Magnatengesichtern bewilligen. Mancher, der sich in unserm armen Deutschland seinen Scheffel Lobsprüche eingesammelt und nun auch ein berühmter Mann zu sein glaubt, verlangt vielleicht noch gar, daß Victor Hugo, Lamartine oder Chateaubriand ihn kennen sollen, wenn er zu ihnen ins Zimmer tritt; der bedenkt nicht, daß ein Deutscher, der bei den Franzosen berühmt werden will, in Paris gänzlich von vorn anfangen muß! Ich glaube aber, daß viele mißliebige Urtheile in neuester Zeit wegen schlechter Aufnahme, die man hier fand oder gefunden zu haben glaubte, entstanden sind. Man muß nur den französischen Charakter nehmen, wie

er iſt, und wird ſich dann gewiß bei weitem weniger verletzt hier fühlen. Der Franzoſe ſieht es recht gern, wenn man aus weiter Ferne angereiſt kommt, um ihm zu huldigen, er iſt ſogar oft großſinnig genug, einen ſolchen Beſuch unter dem höchſten Geſichtspunkt anzuſehn und darin eine Repräſentation zweier Nationen zu erblicken, die ſich einen Augenblick lang in Sympathie becomplimentiren, mag es auch immerhin nur ſchöne Rhetorik ſein, was er dabei Euch äußert. Demgemäß benimmt er ſich aber auch würdevoll, freilich kalt, doch immer mit Rückſicht; und in dem Gefühl, ſich ſelbſt und ſeine Nation dem Fremden gegenüber zu repräſentiren, überläßt er ſich einer gewiſſen Grandezza, die ihm ſonſt im Leben nicht gerade eignet. Man wird mit der Aufnahme eines Franzoſen jedes Mal zufrieden ſein, wenn man nur keine Hingebung, keine gevatterſchaftliche Vertraulichkeit und Mittheilſamkeit von ihm begehrt. Der Franzoſe iſt abgemeſſen und ſpärlich in den Zugeſtändniſſen, die er einer fremden Perſönlichkeit macht.

Herr Victor Hugo war ſehr liebenswürdig. Er iſt in ſeiner Häuslichkeit vornehm und elegant eingerichtet, was jedoch bald nicht mehr ein ausſchließlicher Ruhm der franzöſiſchen Autoren ſein

wird, denn seit einiger Zeit fangen auch unsere deutschen Berühmtheiten an, sich auf einen glänzenderen Fuß als sonst zu stellen und im Schaugepränge der häuslichen Einrichtung den Franzosen nachzuahmen, nachdem deren glänzende Menagen so viel Lärm in den Zeitungen gemacht haben. Die deutsche Schlafrock- und Pantoffelwirthschaft gab sonst ein idyllisches Schauspiel ab in der Häuslichkeit manches berühmten Deutschen, den man besuchte; jetzt kommt eine Literaturzeit, wo die deutschen Schriftsteller sich von der gemüthseligen Dachstube emancipirt haben und es dafür den Banquiers gleichzuthun oder selbst Banquiers und Geschäftsleute zu werden trachten.

Victor Hugo hat etwas in seinem Wesen, das ihn von dem gewöhnlichen Typus der meisten andern Franzosen unterscheidet und dieser Unterschied muß namentlich jeden Deutschen wohlthuend ansprechen. Es ist etwas Stilles, Gediegenes, Gehaltenes in ihm, das vielleicht auch auf dem Bewußtsein seiner Größe beruht, denn ich vermuthe, daß sich Victor Hugo jetzt für den größten Dichter nicht nur Frankreichs, sondern ganz Europa's hält, und wenn man ihn sieht, scheint er sich immer wie auf dem Königsstuhl seines Dichterruhms zu schaukeln. Das Feierliche in seiner Erscheinung

iſt aber auch als ein ſpaniſches Element an ihm anzuſehn, das ihm durch Einflüſſe ſeiner Erziehung angeflogen ſein mag, die er bekanntlich zum Theil in Madrid erhalten. Victor Hugo ſieht jetzt etwas blaß aus und es tritt Anlage zum Fettwerden bei ihm hervor, was man ſeltſamer Weiſe öfter als Symptom alt werdender oder verfallender Notabilitäten beobachten kann, denn ſelbſt die Freunde Victor Hugo's dürfen ſich nicht läugnen, daß ſein Dichterſtern ziemlich aus dem Scheitelpunkte gewichen und andere Geſtirne ihn in der letzten Zeit am Himmel Frankreichs überſtrahlt haben. Victor Hugo iſt zu ſehr ein Dichter des bloßen Gefühls, der lyriſchen Schönheit, der phantaſievollen Anſchauung, als daß er für die in der letzten Zeit ſo bedeutend geſtiegenen und noch immer ſteigenden Geiſtesbedürfniſſe der Franzoſen nachhaltig ausreichen könnte. Frankreich bedurfte der lyriſchen Jugendkraft, der naturfriſchen Phantaſie dieſes Dichters, um ſich daran ſein poetiſches Leben zu erneuern und den Klaſſicismus, der ſtarr und hart wie der Winter auf ihm gelegen, in einen neuen Frühling aufzulöſen. Dieſen Frühling empfand der junge Victor Hugo am ſtürmiſchſten in ſeiner Bruſt und bot gewaltig alle Frühlingsblumen und alle Frühlingskobolde auf, um den klaſ-

ſiſchen Winter zu verſcheuchen. Es war damals ein großes Leben, und der Romanticismus rief ſelbſt vom deutſchen Mai einige Blocksbergsfrazzen herüber, um hoffmanniſche Geſpenſter gegen die Geſpenſter des Klaſſicismus zu hetzen. Aber das franzöſiſche Leben dreht ſich ſo mächtig ſchnell um ſeine eigene Axe, daß ein Zuſtand immer ſogleich einen andern bei ihm hervorbringt, und ſo hatte Victor Hugo kaum ſein Blüthenfüllhorn ausgeſchüttet, als auch ſchon die Zeit des Frühlings wieder vorüber war und andere Geiſter und Dämonen in Frankreich regierten. Denn die romantiſchen Bewegungsſchauer waren nur eine raſche Durchgangsperiode für den franzöſiſchen Geiſt. Der Romanticismus hatte die Nationalpoeſie wieder auf eine reale Lebenswirklichkeit hinzuwenden geſucht, aber die Tiefen und Dimenſionen, der eigentliche Inhalt dieſer Wirklichkeit waren noch nicht von Victor Hugo und ſeinen Mitſtrebenden ergriffen. Weit größer als Erſcheinung und Leiſtung ſind daher die Schriften von George Sand, die, wenn auch mit ſkeptiſcher Speculation, doch das ganze Weſen der Lebensrealität in der Poeſie aufgenommen haben, während Victor Hugo meiſtens nur in lyriſchen Formen und Allgemeinheiten die Wirklichkeit umſchreibt. Victor Hugo iſt

ein schöner Nachtfalter, der mit den Frühlingslüften kost und spielt, bald auch mit grauen Nachtgespenstern buhlt, aber in die tieferen Nachtgeheimnisse des Lebens ist er nicht eingedrungen.

Ein Kreis von jungen Leuten, die ihm ihren unbedingten Weihrauch zufächeln, bildet jetzt meistentheils die Umgebung dieses Großmeisters der neufranzösischen Poesie. Victor Hugo will aber nun zu seinem Ruhm noch einen neuen Thurm anbauen, indem er auf das Gebiet der Politik und der Tagesdebatte hinauszutreten beabsichtigt, und mit diesem zerbrechlichen Thurm könnte sein ganzer Ruhm leicht vollends zusammenstürzen. Als ich ihn sprach, machte er sich Rechnung darauf, in die Deputirtenkammer einzutreten, und erging sich viel in Aeußerungen, welche feste und entschiedene Stellung er darin einzunehmen gedenke. Soviel ich jetzt von der Sache verstehe, muß ich glauben, daß diese parlamentarische Stellung Victor Hugo's doch am Ende nur ein schönes rhetorisches Justemilieu abgeben würde. Die raisonnirenden Artikel, welche er in der letzten Zeit zuweilen für das Journal **La Paix** geschrieben, tragen eine sehr schillernde Farbe an sich, es ist ein doctrinairer Verstand und ein royalistisches Herz darin, denn man darf nicht glau-

ben, daß dies letztere gänzlich aufgehört hätte, in Victor Hugo's Bruſt zu ſchlagen. Dies royaliſtiſche Herz, mit welchem der franzöſiſche Romanticismus zuerſt in die Schranken trat, hatte bei Hugo gewiß die größte Aechtheit gehabt, denn ſeine Königsſympathieen waren ihm ſchon mit der Milch ſeiner Mutter eingeflößt. Es lag freilich in der Natur der Sache, daß die romantiſche Bewegungspartei bald eine liberale Wendung nehmen mußte, da ihre Wirkung an ſich ſchon für die Freiheit war und auf eine Erlöſung der Geſinnung zielte. Bei Victor Hugo ſelbſt traten zuerſt ſtatt der königlichen Sympathieen kaiſerliche ein, indem er ſich, wie er es ſelbſt damals ausdrückte, zum Memnon der Sonne Napoleons in ſeinen Gedichten machte. Mit der Julirevolution ging aber alle und jede politiſche Bedeutung des Romanticismus verloren, und es gab keinen Romanticismus mehr, der theils als Dünger der Zeiten verbraucht worden war, theils mit dem Poſitiven, das er wirklich an ſich hatte, in die Gewohnheit des Lebens und der Nation überging. Victor Hugo, der jetzt kein Romantiker mehr iſt, wird vielleicht ein Doctrinair werden, der zuweilen alte royaliſtiſche Herzensbeklemmungen hat.

Von der Politik kamen wir auf den gegen-

wärtigen Einfluß der Poeſie zu ſprechen, und Herr Victor Hugo behauptete, daß noch zu keiner Epoche der Einfluß der Poeſie auf die Zeitverhältniſſe ſo groß und bedeutend geweſen ſei als in der unſrigen, was für Frankreich — und ein Franzoſe denkt immer nur an Frankreich bei allen ſeinen hiſtoriſchen Anſchauungen — gewiß eine unläugbare Richtigkeit hat. Denn wenn ein Poet jetzt lediglich wegen ſeines Dichteranſehens hoffen darf, in die Deputirtenkammer geſetzt zu werden, ſo ſtellt ſich ihm ein doppelter Einfluß dar, den er durch ſein Talent gewinnt, indem er nicht nur durch den Zauber ſeiner Dichtungen gewaltig auf die Stimmung ſeiner Nation einwirken kann, ſondern auch auf dem praktiſchen und bürgerlichen Wege die unmittelbare Wirkſamkeit auf den Staat ſich ihm eröffnet. In der That, die Dichter haben jetzt in Frankreich eine bedeutende Stellung gewonnen, und während ſie Ludwig dem Vierzehnten noch unterwürfig ſchmeichelten und um ſein Lächeln buhlten, bekümmert ſich jetzt Louis-Philipp ängſtlich um das Lächeln der Dichter und möchte wohl gern Schildwachten an den Rändern ihrer Tintenfäſſer aufſtellen. Louis-Philipp verſteht ſich aber auch auf ſeinen Vortheil, und er läßt

manchen Dichter ruhig in die Deputirtenkammer gelangen, denn dieſe iſt jetzt eine Anſtalt, wo die ſchönſten Talente unſchädlich gemacht werden. Aber trotz aller gegenwärtigen Paralyſirungen der Verhältniſſe in Frankreich läßt es ſich doch nicht läugnen, daß Victor Hugo mit ſeiner Behauptung Recht behält, denn die öffentliche Meinung iſt in dieſem Lande außerordentlich empfänglich und geſchmeidig dafür, ſich nach poetiſchen und literariſchen Einflüſſen zu bewegen. Einem Deutſchen dreht ſich dabei das Herz im Leibe um, vor Neid und Wehmuth. Früher war der Literat in Deutſchland ein verachteter armer Teufel und das war noch ſeine ſchönſte und blühendſte Periode. Jetzt, wo der Literat bei uns zu größerem Anſehn gelangt iſt und man ihn nicht mehr für einen armen Teufel hält, hält man ihn für einen wahren Teufel und für den leibhaften Beelzebub ſelbſt, der nichts Geringeres im Sinne hat, als mit ſeinen Schriften die Religion, die guten Sitten und die Ordnung des Staats zu zerſtören. Und doch wird die Literatur, die ſo verdächtig ſein ſoll, nur unter Aufſicht des Staats bei dieſer Nation gedruckt, und hat für ſich ſelbſt gar keine eigene Stätte und Heimath. Die ſchöne Literatur hat aber in Deutſchland noch einen andern Feind, der

zu ihrer Verachtung beiträgt, dies iſt ſeltſamer Weiſe die Fachgelehrſamkeit. Ihr glaubt nicht gute Franzoſen, wie ſehr erhaben ſich bei uns in Deutſchland ein großer Fachgelehrter, hätte er auch ſein Lebelang nur lateiniſche Partikeln mit ſeinen Elephantenfüßen getreten, über einen Dichter dünkt! Bei Euch in Frankreich wendet ſich auch die Gelehrſamkeit bei weitem mehr zur ſchönen Literatur, um von deren Schönheit der Darſtellung auch für die Wiſſenſchaft etwas zu gewinnen, und das iſt beiden Theilen vortheilhaft und gibt eine heilſame Miſchung für die ganze Nationalbildung.

Victor Hugo ſprach viel mit mir über den deutſchen Charakter und drückte ſeine Vorliebe für denſelben auf eine ſehr ſchöne Weiſe aus. Er ſagte auch, was mir auffiel, daß das franzöſiſche Weſen ihm oft gar zu frivol und leger vorkomme, und er vermiſſe zuweilen ſchmerzhaft den tiefern Ernſt in ſeiner Nation, den er für etwas Großes und Heiliges halte an Deutſchland. — Es wäre doch wahrhaftig ein Spaß, wenn auch die Franzoſen einmal ſich in den Kopf ſetzten, daß ſie zu frivol und leichtſinnig wären, ſowie ſich auch neuerdings thörichter Weiſe manche Deutſche in den Kopf geſetzt haben, daß der deutſche Na-

tionalcharakter zu ernſt und idealiſtiſch ſei. Was gibt es denn noch Idealiſtiſches in Deutſchland? Wir haben im Gegentheil alle Ideale bei uns aufgegeben und ſind mit dem Allergemeinſten und Alltäglichſten um uns her zufrieden. Eine ſo ſchneidende Bewußtwerdung der eigenen Widerſprüche, wie ſie in der deutſchen Nationalität ſich geltend gemacht hat, wird aber ſchwerlich in der franzöſiſchen jemals aufkommen, die Franzoſen müßten denn aufhören, Franzoſen zu ſein, wozu ſie ſich aber wohl nicht ſo leicht verſtehen werden wie die Deutſchen, die aus Irrthum und mancherlei Nöthen wohl von Zeit zu Zeit ſich wünſchen, keine Deutſchen zu ſein.

Victor Hugo hat ſchon oft eine Reiſe nach Deutſchland machen wollen, und denkt nächſtens wenigſtens bis an den Rhein zu gehen, zu einer voyage de fantaisie, wie er es nannte. Dieſer ſinnige Dichter liebt ſehr unſre deutſchen Bauwerke und ſchwärmt für den wunderbaren Geiſt dieſer mittelalterlichen Architektur, zu deren wahrer Auffaſſung er in der That unter allen Franzoſen die größte Befähigung der Phantaſie hat. Seine Notre-Dame de Paris iſt eine Architekturdichtung im erhabenſten Stil, und ich ſagte ihm, er möchte einen Roman, wie Notre Dame, auch

für die deutſchen Bauwerke ſchreiben. Ich machte mir den Spaß, ihn zu fragen, ob ihm nicht der deutſche Roman: Erwin von Steinbach, von Theodor Melas, bekannt ſei, in welchem bereits etwas Aehnliches geleiſtet worden? Denn da wir jeden ſchlechten Roman, der in Frankreich erſcheint, kennen und leſen, ſo wäre es ja nicht unmöglich geweſen, daß Victor Hugo von dieſem guten, der in Deutſchland erſchienen, wenigſtens gehört hätte, denn man ſagt ja jetzt allgemein, daß die deutſche Literatur in Frankreich große Fortſchritte mache! Es kann aber nichts Komiſcheres geben, als einen deutſchen Diogenes, der in Paris die deutſche Literatur mit der Laterne ſucht. Ich erzählte Herrn Victor Hugo, daß der Verfaſſer des Erwin von Steinbach eigentlich Theodor Schwarz heiße, daß dieſer Schriftſteller die liebenswürdigſte deutſche Perſönlichkeit habe, voll edler Einfachheit und kraftvoll ausgedrückter Gemüthlichkeit, mit einer Geſtalt, wie ſie nur in unſerm Deutſchland zu Hauſe gehöre; daß er Landprediger ſei zu Wiek in Wittow auf der ſchönen oſſianiſchen Inſel Rügen. Victor Hugo wußte ebenſo wenig etwas vom Erwin von Steinbach, als von Wiek in Wittow auf Rügen, und nachher ſagte ich ihm, daß es nur ein Scherz von mir geweſen, ihm alles dies zu erzählen,

um zu ſehen, wie die deutſche Literatur einen der größten Franzoſen, der bei uns in Deutſchland ebenſo populair ſei als in Frankreich, langweile! —

Herr Victor Hugo beſitzt das größte Glück, das einem Poeten eigen ſein kann, eine herrliche Frau. Sein häusliches Verhältniß, das eine Zeitlang geſtört war, iſt jetzt wieder vollkommen hergeſtellt, und Victor Hugo hat ſich mit ſeiner Gattin durch das ſchöne Gedicht: **Date Lilia**, welches ſich in ſeinen **Chants du crépuscule** findet (**Oeuvres complètes de V. Hugo, Tom. V. p. 325**) verſöhnt. Dieſe lyriſch-gemüthliche Wiedereinrichtung einer gebrochenen franzöſiſchen Ehe iſt gewiß nicht häufig in Paris und bezeichnet den liebenswürdigen Sinn dieſes Dichters, dem nur einige Schauſpielerinnen am Théatre français gefährlich geworden waren, darunter die verführeriſche Madame Dorval, die auch in der That eine gar zu üppige Geſtalt hat. Victor Hugo's Gattin iſt eine geborne Foucher, eine Schweſter des bekannten Paul Foucher, und war ſchon eine Geſpielin und Jugendgeliebte ihres Dichters im Kloſter der Feuillantiner, in dem Hugo als Kind wohnte. —

8.

Salon und Theater

(28. April 1837.)

— In Paris läßt es die eigenthümliche Art der Geſelligkeit zu, Geſellſchaft und Theater bequem an einem Abend zu vereinigen, ſo daß man aus den Theatern in die Salons, und aus den Salons wieder in die Theater fährt, ohne weder hier noch da das Ende abzuwarten, und ein faſhionabler Menſch beſucht in der Regel an einem Abend mehrere Geſellſchaften und mehrere Theater zugleich. Dieſe Vielthuerei des geſellſchaftlichen Lebens iſt nur in Paris möglich. In England wäre eine ſolche Allerweltsgeſellſchaftlichkeit gewiſſermaßen gegen die Keuſchheit und Strenge des Familienumgangs, und der freie franzöſiſche

Verkehr, dies improviſirte Zuſammenkommen und Auseinandergehen, wird dort niemals in Aufnahme gerathen, denn die Engländer lieben keine ungebetenen Gäſte in ihren Salons, und ſchon dadurch, daß man bei ihnen in einer Geſellſchaft der Einladung für werth gehalten worden, bringt man eine Garantie mit und einen Stempel, unter dem man mit einer gewiſſen Gültigkeit auftritt, während man ſich in einer franzöſiſchen Geſellſchaft jede Geltung erſt durch ſein Auftreten erobern muß. In Deutſchland iſt jene Vielgeſellſchaftlichkeit, die aus einem Salon in den andern läuft, noch weniger an ihrer Stelle, das tägliche Daſein zeigt ſich hier zu arm an Stoffen und die Mittel des Verkehrs ſind zu beſchränkt, um einen ſo ſchnellbeweglichen Umſatz des Tagescapitals nöthig und möglich zu machen, denn in Paris iſt es das wuchernde Capital des Tages, das ſich mit dieſer reißenden Geſchäftigkeit vertheilt, es ſind die Dröhnungen der ganzen öffentlichen Lebensbewegung, die in den Gruppen der Salons unaufhörlich nachzittern. Die deutſche Geſellſchaft iſt charakterlos, weil ſie keine Stoffe hat, die engliſche gleicht einer Freimaurerloge, wo man erſt geprüft, verbrieft und verſiegelt ſein muß, um Zutritt zu haben, aber die franzöſiſche Salongeſellſchaft hört

auf eine Geſellſchaft zu ſein und nähert ſich in der Regel, indem ſie keine umſchloſſenen Gränzen und gar keine Beziehung auf die Häuslichkeit hat, einer öffentlichen Verſammlung an. Die politiſchen Formen und Bedürfniſſe Frankreichs haben ohne Zweifel auch auf ſein Geſellſchaftsleben den größten Einfluß geübt, und um die Loſungen der Tagesdebatte auswechſeln, behorchen und vertheilen zu können, ſchlagen ſich dieſe Salons wie offene und leichte Zelte auf, in denen man ohne Vorbereitung und mit ſchneller Berührung zuſammen- und auseinanderfliebt. Man fährt an einem Abend in ſechs Salons, kann in wenigen Stunden alle ſeine Freunde, Bekannte und Parteigänger ſprechen, gewinnt einen raſchen Ueberblick über den Stand der Dinge nach einer ganzen Richtung hin, und trifft noch gegen elf Uhr zu rechter Zeit in einem Theater ein, um das letzte Stück mitanzuſehn und am andern Tage von deſſen Erfolg reden zu können. Bequemlichkeit, Nutzen und Behagen an der Ungebundenheit ſind bei dieſer Geſelligkeitsweiſe in die Augen ſpringend, nicht minder anzuſchlagen iſt aber die Zeiterſparniß, die ſich dadurch ergibt. Die deutſche Geſelligkeit iſt auch hinſichtlich des Zeitaufwandes viel koſtſpieliger als die franzöſiſche, welche letztere

bei weitem nicht ſo anſpruchsvoll iſt, indem ihr die Wichtigkeit des Inhalts durchaus über die ceremonielle Form geht. Die läſtigen und philiſterhaften Vormittagsviſiten nehmen in Deutſchland ſo viel ſchöne Zeit weg und ſind doch dort ſo nöthig, daß jeder Freigeiſt, der ſich darüber hinwegſetzt, allmälig aus dem ſocialen Verbande herausfällt und als ein Abtrünniger und Ausgeſtoßener niemals wieder zum Thee eingeladen wird. Der Pariſer erweiſt ſeine groß- und weltſtädtiſche Natur zuerſt dadurch, daß er alle dieſe lächerlichen Verpflichtungen, mit welchen der Deutſche ſein Geſellſchaftsleben belaſtet hat, gar nicht kennt, und es gibt im Grunde keine geſellſchaftliche Verpflichtung in Paris. Man wird im Salon zum erſten Mal vorgeſtellt, man erſcheint im Salon wieder an dem anempfohlenen Tage, wo Salon iſt, man wird zu beſonderen Geſellſchaften beſonders eingeladen, aber der Franzoſe iſt nie ſo kleinlich, Euch nachzurechnen, ob Ihr ihm eine Viſite ſchuldig ſeid, denn er ſelbſt glaubt Euch keine ſchuldig zu ſein. Wenn man einen treuherzigen Deutſchen ſieht, wie er in ſeiner heimiſchen Gewohnheit den Franzoſen mit Vormittagsviſiten angeſtürmt kommt, ſo muß man ihn und die Franzoſen beklagen. Denn

um die Zeit, wo ſich ein redlicher Deutſcher bei ſich zu Hauſe in Frack wirft, um im Schweiß ſeines Angeſichtes auf Viſiten auszuziehen, iſt der Franzoſe gewöhnlich beſchäftigt und arbeitet ämſig, denn an keinem Ort in der Welt wird vielleicht ſo viel gearbeitet als in Paris, und wer kann auch zu etwas kommen, ohne zu arbeiten? Der Deutſche iſt auch ein fleißiges Volk, aber es arbeitet ſich immer zur unrechten Stunde und am unrechten Orte ab, das beweiſt ſeine ganze Geſchichte. Der Deutſche verbringt zu viel Zeit mit ſeinen conventionnellen Morgenviſiten, darum hält man ihn vielleicht am Abende aller Geſchichte für einen Tagedieb, der nichts gethan und nichts geleiſtet. Was er bei der Nachtlampe Mühſames und Großes zuſammenſtudirt, wird am Ende gar nicht angenommen. Dann wird er ſich auf alle die Häuſer berufen, in denen er eingeführt war, und wo auf jede Taſſe Thee, die er erhielt, drei freiwillige Vormittagsviſiten kamen. In Paris iſt es aber beim beſten und redlichſten Willen ſchwer, ſeine Frühbeſuche an den Mann ſowohl wie an die Frau zu bringen, und mancher Deutſche mag ſich ſchon in Verzweiflung von dieſer geſellſchaftlichen Barbarei abgewandt haben, denn als ſolche erſcheint es ihm anfangs. Ein Franzoſe iſt ſelten

für ſolche Gäſte zu Hauſe, manche haben beſtimmte Sprechſtunden, gewöhnlich zu einer ſehr unbequemen Zeit, und von andern, wenn man den Portier fragt, heißt es ſogar: Monsieur n'a pas d'heures. Bei Damen Viſite zu machen, iſt noch ſchwieriger, die meiſten nehmen grundſätzlich gar keine Vormittagsbeſuche an, einige laſſen ſich um elf Uhr ſprechen, ſind aber ſchon zwei Minuten nach Elf ausgefahren.

Der Pariſer ſpart und nutzt unendlich viel Zeit durch die zweckmäßige Tageseinrichtung, die er getroffen! Man hat in Paris ſehr viel Zeit, weil man durchaus an keine Bedingung der Stunde gebunden iſt, indem man, wenn man will, frühmorgens zu Mittag eſſen und Abends frühſtücken kann, und überall Alles zu jeder Tageszeit bereit findet. So nur iſt es möglich, daß der Zeitgeiſt hier ungeſtört und unaufhaltſam ſeinen beſtändigen Geſchäften und Tumulten nachgehen kann, weil er nicht nöthig hat, wie in Deutſchland, zu einer beſtimmten Stunde zu Mittag zu eſſen und dann das träge Verdauungsfieber zu bekommen. Von einer Sieſta bemerkt man zu keiner Stunde des Tages etwas auf den Straßen von Paris, es iſt immer daſſelbe Gewühl der Maſſen, ſie mögen ſich nun mit leerem oder gefülltem Magen

dahinſchieben. Charakteriſtiſch ſcheint es zu ſein, daß vor der Revolution die Tageszeiten in Paris verändert waren. Man ſpeiſte unter dem alten Regime früher zu Mittag, die Geſellſchaften und Theater nahmen früher ihren Anfang, und ſelbſt die große Oper begann ſchon bald nach fünf Uhr. Der Zeitgeiſt konnte damals eher den Tag vertrödeln, er wirthſchaftete nicht ſo im Großen und hatte nicht alle Hände voll zu thun, wie jetzt. Seitdem aber die Revolutionen in Frankreich ein ganz anderes politiſches und öffentliches Leben geſchaffen haben, bedarf dieſer ungeheure Prozeß, der ſich täglich in Paris vollbringen muß, einer willkürlicheren Ausdehnung der Stunden, und die Exiſtenz muß ſich nun hier bis ſpät in die Nacht verlängern, um mit Allem fertig werden zu können. Die große Oper und die italieniſche Oper beginnen jetzt um 8 Uhr, das Theatre français gegen 7 Uhr, die Opera-Comique um 6½, die vornehmeren Boulevards- und Vaudeville-Theater nicht vor 6, die Porte-St. Martin, ihrer endloſen Schauderſtücke wegen, gewöhnlich bald nach 5, und ſelbſt die kleinſten Winkeltheater für das arme Vorſtadtvolk haben heutzutage ihre Anfangszeit in der Regel nicht früher, als unter dem alten Regime die große Oper. Indeß ſteht zu

erwarten, daß durch das Julikönigthum, das ſich in ſo manchen Dingen der alten Zeit Frankreichs wieder angenähert hat, auch in den Tageszeiten von Paris wieder Aenderungen eintreten werden, und die Theater dürften wieder genöthigt ſein, früher anzufangen, weil man ihnen wahrſcheinlich verbieten wird, ſo ſpät in die Nacht hinein zu ſpielen, was auch in der That die Nerven der ganzen Bevölkerung zu zerſtören droht *).

Paris könnte jedoch ohne ſeine Theater ebenſo wenig beſtehen wie ohne ſeine Salons. Die Theater ſind die Abzugscanäle, durch welche das pariſer Leben mit ſeinen tauſend verſchiedenartigen Elementen ſich ergießt und in dieſen Röhren abläuft, um nicht an ſeiner eigenen Maſſenhaftigkeit ſich zu verſtopfen. Die pariſer Theater ſind die beſtändig bewegten Blaſebälge, durch welche die athemloſe Stadt ſich in ruhigeren Zwiſchenpauſen Luft zufächelt und zur Beſinnung zu bringen ſucht. Sie ſind die Poren und Schwitzlöcher, durch welche der große Rieſe Paris ſeine Tranſpiration vollbringt, um leichteren Blutumlauf danach zu haben. Sie ſind Rettungsanſtalten für die Geſellſchaft, indem ſie den Leichtſinn, den

*) Der Polizei-Präfect von Paris hat ſeitdem wirklich ein ſolches Verbot erlaſſen.

Müßiggang, die Leidenſchaften und das Verbrechen mehrere Stunden lang unſchädlich machen oder ihm Zerſtreuung verſchaffen. Sie ſind Tempel eines künſtlichen Friedens, worin die kranken Gewiſſen ſich einen Augenblick hindurch beſchwichtigen, wo das Unglück ſich eine Ecke zum Ausruhen und Vergeſſen ſucht, und die Liederlichkeit einen ſchönen Vorwand findet, um die Zeit hinzutäuſchen. Die Theater ſind auch hier alle, bis auf das kleinſte und erbärmlichſte, jeden Abend ſo angefüllt, daß ſelbſt bei unbedeutenderen Gelegenheiten oft ihre Räume nicht ausreichen, trotzdem, daß die Zahl der pariſer Theater jetzt mehrere zwanzig beträgt. Schon dadurch erweiſen ſie ſich als das nothwendigſte Auskunftsmittel, deſſen die einheimiſche Bevölkerung ſowohl als die Uebermaſſe der Fremden bedarf, um ſich zu ſondern, zu vertheilen, und für das Tagesleben eine beſtimmte Pointe zu gewinnen. Sind die Theater gegenwärtig die Abzugscanäle, ſo ſind dagegen die Salons die Springröhren des öffentlichen und politiſchen Lebens von Paris. In ihnen ſprudelt oft aus der erſten Quelle das Waſſer, welches nachher zur Woge des Tages wird und meiſt gerade Die verſchlingt, welche es mit ihrem Zauberſtab aus dem Felſen herausgeſchlagen

haben. Die Salons ſind das Uhrzifferblatt des Staatslebens, worauf man ſehen kann, was es geſchlagen hat und ſchlagen wird, noch ehe der Pendel der großen Glocke ſelbſt laut geworden. Die Salons haben aber in dieſem Augenblick mehr ein theatraliſches als ein politiſches Intereſſe, indem die Parteinüancen, deren poſitive Aeußerungen faſt gänzlich gelähmt ſind, mehr in einem ceremoniellen Gepränge darin aufmarſchiren, um wenigſtens durch Repräſentation zu zeigen, daß ſie noch da ſind. Die verſchiedenen Meinungen befinden ſich nur wie auf der Lauer, ſelbſt bei verwandten Richtungen belauſcht eine Gruppe mißtrauiſch die andere, aber keine einzige Nüance zeigt ſich in einer thatſächlichen Bewegung, und ſelbſt die Verabredungen, die getroffen werden, richten das Handeln nach diplomatiſcher Beobachtung der Gegenmeinungen ein. Der gegenwärtige Zeitpunkt der Politik, die Winterſonne Louis-Philipp im Zeichen des Miniſteriums Molé, hat alles Leben der Parteien erſtarren und einfrieren laſſen, aus den Meinungen iſt ein Glatteis geworden, auf dem es unangenehm iſt große Sprünge zu machen, und nur der Bürgerkönig ſelbſt verſteht es, geſchickt darüber hinzugleiten wie ein großer Schlittſchuhläufer. —

Bei aller Freiheit des franzöſiſchen Salonlebens fehlt ihm jedoch auch keineswegs jene geſellſchaftliche Pruderie, ohne welche die Formen des geſelligen Verkehrs nirgend beſtehen können, die aber in Paris mit einer ſtrengeren Ausſchließlichkeit auftritt als man vielleicht, wenn man nicht in dieſen Sphären gelebt hat, ſich vorſtellen mag. Die pariſer Geſellſchaft iſt nichts weniger als ein freier Tummelplatz willkürlich zuſammengeſchobener Elemente, und wie elaſtiſch ſie auch ſein mag, auf die ungezwungenſte Weiſe alle möglichen Beſtandtheile in ſich aufzunehmen, um ſo hartnäckiger und peinlicher iſt ſie auch wieder in der Ausſchließung ſolcher Geſtalten, die vor dem Richterſtuhl der geſellſchaftlichen Pruderie nicht beſtehen können. Die höhere pariſer Geſellſchaft will nur Perſonen in ihrem Kreiſe ſehn, die wenigſtens den Schein der Makelloſigkeit als einen glänzenden Firniß aufzulegen wiſſen, mögen ſie auch ſonſt in ihren verborgenen Verhältniſſen der allgemeinen Depravation hingegeben ſein, auf welche Weiſe ſie wollen. Wer aber jemals auf eine auffallende Art mit der ſogenannten öffentlichen Moral oder der traditionnellen Sitte gebrochen hat, iſt hier für die Geſellſchaft ſo gut wie abgethan und man läßt ihn nicht mehr in das Allerheiligſte des

pariſer Lebens, den Salon, eintreten. Eine Frau, die ſich einmal hat entführen laſſen, die offenkundig in einem ungeſetzmäßigen Verhältniß lebt oder der irgend eine ſociale Lächerlichkeit und Unregelmäßigkeit anhaftet, iſt in Paris keine geeignete geſellſchaftliche Erſcheinung mehr, mag ſie auch noch ſo geiſtreich, liebenswürdig und trefflich von Charakter ſein. Es iſt ſelbſt möglich, daß man außerhalb der Geſellſchaft mit ihr umgeht, daß man ſie ſucht und mit ihr in freundſchaftlicher Beziehung ſteht, aber man wird ſie niemals einladen, wenn man Geſellſchaft bei ſich hat. Herr Jules Janin iſt für ſeine Perſon gewiß in jedem Salon willkommen, nur nicht am Arm ſeiner ſchönen Marquiſe, die wieder für ihre eigene Perſon alle Achtung verdient, aber ihres Verhältniſſes wegen nicht in den Salons erſcheinen kann. Ein berühmter deutſcher Arzt, der ſeit elf Jahren in Paris lebt und mit ſeiner Praxis faſt nur in den höchſten Zirkeln ſich bewegt, darf nicht einmal ſeine eigene Frau in die Geſellſchaft führen, und dieſe wird in den vornehmeren Salons niemals miteingeladen, weil auf dieſer bekannten Heirathsgeſchichte eine gewiſſe Lächerlichkeit ruht. Madame Dudevant, der die naſeweiſe Ethik des jungen Niſard und neuerdings

die ariſtokratiſche Pedanterie eines Comte Walſh gewiſſermaßen einen moraliſchen Steckbrief vor aller Welt ausgefertigt, hat ihre Perſon mit einem eigenen intereſſanten Kreis umgeben, der aus den glänzendſten Geiſtern und Talenten beſteht, aber mit Dem, was man hier in Paris die Geſellſchaft nennt, lebt ſie ebenfalls auf einem geſpannten Fuße. Indeſſen ſpricht man jetzt viel von ihrer gänzlichen Bekehrung, die durch ihren Umgang mit dem Abbé de la Mennais bewerkſtelligt worden ſein ſoll und welche ſich, wie man ſagt, gegenwärtig in einer beſtimmten chriſtlichen und chriſtkatholiſchen Richtung bei ihr verräth. Die Spuren davon ſind auch in der That unverkennbar in den fünf Briefen, welche ſie neuerdings in des Abbé de la Mennais Journal: **Le Monde** mitgetheilt hat, und ſchon in der Erzählung: **le dieu inconnu.** welche die Andeutung einer ſolchen Wendung iſt, ſcheint dieſer Einfluß bei ihr zu beginnen. Dies **Trachten nach Verſöhnung**, in welchem ihre geſellſchaftlichen Zerwürfniſſe jetzt Frieden zu ſchließen ſich ſehnen, iſt gewiß keine Schwäche, ſondern es entſpringt aus einer liebenswürdigen Eigenſchaft, die man oft an dem Schriftſteller George Sand verkannt, nämlich aus dem ächt weiblichen Gemüth, das allen ihren

Darſtellungen und ihrer ganzen Weltanſicht immer zum Grunde gelegen, und das vorhanden iſt trotz der Beinkleider und der Redingote, in denen ſie zuweilen am Arme eines Freundes in das Boulevardsgetümmel ſich miſcht. Ihre Weiblichkeit iſt es, die ſie jetzt zur Verſöhnung hindrängt, denn auch das heldenmüthigſte Weib weiß zuletzt nichts Schöneres als den Frieden, und gibt ſich gefangen an den Zauber der Ruhe. Sie muß immer eine Bruſt haben, an die ſie ſich mit aller Gewalt ihrer Seele anklammern und feſthängen kann. Die Dudevant hatte erſt ihre Schmerzen und Zweifel, an deren Bruſt ſie ſich mit Leidenſchaft geworfen, es war ihre erſte Liebesinbrunſt, mit der ſie ihre ſchöne Stirn gegen die Dornen des Lebens drückte. Jetzt, nachdem das Feuer ihrer Jugendſchmerzen erkaltet, fängt ihr die Dornenkrone vielleicht an langweilig zu werden, oder ihr Blick fällt plötzlich wie erſtaunt auf die Roſen, die neben den Dornen hängen und die ſie bis dahin gar nicht beachtet hatte. Es ſind die Roſen der Gläubigkeit und Harmloſigkeit, mit denen ſie ſich jetzt freudig ſchmückt, und wer möchte ſie darüber tadeln, daß ſie auf Einmal glücklich wird? In ihren neueſten Romanen hat ſie die ſocialen Kämpfe ganz unterlaſſen, ſie will

mit ihren Darſtellungen ſich ſelbſt und die Andern geiſtreich und anmuthig unterhalten, ſie will weiter nichts und ſie hat Recht. Jetzt wird man vielleicht in der Geſellſchaft ihre neubeginnende Ungefährlichkeit ebenſo belächeln, wie man früher die Gefährlichkeit ihrer Schriften und ihres perſönlichen Beiſpiels rügte, und beidemal verübt man Unrecht an ihr. Wer könnte aber auch mit der Geſellſchaft ſo ſtehen, daß man Recht in ihr behielte? Man wird ſich gegen die Geſellſchaft immer im Nachtheil befinden mit ſeinem individuellen Recht, denn die Geſellſchaft darf von der Perſönlichkeit Opfer verlangen, welche dieſe nicht verweigern kann, ohne ſich in einen Bann zu begeben. —

Die Abſperrung der höheren franzöſiſchen Salonwelt iſt beſonders für Reiſende, die nur kurze Zeit verweilen, empfindlich, denn es iſt durchaus nicht Stil, viele Fremde in den hieſigen Geſellſchaften zu haben, und für einen Ankömmling, den nicht eine beſondere Stellung auszeichnet, iſt es in der Regel beſſer, an irgend einen Epicier oder kleinen Gewürzkrämer empfohlen zu ſein, der alle ſeine Gaſtfreundlichkeit aufbieten wird, um Euch in einem großen Lichte zu erſcheinen, als an eine pariſer Celebrität, in deren Kreiſe es

nicht Mode iſt, ſich viel mit Fremden zu befaſſen. Engländer und vornehme Ruſſen ſind diejenigen ausländiſchen Geſtalten, welchen man am häufigſten in den Salons begegnet, und beſonders ſind die Ruſſen jetzt ſehr bevorzugt in der hieſigen höheren Geſellſchaft, der ſie ſich mit ebenbürtiger Eleganz angeſchmiegt haben. Es zeigt ſich alſo, daß man auch in Paris keineswegs über geſellſchaftliche Vorurtheile erhaben iſt, und man wird deren immer mehrere hier entdecken, je länger man dies Leben und Treiben nach allen ſeinen Richtungen hin verfolgt. Gerade je mehr das franzöſiſche Leben zu einer kopfüber ſchlagenden Vermiſchung aller Elemente hingedrängt hat, um ſo eiferſüchtiger hütete die Geſellſchaft ihre Gränzen und wehrte ſich gegen jede Zumuthung, durch die ſie in den chaotiſchen Strudel mitfortgeriſſen werden könnte. Auf die Gemäldeausſtellung im Louvre begebe ich mich oft, um mich an dieſer bunten Combination aller Stände, die ſich hier durcheinander tummelt, zu ergötzen, aber ich ſchlage dieſe brüderliche Ständevermiſchung jetzt nicht mehr ſo hoch an, ſeitdem ich weiß, daß es einen Tag in der Woche gibt, wo der Salon keineswegs jedem Fiacrekutſcher und jeder Ducheſſe mit gleichem Recht und zu gleicher Zeit offenſteht. Den Sonn-

abend in jeder Woche hat ſich die ausgewähltere Geſellſchaft für ihre Gemäldeſchau vorzugsweiſe freibehalten, und man kann an dieſem Tage nur gegen eine Karte eintreten, die man ſich vorher verſchaffen muß und die freilich ebenfalls unentgeldlich ausgegeben wird, wenn auch durchaus nicht an Jedermann. An dieſen Sonnabenden aber trifft man dann die faſhionableſten Geſtalten von Paris in dem Salon des Louvre, und ſucht vergeblich das arme Geſindel, das ſich ſonſt in der Woche auch ſchauluſtig vor dieſen Bildern drängt. —

Man ſpricht davon, daß die ſpaniſchen Tänze, die jetzt hier ſo beliebt geworden, aus den Theatern in die Salons übergehen ſollen und in einigen der eleganteſten Zirkel iſt, wie man ſagt, bereits die Cachucha als Geſellſchaftstanz eingeführt. Ein ſchöner ſpaniſcher Tanz ſind auch **Las Manchegas di Lapia**, ein Madrider Hoftanz, den ich neulich von der Spanierin Dolorès-Serral auf dem Theater ausführen ſah, und deſſen Pointe darin beſteht, daß ſich am Schluß deſſelben endlich die Geliebte ihrem Freunde ergibt, nachdem ſich beide in allen Stellungen lange herumgehaſcht, geſucht und gemieden haben. Sie ergibt ſich kniend und er umfängt ſie mit einem

graciöſen Pas. Nur die ſpaniſchen Tänze ſind wahrhafter Tanz, weil ſie immer ein charakteriſtiſches Verhältniß der Tanzenden zu einander ausdrücken und auf einer eigenthümlichen Gegenſeitigkeit der Geſchlechter beruhen, aus der im Grunde alles Tanzen entſtanden iſt. Die ſpaniſchen Tänze ſind Tänze der Liebe, und darum kann ich mir gar nicht denken, daß ſelbſt die harmloſeſten derſelben hier oder anderswo in der Geſellſchaft eingebürgert werden könnten. Fanny Elsler hat nicht nur in der großen Oper, ſondern auch auf einigen Privatbällen die Cachucha mit wahrhaft ſpaniſchem Blut getanzt, aber Eure ganze mühſam zuſammengehaltene Geſellſchaftsordnung müßte ja zuſammenbrechen, wenn Ihr das ſpaniſche Tanzen auf Euern Dielen heimiſch machen wollt! Kommt dies von hier aus in Mode, ſo wird es der ſpaniſche Tanz ſein, welcher eine geſellſchaftliche Revolution zu Stande bringt, die dem St. Simonismus nicht gelingen konnte. Wenn man aber ſieht, wie die Franzöſinnen tanzen, ſo wird man nicht daran glauben, daß ſie es jemals dem Tanz verſtatten werden, die kalte geſellſchaftliche Convenienz zu überſchreiten. Die Franzöſinnen repräſentiren ſich im Tanze mehr als daß ſie wirklich tanzen, ſie repräſentiren ſich mit der feinſten Grazie, aber ſie

meiden jede Leidenſchaft und Gluth der Bewegung mit froſtiger Etiquette. In Deutſchland könnte der ſpaniſche Tanz eher auch in die Geſellſchaft verpflanzt werden, weil die Deutſchen mit einer Inbrunſt und Hingebung zu tanzen verſtehn, von der die Franzoſen in der Regel keinen Begriff haben. Es gibt deutſche Mädchen, die im Stande ſind, ſich zu Tode zu tanzen, was einer Franzöſin nicht ſo leicht begegnen wird. Die deutſchen Frauen deuten oft nur im Tanz die ganze Gluth an, deren ihre Seele fähig iſt, und die ſie in der gewöhnlichen Lebensbewegung ſorgfältig hüten; darum zeigt ſich auch Jede in der Art und Weiſe des Tanzes von einem verſchiedenen und individuellen Ausdruck, während es in der franzöſiſchen Damenwelt mehr einen allgemeinen Typus gibt, nach dem ſich Jede bewegt. Die Franzoſen würden den Tanz gänzlich entbehren können und ihr geſellſchaftliches Leben bliebe daſſelbe, ebenſo arm und ebenſo reich, ebenſo bewegt und ebenſo heiter. Man könnte vielleicht in Paris ſelbſt Bälle ohne Tanz veranſtalten. In Deutſchland aber würde eine große Veränderung der Geſellſchaft vorgehen, wenn es keinen Tanz gäbe; in vielen deutſchen Städten iſt es nur der Walzer, der die Menſchen und Geſchlechter einigermaßen aneinan-

der kettet, und den deutſchen Mädchen und Frauen wäre faſt der einzige Schauplatz ihrer Thaten, auf dem ſie ſich bewegen können, genommen. Die Reſſourcen- und Geſellſchafts-Bälle, die Kirchweihfeſte und Volksbälle ſind daher in Deutſchland vorzugsweiſe ein nationales Hab und Gut, und es gibt außer dieſen wenig Nationalbewegungen mehr, die eine ſo nothwendige Stelle in der Geſellſchaft hätten. In Frankreich iſt es nur die Provinz, welche einigermaßen eine charakteriſtiſche Bedeutung der Volksfeſte aufbewahrt hat; was man in Paris ſelbſt von Volksbällen ſieht, iſt nüchtern, bedeutungslos oder raffinirt genug. Neulich wagte ich mich hier auf einen der niedrigſten Volksbälle, die es in Paris gibt, in der Rue St. Honoré Nr. 216, gegenüber dem Palais-Royal, wo man das Sonntagsvergnügen der niedrigſten und ärmſten Klaſſen der hieſigen Bevölkerung beobachten konnte. Denn der Zutritt koſtet in dieſem Tanzſalon nur 50 Centimes, wovon noch die Hälfte en consommation gegeben wird, wie es auch in Berlin an ſolchen geringeren Volksörtern der Fall iſt, doch ſind in Paris außerdem noch die Tänze frei, während ein armer deutſcher Handwerksburſche, der ſich mit ſeiner Liebſten im Walzer oder Galopp dreht,

jeden Augenblick nach der verhängnißvollen Klingel hören muß, die ihn an das Bezahlen ſeines Tanzes mahnt. Hier in der Rue St. Honoré gab es gewiſſermaßen ein Oberhaus und ein Unterhaus des Tanzes, indem nämlich im obern und untern Stockwerke zugleich getanzt wurde, wie man es in Süddeutſchland, namentlich in München, häufig an ſolchen Vergnügungsörtern antrifft. Im Oberhauſe ging es etwas faſhionabler her; ein Buckliger bewegte ſich hier im Contretanz mit der bewundernswürdigſten Zierlichkeit und trug offenbar, was den Anſtand betraf, den Sieg über alle Andern davon. Arme Handarbeiterinnen im beſcheidenſten Putz drehten ſich um ihn her, und zwei Tanzmeiſter, mit ſcharlachrothen Bändern geziert, vertheilten an die Schönen Preiſe, welche hier von einer noch mit dem Eintrittsgelde verbundenen Lotterie gewonnen worden. Es war dies jedoch der letzte Ball, der in dieſer Saiſon hier ſtattfand, aber gegen den Schluß trat noch der Wirth auf und hielt eine Rede, um ſeine Gäſte noch zu einem feierlichen Schlußbanquet auf Subſcription zu veranlaſſen. Dies wurde einſtimmig genehmigt. Einer der Gäſte, ein wahrer Lump, der mit einem erbärmlichen Rock angethan war, erhob ſich jedoch

noch und machte die Proposition, daß man zu diesem Banquet nicht anders als im Costüm zugelassen werden solle. Dies wurde ebenfalls genehmigt. Uebrigens ist das Benehmen der pariser Volksklassen gegen Fremde, die sich bei solchen Gelegenheiten als Zuschauer eingemischt haben, sehr lobenswerth und beweist einen außerordentlichen Takt, welcher den gemeinen Mann in Frankreich überhaupt auszeichnet. Sie scheinen einen solchen Zuschauer gar nicht zu bemerken, oder es kommt ihnen darauf an, gerade ihm zu zeigen, daß sie so viel gute Lebensart verstehen, um einen Fremden auch nicht durch einen Blick zu belästigen. —

Jemehr sich in neuester Zeit die sogenannte gebildete Gesellschaft von dem Volksleben abgekehrt und getrennt hat, je ehrgeiziger scheint das Volk selbst geworden, und dieser Ehrgeiz verschuldet leider den immer mehr sichtbar werdenden Verfall aller Volksthümlichkeit im modernen Leben. Was sonst das Poetische am Volksleben war, diese Abgränzung auf einem eigenthümlich für sich bestehenden Gebiet von Ideen, Gewohnheiten und Sitten, wird jetzt vom Volke selbst nur als Schranke empfunden, die es von den Genüssen und Vortheilen der bevorzugten Gesellschaft

trennt, und ſtatt der poetiſchen Seite des Volksthümlichen fängt allmälig eine politiſche Frage daraus zu entſtehen an. Die höhere Geſellſchaft iſt jetzt eine ganz eigene Welt für ſich, die ſich in allen Ländern und unter allen Verhältniſſen ziemlich ähnlich ſieht, weil ſie überall daſſelbe conventionnelle Uebereinkommen, dem Volksleben gegenüber, getroffen hat. Das Volk dagegen beginnt ſeine Volksthümlichkeit als eine Zurückſetzung und Ausſchließung ſich zum Bewußtſein zu bringen, und trachtet danach, dasjenige loszuwerden, wodurch es auf dieſe Weiſe geſondert und bezeichnet daſteht. Dies kann man jetzt namentlich in Paris vielfältig beobachten, wo z. B. die kleinen Volkstheater, welche das intereſſanteſte Bild gewähren könnten, blos deshalb ſo ſchlecht ſind, weil ſie es den groſſen Theatern gleich zu thun ſuchen, ſtatt lediglich Stücke für das Volk und aus den Sphären deſſelben aufzuführen. Die Theater des Luxembourg, der Vorſtadt St. Antoine, die Folies-dramatiques und viele andere dieſer Art würden Volkstheater ſein, wenn ſie mit ihren Darſtellungen mehr im Kreiſe des bürgerlichen und örtlichen Lebens verweilten, ſtatt es auf große Spectakelſtücke und Schauermelodramen abzuſehen. Auch in das Am-

bigu-Comique, wo es einige gute Sänger für das Vaudeville gibt, ist jetzt der dumpfe geschraubte Ton von der benachbarten Porte St. Martin eingedrungen. Parterre und Logen sind in diesen Theatern gewöhnlich von der ärmeren Bevölkerung dieser Stadttheile besetzt, doch in der Avantscene und den Sperrsitzen des ersten Ranges findet sich zuweilen ein vornehmeres Publikum ein, das aber in der Regel nur hiehergeht, um sich zu moquiren und lustig zu machen, und den harten provinziellen Dialekt, den diese aus der Provinz gekommenen Schauspieler und Schauspielerinnen meistentheils noch an sich tragen, fast laut nachzuschnarren, worin sich besonders der pariser Kleinkrämerdandy aus der Straße St. Denis, der mit seiner Maitresse im ersten Rang sitzt, auszeichnen wird. Wie aber das arme Volk in seinen Theatern sich gewissermaßen über seine eigene Sphäre zu erheben sucht, so zeigt es auch bei allen andern Gelegenheiten einen ähnlichen Hang, so viel wie möglich das Vornehmere sich anzueignen. In seinen kleinen Winkelrestaurants macht es für wenige Sous dieselben Gänge und Schüsseln nach, die in der fashionablen Welt üblich sind, und es muß auf seiner Speisecarte Beefsteak, Volauvents, Pasteten und dergleichen haben, aus

wie jämmerlichen Stoffen dieſe auch zuſammengebacken ſein mögen. So verdirbt ſich das pariſer Volk vorläufig noch den Magen an dieſen Verſuchen, es der höheren Geſellſchaft gleich zu thun; es wird ſchlimm ſein, wenn es einmal heftiges Magenweh danach bekommt.

9.

Pariſer Parterre.

(30. April 1837.)

— In Deutſchland wie in Frankreich ſind in neueſter Zeit Theaterſucht und Geſellſchaftsſucht beide zu einem Gipfel geſtiegen, auf dem ſie ſich meines Wiſſens vorher noch nie in der Welt befunden haben; und dies iſt ein um ſo merkwürdigeres Symptom, da es weder für die Höhe der theatraliſchen Kunſt noch für den fortſchreitenden Geiſt der Geſellſchaft etwas beweiſt. Im Gegentheil iſt die Geſellſchaft mehr als je zur abſtracten Form geworden, und die Theater ſind immer mehr zu einem blos geſellſchaftlichen Intereſſe herabgeſunken, das mit den eigentlichen Muſen wenig mehr gemein hat. Es wäre daher zu wünſchen, daß auf der Stufe, wo die Theater gegenwärtig bei uns ſtehen, ſie ſich völlig geſellſchaftlich einrichten möchten, wie in Italien,

wo man in den Theaterlogen mit ſeinen Freunden zuſammentrifft und ſeine Soiréen hält. Die deutſche Bühne wenigſtens dürfte auf dieſe Weiſe um Vieles erträglicher gemacht werden, ſobald man nicht nöthig hat, immerfort nur nach den Schauſpielern zu ſehn, und es würde längſt dahin gekommen ſein, wenn der Deutſche reicher wäre, aber bis jetzt liegt es in ſeiner Natur, redlich auszuhalten für ſein Geld und kein Wort von dem Stück zu verlieren, wie ſehr es ihn auch langweilen mag. Dennoch iſt auch in Deutſchland das Theaterintereſſe nur ein geſellſchaftliches; es iſt ein geſellſchaftliches Mittel, die Zeit hinzubringen, in einer homöopathiſchen Anwendung der Langenweile gegen die Langeweile. So ſind es auch jetzt mehr die Perſönlichkeiten der Schauſpieler und Schauſpielerinnen, die ein Band zwiſchen ihnen und dem Publikum unterhalten, als ſtrenggenommen ihre Kunſtleiſtung ſelbſt. Die Griechen, die als rückwärts liegende Ideale in jeder Art der Bildung ſo unerreichbar hinter uns ſtehen, kannten weder Theaterſucht noch Geſellſchaftsſucht in ihrem Leben, obwohl ſie zuweilen ganze Tage lang Tragödie und Komödie ſpielten und in ihren Sympoſien ſtundenlange Reden gehalten haben. Die Griechen kannten aber auch das moderne Bedürfniß nach Zerſtreuung nicht, das bei uns unbewußt aus einer Un-

ruhe und einem Schmerz und aus dem Nichthaben jenes Mittelpunktes hervorgeht, der dem antiken Daſein in allen ſeinen Ausſtrahlungen eine nationale Fülle und Inhalt verlieh. Wir laufen heut wie beſeſſen durch alle unſere Theater und Geſellſchaften, wir wiſſen was uns fehlt, aber wir verſtehen weder das Suchen noch das Finden, und ſo bleibt es bei der geſchäftigen Langenweile, bei dieſer Vielthuerei des Nichts, die uns verzehrt. Die Alten waren beſonders dadurch groß, daß ſie Alles das nicht hatten, was wir haben. —

Wer ſich geſellſchaftlich zerſtreuen will, kann es aber nicht beſſer thun, als in der bunten Welt eines pariſer Parterre. Dies Getümmel gewährt zugleich einen treuen Abdruck der jedesmaligen Tagesſtimmung, wenn dieſelbe nicht etwa ſo charakterlos iſt, wie es gegenwärtig der Fall. Jetzt erregen die Abendjournale, die gegen acht Uhr im Parterre der Theater ausgerufen werden, wohl noch eine augenblickliche Bewegung, man zahlt die wenigen Sous dafür, lieſt ſie herzlich gähnend während des Zwiſchenacts durch, lorgnettirt dabei abwechſelnd nach den ſchönen Damenköpfen in den Logenreihen, zerknittert das Blatt endlich ärgerlich in ſeiner Taſche, und dreht ſich ungeduldig nach dem Vorhang um, deſſen Wiederaufgehen ſtürmiſch gefordert wird.

Wenn die schnarrenden Ausrufer der Zeitungen, der kleinen Theaterblätter und der Piece selbst, die aufgeführt wird, einen Augenblick verstummt sind, kommen die Verkäufer von Erfrischungen, die mit gellender Stimme ihre Waaren ausschreien und wie geschickte Seiltänzer über die Bänke weghüpfen, oder es entsteht auf einmal ein Jubel und Gelächter im ganzen Publikum, Alle sehen auf einen Punkt hin, und endlich gewahrt man einen Mann, der sich aus einer der mittlern Logen herausgelegt hat und Gesichter schneidet, die in der That merkwürdig sind. Es gibt solcher Grimassiers von Profession eine ziemliche Anzahl in Paris, sie zeigen ihre ordentlichen Vorstellungen gewöhnlich Sonntags in den Champs-Elisées, und suchen zuweilen das Theater-Publikum in den Zwischenacten freiwillig zu unterhalten. Es war in dem Theater des Palais-Royal, wo ich einen solchen Gesichterschneider plötzlich die wunderbarsten Frazzen in das Publikum hineinwerfen sah, so daß man meinen konnte, Visionen des französischen Zeitgeistes zu haben; aber ich glaube, daß in den größeren und vornehmern Theatern dergleichen nicht leicht vorkommen wird.

Das französische Parterre hat aber noch bestimmte Sympathieen, die ehrenwerth sind und es in einer gewissen Verbindung mit dem guten Geschmack er-

halten. Dieſe Sympathieen ſind freilich jetzt nur noch überlieferte und halb verblaßte Erinnerungen aus der glorreichen Vergangenheit des franzöſiſchen Theaters, aber ſie beſtehen doch noch als Denkmäler derſelben und wirken bei manchen Gelegenheiten wieder friſch lebendig. Das Theatre français iſt freilich in der letzten Zeit ziemlich in Verfall gerathen, ſeine großartigen Kräfte für die Tragödie ſind theils ausgeſtorben, theils alt geworden, und für die Komödie haben ſich nur wenige bedeutende und jugendliche Talente neu hinzugefunden. Nichtsdeſtoweniger kann man zuweilen noch vortrefflichen Darſtellungen des Molière auf dieſer Bühne beiwohnen, und Molière iſt die eine jener Sympathieen, durch welche der Geſchmack des heutigen pariſer Parterres ſich noch merkwürdig auszeichnet. Ich ſah eine meiſterhafte Vorſtellung des Tartuffe, die ſo gelungen, abgerundet und genial durchdacht erſchien, wie ich bis dahin noch nie etwas Aehnliches auf einer Bühne erlebt. Hr. Périer gab den Tartuffe, dieſen Urtypus aller Heuchelei und des Muckerthums der modernen Zeitgeſchichte, mit einer außerordentlichen Vollendung bis auf die kleinſte Gebärde herab. Dieſer ausgezeichnete Schauſpieler ſchien wie zu ſeiner Rolle geboren, und man hätte ſchwören können, nur eine ſolche Geſtalt, nur

ein ſolches Geſicht, nur einen ſolchen Blick und nur einen ſolchen Ton der Stimme kann ein Tartuffe gehabt haben. Périer gab den Tartuffe zugleich mit einer gewiſſen modernen Anmuth, die durchaus an ihrer Stelle war, denn es iſt zugleich nicht zu verkennen, auf welche merkwürdige Weiſe Molière ſelbſt ein großes Intereſſe für den Tartuffe zu erregen geſucht hat. Dies Stück iſt unſterblich, und wird nie veralten, weil der moderne Tartuffismus ſelbſt ſich beſtändig neu hervorbringt von Geſchlecht zu Geſchlecht. Jede Zeit hat eine Richtung, in der Tartuffe wiedererſcheint, und gewöhnlich kommt er in unſern heutigen Zuſtänden keineswegs ſo ſchlecht fort, wie bei Molière, der ihn mit naiver Gerechtigkeit der Polizei überliefert. Im Gegentheil lebt er bei uns heutzutage meiſt in ſehr bedeutenden Verbindungen, was in der Regel daran hindert, ihn zu demaskiren. Tartuffe iſt ein ächt modernes Individuum, die Alten kannten ihn ebenſo wenig, wie ſie unſer Geſellſchaftsweſen kannten, und Molière hat ihn gar nicht national, ſondern ſo allgemein menſchlich gehalten, als wäre er dabei von einer prophetiſchen Ahnung über die welthiſtoriſche Bedeutung dieſer Figur befallen geweſen. Merkwürdig iſt aber ebenfalls das Bezeigen des franzöſiſchen Publikums bei ſolchen Vorſtellungen, und Molière wird wie ein

ganz neuer und frischer Dichter von seinen heutigen Zuschauern aufgenommen. Besonders seit Kurzem ist er gewissermaßen von Neuem in die Mode gekommen, das große Haus ist jedesmal überfüllt bei seinen Stücken, und jede Pointe, jeder launige Vers, jede scharftreffende Naivetät, woran dieser unerschöpfliche Dichter so reich ist, werden mit den lebhaftesten Aeußerungen des Enthusiasmus begleitet. Es beweist sowohl für die Franzosen als für Molière, daß er noch immer der Lieblingsdichter seiner Nation ist, und daß seine heutigen Landsleute sich keineswegs gestört fühlen durch manches Altfränkische in seiner Manier und Behandlungsweise. Dies Altfränkische, wenn man Einiges in Molière so nennen will, macht aber meistentheils gerade einen Bestandtheil der eigenthümlichen Grazie und Naivetät dieses Dichters aus, und muß in dieser Art als eine Würze seiner Laune genossen werden. Molière's komischer Genius ist von Natur einfach und sucht auch immer einfach zu wirken, indem er sich jedesmal ein bestimmtes Thema zu behandeln vorsetzt, in dessen Gränzen er sich mit einer symmetrischen Abgemessenheit bewegt, das er nie überschreitet, aber in allen Theilen möglichst erschöpft. Er zeigt es sichtlich, daß er sich in seinem Stück ein festes Thema genommen, von dem er ausgeht, und man sieht ihm

gespannt zu, mit welcher schalkhaften Anmuth und klassischen Einfalt er die Fäden verschlingt, wieder einige Gestalten und Carricaturen seiner Zeit hineinsetzt, und mit einer den Nagel auf den Kopf treffenden, obwohl in der Erfindung nicht sehr ingeniösen Pointe schließt. —

Die andere Sympathie, von welcher das französische Parterre noch lebhaft erfüllt wird, ist die alte Tragödie, und es ist hier Mode, noch immer in ein Stück von Corneille und Racine zu gehen, obwohl die Darstellung derselben auf dem Théatre français nichts weniger mehr als den frühern Glanz dabei aufweist. Die großartige Pedanterie der alten französischen Tragödie erscheint jedoch in diesem Augenblick dem Leben entrückter als jemals, und wie pedantisch uns auch ebenfalls jetzt Manches an Molière's Naivetäten vorkommen mag, so sind die Beziehungen seiner Komödie doch noch frischer und weniger veraltet, als der auf hohen Wolken wandelnde Paradeschritt jener tragischen Muse. Diese Tragödie liegt wie eine erhabene Ruine da, unter deren Riesenpfeilern man mit Staunen verweilt, die alten wunderbaren Geister gehen noch unter den Trümmern auf und ab spazieren, doch in unsere Geisterschauer mischt sich ein modernes Lächeln, das uns in der wahren Andacht stören will. Aber die Franzosen sitzen vor

ihrer alten Tragödie mit nationalen Sympathieen da, und betrachten ſie als ein Monument ihrer Geſchichte, zu dem ihr Stolz ebenſo gern wallfahrtet als zu jedem andern Triumphbogen, den Siege und Schlachten ihres Volkes ſich errichtet. So langweilt man ſich hier im Théatre français des Nationalruhms wegen fürchterlich, und ſelbſt der zerſtreute Dandy findet ſich regelmäßig vor Corneille und Racine ein, um gähnend den Stolz jener großen Glanzepoche ſeines Volks zu genießen, die ſich ihm hier noch einmal repräſentirt. Dieſe Darſtellungen würden aber noch mehr lebendiges Intereſſe auch für den Augenblick darbieten, wenn die jetzt darin beſchäftigten Schauſpieler bedeutender und dafür geeigneter wären. Der leider ſchon hochbejahrte Joanny iſt faſt noch der einzige, der die alte Tragödienaufführung würdig und in manchen Momenten wahrhaft großartig vertritt. Es iſt aber ſeit langer Zeit im Parterre des Théatre français hergebracht, gewiſſe Stellen in Corneille und Racine mit dem äußerſten Enthuſiasmus zu beklatſchen, und ſo bringt das Publikum an ſolchen Abenden, wo der Kunſtgenuß überhaupt mit der Tradition gemiſcht iſt, auch für den Beifall, den es an den Tag legt, ſchon eine gewiſſe Ueberlieferung mit. Ein ſolches Stichwort für den Beifall iſt z. B. im Cinna die berühmte

Stelle: soyons amis, Cinna! die jedoch Joanny nichts weniger als ausgezeichnet ſprach, wie denn auch die ganze Vorſtellung dieſer Tragödie ſehr mittelmäßig ablief. Joanny gab überhaupt ſeinen Auguſt etwas zu ſalopp und benutzte in ſeiner Erſcheinung allzuwenig die Draperie, die zum Ceremoniell der alten Tragödie nothwendig gehört. Ein merkwürdiges Schauſpiel wird es aber immer bleiben, bei ſolchen Gelegenheiten den hohen Kothurngang der franzöſiſchen Sprache von der Bühne herab zu vernehmen. Sie klingt den Franzoſen noch immer mit einer beſondern Feierlichkeit in die Ohren, und gleicht einer erhaben dahinrauſchenden Gewitternacht, durch welche Löwen brüllen, Wölfe heulen, und Marionetten mit wackelnden Peruquenköpfen ſich hin und her ſchieben.

Ich will heut nicht auf die Einzelnheiten einer tragiſchen oder komiſchen Aufführung im Théatre français eingehen, ſondern über eine andere Art von Theatern etwas bemerken, die Paris vielleicht einzig und allein aufzuweiſen hat. Dies ſind die Kindertheater, deren es vornehmlich zwei hier gibt, das Theater des jeunes élèves in der Paſſage Choiſeul, und das Gymnase enfantin in der Paſſage d'Opéra. Dieſe Theater, in denen nur Kinder

ſpielen, ſollen eigentlich Schulen zur Heranbildung von Schauſpielern ſein, aber die Speculation der Unternehmer iſt wohl die Hauptſache dabei, denn aus den armen Geſchöpfen, die hier ihre Kinderzeit zum Opfer bringen müſſen, mag wohl ſelten etwas Tüchtiges und Ausgezeichnetes hervorgehen, weil die Schule ſie ſchon zu Grunde richten muß, noch ehe ſie Meiſter werden können. Die Mehrzahl wird hier ſchon im Kindesalter in ihren jungen Kräften ſo verbraucht und abgerieben, daß kaum noch Etwas an ihnen übrig bleiben kann, um ſich ſpäter als herangewachſene Künſtler auszuzeichnen, aber das Publikum, das in der ganzen Welt, beſonders jedoch in Paris, eine Hinneigung zur Grauſamkeit verräth, erfreut ſich an dieſen Spielen der lieben Unſchuld, die in der That oft überraſchend gut ausfallen. Dieſe Bühnen bilden eine Art dramatiſches Findelhaus, und wenn man bedenkt, daß die hier zuſammengerafften Kinder vielleicht größtentheils als Vagabunden auf den Straßen umherlaufen und betteln würden, ſo läßt ſich der Sache außer dem äſthetiſchen allerdings noch ein anderer Geſichtspunkt abgewinnen. Wie man in unſerm Vaterlande Anſtalten zur Beſſerung ſittlich verwahrloſeter Kinder gegründet hat, ſo ſind aber dieſe Theater, wie es mir

ſcheint, Anſtalten zu einer ſittlichen und phyſiſchen Verderbniß der Kinder, die dort zu Schauſpielern gebildet werden ſchon in der erſten ſonnigen Frühe ihres Lebens. Man ſieht oft ſehr ſchöne und liebenswürdige Kinder beiderlei Geſchlechts darunter, in einem Alter von vier, fünf bis zu neunzehn Jahren, auch noch ältere, da einige Rollen immer von Erwachſenen geſpielt werden. Aber ſchon die Theaterſchminke auf den Wangen der ſechsjährigen Unſchuld zu ſehen, iſt ein widerwärtiger und ekelhafter Anblick, und nimmt gegen dieſe ganze Unternehmung ein. Die Wahl der Stücke, welche man gibt, iſt ſonſt inſofern vernünftig, als ſie immer dem kindlichen Alter angemeſſen ſind und meiſtentheils auf Verhältniſſe aus der Kinderwelt ſich beziehen. Ich ſah auf dem Theater in der Paſſage Choiſeul ein Stück, le Mari de cinq ans, das ſehr artig geſpielt wurde. Zwei Kleinen, die ſich lieb haben, ſehen nicht ein, warum man nicht auch Kinder mit einander verheirathe, und wenden ſich deshalb an ihren Großvater, der mit einer weiſen Laune darauf eingeht, mit der Bitte, ſie beide zu Eheleuten zu machen, ſowie es die großen Leute untereinander thun. Der Großvater veranſtaltet ihnen alſo ein förmliches Hochzeitsfeſt, alle Kinder der Nachbar-

ſchaft werden dazu eingeladen, man beglückwünſcht ſie als Mann und Frau, und nach vollzogener Feier läßt man ſie miteinander allein. Die Kleinen ſehen ſich verwundert an und fragen ſich, warum man ſie allein gelaſſen. In dieſer Scene fallen, wie man ſich denken kann, einige choquante Anſpielungen vor. Sie wiſſen endlich gar nicht, was ſie anfangen ſollen, und gähnen herzlich. Da werden ihnen Rechnungen gebracht, das Hochzeitsfeſt, das ordentlich mit einem Balle gefeiert worden, hat ſehr viel Geld gekoſtet, und ſie ſollen ſo und ſo viel hundert Francs dafür bezahlen. Vergeblich verweiſen ſie die Schuldner an ihren Großvater. Dieſer bezahlt nur ſo lange, als der kleine Mann noch Garçon war, aber für den Verheiratheten, für den mari, weigert er ſich auch der geringſten Auslage. Das junge Ehepaar iſt in der größten Verlegenheit und Rathloſigkeit, und ſagt endlich, es werde ſpäter bezahlen. Man läßt es nun wieder miteinander allein. Der fünfjährige Ehemann ſchlägt vor, einen Spaziergang in einen öffentlichen Garten zu unternehmen, um ſich zu zerſtreuen, aber die junge Frau meint, das werde aller Welt verrathen, daß ſie ſich ſchon am erſten Tage der Ehe ſo ſchrecklich mitſammen langweilten. Sie

nehmen darauf die Puppe vor, entzweien ſich über dieſelbe, und prügeln ſich am Ende tüchtig ab. Der Großvater kommt dazu und trennt ihre Ehe wieder, indem er ſie belehrt, warum Kinder noch nicht heirathen können. Dieſe Moral fällt freilich ſehr lahm aus; der gute Großvater meint: weil ſie ihre Schulden noch nicht ſelbſt bezahlen können, indem ſie noch nichts zu erwerben im Stande ſeien. Nach einigen andern Stücken folgte an demſelben Abend noch ein Ballet, denn auch zu einem Ballet enfantin haben es ſchon dieſe Theater gebracht, in welchem man alle Pirouetten und Entrechats des großen Opernballets in einer Miniaturüppigkeit wiedergenießen kann. Beſonders iſt auf dem Théatre des jeunes élèves die kleine Beatrice als Tänzerin berühmt, und ſie wird auf dem Anſchlagezettel gewöhnlich als „Taglioni de six ans“ angekündigt. In dieſem Ballet enfantin geht doch wohl Alles verloren, was man aus einem philanthropiſchen Geſichtspunkte zur Entſchuldigung dieſer pariſer Kindertheater ſagen könnte! Im Privatleben Kinderbälle zu geben, was neuerdings auch in Deutſchland ſehr in Mode gekommen, mag eher hingehen, obwohl es widerwärtig und dem kindlichen Lebensalter unangemeſſen genug iſt. In einer Zeit, wo es ſo viel abſtracte und hoch-

müthige Moral gibt, daß man ſelbſt einer kräftigen und natürlichen Sinnlichkeit ſich ſchämt, ſollte man doch dieſe Kinderbreiſinnlichkeit mindeſtens ekelhaft finden. Vielleicht habe ich aber auch dieſe ganze Sache zu ernſthaft genommen.

In dieſe Kindertheater gehen aber die pariſer Mütter und Gouvernanten, meiſtentheils der Bourgeoiſie angehörig, mit ihren Kindern, um ihnen eine Freude zu machen. Wie in Paris Alle Alles haben können, ſo haben auch die Kinder hier ihre Kinder-Primadonna, ihr Kinder-Ballet, ihr Kinder-Vaudeville und ihre Taglioni von ſechs Jahren! —

* * *

— Ich werde kein beſonderes Tagebuch mehr führen, und wenn Sie wiſſen wollen, theuerſte ***, was mir in Paris den Monat Mai über an ſeltſamen Begebenheiten und Geſtalten vorgekommen, ſo leſen Sie die Briefe, die ich an meinen Freund, den deutſchen Kleinſtädter, während jener Zeit geſchrieben und worin ich getreulich Alles niedergelegt habe. Ich werde ſie Ihnen nächſtens überſenden, und bitte

Sie im Voraus um Entſchuldigung, wenn es in dieſem Mai von Paris noch ſtark hagelt und ſchneit, denn ich habe das Wetter nicht gemacht und es iſt jetzt in der ganzen Welt verdorben. **God bless you!** —

Druckfehler.

S. 99. Z. 8. v. u. lies: Murillos ſtatt Murillo.
S. 209. Z. 10. v. u. lies: Pantheon ſt. Panthon.
S. 232. Z. 7. v. o. in einigen Exempl. lies: ſie ſt. ſich.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Spaziergänge

und

Weltfahrten.

Zweiter Band.

Spaziergänge

und

Weltfahrten.

Von

Theodor Mundt.

Zweiter Band.

I. Deutschland in Frankreich.
II. Meerfahrt.

Altona,
Johann Friedrich Hammerich.
1838.

Inhaltsverzeichniß.

I. Deutſchland in Frankreich. Briefe an einen deutſchen Kleinſtädter.

1. Frankreich freit um Deutſchland. — Prinzeſſin Helene. — Die Weltgeſchichte in kleinen Städten. — Ludwigsluſt. — Spöttereien der Franzoſen. — Die provinziellen Elemente in Deutſchland. — Neueſte Bemühungen der Franzoſen für ihre Provinz. Guizot. — Der alte Adel im Faubourg St. Germain und die Prinzeſſin Helene. — Soiree bei Thiers und Geſpräche über Helene. — Rückerinnerungen an den Aufenthalt der Prinzeſſin Helene in Jena. Ein Vers von Goethe im Prinzeſſinnengarten. — Ein Beſuch bei Victor Couſin. Ueber deutſche Literatur und Philoſophie. . . . S. 3 — 23.

2. Der Namenstag Louis-Philipp's. Popularität durch ſchönes Wetter. Die Marſeillaiſe im Tuileriengarten. Feuerwerk am Ufer der Seine. — Die Kunſt Louis-Philipp's. Der Königsmörder Meunier. — Die Farce der Königsmörder in der Epoche der Julireglerung. — Der Place de la Concorde. Das unſchuldige Blut in der Geſchichte. Bekenntniſſe eines Königsmörders von dem Philoſophen Ballanche. L'homme sans nom. — Ob die Franzoſen die Früchte der Revolution geerntet? — Der Beſchwichtigungsmann Guizot. — Die Bezwingung der Revolution durch die Doctrin. — Caſimir Périer als Heros des Beſchwichtigungsſyſtems. — Der Bürgerkönig und Verſailles. — Der Park von Verſailles. — Das Nationalmuſeum und der Charakter der Julireglerung. — Die Beſeitigung der Doctrinairs im neuen Cabinet. Vernichtung der

politischen Interessen in Frankreich. — Der Conseilspräsident Molé. — Ausführungen der Symphonieen Beethoven's im pariser Conservatoire. S. 24—54.

3. Der Frühling und die Mode. — Das französische Landleben. — Bekanntschaft mit der Giraffe im Jardin des Plantes. — Was ist eine Giraffe? — Die Giraffe als Repräsentant des Modernen. — Louis-Philipp vor der Giraffe. — Eine Sitzung im Institut de France. Charles Dupin. Lacretelle. Betrachtungen über Lamartine's Gesicht. Lamartine als Politiker. . . . . S. 55—75.

4. Der Todestag Napoleon's. Die neufranzösische Kirche im Faubourg St. Martin und ihr Todtenamt für Napoleon. Beschreibung des Tempels der neufranzösischen Kirche. Der Abbé Chatel. Mittheilungen aus der Todtenmesse für Napoleon. Die Predigt des Abbé Chatel über den großen Capitain. Napoleon als Schutzheiliger der neufranzös. Kirche. Vergleich Napoleon's mit Christus. Die ökonomischen Verhältnisse dieser Kirche. Sorgen um die Miethe. Das Publicum der neufranzösischen Kirche. — Die Bestrebungen des Abbé Chatel. Vergleich mit La Mennais. Das religiöse Bedürfniß in Frankreich. Die Erhaltung des Katholizismus bei den Franzosen. — Besuch bei Herrn Mignet. Seine ausführliche Geschichte der Reformation in zehn Bänden. Verschiedene Bedeutung der Reformation für Frankreich und Deutschland. Einfluß der Reformation auf den dritten Stand in Deutschland. — Herrn Mignet's Talent als Geschichtschreiber. Seine Persönlichkeit. Mignet ein Orthodox der französischen Sprache. . . . . S. 76—98.

5. Die Ertheilung der Amnestie. Unzufriedenheit der Doctrinairs. Die Halbheit der von Louis-Philipp ertheilten Amnestie. Ansprüche unserer Zeit auf Amnestie. Amnestie in Deutschland. — Eine Sitzung in der Deputirtenkammer. Die Architektonik des Saales und der Parteien. Der theatralische Eindruck. Dupin als Präsident. Mangel an Disciplin in der Kammer. Mißcredit der gegenwärtigen Deputirtenkammer bei der öffentlichen Meinung. Schongeistige Charlatanerie in dem heutigen Parlamentskörper. Die dialektischen Jongleurien

der Parteimänner. Abgelebte Dialektik der französischen Parteien. Die Intrigue der Prinzipien. Die Macht des Journalismus in Frankreich. Gegenwärtige Prinzipiosigkeit des französischen Volkes. Die Emeute und die Volksgesichter. Volksthümliche Elemente der Zerstörung in Frankreich. — Die Demokratie als Räthsel der Zukunft. Die Persönlichkeit des französischen Nationalcharakters. Die Sprache als demokratisches Organ in Frankreich. Die Sprache in Deutschland als bevorzugtes Organ der Gebildeten. Ueber die Volksthümlichkeit der französischen Sprache. Der nationelle Charakterausdruck in der französischen Sprache. Hindeutung auf eine volksthümliche Entwickelung der deutschen Sprache in der Prosa. Trennung der deutschen und französischen Bildungsinteressen. Veralteter Gegensatz von Conservatismus und Liberalismus. Fortschritte des dritten Standes in Frankreich. Das Ehrgefühl im französischen Volke. Die Bedienung. — Gespräche mit Herrn von Eckstein. Seine Persönlichkeit. Seine Correspondenzartikel in der Allgemeinen Zeitung. — Die Franzosen und die deutsche Theologie. — Neue Wendung für das Christenthum in Frankreich. Der Katholizismus als neue Mode. — Eckstein's Ansichten über das Verhältniß der Franzosen zur deutschen Literatur und Wissenschaft. — Das Talent in Frankreich und Deutschland. — Eckstein's Werk über Indien. S. 99—149.

6. Die Kunstausstellung im Louvre. Die Bilder der deutschen Maler in dem diesjährigen Salon. Vorurtheile gegen die deutsche Malerei. — Eigenthümliche Vorzüge der neuesten französischen Maler. Die Schule von David und Gros überwunden durch Horace Vernet und Delaroche. — Fleiß und Technik in den französischen Malerschulen. — Die Vortrefflichkeit der Modelle in Paris. Ein alter Italiener als Modellsteher. — Bemerkungen in den Sälen der Ausstellung über die Frage von der Uebervölkerung. . . . . S. 150—158.

7. Ueber H. Heine. — Abschweifungen auf das junge Deutschland. — Selbstbekenntnisse Heine's über sein Schaffen. — Die Philosophie und die Franzosen. — Die Bonmots der Dejazet. . . S. 159—175.

Besuch bei Ballanche. Seine Persönlichkeit. Seine Philosophie und die Franzosen. Die Philosophie der Geschichte im Verhältniß zur politischen Freiheit. Geschichtsphilosophie und das deutsche Naturell. Die allgemeine Geschichtsformel des Herrn Ballanche. Sein theosophischer Katholizismus. — Auszüge aus seiner socialen Palingenesie. . . . . S. 176—195.

9. Soirées bei Thiers. — Eine Aeußerung von Thiers über Ancillon und die Politik des preußischen Hofes. — Die gegenwärtige Rathlosigkeit des Parti-Thiers. — Thiers' Verhältniß zum Tage und seine jetzige Haltung. Seine Persönlichkeit. Thiers der Sündenbock der französischen Politik. Die ungerechten Urtheile über ihn in Deutschland und Frankreich. Ueber Talent, Charakter und Moral in der Politik. — Thiers und Louis-Philipp als Schüler Talleyrand's. Thiers' früheres Verhältniß zum Julikönigthum. Guizot und Thiers und ihre Wahlverwandtschaft mit Louis-Philipp. Thiers als Doctrinair. Thiers als Conseilspräsident und sein Uebergang zum Tiers-Parti. Charakteristik des Tiers-Parti. Dupin. Thiers und die spanische Frage. Vergleich zwischen Thiers und Talleyrand. Der Moralgesichtspunct. — Etwas über moderne Charakterbildung. Dogmatisirende Schelme. — Bekanntschaft mit dem Marquis von Custine. Sein Werk über Spanien. — Hippolyte Carnot. — Börne's Grab. S. 196—215.

II. Meerfahrt. Unterhaltungen auf der Esmeralda.

1. Theodicee auf dem Meere. . . . S. 219—224.
2. Leben, Tod, Schönheit und Gott. . » 225—230.
3. Eine deutsche Geschichte. . . . . » 231—262.
4. Die Li[illegible] . . . . . » 263—274.
5. Trümmer [illegible]er Reisephilosophie. . » 275—279.

I.

Deutſchland in Frankreich.

Briefe an einen deutſchen Kleinſtädter.

1.

Paris, den 1. Mai 1837.

Mein trauter Kleinſtädter! Es iſt recht gut, daß Sie Ihre Abſicht noch nicht ausgeführt haben, Ihr Kleinweltwinkel zu verlaſſen und hieher nach Paris zu kommen. Denn obwohl Frankreich gegenwärtig um Deutſchland freit, ich meine nicht etwa eine Literaturhochzeit beider Völker, ſondern einen wirklichen Brautgang um Fleiſch und Blut, und zwar um eine Prinzeſſin aus einer kleinen deutſchen Stadt — ich möchte ſehen wie Sie ſich freuen, Kleinſtädter! — ſo iſt doch bis auf dieſen Augenblick noch nicht Ihre Epoche hier in Paris gekommen. Bisjetzt wehrt ſich noch ganz Paris aus Leibeskräften gegen alles Gute und Schöne, das ihm aus einer kleinen deutſchen Stadt kommen ſoll, und Sie können unter einem Volke, das durch ſeine Galanterie berühmt iſt, gegenwärtig in allen Geſellſchaften

und Journalen die beleidigendſten Ausfälle gegen unſere deutſche Kleinſtädterwirthſchaft und gegen kleinſtädtiſche deutſche Liebe hören. Es wäre alſo jetzt eine ſchlimme Zeit für Sie und Sie dürften hier in den Salons nicht anders als mit verſtopften Ohren erſcheinen, wenn Sie nicht die bitterſten Sarkasmen gegen Alles, was Sie bei ſich zu Hauſe und hinter Ihrem Ofen lieb haben, vernehmen wollen. Aber warten Sie nur, bis die ſchöne Prinzeſſin Helene ſelbſt hier angelangt iſt, dann wird ſich plötzlich die ganze Scene in Paris verändern, und die Franzoſen, die es jetzt mit Ludwigsluſt ſo machen, wie vorzeiten die Juden mit Bethlehem, werden aufhören zu fragen: was kann uns Großes kommen aus Ludwigsluſt? Helene wird kommen, geſehen werden und ſiegen! —

Sie haben Recht, mein Freund, mit Ihrer Behauptung, daß es Pflicht und Schuldigkeit der Weltgeſchichte ſei, ſich auch einmal in den kleinen Städten niederzulaſſen, und ich glaube ſogar, daß bald eine hiſtoriſche Nothwendigkeit dafür eintreten wird, da es gegenwärtig in den großen Hauptſtädten Europa's faſt gar keine Geſchichte mehr giebt und man dort mit allen Dingen in der Welt beſchäftigt iſt, nur nicht damit, Geſchichte zu machen. Der Zeitgeiſt geht jetzt als verlorner Sohn der Weltgeſchichte umher; wann

wird er wieder zu seiner Mutter zurückkehren und sich an ihren Busen werfen? Aber geben Sie Acht, wenn Sie jetzt des Morgens, mit Ihren Acten unter dem Arm, durch die kleinen, freundlichen, blumenduftigen Straßen Ihres Städtchens gehen, ob Sie nicht vielleicht unversehens der Weltgeschichte begegnen werden? Da die Geschichte offenbar im Begriff ist sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, so wird sie vielleicht Eremit in Pommern oder Oekonomierath in Mecklenburg werden, wie Sie, mein Freund, und Sie können dann Ihren alten Lieblingswunsch erfüllt sehen, daß Sie mit der Geschichte Arm in Arm durch Ihr ochsenäugiges Stadtthor ziehen, ihr alle Merkwürdigkeiten von Kleinwinkel zeigen, am friedertigen Predigerhäuschen mit ihr vorüberwandeln, auf Ihren idyllischen Taubenschlag mit ihr klettern und mit ihr das Provinzialwochenblatt lesen. Im Ernste, ich glaube mit Ihnen, daß auch die kleinen Städte und selbst die Dörfer noch an die Reihe kommen müssen, historisch zu werden, und ist denn nicht vonjeher an kleinen Oertern das Größte geschehen? Christus wurde auf einem Dorfe geboren, und die neue Thronerbin Frankreichs hat das Licht der Welt in Mecklenburg erblickt und verbrachte den größten Theil ihres Lebens in Ludwigslust!

Ich muß laut lachen, wenn ich jetzt in den pariſer Blättern leſe, wie die Franzoſen ſich gar nicht darüber beruhigen können, daß der höchſte geographiſche und hiſtoriſche Glanzpunct der Prinzeſſin Helene Ludwigsluſt heißt. Ludwigsluſt iſt ein ganz kleines Städtchen, das freilich noch nicht einmal im deutſchen Converſations-Lexicon ſteht (letzteres indeß mit Unrecht), und das den ungeographiſchen Franzoſen, die es bisjetzt vergeblich auf ihren Karten geſucht haben, als ein äußerſt fabelhafter Punct oder Komma auf dem bewohnten Weltball erſcheint. Vornehmlich das Charivari und der Corſaire ſind ganz raſend vor Erbitterung, und werfen himmelſchreiende Witze aus gegen das alte ſowohl wie gegen das junge Mecklenburg, beſonders aber gegen das arme Ludwigsluſt, das doch niemals etwas Böſes gethan. Wüßten die Franzoſen, was Ludwigsluſt iſt, ſo würden ſie nicht ſo thöricht wüthen in ihrer Verachtung gegen das kleinſtädtiſche Deutſchland. Was Verſailles für die Geſchichte Frankreichs iſt und geweſen iſt, das wird Ludwigsluſt für die Geſchichte Mecklenburg-Schwerins ſein, verſteht ſich, ſobald dies letztere eine Geſchichte bekommt. Ludwigsluſt hat alle Anlagen zu einem zweiten Verſailles und übertrifft daſſelbe noch durch die Begünſtigungen, welche ihm die über alle klein-

lichen Rückſichten erhabene Mutter Natur verliehen, bei weitem. Ich habe einige ſchöne Tage in Ludwigsluſt verlebt, mein Freund, und Sie können ſich daher denken, wie mitleidig ich die Achſeln zucke über die Angriffe der franzöſiſchen Journale auf unſer Ludwigsluſt. Unſer Ludwigsluſt, mein Theuerſter, iſt ein reizendes Städtchen, das ich noch in der Erinnerung gern feiere, in deſſen ſtille zierliche Straßen mit den kleinen holländiſchen Häuſern und den ſymmetriſchen Kettenguirlanden vor der Thür ich mich noch oft verſetze. Eine gewiſſe kühle und kleinliche Vornehmheit weht durch die Straßen, es iſt wahr, und verräth den Hofflecken, der in den Geographieen gewöhnlich nur als Marktflecken aufgeführt ſteht. *) Aber Sie müſſen in den Schloßpark ſpazieren und in deſſen Alleen ſich das herrliche Bildniß der Prinzeſſin Helene vergegenwärtigen, die hier oft ihren Fuß ſetzte, dort auf der Terraſſe in Rahel's Briefen las und dort am See ein ſinniges Gedicht in ihr perlenbeſponnenes Portefeuille eintrug. Dieſer Schloßpark von Ludwigsluſt iſt die Muſenſtätte der gebildetſten Fürſtentochter Deutſchlands, Helenen's hoher und edler

*) Seitdem iſt die Reſidenz von Ludwigsluſt nach Schwerin verlegt worden.

Geiſt hat ſich da entfaltet und mit allen Muſen und Grazien ſich beſprochen. In Ludwigsluſt kann man außerdem Alles haben, beſonders was eßbare Gegenſtände anbetrifft, und wenn man der Gegenwart hier überdrüßig iſt, kann man das Alterthum ſtudiren in dem Friderico-Franciſceum, wo eine höchſt merkwürdige Sammlung von mecklenburgiſchen Alterthümern aufgehäuft iſt. Auf dem Schloſſe iſt auch eine Gemälde-Galerie, wo man mit den Bildern ſich unterhalten kann, im Fall man zu wenig Menſchen in Ludwigsluſt findet, und wenn Sie ſchöne Todesgedanken haben wollen, ſo wallfahrten Sie mit mir nach dem Schweizerhauſe an das Grab der Herzogin Louiſe, das von dem Geiſt anmuthiger Elegieen umſchwebt iſt. Und in der Nähe finden Sie das Dorf Wöbbelin, da haben Sie ſchon gleich ein hiſtoriſches Dorf, wo die Geſchichte, als ſie Mecklenburg flüchtig anſtreifte, dem gefallenen Theodor Körner ein Denkmal geſetzt hat. Was will man denn mehr? —

Sie ſehen, auch ich habe Sinn für deutſche Kleinſtädte und Dörfer, und ich begreife Ihren Haß gegen die großen Hauptſtädte, wie ſie heutzutage ſind, inſofern dieſelben auf einem geſpannten oder vielmehr abgeſpannten Fuß mit der Geſchichte leben. Die großen Städte ſind gegenwärtig nichts Anderes

als die raffinirten und künſtlich zurechtgemachten Producte des geſammten Nationalcharakters eines Volkes, das hier den urſprünglichen Kern ſeines Weſens kaum mehr wiedererkennt. Dieſer verbirgt und bewegt ſich oft noch in ſeiner Unmittelbarkeit in dem provinziellen Leben, und zuweilen wäre es einer Nationalität allerdings geſund, wenn ſie ſich noch einmal in ihre eigenen Provinzialelemente zurückbilden könnte, um ſich wieder an ihrer Wurzel zu ſtärken und zu erfriſchen. Deutſchland verdankt ſeinen kleinen und mittlern Städten unendlich Vieles, und es wäre längſt in ſich ſelber zu Grunde gegangen, wenn Das, was ſein Gift iſt, dieſe Kleinſtädterei, nicht auch wieder eine Heilkraft in ſich trüge, die wenigſtens einen Erſatz für die Geſundheit darbietet. Schlägt nicht der deutſche Geiſt in Blüthe aus an allen Ecken und Enden, ſoweit nur unſer liebes Vaterland reicht, und wird er ſich nicht noch auf den kleinſten Puncten, auf die er zurückgedrängt iſt, um ſo mächtiger geltend machen? Die kleinen deutſchen Städte ſind die elektriſchen Verbindungslinien des deutſchen Charakters, auf denen er immer in ſtillen Flämmchen und Feuerzeichen auf- und abwandelt und hier aufblitzt, wenn er dort erloſchen. Eine deutſche Bevölkerung wird niemals ſo leicht zu unterjochen ſein, als die eingeſtaltige fran-

zösische, denn ein Deutscher ist gewohnt, in einer Kammer zu hausen, wenn er aus der Stube herausgeworfen wird, aber in seiner Kammer — nun, was denn? — ja, in seiner Kammer wird er sich alles Mögliche denken! Die kleinen Universitätsstädte in Deutschland haben gerade deshalb, weil sie kleine Städte sind, eine so große geschichtliche Bedeutsamkeit, und können mit ihrem Sonnensystem Intelligenz, in eine unabhängige Diogenestonne gesperrt, noch immer größere erwerben. Manche kluge Franzosen haben in letzter Zeit ebenfalls angefangen, mit der Provinz sich zu beschäftigen und diesem Aschenbrödel von Frankreich zu einer Ebenbürtigkeit mit ihrer stolzen Schwester Paris zu verhelfen. Staatsmänner, wie Guizot, haben an der Decentralisation von Frankreich gearbeitet, um der Spinne Politik, die Alles aussaugt, das Netz zu zerreißen, denn man kann, glaube ich, die Bestrebungen Guizot's zur Pacification des Landes nicht besser charakterisiren, als wenn man sie antipolitische nennt. Diese Bemühung, die Provinz zu einem wesentlicheren Element in der Geschichte von Frankreich zu machen, ist jedoch als eine Abstraction stehen geblieben, und hat weder in Paris noch in der Provinz selbst einen nachhaltigen Anklang gefunden. Die Provinz schnappt nach wie vor nach Paris, wie

die Mücke nach dem Licht, und Paris dreht sich in einem diabolischen Selbstbewußtsein um seine eigene Are. Der Journalist Fonfrède ist seit einer Reihe von Jahren fast die einzige Celebrität der Provinz gewesen und auch er begab sich endlich nach Paris, um seinen Ruf zu einem hauptstädtischen zu machen.

So wenig aber die Franzosen begreifen mögen, daß in Valenciennes auch nur ein erträglicher Romanschreiber leben könne, ebenso wenig mögen sie sich noch immer dazu verstehen, große Hoffnungen auf Das zu setzen, was ihnen jetzt aus Ludwigslust kommen soll, und man gebärdet sich dabei allgemein so seltsam, wie ich es in meinem Leben noch nicht mitangesehn. Die Notabilitäten des alten Adels im Faubourg St. Germain beweisen sich sehr ungebärdig und namentlich haben es die Herzogin von Broglie und die Prinzessin von Tremouille ausgeschlagen, die Stellen einer Ehrendame bei der künftigen Königin von Frankreich anzunehmen. Jetzt hat sich die Mareschallin von Lobau, ein Name von neuer Celebrität, zu diesem Ehrenposten verstanden, und sie wird nun zu Denen gehören, welche der Prinzessin Helene bis an die Gränze entgegenreisen sollen. Noch schlimmer zeigt sich in ihrem großartigen Bettelstolz die Gazette de France, die freilich

bei dieſer Gelegenheit beweiſen muß, daß ſie der Ehrenwächter Frankreichs iſt, der für den Ruhm der Dynaſtie und der alten Ahnen ficht, und während das Journal des Débats der Braut des Herzogs von Orleans die Bezeichnung „Königliche Hoheit" giebt, nennt die erbitterte Gazette ſie ſchlechtweg nur das Fräulein von Schwerin (**Mademoiselle de Schwerin**). Wenn ſich aber das allgemeinere öffentliche Urtheil noch etwas verſtimmt zeigt bei dieſen bräutlichen Wirren der Juliregierung, ſo hat Louis-Philipp ſelber durch das Apanagegeſetz für ſeine Söhne den größten Anſtoß dazu gegeben. Die Verhandlungen darüber in der Kammer und in den Journalen haben dem Bürgerkönig ſelbſt außerordentlich in den Augen der Bevölkerung geſchadet; denn beſonders dem gemeinen Franzoſen iſt Geiz ungemein verhaßt und Uneigennützigkeit gilt ihm als die erſte königliche Tugend. Man hebt hier überall den großen Reichthum Louis-Philipp's hervor und verargt es ihm, daß ein ſo reicher Mann ſo Viel für die Ausſteuer ſeiner Söhne gefordert. In dieſe ſchlimme Kriſe ſind nun auch die Unterhandlungen über den Brautſchatz der Prinzeſſin Helene hineingezogen worden. Das Apanagegeſetz für den Herzog von Orleans wurde indeß, wie bekannt, glücklich in der Kammer votirt, und das Charivari hat ausgerechnet,

daß, wenn die 3 Millionen, welche das Land bei Gelegenheit dieser Heirath zahlen müsse, in Fünffrankstücken auseinandergelegt würden, man damit das ganze Großherzogthum „Mechant-Bourg-Serin“ zehnmal würde pflastern können. Alle diese schnöden Stimmen werden schweigen und einer allgemeinen Begeisterung Raum geben, wenn nur erst das junge Ludwigslust sich in Frankreich befindet und Helene Französin geworden ist. Dann aber wird bei Ihnen in Mecklenburg der Schloßgärtner von Ludwigslust, der aus alter Anhänglichkeit noch den Namen Helene auf einem Blumenbeet pflanzt, mit langer Nase abziehen müssen, als wäre er ein Hochverräther.

Neulich war ich in einer Soirée bei Herrn Thiers, wo fast den ganzen Abend nur von der schönen Prinzessin Helene die Rede war und Jeder fragt mich, ob sie denn auch wirklich schön sei, sodaß ich mir durch meine Erzählungen gegenwärtig eine große Wichtigkeit in den pariser Salons erwerben könnte, — denken Sie sich, Kleinstädter! Manche sind der Meinung, Helene sei rothhaarig, Andere haben gehört, sie hinke, und ein dritter Franzose behauptet mir gerade ins Gesicht, sie habe einen unförmlich gestalteten Vorderzahn im Munde. Stellen Sie sich vor, mein Herzensfreund, mit welchen Schwierigkeiten ich hier als Deutscher zu kämpfen

habe, um die tadelloſe Liebenswürdigkeit einer deutſchen Prinzeſſin zu verfechten. Indeß iſt man der neuen Thronerbin in dem Zirkel des Herrn Thiers im Ganzen ſehr günſtig, während man dagegen in den Soiréen des Faubourg St. Germain auf jede Weiſe ſeine Abneigung gegen dieſe petite et protestante princesse ausmalt. Thiers iſt auch gewiſſermaßen der diplomatiſche Altarzeuge dieſer Heirath geweſen, da noch unter ſeinem Miniſterium die Unterhandlungen darüber zwiſchen Frankreich und dem König von Preußen, der dieſe Angelegenheit mit beſonderer Vorliebe betrieben, angeknüpft wurden. An der Kaminſeite neben Madame Thiers ſaß Herr Victor Couſin, der mir in den Salons immer eine komiſche Erſcheinung iſt, indem ſeine ſonſt etwas bärenhafte Geſtaltung in den ſeidenen Strümpfen und Schuhen, durch die er ſich geſellſchaftlich faſhionable macht, gar zu wunderlich dahingleitet. Herr Couſin behauptete in dieſer Soirée, es werde wenigſtens hinſichtlich der Etiquette immer fühlbar werden und als Verlegenheit erſcheinen, daß die Prinzeſſin proteſtantiſch ſei. Auch dies wollte Thiers, der mit ſeinen Händen in den Seitentaſchen unerſchütterlich jedem Argument gegenüberſteht, nicht gelten laſſen, und meinte, dieſer Anſtoß werde bald ſo ſpurlos verſchwinden, daß es nach wenigen Mo-

naten Niemanden in Frankreich mehr einfallen würde, an den protestantischen Glauben der Prinzessin zu denken. Und er kann Recht haben, denn Thiers, dieser personificirte Zeitteufel, hat in vielen Stücken Recht, und vielleicht selbst da, wo er nicht recht thut. Ich werde Ihnen später noch Mehreres über Thiers schreiben, in dem ich den Charakter der ganzen französischen Politik, diese ganze dialektische Kobolds-philosophie, in einem so frappanten Spiegelbild ausgedrückt finde, wie bei keinem andern Franzosen, seinen Lehrer und Meister Talleyrand natürlich ausgenommen, diesen alten Hexenmeister der Politik, welcher der ewige Jude von Frankreich zu sein scheint. Kommt es Ihnen aber nicht spaßhaft vor, daß die Franzosen, die nämlichen, welche die Aufhebung der Staatsreligion feierlich erklärt haben, sich jetzt so viel Sorgen über den protestantischen Glauben einer Prinzessin machen? —

Ich sah die künftige Erbin des Throns der Franzosen vor einigen Jahren sehr häufig in einer kleinen deutschen Stadt, wo sie Botanik und Philosophie studirte, schöne Spaziergänge über die Berge machte, Gespräche über die neueste Literatur liebte, zur Abwechselung einem Maler zu ihrem Bilde saß, das leider ziemlich mittelmäßig ausfiel, und sich bei Gelegenheit auch einen jungen deutschen Literaten vor-

ſtellen ließ, der ſich gerade dort aufhielt. Dieſe kleine Stadt war eine kleine deutſche Univerſitätsſtadt, das bergumkränzte Jena, das ſich mit ſeinem unſcheinbaren und dürftigen Häuſerhaufen an den maleriſchen Ufern der Saale hingelagert hat und ein herrliches, trauliches, gemüthvolles und geiſtig bewegtes Leben hinter grauen Mauern verbirgt. Es war damals in Jena allgemein Mode geworden unter den Frauen, Botanik zu ſtudiren, und man konnte keiner Jenenſerin auf der Straße begegnen, die nicht irgend eine Pflanze in der Hand getragen oder tiefſinnig vor ſich hin gebückt einen lateiniſchen Namen auf den Lippen bewegt hätte. Ich muß annehmen, daß mich das Schickſal zum künftigen Geſchichtſchreiber dieſer wichtigen Begebenheiten auserwählt, indem es mich als Augenzeugen daran theilhaben ließ, und ſchon damals mußte ich mir ſagen, daß dieſe Prinzeſſin, die ſelbſt deutſche Profeſſorenköpfe und jenenſiſche Mädchen in eine aufregende Begeiſterung verſetzte, noch zu großen Dingen in der Welt berufen ſein würde! Und ſie zählte damals erſt neunzehn Jahre! Es war aber zu dieſer Zeit noch um zwei Verſe von Goethe eine große Bewegung in allen Köpfen und Gemüthern von Jena entſtanden, und was nur dort zur guten Geſellſchaft gehörte, war einige Tage lang außer ſich. Es giebt nämlich in Jena einen recht

anmuthigen Garten, welcher der Prinzeſſinnengarten heißt, in dem ſich ein kleines Monument mit einer Inſchrift befindet, die von Goethe iſt und auch ſogleich an ſeinen Geiſt wie an ſeine Manier unverkennbar erinnert.

„Zierlich denken, ſüß erinnern
Iſt das Leben im tiefſten Innern.“ —

Dieſen auf den erſten Anblick vielleicht etwas hieroglyphiſchen Verſen begegnete damals Helene auf einem Spaziergang durch den Prinzeſſinnengarten und griff ſie in ihrer ſinnig lebhaften Weiſe ſogleich für das Geſpräch und für die anmuthig grübelnde Dialektik auf. Dieſe goethe'ſchen Zeilen hatten bisher hinter den dunkeln Gartengebüſchen ſo gut wie geſchlummert und in ganz Jena war Niemand geweſen, der dieſe träumenden Kinder der Weisheit aus ihrem Verſteck hervorgezogen hätte. Nun ging es plötzlich an ein Deuten, Auslegen, Streiten, Zweifeln und Verzweifeln darüber, denn es gab unverſehens einige Freigeiſter, die auf die ſchreckliche Idee kamen, daß jene Verſe baarer Unſinn wären. Und doch ging das wieder nicht, denn ſie waren ja von Goethe und man befand ſich noch dazu hier auf großherzoglich weimariſchem Gebiet. Jemehr man über dies zierliche Denken nachzudenken anfing, um ſo heilloſer verwickelten ſich Herren ſowohl wie Da-

men in ihrem nichts weniger als zierlich ausfallenden Denken, und man begriff den Spruch nicht, weil man die Sache ſelbſt, das Leben im tiefſten Innern, nicht begriff. Aber die Prinzeſſin Helene begriff und erklärte ihn, und wenn man ſie reden hörte, verſtand man was zierlich Denken heißt, man ſah in ihren eigenen Augen, was ſüß erinnern iſt, und man fühlte das Leben in ſeinem tiefſten Innern. Der alte Goethe wird doch noch auf großherzoglich weimariſchem Gebiet verſtanden werden können! —

Sie irren ſich aber ſehr, Kleinſtädter, wenn Sie glauben, daß die Prinzeſſin Helene, die Braut des Herzogs von Orleans, eine Kleinſtädterin iſt! Sie beſitzt vielmehr, trotz Jena und Ludwigsluſt, die großweltlichſte Bildung, ſie hat einen umfaſſenden Weltſinn, und iſt zum Herrſchen über große Verhältniſſe geboren. Ihr ſchlanker und königlicher Wuchs drückt etwas Stolzes aus, aber es iſt der Stolz einer edeln und alles Gemeine beſiegenden Seele. Sie hat blaue Augen, dunkelblondes Haar und ein anmuthiges Profil, die Franzoſen mögen ſagen, was ſie wollen! Sie ſpricht das Franzöſiſche vortrefflich und dies ſtellt ihr in einem Lande, wo die Sprache Alles iſt, ſchon von vorn herein ein günſtiges Horoſcop, und wenn noch die leiſeſte Spur von einem deutſchen Accent hörbar ſein ſollte, wofür

der Franzoſe ein ſo ſcharfes und unerbittliches Ohr hat, ſo wird vielleicht durch ſie dieſer deutſche Accent in Paris mehr zu Ehren kommen, als es bisher der Fall geweſen. Sie wird bei ihrem hieſigen Erſcheinen gewiß vielfach mit ihren ſinnreichen Einfällen debutiren, die ſie immer mit einer gewiſſen piquanten Abſichtlichkeit herausſagt, und wovon dann die Zeitungen voll ſein werden. Nur über ihren Einfluß auf die Anerkennung deutſcher Literatur in Frankreich muß man die Achſel zucken, wenn man manchen armen Teufel von Deutſchen, der hier für 30 Sous die Sprache Thuiskon's an die Gallier verkauft, darüber in ſchönen Phraſen ausbrechen hört. Sie wiſſen, daß ich die deutſche Literatur in Frankreich für ein fabelhaftes Geſchöpf halte, das gar nicht exiſtirt und von deſſen Leben nur wir Deutſche ſelbſt in unſerm lächerlichen Schnappen nach dem Auslande einen ſo groſſen Lärm erhoben haben. Wenn Sie hieher kommen, ſo werden Sie ſich überzeugen, daß die deutſche Literatur hier nur die zweideutigſten Lebenszeichen von ſich giebt und daß ſie noch keineswegs Mode geworden, weil in der guten Geſellſchaft auch nicht die geringſte Sympathie für ſie vorhanden iſt. Die engliſche Sprache und Literatur gehört hier gegenwärtig zum guten Ton, aber die deutſche wird es ſchwerlich jemals dahin bringen, in Paris faſhio-

nable zu werden, ebenſo wenig als die hier lebenden Deutſchen ſelbſt. Die Prinzeſſin Helene wird daher auch nichts Eifrigeres hier zu thun haben, als ganz und gar Franzöſin zu werden, und wenn ihr der deutſche Vetter Michel in Paris begegnet, wird ſie zu ihm ſagen: **Monsieur, parlons bas! — Pauvre garçon, que je te plains!**

— Ich will Ihnen zum Schluß noch etwas über Victor Couſin ſchreiben, da wir hier einmal auf die Vermählungspräliminarien zwiſchen Frankreich und Deutſchland zu reden gekommen, und Couſin ein alter Eheſtandscandidat der deutſchen Wiſſenſchaft iſt. Dieſer unglückliche Liebhaber hauſt in der finſtern Sorbonne und ich fand ihn in einem kleinen Kabinet ſitzen, das täuſchend einem Käfig glich, worin man zum Spaß eine Nachteule gefangen hält: ein paſſendes Bild der Weisheit, um die es ſich Couſin in ſeiner Philoſophie ſo ernſtlich hat angelegen ſein laſſen. Er iſt eine dunkle und hagere Geſtalt, und nahm mich für ſeine Weiſe wohlwollend genug auf, aber er hat eine ſeltſame Art das Franzöſiſche mit den ihn beſuchenden Deutſchen zu ſprechen. Um dem ſchwerfälligen Ohr des Ausländers ſehr deutlich zu werden, bemüht er ſich gewaltig zu ſchreien und zu gleicher Zeit feierlich, langſam und gemeſſen zu reden, ſo daß man mit einem grollenden

Donnerwetter, das in eine Schlafmütze einſchlägt, zu thun zu haben glaubt. Durch dieſe Manier, mit Deutſchen zu reden, zeigt dann Herr Couſin, daß er ſelbſt in Deutſchland geweſen und das deutſche Naturell zu behandeln verſteht. Er erkundigte ſich bei mir lebhaft nach der berliner Univerſität, und nach den Schickſalen der hegel'ſchen Philoſophenſchule, auf die er gegenwärtig ſehr ergrimmt zu ſein ſcheint, weil ſein eigener Eklekticismus, oder vielmehr die Broſamen, die er in Berlin von den Tiſchen der Reichen geſammelt und wovon er in Frankreich eine ganz neue Paſtete der Philoſophie gebakken, von den Berlinern nicht anders als verhöhnt worden. Couſin hatte auch ſchon von der neuen pietiſtiſchen Nüance der hegel'ſchen Philoſophie gehört, konnte aber unmöglich den Namen Göſchel über ſeine Zunge bringen, den auszuſprechen er mehrmals anſetzte, immer wieder ſtolperte und endlich, alle ſeine Germanomanie bei Seite laſſend, von dem unmöglichen Beginnen abſtand. C'est Mr. Göschel, fiel ich endlich ein, qui a tâché de reconcilier le hegelianisme avec la bible et la tradition. — Qu'est-ce que cela signifie, Mr. le Docteur? fragte mich Victor Couſin, denn er beweiſt ſeine Kenntniß von Deutſchland auch darin, daß er beim Titel nennt, was einem andern Franzoſen, der nicht

in Deutſchland geweſen und nicht deutſchgelehrt iſt, natürlich nicht einfallen kann. — **Cela signifie quelque chose de triste et bien ridicule, Monsieur Cousin!** antwortete ich ihm ſchlechtweg, denn mir fiel in der Geſchwindigkeit nicht gleich ſein Titel bei. — **Oui, oui, Monsieur Cousin**, fuhr ich fort, **on s'occupe vraiment de telles absurdités en Allemagne!** — Aber Couſin wollte das ganze Unternehmen der göſchel'ſchen Speculation nicht recht begreifen, und ſchuttelte den Kopf auf eine Weiſe dazu, daß mir dadurch klar wurde, der eigentliche Mittelpunct des deutſchen Philoſophirens ſei ihm fremd geblieben, denn nur wer den Sinn verſtanden hat, kann auch den Unſinn faſſen. Ich erzählte ihm darauf von dem Buche des Profeſſors Gans: „Rückblicke auf Perſonen und Zuſtände," welches beweiſe, wie heimiſch die Deutſchen in neueſter Zeit in Paris geworden und wie ſie mit einer glänzenden Leichtigkeit, die von den Franzoſen als ebenbürtig anerkannt zu werden verdiene, ihre Anſichten von Frankreich hinſtellten. Victor Couſin aber meinte, daß Herr Gans Paris noch lange nicht kenne, das gehe nicht ſo ſchnell und laſſe ſich nicht auf einigen Promenaden durch die Salons und über die Boulevards erwerben. —

Da haben Sie auch noch meinen Beſuch bei

Couſin, von dem es mir leid thut, daß er etwas ironiſch ausgefallen zu ſein ſcheint, weil es ſchon gar zu häufig vorgekommen, daß man ſich über dieſen Mann luſtig gemacht. Ich muß jetzt nach den Tuilerieen und den Champs-Eliſées eilen, denn heut iſt der Namenstag Louis-Philipp's, man bereitet groſſe Feſtlichkeiten und fürchtet Unruhen. Ein unendliches Getümmel wogt und drängt über die Straßen. Ich werde Ihnen morgen ſchreiben, was es gegeben hat. —

2.

Paris, den 2. Mai 1837.

— Werden Sie es glauben? Während noch vor wenigen Stunden und Tagen aller Anſchein der öffentlichen Meinung gegen Louis-Philipp gekehrt war, hat er durch einen einzigen Tag, durch ſeinen geſtrigen Namenstag, unerwartet wieder an neuer Sympathie gewonnen bei den Franzoſen. Und wiſſen Sie wodurch? Weil an ſeinem Namenstage ſchönes Wetter war. Es war geſtern in der That der erſte wahrhaft ſchöne Lenztag in dieſem kalten regneriſchen Frühjahr, von welchem alle Welt nicht weniger hat ausſtehen müſſen als von den langweiligen Nebelgeſpenſtern der gegenwärtigen Tagespolitik. Faſt einen ganzen Monat hintereinander hat es hier in Paris geregnet, auch heut macht der Himmel ſchon wieder ein traurige Aſchermittwochsgeſicht, aber geſtern, am Tage des Bürger-

königs, spannte er sich lächelnd und ätherklar mit einer wahren Maisonne über die pariser Bevölkerung aus. Schon am frühen Morgen blitzte die Sonne mit siegerischem Stolz aus den Wolken hervor und verbreitete eine ungewöhnliche Wärme, wie wir sie seit lange hier nicht empfanden. Ich fühlte mich wohl, segnete den Tag Louis-Philipp's, bestellte den Garçon ab, der mir eine neue Lieferung Holz zum Einheizen bringen wollte, und als ich in den Tuilerieen anlangte, sah ich, daß an diesem einen Tage die Bäume merklich ein dichteres und volleres Grün angesetzt hatten. Das Volk war schon von Mittag an in ungeheuerer Masse auf den Beinen, und strömte die Quais entlang durch den Tuileriengarten in die Champs-Elisées hinein, wo es Tanzorchester gab, Kletterstangen mit ausgesetzten Preisen, zwei Pantomimentheater mit Militairgefechten, Türkenkriegen, Wildentänzen und sonstigen Kämpfen aus der neueren Geschichte, in denen aber die Franzosen jederzeit Sieger blieben; dann Gaukler, wilde Männer und Frauen, Herkulesse, Künstler, Boutiquen und Gelage aller Art.

Wäre wieder schlechtes Wetter gewesen, so hätten die Franzosen, die alles Unangenehme jedesmal dem König und dem Ministerium aufbürden, es ohne Zweifel dem Louis-Philipp in die Schuhe ge-

ſchoben und ſo gethan, als ſei ſeine Regierung Schuld daran; in dieſem Betracht iſt das franzöſiſche Volk wie die Kinder und wird es bleiben. Nun aber, da der Sonnenſchein ſelbſt ſo glänzend das Feſt verherrlichte, der Sonnenſchein, für den die Franzoſen ſo empfänglich ſind, mußte davon auch auf Louis-Philipp ein Wiederſtrahl zurückfallen, er mußte in dieſem günſtigen Lichte ſeines Namenstages einigermaßen wieder an Popularität gewinnen. In einem Lande wie Frankreich kommt Alles auf die Beleuchtung und die Perſpective an, und eine ganze Lebensrichtung kann hier durch ein Sonnenſtäubchen mehr oder weniger in ihr Gegentheil umgeſchlagen erſcheinen.

Die Sonne ſah auch wirklich ſo heiter drein, daß man ſich nicht erwehren konnte, auf gute, verſöhnliche und himmelblaue Gedanken zu kommen, was mir, wie Sie wiſſen, häufig bei ihrem Schein begegnet, und wann ſie untergegangen iſt, wird man wieder melancholiſch. Ich wundere mich freilich auch oft über den unbegreiflichen Leichtſinn der Sonne, daß ſie manchen Tag mit ſo luſtigen Strahlen aufgehen kann und über dies graue Gewühl und Zeitgetümmel, das andern Leuten ſo viel Herzweh verurſacht, einen ſpielenden und tändelnden Schimmer ausbreitet, als ſei Alles gut! So ging auch am

Louis-Philipp's-Tage die Sonne auf, als ſei Alles gut, trotzdem, daß in der Mehrzahl der pariſer Journale geſchrieben ſtand, es ſei Alles ſchlecht. Und nachdem die Sonne wieder untergegangen war, gab es im großen Carré des Tuilerieengartens ein Concert, und als ich Louis-Philipp, von ſeinen Hofleuten und Generälen umgeben, oben auf dem Balcon ſtehen ſah, auf den er dankend hinausgetreten war, glaubte ich meinen Ohren kaum zu trauen, da ich unten, einige Schritte von mir, von dem aufgeſtellten Orcheſter wirklich die Marſeillaiſe ſpielen hörte! Ja, liebſter Kleinſtädter, die Marſeillaiſe, die ſich Louis-Philipp an ſeinem Ehrentage vorſpielen ließ, und welche man ohne ſeine ausdrückliche Beſtellung gewiß nicht aufgeführt hätte! Dieſe ſonſt ins Blut ſtechende Melodie ging aber diesmal ganz eindrucksloß vorüber und fand unter den verſammelten Volkshaufen auch nicht den geringſten Anklang, ſowie man vor einem alten Heiligenbilde keine Anbetung mehr fühlt, das ein Wucherer zum Verkauf ausſtellt, während man es nur damals anbetete, als es noch in ſeiner geweihten Niſche die ihm naturgemäße Stelle behauptete. Der Anblick des Tuilerieengartens aber, der inzwiſchen maleriſch erleuchtet worden, gewährte ein wahrhaft erhabenes Schauſpiel, und nachdem die Marſeillaiſe fertig war, wen-

dete ſich das Volk wie mechaniſch zu den Feuerwerken, deren zwei an dieſem Abend abgebrannt werden ſollten. Das eine war auf dem Quai d'Orſay beſtellt und das andere fand an der Barrière du Trône ſtatt, wo man der dort wohnenden unruhigen und aufgeregten Bevölkerung, namentlich aber dem jetzt gänzlich verarmten Stadtviertel des Faubourg St. Antoine, ein beſonderes Vergnügen bereitet hatte, um es dadurch abzuleiten und von den Tuilerieen zurückzuhalten. Ich ſah das Feuerwerk am Quai d'Orſay, die bald in Nacht, bald in Gluth getauchte Seine, die in heller Lohe aufgehende Landſchaft, das brennende Hotel der Invaliden, die mit Feuer übergoſſene leuchtende Deputirtenkammer und das Tuilerieenſchloß, das hinten im Wiederſchein aller dieſer tauſend Raketen, Schwärmer und Feuerräder flammte; und dann folgte ich wieder der wogenden Menge, die von neuem in die elyſäiſchen Felder zurückſtrömte und in den feenhaften Lichterreihen ſich hintummelte bis zum Arc de Triomphe, der ſich wie ein majeſtätiſches Nachtbild mit Napoleon's Großthaten dagegen abzeichnete. Alles ging ruhig den ganzen Tag bis in die ſpäte Nacht, nirgends äußerte ſich auch nur ein zweideutiger Laut unter den Volksmaſſen, nicht einmal ein heftiges Gedränge entſtand irgendwo, man konnte mitten im Tumult über Louis-

Philipp und die Juliregierung nachdenken, ohne dabei weder von der Linken noch von der Rechten Rippenstöße zu bekommen.

Was hilft aber alles Nachdenken über Louis-Philipp und die Juliregierung? Die größten Weisen unserer Zeiten müssen über dies Thema zu Schanden werden, denn es ist ein Chamäleon, dessen Farbe und Bedeutung man nie erkennen kann! Louis-Philipp selbst ist der einzige Mann in Frankreich, der aus der Julirevolution klug geworden zu sein scheint, er allein weiß genau was er will, und das ist vielleicht der Grund, weshalb es die Uebrigen nicht wissen. Das ganze dialektische Gespinnst der neuesten Geschichte ist in Louis-Philipp zur Person geworden, und darum schlägt unter dieser Regierung jedes Ding, jede Meinung, jedes Ereigniß in sein Gegentheil um. Der König versteht sogar aus Unglück Glück zu machen und aus Mordattentaten sich ein neues Leben zu bereiten. Durch die rührende Begnadigung des Königsmörders Meunier hat er letzthin sogar in das sentimentale Genre hinübergespielt. Meunier war nur ein armseliger Dilettant, und in seinen Antworten und Aeußerungen, die er vor dem Pairshofe abgab, benahm er sich wie ein Schulknabe, der kein Talent hat. Die Franzosen hatten ihn schon vor Beginn seines langweiligen

Processes durch ein Bonmot beseitigt, welches hier immer die wirksamste Hinrichtung ist. Man sagte nämlich, daß derjenige zu bedauern sei, der auf Meunier folgen würde, weil er bei der Hinrichtung auf demselben Blutgerüste die Gefahr einer Ansteckung liefe; denn Meunier litt an Aussatz und Epilepsie. Louis-Philipp aber, um seinen künftigen Mörder nicht zum Voraus abzuschrecken, hat diese Ansteckung zu verhüten gesucht, indem er den Meunier zur Deportation begnadigte: das Klügste, was er wohl überhaupt thun konnte, da sich diese Attentate so volksthümlich ausbeuten ließen. Unsere Geschichtsperiode ist die Periode der welthistorischen Burleske. Was sonst Tragödie war unter den Völkern und tragisch nachwirkte im Herzen des ganzen Universums, das nimmt heutzutage so leicht einen niedrigkomischen Charakter an und zerfließt in das Possirliche. In den Geschichten aller Völker erscheint der Königsmörder als eine hochtragische Gestalt, den Eumeniden ist sein entsetzliches Haupt verfallen und die Erde selbst scheint unter seinen Gespenstertritten zu weichen. Im Volksbewußtsein lebte eine unheimliche Scheu vor dem Königsmörder und man wandte sich vor ihm zurück, um von den Flüchen des Schicksals, die ihn umwehten, nicht berührt zu werden. Trägt schon jeder gewöhnliche Mörder das Kains-

zeichen an ſeiner Stirn, ſo ſchien doch der Himmel dem Königsmörder noch einen beſonderen Stempel des Vorwurfs aufgedrückt zu haben, vor dem das ganze Menſchengeſchlecht erſchrak. Unter Louis-Philipp aber hat dieſe fluchbeladene Figur der Geſchichte zum Theil einen wahrhaft burlesken Anſtrich bekommen, das pariſer Volk macht Witze und Bonmots, die Journale Caricaturen dazu, und man ſpricht hier von einem neuen Königsmörder wie von einem neuen Schauſpieler oder Sänger, der entweder Furore oder Fiasco macht. Die große Menge dieſer Perſonen in der letzten Zeit hat ihr Handwerk ſo ſehr heruntergebracht, und durch die ſchonerwähnte Dialektik der Louis-Philipp's-Periode iſt der alte Fluch des Königsmörders jetzt in den entgegengeſetzten umgeſchlagen, daß dabei gar keine geſchichtliche oder ſonſt eine Bedeutung mehr herauskommt, wenn ein ſolcher Attentatmacher auf die Bühne tritt. Hat er eine angemeſſene Perſönlichkeit oder andere Talente und Eigenſchaften, die ihn über das Gewöhnliche hinausheben, ſo gewährt ſein Prozeß und ſein Tod wenigſtens ein theatraliſches Schauſpiel und ein Königsmörder kann es jetzt, wenn auch nicht mehr zum tragiſchen Entſetzen, doch dahin bringen, daß er als Galanterieſache verarbeitet und auf modiſchen Schnupftabaksdoſen abgebildet wird; und es

fehlte bloß noch, Fieschi's Bild von den pariser Damen als Regardez-Moi getragen zu sehn. Ist aber ein solcher Regicide talentlos, unbedeutend und armselig, wie Meunier, so bleiben die Tribunen des Pairshofes leer, und man giebt sich nicht einmal mehr die Mühe, ihn zu tödten, sondern er wird zur Strafe, daß er in das Königsmörderhandwerk hineingepfuscht hat, begnadigt. Hier tritt das Burleske in dem vergeblichen Bemühen, es zur Tragik oder auch nur zu einem Henkertod zu bringen, vielleicht am grellsten hervor. Und doch umschwebt noch heut den schönsten und prächtigsten Platz von Paris das Gedächtniß eines Königsmordes, welcher der grausamste Act der neuern Geschichte und der Culminationspunct der modernen Geschichtstragödie ist: eines Königsmordes, dessen Erinnerungen noch zuweilen umgehn in dem verhängnißvollen Getümmel der Stadt und aus der Vergangenheit schwarze Schatten zurückwerfen auf ein ganzes Volk. Ich wüßte keinen Platz in der Welt, von dem man eine schönere Aussicht genösse, wenn man ihn von der Höhe eines Blutgerüstes übersieht, als den Platz Ludwig's XV., welches eigentlich der Platz Ludwig's XVI. ist, denn hier fiel das Haupt dieses Königs, der hingerichtet wurde, nicht um seine Verbrechen, sondern weil er ein König war, und der, das Opferlamm der Revo-

lution, die Sünden der ganzen franzöſiſchen Geſchichte auf ſeine Schulter nehmen mußte, um damit in den Tod zu gehn. Die Franzoſen haben dieſen Platz ſpäter umgetauft und nennen ihn Place de la Concorde, um an gar keinen Ludwig mehr an dieſer Stätte zu erinnern, aber wenn man in der Mitte dieſes großartigen und zugleich zierlich umgränzten Raumes ſteht, wenn man die Augen bald zu den elyſäiſchen Feldern hinüberſchweifen läßt und dort auf der Straße von Neuilly die ſtattlichen Wagen und Reiter in ihrem Lauf verfolgt, bald wieder mit ſeinen Blicken nachdenklich auf der Säulenhalle der Deputirtenkammer ruht, die ihr erhabenes Portal uns entgegenbreitet, bald die Tuilerieen ſucht, deren unermeßliche Häuſerreihe ſich halb zeigt, halb verbirgt: dann vermag man, im Mittelpunct des franzöſiſchen Lebens ſich befindend, unter ſo vielen hiſtoriſchen Mahnungen der Vergangenheit und Gegenwart, auch des Gedankens ſich nicht zu erwehren, daß die Geſchichte dieſe Stelle, wo man ſteht, mit heißem Blut getränkt hat, mit dem Blut der Unſchuld. Selbſt wenn der heiterſte Sonnenſchein über dem Concordeplatz liegt, glaubt man zuweilen in ſeinen dampfenden Strahlen jenes Wehen zu ſpüren, das wie ein unabläſſiger Geiſt der Erinnerung dieſen Platz umdüſtert, und nachher muß man

lächeln über ſeine eigene Phantaſie, wenn man ſich wieder fortgeriſſen ſieht von dem glänzenden und leichtſinnig frohen Treiben, das hier zu Fuß und zu Roß und in allen Aufzügen und Koſtümen des lebendigen Lebens ſich vorüberbewegt. Die Gegenwart iſt leichtſinnig und muß es ſein, denn wie könnte man ohne Leichtſinn leben? — und nichts kommt dabei heraus, wenn man traurig wird über das unſchuldige Blut, das die Geſchichte vergoſſen. Die Geſchichte iſt begierig nach unſchuldigem Blut und ſie ſtillt ihren Vampyrdurſt an der Bruſt der Könige wie der Bettler. Man muß die Geſchichte mit Eiſen und Feuer, aber nicht mit Thränen ſchreiben, denn ſie läßt keinen verſöhnlichen Geſichtspunct zu. Auf dem Platz, wo den guten und unſchuldigen Ludwig die Guillotine, dies Nationalbarbiermeſſer, getroffen, hatten die Franzoſen ihm ſchon längſt ein verſöhnendes Monument aufrichten wollen, aber es kam nie zu Stande und ſeit der Julirevolution hat man, mit zu vielen andern Dingen beſchäftigt, nicht mehr daran gedacht. Die Juliregierung hat bloß den Obelisk von Luxor hiehergeſtellt, deſſen Hieroglyphen an alte längſtverſtorbene Könige Aegyptens erinnern, an Rhamſes und Seſoſtris, aber an keinen Ludwig. Dem letzteren hat eine große Seele in Frankreich Elegieen gewidmet, die erhabener und

großartiger tönen als alles Erz der Monumente, und zwar in Bekenntniſſen eines Königsmörders, worin alles Hochtragiſche und Geſpenſterhafte, das in dieſe Sphäre des menſchlichen Bewußtſeins fällt, mit dem Griffel eines Meiſters abgebildet iſt. Dieſe Darſtellungen werden Ihnen vielleicht noch nicht bekannt ſein, da ſie ſelbſt in Frankreich nur den allerkleinſten Leſerkreis zählen und niemals in die eigentliche große Welt von Paris hinausgetreten ſind aus ihrer gedankenſtillen Klauſe. Denn ſie ſind von dem Philoſophen Ballanche, deſſen tiefſinnige Weisheit hier in Paris wie ein verlaſſener Eremit umhergeht, aber freilich wie ein ſtolzer Eremit, denn ſie iſt ein ächtes Kind des Himmels und hat außerdem noch ein carliſtiſches Herz. Ich werde Ihnen ſpäter noch Manches über Ballanche ſchreiben; heut mache ich Sie nur auf ſeine Pſychologie eines Königsmörders aufmerkſam, die er in ſeiner Schrift: **l'homme sans nom** geliefert hat, denn der religiös-politiſchen Keuſchheit ſeiner Vorſtellung erſcheint dieſer Verbrecher als der namenloſe und unnennbare Menſch, den mit dem rechten Wort zu bezeichnen ſelbſt die Sprache Scheu trägt. Es iſt ein Mitglied des Nationalconvents, deſſen Reue, Buße und Seelengeſtändniſſe Ballanche an uns vorübergehen läßt und in dem ſich die Schuld der gan-

zen Nation als individuelles Gewiſſen zuſammenfaßt, das die Anklage des Königsmordes mit lautem Jammer erhebt. Ballanche iſt zwar geneigt, das franzöſiſche Volk von einer immerwährenden Buße für dieſe hiſtoriſche Schuld freizuſprechen, aber er verfolgt im Individuum, das daran ſein Theil hat, die Qual und Rache des ſündhaften Bewußtſeins bis auf die leiſeſte Zuckung, die ſich in das menſchliche Herz verſteckt. Er macht ſich hier zugleich zum Beichtvater und zum Richter des Königsmordes und ſpricht dabei als Apologet das gefallene Opfer ſelig, indem er den Heiligenſchein aufzeigt, der das blutige Haupt Ludwig's XVI. umſchwebte. Der elegiſche Nimbus, in den dieſe ganze Darſtellung getaucht iſt, hat etwas Ergreifendes, es tönt ſich in dieſen Zeilen eine hiſtoriſche Wehmuth aus, die aus einem religiöſen Standpunct der modernen Geſchichtsbetrachtung hervorgeht. Ich hatte nicht geglaubt, daß ein Franzoſe des neunzehnten Jahrhunderts dergleichen ſchreiben könnte! Auf eine ſeltſame Art aber ließen ſich dieſe Elegieen perſifliren, wenn man ſie einem verunglückten Königsmörder aus der Periode Louis-Philipp's in den Mund legen wollte! Da würde ſtatt eines großen Pathos der menſchlichen Leidenſchaft überall die Frivolität einer ſchaalen politiſchen Komödie ſich offenbaren. —

Wenn man auf dem Place de la Concorde ſteht, und dieſe Dinge ſich unwillkürlich durch das Gedächtniß ſchieben, muß man auch lächeln über den Namen, mit dem die Franzoſen in einem etwas flatterhaften Verſöhnungseifer dieſe bluttriefendſte Stelle der Revolution umgetauft haben! Welch eine himmelſchreiende Gutmüthigkeit, dieſe Stelle zu einem Platz der Eintracht zu ſtempeln, der Eintracht und der Einigkeit, zu der das franzöſiſche Volk wenigſtens durch den Tod Ludwig's XVI. gewiß nicht gelangte, und deren es ſich ſelbſt ſeit der Zeit, wo die Charte eine Wahrheit iſt, noch nicht rühmen kann und auch niemals zu rühmen haben wird! Oder wären Sie etwa geneigt, mit Herrn Guizot anzunehmen, daß die Franzoſen jetzt wirklich die Reſultate und Früchte der Revolution geerntet hätten, und daß dieſe Reſultate in der That da wären, zum Glück und Heil der Nation, die ſich ihrer nur zu bemächtigen brauche? Der große Beſchwichtigungsmann Guizot hat dies neulich in der Kammer behauptet, und die doctrinaire Beſchwichtigung iſt die ältende Weisheit der heutigen politiſchen Epoche, nach der Revolutien die größte Zuchtruthe der Menſchheit. Die Bezwingung der Revolution durch die Doctrin hat ſich gewiß von viel nachtheiligeren Folgen erwieſen als die Revolution

ſelbſt, die ſogar in ihrem ſchrecklichſten Walten noch ein göttliches Element in ſich behält, aus dem ſich am Ende der neue moraliſche Zuſtand als ein Berechtigtes emporbildet. Aber die Doctrin fällt in alte Fehler zurück, um neue zu vermeiden, und anſtatt ein ächtes Syſtem der Weisheit im Staatsleben zu begründen, ſieht ſie ſich doch endlich zu kleinen Taſchenſpielerkunſtſtücken genöthigt, die den eigentlichen Geiſt ihrer Politik ausmachen. Caſimir Périer war noch ein zu leidenſchaftlicher Heros dieſes Beſchwichtigungsſyſtems, das er erfunden hat, es gehört eine kalte und affectloſe Seele dazu, um mit dieſem Gliedermännchen, dem Doctrinarismus, zu buhlen. Darum ärgerte ſich Caſimir Périer an dieſer Beſchwichtigung der hiſtoriſchen Elemente zu Tode, er iſt das erſte und wahrhaft tragiſche Opfer dieſer Periode der Politik. Louis-Philipp dagegen iſt der einzige Mann ſeiner Zeit, der ſich nicht geärgert hat; er ärgert ſich nicht an der Weltgeſchichte und das iſt ſeine Größe. Alle Parteien ärgern ſich jetzt mehr oder weniger an der Weltgeſchichte zu Schanden; Louis-Philipp allein ärgert ſich nicht und darin beruht ſein Geheimniß, daß er über allen Parteien zu ſtehen ſcheint, und allen Parteien doch am Ende, er allein, überlegen iſt. So iſt Louis-Philipp der größte Philoſoph ſeines Jahrhunderts,

denn welche größere Philoſophie kann es geben als die, ſich an der Geſchichte nicht zu ärgern? Man ſprach in dieſen Tagen davon, daß der Bürgerkönig beabſichtige, die Reſidenz wieder nach Verſailles zu verlegen, und dort, unter den langgeſchnittenen Gartenwänden der altfranzöſiſchen Zeit, auf idylliſchen Spaziergängen durch den Park in Gedanken an das ancien Regime ſich vertiefend, wird er ohne Zweifel noch ruhiger von allen Anfechtungen eines politiſchen Aergers ſeine Tage hinbringen, denn dies wäre ein neuer und bedeutender Schritt zur Decentraliſation von Paris, die von der Doctrin ja ebenfalls als ein Mittel angegeben worden, den wilden Renner Revolution abzuſatteln und fortan zu einem lahmen Klepper zu machen. In einigen Tagen will ich wieder nach Verſailles fahren, um der Namensfeier Louis-Philipp's beizuwohnen, die auch dort in dem weltberühmten Park durch nachträgliche Feſtlichkeiten, und zwar mit einer ächten Vergnügung aus dem alten Regime, den Waſſerſpielen, begangen werden ſoll. Ich muß Ihnen aufrichtig geſtehen, mir gefällt es in Verſailles und ſo oft ich bisjetzt dageweſen, durchwanderte ich mit eigenen Empfindungen die ſchöne Stadt, die herrlichen Straßen mit den ſymmetriſchen hohen großartigen Häuſern, den Schloßpark, dieſen Bazar der Sünden und Ver-

gnügungen des alten Frankreichs, in deſſen Grün und Laub jedes Frühjahr wieder neulebendig die Erinnerungen des ancien Regime ausſchlagen. Die erhabene Unnatur dieſes Parks von Verſailles, die ſich mit dem Geſchmack der altfranzöſiſchen Tragödie vergleichen läßt, hat doch auch, wie dieſe, ihre innere Größe, ihre poetiſche Hoheit an ſich, die man ſich vergeblich daraus wegläugnen wird. Dieſe großartige Kleinlichkeit in der Anlage des ganzen Gartens iſt doch wahrhaft ein lebensgetreues Bild dieſer vergangenen Zeit, und kein anderes Monument derſelben ſchildert ſie ſo genau und kritiſch ab als dieſer Park, durch deſſen kerzengerade Alleen der heutige Pariſer nur mit frivoler Bewunderung ſchlendert, indem er bei jedem Schritt, vor jeder Cascade, vor jeder Marmorgruppe, die ungeheuern Summen ermißt, die hier verwandt worden ſind. Es iſt ein Favoritgedanke jeder Despotie, das Unmögliche möglich machen zu können, und in dieſem Sinne iſt auch der Park von Verſailles ein wahrhaft despotiſches Meiſterſtück in ſeiner Anlage, denn ſein Plan iſt auf das Verwirklichen von lauter rieſenhaften Unmöglichkeiten gegründet. Dem Waſſer wurde nämlich in dieſem Park eine ſo große Rolle zugetheilt, weil Verſailles ſelbſt ganzlich waſſerlos iſt und alles, deſſen es bedarf, ſich erſt mehrere Lieues weit auf

mechaniſchem Wege herbeiſchaffen muß. Es iſt aber ſchön von Louis-Philipp, daß er dieſe Waſſerkünſte des ancien Regime nicht in Verfall gerathen läßt, obwohl es ihn jedesmal mehr als 30,000 Frcs. koſten ſoll, wenn ſie ſpielen, was gewöhnlich an ſeinem Namenstage geſchieht; und Einige rechnen dies ſeinem antiquariſchen und künſtleriſchen Sinn, Andere ſeinen neuerwachten altdynaſtiſchen Sympathieen zur hohen Ehre an. Dennoch iſt, wie man ſagt, der große Dragon entzweigegangen und wird diesmal nicht ſpielen. Dieſe Waſſerkünſte mögen einzig in ihrer Art ſein, und werden vielleicht nur durch die, welche ich in Oeſterreich in Hellbrunn geſehen, an Sinnigkeit und Mannichfaltigkeit, wenn auch nicht an großartiger Pracht übertroffen. Dies rauſchende, ziſchende, ſprudelnde und ſtrahlende Prachtſchauſpiel macht jedoch bald, wie der ganze Park von Verſailles, die Miene einer erhabenen Langenweile, und man verſetzt ſich hier mit einem coloſſalen Gähnen in den Glanz des alten Hoflebens zurück. Dieſe Verſchwiſterung von Genuß und Peinlichkeit, von Ueppigkeit und Pedanterie, wie ſie in der Phyſiognomie dieſes Parks und in den Annalen dieſes ancien Regime ſich gleicherweiſe charakteriſiren, iſt uns doch heutzutage zu raffinirt für unſere Nerven wie für unſere Grundſätze, und es läßt ſich nicht

läugnen, daß unſer Jahrhundert ſelbſt noch in der Wolluſt eine gewiſſe moraliſche Freiheit anzuſtreben geſucht hat, die zur Zeit Ludwig's XIV. der Ehrfurcht gegen das Staatsoberhaupt zuwider geweſen wäre. Damals nahmen auch die Liebe und das Vergnügen einen ſervilen Charakter an und die Wolluſt wurde dadurch noch verheerender, daß ſie abſolutiſtiſch war und im Genuß ihres Gegenſtandes zugleich ein Feudalrecht ausübte. Im Park von Verſailles trägt auch Alles den Anſchein dieſer ehrerbietig wollüſtigen Servilität, es iſt eine abſolutiſtiſche Grazie, zu der die Bäume und Laubgänge mit ſymmetriſcher Scheere zugeſchnitten ſind, und die Geſträuche und Blätterwände, die ihr natürliches Gelock nicht frei ſchütteln dürfen, ſtehen alle wie unterthänige Diener an der Seite, um eine Hofgeſellſchaft durchzulaſſen. Alles iſt hier künſtlich und ſelbſt die romantiſche Wildheit, wo ſie abſichtlich angelegt iſt, trägt doch unverkennbar eine Peruque. Dieſer Garten liegt wie ein verſteinertes Feenmärchen da, es ſpielt eine wunderſame Magie durch das Ganze wie in ſeinen Theilen, aber der Zauber iſt hier dem Schöpfer gewiſſermaßen unter den Händen erſtarrt zu einem prächtigen Geſellſchaftsſalon, in den die grüne Natur ſich verwandelt hat. Wäre der Zauber vollendet, ſo müßten Blumen von Gold und Diamanten,

Bäume mit Treſſen und Ordensſternen, Cascaden, die ſinnreiche Hofſchmeicheleien von ſich ſpritzen, Blüthenhecken und Geſträuche, die ſich fußfällig vor den Schritten eines großen Herrn zu neigen verſtehn, in dieſem Park von Verſailles prangen! Aber bis zu dieſer Stufe, die Natur abzurichten und zu verwandeln, hatte es das alte Regime doch noch gebracht, und ſo iſt die Schöpfung eigentlich nur halb in dieſen Luſtgärten der Despotie, weil die Unnatur noch nicht zum Reich der Wunder gelangt iſt, das nach Aufhören der Natur beginnen müßte. Selbſt die weißen Nymphen im Bosquet, die von Meiſterhand in Stein gehauen, mögen hier oft begehrlich auf das Wunder geharrt haben, wünſchend, daß ihr kalter Marmor ihnen in Fleiſch und Blut aufgehe, denn wie viel Dinge von Fleiſch und Blut haben nicht die Nymphen in dem Park von Verſailles mitangeſehn, Dinge, die einem Stein wohl heiß machen konnten, und das wenigſtens iſt ein Wunder, daß ſie hier Nymphen geblieben! —

Verſailles hat jetzt ein Nationalmuſeum erhalten, ein neuer Beweis der Aufmerkſamkeit und Sympathie, den Louis-Philipp für dieſe geweihte Stätte des alten Frankreichs an den Tag legt. Dieſe hiſtoriſche Rumpelkammer der franzöſiſchen Geſchichte, eine Idee der Juliregierung, entſpricht dem elektri-

schen Charakter, den überhaupt der Thron Louis-Philipp's angenommen, und der sich in der Politik immer mehr in einem Zusammensuchen und Auslesen aller möglichen Meinungsbestandtheile verrathen hat. Wie die Trümmer und Fetzen der verschiedenartigsten politischen Grundsätze von der Juliregierung combinirt worden, und diese Combination ist nichts Anderes als die Doctrin, so sind auch in diesem Nationalmuseum, wie es scheint, Ruinen und Denkzeichen aller Epochen auf einen geordneten Haufen zusammengebracht. Die feierliche Eröffnung dieses Museums war schon für den diesmaligen Namenstag des Königs bestimmt, aber sie ist wieder hinausgeschoben worden, um bei den Vermählungsfestlichkeiten des Herzogs von Orleans mit der Prinzessin Helene stattzufinden, und so muß man noch der Dinge harren, die da kommen sollen. Inzwischen gewinnt Louis-Philipp jetzt die Miene einer neuen Popularität sowohl durch die Anstalten zu dieser Hochzeit als durch manches Andere, was bei dieser Gelegenheit politisch nebenhergehen wird. Auch macht man viel Wesens davon, daß er bei der Bildung des neuen Cabinets, von dem Guizot gänzlich ausgeschlossen worden, die Doctrinairs bei Seite geschoben, was Einige so ansehn, als ob damit ein entscheidender Moment zum Beginn einer

neuen Politik für Frankreich gegeben sei. Ich für mein Theil begreife weder, wie Louis Philipp auf lange Zeit seiner getreuen Schildknappen, der Doctrinairs, wird entbehren können, noch sehe ich ein, wie er jemals eine Politik zu ändern vermag, die wesentlich auf eine Vernichtung aller Politik abzielt. Damit hat sich auch Guizot in der letzten Zeit beständig getragen, das politische Interesse in Frankreich zu ertödten und an die Stelle des politischen das literarische Element zu pflanzen, in welchem Sinne jetzt unter seinen Auspizien ein neues Journal begründet werden soll, für das auch mehrere Deutsche zum Mitarbeiten aufgefordert worden. Diese literarische und wissenschaftliche Pacification des Landes gehört überhaupt unter jene deutschthümlichen und deutschthümelnden Elemente, mit denen sich der französische Doctrinarismus versetzt hat.

Wenn aber Louis Philipp die Doctrinairs beseitigte, so hat er es sich selbst vorbehalten, ganz allein die Doctrin zu sein, und dies kann ihm auch nicht fehlschlagen bei der Eigenschaft des neuen Ministeriums, welches das Ministerium der Unbedeutendheit ist, und von keiner einzigen energischen und selbständigen Persönlichkeit getragen wird. Der jetzige Conseilspräsident Molé hat durchaus die Art und Weise eines vollendeten Hofmanns, sein

Wesen bewegt sich in eleganten und geschmeidigen Formen, und wenn man ihn sieht, begreift man, wie er vorzugsweise dazu taugt, unter den gegenwärtigen Verhältnissen als Präsident des Ministerconseils dazustehn. Er wird gewiß lange, ohne oder mit Elementen der Doctrin, am Ruder bleiben, denn die Politik Louis-Philipp's braucht Hofleute, aber keine Staatsmänner, und Molé ist noch dazu ein gebildeter, rechtlicher und verständiger Hofmann. In der Kammer ist er kein großer Redner, aber ein gewandter Casuist, und dies zu zeigen hatte er beim Antritt seines Ministeriums hinlängliche Gelegenheit. Ich befand mich zufällig in der Deputirtensitzung, in der sich Herr Salverte von der linken Seite her erhob, und mit der festentschiedenen Stimme der Opposition, die fast verklungen ist in dieser Kammer, die Erlaubniß begehrte, eine Interpellation an die Minister richten zu dürfen über das System ihres neuen Cabinets. Aber den Sieg über alle Opposition trug doch das freundlich entschiedene Wesen davon, das den Grafen Molé nie verläßt, und mit dem er sich bereit erklärte, alle Auskunft für sich und seine Collegen zu geben, es aber für besser erachtete, dies bis zur Erörterung über die geheimen Fonds zu verschieben. Die linke Seite murrte, aber die linke Seite ist die schwache Seite der Kammer,

und als der Präſident die Frage ſtellte, ſtand die Majorität gegen den Antrag des Herrn Salverte auf, und es wurde in der Tagesordnung fortgefahren. Dieſe Kammer läßt ſich jetzt mit freundlichen Bücklingen abſpeiſen, und wie hätte ſie auch den liebevollen Blicken, mit denen das Miniſterium Molé ſie angelächelt hat, widerſtehen können? Dies neue Cabinet Molé, Montalivet, Salvandi, Roſamel u. ſ. w. kann aber doch dem Witz der Bonmots, in welche ſich jetzt die politiſche Leere der Franzoſen hineingerettet hat, nicht entgehen, und es iſt ſchon mancher unterhaltende Spaß zum Vorſchein gekommen. Ein kurzweiliger Lateiner ſchrieb neulich an das **Palais de l'instruction publique: „Non sumus Salvi, sed Salvandi,"** welches nun der Corſaire auf ſeine Weiſe folgendermaßen überſetzt hat: **„Nous ne sommes pas saufs, mais nous sommes, au premier jour, susceptibles de nous sauver."** Durch ſolche Poſſen glaubt man hier die öffentliche Würde und das Gleichgewicht wiederherzuſtellen. —

— Ich bin heut zu tief in die Politik hineingerathen, und will, des Gegenſatzes wegen, meinen Brief mit einigen Bemerkungen über unſern deutſchen Beethoven und deſſen Ausführungen in Paris ſchließen. Vielleicht beſänftigt ein muſi-

kaliſcher Schluß bei Ihnen das diaboliſche Gelächter, welches die Tagespolitik Ihnen abzuzwingen pflegt. Ich für mein Theil habe dieſen Segen der Beſänftigung oft empfunden, wenn ich in die Sonntagsconcerte des Conſervatoire ging, um hier in das Himmelsgetümmel und den Weltgerichtsjubel einer Symphonie von Beethoven mich zu verlieren. Oft lechzte mein mattgewordenes Herz viele Tage lang vergebens nach Troſt und Erlöſung, wie ein lächerlich geſtalteter Eisklumpen lag mich anſchauernd die ganze Welt vor mir, und mich peinigte das Bewußtſein, daß ein einziger Hauch der Wahrheit, welcher auf dieſen Eisklumpen, dieſe erſtarrte Lüge eindränge, Alles in einen großen Dunſt auflöſen würde! Wenn Sie ſolche Stimmungen haben, ſo rathe ich Ihnen, etwas von Beethoven zu hören, aber dies wird Ihnen freilich in der ganzen Welt nicht ſo geboten werden, als hier von den Schülern des Conſervatoire, die in der Ausführung dieſer Symphonieen das Höchſte und Bewundernswürdigſte leiſten. Dieſe Concerte finden Mittags von zwei bis vier Uhr ſtatt und verſammeln ein muſikandächtiges und auserleſenes Publikum, denn es iſt faſt eine Gunſt hier den Zutritt zu erhalten, da der kleine Saal nur eine geringe Anzahl von Zuhörern faßt und deshalb oft für vieles Geld kein Platz

mehr erlangt werden kann. In dieſem Saal herrſcht eine Weihe und ein edler Enthuſiasmus, der mit der Frivolität des franzöſiſchen Tageslebens wieder verſöhnen kann, und die Wunder des Gemüths, die man hier erlebt, ſind um ſo größer, da es etwas Unbegreifliches hat, daß die Franzoſen, bei denen ſonſt die deutſche Muſik ſo wenig einzudringen vermochte, gerade Beethoven's auf eine ſo meiſterhafte und ſympathievolle Art ſich bemächtigt haben. In dieſer Ausführung ſeiner Symphonieen im Conſervatoire iſt zuerſt vornehmlich die ebenſo geiſtreiche als geiſtverwandte Auffaſſung des Ganzen hervorſtechend, und dann muß man die bis zu einer unglaublichen Vollendung gebrachte Technik des Spiels bewundern, die den materiellen Körper der Inſtrumente überwunden und zu Geiſterſtimmen verklärt zu haben ſcheint, ganz wie es Beethoven verlangt. Herr Habeneck führt wie ein Zauberer das Orcheſter, ein Klang löſt ſich aus dem andern wie ſpielend los und ein Ton hebt den andern in geiſtiger Gemeinſchaft zur Himmelfahrt empor. Alte Muſikgefühle aus meiner frühen Jugend erwachen in mir bei dieſem Spiel, es löſt ſich ſo manche hartnäckige Verſtocktheit, die man im Herzen mit ſich herumträgt, wieder einmal in Wohlgefallen auf, und, die karge und harte Realität unſerer Zeit zu-

rücklaſſend, labt man ſich an der himmelſtürmenden und zugleich gläubigen Kraft, mit welcher der tranſcendente Beethoven ſich das Jenſeits anbaute. Es ſind lauter idealiſtiſche Illuſionen, aus denen dieſe kühne Muſik zuſammengewebt iſt, aber iſt es denn nicht ein Glück, daß man eben bei einem ſo großen Genius alle die unſchätzbaren menſchlichen Illuſionen wiederfindet, die uns das Leben entriſſen und die man aufgegeben hatte aus Verzweiflung am Leben? Hier bei Beethoven ſtrömen noch in geheimnißvollen Quellen die Thränen der Menſchheit und es weint das Entzücken und das Leid ſich aus zu Gott dem Herrn, der die liebebedürftige Creatur umſchlungen an ſeinem Buſen hält. Hier bei Beethoven ſingen alle die leiſen Zuckungen des Herzens, denen man heut in der Welt keine Gerechtigkeit mehr geben will, ihren frommen Hymnus in die Schöpfung hinein, und die Natur, die alte Mutter Natur, donnert und rauſcht auf ſeinen Saiten mit bangen Frühlingsſtürmen. Als ich ein Kind war, hatte ich Andacht zu den Sternen, die am hohen Himmel ſtanden wie Liebesaugen und mich damals glücklich machten wie nachher kein anderes Auge der Liebe, und als ich ein gebildeter Menſch wurde, verlor ich die Sterne aus dem Geſicht. Eine Symphonie von Beethoven macht mich auch wieder zum Kind, und ſchenkt mir

die Illuſion an den Sternen und Liebesaugen der ganzen Welt wieder. Engel, an die man aufgehört hatte zu glauben, ſteigen aus den glühenden Abendwolken herab, und beginnen mit der Menſchenſeele holde Spiele und tändeln ſich mit ihr träumend in Unſterblichkeit und Ewigkeit hinein. Oder es ergreift den Meiſter der Töne ſeine bacchantiſche Wuth, die ihn zuerſt wie ein rieſenhafter Zorn über die Nichtigkeit der Erde befällt und in der ſeine Klänge das flammende Schwert der Cherubim ſchwingen, daß man die Zerſtörung des ganzen Alls wie eine himmliſche Wolluſt in allen Nerven empfindet. Dann lodert der Lebenstraum in einem ungeheuern Weltbrand empor, Alles ſtürzt in ein ſchreiendes Chaos durcheinander, die ſüßeſten Stimmen des Daſeins erſticken und erſterben, aber ein Harfenton, der am anhaltendſten und wunderbarſten das ganze Getümmel durchzittert, ſcheint den Tod der ganzen Welt zu überleben und kommt in den Himmel, es iſt die Liebe. Aber auch an der Glorie der Liebe hängen ſchwere Thränentropfen der Erde und das Ganze war ein Schmerz. —

Wenn man ſich im Saal des pariſer Conſervatoire ſolchen Phantaſieen überläßt, iſt man wohl davor geſichert, nicht allzuſehr in eine tranſcendente

und überirdiſche Sphäre zu verſchweben, denn wie merkwürdig und lauter hier auch die Begeiſterung des franzöſiſchen Publikums für dieſe Muſik ſich ausſpricht, ſo iſt es doch faſt unmöglich, daß ein Concert in Paris ohne lächerliche Störungen ablaufe, wodurch man dann oft aus der höchſten Höhe ſeiner Kunſtgenüſſe plötzlich wieder auf den platten Erdboden hinabgeworfen wird. Das letzte Concert, das in dieſer Saiſon im Conſervatoire gegeben wurde, war beſonders erhaben durch die Muſikaufführung und beſonders lächerlich durch einige Störungen. Man hatte eben das Duett der Höllenſcene aus Gluck's Armide beendigt, in der zwei ſchöne junge Franzöſinnen den Haß und die Liebe vorſtellten, und wobei ſich zeigte, daß Gluck's Muſik für franzöſiſche Kehlen eine Unmöglichkeit iſt, als plötzlich, indem eben eine beethoven'ſche Symphonie beginnen ſollte, im Parquet eine unruhige Bewegung entſtand. Der Kronleuchter hatte angefangen zu tröpfeln, und drohte auf eine unbarmherzige Weiſe alle Toiletten zu verderben, die gerade unter dieſem gefährlichen Scheitelpunct ſaßen. Es entſtand ein Geſpräch zwiſchen dem Publikum und dem Dirigenten, der Rath ertheilte und die ſchnellſte Abhülfe verſprach. Bald darauf ward eine Servante in ihrem Küchenanzuge ſichtbar, die, mit einem groß-

mächtigen Wischlappen versehen, mitten unter das elegante Publikum hineinkletterte; sie ward ihres Aufzuges wegen mit lautem Gelächter und einem Beifallsklatschen empfangen. Mittlerweile tröpfelte aber das Oel immer fort, bei der großen Ueberfüllung des Saals war es schwer auszuweichen, einige Damen hatten ihre Regenschirme aufgespannt und dabei gab es ein beständiges Lachen, Witzeln und lustiges Getümmel. Der Kronleuchter mußte heruntergelassen werden, um die Lampen anders zu befestigen, und dann ging es an ein Aufwischen von den Bänken. Endlich hat die Servante mit dem riesenmäßigen Wischlappen ihr Werk vollendet, sie lächelt, und wird mit einem allgemeinen Applaus wieder entlassen. Nun wird Ruhe gezischt und der göttliche Beethoven kommt an die Reihe. Solche Störungen sind hier gewissermaßen normal und ein französisches Publikum ist so sehr an dieselben gewöhnt, daß es sie sehr leicht nimmt und eine heitere Unterbrechung darin findet. Das deutsche Publikum ist in derartigen Dingen ernsthafter und versteht darin weniger Spaß; es ereignet sich ihm auch seltner, weil die Bedienung bei solchen öffentlichen Anstalten in Deutschland sorgfältiger und strenger gehalten ist. In Paris aber zeigt sich bei der Bedienung außer

der Nachläſſigkeit oft auch noch ein ſchadenfroher Geiſt, dem es Vergnügen macht, den allgemeinen Tumult durch eine kleine Nachwirkung zu vermehren. —

3.

Paris, den 3. Mai 1837.

— Der Mai hat noch immer nicht den Lenz gebracht, aber er bringt wenigſtens allmählig die neuen Frühlingsmoden, die in den Gärten und auf den Spaziergängen von Paris ihre bunten Aufzüge halten. Die veränderte Mode der Anzüge iſt das erſte Frühlingszeichen in Paris, doch iſt man hier in Verzweiflung, wenn das Wetter nicht auch gleichzeitig in den Tuilerieen die Blumen und Blüthen hervortreibt, damit man daran ein Relief habe für die Schauſtellung der Toiletten auf den Mittagsſpaziergängen. Die große Modenpromenade nach Longchamp, die ſchon im März ſtattfindet, und auf der die elegante Welt zuerſt die neue Frühjahrsgeſetzgebung der Toilette proclamirt, war diesmal viel zu voreilig geweſen und mußte bei der größten Kälte in verſchloſſenen Wagen und mit Mänteln

geſchehen, ſodaß man ſowohl um die Grazien des Frühlings wie der Moden dabei betrogen wurde. Dies iſt heuer ein Jahr ohne Frühling, ein Jahr, in dem es gar nichts giebt, keine Politik, keine Geſchichte, keinen Haß und keine Liebe, und nun auch keinen Frühling! Wenn bei dieſer langen Kälte nur die Geſchichte litte und einfröre, das hätte weniger zu ſagen, aber daß auch nicht einmal die Mode ſich frei entfalten kann bei einer ſo ungünſtigen Jahreszeit, das iſt ſchlimmer als Alles und beeinträchtigt die ganze Lebensbewegung. In Frankreich iſt die Mode ebenſo wichtig als die Politik und vielleicht wird die franzöſiſche Mode länger die Welt beherrſchen als die franzöſiſche Politik, welche letztere an ihrer europäiſchen Bedeutung immer mehr einbüßt. Die Mode iſt eine Potenz in der Weltgeſchichte, die man noch zu wenig unter einem höheren Geſichtspunct gewürdigt hat. Man hat bisjetzt das Philoſophiſche in der Weltgeſchichte zu hoch angeſchlagen und dagegen das Philoſophiſche in der Mode zu gering geſchätzt; die Mode wird ſich dafür an der heutigen Menſchheit rächen durch eine Univerſalherrſchaft, die ſie ſogar über die Prinzipien der Welt davonzutragen im Begriff ſteht. Die Mode wird ſich Alles unterwerfen, das innere und das äußere Leben dieſer Zeit, und ſie hat einen ſolchen Erobe-

rungsact an dem heutigen Geſchlecht ſchon begonnen. Es wird bald auch in der Meinungswelt, nur noch Moden geben ſtatt der Gedanken, vorgeſchriebene Coſtüme ſtatt der innern Ueberzeugung, eine hübſche Toilettenzucht der Grundſätze, die ſich anſtandsgemäß geſchniegelt und gebügelt haben. Die politiſchen Meinungen machen ihre Toilette in der Deputirtenkammer und in den Journalen, die Prinzipien ſind hier alle verbraucht und abgeſtorben, aber man behängt ſich noch mit den aufgeſtutzten Formen und Zierrathen derſelben und kleidet ſich in das Tricot irgend einer Meinung, um Glück und Effect zu machen. Es iſt, wohin man auch ſieht, mehr die Mode als das Prinzip, welches regiert, und daher kommt Alles darauf an, ob man ein Mann nach der Mode iſt. Die Mode macht jetzt merkwürdige Fortſchritte oder vielmehr Rückſchritte in der Welt, denn alle Schnitte und Trachten ſtreben wieder nach vergangener und mittelalterlicher Zeit zurück, und ich bin deſſen gewiſſermaßen froh, denn wenn mein Haar, wegen der vielen Zeitſorgen, früher ergrauen ſollte als anſtändig iſt, ſo hoffe ich, daß bis dahin allgemein Puder und Perrugue aus dem ancien Regime wieder in Mode ſein werden. Die Mode iſt ſtärker als Sitte, Geſetz, Liebe und Geſchichte; beſchäftigen Sie Sich doch mit der Philoſophie der Mode! —

Etwas wärmer wehen heut doch ſchon die Lüfte des Mai's, und vor den Caféhäuſern des Palais Royal werden Stühle ins Freie hinausgeſetzt, was ebenfalls zu den Zeichen des Frühlings in Paris gehört. Viele Salons haben ſich ſchon aufgelöſt und man fängt jetzt an mit Begierde das Landleben aufzuſuchen, das auch eine unumgängliche Sache der Mode für den Franzoſen iſt. Es iſt der Ueberdruß an dem gefräßigen Ungeheuer Paris, das mit den erſten lauen Winden des Frühjahrs Jeden von dannen treibt, der nur irgend der Stadt entkommen kann, und doch zieht dieſer magiſche Drache noch vor Beginn des Herbſtes unwiderſtehlich Alles, was ihm gehört, wieder in ſein Bereich zurück. Aber nur bei heiterm Wetter und unter heitern Umgebungen vermag der Franzoſe das Landleben zu ertragen; düſtere Romantik ſagt ihm wohl bei der Lecture ſeiner neumodiſchen Schriftſteller zu, aber im praktiſchen Leben widerſtrebt ſie ſeiner ganzen Sinnesart, und auf ſeinen Landſitzen wird man meiſtentheils alle Naturmelancholie vermieden finden. Die Naturempfindung iſt dem franzöſiſchen Gemüth keineswegs fremd, ja ſie äußert ſich in ihm oft auf eine ſehr reichliche und ſentimentale Weiſe, doch ſteht der Franzoſe auch gern mit der Natur mehr nur auf einem geſellſchaftlichen Fuß, wo ein leichtes Behagen

herauskommt, als daß er ſich jemals im Umgang mit ihr das Herz ſollte ſchwer machen laſſen. Um meine Sinne in reinere Frühlingsluft zu tauchen und den grünen Lenzflor zu ſuchen zur Labung der Augen, ging ich heut zum erſten Mal in den herrlichen Jardin des Plantes, und machte dort eine Bekanntſchaft, die von großem Einfluß für mich zu werden anfängt, denn ſie hat mir ſeitdem einen unerſchöpflichen Stoff zu Betrachtungen und eine Reihe von Anſchauungen über unſere Zeit geliefert, in die ich mich immer mehr vertiefe und von denen Einiges in dies Schreiben an Sie, theuerſter Freund, überfließen ſoll.

Dies iſt meine Bekanntſchaft mit der berühmten Giraffe.

Wenn ich gewußt hätte, daß dieſe wunderbare und räthſelhafte Giraffe mir ſo Viel zu denken geben könne, ich würde ihren Umgang nicht ſo lange über den franzöſiſchen Politikern und Schöngeiſtern verſäumt haben, denn ich fand die Bekanntſchaft dieſer afrikaniſchen Celebrität in der That für mich ergiebiger als die mancher pariſer.

Was iſt aber eine Giraffe?

Dieſe Frage zu beantworten iſt ſchwierig und kann die größten Naturforſcher in Verlegenheit ſetzen, denn es läßt ſich wirklich gar nicht ſagen, was die

Giraffe Alles iſt! Die Giraffe iſt nicht das, was ſie ſcheint, und ſcheint nicht das, was ſie iſt, noch iſt ſie das nicht, was ſie nicht iſt, ſondern ſie iſt Alles und Nichts zu gleicher Zeit, was Ihnen immer klarer werden wird, je mehr Sie Sich in das Anſchauen ihrer außerordentlichen und geheimnißvollen Geſtalt verſenken. Die Giraffe iſt die kunterbunte Zeit ſelbſt, in ihrem Schein und Sein, in ihrem Alles und Nichts, in ihrem gaukelnden Formenwechſel, in ihrer lächerlichen Durcheinandermiſchung widerſtreitender Gebilde. Darum iſt es charakteriſtiſch genug, daß die Giraffe in neueſter Zeit franzöſiſche Modeſache geworden, und Paris kann nicht mehr ohne die Giraffe, ſein Symbol, beſtehen, ſondern dies heilige Thier, das ſchon in uralten Zeiten eine fabelhafte Bedeutung hatte, iſt gewiſſermaßen ein Attribut geworden für Frankreich, wie die Schlange für Aegypten.

Sie werden glauben, dies ſind Phantaſieen, aber Sie müſſen herkommen, um die Giraffe zu ſehen, mit der Giraffe ſich in einen näheren Bezug zu ſetzen, die Giraffe in den eigenthümlichen Offenbarungen ihres Weſens zu belauſchen, und dann werden Sie mit Erſtaunen erkennen, welch ein Zeitbild die Giraffe iſt, und wie es einem ironiſchen Wunder gleichſieht, daß dies Thier, nachdem es

viele Jahrhunderte lang gleichſam verſchwunden geweſen, in neueſter Zeit plötzlich wieder nach Paris kommt und hier, ſobald es nur aufgetaucht iſt, eine wahrhafte Wahlverwandtſchaft bei der ganzen Bevölkerung findet. Und die Giraffe ſelbſt ſcheint ſich auch nur in Paris an das europäiſche Klima zu gewöhnen, während die nach England gekommene bald dahinſtarb.

Sobald nur der Frühling mit einigen wärmeren Sonnenſtrahlen da iſt, wird die Giraffe im Jardin des Plantes herausgelaſſen und ſpaziert während einiger Stunden des Tages in dem geräumigen Vorhofe vor ihrem Wohnhauſe auf und nieder. Dann ſteht an der Umzäunung jedesmal eine zahlreiche Schaar ihrer Freunde aus allen Ständen und Klaſſen der Geſellſchaft, man begrüßt ſich mit der Giraffe und ſieht ihren eigenthümlichen Bewegungen mit einer feierlich ſchweigenden Verwunderung zu, was die Giraffe ebenfalls mit einem feierlichen Schweigen, mit dem ſie ſich zu den Franzoſen hinneigt, beantwortet. In dieſen Stunden, wo die Giraffe gewiſſermaßen öffentliche Audienz ertheilt, knüpft ſie ihr magiſches Band mit der pariſer Bevölkerung immer feſter und feſter, und man geht von ihr, wie von einem weiſen Mann, bei dem man ſich Rath und Troſt über die Leiden der Zeit geholt hat. Und

wenn man die ganze großartige Menagerie in dem Schweizerthal des Pflanzengartens durchschreitet, wenn man mit den beiden Elephanten aus Asien und Afrika die anziehendste Unterhaltung anknüpft, wenn man in den Bärengruben dem Brummbären Martin, dem Liebling der pariser Kinder, für einige Sous Kuchen kauft und dafür von ihm durch einige unübertreffliche Sprünge belohnt wird, wenn man mit dem schwanzlosen Geier vom Senegal, mit dem afrikanischen Hammel, den indischen Kühen und den aus Algier als neue Colonialsöhne herübergekommenen Löwen mysteriöse Zeichen wechselt, so wird man doch bei allen diesen Thiergestalten wahrnehmen, welch ein Unterschied zwischen ihnen und der Giraffe ist, und man wird stets mit um so größerer Sehnsucht und mit neuem Reiz zu der einzigen Giraffe wieder zurückkehren. Was Einem die Giraffe gewährt, ist ganz und gar etwas Anderes, als was Elephanten, Bären, Löwen, Condors und alle andern Thiere, wären sie auch der seltensten Art, zu gewähren vermögen! Diese Ausbeute für das Herz, für das Gemüth, für das Verständniß der ganzen Zeit, kann man nur der Giraffe abgewinnen, denn sie allein trägt in ihrer ganzen Gestaltung jenes unnennbare und anheimelnde Etwas an sich, welches man das Moderne nennt. Nehmen Sie alles

Charakteriſtiſche zuſammen, was Sie an der Giraffe ſehen werden, und Sie müſſen, gleich mir, ausrufen: Ja, die Giraffe, dieſes fabelhafte Geſchöpf, dies göttliche Thier, mit ſeiner ſeltſamen zweideutigen Geſtaltung, iſt der wahre Repräſentant der heutigen modernen Bildung, das Symbol aller modernen Tendenzen, die ſich leibhaft in ihm ausdrücken!!

Sie lachen, und ich muß auch lachen, wenn ich die Geſtalt der Giraffe anſehe, und mir dabei Alles in Gedanken kommt, was die ganze Zeit bewegt und nicht bewegt, und wovon ſie die unbeſtreitbarſten Merkmale an ſich trägt.

Was in aller Welt iſt denn nun aber eine Giraffe?

Man weiß nicht, ob es ein Thier oder ein Menſch, ein Dämon, ein Zauberer und Weiſſager, ein verwünſchter Gott oder ein verkleideter Teufel iſt.

Die Giraffe iſt Kameel, Affe, Hirſch, Pferd, Vogel, Tänzer, Hofmann, Theaterrecenſent, Philoſoph, Humoriſt, Pedant, Schulmeiſter, Diplomat, Dandy, und noch viel mehr und Alles zuſammengenommen. Alle dieſe Eindrücke bringt es buchſtäblich durch die eigenthümlichen Stellungen und Bewegungen hervor, die es von Zeit zu Zeit auf

die unbegreiflichſte Weiſe annimmt. Zuweilen muß man ſagen, daß die Giraffe offenbar den Bau eines Storches verräth, aus dem aber ein Zebra geworden iſt, während in demſelben Augenblick dieſes Werdens die Natur noch wieder geſchwankt zu haben ſcheint, ob ſie nicht lieber einen Affen oder auch einen Menſchen aus dieſem Weſen geſtalten ſolle; und es wäre gewiß ein Menſch aus der Giraffe geworden, wenn nicht die mit Seltſamkeiten kreiſende Schöpfung auch wieder zu gleicher Zeit auf den Einfall gekommen wäre, ein Kameel zu machen. Von allen dieſen Velleitäten der Natur trägt die arme Giraffe Etwas an ſich, — doch warum arm? — ſie ſcheint vielmehr ſtolz darauf zu ſein, ſie iſt ein gutmüthig fröhliches Thier und entfaltet, wenn man ihr zuſieht, mit einer leutſeeligen Coquetterie alle ihre Eigenſchaften. Niemals hat die Natur auf eine ſo frappante Art Lächerlichkeit und Erhabenheit, Schönheit und Häßlichkeit zu Einem Bilde zuſammengethan, als in dieſem in der That wunderbaren Geſchöpf, und ſie hat es nicht bloß äußerlich zuſammengethan, ſondern wirklich eine Einheit, einen beſtimmten maleriſchen Typus daraus geſchaffen. Linné hat die Giraffe, die zunächſt allerdings als ein vierfüßiges und hirſchähnliches Säugethier ſich darſtellt, unter die Klaſſe der Hirſche gezählt,

aber was iſt ein bloßer Hirſch gegen den vielartigen, umfaſſenden und univerſalen Begriff einer Giraffe, die ſchon durch die Aeußerlichkeit ihres Baues alle Gattungsbeſtimmungen der Naturforſcher zu Schanden macht und bei der das Geiſtige, Gemüthliche und Geheimnißvolle ihres Weſens mit in Anſchlag gebracht werden muß, wenn man ſagen und beurtheilen will, was eine Giraffe iſt! Der Kopf iſt allerdings hirſchähnlich, aber ſchon die merkwürdigen kegelförmigen Hörner auf ihrer haarigen Stirn, die in dieſer Weiſe einzig in der ganzen Thierwelt ſind, geben der Giraffe eine abweichende und fabelhafte Geſtaltung. Dann ſieht man auch ſogleich, daß ſie die Ohren einer Kuh hat, und wenn man ihre Füße bis zu den Hufen hinab anblickt, glaubt man einen Augenblick lang ein Pferd zu ſehen. Dagegen möchte man ſchwören, daß es ein Panther iſt, wenn man die weißgraue und gelbliche Grundfarbe der Haut, die von zierlichen dunkelbraunen Flecken durchpunctirt iſt, betrachtet. Was aber das Weſentlichſte an der Bildung der Giraffe iſt, das iſt ihr prächtiger und ungeheuerer Hals, der eigentlich erſt die Giraffe zu Dem macht, was ſie darſtellt. Dieſem Hals iſt eine elaſtiſche Beweglichkeit und eine Mannigfaltigkeit des Ausdrucks zugetheilt, die das größte Erſtaunen erregen muß, und der man

ſeine aufrichtige Bewunderung nicht verſagen könnte, wenn man nicht zugleich durch die tolle Bizarrerie dieſes Halſes zu einem unauslöſchlichen Gelächter gereizt würde. Durch dieſen Hals vermag die Giraffe, wenn ſie ſich vollkommen emporrichtet, mit ihrer Vorderhälfte eine Höhe von 18 bis 20 Fuß zu erreichen, während dagegen der hintere Theil ihrer Geſtalt kaum die Hälfte von dieſer Höhe mißt, was die Seltſamkeit der ganzen Erſcheinung in manchen Augenblicken bis auf das Abenteuerlichſte erhöht. Alle Majeſtät und alle Lächerlichkeit der Giraffe beruht in dieſem wunderlichen Gegenſatz ihrer beiden ungleichen Hälften, aus denen ſie durch einen Scherz der Natur verbunden wurde und deren Eindruck, je nachdem ſie mit den Bewegungen des Halſes wechſelt, ein verſchiedener iſt. Der Hals der Giraffe iſt ihr Zauberſtab, durch den ſie ſich ſelbſt in alle mögliche Geſtalten, die ſie nur annehmen will, verzaubern kann, und wodurch ſie allen Naturforſchern ein Schnippchen ſchlägt, indem ſie mit Hülfe deſſelben faſt alle andere Gattungen und Formen der Thiere nachahmen kann. Die Giraffe hebt ihren Hals hoch, unendlich hoch, und gewinnt durchaus das Anſehen eines vornehmen Mannes, indem ſie mit einem unverkennbaren ariſtokratiſchen Stolz die Menge um ſich her muſtert; dann ſenkt ſie plötzlich den Hals

wieder tief zur Erde herab und giebt ſich recht befliſſen die Miene eines Servilen, eines Hofmannes, mit pietiſtiſcher Demuth im Geſicht, wie ſie jetzt an manchen Orten Mode ſind. Nun aber ſetzt ſich die Giraffe in Bewegung, es iſt eine unnachahmlich zierliche Pedanterie, mit der ſie auftritt, und wenn ſie mit ihren zarten, ſchlanken, leiſen Füßen dahinſchlenkert, bleibt uns kein Zweifel übrig, daß die Giraffe ein Diplomat iſt, der Alles durch das Schaukelſyſtem der Unterhandlung zu überwinden und zu vermitteln glaubt. Jetzt ſteht ſie wieder ſtill, ſie beſinnt ſich, ihr Vorderkörper richtet ſich himmelan, und ſie macht auf das Täuſchendſte die Stellung eines Vogels nach, der eben aufzufliegen im Begriff iſt. Dann kaut ſie mit einem beſonderen Ausdruck von Würde ihre Gräſer und Blätter, von denen ſie ſich nährt, die Giraffe kaut überhaupt beſtändig, und thut dies auf eine ſo tiefſinnige Weiſe, daß ſie darin vollſtändig den Charakter des Philoſophen, des Wiederkäuers der Schöpfung, behauptet. Ein liebenswürdiger Zug von der Giraffe iſt ferner, daß ſie die Sonne über Alles liebt, und darin verräth ſie oft alle dichteriſchen Gefühle, die in ihr ſchlummern. Wenn zuweilen die Sonne plötzlich untertaucht, hebt ſie ihren Hals höher als jemals, ihn mit einer erſtaunlichen Wendung faſt über ihr Gitter hinüber-

werfend, die dunkeln glänzenden Augen treten ihr lebhafter hervor, und zuletzt läßt ſie den Kopf mit Wehmuth hintenüber fallen. Sie würde vielleicht nicht ſo ſentimental ſein, wenn ſie nicht beſtändig frieren müßte, was ſelbſt beim wärmſten Schein der europäiſchen Sonne noch einigermaßen bei ihr der Fall ſein mag, aber ſie drückt auch ſogar durch dieſes beſtändige Fröſteln die Eigenthümlichkeit moderner Zuſtände aus. Die unendliche Zartheit der Giraffe hat ſie hier in Paris zum Damenliebling gemacht, und es giebt Leute, die Stunden lang vor ihr ſtillſtehen und ihr in den kauenden Mund blicken können; und ich ſelbſt gehöre von jetzt an zu dieſen. Die Giraffe fühlt es auch ſehr wohl, was ſie hier bedeutet, und ſie ſcheint zu wiſſen, wie ſchön und liebenswürdig man ſie findet. Sie ſtellt ſich zuweilen mit dem ſelbſtzufriedenen Bewußtſein eines Dandy dar, und es iſt nicht zu läugnen, daß die Giraffe es in der Zeichnung ihres Fells mit jedem Faſhionable, der nach dem neueſten Modejournal gekleidet geht, aufnehmen kann. Zwei außereuropäiſche Ochſen befinden ſich in demſelben Raum mit der Giraffe und bilden gewiſſermaßen ihren Hofſtaat; ſie ſcheint ſich mit dieſen am beſten zu vertragen und betrachtet ſie nur zuweilen von ihrem höheren Standpunct aus mit der poſſirlichen Ueber-

legenheit eines Recenſenten, der ſeiner Sache gewiß iſt. Die beiden Ochſen laſſen ſich dies ruhig gefallen, und ſtarren die Giraffe den ganzen Tag mit ſtiller Bewunderung als ein höheres Weſen an. Die Giraffe wohnt übrigens ſehr anſtändig in dem Jardin des Plantes und hat hier eine Reſidenz, die es verhältnißmäßig faſt mit den Tuilerieen aufnehmen kann. Eines weiß ich nicht, ob ſie auch darin ein Symbol unſerer Zeit vorſtellt, daß ſie tonlos iſt, denn bisjetzt habe ich noch keine Stimme von der Giraffe vernommen.

Es ſoll mir jedoch heut nicht darauf ankommen, an der Giraffe ausführlich nachzuweiſen, was Alles an ihr zeitgemäß iſt, noch an der Zeit, was Alles an ihr giraffenartig iſt. Vielleicht werde ich einen meiner nächſten Briefe, die ich von hier aus an Sie ſchreibe, dazu beſtimmen, Ihnen den Giraffencharakter unſerer Zeit mit einigen weiteren Anwendungen auf die hieſigen Verhältniſſe auszumalen. Meine erſte Begegnung mit der Giraffe verſchaffte mir übrigens noch die Gelegenheit, den Bürgerkönig Louis Philipp mir in der Nähe betrachten zu dürfen, denn als ich ganz vertieft ſtand in die Studien dieſes Thieres, wurde ich plötzlich durch die unerwartete Erſcheinung des Königs überraſcht, der ſeinen erſten Frühlingsſpaziergang durch den Pflanzengarten

machte, und zwar ganz frei, zu Fuß und in Begleitung ſehr weniger Perſonen, was das größte Aufſehen erregte. Denn es war ſeit langer Zeit das erſte Mal, daß Louis-Philipp die Bedenklichkeit der Umſtände, die ſein freies Erſcheinen im Publikum zu begleiten pflegen, überwand und im Vertrauen auf die neubeginnende Periode ſeiner Volksthümlichkeit ſich öffentlich zeigte. Die große Sorgloſigkeit, die er auf dieſem erſten Ausflug in die Oeffentlichkeit bei der Wahl ſeiner Umgebung an den Tag legte, war zwar ebenfalls nichts weniger als unabſichtlich und diente gewiſſermaßen als ein ſtilles Reizmittel zur Belebung der Sympathieen, auf die es ihm jetzt anzukommen ſcheint. Er ſtand einen Augenblick vor der Giraffe ſtill, und dieſe trat ihm mit der ſeltſamſten Halsbewegung, die ich je an ihr geſehen, entgegen. —

Doch genug und abermals genug von der Giraffe, liebſter Freund! Ich will Ihnen nur noch über die geſtrige feierliche Sitzung des **Institut de France** Etwas ſchreiben, welcher ich beiwohnte und in der alle fünf Akademieen vereinigt ihr Jahresfeſt begingen. Die Mehrzahl des zugelaſſenen Publikums beſtand aus Damen, wie es häufig bei ſolchen Gelegenheiten in Paris der Fall iſt, und zwar aus ſehr ſchönen und faſhionablen, die den lebhafteſten

Antheil an den gelehrten Verhandlungen nahmen. Die Damen klatſchen hier eifrig zu den gehaltenen Vorträgen, und ſelbſt zu einem geologiſchen ſah ich mehrere ſchöne Hände ſich rühren. Es ſcheint ihnen dabei weniger auf den Inhalt als auf die richtige Behauptung der Idee anzukommen, daß die Frauen die beſten Preiſe auszutheilen haben zur Belohnung der Muſen, welches Recht auszuüben ihnen denn auch nicht beſtritten wird, am allerwenigſten in dem **Institut de France**, wo man jede eintretende Dame durch einen feierlich gekleideten und beſonders dazu beſtellten Huiſſier empfängt, der ſie mit dem größten Ceremoniell auf ihren Platz führt. Was die Akademiker ſelbſt anbetrifft, ſo erſchienen die meiſten in ihren Uniformen, was eigentlich der Vorſchrift gemäß iſt, obwohl ſich ſehr viele eine Ausnahme davon geſtatten. Charles Dupin, der Mann mit dem ſinnenden ſchlauen caſuiſtiſchen Geſicht, hielt den Einleitungsdiscours, in welchem er einige allgemeine Blicke auf unſere Zeit warf, die ganz in der Weiſe ſeines ſcharfen und dialektiſch ſpielenden Geiſtes waren. Unter Anderm ſagte er auch: unſere Zeit ſei die Zeit der Syſteme! — ein Satz, bei dem man laut hätte aufſchreien können, wenn man gewollt hätte. Dieſer Satz enthält eine philoſophiſche Schönrednerei, in der die Franzoſen

große Stärke beſitzen und die ſie ſchon zu manchen gleißneriſchen Abſtractionen in ihrer Politik verführt hat. Es ließen ſich viele Bücher darüber ſchreiben, ob unſere Zeit Syſteme hat oder nicht; ein ganzes und allgemeines Syſtem, wie das Alterthum und das Mittelalter in ihrer fertigen Umſchloſſenheit es hatten, hat ſie gewiß nicht. Unſere Zeit iſt die Zeit der Meinungszerſplitterung, und wer hat noch aus Splittern, Trümmern und Glasſcherben, die jetzt überall in uns und neben uns umherliegen, jemals ein Syſtem ſich erheben ſehn? In Frankreich giebt es trotz der gegenwärtigen Abſtumpfung aller Meinungsſpitzen allerdings noch immer Parteien, aber einmal ſind Parteien keine Syſteme, und dann exiſtirt jetzt nach keiner Seite hin eine Partei, die noch im Beſitz ihres urſprünglichen Syſtems wäre, von dem ſie beim Beginn des Kampfes ausgegangen. Syſteme ſtreben zu einer organiſchen Einheit hin ſie erkennen ein Allgemeines an, zu deſſen Verwirklichung ſie ſich bewegen, aber die Parteien in Frankreich haben jetzt offenbar eine desorganiſirende Richtung, indem ſie, erſchlaffend in ihrem Syſtem, ſich ſelbſt vernichten, ohne den allgemeinen Zuſtand zu fördern. Nach Dupin ließ ſich Lacretelle, der Verfaſſer der histoire universelle, ein Mann mit einem feinen vornehmen Geſicht, vernehmen, und trug

eine Vergleichung Napoleon's mit Cromwell vor, die eine ſchöne Rhetorik und einzelne glänzende Wendungen hatte, aber in den allgemeinen Geſichtspuncten mir etwas beſchränkten Geiſtes erſchien.

Doch ich will Sie nicht zwingen, die ganze Stufenleiter der akademiſchen Langenweile mit mir heranzuklimmen. Auch hörte ich zuletzt wenig mehr auf die Vorträge, ſondern beſchäftigte mich in Gedanken mit Lamartine's Geſicht, das ich in den Reihen der Akademiker wahrnahm. Es iſt das gutmüthigſte und ehrlichſte Geſicht, das man in ganz Frankreich ſehen kann, und Sie würden es vielleicht ein deutſches Geſicht nennen, ſo ſehr hat es von einem gewiſſen Schlage an ſich, dem man ſonſt in Paris ſelten begegnet. Mir fiel dieſe Phyſiognomie als charakteriſtiſch auf für diejenigen Beſtrebungen, denen ſich Lamartine neuerdings in der Politik zugewandt hat, und die nach dem Abgang der Doctrinairs wahrſcheinlich zu einem herrſchenden Typus hier ausſchlagen werden. Dies iſt die Phyſiognomie, die es mit Keinem verderben will, alſo in der That eine ächt deutſche Phyſiognomie, die Unſereinen anheimeln muß, weshalb ſich denn auch in der Akademie meine Blicke immer wieder auf Lamartine's Geſicht zurücklenkten. Lamartine iſt gewiß nur ein

mittelmäßiger Kopf, und doch kann er gegenwärtig eine glänzende Stelle unter den pariſer Berühmtheiten behaupten, aber Das, wodurch er ſich ſeinen großen Ruhm erwarb und erhielt, iſt ſein Herz. Lamartine iſt ein berühmtes Herz und alle feinfühlenden Damen in Frankreich bilden ſeine Partei, eine Partei von großem Einfluß, die ihren Dichter in jeder Weiſe zu ehren und zu heben ſucht. Er hat jetzt ſeinen ganzen Sinn darauf geſetzt, ein großer Politiker zu ſein, und wie er in der Poeſie vorzugsweiſe der Damendichter iſt, ſo ſcheint er auch hier die Rolle eines Damenpolitikers ſich auszubilden, indem er mit einem gewiſſen ſentimentalen Anſtrich ſich wie ein Schooßhündchen allen Parteien an die Bruſt legt und ihnen liebkoſt. Lamartine wollte eine ganz neue Stellung in Frankreich einnehmen und begründen, ſeitdem er in die Deputirtenkammer getreten, und nimmt deshalb, wie es zu erwarten ſtand, darin gar keine Stellung ein. Er hat ſich allerdings bei mehreren Gelegenheiten das Verdienſt erworben, unparteiiſch zu ſein, indem er in der Kammer ohne Unterſchied bald der linken, bald der rechten Seite zu Gunſten ſich ausgeſprochen. Dies Streben, einen Standpunct über allen Parteien einzunehmen und beim Abgeben ſeiner Mei-

nung jedesmal nur der innern und allgemeinvernünftigen Ueberzeugung zu folgen, iſt edelmüthig genug, wenn es auch gar keinen ritterlichen Eindruck macht. Wenn man Lamartine als Politiker in der Deputirtenkammer reden hört, ſollte man glauben, er habe unſere deutſchen Familienromane von Lafontaine fleißig ſtudirt, oder er ſei ein edler Familienvater aus einem Stück von Iffland, der jetzt in Frankreich Deputirter geworden, um alle Parteien zu ſänftigen. Auf eine gewiſſe politiſche Rührung ſcheint es Lamartine als Redner abzuſehen, ich ſah neulich, als er für das Disjunctionsgeſetz ſprach, alle Augenblicke nach der Damentribune hinauf, ob nicht die ſchönen Augen alle ſich in den Schnupftüchern verhüllten, aber es ſcheint doch, als wäre die Epoche der politiſchen Sentimentalität noch nicht ganz vollkommen ausgebildet in Frankreich, wieviel auch Louis-Philipp ſelbſt ſchon dazu beigetragen haben mag. Gäbe es viele Geiſter, wie Lamartine, in Paris, ſo würde ſich bald hier Alles in Wohlgefallen auflöſen, denn auch die neoſociale Schlange hat dieſer Dichter neuerdings in einen harmoniſchen und frommen Schlaf einzulullen geſucht. Der gute Lamartine, man muß ihn liebgewinnen! —

4.

Paris, den 5. Mai 1837.

Lieber Freund! Ich ſtreue Ihnen einige gelbe Immortellenblätter auf meinen heutigen Brief, denn es iſt der fünfte Mai und der Todestag Napoleons! Sie werden ſich wundern, wenn ich Ihnen erzähle, wo, wie und auf welche Weiſe ich dieſe Todesfeier beging; hören Sie darum mein Abenteuer!

Ich ſchlenderte heut zur Porte St. Martin hinaus, bei der mir immer die benachbarten dramatiſchen Gräuel der romantiſchen Schule zu meinem Leidweſen einfallen, und ſuchte dann in dem gewerbtreibenden Faubourg St. Martin die Hausnummer 59 zu erreichen. Dort iſt die neufranzöſiſche Kirche des Abbé Chatel, die église catholique française, in welcher heut Mittag ein feierliches Todtenamt für Napoleon gehalten werden ſollte. Man tritt in ein Haus, an dem neben andern Schildern von Schuh-

machern und Mützenfabrikanten auch ein Schild: **Eglise catholique française** hing. Ich fragte in dem Mützenladen, wo hier die Kirche sei, und man wies mich mit großer Gefälligkeit auf den Hof. Dort fand ich auch, **vis-à-vis** von einem Hufschmidt, den Eingang zur Kirche, über dem eine dreifarbige Fahne flatterte. An der Thür standen einige Mädchen, welche die **Immortelle du Grand Napoléon** mit lautem Geschrei zum Verkauf ausboten, und da ich sah, daß alle Gläubigen, welche hineintraten, sich mit dieser schönen Blume zierten, so that auch ich desgleichen und steckte mir die Immortelle des großen Napoleon in mein Knopfloch. Im Innern der Kirche sieht man noch deutlich an allen Spuren, daß hier eine Scheune zum Tempel benutzt worden, und wenn man dies trostlose Innere oder vielmehr Aeußere der neufranzösischen Kirche betrachtet, so begreift man, warum diese so außerordentlich vernünftige Gemeinde, die den Papst nicht anerkennt, noch den Bischof von Paris, und welche die Messe in französischer Sprache hält, keinen größern Erfolg in Paris hat davontragen können. Was bei den Franzosen nicht fashionable aufzutreten vermag, hat von vorn herein die Partie verloren, wenn der Kern der Sache auch noch so vortrefflich ist. Man ist hier in Paris im Stande, auf neue und große Ideen sich

einzulaſſen, aber die größte Idee geht hier verloren, wenn ſie in einem bettelhaften Aufzuge hervortritt. Der Abbé Chatel hat den großen Fehler begangen, daß er es bei der Gründung ſeiner neuen Kirche verſäumte, ſich mit reichen Banquiers in Verbindung zu ſetzen, um den Fortſchritt der Vernunft durch Capitalien zu unterſtützen. Wehe dem Reformator der Welt, der heutzutage nicht zugleich ein finanzielles Talent beſitzt! Selbſt ein Luther würde unter den heutigen Weltzuſtänden nichts ausrichten, wenn er nicht zu gleicher Zeit Banquier wäre!

Die neufranzöſiſche Kirche hätte vielleicht längſt dem römiſchen Katholizismus bedeutende Gefahr gedroht, wenn ſie — Geld beſäße! Jetzt aber wohnt ſie verborgen und zurückgezogen in einem dunkeln Stalle, deſſen kahle Holzwände grell genug gegen alle römiſch-katholiſche Glorie proteſtiren, und wo ſich als Gemeinde meiſtentheils nur ein armes zerlumptes Vorſtadtpublikum, Soldaten, Kinder und alte Frauen, verſammelt. An den Wänden hängen einige wenige Bilder vom geringſten Werth umher, ſtatt des Altargemäldes erblickt man einen Kupferſtich, dem zu beiden Seiten mit großen Buchſtaben die Inſchriften: **Gloire et Patrie** auf einer Fläche von Papparbeit prangen. Eine kleine hölzerne Kanzel und gegenüber eine Miniaturorgel hat die fran-

zöſiſch katholiſche Kirche erreicht. Heut ſah man noch in der Mitte des Saales einen ſchwarzen Katafalk aufgerichtet, mit Adlern und Fahnen umgeben und der Inſchrift: **Le Grand Napoléon.** Auf dem Sarge erblickte man den kaiſerlichen Hut und Degen, und außerdem war in jeder Ecke und auf jedem Tuchzipfelchen, wo ſich nur Platz dazu fand, der Buchſtabe N angebracht. Nachdem die ziemlich unruhige Gemeinde ſich einigermaßen geſammelt und auf ihren Sitzen eingerichtet hatte, trat endlich der Abbé Chatel mit noch einem andern Prieſter und den Chorknaben aus einem Verſchlag heraus, welcher zur Sacriſtei zu dienen ſchien. Chatel iſt ein Mann mit einfachen kräftigen Zügen, einer ſtolzgehobenen Geſtalt und nicht ohne Würde in ſeinem Auftreten. Mit einer eiſernen, energiſchen Stimme begann er das Gebet und hielt dann die Todtenmeſſe für den großen Napoleon ab, die in beſtimmten Formen in dem Eucologe dieſer Kirche vorgeſchrieben iſt und an jedem Jahrestage dieſer Feier regelmäßig wiederkehrt, denn die neufranzöſiſche Kirche hat ſich den Napoleon zu ihrem eigentlichen Patron und Schutzheiligen erkoren. Ich will Ihnen dieſe Meſſe mittheilen, wie ſie ſich in dem **Nouvel Eucologe à l'usage de l'église catholique française** angegeben findet.

Zuerſt beginnt das Eingangsgebet:

Père de tous les hommes! protecteur des nations! par ton pouvoir, au siècle dernier, un grand homme apparut parmi nous! par toi, il fut destiné à faire le bonheur de la France! Son vaste génie devait la rendre célèbre et déjà, du couchant à l'aurore, on l'appelait la grande nation! — Si le noble tâche du grand homme n'a pu s'accomplir, il a du moins donné le noble signal d'une haute civilisation, et les peuples l'ont compris! — Gloire te soit rendue pour tes bienfaits.

Darauf das Gebet der Gemeinde:

Sur son front s'entassèrent les couronnes, et ces brillans fardeaux ne firent point courber sa noble tête! Tu soutenais sa force, ô Seigneur! car il porta longtemps sans faiblir ce poids accablant, et tu le protégeais pour le bonheur de la France! Que nous t'en rendons grâces, ô Seigneur adoré!

Nun beginnt die Epitre aux Chretiens:

Mes frères, célébrons l'anniversaire de l'homme le plus grand peut-être qui soit jamais sorti des mains du Créateur! Sa renommée nous apparait étincelante de cette gloire humaine que dispense à son gré celui qui est la source feconde de toute gloire et de toutes vertus! Toulon! Lodi! Arcole! Montebello! Pyramides! Marengo! Ulm! Austerlitz! Eylau! Friedland! Essling! Wagram!

chacun de ces mots sonores forme un des principaux rayons de son éclatante auréole, et retrace, à nos cœurs français, le souvenir d'une victoire! Quelques rayons obscurcis nous offrent, il est vrai, les mots sinistres d'invasion et de Waterloo, mais, malgré le crêpe funèbre qui les couvre, Fleurus et Montmirail leur reflètent assez de gloire, pour éclipser encore celle de tous les ennemis qui se réunirent pour renverser le grand homme, et employèrent tant de honteux moyens pour accabler cet être prodigieux dont le pied foula si souvent leurs couronnes; qui, s'il n'eût jamais commandé qu'à des Français, eût soumis le monde et assuré le bonheur des peuples, idée sublime que caressait sa grande âme, et que son génie et son mâle courage eussent réalisée, si l'affreuse trahison de ceux qui lui étaient le plus chers ne fût venue borner, dans sa course immense, le grand, l'immortel Napoléon! Il était homme; comme tel, il commit des fautes, et ces fautes, ô mes Frères, ont été grandes; mais opposons-leur son génie, le Code civil, le port de Cherbourg, celui d'Anvers, les routes miraculeuses du mont-Cenis, celle du Simplon, la France, si grande et si glorieuse, quand il la conduisait à la victoire, et croyons que si ses grandes actions et ses fautes ont été pesées

dans l'immortelle balance, l'âme du grand Napoléon doit jouir dans le sein de Dieu, du bonheur qui récompense la vertu dans le céleste séjour!

Dann der Gesang der Gemeinde, der in der That etwas Rührendes hatte:

Napoléon n'est plus, une froide poussière
Est ce qui reste, hélas! à cet illustre nom!
Français! ce roi des rois n'est plus qu'un peu de terre!
Donnons un souvenir au grand Napoléon!

A tes mânes, salut! toi qui fis de la France,
Quand tu la gouvernas, la grande nation!
Les coeurs de tes hauts faits gardent la souvenance,
Et disent: Gloire, honneur au grand Napoléon!

Si tu fus un héros dans les champs de carnage,
Ton coeur connut aussi la douce émotion
Que cause le bienfait quand il est notre ouvrage!
Tendre et doux souvenir au grand Napoléon!

Quand les aigles du tien furent les tributaires,
Aux peuples, de tes lois ta main offrit le don;
Et ceux pour qui brillaient leurs clartés tutélaires,
S'écriaient: Gloire, honneur au grand Napoléon!

Trahi, persécuté par un destin barbare,
Sur un rocher désert un cruel abandon
A fait briller en toi la grandeur la plus rare!
Honneur, cent fois honneur au grand Napoléon!

Ah! puissions-nous bientôt au pied de ta Colonne
Sur ton urne funèbre inclinant notre front,
Répéter, en t'offrant une simple couronne:
Eternel souvenir au grand Napoléon!...

Darauf folgt wieder ein Gebet:

O mon Dieu! tu proportionnes les forces de l'homme au fardeau que tu lui destines, quand il vient remplir sa carrière mortelle! Si Napoléon a dépassé les bornes dans lesquelles le génie qu'il tenait de ta bonté aurait dû se renfermer, daigne le lui pardonner, ô mon Dieu! et ne l'attribuer qu'à l'imperfection de notre nature!

Alsdann wird die Stelle aus dem Evangelium des Marcus verlesen: Wahrlich, ich sage euch, Einer unter euch, der mit mir isset, wird mich verrathen! woran eine Auslegung in Bezug auf Napoleon geknüpft wird, die etwas bei den Haaren herangezogen erscheint. Gebete und Lieder, von demselben Zuschnitt und Inhalt, wie die bereits angeführten, beschließen diese feierliche Todtenmesse für den großen Napoleon. —

Bei aller Widersetzlichkeit gegen den Papst hat der Abbé Chatel doch nicht verschmäht, der römisch-katholischen Kirche einige Lichtereffecte abzuborgen, die freilich zu der sonstigen protestantischen Dürftigkeit seines Tempels einen etwas lächerlichen Contrast machen. Er hat nämlich in dem Dache einige Klappen angebracht, die von Zeit zu Zeit aufundzugezogen wurden, um bei besonders feierlichen Stellen der Messe eine magische Beleuchtung zu verbreiten.

Alsdann bestieg Abbé Chatel die Kanzel und begann die **Oraison funèbre du grand Capitaine** zu halten. Er fing damit an zu behaupten, daß Das, was den großen Napoleon so groß gemacht, außer seinem Genie, besonders der Glaube gewesen sei! Napoleon habe zwar nicht Alles geglaubt, was die Priester von Damals und Heut gepredigt, und darin habe er Recht gehabt, darin sei er eben der große Napoleon gewesen! Napoleon habe sich, wie im Handeln, so auch stark und groß im Glauben bewiesen und er habe gestrebt, den Katholizismus auf die wahre und einfache Basis des Christianismus zurückzuführen! Darin sei Napoleon unser Vorbild, das Vorbild der französisch-katholischen Gemeinde, und sein großes Muster fordere uns auf, ebenso stark und muthig, wie er jederzeit war, unsern Widersachern, die in unserm Werk uns hindern wollten, zu widerstehen. Die französisch-katholische Kirche führe also eigentlich aus, was der große Napoleon gewollt habe! Dann folgte ein Vergleich Napoleon's mit Christus; auch Napoleon sei **presque divin**. Napoleon habe durch seinen Gedanken einer Universalmonarchie in politischer Hinsicht ein gleiches Ziel angestrebt, wie Christus, der in der Idee seiner göttlichen Natur das ganze Reich der Welt aufzulösen und zu concentriren getrachtet und gelehrt habe.

So wird denn Napoleon gewiſſermaßen zum Chriſtus der Politik, aber der Redner hütete ſich wohl, ſich dabei in myſtiſche Gedankenſpielereien zu verlieren. Er ging vielmehr plötzlich in einem etwas proſaiſchen Tone auf die äußern Schickſale und ökonomiſchen Verhältniſſe der neufranzöſiſchen Kirche über, und meinte, daß die Gemeinde in der letzten Zeit doch nur Fortſchritte gemacht. Dieſe Behauptung fiel mir auf, weil ich kurz zuvor gehört hatte, daß der Abbé Chatel die Miethe nicht mehr bezahlen könne für ſeine Kirche, und er deshalb eine Subſcriptionsliſte bei ſeinen Anhängern umhergehen laſſe, weil der Eigenthümer des Saales gedroht, den **temple catholique français primatial** zu ſchließen. Indeß zeigte Chatel wenigſtens hier auf der Kanzel noch einen ziemlichen Muth, und kündigte an, daß die Behörde ihnen jetzt erlaubt habe, einen größeren Tempel zu bauen, wenn es die eigenen Mittel der Gemeinde geſtatteten. Zugleich bemerkte er, daß in der Sacriſtei dieſer Kirche, ſowie auch in den Departements, Subſcriptionsliſten ausgelegt ſeien, auf denen ſich jeder ihrer Anhänger einzeichnen ſolle, um die Zahl ihrer Gemeindemitglieder dadurch feſtzuſtellen. Er fügte hinzu, die franzöſiſch-katholiſche Kirche habe es nie darauf abgeſehen, Proſelyten zu machen, doch habe man die erfreuliche Wahrnehmung

machen können, daß einzelne Personen und ganze Familien aus den entlegensten Vierteln der Stadt, ja mehrere Lieues weit aus der Umgegend, regelmäßig alle Sonntage herkämen, um den gottesdienstlichen Versammlungen in dieser Kirche beizuwohnen. Es sei freilich gesagt worden, daß die Besucher ihrer Kirche mehr aus Neugierde, als aus einer innern Ueberzeugung und Bedürfniß hier einträten. Er bitte aber Jeden, in dem Raum, in dem sie sich befänden, sich recht umzuschauen, und zu urtheilen, ob man hier zur Befriedigung seiner Neugierde sich einfinden könne? Dies sei hier ihre Primatialkirche, ihre Kathedrale, ein wahres Bethlehem, in dem Christus auf armseliger Krippe geboren wurde! Hier entstand eine allgemeine Heiterkeit in der Kirche, diese Wendung machte durch die ironische Größe ihrer Selbstverläugnung Glück, und man lachte laut, ohne gerade Rücksicht darauf zu nehmen, daß man sich in einem Tempel befand. Zum Schluß entschuldigte sich noch der Abbé Chatel, daß er diese seine Rede habe improvisiren müssen, weil er allzusehr beschäftigt sei, um sich vorbereiten zu können, indem der ganze Confirmandenunterricht und so viele andere Mühwaltungen der Gemeinde allein auf ihm lasteten. —

Es ging in der Kirche sehr unruhig zu und man

wurde in der Aufmerkſamkeit und Andacht für die Predigt dieſes radicalen Propheten mehrmals unterbrochen. Alle Augenblicke mußte man Geld bezahlen; erſt zwei Sous für den Stuhl, den man einnahm, was von einem nicht gerade ſehr feierlich angezogenen Dienſtmädchen geſammelt wurde, dann kam ein anderes viel hübſcheres und ſehr elegant gekleidetes Mädchen, das ein ſeidenes Mützchen umhertrug, worin ſie abermals Geld einforderte, ich weiß nicht wofür, vielleicht um die Miethe der franzöſiſch katholiſchen Kirche zu bezahlen. Dann wurde für die Armen Geld eingeſammelt und zuletzt mußte man noch für die neufranzöſiſche Kirche etwas in eine Büchſe werfen. Nach Beendigung ſeiner Predigt aber trat der Abbé wieder vor den Altar, und begann von dort aus die feierliche Handlung für den großen Napoleon, indem er ſich in Prozeſſion mit einem andern Prieſter und den Oberknaben dem Sarkophag näherte. Vor dieſem wurde nun ein feierliches Gebet geſprochen und nachher der Sarg von vier Seiten durch die Prieſter geweiht. Darauf gingen die anweſenden Gemeindemitglieder in feſtlichem Aufzuge dem Sarkophag vorüber, indem jeder das Weihrauchfaß in die Hand nahm und einen vorn am Sarge angebrachten Kupferſtich (oder Lithographie), worauf der Kaiſer zu Pferde abgebildet

war, beſtreute. Ich bemerkte doch einige alte Soldaten, welche Thränen in den Augen hatten und augenſcheinlich von gewaltiger Erinnerung befallen waren: charakteriſtiſche Häupter von des Kaiſers Garde, deren Geſichterſchnitte ſo gut hiſtoriſch geworden ſind wie ihre Thaten, und die man in dieſer Andacht für ihren Kaiſer, der ihr einziger und alleiniger Gott war, nicht ohne Rührung betrachten konnte. —

Als ich die Kirche des Abbé Chatel wieder verließ, mußte ich mir geſtehen, daß ſie ein beſſeres Schickſal verdiente, als auf dieſe Weiſe in einem entlegenen Winkeldaſein zu verkommen, was doch bei ihrer Abgetrenntheit von dem eigentlichen franzöſiſchen Leben gegenwärtig ihr Loos zu werden ſcheint. Chatel iſt allerdings ein bloß praktiſcher Kopf von einer einfachen und volksthümlichen Bildung, und er verſtand es entweder nicht oder er hat es verſchmäht, ſeine Kirche mit eigentlichen Zeittendenzen, mit ſpeculativen, neuſocialen und ſt. ſimoniſtiſchen Richtungen in einen Zuſammenhang zu ſetzen, ob ſich gleich das Gebetbuch der von ihm geſtifteten Gemeinde auf dem Titel als „**Reforme radicale**“ ankündigte. Es iſt ein einfacher geſunder Liberalismus, der ſich im Abbé Chatel auf die Religion angewandt hat, um die Folgen der Julirevolu-

tion in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche hinüberzuleiten, die natürlich dann aufhören mußte, eine alleinſeligmachende zu ſein. Dies Werk verrichtete er, zwar mit großer Kühnheit, aber zugleich auf eine ſo naive und unbefangene Weiſe, als könne es gar nicht anders ſein und als ſei weiter kein Aufhebens davon zu machen, daß er den Papſt und das ganze römiſche Weſen durch einen Schlag beſeitigte. Die demokratiſch-katholiſche Kirche, wie ſie der Abbé de la Mennais mit Papſt ſich geträumt, zeigt ſich jetzt auf dem Faubourg St. Martin ohne Papſt verwirklicht, aber weder dieſe noch jene Erfindung will hier Glück machen, und während die religiöſe Demokratie des La Mennais in einen tranſcendenten und idealen Nebel ſich verflüchtigt, muß die des Abbé Chatel, die den Boden der Wirklichkeit erreicht hat, in dieſer Wirklichkeit Hungers ſterben und in einer armſeligen Hofwohnung verſchmachten. Chatel ging auf die einfachſte Weiſe von der Idee der bürgerlichen Freiheit aus und ſuchte danach das Reich Gottes auf Erden zu geſtalten, indem er an die Stelle des Papſtes gewiſſermaßen die Volksſouverainetät als das höchſte Recht und die höchſte Macht auch in den göttlichen Dingen ſetzte. So brach er mit den weſentlichſten römiſch-katholiſchen Traditionen und der Papſt ſchleuderte einen Bannſtrahl gegen die neue

Kirche, deren erste Eröffnung im August 1830 geschah. Theilweise verbündete sich auch damals die französische Oppositionspresse mit der Freiheit der Kirche, welche der Abbé Chatel predigte, und er fand einige Journale, die seine Auflehnung gegen den Papst, und was daraus folgte, verfochten und unterstützten. Diese Sympathie mit der Tagespolitik hätte der neue Reformator durchgreifender benutzen und ausbeuten müssen, um seiner Kirche eine mächtige und nothwendige Grundlage in der Zeit zu verschaffen. Man muß erstaunen, wenn man in der Confession dieser kleinen französisch-katholischen Gemeinde bereits die wichtigsten Fortschritte des menschlichen Geistes als eine Thatsache in das kirchliche Leben aufgenommen findet, wenn man darin den Cölibat, die Ohrenbeichte, das Fasten, die Verehrung der Heiligen vernichtet, das Latein aus Rom beim Gottesdienste abgeschafft und die individuelle Vernunft in ihren verschiedenartigen Offenbarungen als das höchste Gesetz des Glaubens anerkannt sieht. Wenn man aber betrachtet, wie vereinzelt und dürftig diese Heerde mit ihrem musterhaften Glaubensbekenntniß in Frankreich lebt, so muß man sich sagen, daß es unserer Zeit nicht darauf ankommt, eine neue Erfindung in der Gestaltung des kirchlichen Lebens zu machen, sondern daß ihr über der specu-

lativen Bewegung des religiöſen Geiſtes, um die es ihr jetzt weſentlich zu thun iſt, die Ausbeſſerung des ſichtbaren Wohnhauſes, in dem unſer Glauben bisher zur Miethe wohnte, gleichgültig geworden. Auch hat namentlich in Frankreich das religiöſe Bedürfniß mit dem politiſchen keineswegs gleichen Schritt gehalten, ſondern die Politik hat vielmehr auch die Religion in ſich verſchlungen und aufgeſogen, ohne freilich noch jene beſeligende und Alles durchdringende Einheit im Staatsleben zu gewähren, welche ihrerſeits die Religion zur Zeit, als ſie im Mittelalter die Welt beherrſchte, den Gemüthern der Menſchheit darbot. Die Sehnſucht nach Erlöſung iſt aber in der Politik jetzt ſtärker geworden als in der Religion; vielleicht daß durch alle dieſe Beſtrebungen endlich ein organiſcher Zuſtand hervorgerufen wird, in dem die politiſche Freiheit wieder der Religion bedarf, um ſich die höchſte ſittliche Ausbildung zu geben. Dasjenige religiöſe Element aber, welches der politiſchen Freiheit widerſtrebt, wird dabei für immer ausgeſchmolzen werden aus dem Herzen der Menſchheit, und Gott offenbart ſich lieber freien und glücklichen Creaturen, als verzagten und verkommenen, die den Stempel der Schande an der Stirn tragen. Diejenigen Franzoſen jedoch, die noch heutzutage lebhaften religiöſen Sinn und ein weſentliches Bedürf-

niß nach der Kirche haben, ſind alle ächte Katholiken, welche auch noch der römiſchen Hierarchie eine höhere Bedeutung abzugewinnen verſtehen und deshalb der proteſtantiſch gearteten und illuſionsloſen Kirche des Abbé Chatel niemals eine Annäherung an ſich verſtatten werden. Dieſe franzöſiſch-katholiſche Kirche iſt daher dem eigentlich religiöſen Theil der franzöſiſchen Bevölkerung fremd geblieben und wird von demſelben als eine gewiſſermaßen unanſtändige Neuerung verachtet. Dem von Frömmigkeit erfüllten Franzoſen kann man in ſeinen katholiſchen Kirchen, namentlich in der am zahlreichſten beſuchten **Eglise St. Roche**, eine große Inbrunſt der Andacht anſehen und er bedarf dabei jener dunkeln und geheimnißvollen Region der Gefühle, wie ſie der Katholizismus ihm aufſchließt, und in die er ſich vor der Wirklichkeit hineinrettet und einhüllt. Die Frivolität und Zerſtreuung des Lebens hat hier auf der andern Seite einen ſo abſoluten Gegenhalt nöthig, als der Katholizismus iſt, der den leeren Herzen und den mattgeſtürmten Nerven wenigſtens einen religiöſen Schauer einjagt und die Sünde in den Beichtſtuhl nimmt, um ihr ihre Laſt abzuheben und ſie zu ſtärken zu neuem Lebenstaumel. Darum findet auch die Neuerung des Abbé Chatel, die Meſſe in franzöſiſcher Sprache zu leſen, weniger Anklang

als man ſich denken ſollte, denn das religiöſe franzöſiſche Gemüth, das in der Kirche einer ganz andern Welt begegnen will als draußen in ſeinem gewohnten Leben, hört ſich an dem Latein aus Rom eine myſtiſche Andacht heraus, in welcher ihn der Klang ſeiner täglichen Umgangsſprache, der ihn wieder an ſeine Sünden, Genüſſe und Beſchäftigungen draußen mahnt, ſtören würde. Und doch hat auch die franzöſiſche Sprache ihre religiöſen Klänge, denen man das Erbauliche gewiß nicht abſprechen kann.

Dieſe Gedanken, wie ich ſie Ihnen hier mittheile, äußerte ich ungefähr gegen Herrn Mignet, dem ich heut meinen Beſuch machte, nachdem ich die Kirche des Abbé Chatel verlaſſen, und der das Geſpräch von ſelbſt auf dieſe Gegenſtände brachte, da er jetzt mit einer ausführlichen Geſchichte der Reformation beſchäftigt iſt. Dies wird ein großes hiſtoriſches Werk werden, das in zehn Bänden erſcheinen ſoll, wovon der erſte lediglich zur Einleitung eine allgemeine Geſchichte des Chriſtianismus in ſeiner kirchlichen und politiſchen Entwickelung befaſſen wird. Man muß geſtehen, dieſe Aufgabe hat für einen Franzoſen etwas Rieſenhaftes, beſonders wenn ſie bloß im pragmatiſchen Geiſte ausgeführt werden ſoll, wie dies von Herrn Mignet nicht anders zu erwarten iſt. Die Reformation iſt

keine Epoche für den franzöſiſchen Geiſt wie für den deutſchen, dem ſie etwas innerlich Einwohnendes iſt, ein inciſiver Einſchnitt in das Leben ſeiner Geſchichte, durch den ganz neue Geſtaltungen des deutſchen Daſeins, wenn auch keineswegs glücklichere, entſtanden. Die Reformation hat in Deutſchland mehr eine politiſche und intellectuelle, als eine religiöſe und chriſtliche Bedeutung. Ihren volksthümlich liberalen Charakter kann man nicht hoch genug anſchlagen, beſonders da er unter dem religiöſen Stempel ſogar die deutſchen Fürſten beſchlich und ſie zu einer nationalen Begeiſterung entflammte. Die Reformation ſchlang das erſte freie und geiſtige Band zwiſchen Fürſt und Volk in Deutſchland, und träufelte das erſte ätzende Gift der Intelligenz auf den feudalen Geiſt, um ihn zu zerſtören. Der dritte Stand der Geſellſchaft in Deutſchland wurde durch die Reformation bei weitem früher zu einem ſelbſtändigen Bewußtſein angeregt, als in Frankreich, wo er die Sünden des Adels und des Clerus länger auf ſeinem Nacken trug, ohne an Freiheit weder in ſeinem Glauben noch in ſeinem Handeln zu denken. Die Völker hätten frei werden können durch den Proteſtantismus, ohne auf die franzöſiſche Revolution zu warten, die den dritten Stand in die Schranken der Geſchichte rief. Aber das politiſche

Element des Proteſtantismus bildete ſich zu langſam und unentſchieden aus, und ein neues Uebel, das die deutſche Reformation hervorgebracht, der proteſtantiſche Pietismus, lullte die Gemüther wieder in ſüßen Schlaf der Knechtſchaft, indem die reale Gegenwart mit ihren Rechten zurücktreten mußte gegen einen jenſeitigen Himmel, auf den alles Gute und Schöne verſchoben war. Man muß das unglückliche hiſtoriſche Naturell der Deutſchen, die Macht des deutſchen Familienlebens, die Schwäche und Größe des deutſchen Herzens, die Gewalt der wiſſenſchaftlichen Vertiefung in dieſem Volkscharakter ermeſſen und beurtheilen können, um eine Geſchichte der Reformation zu ſchreiben, die Deutſchland als den Ausgangspunct einer Bewegung nimmt, welche überall nur fragmentariſche Reſultate erzeugt hat. Es gehört tiefe Gelehrſamkeit, philoſophiſcher Witz und eine großartige hiſtoriſche Wehmuth dazu, um eine Geſchichte der Reformation zu ſchreiben und die tragiſchen Velleitäten des menſchlichen Geſchlechts darin abzuzeichnen. Aber im bloß pragmatiſchen Sinne auseinandergelegt, muß ſie lediglich eine langweilige und gräuelvolle Schattenſeite der Weltgeſchichte darſtellen, doch giebt es in dem außerordentlichen Talent des Herrn Mignet eine Eigenſchaft, durch welche er oft das zu erſetzen vermag,

was ihm an philoſophiſchem Geiſt in ſeinen Geſchichtsdarſtellungen gebricht. Zwar fehlt ihm bei ſeiner Unkenntniß unſerer Sprache ſehr bedeutend der Ertrag deutſcher Wiſſenſchaft und Forſchung, obwohl er durch einige junge Hülfsarbeiter, die ihm zur Seite ſtehen, ſich mehrere deutſche hiſtoriſche Werke zu ſeinem gegenwärtigen Zweck überſetzen und ausziehen läßt, aber es iſt ganz etwas Anderes, wodurch Mignet ſeiner Geſchichtſchreibung einen eigenthümlichen Gewinn zuführt, die oft überraſchende Reſultate gewährt. Dies iſt die große Kunſt der Darſtellung, die ihm eigen iſt, und wodurch er ſich auf eine ſchöpferiſche Weiſe ſo ſehr zum Dichter ſeines Stoffes macht, daß er zugleich der Herr aller Elemente deſſelben zu werden ſcheint, mögen dieſelben auch noch ſo ſehr in der Tiefe verborgen liegen. Es iſt nämlich nicht zu läugnen, daß die Symmetrie, mit welcher er ſeinen Stoff zerlegt, und die nicht bloß etwas Aeußerliches iſt, ſondern auch eine innere Bedeutung gewinnt, das Philoſophiſche bei ihm oft auf eine eigenthümliche Weiſe erreicht und vertritt. Denn dieſe Symmetrie, wenn ſie die Theile ihres Gegenſtandes wirklich dergeſtalt ordnet, daß jedem durch ſeine Stelle auch ſein inneres Recht erſchöpfend widerfährt, kann allerdings zu etwas Logiſchem wer-

den, das auch den geiſtigen Verhältniſſen des Stoffes genugthut; aber es iſt immer mißlich, wenn der zufälligen Geſchicklichkeit des Talents Das überlaſſen bleibt, was die Sache des Prinzips ſein ſoll. Doch muß man ſich verwundern, was das Talent Alles vermag, wenn man Mignet's Schriften unter dem Geſichtspunct, den ich bezeichnete, anſieht. —

Mignet iſt bei uns in Deutſchland als Hiſtoriker faſt berühmter als in Frankreich, obwohl er hier, als Vorſteher des Archivs, eine herrliche und bedeutende Stellung einnimmt. Er wohnt in der **Rue des Capucines**, in einem Hauſe, welches Napoleon als erſter Conſul bewohnt hat, nahe dem Place Vendôme, der jetzt die ſchöne Säule des Kaiſers trägt. Ich wüßte kaum einen liebenswürdigeren Franzoſen als Herrn Mignet, deſſen Perſönlichkeit von der einnehmendſten Art iſt; er iſt ein Mann mit einem ſchönen und charaktervollen Kopf, der ihm etwas außerordentlich Anziehendes giebt, und alle ſeine Gebärden tragen den Stempel einer geiſtvollen Freundlichkeit. Unſere Unterhaltung fiel zuletzt auf die Sprache und namentlich auf die Geeignetheit der franzöſiſchen für die Geſchichtſchreibung. Herr Mignet iſt ein Orthodox in der Sprache, und hält die neueſten Abweichungen und Freiheiten, die ſich darin in Frankreich kundgegeben, keineswegs für

einen Fortſchritt, ſondern vielmehr für eine tadelnswerthe Ausartung von dem urſprünglichen Organismus. Er behauptet, die franzöſiſche Sprache habe ſich in ihrem eigenſten Weſen durchaus nicht verändert und müſſe auch in dieſer ihrer Unantaſtbarkeit aufrecht erhalten werden. Eine Proſa, wie ſie Balzac ſchreibt, wo deutſche Unbeſtimmtheit und vague Allgemeinheit des Ausdrucks in die franzöſiſche Sprache einzudringen anfängt, gilt ihm für eine Neuerung, die über das Naturell der Sprache hinausgeht, und daſſelbe abſchwächt und verzerrt, aber nicht kräftigt. Die logiſche und individuelle Beſtimmtheit der franzöſiſchen Sprache hat allerdings große Vorzüge voraus vor der deutſchen, die ſo vielfach ſchillernd und verallgemeinernd iſt wie der deutſche Charakter; dieſe Vorzüge ſoll man nicht verloren gehen laſſen durch eine phantaſtiſche Zerfloſſenheit in der Behandlung der Sprache, aber es fragt ſich, ob die Begränztheit, die ebenfalls darin liegt, nicht aufgehoben werden kann durch die geniale Willkür des Gedankens, die ſich mit den Sprachgeſetzen vermählt? Ein anderes Mal mehr über dieſen Gegenſtand! —

5.

Paris, den 8. Mai 1837.

— Heut, mein Theuerſter, iſt ein groſser weltgeſchichtlicher Tag in Paris, Sie müſſen den Moniteur vom heutigen Datum leſen! Derſelbe enthält nichts Geringeres als die Ordonnanz, durch welche Louis-Philipp die längſterwartete Amneſtie ausſpricht für die politiſchen Gefangenen; erſt jetzt, etwas ſpät, es iſt allerdings wahr, aber ſelbſt in dieſem erſt jetzt will Louis-Philipp zeigen, wie klug und geſchickt er iſt! Die Amneſtie erfolgt erſt jetzt, um, wie der Miniſter Herr Barthe in ſeinem Rapport andeutet, zu beweiſen, daſs dieſe Amneſtie nichts Anderes als ein Werk der Groſsmuth des Königs ſei und auf keine andere Weiſe von den Parteien habe erlangt werden können. Die Radicalen ſind doch etwas gerührt darüber, ſie können es nicht bergen, und die Doctrinairs weinen Krokо-

dilsthränen aus Aerger. Gott weiß es, warum ſich die Doctrinairs ſo unzufrieden anſtellen mit einer Handlung der königlichen Großmuth, gegen die ſich ihre eigene Theorie zwar lange genug geſperrt hat, die aber doch auch den Nachfolgern der Doctrin keinen großen Stein im Brette ſchaffen wird, ſondern jetzt lediglich der Perſon des Königs zugutkommen ſoll, der gegenwärtig als Hochzeitsbitter bei der Vermählung des Herzogs von Orleans fröhliche Geſichter erblicken will im Garten der Tuilerieen, wenn er zum Fenſter hinausſieht. Der Abbé de la Mennais behauptete aber in ſeinem Journal **Le Monde**, es ſei keine Amneſtie, ſondern nur eine Gnade, was Louis Philipp bewilligt habe, und das Charivari jubelt ganz ausgelaſſen darüber, daß wir doch nun endlich im Jahre der Gnade 1837 lebten! Eine Amneſtie iſt es allerdings nicht, weil nicht alle politiſchen Verbrecher, die an den Sünden dieſer Zeit zu Sündern geworden, darin eingeſchloſſen ſind, ſondern nur diejenigen, welche ſich dermalen in den Gefängniſſen in Haft befinden und ihr Urtheil erhalten haben. Alle Anderen, die flüchtig geworden und ausgewandert auf fremder Erde leben, haben ſeltſamer Weiſe keinen Anſpruch auf dieſe Hofgunſt, der man den Namen Amneſtie gegeben. Eine Amneſtie aber muß einen unum-

ſchränkten und nationalen Charakter annehmen und aus dem höchſten Geſichtspunct gegeben werden, auf dem jede bloß perſönliche Stimmung aufhört, ſonſt verliert ſie ganz und gar ihre Bedeutung für den allgemeinen Zuſtand und erniedrigt Die, welche dadurch aufgerichtet werden ſollen.

Unſerer Zeit kommt es zu, Amneſticen zu ertheilen, und ihr eigener Vortheil erheiſcht es, mit den Elementen, aus deren Streit ſie hervorgegangen und ſich gebildet hat, nicht als grauſamer Henker zu rechten, ſondern ſich derſelben vielmehr durch Verſöhnung zu verſichern. Die Amneſtie muß als Friedensregenbogen über einer Zeit aufgerichtet werden, in der Keiner ſo rein iſt, daß er den erſten Stein aufheben kann und die uns alle durch die Nemeſis der Gegenſätze bezwingt, welche uns unter den Händen und in unſeren eigenen Herzen umſchlagen. Die Regierungen müſſen ſich zu keinem Duell mit den Perſonen herabwürdigen, wo es ſich um Ideen gehandelt hat, denn wo ſoll unſere Ehrfurcht vor den Autoritäten herkommen, wenn ſich dieſelben niedrigen Leidenſchaften der Rachſucht überlaſſen, die unter allen Umſtänden gegen die Humanität unſeres Jahrhunderts iſt? Eine Bürgſchaft für die höhere Natur des Menſchen wird es ſein, die Dialektik der geſchichtlichen Elemente und die Perſonen, die in

ihre Wirbel hineingezogen waren, von Zeit zu Zeit aus einem allgemein vernünftigen, dem Egoismus ſich entwindenden Standpunct anzuſehn, und eine Regierung liefert den Beweis ihrer Stärke, wenn ſie fähig iſt, das philoſophiſche Bewußtſein im Angeſicht der Parteien zu vertreten. Alle Amneſtie geradezu verweigern, iſt freilich immer noch beſſer, als den Schein öffentlicher Verfolgung zu meiden, aber dafür geheime Giftpülverchen auf alle unſere harmloſen Wege zu ſtreuen, woran unſere Perſonen langſam zu Grunde gehen müſſen, wenn ſie nicht eine moraliſche Stärke in ſich ſelbſt haben. In unſerm philoſophiſchen Deutſchland iſt, ſollte man denken, das Werk der Amneſtie, deren ſo manche Unterſuchungsfragen bedürfen, gewiß viel leichter zu Stande zu bringen, als in Frankreich, wo der lauernde Heißhunger der Tagespolitik jeden poſitiven Moment, den man feſthalten möchte, wieder verſchlingt. Deshalb mag es ſchwer ſein, für die Frage der Amneſtie den bloß ſittlichen Geſichtspunct aufzuſtellen, beſonders unter Verhältniſſen, wo die Regierung ſelbſt nur eine Partei iſt und als ſolche den Parteien gegenüberſteht. —

Ich komme ſoeben aus der Deputirtenkammer, deren Sitzungen mir jedesmal die heftigſte Aufregung verurſachen, nicht ſowohl durch den

Inhalt ihrer gegenwärtigen Verhandlungen, als vielmehr, weil ich ein Deutſcher bin und mir die Augen übergehen vor dieſem ganzen prismatiſchen Schauſpiel, in dem ſich das weſentlichſte Leben einer großen Nation zuſammendrängt. Hier in dieſer Deputirtenkammer können Sie gewiſſermaßen die Architektonik der Parteien ſtudiren und ſich über die zierliche Symmetrie verwundern, mit der die Anarchie der Meinungen darin auf ihre verſchiedenen Sitze vertheilt und gruppirt iſt. Wenn man ſich in dieſer ſchönen Halbrotunde befindet, in der das Licht von oben herab durch eine Glaskuppel magiſch hereinfällt, muß man ſich zuerſt fragen, ob man in ein Theater oder zu einer Volksverſammlung gekommen, und dann muß man wieder ſtaunen über dieſen theoretiſchen Witz, mit dem ſich die Parteinüancen in Weiſe der antiken Amphitheater ihre Plätze conſtruirt haben. Der theatraliſche Eindruck iſt gewiß nicht beabſichtigt, aber das iſt eben die Ironie, die lächelnd über dem Ganzen ſchwebt, daß er dennoch hervorgebracht wird und ein zweideutig ſchillerndes Licht auf die Politik wirft, deren Werkſtätte dieſer Raum iſt. Die ganze Zurüſtung hat auch das vollkommene Anſehen eines Schauſpiels, die Damen nehmen die erſten Bänke in den Tribunen ein und dieſe Galanterie iſt ſogar vorgeſchrieben von der ga-

lanten Deputirtenkammer, denn überall ſteht es angeſchlagen: **les premiers bancs sont reservés pour les Dames.** Man findet ſich mit Operngucker und Lorgnette ein, und die Deputirten ſelbſt bedienen ſich dergleichen, um von ihren Plätzen aus während irgend einer langweiligen Debatte und Rede nach den Damentribunen hinaufzulugen. Indeſſen iſt es ſpät geworden, Manche im Publikum haben ſich der Lecture ergeben und durchblättern einen Roman oder eine Zeitung. Mittlerweile bemerkt man im Centrum vor den mit weißen Pulten verſehenen Miniſterbänken allmählig einzelne Gruppen von Deputirten. Dort tritt auch Herr Thiers herein, ſieht ſich nach dem Präſidentenſtuhl um, der noch leer ſteht, lacht nach ſeiner Weiſe und dreht ſich wieder um und geht. Nach einiger Zeit kommt er wieder und nimmt ſeinen Platz im linken Centrum ein, über der erſten Miniſterbank. Nun haben ſich nach und nach die Plätze gefüllt, Dieſer ſitzt und ſchreibt, Jener ſieht Brochuren durch, Andere ſprechen und geſticuliren in lebhaften Gruppen, der Lärm beginnt und das Publikum wird immer aufmerkſamer. Da ſehen Sie auch Herrn Guizot auf ſeinem alten Deputirtenſitz, zu dem er ſich mit ſtolzen Schritten heranbewegt hat, nachdem er gleichwohl an ſeinen Nachfolgern im Regiment mit freundlicher Be-

grüßung vorbeigegangen und ihnen die Hände geſchüttelt. Endlich ſchreitet Herr Dupin heran und nimmt in ſeiner imponirenden Ruhe den Präſidentenſtuhl ein, wodurch die Sitzung eröffnet iſt. Peruque und Brille ſchattiren ſeltſam ſein nicht einnehmendes aber frappirendes Geſicht, das ſtreng, entſchieden, überlegend, klug, denkend und handelnd zugleich ausſieht. Er durchläuft einige Papiere, ſchreibt und unterzeichnet, während das Geſchrei der Huiſſiers: **en place, Messieurs!** unzählige Male und mit ſchmetternden Stimmen ertönt, das aber von Niemanden gehört zu werden ſcheint. Nun ſchüttelt Dupin ſeine ungeheure Glocke, wendet ſich dann wieder gleichgültig zu ſeinen Papieren, und der Lärm und die Privatgeſpräche der Deputirten dauern fort. Die beiden neben ihm ſtehenden Huiſſiers aber brüllen unaufhörlich: **Silence, Messieurs! Silence, Messieurs!** Der Präſident ſchüttelt noch einmal fürchterlich ſeine Klingel und wirft einen langen Blick auf die Verſammlung, worauf endlich ſich ſoviel Ruhe herſtellt, um die Sitzung beginnen zu können. Es iſt nicht zu läugnen, daß die Kammer ſich zu wenig ſelbſt disciplinirt und beherrſcht und daß ſie dadurch eine gewiſſe Würde einbüßt, die für eine conſtitutionnelle Volksverſammlung wünſchenswerth iſt, aber man darf die Aeußerungen

der franzöſiſchen Individualität nicht nach deutſchen Maßſtäben und Gewohnheiten beurtheilen, was freilich unſere Landsleute hier oft genug thun. Eine Art von Grauſamkeit aber verräth ſich in der franzöſiſchen Deputirtenkammer durch ein förmliches Syſtem der Anarchie, das man annimmt, um durch Huſten, Schnauben und Privatconverſationen ſolche Redner oder ſolche Meinungsäußerungen, die man nicht aufkommen laſſen will, von vornherein zu vernichten. Manche Redner hört die Kammer niemals an und es giebt freilich immer privilegirt langweilige Redner, die ein ſolches Schickſal verdienen. Ein derartiges Schlachtopfer beſteigt gewöhnlich mit einem unendlich dicken Manuſcript, deſſen Anblick ſchon Schauder erregt, die Tribune, trinkt mindeſtens fünf Gläſer Zuckerwaſſer bei ſeinem mehrere Stunden langen Vortrag aus, und läßt ſich gar nicht ſtören, wenn auch die Unruhe in der Kammer alles Maaß überſteigt. Das eintönige: **Silence, Messieurs!** der Huiſſiers verklingt nutzlos dazwiſchen, Herr Dupin ſteht mechaniſch alle zehn Minuten auf, klingelt und ſetzt ſich wieder, wenige Secunden lang wird es danach ruhig, der Redner hat unterdeß ſein Glas Zuckerwaſſer geleert, neugeſtärkt nimmt er ſein Manuſcript wieder vor, ſchnarrt weiter und der Lärm fängt mit dem Gegenſtand von

Neuem an. Andere Redner, die wirklich etwas zu ſagen haben, aber aus irgend einem Grunde keine Macht über die Kammer gewinnen können, bieten in dieſer Weiſe ein ernſthafteres tragiſches Schauſpiel dar, das dem grauſamen Anblick einer Thierhetze gleichkommt.

Dieſe Kammer hat jetzt in der öffentlichen Meinung ganz und gar ihren Credit verloren, und im Theater beklatſcht man bei der Aufführung von Scribe's Camaraderie jedesmal mit einem ſtürmiſchen Enthuſiasmus die Stelle, wo Edmond Deputirter werden ſoll und mit Beſorgniß ausruft: **cette position demande un si grand talent**, worauf die muthwillige Zoe erwidert: **vous n'avez donc jamais été à la chambre?** Aber dieſer Mißcredit der Kammer liegt in der ganzen gegenwärtigen Stellung der politiſchen Parteien, die ein gleißneriſches Nichts iſt, und auch die nächſte Deputirtenkammer, aus welchen perſönlichen Elementen ſie auch immer gemiſcht ſein mag, wird das geſunkene moraliſche Anſehen der Debatte nicht wiederbefeſtigen können. Dazu kommt, daß ſich immer mehr eine gewiſſe ſchöngeiſtige Charlatanerie des Parlamentskörpers hier bemächtigt und dadurch geht die Würde der Politik Frankreichs vollends in die Pilze. Es giebt jetzt keinen Schöngeiſt und Feuilletoniſten in Paris,

welcher zu einigem Namen in den Journalen und Salons gelangt, der es nicht auch für Pflicht und Beruf erachten ſollte und ein point d'honneur darein ſetzte, ſich in die Kammer wählen zu laſſen. Selbſt das Männchen Jules Janin hebt ſich jetzt auf ſeinen großen Zehen und ſchaut ſehnſüchtig die Treppenſtufen zu dem Palais Bourbon hinan, in dem er durch die neuen Wahlen Sitz und Stimme zu erlangen ſich einbildet. W[illegible] ſoll aus der conſtitutionnellen Debatte in Frankreich werden, wenn ſie auch noch Theaterrecenſionen in ſich aufnimmt? Für mich giebt es wahrlich nichts Traurigeres, als die augenblickliche franzöſiſche Politik, in der ſich zugleich ſoviel leere und windige Eitelkeit ausſpricht, und ich glaube, dieſe Politik iſt das Unglück von ganz Europa! Welch ein Jammer, daß wir unſer eigenes politiſches Bedürfniß und unſern Mangel an thatſächlicher Geſchichte damit beſchwichtigen müſſen, die Debatte der großen Nüancen zwiſchen Guizot, Thiers, dem Tiers-Parti, den Doctrinairs und dem verantwortlichen und unverantwortlichen Miniſter-Conſeil der Franzoſen zu leſen? Dieſe dialektiſchen Zergereien zwiſchen den verſchiedenen Meinungsnüancen, deren doch keine einzige mehr eine Subſtanz in ſich hat, ſind unſere politiſche Nahrung, mit der wir abgeſpeiſt werden und von

der wir nun ſchon ſeit Jahren ſatt werden ſollen. Dieſe Dialektik hat aufgehört geſchichtlich zu ſein, wozu ſie noch vor einigen Jahren den Anſchein hatte, und iſt jetzt nichts mehr als eine öffentliche Inanie der Politik, ein aus Schwachheit vollbrachter Selbſtmord der Geſchichte. In allen Aeußerungen, durch welche ſich jetzt die franzöſiſche Deputirtenkammer manifeſtirt, liegt etwas Grimaſſirendes, etwas von jener Natur der Giraffe, über die ich Ihnen neulich geſchrieben habe, und deren ſymboliſche Geſtalt mir nun einmal an allen Orten hier aufſtößt. Was in früherer Zeit die Maitreſſenwirthſchaft in Frankreich geweſen, dies organiſirte Syſtem von Buhlerei und Intrigue, das iſt unter dem heutigen Regime die Dialektik der Parteien geworden, die eine pſychologiſche Buhlerei mit den Verhältniſſen und Grundſätzen an die Tagesordnung gerufen hat. Es iſt dadurch eine Intrigue der Prinzipien aufgekommen, die nicht nur demoraliſirend auf die öffentliche Meinung zurückwirkt, ſondern ſchon an und für ſich ſelbſt die große Lüge bildet, welche man jetzt in der Welt die öffentliche Meinung nennt. Die Sophiſtik der Gegenſätze welche jetzt nicht einmal mehr ächte Gegenſätze ſind, buhlt toller darauf los mit Volk und Staat und, umgarnt ränkeſüchtiger Geſetz und Freiheit, als es

jemals eine Maitreſſe Ludwig's XIV. durch die ganze diaboliſche Komödie ihrer Reize gethan. Woran aber unſer ganzes Zeitalter krankt, dies Uebel hat ſich gegenwärtig in Frankreich gewiſſermaßen zu einem ſyſtematiſchen Zuſtand ausgebildet. Es iſt dies, daß wir kein Gewiſſen für die Nachwelt haben, und daher auch nicht für uns ſelbſt. Darum verfälſchen wir unſere Gegenwart durch tauſend Schwarzkünſteleien, die wir an den heiligſten Dingen und Geſtalten verüben, und überliefern der Geſchichte eine verzerrte Epoche, die über ſich ſelbſt ein heuchleriſch künſtliches Netz geſponnen. Das Beſtreben, zu verfälſchen, iſt ſo groß bei uns, daß man im Stande iſt, Biographieen und Nachlaſſe unſerer ausgezeichneten Männer herauszugeben, in denen die wahre Geſtalt derſelben gar nicht vorhanden iſt, ſondern wo ihr eigenſtes Weſen zu einem zahmen Philiſterbilde zugeſtutzt erſcheint, das jeder Bureaubeamte ohne Erröthen in ſeiner Stube aufhängen kann. Wenn die früheren Zeiten ſich ebenſo tartuffiſch in ſich ſelbſt eingehüllt hätten, was wäre dann aus uns geworden, aus unſerer Bildung und aus unſerm Verhältniß zur Geſchichte? Die öffentliche Meinung iſt corrumpirt in unſerer Zeit, darin liegt das ganze Unglück, und in Frankreich tragen jetzt der Journalismus und die Tagesdebatte, die ihr

eigentlich zum unmittelbarſten Träger und Ausdruck dienen, am meiſten zu ihrer Verfälſchung bei, indem ſie eine trügeriſche Repräſentation von ihr abgeben. Man hat kürzlich geſagt, der Journalismus habe in Frankreich ſeine Macht verloren, und ſei theils durch ſeine äußern Verhältniſſe, theils durch die Mißachtung paralyſirt, in welche die Preſſe als ein corrumpirtes Organ der öffentlichen Stimme gerathen. Aber man irrt ſich darin in mehrfacher Hinſicht. Die Journale werden hier immer die beweglichſten Hebel des Tages bleiben, und haben ſchon an der bloßen Leſeſucht, die hier ſelbſt unter dem niedrigſten Volke herrſcht und dort bei weitem mehr als in Deutſchland, eine gewaltige Stütze. Alles lieſt hier in Paris Journale, jeder Omnibus dient faſt zugleich zu einem Leſecabinet, jeder Stiefelputzer bietet das neueſte Zeitungsblatt zur Unterhaltung dar, indeß man ſich von ihm ſäubern läßt; während ich die Leſeſucht bei dem gemeinen Mann in Deutſchland überall ſo gering gefunden habe, daß ſich ſeine Lectüre in der Regel nicht über das Bereich der Localanzeigen in den Blättern hinauserſtreckt. Je mehr daher der franzöſiſche Journalismus innerlich und moraliſch ſinkt, deſto mehr Macht gewinnt er nur, anſtatt ſie zu verlieren, indem er nur um ſo aufregender ſein treibendes Queckſilber in alle Adern der Bevölkerung ſtrömt. Aber

man wäre thöricht, wenn man die Preßfreiheit als ſolche darum anklagen wollte, da es in den Ländern, welche keine Preßfreiheit haben, noch bei weitem ſchlimmer ſteht mit der Verfälſchung der öffentlichen Meinung. In Frankreich liegt das Unglück in der ganzen Conſtellation des gegenwärtigen Staatslebens, in dem Mißverhältniß der poſitiven und negativen Reſultate, in der ſkeptiſchen Stellung zu den Ergebniſſen der Revolution und in einer gewiſſen allgemeinen Organiſation des Nationalcharakters.

Wenn man aufrichtig ſich ſelbſt geſtehen will, was man beobachtet, ſo muß man ſagen, daß in dieſem Augenblick das franzöſiſche Volk durchaus prinziplos iſt, denn man durchmuſtere und prüfe alle Prinzipien des Tages, die jetzt noch in offener oder geheimer Bewegung gegen einander ſpielen, und man wird ſie ſämmtlich verbraucht und abgerieben finden! Bei dieſer ohnmächtigen Anarchie der Meinungen kann man daher auf den Gedanken kommen, daß in Frankreich die Revolution ihr Ende erreicht hat und daß das Land keiner Revolutionnirung aus einem beſtimmten Prinzip mehr fähig iſt, ſondern, ſtatt der Revolution, lediglich noch eine Diſſolution ihm gefahrdrohend vorſchwebt. Zwar wird die Emeute in Paris jeden Tag neu geboren, ſobald die Sonne aufgeht und gewiſſe Geſichter beſcheint,

die dann aus ihren Winkeln und Nachtverſtecken hervorkriechen, mit einer Phyſiognomie, der Sie nichts Aehnliches in der ganzen Welt erblicken können. Dieſe Volksgeſichter, die ſich hier auf manchen Straßen umhertummeln, haben eine phyſiſche und moraliſche Zeichnung, vor der man mit Erſtaunen ſtillſtehen muß und die man auf den erſten Blick als die Teufelsanwalte der Revolution erkennt. Es ſind hohnlachende aber charaktervolle Frazzen, die nur aus der verzauberten Erde von Paris emporſteigen können, Köpfe, die unverſehens überall auftauchen, wo es etwas zu ſehen und zu hören giebt, und die uns durch ihre Verworfenheit und Gleichgültigkeit und zugleich durch den wunderbaren Ausdruck ihrer Entſchloſſenheit erſchrecken, durch den Schmutz des Elends aber, der ihnen anklebt, zu ſchauerlichem Mitleid bewegen möchten. In einer Stadt, wo unzählige ſolche Geſichter umherlaufen, denen ſchreiend an der Stirn geſchrieben ſteht, daß ſie nichts mehr zu verlieren haben, da iſt Alles möglich jeden Augenblick, und es kommt hier nur darauf an, welche Partei das meiſte Geld auszuwerfen hat, um jene Schnapphähne des Aufruhrs an ihre Schritte zu feſſeln. Dieſe volksthümlichen Elemente der Zerſtörung, die Frankreich beſtändig an ſeinem Buſen wiegt, ſind daher keineswegs anundfürſich revolu-

tionnairen und demokratiſchen Urſprungs, ſondern die legitimen und abſoluten Gewalten haben ſich ihrer ebenſo oft bedient, um zu ihren Gunſten das Unheil des Straßenaufruhrs damit heraufzubeſchwören.

Die Demokratie iſt ein heiliges Räthſel der Zukunft, das man nicht entſtellen muß durch Vermengung mit Elementen, die den Sünden aller Parteien angehören und keineswegs der Demokratie allein. Der Pöbel iſt der allgemeine Schleim in der Geſchichte, der allen ihren Bewegungen anklebt und den ſie nicht von ihren Organen abzuſtreifen vermag, weil ſie ſelbſt nur eine irdiſche und fleiſchliche Geburt iſt. Aber der Abſolutismus hat bei weitem mehr auf den Pöbel zu rechnen als die Demokratie, denn es liegt ſchon in dem Prinzip einer Volksherrſchaft, daß ſie ſich bemühen wird, die gefährlichen Elemente in ihrem Schooße zu veredeln und zu dem Begriff einer Gleichheit auch geiſtig heranzubilden, während die abſolute Gewalt an einem Pöbel, deſſen Begriffe nicht entwickelt und deſſen Bewußtſein ſich blindlings unterwirft, den nothwendigen Beſtandtheil ſeines eigenen Daſeins hat. Das Demokratiſche in der modern bürgerlichen Geſellſchaft iſt etwas ganz Neues, das noch ſo wenig zu einer poſitiven Erſcheinung gediehen, es iſt ein ſo räthſelhafter und

ſchüchterner Fingerzeig der Geſchichte, eine ſo junge grüne Saatſpitze, daß ſchon die Ehrfurcht vor dem Walten eines höhern Geiſtes in unſern Schickſalen gebietet, nicht mit Gensd'armen und Hellebarden loszureiten gegen die ſchwankende Frühlingsblume. Es iſt das erſte Augenaufſchlagen des Tiers-Etat, vor dem die neuere Geſchichte zuſammengefahren iſt, und man kennt noch lange nicht das ganze Herz des Volkes, was es iſt und will, man hat ſich noch nicht die Mühe gegeben, die Schläge dieſes armen großen Herzens zu verſtehen. Was die Ariſtokratie iſt? das weiß man nun ſchon ſeit Jahrhunderten, der Adel hat ſich ſo genau in effigie in der Geſchichte abgezeichnet, daß man dieſe Seite des Menſchengeſchlechts, welche bis 1789 die bevorrechtete war, ganz und gar kennt. Aber das Volk kennt man noch nicht, und man kennt nicht, was Alles in dem Volke ſchlummert! Was ein Adeliger iſt, wußte man im achtzehnten Jahrhundert aufs Haar, und auf die Frage: **qu'est-ce qu'un noble?** antwortete bekanntlich Beaumarchais: **un homme qui s'est donné la peine de naître!** Nur Eines vergaß man damals, daß man nicht die Phyſiker durch eine Preisaufgabe veranlaßte, das Blut des Adels chemiſch zu unterſuchen, um wiſſenſchaftlich anzugeben, worin ſich eigentlich deſſen Subſtanzen von dem geringeren

Blut des Volkes unterscheiden? Denn daß der Adel schon aus den Händen des Schöpfers mit einem gänzlich anders genaturten Blut hervorgegangen, hat die Aristokratie, und besonders die französische, entschieden genug behauptet, und dieser Gedanke ist so unausrottbar in allen aristokratischen Tendenzen, daß er in neuester Zeit selbst dem Fürsten Pückler mitten in Afrika wieder eingefallen, indem er von dort aus schreibt, daß nur auf physischem Wege durch die Erzeugung einer gänzlich edlen Race, die schon durch die Reinheit ihres Blutes das Höchste darstelle in der Gesellschaft, der Menschheit wieder aufzuhelfen sei. Ich halte dies nämlich für den vollkommenen Ernst des Fürsten, obwohl ich weiß, daß er im Stande ist, diesen seinen eigenen Gedanken selbst auszulachen. Aber als das bevorrechtete und privilegirte Blut unter den Guillotinen der Revolution dampfte, fand man noch nicht den Unterschied heraus zwischen den physischen Substanzen des Adels und des Volkes. Man war begierig geworden nach dem Blut des Adels, um seine Beschaffenheit, von der so viel Lärm in der Geschichte gemacht worden, endlich einmal an das Tageslicht zu ziehn, diese grausame Neugierde hatte die Aristokratie selbst dem Volke eingegeben und eingetrieben, und siehe, als man das anders genaturte Blut vergoß, war es ro-

thes, feuchtes, armes Menschenblut, Bruderblut, vor dem Die, welche es vergossen, zurückschaudern mußten!

Für das volksthümliche Element der Gesellschaft ist bisjetzt weder die moralische noch die politische Form gefunden worden, sondern, trotz aller Repräsentativverfassung, tritt das Demokratische noch immer nur als eine bloße Negation gegen das Bevorrechtete im Staatsleben auf, aber noch keineswegs als etwas Daseiendes im Staate. Der Mann aus dem Volke, der vor der Revolution ein **homme de rien** war, ist auch heutzutage noch kein organisch mitlebender Theil des Ganzen, denn dazu gehört politische Bildung und Erziehung auf der einen, und auf der andern Seite ein gesundes Gleichgewicht des allgemeinen Zustandes. Alle Revolutionen in der neuern Geschichte geschehen gewissermaßen von Oben herab und nicht von Unten herauf, denn der dritte Stand, der in seiner unfreien Massenhaftigkeit versteinert steht, verharrt so lange unbeweglich, bis er von den ihm gegenübergesetzten Staatsgewalten einen unnatürlichen Reiz empfängt, der ihn endlich aus seiner duldenden Ruhe emporschleudert. Die bevorrechteten Klassen sind es, welche alle Revolutionen anzetteln, indem sie durch ein tolles Ueberbieten ihrer Privilegien die Vernunft des

Tiers-Etat erwecken, die ſonſt noch lange ohne Thatäußerung geſchlummert haben würde, aber dann zeigt es ſich als rächende Nemeſis, wie ungebildet und roh die Vernunft des dritten Standes geblieben, und ſeine erſte hiſtoriſche Offenbarung iſt der Jacobinismus. Dies iſt die Rache, die ſich bei allen politiſchen Bewegungen der modernen Geſchichte geltend macht, die Rache, daß man nichts für die ſtaatliche Erziehung des gemeinen Mannes gethan und ihn ferngehalten von aller Ausbildung ſeiner politiſchen Begriffe. So wurde Ludwig XVI. mit aller Gewalt dem Tiers-Etat in die Hände getrieben, und der König ſelbſt war es, der das Volk, das ihn richtete, auf den Schauplatz der Geſchichte berief, indem er Hülfe bei ihm ſuchte gegen Adel und Clerus und es ſelbſt zu einer ſtändiſchen Vertretung befähigte.

Aus der Perſönlichkeit des franzöſiſchen Nationalcharakters aber erklärt es ſich, daß gerade hier eine ſo gewaltige Kluft ſich aufgethan hatte zwiſchen den bevorrechteten Klaſſen und dem belaſteten dritten Stand, ein Abgrund mitten auf der ebenen Bahn der Geſellſchaft, in den endlich der ganze Staat kopfüber hinabſtürzen mußte. Dies perſönliche Weſen der franzöſiſchen Nation muß man auf den pariſer Straßen und Plätzen, in den Theatern und Soi-

ren, an der Table d'hôte und auf der Kunſtausſtellung, bei Very und Tortoni, in der Deputirtenkammer und auf den Carnevalsbällen und bei allen Gelegenheiten ſtudiren, um die neuere Geſchichte ganzundgar zu verſtehen. Egoismus und Herrſchſucht in der franzöſiſchen Individualität bilden auf der einen Seite die ſchneidende Trennung in der Geſellſchaft, die nirgends ſo gefährlich eingeriſſen war als hier, und auf der andern Seite iſt es die außerordentliche Elaſtizität und geiſtige Springkraft des Volkscharakters, eine gewiſſe Fähigkeit zu einer allgemeinen geſellſchaftlichen und politiſchen Bildung, die jedem Franzoſen gleichmäßig inwohnt, welche jener Trennung gegenüber ein harmoniſches Gleichgewicht des Lebens herſtellen und erzwingen möchte. Dieſe allgemeine Bildungsfähigkeit des franzöſiſchen Volkes, dieſer ſcharfe intellectuelle Sinn für Form und Inhalt ſelbſt bei dem Geringſten, iſt das mächtigſte demokratiſche Werkzeug, um fortwährend alle Scheidewände niederzurennen, welche die Ariſtokratie zwiſchen ſich und dem Volke aufrichtet. Dies gewaltige demokratiſche Organ in Frankreich iſt die Sprache, die hier eine größere Nivellirung und Ausgleichung der Unterſchiede zu Stande bringt als alle liberalen Syſteme der Politik. Obwohl unter den Einfluſſen der abſoluten Staatsgewalten, der

ariſtokratiſchen und excluſiven Richtungen, gebildet, hat die franzöſiſche Sprache gerade dadurch ein Gepräge erhalten, unter welchem ſie mit Leichtigkeit alle Klaſſen der Geſellſchaft von der oberſten bis zur unterſten durchlaufen konnte, und indem die Wendung, mit der man das Gute, Edle, Schöne und Rechte in ihr ſagen mußte, gewiſſermaßen etwas Befohlenes war, vermochte ſelbſt der Plebejer um ſo eher dieſen vorgeſchriebenen Ausdruck und mit ihm etwas von dem Gedanken ſich anzueignen. Der Franzoſe bildet ſich von Außen nach Innen, er lebt ſich erſt von der Form aus in einen Inhalt hinein, und darum iſt ein ſo entwickeltes und fertig überliefertes Organ, wie das der Sprache, für die ganze Nationalbildung ſo weſentlich, weil das Formelle hier zugleich das Geiſtige auf eine allgemeingültige Weiſe vermittelt. Der Bildungsgang der deutſchen Natur iſt im Allgemeinen der umgekehrte, hier iſt die innere Bewegung die urſprüngliche, die von dem Gedanken aus in die Sprache ſich hineinlebt, und ſich erſt ein Organ geſtaltet, indem ſie vom Inhalt überläuft. Darum war bisjetzt in Deutſchland in der Regel nur Der, welcher einen Antheil hatte an dem ſich fortbildenden Gedankenleben der Nation, auch im Beſitz der höheren Fähigkeiten der Sprache, die in dem gemeinen deutſchen Mann noch unentwickelt

ſchlummern und eine ſcharfe Gränzlinie ziehen zwiſchen ihm und der allgemeinen Bildung. Die Sprache iſt in Deutſchland noch immer ein bevorzugtes Organ geweſen, das die höhere Entfaltung der demokratiſchen Elemente hinderte, aber man kann nicht verkennen, daß auch in Deutſchland bereits das Organ der Rede zu einer neuen und folgereichen Ausbildung, die einen volksthümlichen Charakter annehmen wird, ſich angeſchickt hat. Das franzöſiſche Volk dagegen befindet ſich durch ſeine Sprache wie im Kreiſe einer elektriſchen Strömung, die es in einer magnetiſchen Berührung erhält mit allen weſentlichen Lebenselementen, die das Daſein der Nation ausmachen. Die franzöſiſche Sprache überliefert durch ihre brillante Verſtandeslogik und durch ihre ideengemäßen Formen, die jedes populaire Bewußtſein ſich aneignen und auswendig lernen kann, eine gewiſſe Macht und Beweglichkeit des Denkens auch dem Volke. Wie des ganzen Körpers Blutſyſtem im Herzen ſich ausmündet, ſo iſt die Sprache das eigentliche Herz der franzöſiſchen Nation, in dem es ſeine ganze Lebensthätigkeit vermittelt und ausbreitet. In Frankreich iſt die Sprache Alles und Alles wird zur Sprache, die feinſte Meinungsnüance vermag ſich hier ſogleich in die Rede umzuſetzen, und dieſem außerordentlichen Gewinn

für die allgemeine Bildung haftet vielleicht nur der eine Nachtheil an, daß die Individualität dabei an ihrem Werth verliert und daß da, wo Alles Rede iſt, leicht Alles zur Redensart wird. Mit der Uebergewalt der Sprache beginnt die Allgewalt der Phraſe, und es giebt unter dem alten wie unter dem neuen Regime Phraſen, welche in ihren Banden den Zuſtand der Nation gefangen halten. Die Phraſe der Debatte iſt es, welche das heutige Frankreich zähmt und abſtumpft, aber das urſprünglich Gedankenmäßige wird man in keiner einzigen franzöſiſchen Phraſe überſehen dürfen!

Man muß erſtaunen über das ſchöne Sprechen, über den logiſchen Vortrag, wenn man das gemeine franzöſiſche Volk hier reden hört! Wie viel anmuthige, edle und geiſtreiche Beziehungen ſind nicht in ſeiner Gewalt bloß durch den Talisman des gebildeten und elaſtiſchen Sprachausdrucks, der auch in die geiſtigen Gebiete wie eine Wünſchelruthe hineinreicht! In der Eigenthümlichkeit der franzöſiſchen Sprache liegen alle Elemente des Nationalcharakters ſelbſt wie in einem klaren Spiegel ausgedrückt; es iſt erſtens das intellectuelle, dann das ritterliche und chevalereske, und drittens auch das ſchauſpielernde und charlatanartige Weſen, das ſich darin ſeinen perſönlichen und nationellen Typus geſchaffen hat.

Die Intelligenz der französischen Persönlichkeit tritt auf eine überraschende Weise in der Sprache hervor, und Sie können von Angelegenheiten des Geistes und Herzens Unterhaltungen beginnen mit einem französischen Handwerker, die einem deutschen Handschuhmacher oder Schneider in derselben Weise nur lächerlich vorkommen würden, bei jenem aber mit einem gewissen Sentiment und einer rednerischen Emphase Anklang und Aufnahme finden: ein Unterschied, der wesentlich in der Sprache begründet liegt. Das Symmetrische, das in dem französischen Sprachausdruck überall sich geltend macht, entspricht ebenfalls einem gewissen mathematischen Sinn, den man bei dem französischen Volke vielfältig beobachten kann und der sich bei den gewöhnlichsten Gelegenheiten, wo man sich auf der Straße zurechtweisen oder die Lage eines bestimmten Punctes beschreiben läßt, auf eine bewundernswürdige Weise verräth. Der chevalereske Klang dieser Sprache bezeichnet ferner eine Nationalität, der man den persönlichen Muth bei aller Gelegenheit zugestehen muß, denn der gewöhnlichste Franzose nimmt oft etwas Ritterliches an durch den schlagfertigen Muth, mit dem er sich zu vertreten, geltend zu machen und die leiseste Ehrwidrigkeit von sich abzuweisen versteht. Die schauspielernde Virtuosität der französischen Sprache cha-

rakteriſirt aber auch endlich eine Perſönlichkeit, die durch Wort und Rede Alles aufbietet, um ihren eigenen Werth genugſam hervorzuheben, und die Alles, was in ihr iſt, herausſagt und an das Tageslicht ſchleppt. Dies iſt jedoch das ächt franzöſiſche Lebensprinzip in allen Dingen und Beziehungen. In Frankreich iſt man nicht Das, was man wirklich iſt, ſondern man iſt nur Das, was man leiſtet, was man von ſich ausſagt und bekennt, was man durch die Aeußerung geltend macht. Was in Frankreich nicht äußerlich wird durch das Heraustreten in die Sprache, in eine Form, das iſt auch nicht da und geht für die Andern verloren. Dagegen beſitzt man bei uns in Deutſchland einen andern nicht genug zu ſchätzenden Sinn, nämlich den, auch in das Stille einer Perſönlichkeit einzugehn und auch das zu würdigen, was nicht an ihr laut geworden und was ein ſchüchternes Seelengeheimniß in den Tiefen der menſchlichen Natur geblieben. Dieſer Sinn und dieſe Sinnigkeit prägt ſich in den Eigenthümlichkeiten der deutſchen Sprache ebenſo charakteriſtiſch aus, als das Gegentheil in der franzöſiſchen. Die zarte Verſchwiegenheit der deutſchen Sprache, die andeutende Augenblinken unſerer Rede machen gewiß dem deutſchen Charakter und Herzen Ehre, und während man den Franzoſen Alles das zuerkennen muß, was

man von ihnen ſieht und hört, wird man der deutſchen Nation dagegen das ganze unendliche Reich des Unausgeſprochenen einzuräumen haben.

Ich bemerkte Ihnen aber ſchon vorhin, daß mit der deutſchen Sprache eine bedeutende Umwälzung vorgeht, wodurch ſie ebenfalls zu einem allgemeineren volksthümlichen Organ ſich auszubilden im Begriff ſteht! Man wird dies vielleicht erſt dann allgemein wahrnehmen und anerkennen, wenn die Reſultate davon unabläugbar in der Nationalbildung Fleiſch und Blut angenommen haben. Dies iſt die bedeutſame Ausbildung der deutſchen Proſa, durch welche unſere Sprache zu einem demokratiſchen Organ ſich entwickeln wird, zu einem gleichmäßig durchdringenden und umfaſſenden Element, das durch ſeine gedankenvolle Geſchmeidigkeit alle Trennungen in der Geſellſchaft und in der Nationalbildung unwillkürlich überwinden wird. Die geſellſchaftliche und volksthümliche Entwickelung der deutſchen Proſa iſt ein verjüngendes Freiheitselement, das Segen und Leben auch in die Adern des armen und ungelehrten Theils der Nation ausſchütten wird, indem es die Reſultate der Wiſſenſchaft populair macht und dadurch in gewinnender Form die Bildung verallgemeinert. Das Streben nach Populariſirung des wiſſenſchaftlichen Beſitz-

thumes der deutſchen Nation hat in der letzten Zeit die ausgezeichnetſten Köpfe bei uns ergriffen, und man hat vielleicht noch nicht ganz berechnet, welchen Einfluß dieſe aſſimilirende und Alles verarbeitende Darſtellungskunſt auf die Sprache als Nationalorgan ausüben muß und wie dadurch ganz neue Mächte in das Leben der Sprache gebracht werden! Es bereitet ſich dadurch gegenwärtig das Gepräge eines Ausdruckes, an deſſen Formen und Wendungen ſchon die Bezüge des Gedankens haften, es entſteht ein fertiges Sprachorgan, das nicht nur wegen ſeiner Allgemeingültigkeit die Ideen ſchneller umſetzt als jemals, ſondern auch ſelbſt Ideen zu geben und im Volke zu entwickeln vermag. Und wenn man der Literaturepoche, die nach Leſſing, Goethe, Herder und Schiller in Deutſchland heraufkommt, in ihrer anarchiſchen Vielthuerei keinen andern individuellen Werth zugeſtehen will, ſo wird man ihr doch den nicht beſtreiten können, daß ſie im Ganzen mit einer durchaus volksthümlichen und allgemeinnützigen Arbeit beſchäftigt iſt, und daß dieſe Arbeit den unabläugbaren Erfolg hat, durch eine ſchlagende Virtuoſität der Sprache alle die vergrabenen Schätze des deutſchen Wiſſens zu heben, zur Erſcheinung zu bringen und in die tauſend Canäle des Nationallebens zu vertreiben.

Sie wiſſen, um dies große Ziel, die Weltbildung und Volksbedeutung der deutſchen Sprache, zu verwirklichen, hat man nicht nöthig, ſie zu franzöſiren, denn franzöſiſches und deutſches Naturell, die auf einer dynamiſchen Grundverſchiedenheit beruhen, werden ſich niemals verbinden laſſen, und man thut wohl, auch den germaniſirenden Franzoſen dieſen Wahn zu benehmen. Vielleicht iſt es überhaupt wieder an der Zeit, die deutſchen und franzöſiſchen Bildungsintereſſen inſofern zu trennen, als man von Neuem anfangen ſollte, die Poſitivität des deutſchen Charakters in ſich ſelbſt zu erfaſſen und dem franzöſiſchen Weſen gegenüber als eine für ſich beſtehende Natur, der nur aus ihr ſelbſt geholfen werden kann, feſtzuhalten. Wenn man die Franzoſen betrachtet, was aus ihnen geworden und wie ſie ſind, ſo muß man auf den Gedanken kommen, daß dieſe herrliche und in der That große Nation doch am Ende dem Schickſal erliegen kann, in ſich ſelbſt zu Grunde zu gehn, an einer anarchiſchen Subjectivität ſich hinzubringen und erobert zu werden, wie die Polen. Hat Börne, zum Theil mit dem bedeutſamſten Erfolg, die negativen Seiten des deutſchen Charakters zum Bewußtſein gebracht, ſo müſſen wir doch, nachdem dieſer hohe ideale Geiſt ſeine Schmerzensmiſſion erfüllte, wieder an den Ele-

menten in uns anknüpfen, die uns am beſten unſer eigenes Beſtehen verbürgen oder bei denen wir wenigſtens die Ehre haben, nur durch uns ſelbſt zu verderben. Alle Formen der modernen politiſchen Freiheit ſind weſentlich germaniſch, und wir können unſer eigenſtes Weſen dazu ausbilden, ohne daß wir nöthig haben, mit den alten Mächten unſeres Daſeins zu brechen, die einmal unſere Bildung als eine gänzlich verſchiedene und anders genaturte von der franzöſiſchen ſtempeln. Mir ſtehen die Haare zu Berge vor Grauſen und Langeweile, wenn ich die gänzlich ſophiſtiſche Dialektik zwiſchen Conſervatismus und Liberalismus täglich weiter ausſpinnen höre, und mit Recht hat ſich Rotteck neulich, wie ich in einer deutſchen Zeitung geleſen, in der badiſchen Kammer einen Conſervativen für alles Gute und Rechte genannt! Welcher ehrliche Mann muß nicht conſervativ ſein, und welcher ehrliche Mann iſt nicht liberal? Die Geſchichte wendet ſich nach einer ganz andern Richtung hin, als nach dieſem veralteten Gegenſatz der conſervativen und liberalen Elemente, der ſich für die Debatte ebenſo unfruchtbar erweiſt als für die Zuſtände, indem aus dieſer Dialektik gar nichts Thatſächliches entſprungen ...! Aber dieſe niederträchtigen dialektiſchen Nüancen ſcheinen eben der Fluch unſerer Zeit zu ſein, und wir ſind

noch nicht ſo weit gekommen, daß uns die politiſche Freiheit als ein Einfaches heraustritt. Wir müſſen jedoch überall wieder auf die einfachſten Lebensverhältniſſe zurückgehn, um zu dieſer natürlichen Anſchauung zu gelangen, und jemehr wir unſere eigene Bildung mit der Erziehung des Volkes verknüpfen, deſto näher kommen wir der einfachen und harmoniſchen Geſundheit, in der ſich die Freiheit als Natur und nicht als künſtliche Miſchung erzeugen muß.

Reißende Fortſchritte hat der dritte Stand in Frankreich gemacht, und es iſt ſonderbar, daß wir in neueſter Zeit zum Theil die Hand dazu bieten mußten durch das Beiſpiel unſerer deutſchen Volksſchulen. Die ſteigende Bildung und das geſteigerte Bewußtſein des gemeinen franzöſiſchen Volkes reizen aber auch immer mehr das Ehrgefühl dieſer ohne Zweifel übervortheilten Klaſſe der Geſellſchaft auf. Dies hat auf der einen Seite wohlthätig gewirkt in Bezug auf die Verminderung der Verbrechen, deren Zahl hier bei weitem geringer iſt als in England, wo man an dem Volke nicht denſelben Stachel des Ehrgefühls, der das Laſter verhütet, bemerken kann. Dies franzöſiſche Ehrgefühl aber führt zu einer andern Verwirrung, die mit einem ganzen Räthſel in der modernen Civiliſation zuſammenhängt. Es wird

nämlich bald auch in Frankreich, wie bereits in Amerika, keine Bedienung mehr geben, und dies Verhältniß, das sehr wesentlich ist für die ganze Gesellschaftseinrichtung, hat hier schon einen bemerkenswerthen Umschlag erlitten. Was in Frankreich den Diener macht, ist nur das Geld, aber nicht die Gesinnung, und natürlich kann man zunächst nichts dagegen haben, sondern muß es als einen edlen Charakterzug anerkennen, wenn man in einem Lande keiner Bedientengesinnung begegnet. Denn man kann es der Schöpfung nicht geradezu nachweisen, daß sie auch Bedienten geboren werden läßt, sowie Poeten geboren werden oder allenfalls auch Könige. Es ist keine Frage, daß Der, welcher nicht nöthig hat Bedienter zu sein, besser daran thut es nicht zu sein, aber wem einmal durch Zufall oder Schickung der Beruf geworden, die Kleider und Schuhe seiner Nebenmenschen zu reinigen und nach der Klingel zu hören, welche von ungeduldiger Herrenhand geschellt wird, der muß auch seinen Stand ebenso treu erfüllen als wenn er auf den höchsten Punct in der Gesellschaft gestellt wäre. Ein Stiefelputzer muß seine Sache ebenso genau machen, wie ein Feldherr, der ein Heer zu befehligen hat, oder wie ein großer Virtuose, der ein Concert giebt und der auch nicht durch das Fehl-

greifen einer einzigen Note unſern Ohren wehethun darf, denn wir haben das Vergnügen bei ihm bezahlt. Ich will nicht das Pietätsverhältniß zwiſchen Herrn und Diener, das in unſerm Deutſchland noch in vielen Häuſern angetroffen wird, als etwas außerordentlich Moraliſches berühmen, denn es macht ſich am Ende von ſelbſt, wo auf beiden Seiten guter Wille iſt, aber in Frankreich exiſtirt es in dieſer Sphäre faſt gar nicht mehr oder iſt nur höchſt ſelten auf eine erfreuliche Weiſe anzutreffen. Das Volk drängt und ſtößt hier von allen Seiten, um dem Zuſtand des Dienens ſich zu entwinden oder die Abhängigkeit darin zu einer illuſoriſchen zu machen, und ſo entſteht jurjetzt durch dieſe immer mehr zunehmende Selbſtändigkeit und Ehrſucht des gemeinen Mannes ein gereiztes Verhältniß zwiſchen Herrn und Diener, das leicht einen unſittlichen Charakter annimmt. Wer einen Diener hat, wird ſich hier immer in einem gewiſſen Abhängigkeitsverhältniß zu ihm befinden, denn er hat vor allen Dingen darauf zu achten, daß ihm die Dienſte, die er verlangt, nicht etwa auf eine benachtheiligende und ſchädliche Weiſe erzeigt werden. Es iſt hier in Paris vorgekommen, daß ein Bedienter ſeinen Herrn zum Duell herausforderte, weil ihn dieſer nicht anſtändig genug behandelte, und die Ausforderung mochte

etwa lauten: „Mein Herr, Sie haben mich wie einen Bedienten behandelt, Sie ſind mir Genugthuung ſchuldig!“ Man hat auch hier in der Umgangsſprache ein gewiſſes Uebereinkommen getroffen, das, wie es ſcheint, dazu dienen ſoll, den Ehrgeiz der untergebenen Klaſſe zu beſchwichtigen, denn man wird nicht leicht einem Diener etwas befehlen, ohne die zufriedenſtellende Phraſe: s'il vous plait! hinzuzufügen. Dieſe etwas ridicule Beſchwichtigung, die aber hier gängundgäbe iſt, läßt dem Bedienten allerdings die Illuſion, daß er in dem Befehl nur ſeinen eigenen Willen vollſtreckt, und es iſt ganz richtig, daß auch ein Bedienter Das bleiben laſſen kann, was er nicht gerade thun will, denn er braucht ja nur aus dem Dienſt zu gehn. Aber es ihm bei jedem Käſe, den er auf den Tiſch ſetzen ſoll, als Troſt in die Ohren zu raunen, das ſcheint mir ein komiſcher Geſellſchaftsvertrag, der unwillkürlich an ſo vieles Künſtliche und mühſam Zuſammengehaltene in den heutigen franzöſiſchen Verhältniſſen erinnert, ſo unwillkürlich, daß man wehmüthig lächeln muß. Die Bedienten ſelbſt aber ſpitzen eiferſüchtig die Ohren auf dieſes S'il Vous plait, in dem ſie die Aſſecuranz ihrer Menſchenwürde erblicken und durch deſſen Gewährung man ſelbſt einen beinahe ſublimen Anſtrich von Humanität gewinnt. Aller

dieſer unendlichen **S'il Vous plait** ungeachtet, kann doch die dienende Klaſſe hier ſelten einen geheimen Groll gegen die Herrſchaft verläugnen, der lediglich in dem drückenden Gefuhl der Dienſtbarkeit und in dem Stolz des Volkscharakters ſeine Urſachen hat. Verſteht man nicht dieſen Stolz zu ſchonen, ſo iſt man beſonders als Fremder in Paris den größten Benachtheiligungen von ſeiner Bedienung ausgeſetzt, und es iſt bekannt, daß die Garçons in den Hôtels ſehr oft ſyſtematiſch darauf ausgehen, die Kleider ihrer Herren beim Reinigen zu zerreißen und zu beſchmutzen, anſtatt ſie zu ſäubern. Dieſe Weiſe der Domeſtiquen, an den Kleidern und Sachen ihren Unmuth und ihre Rache auszulaſſen, ſieht man hier auch zuweilen auf der Bühne zu poſſirlichen Scenen benutzt, unter andern in dem artigen Vaudeville **La Comtesse du Tonneau**, das im Palais Royal jetzt faſt alle Tage gegeben wird. Ich kenne einen hier lebenden deutſchen Maler, der vielleicht den allerhöchſten Grad der Verzweiflung an der franzöſiſchen Bedienung darbietet. Er wäſcht ſich nämlich ſogar ſeine Wäſche ſelbſt, um ſie nicht in einem unbrauchbaren Zuſtande wiederzubekommen, und es war allerdings eine maleriſche Arbeit, ich verſichere Sie, bei der ich ihn in dieſer Erfullung einer ſo ernſthaften Nothwendigkeit neulich überraſchte.

Andere Fremde giebt es, die ſich wenigſtens ihre Kleider ſelbſt bürſten, um ſie nicht zu frühzeitig das Schickſal der Endlichkeit aller irdiſchen Dinge erfahren zu laſſen. Wenn man Urſache hat, mit der Bedienung in ſeinem Hôtel nicht zufrieden zu ſein, ſo thut man in der Regel am beſten, ſich einen **domestique de place** eigens anzunehmen, den man täglich beſoldet und von dem man weniger abhängig wird, weil man ihn jeden Augenblick entlaſſen kann. Von dieſen wird man meiſtentheils vortrefflich bedient und ſie ſind zugleich an Allbeweglichkeit und Allbrauchbarkeit der wahre Ariel in dem Luſtſpiel von Paris, wenn auch etwas weniger elfenhafter und mehr ſündhafter Natur; aber auf die Länge möchte es freilich ſehr koſtſpielig werden, ſie zu gebrauchen.

Am zweckmäßigſten iſt es, daß man in den Ehrgeiz des franzöſiſchen Volkscharakters eingehen und ihm eine erträgliche Seite abgewinnen lernt. Wenn man dieſer Sucht des gemeinen Mannes, ebenſo viel gelten zu wollen als jeder Andere, einige Zugeſtändniſſe macht, wie man es denn auch muß in jeder Hinſicht, ſo wird man bald ſeinen Trotz in eine gewiſſe Geſchmeidigkeit und ein anſtändiges Zuvorkommen verwandelt ſehen, das ebenfalls einen weſentlichen nationalen Zug hier bildet. Der Hoch-

muth des gemeinen Mannes in Frankreich nimmt allerdings oft einen zu herausfordernden Charakter an und zieht es in den meisten Fällen vor, durch den Contrast seiner Ansprüche zu beleidigen, anstatt denselben Geltung zu erschmeicheln. Ein französisches Dienstmädchen, mit dem man zusammen auf der Diligence fährt, will vollgültig als Dame behandelt sein und macht auf Höflichkeitsbezeugungen Ansprüche, die sich der arme bescheidene deutsche Dienstbotenstand noch kaum einfallen läßt. Der schmierigste Tagarbeiter, der einige Sous mehr als sonst verdient hat, scheut sich nicht in das erste Café-haus von Paris einzutreten, wenn es ihm einmal darauf ankommt, zu zeigen, daß er ein rechter Mann sei und daß er seine Tasse Café trinken könne wo es ihm beliebe und so gut wie ein Anderer, der in einem modischen Cabriolet angefahren kommt. Man hat auch nicht das Herz, etwas Erhebliches gegen diese Eroberungen zu sagen oder zu denken, welche der Tiers-Etat hier täglich bei allen Gelegenheiten und auf seine eigene Hand unternimmt, und man muß sie ruhig als Symptome einer noch dunkeln Entwickelung der Zukunft auf sich wirken lassen, aber nicht sie zu unterdrucken suchen. Komisch ist es aber, wenn man mitansieht, welches gegenseitige Uebereinkommen hier oft die Domestiquen treffen, um sich

ihrer Herrſchaft gegenüber das größtmöglichſte Anſehen zu verſchaffen. Wenn zwei Bonnen in einem und demſelben Hauſe ſind, ſo läßt ſich die Aeltere, auch wenn ſie noch ſehr jung iſt, von der andern Madame nennen und die Jüngere muß ſie in jeder Art bedienen, ſodaß dadurch in einem ſolchen Haushalt gewiſſermaßen ein Staat im Staate entſteht. In den Tagesanzeigen bieten Kutſcher und Hausknechte ihre Dienſte aus, indem ſie von ſich ſelbſt ſagen: **Monsieur Edmond, âgé 23 ans, désire avoir une place** u. ſ. w. Man kann über alle dieſe kleinen Flammenzeichen einer großen Weltveränderung, die im Anzuge iſt, lächeln, aber dies Lächeln iſt ein ebenſo wohlfeiles als bedenkliches Mittel ſich ſelbſt zu täuſchen über eine ganz neue Macht, welche die unaufhörlich gebärende Geſchichte, bisjetzt noch mit lakoniſchem Schweigen, ins Feld ſtellt. Alle dieſe Hausknechte und Dienſtmädchen, die als Herren und Damen behandelt ſein wollen, prophezeien ein neues Weltalter, aber man muß erſtaunen über den gravitätiſchen Ernſt dieſer Poſſe, welche ſie hier auf dem unterminirten Boden der Geſellſchaft aufführen. Dieſe Zeichen von unten herauf ſind um ſo merkwürdiger, als von oben herab eine neue Hofariſtokratie ſich zu bilden beginnt, die Ariſtokratie der Juliregierung, die aber noch immer

gar nicht imponirt, denn man belächelt ſie von allen Seiten. Der gemeine Mann von Paris iſt darin ein wahrer Diogenes, indem ihn äußerer Glanz, an den ſich weiter nichts knüpft, ſo wenig blendet, daß er ſich vielmehr gern darüber luſtig macht, während er ſelbſt ſehr genügſam ſich zeigt in ſeiner äußern Erſcheinung, die oft ſchmutzig genug iſt. Nicht in der Kleidung will der Plebejer von Paris es den Vornehmen gleichthun, ſondern in ſeiner Jacke und mit dem Schurzfell, ſo wie er iſt, will er die Prinzipien gleichen und die Unterſchiede und Bevorzugungen beſiegen. Ich habe in dieſer Hinſicht faſt nur einen einzigen Ehrgeiz an dem pariſer Volke bemerkt, dies iſt der Ehrgeiz der blanken Stiefel. Der zerlumpteſte Taglöhner ſetzt hier noch einen Stolz darein, immer nur mit blankgewichſten Stiefeln zu erſcheinen und das Inſtitut der Stiefelputzer auf den Straßen und Brücken iſt daher ein durchaus volksthümliches. Selbſt ein Bettler giebt ſeine paar Sous hin, um ſich die Stiefel ſäubern zu laſſen, ſoſt ſie nur der Straßenkoth unanſehnlich gemacht hat, und der arme Teufel fühlt ſein Selbſtbewußtſein erhöht, wenn er nur von unten herauf dieſen Glanz an ſich gewahrt, der ihn für ſeine übrigen Schattenſeiten troſtet. Es iſt eine rührende Beſcheidenheit von der Demokratie, daß ſie fürerſt nur noch die Stiefel ſich

wichſt, um ſich Anſehen zu geben, und mit möglichſt reinen Füßen den Schauplatz der Geſchichte zu betreten, was allerdings immer wünſchenswerth bleibt. —

Ich will heut nicht in dieſen allgemeinen Betrachtungen fortfahren, mein Freund! Es iſt überhaupt ein Thema, auf das man jetzt an jeder Gaſſenecke wieder zurückkommt und das man nie aus den Augen verliert, weil es uns ſelbſt nicht mehr aus den Augen läßt. Ich werde Ihnen heut noch etwas über Herrn von Eckſtein aufſchreiben, was Sie ſo dringend von mir verlangt haben. Mit La Mennais hat er ſich jetzt wieder verſöhnt, damit, wie er kluger Weiſe meinte, die Andern keinen Vortheil zögen aus der kleinen Veruneinigung, die ſich zwiſchen beiden eingeſchlichen hatte. Dies iſt allerdings ein guter Grundſatz, den man leider nur zu häufig in der Welt anwenden muß, und beſonders unter den zweideutigen Verhältniſſen des heutigen geſellſchaftlichen Verkehrs; darum verklebt und überkleiſtert man immer gern jede geſprungene Fenſterſcheibe ſeines Häuschens, anſtatt ſie auszuſtoßen und eine neue einzuſetzen. Oft ſollte man aber auch bedenken, daß bei einer erklecklichen und entſchiedenen Feindſchaft in vielen Fällen mehr herauskommt, als bei einer halben und muhſam zuſammengekitteten

Freundſchaft, aber die Liebe in perſönlichen Verbindungen iſt jetzt ſelten ſo ächt, daß ſie nachher bei gegebener Nöthigung auch in einen ganzen und ächten Haß umſchlüge. Es iſt jetzt ein künſtliches Flicken und Zuſammennähen in die meiſten Verhältniſſe gekommen, weil ſie nicht mehr, wie in einer einfacheren Zeit, auf rein gemüthlichem und perſönlichem Grunde ruhen, ſondern in diplomatiſche Nebenzwecke ſich verlieren. Doch wo gerathe ich hin, ich wollte Ihnen etwas über Eckſtein ſchreiben, und ſehe gar zu einer Abhandlung über Freundſchaft und Liebe an. Baron Eckſtein, ein Däne von Geburt, befindet ſich, ſoviel ich weiß, ſchon ſeit dem Jahre 1818 hier in Paris, wo er jederzeit eine eigenthümliche und in gewiſſer Hinſicht gedoppelte Stellung, ſowohl zu Deutſchland als zu Frankreich, eingenommen hat. Unter der Reſtauration war er General-Commiſſair der geheimen Polizei in Paris, früher hatte er ſchon in Belgien in polizeilicher Wirkſamkeit geſtanden; ſeine katholiſchen Richtungen begann er erſt ſpäter im Gefolge ſeiner politiſchen Zwecke, die auf einen jedoch mit Preßfreiheit begabten Abſolutismus und auf mancherlei Anderes hinausliefen. Eckſtein iſt ein außerordentlich unterrichteter und vielſeitig gebildeter Mann, der faſt alle Gebiete des Wiſſens ſeiner Aufſicht unterworfen, auf

allen Höhepuncten und Warten der Zeit Bescheid weiß, die offenen und geheimen Signale aller Meinungen und die Hauptquartiere wie die Schlupfwinkel jeder Tagesrichtung kennt, ja aus aller dieser Kunde sich eine besondere Philosophie zusammengesetzt hat. Das Aeußere des Herrn von Eckstein ist charakteristisch für seine Bestrebungen, Sie sehen in ihm das gewählte und ausgesuchte Wesen eines Weltmannes, der diplomatische Feinheit und Beredsamkeit mit einer gewissen Würde und einem außerordentlich gewitzten, jederzeit schlagfertigen Verstande vereinigt. Eckstein lebt hier natürlich viel in der höheren Gesellschaft, Einer der wenigen Deutschen, die in Paris dazu gelangen, aber nicht in seiner Eigenschaft als Deutscher ist er hier in diese Aufnahme gekommen, sondern weil er längst als eingebürgerter Franzose betrachtet wird und es ihm gelungen ist, sich eine bestimmt pointirte Stellung zu einer sehr angesehenen Seite der hiesigen Salonwelt zu geben. Sein Talent, schön zu sprechen, ist nicht minder groß als sein bekanntes Beobachtungstalent, und man rühmt ihm hier in der französischen Gesellschaft nach, daß er nichts wie die Andern sage, sondern sich immer einen ganz eigenen und besonderen Ausdruck gebe. Seine katholischen Bestrebungen sind es gewiß weniger, die ihm hier eine Bedeutung

erhalten, denn dieſen ſchenkt man in Paris nur eine ſehr geringe Aufmerkſamkeit, und der philoſophiſch-abſolutiſtiſche Katholizismus des Herrn von Eckſtein trägt auch in ſich ſelbſt nicht die Popularität, welche La Mennais an die Spitze geſtellt hat. Die Miſchung katholiſcher, philoſophiſcher und polizeilicher Elemente bildet allerdings in Eckſtein's Erſcheinung ein merkwürdiges Naturphänomen, aber ohne individuelle Bizarrerie, ſondern durch klugen Weltverſtand zuſammengetragen, vertuſcht, und zugeſpitzt in die feinſte Bildung. Es iſt dies eine dieſer durchtriebenen Bildungen unſerer Zeit, die Alles in ſich verarbeitet haben, und in denen Widerſpruch und zweifach ſchillerndes Prinzip gewiſſermaßen zu einer Idealität ſich aufſchwingen, die in der vollendeten Meiſterſchaft über ſich ſelbſt und über alle Grundſätze beſteht. Dieſes glänzende Schattenſpielertalent kann beſonders in der Wirkſamkeit eines Tagesſchriftſtellers von dem ſchlagendſten Effect werden, und paßt unſern modernen Verhältniſſen ſo naturgemäß an. Verſteht man noch zu dieſen meiſterlichen Illuſionen der Beleuchtung einen halbdunkeln ſpeculativen Hintergrund zu zeigen, wie Herr von Eckſtein in ſeinen Zeitungsartikeln, ſo entſteht ein bewundernswürdiges Syſtem von Wahrheit und Täuſchung, welches unter jedem Geſichtspunct charakte-

riſtlich iſt für das Leben des Tages, und zu dem ſich der Abfaſſer ſogar mit einer gewiſſen Ehrlichkeit bekennen kann, wenn es ihm gelingt, recht geſchickt das Zweideutige in die Objectivität der Verhältniſſe ſelbſt zu verflößen. Was geben Sie ſich ſoviel Mühe, werden Sie mir ſagen, dieſe Virtuoſität anſchaulich zu machen; nennen Sie doch das Ding beim rechten Namen, und ſchreiben Sie das alte gute Wort Jeſuitismus auf die Ringe der neumodiſchen Schlange. Liebſter Freund, dieſer moderne Jeſuitismus iſt noch etwas Höheres und Verwickelteres als der alte, welcher nur den einfachen Grundſatz hatte, die Mittel würden immer geheiligt durch den Zweck. Die neueſte zeitgemäße Kunſt beſteht aber darin, heilige Mittel zu jedem Zweck, auch dem unheiligſten, ſo zu gebrauchen, daß weder ein äußerer noch ein innerer Widerſpruch dabei ſichtbar wird und man mit ſchimmernder und ſtolzer Purpurfarbe ein Gebilde hinzuzeichnen weiß, deſſen Einheit ſo kunſtvoll und ſo augenſcheinlich iſt, un. auch an die Wahrheit der einzelnen Beſtandtheile glauben zu machen. Dies iſt die Kunſt, offiziell zu wirken, indem man den Auftrag zur Ueberzeugung, und die Ueberzeugung zum Auftrag ſtempelt, ſodaß Niemand mehr weiß, wo die eine anfängt und der andere aufhört, und unſtreitig ein Ganzes vorliegt,

deſſen feingeſponnenen Zuſammenhang man nicht mehr aufzutrennen vermag. Dieſe Kunſt iſt gewiß groß, denn ſie ſetzt die Fähigkeit voraus, die Geſinnung zu einer Sache des Talents zu machen, und das Talent zu drehen und zu wenden, bis ſein blitzender Schein die Bedeutſamkeit der Geſinnung erlangt. Das heißt, Engel des Lichts miethen, um zur Hölle auf ihnen zu reiten.

Die Correſpondenzartikel des Herrn von Eckſtein in der Allgemeinen Zeitung ſind in manchem Betracht Meiſterwerke, ſie haben eine ſchlagende Kraft und oft ſogar den originellſten Tiefſinn der Anſchauung, dabei ſpielt ihre Sprache in den feurigſten Farben des Witzes, die Bilder ſind ätzende Inſchriften in das empfindlichſte Weſen der Dinge, der Stil fädelt ſich einundaus mit einer bewundernswürdigen Feinheit und Zierlichkeit, mit einer diplomatiſch gemeſſenen Melodie, mit lächelnden Schlangenaugen, in die man ſich verlieben könnte, und wüßte man auch, daß man zum Teufel daran fahren müßte! Wenn Eckſtein dieſe Artikel ſammeln und in eine aneinanderhängende Reihe zuſammenſtellen wollte, würde man an ihnen eine Bildergalerie franzöſiſcher Zuſtände haben, die an Gründlichkeit, wahrem Wiſſen, durchdringender Ironie und ſelbſt im Waffengeſchmeide der Darſtellung noch die berühmten Aufſätze

von Heine übertreffen würden. Dieſen Werth muß man den eckſtein'ſchen Artikeln ſonderbarer Weiſe zugeſtehn, trotzdem daß ſie oft unter Einflüſſen und nach einer Richtung hin geſchrieben ſcheinen, womit zu ſympathiſiren man ſich nicht berufen fühlt, aber dies iſt eben die Höhe ihrer Vollendung, daß ſie für den Kundigen eine Wahrheit behalten, auch indem ſie ein falſches Geſicht machen, und zwar eine ſehr ſcharfe und zweiſchneidige Wahrheit. Die Stellung dieſer Artikel zu der Juliregierung iſt aber gewiß die richtige und einzig erſprießliche und ich kenne keine ſchlagendere Beurtheilung dieſer ganzen Epoche, keine erſchöpfendere Beſchreibung aller ihrer offenen und geheimen Kennzeichen.

Eckſtein iſt auch für die franzöſiſchen Journale thätig, beſonders an der neuen Revue française et etrangère, für die er in dieſem Augenblick einen Artikel über das Leben Jeſu von Strauß ſchreibt, um die Franzoſen, die bisjetzt noch gar keine Notiz von dieſem Buch genommen, mit deſſen Ergebniſſen bekannt zu machen. Nach einer Unterhaltung, die ich neulich darüber mit Herrn von Eckſtein hatte, muß ich aber ſchließen, daß er ſelbſt zu dem Werke von Strauß nicht den richtigen Standpunct hat, indem ihm die neueſte Speculation in Deutſchland völlig unbekannt geblieben, und er namentlich in der

hegel'ſchen Philoſophie, deren Vorausſetzung man bei Strauß keineswegs umgehen darf, nicht über die Schwierigkeiten der Sprache hinausgekommen. Eckſtein meinte, Strauß ermangele alles Begriffes des Ueberſinnlichen und habe deshalb auch einen ganz falſchen Maaßſtab an die Abfaſſung der Evangelien gelegt; Strauß thue ſo, als ſeien die Evangelien zu einer Zeit abgefaßt worden, in der man, wie heutzutage, Polizei und Zeitungen gehabt, und wo durch dieſe dann alle Vorgänge, die ſich als wahr erweiſen ſollten, hätten conſtatirt werden müſſen; da dies aber nicht geſchehen, ſo ſeien die Berichte unwahr. Dieſe Bemerkung iſt witzig genug, aber ein ſo ſeichter Rationaliſt iſt Strauß nun und nimmermehr. Uebrigens wird es eine undankbare Mühe ſein, den Franzoſen von dieſem Buche Kenntniß zu geben, weil in Frankreich zum Glück die ganze deutſche Theologie ſogut wie unbekannt iſt und gerade in der Kritik und Reviſion derſelben, in dieſer tapfern und freiſinnigen Polemik gegen die Herenproceſſe der theologiſchen Meinungen, ein Hauptverdienſt von Strauß beſteht. Dem größten Theil der Franzoſen wird jedoch auch dieſe ſtrenge wiſſenſchaftliche Ruhe und Würde, in der Strauß den Ton ſeines ganzen Werkes gehalten, nicht zuſagen; Mehrere, die ich darüber ſprach, hatten Scandal gehofft, als

ſie die Reſultate des Buches erfuhren, und fanden ſich dann ſchon beim Beginn des Leſens getäuſcht. Uebrigens iſt auch die religiöſe Skepſis gegenwärtig gar nicht zeitgemäß in Frankreich. Man fängt im Gegentheil hier an, das Chriſtenthum, ſo zu ſagen, von Neuem faſhionable zu machen, und es wird gewiß Niemand mehr in einer hieſigen Geſellſchaft mit ſolchen freigeiſtigen Aeußerungen Glück machen, wie ſie im vorigen Jahrhundert die pariſer Salonwelt würzten. In mancher Hinſicht ſieht es in der That ſo aus, als ſollte in Paris der Katholizismus noch einmal in Mode kommen, als letzte Oelung für zerſtreute, enttäuſchte, leere und verzweifelte Gemüther oder als innerlicher Rettungsanker für manche große Seele, die hier mit der Gegenwart und Wirklichkeit zerfallen iſt. —

Es war mir intereſſant, von Herrn von Eckſtein, der das heutige franzöſiſche Weſen ſo genau kennt, meine eigenen Anſichten beſtätigt zu hören über das Verhältniß der Franzoſen zur deutſchen Literatur und Wiſſenſchaft, über das ſich die Deutſchen ſelbſt ſo viele Täuſchungen vorgemacht haben. Eckſtein äußerte unter Anderem ſehr richtig, daß den Franzoſen höchſtens nur daran gelegen ſein könne, die deutſche Literatur zu *plündern*, um ſich dann mit der Beute, die ſie ihr abgenommen, ſtolz über ſie zu

erheben; keineswegs aber käme es ihnen darauf an, unſere Literatur als eine ſelbſtändige Welt kennen zu lernen und für ſich beſtehen zu laſſen in ihrem eigenthümlichen Werth. Dieſe Meinung iſt die einzig richtige, die ſich bisjetzt über die deutſchen Studien der Franzoſen aufſtellen läßt, und es iſt noch dazu komiſch, wenn das Wort Studien gebraucht wird, bei einer ſo ſtümperhaften und vorurtheilsvollen Kenntniß unſeres Landes, unſerer Sprache, unſeres Charakters und unſerer Sitten. Man gehe hier zu Herrn Guizot, der Etwas von Savigny und Eichhorn gehört hat, man unterhalte ſich mit Herrn Lerminier, der kein Wort Deutſch verſteht, über die philoſophiſche Rechtsſchule, bei welcher er in Berlin mehrmals zum Thee und Abendbrot geweſen, man ſpreche mit Herrn Victor Couſin, der auch nicht mehr von Hegel gehört hat, als Herr Guizot von Eichhorn und Savigny, oder als Herr Lerminier von Allen zuſammengenommen; — und man wird erſtaunen über die Gelehrſamkeit, welche dieſe Herren in allen Deutſchland betreffenden Sachen zu beſitzen glauben! Alle gegenwärtig in Paris lebenden Germaniſten, wenn ich mich dieſes Ausdrucks bedienen darf, haben bereits mit ihren Studien abgeſchloſſen, ſie ſind fertig, und meinen ganz

Deutſchland ſchon ſo erſchöpft und ausgebeutet zu haben, daß ſie ſich nun gar nicht mehr darum zu bekümmern brauchen. Herr von Eckſtein äußerte einen ſehr guten Gedanken gegen mich über Deutſchland: er drückte ſeine beſtändigen Sympathieen für unſer Vaterland aus, und meinte, es ſei nur Schade, daß dort den bedeutenden Kräften niemals die Verhältniſſe entſprächen, während umgekehrt in Frankreich die Verhältniſſe oft die Kräfte machten und hervorriefen. Damit ſind wir in der That verurtheilt.

Eckſtein iſt ſeit einiger Zeit mit einem größeren Werke über Indien beſchäftigt, zu dem er die umfaſſendſten Studien treibt. Er hat ſeinen Plan beſonders auf die Darſtellung der religiöſen Verhältniſſe gerichtet, die in ſeiner Auffaſſung einen umfangsreichen Bezug auf die allgemeine Geſchichte der Menſchheit gewinnen werden. Bei ſeinen Forſchungen, namentlich wo ſie auf der Kenntniß des Sanskrit beruhen, ſteht ihm unſer junger Landsmann P., den ich hier unvermuthet wiedergetroffen habe, hülfreich zur Seite. P. erzählte mir, in ſeiner geiſtreich naiven Weiſe, etwas ganz Beſonderes von der Einwirkung des ungeheueren Scandals des pariſer Lebens auf ſein geiſtiges Vermögen. Im Anfang büßte er nämlich ſein Gedächtniß hier ein,

ſodaß er am Abend nicht mehr wußte, was er den Morgen vorher gethan. Auf dieſe Art vergaß er eine ganze Reiſe nach Konſtantinopel, die er von Berlin aus hatte unternehmen wollen, und blieb in Paris ſitzen. Mittlerweile hat er die Veda's herauszugeben und zu überſetzen angefangen.

6.

Paris, den 10. Mai 1837.

— In dieſen Tagen iſt der Salon, d. h. die Kunſtausſtellung im Louvre, geſchloſſen worden, die Bilder der neuen Meiſter werden nun endlich von ihren Plätzen weichen, um den alten, die ſo lange darunter verborgen ſteckten, wieder das Tageslicht zu gönnen, denn es herrſcht hier noch immer die leidige Gewohnheit, die alten Bilder des Louvre während der Ausſtellung zu verhängen und die neuen darüber zu befeſtigen. Mit einem gewiſſen Triumph aber kommen dann ſtets wieder die italieniſchen, ſpaniſchen und niederländiſchen Schulen zum Vorſchein, ihre Farben haben Monate lang nach dem Lichte ſchmachten müſſen, und endlich erheben ſie ſich wieder in ihrer unvergänglichen Glorie aus der Finſterniß, in welche Boulanger, Delaroche, Gudin, Scheffer, Lehmann, Leſſing, Bendemann, Begas

ſie zurückgedrängt hatten. Die Bilder unſerer deutſchen Landsleute haben in dem diesjährigen Salon große Aufmerkſamkeit erregt und die Kritik hat ihnen manche Vorzüge ſelbſt vor den neuen franzöſiſchen Leiſtungen eingeräumt, während man noch vor Kurzem hier den deutſchen Malern ſehr Geringes zutraute. Die öffentlichen Beurtheiler haben ſich diesmal wenigſtens unparteiiſch und vorurtheilsfrei gezeigt, aber in der pariſer Geſellſchaft werden Sie dagegen noch auf mancherlei vorgefaßte Meinungen wider die Kunſt unſerer Landsleute ſtoßen. Eine franzöſiſche Dame, die auf ihr Geſicht etwas hält, würde ſich nicht leicht entſchließen, einem deutſchen Maler zu ſitzen, von dem ſie nur etwas Plumpes, aber keineswegs eine feine und graciöſe Auffaſſung ihres Kopfbaues, ein Aufſpüren aller offenen und geheimen Reize in ihrer Miene, kurz ein mit Verſtand und Gefühl ausgeführtes Bildniß erwartet. Wenigſtens ſage ich dies nach einem Vorgang, den ich hier ſelbſt mitangeſehen habe. Wie ſehr ich aber auch für die Beſtrebungen der neueſten deutſchen Malerkunſt patriotiſch eingenommen bin und ihnen das Erreichen der höchſten Ziele wünſche, ſo bin ich doch hier nur von Neuem beſtärkt worden in meiner früher nur gewagt ausgeſprochenen Anſicht, daß die franzöſiſchen Maler vor den deutſchen mächtige Vor-

theile voraushaben, die ihnen bei weitem gegründetere Ansprüche auf höhere Meisterschaft und Vollendung geben. Nachdem sich die neueren französischen Maler lange in Extremen umherbewegt und von der strengen, harten, klassischen Manier der David'schen Schule durch den genialen Gros in eine entgegengesetzte Ausschweifung, die zügellose Freilassung der romantischen Phantasie, gerathen waren, hat sich in neuester Zeit besonders durch Horaze Vernet, den Favoritmaler des Julikönigthums, und durch Delaroche ein geläuterter Geschmack, ein festes schönes Maaß und eine gediegene Vollendung der Formen hergestellt, welche letztere vornehmlich diesen Malern und ihren Schulen eine bedeutende Höhe in der Kunst erworben hat. Namentlich zeichnet sich jetzt die Schule von Delaroche durch eine Technik aus, die nicht allein den Studien und dem Fleiß angehört, sondern auch Sache der Genialität ist und der heutigen deutschen Malerei als ein noch unerreichtes Muster entgegengehalten werden kann. Der außerordentliche Fleiß, dem man in den französischen Malerschulen begegnet, ist allerdings nicht minder in Anschlag zu bringen und es kann in mancher Hinsicht ungeheuer erscheinen, was hier in einem Atelier gearbeitet wird, wo die Schüler oft viele Jahre lang nur Studien zeichnen, ehe sie es unter-

nehmen, ein selbständiges Bild zu machen. In Deutschland geht man rascher und leichtsinniger auf die Production los, nach Verlauf von zwei Jahren ist schon jeder Schüler meisterkühn genug, sein eigenes Gemälde zu entwerfen, und man vertraut sich mit unsicherer Hand und unversuchtem Pinsel dem fortstürmenden Geist der Erfindung an. Die Erfindung ist allerdings bei den deutschen Malern größer und schöpferischer, sie hat einen innerlicheren Drang der Production an den Tag gelegt, als man bei den französischen gewahr werden kann, die dagegen in klarer Naturauffassung, tüchtigem Sinn für Wirklichkeit und einer heitern und kräftigen Behandlung der Realitäten ihre Ueberlegenheit behaupten. Was die Heranbildung der französischen Maler ferner sehr begünstigt, ist ein zunächst nur zufälliger Umstand, nämlich die Vortrefflichkeit der Modelle, die ihnen in Paris zu Gebote stehen, und man weiß, wie bedeutsam dies ist auch für den selbständigsten Künstler. Ein alter Italiener ist hier als Modellsteher besonders berühmt. Er hat zu der Statue Heinrich's IV. gestanden, die sich auf dem Pont-Neuf befindet, und seltsamer Weise besitzt er auch die Eigenthümlichkeit, gerade ein solches Gesicht machen zu können, wie dieser große König von Frankreich es in Wirklichkeit gehabt, worauf er

sich denn nicht wenig einbildet. Den Beruf aber, dem er sich gewidmet, erfüllt er nicht nur durch seinen herrlich begünstigten, muskelstarken und wunderbar elastischen Körper, sondern auch durch eine merkwürdig diesem Zweck entsprechende Empfindung. Wenn ihm die Maler eine Situation angeben, stellt er sie mit einer Begeisterung und einem Ausdruck dar, an den die Künstler häufig selbst nicht gedacht haben, und diese gewinnen oft auf eine überraschende Weise von ihm. Manches treffliche Bild der neuesten französischen Schule verdankt dem alten Italiener diesen oder jenen bedeutungsvollen Zug. Er ist schon sehr alt und zuweilen wird er jetzt in der Ausübung seines Berufes so müde, daß er nicht mehr stehen kann. Da haben die Schüler in dem Atelier des Delaroche ein Lied auf ihn gedichtet, das in einem Anruf sein lautes Lob, eine Feier seiner großen Verdienste enthält. Dies beginnen sie dann allesammt zu singen, um ihn aufzumuntern und anzufeuern. Sobald der Alte das Lied hört, fängt er an zu weinen, nachher wischt er sich die Thränen aus den Augen, lächelt, und eine neue Belebung hat sich durch alle seine Glieder verbreitet, sodaß er wohl noch eine gute Stunde lang ausdauern kann in der ihm aufgegebenen Stellung. Nicht minder giebt es unter den Frauen und Mädchen, die hier

vom Modellſtehen leben, ausgezeichnete weibliche Geſtalten, die wie geſchaffen dazu erſcheinen in jeder Hinſicht. Ein gutes Modell muß nämlich nicht nur mit dem für künſtleriſche Formen geeigneten Körper begabt ſein, ſondern es muß auch ein gebildetes Bewußtſein beſitzen über ſeine eigene Schönheit und Harmonie, über den Gebrauch ſeiner Glieder und über das Maaß, innerhalb deſſen ſeine Bewegungen ſchön bleiben. Dies künſtleriſche Bewußtſein über alle ihre Glieder iſt aber bei den franzöſiſchen Frauen in jeder Klaſſe am meiſten geſchärft und ausgebildet; und ſo haben die Maler hier ſowohl für ihre Phantaſie als für die Zeichnung eine ſo günſtige Schule.

Sie werden nicht von mir erwarten, daß ich Ihnen etwas über die Bilder des diesjährigen Salons ſchreibe, darüber haben Sie ſchon genug an andern Orten geleſen. Mit unſerm Freund und Landsmann H., der hier ſehr fett geworden iſt, bin ich häufig durch dieſe Säle geſchlendert und habe ſeltſame Unterhaltungen mit ihm gehabt. Unſer Geſpräch betraf nämlich meiſtentheils die Frage der Uebervölkerung, die ſich uns hier in dem Salon im eigenſten Sinne aufdrängte, denn ein ſo beiſpielloſes Gedränge von Menſchen, wie es ſich hier ſtundlich aufundniederwälzt, haben Sie wohl nicht

leicht auf einer Ausstellung der schönen Künste gesehen. Für einen Fetten ist diese Frage von der Uebervölkerung, die jetzt als drohende Sphinx der Menschheit ihre lebensgefährlichen Räthsel aufgiebt, um so wichtiger und empfindlicher, und Sie können Sich denken, wie unser ohnehin schon besorglicher Freund seufzt und stöhnt, wenn er von diesem Räthsel der Civilisation auf allen Seiten Rippenstöße empfängt und der Athem ihm ausgehen will mitten unter diesem fürchterlichen Andrang einer tumultuarischen Bevölkerung. Oft ist dies beständige Schieben und Drängen in den überfüllten Sälen in der That so gräulich, daß es Jedermann unmöglich ist, stillzustehen und ein Bild zu betrachten, und dann kommt H. auf hypochondrisch-sociale Gedanken, vor deren Ansteckung ich mich außerordentlich in Acht nehmen muß. Er ängstigt sich nämlich mit dem Gedanken, daß es die letzte Bestimmung des Menschengeschlechts sei, sich untereinander mit Haut und Haaren zu verzehren, weil zuletzt Keiner vor dem Andern mehr Platz haben würde auf dieser kleinen Erde, und je fetter er selbst wird, desto mehr graut ihm hier vor diesem Gedränge, das ihn rücksichtslos in seine Mitte nimmt. Wir kamen dabei auf die Fortpflanzung des Geschlechts zu sprechen, der man in neuester Zeit willkurliche Gränzen zu stecken ge-

ſucht hat durch ein Mittel, das gegenwärtig in England, Frankreich und Belgien ziemlich allgemein geübt wird, in Deutſchland aber entweder noch nicht in dem Maaße bekannt oder wenigſtens in den ſoliden Ehen verabſcheut iſt. Ein engliſcher Arzt hat vor einiger Zeit eine eigene Brochure darüber geſchrieben und empfiehlt es der Menſchheit als ein moraliſch-ökonomiſches Mittel, das ihr nur noch übrig bleibe, um nicht zu erſticken an der drohenden Maſſenanhäufung der Population. In Frankreich hört man auch in den anſtändigſten Familien ganz unumwunden ſagen: „wir haben nicht mehr Kinder haben wollen als zwei!“ Es iſt jedoch eine Uebereinſtimmung beider Gatten dazu erforderlich und manche Frauen wollen durchaus nicht darein willigen. In Belgien verbieten es die Prieſter als gottlos, und die ächt katholiſchen Ehen unterſcheiden ſich dort darin, daß ſie dieſe willkürliche Beſchränkung der Natur, die in andern üblich geworden, von ſich weiſen. A. in Brüſſel, mit dem ich mich ebenfalls einmal über dieſen Gegenſtand unterhalten, ſagte ſehr richtig: die Vernunft ſei ebenſo gut ein Begriff, dem man folgen müſſe als die Natur, von der das gewöhnliche Gerede gehe, daß ihr freier Lauf müſſe gelaſſen werden! Es fragt ſich da allerdings nur: was iſt Natur? Läge der Begriff der Natur darin, daß

dem Organismus die ungehinderte Entwickelung aller seiner inwohnenden Fähigkeiten bis ins Unendliche freigelassen werden müsse, so würde bald aus jeder Production eine Hypervegetation und aus der Natur eine Unnatur werden. Wollte man der Natur immer freien Lauf lassen, so müßte man sich auch die Nägel und Haare wachsen lassen, so lang es diesem natürlichen und wilden Trieb des Organismus nur immer beliebt. Es ist gewiß nicht unsittlich, sich die Nägel zu beschneiden, obwohl es naturwidrig wäre, wenn man ganz und gar die Nägel und Haare an sich ausrotten wollte. Ich würde es freilich nicht wagen, die Sittlichkeit jenes „moralisch-ökonomischen Mittels," von dem wir vorhin sprachen, allgemein zu vertheidigen, weil dies, wie alles Moralische, Sache der Individualität ist, aber naturwidrig im wahrsten Sinne ist nur Das, was zugleich vernunftwidrig ist. —

7.

Paris, den 15. Mai 1837.

Sie haben ſchon längſt einen Brief von mir erwartet über H. Heine, mein Zuſammentreffen mit ihm, wie ich ihn gefunden habe und was er Alles hier in Paris denkt und ſagt. Es iſt ſchwer, rhapſodiſche Bekenntniſſe zu thun über Heine, der ſelbſt da, wo man nicht mit ihm ſympathiſirt, immer ein außerordentliches Phänomen der Perſönlichkeit bleibt und deſſen Unterhaltungen mir unvergeßlich ſein werden. Von meinem innern Verhältniß zu Heine könnte ich eine lange Geſchichte ſchreiben und meine Liebe hat heftig genug mit dem Haß gerungen, ehe ein klarer Frieden des Urtheils ſich mir geſtalten wollte über dieſen ebenſo widerſtrebenden als gewaltig anziehenden Geiſt. Sie wiſſen, daß ich nicht zu Denen gehörte, die Heine's Aufgang am Literaturhimmel enthuſiaſtiſch begrüßten, ich habe vor

mehreren Jahren herbe Kritiken über Heine drucken laſſen, und Sie haben mich oft genug getadelt über den Tadel, den ich namentlich gegen ſeine Darſtellungen der Philoſophie und Religion nicht zurückhalten konnte. Ich wünſche auch noch, Heine wäre beſtändig Poet geblieben, anſtatt ſich mit Kritik und Speculation abzugeben, und obwohl er dadurch als Künſtler der Proſa eine ſo große Bedeutſamkeit für die moderne Literatur gewonnen, ſo iſt doch der entſcheidende und epochemachende Einfluß auf die neueſte Proſa ein Werk Börne's, dem man ſo ſpärlich dafür den Lorbeer geflochten hat. Indeß iſt jetzt kein Zeitalter dazu, mit einem Genius, wie Heine, zu rechten oder ihm etwas von ſeinen Verdienſten abzuzwacken, es iſt kein Zeitalter dazu, auf ſeine Nüancen und Unterſchiede einzugehen, die von der gleichgültigen Menge nicht verſtanden werden und welche einen vernichtenden Widerſpruch gegen eine ganze Erſcheinung herbeiführen könnten. Deutſchland hat alle Urſache, hauszuhalten mit ſeinen ausgezeichneten Geiſtern und diejenigen nicht wegzuwerfen, die eine beſondere Wendung ſeiner Cultur ſtempeln, wie Heine. Ich weiß allerdings ſehr wohl, daß Heine nichts Anderes ſein will als Heine, und daß man ſeine eigenſte Natur mißkennt, wenn man ihn als abſichtlichen Führer einer auf die Beſinnung

abzweckenden Propaganda betrachtet, was ihm ein viel zu Allgemeines wäre für ſeine abſenderliche und epigrammatiſche Perſönlichkeit. Aber gerade deshalb, weil Heine in ſeiner brillanten Subjectivität nichts Anderes iſt als Heine, ſtellt er um ſo beſtimmter ein ganz neues und ſeltſames Verhältniß zur Welt dar, das ſich vor ihm noch in keiner ähnlichen Natur ſo entſcheidend ausgedrückt hatte. Er würde auch gewiß ſehr ärgerlich werden, wenn die Prinzipien, auf die er ſich ſtützt und die er verficht, plötzlich allgemein werden ſollten in der Welt, weil ſich ihm dann das ſcharfgeſchnittene Gepräge ſeiner Perſönlichkeit verwiſchen müßte zu einer Jedermannsſache, und Heine befindet ſich perſönlich ganz wohl bei allen ſeinen zweiſchneidigen Widerſprüchen mit der beſtehenden Weltordnung. Dies iſt eben der neue Charakter ſeiner Stellung, daß er durch ſeinen ironiſchen Genius das Unglück einer zweifelhaften und zweideutigen Epoche bezeichnet, ohne ſelbſt dabei unglücklich zu ſein. Vielmehr gereicht ihm der Satz, daß dieſe Erde ein Jammerthal ſei, zur außerordentlichen Heiterkeit und macht ihn auf die geiſtreichſte Weiſe luſtig. Heine iſt nicht zerriſſen, noch kommen die Zerwürfniſſe, die in ſeinen Schriften ſich darſtellen, aus dem Drang einer dunkeln und dämoniſchen Natur heraus, wie es bei den ſo-

genannten unglücklichen Genies des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland der Fall war. Aber ich gestehe Ihnen, daß das unglückliche Geniethum, wegen seiner großen dämonischen Elemente, etwas Heiliges für mich hatte, während mir an Heine gerade das pielerische und doch egoistische Darüberstehen über dem Schmerz, diese sich selbst persiflirende Verzweiflung, die an kein ächtes menschliches Leid sich hingiebt, zuwider war. Und doch liegt eine große Weisheit in dem Humor dieser moralischen Apathie. Es ist die Weisheit einer neuen Weltgeneration, die den festen Entschluß gefaßt hat, glücklich zu werden, und da wäre es lächerlich, wenn Der, welcher das Glück predigt, sich selbst dadurch unglücklich machen wollte! Deshalb ist es gewiß ganz gegen Heine's Absicht, daß man ihn auf eine so strenge Weise verantwortlich gemacht hat für seine Schriften, denn es liegt durchaus nicht in seinem Plan und in seiner Weltansicht, zum Märtyrer zu werden, und er hat vollkommen Recht daran. Wie sich Heine in seiner Philosophie zu dem lieben Gott gestellt hat, so möchte er jetzt auch gern mit den Regierungen daran sein, und wer kann es ihm verdenken? Ich will nicht gerade sagen, daß er Gott einen guten Mann sein läßt, aber Heine's Opposition gegen Gottes Weltregierung trägt doch im

Grunde einen ſolchen Charakter, daß ihn Gott nicht füglich dafür unter das junge Deutſchland werfen kann. Denn es liegt ja, wie geſagt, gar nicht in Heine's Philoſophie, eine Oppoſition auf Leben und Tod und um Gut und Blut zu treiben, ſondern ſelbſt die Waffe der Oppoſition wird ihm zum Spielzeug des Genies, er zeigt auch damit, wie ſchlagfertig er fechten kann, aber er zeigt es mehr als daß er wirklich ficht. Zu den Prinzipien nimmt er oft dieſelbe Stellung ein, wie die Katze zur Maus, in den anmuthigſten Bewegungen ſo lange damit herumſpielend, bis er endlich plötzlich irgend einem Grundſatz den Kopf abbeißt, und wieder mit Anmuth und aus Witz. Was man an Heine noch zu wenig bemerkt hat, iſt die unendliche Ruhe in ihm, die trotz alles Unſtäten und Unruhigen dennoch in ſeiner Natur vorhanden iſt und die bei ihm einen ſeltſamen Uebergangspunct andeutet, auf dem ſich die moderne Blaſirtheit wieder in die poetiſche Götternatur zurückzubilden verſteht. Dieſe Ruhe in Heine iſt der Genuß, in den ſich ſeine ganze Lebensanſchauung vertieft und verloren hat, und woraus ſich eine humoriſtiſche Einheit von Himmel und Hölle in allen ſeinen Bildern, Maximen und Anſichten geſtaltet, indem ihm die Hölle ebenſo leicht zum Himmel als der Himmel zur Hölle werden kann. Dies iſt eine

umgekehrte Art von himmelstürmendem Titan, aus dem Himmel Hölle zu bereiten, und doch ist wieder Himmel überall, wohin Heine das Frühlingsauge seiner Phantasie wendet. Um Heine's Seligkeit ist mir daher gar nicht bange, denn sein Genie reicht sogar so weit, daß er im Stande ist, auf seine eigene Hand selig zu sein, selbst mitten in der Hölle. Seitdem ich ihn von Person kenne, ist mir erst klar geworden, daß er mehr bon enfant als Dämon ist und daß er ein so gutes Gewissen hat, um in goldenen Träumen über Abgründe dahinschweben zu können. Das Trümmerhafte und Zerspaltene in seiner Natur ist als etwas Ursprüngliches darin vorhanden, es ist keineswegs aus den Stürmen und Kämpfen der Zeit hervorgegangen, und darum tritt es als glänzendes Naturell bei ihm auf, und macht den Eindruck eines Ganzen. Die Negation hat sich gewissermaßen in ihm organisirt, sie hat sich eine bestimmte Persönlichkeit gebildet, und macht dadurch Ansprüche auf positive Geltung. Heine giebt mit der einen Hand den Frieden, und mit der andern den Krieg, er schnellt beide lachend in die Lüfte, und oft kommt bei seinen Spielen ein merkwürdiger Ernst heraus und aus Liebesgeschichten werden Weltgeschichten. Aber Heine's ganze Erscheinung beruht in einem einzigen Moment, sie hat keine progressive Entwicke-

lung. In dieſer Beziehung kann man das alte Wort auch von ihm ſagen, daß er wie Minerva gleich ganz und fertig aus Jupiter's Haupt entſprungen, aber dies Fertige und Vollendete iſt nur für Götter gut, bei Dichtern und Menſchen hat es auch ſeine Nachtheile. Das, was Heine iſt, iſt ein einziges Moment ſeines Bewußtſeins und ſeiner Weltſtellung, in dem er ſich gefaßt hat, ſobald ſeine Wirkſamkeit begann, und dies Moment muß man entweder wegwerfen oder anerkennen, man muß es entweder lieben oder haſſen, etwas Anderes iſt mit Heine nicht zu thun. Dies Moment der Weltſtellung erſchöpfend auszuprägen, dieſe Typoſition als unmittelbares Naturell und als fertige Perſönlichkeit aufzuzeigen, iſt die einfache Aufgabe ſeines Genius, innerhalb deren ſich ſeine blitzende Kraft bewegt und vollendet. Deshalb hat auch Heine ſeit der Zeit ſeines erſten Auftretens keine weſentlichen Entwickelungsſtufen in ſeiner Erſcheinung durchgelebt, ſein Talent hat ſich mit Hervorbringung objectiver Geſtalten, die außer ihm ſelbſt liegen, faſt gar nicht eingelaſſen, ſondern es hat ſich beſtändig nur in jenes Moment ſeiner Perſönlichkeit eingeſponnen, worin ihm freilich ein Zauberkreis voll der wunderbarſten Dinge gegeben iſt. —

Ich gerieth mit Heine zuerſt in ſehr ſcherzhafte

Berührungen, indem unsere Begegnung unwillkürlich zu Erörterungen Anlaß geben mußte über das sogenannte junge Deutschland, zu dem man uns mit noch einigen anderen Herren aneinandergeschirrt hatte, ein Joch, das ich seitdem getreulich fortgeschleppt habe. Heine fragte mich mit seiner allerliebsten Naivetät, warum ich es denn damals unterlassen, in der Allgemeinen Zeitung wie so manche Andere eine Erklärung abzugeben: daß ich gar nicht zu Jungdeutschland gehöre! Dies wäre durchaus gegen meine Art gewesen, da ich überhaupt kein Freund von Erklärungen bin und glaube, daß bei keiner Erklärung, eine Liebeserklärung vielleicht ausgenommen, etwas Gescheidtes herauskommen kann. Liebeserklärungen aber abzugeben fand ich mich damals nach keiner Seite hin ermüßigt. Wenn mich die ganze Welt für verrückt hält, so wäre es in der That die schönste Verrücktheit, der ganzen Welt gegenüber zu erklären, daß man vernünftig ist, sondern man ist lieber so gutmüthig und hält sich selbst eine Zeit lang für toll, oder wird es auch allenfalls. Das junge Deutschland ist aber doch ein gar zu lächerliches und miserables Institut gewesen, die gefährlichen Ideen desselben will ich gern, wenn ich einige freche Ideenlosigkeiten von Gutzkow ausnehme, auf meine Schulter laden,

aber ich will nur froh ſein, wenn man mich von der Dummheit freiſpricht, die dazu gehören müßte, unter einem ſolchen Namen und mit ſolchen Mitteln eine ſo precaire Geſellſchaft zu etabliren. Es ſoll mir Vergnügen machen, für einen böſen Kerl gehalten zu werden, wenn es nicht anders ſein kann, aber für dumm und ungeſchickt mag ich nicht angeſehen werden. Heine theilte komiſcher Weiſe meinen Zorn, empfahl mir aber, es Gutzkow niemals entgelten zu laſſen, daß durch ihn dieſer ſchlimme Handel angezettelt worden, denn man dürfe ihn nicht allein in dieſem Unglück ſtecken laſſen, was freilich ſchon die Humanität gebietet. Ich will nur froh ſein, wenn nicht der Verfaſſer der Wally noch einmal die Rolle ſeines Lehrmeiſters Menzel in unſerer Literatur wieder aufnimmt, denn er hat große Hinneigung und Anwartſchaft dazu, dieſe zu ſpielen. Die Menzel'ſche Natur ſteckt nun einmal in ihm, und der Bruch mit ihr, durch welchen eigentlich das junge Deutſchland entſtanden iſt, war nur ein zufälliger, es war eine Ammenmachläſſigkeit Menzel's, daß er ſein Kind Gutzkow nicht beſſer hütete.

Heine äußerte ſich überhaupt in dem vortrefflichſten Sinne über dieſe ganze Angelegenheit und rieth zu einem verſöhnlichen Verhalten von Seiten der

Angefochtenen in jeder Beziehung. Mir ſcheint es noch ehrlicher, gar kein beſtimmtes Verhalten abzureden in Bezug auf ein Ereigniß, das man für keine innere und nothwendige Thatſache gelten laſſen kann, ſondern das aus einer zufälligen Combination der entgegengeſetzteſten Individuen entſtanden. Fünf zuſammengeſchneite Perſonen zu einer ſolidariſchen Verantwortlichkeit von Gedanken zu vereinigen, iſt ein Mechanismus, der ſich in einem Zeitalter der Idee nicht lange fortſetzen läßt. Auch ſcheint dieſe geſchloſſene Geſellſchaft von Ideen unter ſich ſelbſt einen ſehr lockern Zuſammenhang zu haben, und es iſt auch nicht anders möglich, denn wenn das junge Deutſchland mit Leinwand oder in Baumwollenſtoffen handelte, wäre wohl eine dauernde Aſſociation denkbar, aber im Reiche der Literatur läuft Alles auf die Individualität und den Charakter hinaus. Dieſe ſeine Individualität muß man im Zuſammenhang mit dem Ganzen ſich entwickeln laſſen, aber man verliert ſich ſelbſt ſowohl als das Ganze, wenn man von fremder Individualität Beigeſchmäcke annehmen ſoll, die man nicht naturgemäß verwinden kann. Man ſoll nicht Schmalz und Butter auf eine und dieſelbe Semmel ſtreichen, ſonſt wird der ganze Biſſen ungenießbar. —

Ueber ſein eigenes Schaffen that mir Heine einige merkwürdige Bekenntniſſe, die großen Anklang in meinem Herzen fanden. Er ſprach während unſeres Zuſammenſeins oft davon, wie hoch es an der Zeit ſei, wieder etwas Poſitives zu geben in der Literatur und wie es ihn zu größeren Dichtungen hindränge. Er ſchien ſelbſt große Luſt zu haben, ſich noch einmal der Bühne zuzuwenden, auf der die deutſche Poeſie freilich das Höchſte vollbringen könnte, wenn ſie könnte. Sein Buch der Lieder, das ewige Schöpfungen enthält, war er am meiſten geneigt, ſich anzurechnen; den größeren Theil ſeiner übrigen Schriften, meinte er, habe er nur flüchtig und vorübergehend für den Moment gearbeitet. Seine Artikel über deutſche Philoſophie und Religion entſtanden vornehmlich auf Anregung der Vorträge, welche damals der geiſtvolle Ahrens, der ſich gegenwärtig als Profeſſor an der Univerſität in Brüſſel befindet, im Auftrage des Gouvernements über dieſe Gegenſtände in Paris gehalten. Heine ſelbſt denkt ſehr beſcheiden von dieſer Arbeit, aber aufrichtig geſtanden, mir gefällt die Art nicht, tiefernſte Gegenſtände ſo hübſch und ſpaßhaft zuzurichten, daß ſelbſt junge Penſionnairinnen und Nähmamſells es mit Vergnügen leſen und nachher ſagen können: wir verſtehen nun die ganze Philo-

ſophie! Es waren freilich Franzoſen, für welche Heine die deutſche Philoſophie ſo beſchrieb, und dies Publikum fordert in vielen Fällen die Rückſicht, ihm ein Ding ſo mundrecht zu machen, wie man Kindern und jungen Mädchen durch Bonbons und Knackmandeln den Schulgang verſüßt. —

Da wir hier einmal auf die Philoſophie gekommen, will ich Ihnen auch noch Bericht abſtatten über ein ganz neues philoſophiſches Genre, das jetzt hier in Paris in gewiſſen Sphären der Geſellſchaft viele Anhänger und Verbreiter findet; dies, mein Freund, iſt die Philoſophie der Déjazet. Die Bonmots dieſer kleinen Schauſpielerin erregen nämlich hier ein ſo großes Aufſehen, daß man ſogar anfängt, ſie zu ſammeln, und es ſteckt in der That darin oft Weisheit genug, um der Déjazet Anſprüche auf einen Lehrſtuhl an der Sorbonne zu erwerben, wo ſie gewiß mehr wirken würde als die Philoſophie des Herrn Couſin, die gar nicht mehr ziehen will. In ihren ohne Zweifel ſehr geiſtreichen Witzworten ſpricht ſich ein ſinniges Gemüth aus, das die Gemeinheit der Sphäre, auf die es durch Beruf und Handwerk angewieſen, ſich lachend veredelt; es iſt eine Vaudevillephiloſophie, in der ſich oft auf eine burleske Art das Ernſteſte ſpiegelt. Dieſe Göttin des fran-

zösischen Vaudeville sah ich zuerst auf dem Theater des Palais Royal, auf dem sie noch immer als eine hinreißende Erscheinung wirkt und an den Abenden, wo sie auftritt, volle Häuser macht. Nachher sah ich sie in einem Privatzirkel, und sie sagte, daß sie vielleicht noch einmal ihre Memoiren schreiben würde. An dem anziehendsten Stoffe dazu kann es ihr nicht gebrechen, obwohl ihr Witz und ihre Galanterie nie einen so glänzenden Lebenskreis um sie gezogen haben, als es im vorigen Jahrhundert durch einen ähnlichen Charakter der schönen und witzigen Sophie Arnould gelang, in deren Zirkel selbst Geister wie Diderot, d'Alembert und Rousseau sich gebannt fühlten. Virginie Déjazet ist eine kleine Gestalt, zierlich, aber ohne Fülle, und mit keinem für den ersten Augenblick bestechenden Reiz begabt. Ihr Gesicht ist nicht schön, aber eigenthümlich gebildet; es hat einen spitzen, eckigen Ausdruck, die Kopfbewegung ist keck und hintenüber, und der frische dreiste Blick des Auges nimmt oft etwas Sinniges an. In der Lebhaftigkeit des Gesprächs weiß sie sich aber auf eine merkwürdige Art zu verschönen, sowie sie auch auf der Bühne während des Spiels immer anmuthiger und graciöser wird; ja, was bei Andern Frechheit geblieben wäre, wird bei ihr oft

zu einem eigenen Typus von Lieblichkeit und vermag ſelbſt eine gewiſſe Treuherzigkeit des Ausdrucks anzunehmen, wodurch ihrem Weſen ein völlig neues Colorit mitgetheilt wird, wie ich es anderswo noch nie geſehen. Sie beſitzt ein Genre von Schönheit, wie es nur einmal da iſt, und für das es keine Analogieen giebt, da es durch keinen beſtimmten körperlichen Reiz hervorgebracht wird, ſondern aus der ganzen Springkraft und Beweglichkeit ihres Weſens mit einem gewiſſen unwiderſtehlichen Zauber ſich zuſammenſetzt. Auf der Bühne iſt ſie aber im Vaudeville-Geſang beſonders bemerkenswerth, ſie iſt in demſelben die größte Künſtlerin und hat ſich dieſer ächt nationalen Manier mit einer ganz eigenthümlichen Virtuoſität bemächtigt. Die erſten Töne, die das Ohr von ihr treffen, ſind gemeiniglich zu ſcharf und ſchneidend, wie von einem zu hochgeſtimmten Inſtrument, aber bald ſchaukelt ſie ſich in immer anmuthigere Melodieen über, ganze Bienenſchwärme von Tönen läßt ſie leichtſinnig ausfliegen und ſammelt ſie dann wieder mit naivem Ernſt unter den ſtrenggehaltenen Takt und Rhythmus ein. Das Vaudeville iſt ein wahres Symbol des franzöſiſchen Nationalcharakters und nur die Franzoſen konnten dies leichtfertige Genre erzeugt haben. Bei dieſem Volke wird Alles zum

Vaudeville, die ernſthafteſten Angelegenheiten ihres Lebens fallen leicht in dieſen Ton und nehmen dieſe Formung an, ja die ganze neueſte Politik Frankreichs kann nur noch zu einem Vaudevilleſtoff brauchbar erſcheinen. Aber man hat dieſen volksthümlichen Charakter niemals origineller ausgedrückt geſehen, als in der Déjazet, die ein ächtes pariſer Stadtkind iſt und aus der Mitte des pariſer Volksgeiſtes ſelbſt hervorging. Sie mußte ſchon in ihrem vierten Jahre auf einem kleinen Winkeltheater von Paris ſpielen. Sie wurde faſt mit Gewalt auf die Scene hinausgeſtoßen, ſollte tanzen, und weinte; die Zuſchauer bewarfen das liebliche Kind mit Blumen, aber ſie ſchrie, ſie wolle keine Blumen, weil man erſt weinen müſſe, um ſie zu verdienen. Sie wurde aber ſchon als Kind berühmt. Nachher kam ſie auf das Theater der jeunes élèves in der Rue de Bondy, wo ſie bei einer Gelegenheit eine beſondere Seelenſtärke bewies, die einem Mucius Scävola Ehre gemacht haben würde. Sie hatte nämlich in einer mythologiſchen Gruppe als Amor, am Gürtel ſchwebend, eine brennende Fackel zu halten, und das Unglück wollte, daß davon eine Schnuppe auf den Arm der kleinen Actrice niederfiel und, ohne zu verlöſchen, liegen blieb. Aber der fortwährende phyſiſche Schmerz war nicht im Stande, ihr einen

Laut auszupreſſen und die kleine Stoikerin dauerte mit der größten Gewalt über ſich ſelbſt bis zum Fallen des Vorhangs aus, ohne den Effect der Scene zu ſtören. Sobald die Gardine aber gefallen war, ſank ſie ohnmächtig zuſammen. Dieſe Selbſtüberwindung, die nachher auch in den Journalen verherrlicht wurde, verſchaffte ihr damals eine große Gunſt beim Publikum. Darauf machte ſie ihre Laufbahn an einigen größern Theatern der Hauptſtadt, verweilte auch einige Zeit in der Provinz, namentlich auf den Theatern von Lyon und Bordeaux, und kehrte dann wieder nach Paris zurück, wo ſie ſeit mehreren Jahren die Maſſen elektriſirt. Noch größer aber iſt vielleicht ihre Anziehung, die ſie in einem bunten, leichtſinnigen und vielgeſtaltigen Privatleben ausgeübt hat. Man ſieht es dieſem ſeltſamen Mädchen auf den erſten Blick an, daß ſie witzbegabt iſt, von ſinnreichen Einfällen ſprüht und ein urſprüngliches Leben in dem kleinen Köpfchen beherbergt. Ich habe Ihnen einen ganzen Schub ihrer Bonmots verdeutſcht, ſo gut es damit in unſerer Sprache gehen will; verkürzen Sie ſich ein wenig die Zeit mit der Lebensphiloſophie dieſes durchtriebenen Weltkindes. Sie werden ſich wundern, ſoviel Leichtſinn, Tiefe und Charakter in dieſem Geſchöpf vereinigt zu finden, das ſich in ſeiner Naivetät einen

lachend darüberſtehenden Standpunct über Leben und Zeit erobert hat. Sie ſehen wieder, wie ein ewiger Geiſt die Welt ſo gut eingerichtet, daß Jeder in ſeiner Weiſe zu dem höchſten Standpunct gelangen kann. Und nun lachen und leſen Sie! — — —

8.

Paris, den 18. Mai 1837.

— Gestern besuchte ich Herrn Ballanche, dessen stille und sinnige Denkergestalt mir schon früher in Paris aufgestoßen war und der ganz abgesondert lebt von dem hiesigen Weltgetümmel, nur mit seinen großen Gedanken und Träumen beschäftigt. Er wohnt im Faubourg St. Germain, dem er auch seiner politischen Gesinnung nach zugehört, in der Rue de Sévres, seiner Freundin Recamier in der bekannten Abbaye aux bois gegenüber. Durch zwei mit Büchern überfüllte Zimmer gelangte ich in ein kleines Kabinet, in dem sich nur Tisch und Bett befanden. Hier saß Herr Ballanche, ein schon bejahrter Mann mit ergrauten Haaren, aber ein Paar wunderschönen Augen, die den tiefen, süßen und theosophischen Sinn, die dichterische und gotterfüllte Weisheit seiner Philosophie, wiederzuspiegeln schei-

nen. Sein Aussehn ist etwas durch eine dicke Backe und eine Seitwärtsneigung des Kopfes entstellt, aber nichtsdestoweniger besitzt er eine persönliche Liebenswürdigkeit in seiner ganzen Erscheinung, in der sich die geweihte Stille des Denkers und Theosophen ausgeprägt hat. In Ballanche ist ein elegischer Carlismus zurückgeblieben, der seinem Wesen eine besondere Färbung giebt. Er hat seine philosophischen Arbeiten unter der Restauration begonnen und wurde durch die Julirevolution insofern darin gestört als unter andern Zeitumständen, die mehr wissenschaftliche Gunst gewährt hätten, er ohne Zweifel eine erfolgreichere Verbreitung seiner Schriften und Gedanken erlangen mußte. Er klagte gegen mich sehr über den Abbruch, welchen die Politik dem Aufkommen der Philosophie in Frankreich thue, sowie auch darüber, daß die Franzosen ihn nicht verständen und sich beständig über die Dunkelheit seines Stils beschwerten, obwohl er glaube, es liege nicht an ihm, sondern an der eigenthümlichen Natur seiner Landsleute, die, wie er meinte, an philosophischen Forschungen nur dann erst Antheil nehmen würden, wenn man die Kunst erfunden, sie ihnen wie einen Roman darzustellen. Ein systemgewöhnter Deutscher dagegen, der die Werke von Ballanche liest,

ſollte glauben, daß dieſer eine ſolche romanhafte Kunſt für die Darſtellung der Philoſophie bereits erfunden, denn es iſt darin eine Miſchung von ächt ſpeculativer Myſtik und Popularphiloſophie in einem poetiſchen Gewande, das oft ſogar in die kunſtvollſten Falten geworfen iſt. Der Urborn der Philoſophie von Ballanche iſt die Begeiſterung, in welche ihn ein tiefſinniges Anſchauen von dem einheitlichen Grundzuſammenhang aller Erſcheinungen geſetzt hat. Es iſt in ihm ein Spinozismus, der, ſtatt der mathematiſchen Formel, ſich den Mythus an die Hand genommen, um ſeine logiſchen Beweiſe durch Gebilde der wunderbaren Fabelwelt zu führen. Es iſt eine mythologiſche Methode des Philoſophirens, die oft ein erhabenes und prächtiges Schauſpiel darbietet, und den Verſtand zwingt, ihr dienſtthuend zu gehorchen, indem ſie hohe Dome der Phantaſie in den Himmel hineinbaut, denn man kann dieſen poetiſchen Schöpfungen des Denkens die ſtrenge Organiſation des Verſtandes nicht abläugnen. Der religiös-geſchichtliche Standpunct, von welchem die Philoſophie des Herrn Ballanche ausgeht und auf den ſie überall zurückkommt, befeuert ſeine Einbildungskraft nicht minder als ſein Denken, um die höchſte Formel zuſammenzuſetzen, die erſchöpfend und uni-

verfell den Sinn der ganzen Weltentwickelung ausdrücke. Ballanche ſteht in dieſer Weiſe ganz eigenthümlich unter den modernen Philoſophen da, und bei den Franzoſen iſt er eine fremde Geſtalt, der man gar kein heimiſches Gepräge abſieht und ſie deshalb einſam ſtehen läßt in ihrer abſonderlichen Weisheit. Die Philoſophie der Geſchichte, namentlich wenn ſie theoſophiſch betrieben wird, kann auch der praktiſchen Nationalität der Franzoſen wenig zuſagen, und darin liegt zum Theil eine große Tüchtigkeit und Geſundheit des franzöſiſchen Naturells. Ein Volk, unter dem viel geſchichtsphiloſophiſcher Sinn herrſcht, hat ſelten viel politiſchen Sinn, denn die Philoſophie der Geſchichte macht unſere Anſchauungen zu univerſell und verallgemeinert die hiſtoriſchen Individualitäten, deren die politiſche Freiheit bedarf. Die politiſche Freiheit muß aus einem Kampf mit den individuellen Mächten der Geſellſchaft hervorgehen, während die Philoſophie der Geſchichte zu einem Gottesfrieden des Allgemeinen hinſtrebt. Bei keinem Volke iſt in der letzten Zeit mehr Geſchichtsphiloſophie zum Vorſchein gekommen als bei den Deutſchen, und wir können nicht läugnen, daß es nicht bloß unſere Weisheit, ſondern auch unſere Krankheit iſt, welche, wie bei der Meeresmuſchel, dieſe Perle aus uns hervortreibt.

Ballanche iſt genöthigt geweſen, alle ſeine vortrefflichen Schriften auf ſeine Koſten herauszugeben, weil ſich kein Verleger dazu finden wollte, denn bei allen großen Redensarten über den gegenwärtigen Fortſchritt der Philoſophie in Frankreich iſt doch noch immer kein Publikum dafür vorhanden. Er iſt jetzt damit beſchäftigt, ſeine Werke noch einmal zu redigiren, ſie in einen ſyſtematiſchen Zuſammenhang zu bringen und dann von Neuem herauszugeben. Die auf die Geſchichte ſich beziehenden Partieen ſeiner Philoſophie ſollen noch die vollſtändigſte Ausführung und Durcharbeitung erhalten. Ballanche geht bei allen ſeinen Geſchichtsbetrachtungen von einem Urtypus der römiſchen Geſchichte und des römiſchen Geſellſchaftszuſtandes aus, und entwickelt daraus ſeine **formule générale de l'histoire**, wie er es nennt, auf eine Weiſe, die mir noch ſehr problematiſch und willkürlich erſcheint. In der That aber iſt dieſe allgemeine Geſchichtsformel, welche er findet, nichts Anderes als ein Reſumé der römiſchen Geſchichte, das, in der tiefſinnigſten Form, und von dem hochpoetiſchen Schwung ſeiner Phantaſie getragen, eine univerſelle Geltung erlangt. Wie er aber von einer urſprünglich gegebenen Einheit des Geſellſchaftszuſtandes ausgeht, ſo ſchwebt ihm auch eine große Weltbewegung in der Zukunft

vor, die daran arbeitet, eine neue Einheit der menſchengeſchichtlichen Zuſtände zu erſchaffen. Dieſe Arbeit hat nach ihm ſchon in der heutigen ſocialen Welt begonnen, aber es iſt die Schöpfung einer neuen katholiſchen Einheit, auf die es ankommt. **Le monde social est en travail d'une nouvelle unité catholique.** Er glaubt, daß dieſe ungeheuere Revolution auch den Orient wieder in die Geſchichte mit hineinziehen werde, aber er beſtreitet, daß dieſe katholiſche Einheit des Weltzuſtandes, wovon ſeine gotttrunkenen Gedanken träumen, jemals zum Vortheil der Theokratie ausſchlagen werde. Ballanche iſt hier auf dem Wege, ſich einen ſpeculativen Katholizismus aufzubauen, wie wir ihn in Deutſchland ſchon von mehreren und verſchiedenen Seiten her entſtehen ſahen, aber er iſt gänzlich unabhängig von dieſen deutſchen Beſtrebungen, da er ſich überhaupt von der in Frankreich zuletzt Mode gewordenen eklektiſchen Philoſophie durch die ſelbſtändige und eigenthümliche Richtung ſeiner Originalnatur, die nur aus der Fülle ihrer ſelbſt ſchöpft, unterſcheidet. Ballanche iſt mit einigen Hauptergebniſſen der deutſchen Philoſophie und Wiſſenſchaft nicht unbekannt geblieben, aber er hat gar keine eigenen Studien auf dieſem Gebiet gemacht und die deutſche Sprache fehlt ihm gänzlich. So

ſtellt er um ſo unmittelbarer die Erfolge dar, welche der franzöſiſche Geiſt in ſeiner eigenſten Weiſe der Philoſophie abzugewinnen vermag, und zwar der franzöſiſche Geiſt in der alten Herrlichkeit ſeiner religiöſen, legitimen und dynaſtiſchen Sympathieen. So hat der Katholizismus in neueſter Zeit zwei Extreme in Frankreich ausgebildet, den demokratiſchen Katholizismus des La Mennais, und den theoſophiſchen des Ballanche, die aber bei dem heiligen Vater beide für ungerathene Söhne gelten müſſen. Denn weder der Demokratie noch der Theoſophie wird der Papſt ſeinen Segen ertheilen. —

Herr Ballanche ſchenkte mir die Ausgabe ſeiner Werke, die im Jahre 1830 in vier ſtarken Bänden erſchienen, ein um ſo dankenswertheres Geſchenk, da dieſe Schriften ſo ſelten und in Deutſchland faſt gar nicht aufzutreiben ſind. Ich hoffe, Ihnen daher vielleicht etwas Angenehmes zu erweiſen, mein Freund, wenn ich Ihnen vor der Hand einige Auszüge in einer raſch unternommenen Ueberſetzung beilege, um damit die weſentlichſte Grundrichtung dieſer Geſchichtsphiloſophie zu charakteriſiren, da ich mir eine erſchöpfendere Beurtheilung dieſes merkwürdigen Mannes, ſoweit ich ſie zu geben vermag, für eine andere Gelegenheit aufſparen muß. Die

nachfolgenden Stellen ſind aus den **Essais de Palingénésie sociale**, dem Hauptwerke von Ballanche, das aber nur erſt in den allgemeinſten Umriſſen entworfen und noch wenig ausgearbeitet ſcheint.

* * *

— Es iſt gewiß, daß Tiberius und Titus auch heut noch exiſtiren, daß ſie ſelbſt mitten im Kreiſe unſerer Thätigkeit noch ihr fortdauerndes Leben haben, denn Alles, was ſie gedacht, gethan und geſagt, ihr Bild, ihr Gedächtniß, das von ihnen übrig geblieben, kurz die ganze Erſcheinung ihres Weſens in der Zeit, hat eine Art von Wirklichkeit behalten, die auf uns Einfluß ausübt, welche die Beweggründe, Motive und Gelegenheiten für unſer Denken und Fühlen abgiebt; die Thaten, die ſie vollführt haben und deren Folgen bis auf uns heranwogen, machen einen Theil unſerer Erfahrung, unſerer gegenwärtigen Geſchicke aus. Aus noch viel ſtärkeren Gründen verhält es ſich ſo mit den Dichtern, den Rednern, Philoſophen, Geſetzgebern, Gründern von neuen Reichen und Theokraten.

Was ich vom Tiberius und Titus ſage, hat ſeine Anwendung auf alle Namen der Fabelwelt wie der Geſchichte.

Die Erinnerungen der Welt leben in den Künſten fort und dienen ihnen zur beſtändigen Begeiſterung. Die alten Gedanken werden reproducirt in Marmor, Erz und auf der Leinwand. So gelangen die erloſchenen Traditionen zu unaufhörlicher Wiedergeburt.

Folglich iſt die Seele unſterblich.

Folglich iſt das menſchliche Geſchlecht ein Eines und Einheitliches.

Folglich verliert ſich das Individuum nicht in der allgemeinen Identität.

Der Menſch iſt zugleich individuell und collectiv, wechſelſeitig verbürgt und auch wieder verantwortlich für ſeine eigenen Thaten, voller Willen und voller Verhängniß.

* * *

— Die Lüge beherrſcht uns ebenſo ſehr wie die Wahrheit in den Berichten, welche die Geſchichte auf uns bringt. Jene vorgebliche römiſche Freiheit, die ſo verſchieden iſt von der Gleichberechtigung in dem Freiſtaat der Athener, hat uns einen falſchen Glauben auferlegt, ſowie ſie uns auch einen wahren hätte geben können. Man ſehe die Tragödieen Voltaire's, die ſo ſehr das Gepräge der hiſtoriſchen Vorurtheile ſeiner Zeit tragen; man ſehe die Corneille's, welche auf gleiche Weiſe in einer Sphäre

darin ſtehen, die der Wahrheit völlig entgegengeſetzt iſt, ſowie dieſe uns jetzt erſcheint.

Ich habe ſchon bemerkt, daß der Menſch unaufhörlich beſchäftigt iſt, die Vergangenheit wiederzubilden, und die Vergangenheit gehört ihm mit demſelben Rechte an als die Zukunft.

Es iſt alſo das Werk des Menſchen, die Vergangenheit zu enträthſeln, ſie wiederaufzubauen nach der Idee, welche in den Monumenten ſchlummert, nach dem allgemeinen Geſetz, das ſich bei jeder Kriſe der hiſtoriſchen Wiedergeburt offenbart; und zu dieſer Enträthſelung dient ihm dieſelbe Fähigkeit, welche ihm die Zukunft vorausahnen hilft. Die Gegenwart exiſtirt nur unter der Bedingung der Vergangenheit und Zukunft oder iſt vielmehr nur die geheimnißvolle Verſchmelzung beider.

Die Idee der Gegenwart, im ächten Sinne gefaßt, würde uns die Idee einer allgemeinen Zeitgenoſſenſchaft, das heißt: der Ewigkeit, geben.

Die Menſchen vor uns, das ſind wir; die Menſchen um uns her, welche dieſelbe Zeit mit uns theilen, das ſind wir; die Menſchen nach uns, das ſind wir abermals.

Unſere Sympathieen bilden aus Jedem von uns das Menſchengeſchlecht ſelbſt.

Man hat Mühe ſeinen eigenen Gedanken aus-

einanderzulegen, weil es ein individueller Gedanke iſt; man hat auch Mühe, den Gedanken eines Andern auseinanderzulegen, aus demſelben Grunde. Nicht ſo verhält es ſich mit einem allgemeinen Gedanken. Dieſer iſt beſtändig klar, mag es auch oft unmöglich ſein, ihn wörtlich auseinanderzuſetzen, ihn in beſtimmte Redeweiſen einzuſchließen.

Die Erfahrungen der franzöſiſchen Revolution haben eine Fackel angezündet, welche weithin einen erhellenden Schein wirft über die alten Geſchichten, ſowie ſie, in näherer Horizontalweite, die neueren Geſchichten erhellt. —

* * *

— Das Ideal iſt das Abſolute und Allgemeine. Das Schöne im Menſchen iſt der Menſch, und nicht ein Menſch, in der Frau iſt es die Frau, und nicht eine Frau. Es iſt das Weſen in ſeiner Allgemeinheit, und nicht in ſeiner Individualität. Je mehr ein Individuum ſich der alſo gefaßten Idee annähert, um ſo näher iſt es dem Typus des Schönen gekommen. —

* * *

— Die Geſellſchaft, wenn ſie einmal in Verſteinerung übergegangen, bewahrt doch noch, ich weiß nicht welche organiſche Bewegung, die dem Leben ähnelt, aber es doch nicht iſt. Daraus entſteht eine

Art von Materialismus, von dem wir keine Vorstellung haben würden, wenn wir nichts von China wüßten. Hier ſieht man, was aus der Geſellſchaft werden kann, wenn ſich alle Handlungen ihres öffentlichen und Privatlebens nicht anders als in fertig gemachten Formeln äußern und zu Gebräuchen werden, die mit der Genauigkeit einer geometriſchen Figur abgezirkelt ſind, wo die Poeſie ſelbſt geknebelt iſt in lächerlichen Banden vorgeſchriebener Reimſylben. Man ſtelle ſich, wenn man kann, eine durch die Zeiten vertrocknete Mumie vor, in der eine unſterbliche Seele eingekerkert iſt. Dennoch habe ich eine ſolche Idee von der menſchlichen Seele und den Geſchicken, die ihr verheißen ſind, daß ich glaube, ſelbſt dieſe wunderbare Mumie iſt eine Chryſalide, und es wird einmal für ſie ein Tag kommen, wo man ſie aufſteigen ſieht mit glänzenden Flügeln dem Sonnenlicht der Wiedergeburt entgegen. Nein, ich verzweifele ſelbſt nicht an China! —

* * *

— Die Theokratie, wenn ſie dazu gelangte, ſich der Geſellſchaft zu bemächtigen, würde doch ungeachtet ihres Prinzips nicht im Stande ſein, ſie vor Atheismus und Materialismus zu bewahren, denn der Glaube, auf ſtehende Gebräuche zurück-

geführt, hört auf ein lebendiger zu ſein. Die Vorſehung aber hat andere Mittel, um das Prinzip des Fortſchritts mit dem Prinzip der Erhaltung zu verſöhnen und einen Einklang hervorzubringen zwiſchen dem allgemeinen Geſetz, welches alle Geiſteskräfte in einen gemeinſamen Zweck leitet, und dem Moralgeſetz, das jedem Individuum die Fähigkeit ertheilt, Verdienſt oder Verſchuldung ſich zu erwerben. Die theokratiſchen Machtanſprüche ſind immer bekämpft worden durch die Machtanſprüche der Militairgewalt in der einen Zeit, und durch die bürgerliche oder gerichtliche Gewalt in einer andern Zeit. Die Nationalitäten haben immer den Univerſalitäten das Gegengewicht zu halten geſucht. Mag nun die bürgerliche oder, wenn man will, die weltliche Gewalt durch einen Fürſten oder durch einen Collectivkörper dargeſtellt ſein, es hat immer dieſelbe Bewandtniß. Wenn Gregor VII. ſeine großen Abſichten hätte verwirklichen können, ſo würde Europa zum Orient geworden ſein. Die gleichzeitigen Fürſten widerſtanden, und widerſtehen fortwährend. Dieſer Kampf, den die Vorſehung gewollt, führt auf eine wunderbare Weiſe auf den Fortſchritt des Menſchengeiſtes hin. Durch dieſen Kampf iſt jene große plebejiſche Pflanze in Blüthe geſtiegen, deren ganze Machtentfaltung wir in

unſerer ſocialen Palingeneſie zu zeigen Gelegenheit haben werden. Wir werden dann ſehen, wie das Senfkorn zu einem unermeßlichen Baume geworden iſt, der die Welt bedeckt.

Dies darf jedoch nicht hindern, dankbare Gefühle zu haben und zuerkennen zu geben gegen den Hohenprieſter der Theokratie, deſſen Gewalt die Völker befreite von der Macht, unter der ſie ſich zu beugen im Begriff ſtanden.

Ich will nicht unterſuchen, ob das Anſehen der beiden Mächte ſchon da war oder da ſein konnte vor dem Chriſtenthum, ſondern ich will hier nur eine einzige Bemerkung machen. Der Ausdruck: weltliche Macht, iſt, nach meiner Anſicht, die Quelle vieler Irrthümer geweſen. Die weltliche Macht iſt nämlich auch an ſich ebenfalls eine geiſtige Kraft, eine Intelligenz. Sonſt müßte man ja ſagen, daß, abgeſondert von der geiſtlichen Gewalt, die Geſellſchaft nichts als ein thieriſches Ding, eine Brutalität ſei. Dem iſt aber nicht ſo. Die zeitliche Gewalt regiert dieſe Welt, aber eine Welt, die aus intelligenten Weſen beſteht, welche ſich organiſch darſtellen und geltend machen; die geiſtliche Gewalt aber bereitet uns vor zu einer zukünftigen Welt und betrachtet dieſe hier nur wie eine Prüfung. Es iſt ſicher, daß, wenn die weltliche Gewalt von der Art

wäre, wie gewiſſe Theologen oder eine ſenſualiſtiſche Philoſophie ſie beſtimmt haben, man dann genöthigt ſein würde den Ultramontanismus zu bekennen, weil er dann allein im Stande wäre, die Geſellſchaft zu vergeiſtigen. Aber man muß die Ueberzeugung hegen, daß die weltliche Gewalt, welches auch immer ihre Gränzen ſein mögen, doch hervorſtechend durch das Geiſtige geleitet wird. Der Menſch erfullt nicht ſein ganzes Schickſal in dieſer Welt; die Religion tritt mit Anbeginn des dieſſeitigen Lebens ein und führt ihn die Vorbereitungswege zur anderen Welt. Unſer ſterbliches Leben iſt ein Mittel und nicht ein Endzweck. So iſt auch die Geſellſchaft nur ein Mittel und nicht ein Zweck. —

* * *

— Eine Zeit kennt ſich nicht, aber das Geſetz, welches die Zeiten auf die Ewigkeit gegründet hat, weiß das Geheimniß der Zeit, die ſich nicht kennt. Die Sprachen haben auch von ſich ſelbſt keine Kunde, aber der Geiſt, der in ihnen enthalten iſt, entwickelt ſich darin nach demſelben Geſetz, welches den Ausdruck der menſchlichen Intelligenz geſtaltet.

Erfahrung und Analyſe finden ſtets in der vollendeten Begebenheit das tiefe Myſterium der Spon-

taneität auf, welche die Handlung hervorgebracht hat.

Eine Zeit weiß nichts von ſich, aber die Vorſehung leitet ihr Werk im Großen, im Allgemeinen, durch ein urſprüngliches Geſetz, das unbewußt iſt den Menſchen, die im Kleinen und Beſonderen ſchauen und nur Eines nach dem Andern erkennen.

Eine Epoche weiß nichts von ſich, das heißt: ſie kennt den Gedanken nicht, der ſie handeln macht, aber Gott kennt dieſen Gedanken; er iſt es, der ihn in die Sphäre der Thätigkeit des Menſchen geworfen, damit dieſer ſich ihn unter gewiſſen Bedingungen aneigne.

Die menſchlichen Leidenſchaften, Gewaltſamkeit, Mord, dienen oft zur Hülle dieſem Gedanken der Zukunft, der in der Gegenwart verborgen liegt; dieſer Gedanke der Zukunft triumphirt durch Blut und Thränen, ſowie der in dem Getraidekorn verſteckte Keim ſich den Sieg verſchafft durch Zerſprengung des Kornes ſelbſt.

Eine Zeit weiß nichts von ſich, doch iſt ſie begabt mit einem Inſtinct, der ſie zum Handeln beſtimmt.

Ein Menſch weiß nichts von ſich, aber er hat auch jenen analogen Naturtrieb.

Der Menſch muß ſich ſtudiren. Der Menſch als öffentliches Individuum muß in dem Inſtinct ſeiner Zeit den innerſten Gedanken, welcher dieſe Zeit handeln macht, erforſchen.

In allen Epochen giebt es ein Räthſel zu entziffern, einen Knoten zu entwirren, ein Problem zu löſen.

Die Oedipe, die Sibyllen, die Propheten, die Seher, ſind immer ſeltene Perſonen; bisweilen will man ſie auch nicht reden hören, ohne lieber von den Alexandern zu ſprechen, welche alle Schwierigkeiten mit dem Schwert durchhauen.

Jeder iſt ein zur Palingeneſie beſtimmtes Weſen, das von ſeiner gegenwärtigen Umwandlung nichts weiß, und auch nicht einmal von ſeiner vorausgegangenen.

Eine Zeit kennt ſich nicht, denn das allgemeine Geſetz, welches alle Zeiten regiert, iſt ein Geſetz, das der menſchlichen Freiheit Raum geben will; folglich kann da Gute und das Böſe, das Menſchen vollführt haben, ihnen zugerechnet werden.

Die Wirkungen und die Urſachen verketten ſich. Nichts wird plötzlich hervorgebracht. Es lag nicht in Gottes Willen, die Triebkraft des Univerſums jedem Moment zu überlaſſen. Er hat Geſetze ge-

bildet, die es unabläſſig lenken; dies gilt im moraliſchen wie im phyſiſchen Sinne. —

* * *

— Man muß die Einheit in einem theoſophiſchen Sinne verſtehen. Die Seele hat weder Zeit noch Ort; wann ſie einen Act vollführt, ſo iſt dieſer Act ein Eines. Unter dieſem Geſichtspuncte muß man ihn begreifen. Dadurch erklärt ſich, wie die Einheit ganz natürlich iſt in einem Gegenſtande, welcher an der Quelle der Myſtericen geſchöpft iſt und wie ſie künſtlich iſt, wo ſie hineingetragen erſcheint in rein hiſtoriſche Dinge. Die einen ſind ſpontan, die andern ſucceſſiv; es giebt aber kein Mittel, zu machen, daß das Succeſſive ein Spontanes ſei. Shakeſpeare legte Hand daran. Da es jedoch kein Schönes geben kann ohne Einheit, indem das Schöne ſpontan und nicht ſucceſſiv iſt, ſo iſt es nöthig, daß ein hiſtoriſcher Gegenſtand ſeine Einheit habe, und dieſe Einheit findet ſich in dem tiefinnerlichen Gedanken, der das Ereigniß lenkt, in der Idee, welche ſeine erſte Urſache iſt. Tauchet alſo hinab in das Centrum der That, in ihre geheimnißvolle Triebkraft, wenn ihr ſie wiedergeben wollt als Drama oder Epopöe.

* * *

— Es giebt in jedem Gouvernement ein Prinzip, welches das hervorbringende und geſetzgebende Prinzip iſt, das Prinzip der Bewegung. Dies iſt das Prinzip, welches die Einheit bildet, und was dieſem Prinzip gemäß iſt, iſt der wahre Ausdruck des allgemeinen Willens. Will man ihm einen Namen geben, ſo iſt es der Name des Geſetzgebers. Alles, was ſich von dieſem Prinzip losſtrennt, liegt außerhalb des allgemeinen Willens, außerhalb der geſetzlichen Freiheit, außerhalb der freien Unterwerfung der Individuen, außerhalb der Zurechnungsfähigkeit. Die Häupter des Gouvernements ſtehen in Sympathie mit dieſem Prinzip, um das Band oder den Mittelpunct der Einheit zu knüpfen.

Goguet mißt den Orakeln die Urſache der allmählig aufeinanderfolgenden Revolutionen in Griechenland bei; es iſt die geheime und unſichtbare Urſache, welche dieſer Gelehrte den Orakeln beimißt. Dieſe Urſache finde ich für jede Nation in dem tiefinnerlichen Geiſt jeder Individualität.

Uebrigens ſtimmen Plato und Cicero überein hinſichts der Bedeutung der Orakel.

Die Entwickelung, die zu Rom ſtattfand, war, durch die Natur der Inſtitution, von einer rieſenhaften Excentricität; denn dieſe Inſtitution war die ſtärkſte und kräftigſte Zuſammenfaſſung des Orients,

der hier wie auf ſeiner höchſten Spitze ſich gewaltig in Bewegung ſetzte, um die Entfaltung des Occidents hervorzubringen.

Hier iſt alſo Kampf, ein ſchreckenerregender Kampf zwiſchen dem ſtationnairen und dem fortſchreitenden Prinzip.

Ueberall, wo dieſer Kampf aufhört, giebt es Stockung des Lebens, eine verſteinerte oder ſtereotype Civiliſation wie im Orient. Die Geſellſchaft bleibt ſtets auf dem Punct, wo ſie iſt, wie in China.

Hier offenbart ſich der große Beruf des Occidents.

Durch den Wetteifer der Kaſten des alten Europa iſt die Beweglichkeit Europas und ſein Fortſchritt hervorgebracht worden.

9.

Paris, den 21. Mai 1837.

— Gestern Abend war in dem Salon des Herrn Thiers einen Augenblick lang von einem preußischen Staatsmanne die Rede, dem Minister Ancillon, dessen kürzlich erfolgter Tod auch hier die Aufmerksamkeit auf ihn hinlenkte. Ancillon ist einer der wenigen, so zu sagen, politischen Charaktere Deutschlands, die man in Frankreich ziemlich allgemein kennt, obwohl Thiers gestern meinte, Ancillon sei nur ein literarischer Charakter gewesen, aber kein politischer, und das eigentlich praktische Wesen eines Staatsmannes habe ihm in der Manier, wie er öffentliche Dinge berührt und behandelt, gänzlich gefehlt. Thiers lobte übrigens bei dieser Gelegenheit durchaus die auswärtige Politik des preußischen Hofes, die er sincère in allen Stücken nannte; kein anderer Hof habe sich in sei-

ner Stellung zu den übrigen Mächten so consequent, fest und lauter gezeigt. Es ist selten, wenn sich hier in einer Gesellschaft das Gespräch vorübergehend auf deutsche Verhältnisse verirrt, da man beständig mit den einheimischen so viel zu schaffen hat, besonders bei Herrn Thiers, in dessen Salon jetzt eine gewisse vielgeschäftige Rathlosigkeit zu herrschen scheint. Denn der parti-Thiers, der sich jetzt zu einem kleinen Häuflein zusammengeschrumpft zeigt, befindet sich in der ärgerlichsten Verlegenheit hinsichts der Stellung, die er behaupten soll, und doch ist er nicht so demoralisirt und ehrlos, wie die pariser Journale sagen, um unter jeder Bedingung wieder zur Gewalt gelangen zu mögen. Thiers selbst steht jetzt lauernd wie ein Habicht, aber ruhig da, und sieht aus seiner Stoßvogelperspective den Begebenheiten zu, um ihnen den rechten Moment abzulauschen, der ihm wieder Einfluß auf die Bewegung der Dinge verspricht. Er mag sich jetzt nach keiner Seite hin neigen, wo er festkleben könnte wie der Vogel auf der Leimruthe, denn es ist jetzt ein fataler Augenblick für ihn wie für jedes Talent in der Welt. Man mag sich schwenken wie man will, es kommt überall die Neigung eines schiefen Winkels heraus. Ich glaube übrigens keineswegs, daß Thiers seine Rolle ausgespielt hat, obwohl man

Alles gethan, ihn zu lähmen und gewiſſermaßen zu einer unmöglichen Perſon zu machen. Thiers iſt aber der wahre Queckſilberkobold der heutigen Politik, er kugelt ſich jedesmal nur mit der Abſicht zuſammen, um deſto elaſtiſchere Sprünge danach zu machen. Seit dem Sturz ſeines Miniſteriums nimmt er nun einſtweilen eine gediegene vornehme Haltung an, die ihm freilich etwas ſonderbar zu ſeinem diaboliſchen Weſen ſteht, mir aber ganz richtig berechnet vorkommt, obwohl man nicht umhin kann darüber zu lächeln. Er beobachtet jetzt mit ſeinen kleinen ſtechenden Augen, die durch ein Paar große Brillengläſer ſehen, die allerleiſeſte Bewegung bei Hofe und ſieht dabei mit ſeinen geſpitzten Ohren aus, als könne er das Gras wachſen hören auf dem Tuilerieenhofe. Thiers äußert ſich ſcheinbar noch ſehr günſtig über den Hof, oder ſtreckt wenigſtens nur eine mit Baumwolle umwickelte Kralle gegen denſelben aus. Für den jungen Herzog von Orleans legt er einen völligen Enthuſiasmus an den Tag; ob er aber mit der Zeit der ärgſte Feind Louis-Philipp's werden wird, kommt ganz und allein auf Louis-Philipp an. Thiers' Ehre würde nichts dagegen haben, ein Hofmann der Juliregierung zu ſein, aber ſein Ehrgeiz als Staatsmann war doch noch ſtärker, und man muß ſagen, daß

Thiers entweder zu viel oder zu wenig Teufel iſt, um die moderne Vereinigung von Hofmann und Staatsmann glücklich treffen zu können. Deshalb überwarf er ſich bei der ſpaniſchen Sache mit Louis-Philipp, was man nicht begreifen kann, wenn Thiers wirklich ſo charakterlos und grundſatzlos wäre, als er jetzt von allen Seiten dargeſtellt wird.

In ſeinen Soiréen wird ſehr eifrig, ſcharf und verſtändig über die politiſchen Fragen des Tages hinundhergeſprochen, und zuweilen rückt auch Madame Thiers ihre weibliche Batterie mit ins Feld. Thiers drückt in ſeiner äußern Erſcheinung, ſo klein und unanſehnlich er auch iſt, doch eine beſondere Energie und Spannkraft aus, die freilich mehr auf Brusquerie als auf Charakter zu beruhen ſcheint. In ſeiner Gewohnheit, mit den Händen in beide Seitentaſchen zu fahren, nimmt er ſich mitunter wie ein ſchlauer Kaufmann aus, der beſtändig Gewinn und Verluſt berechnet. Wenn er ſpricht, hebt er ſich etwas in die Höhe und ſeine verſchlagene Geſtalt nimmt einen charakteriſtiſchen Ausdruck an. Er ſpricht mit vieler Kaltblutigkeit, obwohl er mitten in ſeiner Rede äußerſt lebhaft und leidenſchaftlich werden kann. Die eigenthümliche Heiſerkeit ſeiner Stimme ſchrillt dann wie ein unheilbedeutender

Schickſalsvogel. Um ſeine Lippen ſpielt eine moquante Bewegung, die zugleich Selbſtbewußtſein, Unüberwindlichkeit und Vertrauen auf den Sieg der Rede verräth. Sein Haar iſt ſchon etwas angegraut, doch glaube ich, daß Thiers noch nicht lange ein Vierziger geworden. Man hat ſich in der letzten Zeit darin gefallen, Thiers als den Sündenbock der franzöſiſchen Politik zu betrachten und es iſt eine vernichtende Kritik über ihn in der franzöſiſchen Journalwelt faſt allgemein geworden, welche dann auch, wie es zu geſchehen pflegt, in Deutſchland ihre gedankenloſen Nachſprecher gefunden, ſodaß ſich jetzt überall eine ungerechte öffentliche Meinung über Thiers gebildet zu haben ſcheint. Man wirft ihm vor, daß er gar keinen ſittlichen Kern in ſeinem öffentlichen und perſönlichen Thun gezeigt, man ſchreit über die Perfidie und Inconſequenz der Meinungen, in die er als Miniſter verfallen, und macht ihn ſogar lächerlich, als habe er ſich im Privatleben zu einer Unmoralität forcirt, um dadurch etwas Geniales und Heroiſches an den Tag zu legen. Es giebt kaum einen Staatsmann der neueren Zeit, welcher ſo vielfach geſchmäht worden als Thiers, und das Schlimme liegt darin, daß das Unrecht, welches man gegen ihn begeht, im Einzelnen auf viele richtige Anklagen ſich ſtützt, aber es bleibt den-

noch ein Unrecht. In der politiſchen Wirkſamkeit iſt freilich ein großes Talent mit einem kleinen Charakter ein Uebel, aber es giebt auch Zeitumſtände, unter denen ein großer Charakter gar nichts ausrichtet und wo das ſeiltanzende Talent mit aller ſeiner Charlatanerie doch bedeutende Dinge zu Stande bringt. Die Verdienſte aber, die ſich Thiers als mitwirkendes Element in der Julirevolution erworben, ſollte man nicht gänzlich vergeſſen wegen einiger Fehler, die er nachher im Widerſpruch mit ſich ſelbſt als Miniſter beging. Wie kommen die Franzoſen überhaupt dazu, plötzlich eine ſo ſtrenge moraliſche Schneiderelle bei Thiers anzulegen und ſeine ganze Wirkſamkeit danach auszumeſſen? Woher dieſer Tugendeifer, unter der allgemeinen Perfidie der gegenwärtigen franzöſiſchen Verhältniſſe nur lautere Charaktere zu verlangen, die der Schlange in den Mund greifen ſollen ohne ſich zu vergiften? Thiers iſt aber niemals ſchlechter geweſen als die Verhältniſſe.

Zu einer zweideutig ſchillernden Perſönlichkeit iſt Thiers erſt durch ſein Miniſterium geworden, denn ein Miniſterium läßt ſich nicht mit einfachen Grundſätzen verwalten, und dann durch ſeinen Lehrer Talleyrand, der dies ausgezeichnete Talent in die Schule nahm, um ihm die letzte und höchſte Weihe in der

modernen Staatsweisheit nach seiner Art zu ertheilen. Meister Talleyrand dachte, daß es nicht gut sei, wenn seine Kunst verloren ginge, deshalb warb er sich zwei Zauberlehrlinge an, in denen seine Geheimnisse sich forterben sollten. Diese beiden Lehrlinge des alten Hexenmeisters sind keine andern als Louis-Philipp und Thiers, die sich aber entzweiten trotz der Wahlverwandtschaft, auf die sie unläugbar gegenseitig angewiesen sind. Louis-Philipp hatte auch immer eine große Vorneigung gerade für Thiers gehabt und Thiers hing mit wahrer Jünglingsschwärmerei an dem **gouvernement bourgeois**, das er in seiner Flugschrift über die Julimonarchie so hochberedt feierte. In dieser Schrift, welche im Jahre 1831 erschien, rühmt Thiers freilich viele Dinge, welche man jetzt nicht ohne die größte Ironie zu lesen vermag, indem er unter Anderem von der Juliregierung sagt: **voilà un gouvernement qui sait exister sans un moyen violent, sans une seule loi d'exception**, während schon gleich das Jahr 1832 die wüthendsten Ausnahmegesetze brachte und Paris im Belagerungszustande zeigte. Mit Guizot und Thiers, diesen beiden feindlichen Dioskuren, sich dauernd zu einigen und aus ihnen eine Combination von Grundsätzen zur Regierung Frankreichs zu bilden, wäre vielleicht die einzig richtige Stellung

Louis-Philipp's geweſen, aber es gelang nicht, dieſe beiden ſtolzen und widerſpenſtigen Roſſe zu einem friedfertigen Geſpann anzuſchirren. Mit Guizot und Thiers vereint hätte ſich die Juliregierung ohne Gefahr in einem demokratiſchen Geleiſe fortbewegen können und ihr wäre die Volksthümlichkeit, von der ſie ausgegangen, erhalten worden. Aber Thiers wurde ſchon in dem Miniſterium vom 11. October 1832 ſich ſelbſt untreu, indem er, der noch kurze Zeit vorher den Conſtitutionnel und National geſchrieben hatte, nun plötzlich die doctrinaire Nothflagge aufſteckte. Später trat er als Conſeilspräſident des Miniſteriums vom 22. Februar 1836 in die ſophiſtiſche Nuance des Tiers-Parti über, in der er zwar größere Kraftanſtrengungen, aber mit Ungeſchicklichkeit und Unklugheit, verſuchte. Der Tiers-Parti iſt die eigentliche Advocatenrichtung der neueren Politik, er hat mehr geſunden Verſtand und noch mehr caſuiſtiſche Spitzfindigkeit als das Juſtemilieu, aber ihm fehlt, wie dieſem, der Muth, das zu ſein, was er gern ſein möchte. Das Juſtemilieu hat nicht den Muth gehabt, ganz abſolutiſtiſch zu werden, worauf es doch eigentlich Tag und Nacht geſonnen, und der Tiers-Parti hat nicht den Muth gehabt, ganz demokratiſch zu werden, obwohl ihm die Neigung dazu in ſeinem Blut und Herkommen

gegeben war. So hat die Julirevolution zwei Baſtarde zur Welt gebracht, den Doctrinarismus und den Tiers-Parti, feige Söhne einer hochherzigen Mutter, die das große Erbe, das ſie zu verwalten bekamen, in unnützen und ruhmloſen Gelagen mit zweideutigen Spießgeſellen verpraßten. Der Doctrinarismus und der Tiers-Parti haben in der That die Ideen der Julirevolution allmählig aufgezehrt und es iſt durch ſie ein politiſches Hungerleiden entſtanden, das alle Parteien zu Knochengerippen hat zuſammenſchrumpfen laſſen. Das Juſtemilieu iſt die Lüge des Abſolutismus und der Tiers-Parti iſt die Lüge des Demokratismus, beide ſind nach den zwei weſentlichen Lebensſeiten hin die Syſteme des Rückzuges, welche eine Zeit, die auf der Flucht vor ſich ſelbſt begriffen, ſich haſtig zurechtgemacht. Ihre Feigheit aber beruht darin, daß ſie den Kitzel des Verderbens, der ſie beide drängt, ſich verhalten und mit tugendhafter Miene der Welt Frieden vorgeſpiegelt haben zu einer Zeit, die ſich noch nicht ausgeblutet hatte an ihren Kämpfen und deshalb krank war. Was hilft es, zu quackſalbern an friſchen Völkerwunden mit Pflaſtern und Salben, und wohlriechende Eſſenzen darüber auszugießen?

Indeß muß man dem Tiers-Parti nachſagen, daß er oft edelmüthigere und heldenhaftere Anwan-

delungen gezeigt als das Juſtemilieu, Anwandelungen, in denen ſich wenigſtens einen Augenblick lang ſein gutes Blut und Naturell geltend machen wollte. Der Tiers-Parti hat zu dem Lakaienmäßigen ſich niemals verſtehen können, in das der Doctrinarismus ſich ſobald einkleidete, und darin hat ſich wenigſtens ſeine demokratiſche Grundnatur einigermaßen aufrecht erhalten. Dupin, der dem Gedanken des Tiers-Parti ſein erſtes und urſprüngliches Leben gegeben, hat, wieoft ihm auch das Miniſterium angetragen worden, nie ein Portefeuille annehmen wollen, ſolange die Blätter deſſelben von der ſympathetiſchen Tinte des Königs als des eigentlichen Conſeilspräſidenten beſchrieben werden. Da kam Thiers, der Mann des Talents, der eben die Verſchanzungen der Doctrinairs verlaſſen und eingeſehen hatte, daß er ſich aus den Mäuſelöchern des Juſtemilieu wieder herausarbeiten müſſe zu einer für ſeine Kraft und Natur gemäßeren Stellung, denn der Doctrinarismus hatte ihn faſt ſchon zu einem alten Mann gemacht. Thiers hatte gewiß die redlichſten und auch muthigſten Abſichten mit dem Tiers-Parti, als er einen Parti-Thiers daraus machte und auf den Sinn deſſelben ein Miniſterium ſtützte, das vor allen Dingen die erloſchene Thatkraft des Staates wiederbeleben und demſelben einen neuen volks-

thümlichen Aufſchwung geben ſollte. Aber jetzt zerfiel der Tiers-Parti mit Louis-Philipp, weil er zum erſten Mal etwas Beſtimmtes wurde und verlangte, und zwar, wie es ſchien, etwas Beſtimmtes im Intereſſe der demokratiſchen Richtungen, denn die Intervention auf der pyrenäiſchen Halbinſel, von welcher das Miniſterium des Tiers-Parti ſein Beſtehen abhängig machte, war ohne Zweifel nicht bloß eine Frage der auswärtigen Politik. Es war vielmehr eine Frage in demjenigen Sinne des Tiers-Parti, in dem der des Juſtemilieu überdrüßige Thiers wieder zu einer Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt und ſeiner radicalen Natur zu gelangen gedachte, denn die Intervention in Spanien, hätte man ſie unternommen, würde gewiß in Frankreich ſelbſt eine demokratiſche Wirkung geäußert haben. Der kluge Bürgerkönig hütete ſich daher wohl, dieſe feurigen Kohlen auf ſein Haupt zu ſammeln. Thiers aber gerieth nun in die gefährlichſte Stellung, in der er ſich noch je befunden, und während ihm daran liegen mußte, ſich dem Hofe unentbehrlich zu machen, um ſich zu erhalten, wandte man von der andern Seite Alles an, ihn durch die Preſſe moraliſch vernichten zu laſſen, um ihn nicht mehr nöthig zu haben. So iſt Thiers gewiſſermaßen wieder in ſeinen Anfang zurückgekehrt oder vielmehr zurückge-

worfen durch die Nemeſis, die ſeine Inconſequenzen wieder auf die Conſequenz ſeiner urſprünglichen Natur zurückführte. Man erblickt ihn nun faſt auf demſelben Standpunct, den er früher als Journaliſt einnahm, und ſeine Feinde würden es gern ſehen, wenn Thiers mit einem völligen Jacobinismus endete, wozu bei der Reizbarkeit ſeines Charakters nicht alle Ausſicht fehlt. Aber man ſollte bedenken, daß Thiers noch in den Mittelklaſſen und beim Volke einen außerordentlichen Anhang beſitzt, und daß eine radicale und leidenſchaftliche Wendung ſeines öffentlichen Charakters nicht geeignet ſein dürfte, Roſen auf den Weg der Juliregierung zu ſtreuen. Thiers aber hat Talleyrand's Schule nur halb durchgemacht, ſonſt würde er die Macht nicht ſo ſchnell aus den Händen verloren haben. Aus den untern Klaſſen der Geſellſchaft hervorgegangen und aus den roheſten Stoffen des Radicalismus gebildet, hat Thiers nicht die feinen und geſchmeidigen Bewegungen ſich aneignen können, mit denen Talleyrand in allen ſeinen Schwenkungen das meiſterliche Gleichgewicht und die Harmonie behauptete. In Thiers ſind zu viel plumpe und materielle Beſtandtheile unverarbeitet geblieben, die ihn hinderten, ein ganzer Talleyrand zu werden. Ihm fehlt in der Perfidie die Bonhommie, in der Zweideutigkeit der Witz, in

der Grundſatzloſigkeit ein moraliſches Wichtigthun, in der Veränderlichkeit der hiſtoriſche Ernſt, in der Heuchelei die Aufrichtigkeit, in der Frivolität die Würde, in der Treuloſigkeit der philoſophiſche Takt, und Alles dies ſind Miſchungen, aus denen Talleyrand dieſe einzige Geſtalt in der Geſchichte geworden iſt. Thiers hat dieſe Miſchungen nicht in ſich verſchmelzen können, darum kehrte er in ſeinen Widerſprüchen nur ſchroffe und eckige Einzelnheiten heraus, wo Talleyrand aus eben dieſen Widerſprüchen eine glänzende Einheit zu ſchaffen verſtand. Thiers hat durch dieſelben Mittel verletzt, durch welche Talleyrand zu gewinnen wußte, und darum widerfährt dem Einen jetzt dieſe herbe Verurtheilung der öffentlichen Meinung, während der Andere noch tauſend Eide brechen könnte, ohne die Achtung und Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen zu verlieren. Herrn Thiers iſt man geneigt, als moraliſchen Makel anzurechnen, was in einer Erſcheinung, wie Talleyrand, weit über den Moralgeſichtspunct ſich hinaushebt und zu einem höheren welthiſtoriſchen Standpunct wird. Talleyrand hat ſich zu einem unſterblichen Heros geſündigt, Thiers iſt aus einem Heros ein armer Sünder geworden. Talleyrand hat ſeine Treuloſigkeiten der Geſchichte ſelbſt nachgemacht und darum hat er ſich am Ende mit allen ſeinen ge-

brochenen Eiden faſt einen Heiligenſchein um ſein Haupt geſammelt, er iſt jetzt der ehrwürdige Talleyrand, der Patriarch aller welthiſtoriſchen Gaunerei, der Hoheprieſter der modernen Politik, in dem ſelbſt die Perfidie der Zeiten ſich geheiligt hat. Thiers, an einen kleinlicheren Spielraum der Verhältniſſe gebannt, und ſeiner Natur nach mehr Advocat als Diplomat, mußte ſeine Talente verzetteln in einer armſeligen Caſuiſtik, die nie auf das hohe Meer der Geſchichte hinausführte, und er ſcheiterte an ſeinem Ungeſtüm, Geſchichte zu machen, während Talleyrand durch ſeine Milde ſiegte, mit der er ſich der Geſchichte nur in die Arme zu werfen brauchte.

Solchen ſchwankenden und ſchillernden Charakterbildern, wie die neuere Geſchichte ſie vorzugsweiſe hervorgerufen, ſah man wohl auch andere Geſtalten in einer beneidenswerthen Einfachheit und Conſequenz der Richtung gegenüberſtehen, wie Lafayette, Armand Carrel, Mauguin, die in ihrer Feſtigkeit ein antikes Gepräge zu haben ſcheinen, wenn man ſie mit den ächt modernen Schwankungen eines Chateaubriand, Talleyrand, Thiers, La Mennais vergleicht. Damit iſt aber keineswegs geſagt, daß jene einen höhern Werth anzuſprechen hätten als dieſe, die in ihrer Inconſequenz ebenſo ächte Söhne und Träger ihrer Zeit ſind und zum Theil mehr da-

durch gewirkt haben als die andern durch die Gewalt ihrer Conſequenz, durch die Tugend ihrer Stätigkeit. In den Charakteren der antiken Welt war ohne Zweifel eine größere Ehrlichkeit und weniger diaboliſches Element enthalten. Die antiken Charaktere unterlagen weniger dem Zufall als die modernen, weil ſie jedesmal in einer beſtimmt umſchloſſenen und begränzten Lebensſphäre ſtanden, während die moderne Charakterbildung ſich erſt im Umherſuchen nach einer gemäßen Sphäre entwickelt und ſich dieſe oft erſt künſtlich ſchaffen muß. Darum giebt es in der modernen Welt ſo viele „dogmatiſirende Schelme," ein Ausdruck, den Graf Schlabrendorf erfunden hat, und der eine ganze Richtung der heutigen Charaktere, beſonders in Frankreich, auf das Treffendſte ſtempelt. In Deutſchland aber ſind die Charaktere noch ſchlimmer daran, es ſind Kellerpflanzen, die zwiſchen Gemäuer wuchern und denen Licht, Luft und Raum fehlt, um ſich groß und frei in den Tag hinaus zu entfalten. Und doch hat es in Deutſchland ſtets einen unendlichen Reichthum an Charakteren gegeben, den aber unſere Nation gewiſſermaßen in den Sack geſteckt hat, um wie ein Geizhals dieſe Schätze zu hüten. In dieſem Nationalſack zappeln bei uns alle möglichen Charaktere umher, phantaſtiſche, diplomatiſche, jeſuiti-

ſche, ſpeculative und muſikaliſche Charaktere, aber ſowie einer den Kopf etwas zu weit zum Sack hinausſteckt, giebt ihm unſer biederbes Deutſchland eins auf den Schädel, daß ihm wohl die Luſt vergehen ſoll, ein Charakter zu ſein. Dieſer Sack erregt mir zuweilen Grauen, wenn ich an unſer liebes Vaterland zurückdenke.

Eine intereſſante Unterhaltung über Deutſchland habe ich neulich mit dem Marquis von Cuſtine gehabt, deſſen liebenswürdiger Bekanntſchaft ich mich hier erfreue. Cuſtine iſt der einzige Franzoſe, der eine vollkommene und umfaſſende Kenntniß von Deutſchland beſitzt und die deutſche Sprache nicht nur genau innehat, ſondern auch geläufig ſpricht, obwohl er niemals davon einen Ruhm geſucht, wie die andern deutſchgelehrten Franzoſen. Cuſtine hat vor Kurzem ſeine Reiſen im Orient beendet, aus dem er aber ohne ſonderliche Ausbeute wieder zurückgekehrt iſt, und beſchäftigt ſich dermalen mit der Ausarbeitung ſeines Werkes über Spanien, das etwas umfänglich werden und vier Bände einnehmen wird. Sein Aufenthalt auf der pyrenäiſchen Halbinſel datirt jedoch noch vom Jahre 1831 und dieſe letzte Regierungszeit Ferdinand's VII. iſt es vornehmlich, auf welche ſich ſeine Darſtellung erſtreckt, obwohl er auch den von der Politik unab-

hängigen Verhältniſſen des Volkslebens und der Geſellſchaft eine beſondere Aufmerkſamkeit darin widmen will. Cuſtine gehört zu den Franzoſen, in welchen ſich eine noble legitime Geſinnung Hand in Hand erhalten hat mit ſtrengem Katholizismus und dieſe religiöſe Richtung iſt bei ihm um ſo ernſthafter, als ſie dazu dienen muß, einen Bruch mit der Geſellſchaft in ſeinem Gemüth zu vermitteln und auszufüllen. Sein Roman **le Monde comme il est**, der bei uns in Deutſchland faſt bekannter geworden als in Frankreich, iſt das Product einer ſolchen Weltſtimmung, die ſich iſolirt gegen das hergebrachte ſociale Treiben und ſich in ſich ſelbſt zurückzieht, auf dieſe ihre Einſamkeit aber einen beſonderen Werth legt.

Damit Sie aber, nach meinen früheren Bemerkungen über die ſogenannten deutſchen Studien in Frankreich, nicht gänzlich verzagen, will ich Sie noch mit einem franzöſiſchen Literaten bekannt machen, der, obwohl nicht in dem Maße wie Cuſtine, doch ebenfalls ein tüchtiger Kenner der deutſchen Literatur und Sprache iſt, ohne ein charlatanartiges Aufſehen davon gemacht zu haben. Dies iſt Herr Hippolyte Carnot, der mit ſeinem Vater, dem großen Republikaner und berühmten Mitglied des Directoriums, eine Zeit ſeiner Jugend

in Deutſchland zugebracht hatte. Er redigirte früher die Revue encyclopédique, die ſeitdem eingegangen iſt, ein Journal, das in gewiſſem Sinne eine ſt. ſimoniſtiſche Richtung hatte. Der junge Carnot repräſentirt nämlich eine Nuance des Saint-Simonismus, welche man als die poſitive und vernünftige Fortgeſtaltung deſſelben betrachten kann und deren große Bedeutſamkeit Niemand verkennen wird, der eine umfaſſende Anſchauung beſitzt von der heutigen Weltbewegung. Herr Carnot beklagte ſich öfters gegen mich, daß man in Deutſchland eigentlich nur die kranke und chimärenhafte Seite des Saint-Simonismus vorzugsweiſe aufgefaßt und dieſes Syſtem, denn ein ſolches ſollte es werden, dort nur an den Ausſchweifungen abgemeſſen habe, in denen es ſich bei einigen erhitzten Köpfen gezeigt. Ich verſicherte ihn indeſſen, daß es in Deutſchland auch ſehr vernünftige Anſichten über den Saint-Simonismus gäbe, die alle Tüchtigkeit und Weisheit dieſer Doctrin zu würdigen und daraus ein Prognoſtikon für die Zukunft zu geſtalten wüßten. Bei Carnot aber verwebt ſich mit der ſaint-ſimoniſtiſchen Grundlage die lautere demokratiſche und radicale Tendenz, die bei ihm alle ſtrenge Tugend des ächten Republikanismus entfaltet und worin man den angeerbten Charakter ſeines Vaters

an dem Sohn wiederfinden kann. Die demokratiſche Richtung hat ihn jetzt mit dem Monde des Abbé de la Mennais verbunden und Carnot hat ſeine Beiträge dieſem Journal zugeſagt, weil er an die Aufrichtigkeit des Radicalismus in demſelben glaubt. Er iſt jetzt mit einer eigenthümlichen Arbeit beſchäftigt, die für einen Franzoſen die größten Schwierigkeiten, aber auch die intereſſanteſten Erfolge darbietet. Herr Carnot will nämlich in einem Buche darſtellen, welchen Einfluß auf Anſicht, Stimmung und Zuſtände, beſonders aber auf die öffentliche Meinung, die franzöſiſche Revolution auch im Auslande, namentlich in Deutſchland, hervorgebracht habe, während die Franzoſen bisher nur die Geſchichte der Revolution innerhalb Frankreich ſelbſt kannten. In dem Zweck des Herrn Carnot liegt auch, dabei die ganze deutſche Literatur in ihren Entwickelungsphaſen zu berühren, doch zweifele ich, ob dieſer ganze Gegenſtand, der ſo vielfältige örtliche Hülfsquellen und deutſche Materialien erfordert, ſich in Paris wird ausarbeiten laſſen. —

Thun Sie doch in Deutſchland Etwas, um Unterzeichnungen für das Monument Börne's anzuregen, das David arbeiten will, zu dem aber die Koſtenbeſtreitung noch nicht abzuſehen. Jetzt

ruht er noch unter einem einfachen weißen Kalkſtein, der mit deutſchen Buchſtaben ſeinen Namen führt, aber Immortellen und Lorbeeren hängen, von Freundeshänden gelegt, zahlreich über dem Gitter ſeines Grabes, zu dem ein Deutſcher mit beſonderer Empfindung wallfahrtet. Auf einem der höchſten Berghügel des Père Lachaiſe gelegen, beherrſcht es den ganzen Umkreis der Gegend, und unter ihm liegt das in ſeinen Dampf und Dunſt eingehüllte Paris ausgebreitet, deſſen unaufhörliches Lebensgetöſe bis hieher in dieſe Grabesruhe dringt. Dies deutſche Grab in Frankreich muß als ein welthiſtoriſches Moment würdig vertreten werden, es darf nicht ſpurlos verſchwinden unter dem fremden Volke, denn es hat für uns eine Nationalbedeutung, es birgt den hiſtoriſchen Gram eines ganzen Stammes in ſeiner Tiefe. — —

II.

Meerfahrt.

Unterhaltungen auf der Esmeralda.

1. Theodicee auf dem Meere.

Auf den Höhen von Boulogne ſchwebte die Nacht, allmählig kam die Fluth herauf und beſpülte ſchon mit anplätſchernder Woge den Kiel der Dampfſchiffe, die im Hafen lagen zur Abfahrt nach England. Die Miß zitterte vor Froſt und Unbehagen, ſogar eine Stunde zu früh hatte man ſie in unſerm Gaſthofe geweckt. Halb ſchlafend, halb ſcheltend ſtieg ſie an meiner Hand auf das Verdeck der prächtigen Esmeralda, und ſie gähnte nun herzlich in die erhabene Langeweile des Meeres hinaus. Das Meer aber erglänzte ſchon nachundnach in den ſilbernden Morgenſtreifen, in ſeine aufſchäumende Brandung ſank ein Stern der Nacht nach dem andern hinab, und als es ſo hell war, daß die Miß leſen konnte, nahm ſie vor ſich auf den Schooß

ihren Byron, den ſie in Boulogne für zwölf Francs gekauft hatte.

Mein Gott, Miß, das Meer, die Luft, der Morgen, der Sonnenaufgang! Rührt nicht einmal das Meer mit ſeiner Donnerſtimme Ihr Herz, wie kann dann je ein Menſch mit ſeinem hinfälligen Baß oder Tenor hoffen, Sie zu erweichen?

Sie gähnte noch einmal, und legte mechaniſch das Buch neben ſich auf die Bank des Verdecks, wo wir ſaßen. Dann fragte ſie gleichgültig: Was giebts?

Die Esmeralda hatte ſchon einige Meilen weit in die See hinausgeſtochen, das Meer wurde immer gewaltiger, und wechſelte ſich ab mit Jubel- und Schreckenstönen, und zerfloß heulend und ſeufzend in die troſtloſe Unendlichkeit.

Was ſoll es geben, Miß? Das Meer dichtet ſeine Welthymne und wir Beide fahren nach England! Weltandacht und Weltverzweiflung ſind es, die in den Tiefen des Meeres brauſen und miteinander zu kämpfen ſcheinen um die Wette. Es iſt die alte urſprüngliche Wildheit der Schöpfung, in die wir hier wieder gerathen ſind und die unſer ermattetes und abgeplattetes Leben ſtärken und erfriſchen ſoll mit den geheimnißvollen Schäumen, die ſich über Himmel- und Erdenweite hinaus ſtürzen.

Denn es ist gut, daß man sich zuweilen wieder in seinen Ursprung aufgelöst fühle, welcher das uranfänglich Wilde und Heftige ist.

Sie lächelte und zog ihr Skizzenbuch hervor, in das sie, ich weiß nicht was für Striche und Entwürfe einzeichnete, indem sie mich zu gleicher Zeit bat, fortzufahren.

Das Meer lag jetzt still wie ein frommes Kind zu den Füßen des Universums und Lüfte und Wellen schienen ihr Morgengebet zu flüstern. Die Schatten des Himmels zerrannen vor den kräftigen Hauchen des Windes, der aber nicht maßlos stürmte, sondern mit friedlicher Gewalt und wie eine göttliche Melodie daherblies, daß man sich ihm hätte preisgeben und seinen Schwingen überlassen mögen, um mit ihm ein herrliches Luftleben zu führen ohne menschliche Qual und Gränze. Die Menschen würden alle freier und größer werden und aufhören, Unwürdiges zu dulden, wenn sie öfter über das Meer führen, um in Luft und Wasser das armselige Gepäck ihrer Lebenssorgen zu versenken. Die Luft ist das höchste Element alles Daseins, und sie ist der Geist Gottes, der über dem Meere schwebt, und den wir hier mit vollen Zügen in unsere Brust saugen, ein Labetrank aus den Quellen der Schöpfung.

Nach Luft und Gott ſchmachtet die heutige Menſchheit und ſie hat beide verloren aus ihrem Leben, ihr fehlt die Luft, denn ſie athmet nicht frei, und ihr fehlt Gott, denn ſie iſt ohne Segen und Erquickung. Auf dem Meere iſt Luft, Gott und Freiheit, Sturm und Erquickung. Wenn man nichts mehr zu lieben hat in der weiten Welt, bleibt noch die Luft, die blaue, herrliche, gottathmende, die man lieben kann und die um unſere Schläfe ſich ſchmiegt mit dem Liebeskuß des Alls, die mit ihrer Urfriſche unſere Herzen durchrieſelt. Wie bete ich die Luft an, das hohe Symbol der Freiheit, die ſchaukelnde Blume der Schöpfung, die ſüße Lebenshauche ausdüftet durch das ganze Daſein! Die Luft weht den berauſchenden Gedanken Gottes durch das Univerſum hin und wir athmen ihn ein und aus mit Entzücken und mit Wehmuth. Wer Gott finden will, ſuche ihn in Luft, Meer und Sturm, dort hat er ſich in ſeiner Herrlichkeit geborgen, nachdem er aus der heutigen Menſchenwelt und ihrer gegenwärtigen Geſchichte geflüchtet! Die größte Theodicee, die es giebt, iſt das Meer!

Wie heidniſch! ſagte die Miß, indem ſie nachdenklich den Kopf in den Arm ſtützte, und dann das dritte Mal gähnte. Ich kenne nichts Langweiligeres als das Meer, dieſen öden, unabſehbaren, geiſt-

und gottloſen Waſſerſtreifen! Gott kann es ja viel bequemer in unſern Kirchen haben, wozu ſollte er auf dem Waſſer wohnen wie in alter chaotiſcher und ungebildeter Zeit! Und die fürchterlichen Heufiſche, Robben, Seehunde und Meeresungeheuer aller Art, dies unſelige Gewimmel und Gekrabbel, welche ſchlechte Geſellſchaft für Gott den Herrn! Ich bin orthodoxe Proteſtantin, mein Freund!

In dieſem Augenblick flog der erſte Strahl der aufgehenden Sonne am Horizont empor und das goldene Licht ſchoß gerade mit aller ſeiner neugebornen Gewalt in das Geſicht der jungen Engländerin. Sie ſchrak zuſammen, ſchüttelte ſich, rieb ſich die Augen und ſtaunte mich an. Dann lachte ſie laut auf mit ihrer ſchmetternden Stimme und geſtand mir, ſie habe bis auf den jetzigen Augenblick noch geſchlafen oder wenigſtens in einem halben Traumzuſtande verharrt. Sie bat um Entſchuldigung, wenn ſie tolles Zeug geſprochen und lachte dann wieder, daß auch ihre alte Mutter davon angeſteckt wurde. Die Sonne aber beſtrahlte und erhellte nun um ſo ſchmeichleriſcher die ſchöne jungfräuliche Geſtalt. Das edle Marmorgeſicht erglühte in dem roſigen Schein des Morgens und ſie wurde wie ſonſt geſprächig. Sie hatte fromme und holdſelige Augen, und wenn der Mund ſich öffnete mit den weißen

Zähnen, ſtrömte ſie Wohllaut und eine Fülle von Gemüth und Seele aus.

Im Schlafe mag es Ihnen hingehn, ſo ortho-dox zu ſein!

Sie wurde wieder ernſthaft, und ihre Blicke überflogen Meer und Himmel, Luft und Sonnen-ſchein. Sie ſtand auf, und ſah noch lange an mei-ner Seite in die brauſenden Waſſer hinaus. Ihre Geſtalt war in ſtille Feier getaucht, ſie ſchien unend-lich viel zu empfinden. Das Meer hob ſeine Flu-then höher in den blauen Himmel und die Wellen tanzten wie Engel des Lichts in den heitern Tag hinein. Auf dem Schiffe begann mit raſchen Takten eine luſtige Melodie, denn wir hatten Muſiker an Bord, wie dies auf den franzöſiſchen Dampfböten gewöhnlich iſt. —

2. Leben, Tod, Schönheit und Gott.

— Nach einigen Spaziergängen über das Verdeck trat ich wieder zu ihr und fand sie in ihrem kleinen vom Goldschnitt leuchtenden **Prayer-book** ihre Morgenandacht verrichten. In dem, was sie eben gelesen, hatte es sich um die Vorstellung gehandelt, daß erst der Tod zu Gott führe und daß der Tod mithin das größte Leben sei. Daran schloß sich denn die gewöhnliche christliche Unterweisung, immer mehr abzusterben, um des wahrhaften Lebens theilhaftig zu werden.

Ihre blauen Augen leuchteten dabei ein stilles Feuer der Verklärung aus, dann erröthete sie, als ich ihr sagte, daß ich von dem Allen nichts verstände. Sie sagte, sie könne mir dazu ein Beispiel geben, das aus dem Leben genommen sei und wel-

ches ihr eine wunderbare Gewißheit über die Aechtheit und Wahrheit dieſer chriſtlichen Vorſtellung verſchafft habe.

Ueberhaupt, mein Freund, fuhr ſie fort, will ich Sie vorbereiten auf den religiöſen Geiſt unſeres Familienlebens, den Sie namentlich in dem Zirkel, in welchen wir Sie in London einführen, antreffen werden. Sie gab ſich ordentlich ein wichtiges Anſehen, dabei ſah ſie wunderſchön aus in dieſer Miſchung von Frömmigkeit, jungfräulicher Scham und derjenigen Schalkheit, die von einem heitern Mädchengeſicht unzertrennlich iſt.

Ich bat ſie, mir zu erzählen. Ihr Beiſpiel und ihre Geſchichte lautete folgendermaßen:

Wir haben in London eine Verwandte, hub ſie an, dies iſt eine ſeltſame alte Frau, die in ihrer Jugend außerordentlich ſchön geweſen und jetzt im Alter ein merkwürdiges Lebensbild abgiebt. Obſchon man die Zahl ihrer Jahre ihr wohl anſieht, ſo hat ſie doch noch faſt unbegreiflicherweiſe in Formen und Zügen das Geſicht eines jungen Mädchens, mit friſchglänzenden Augen, die aus der ſchönen Vergangenheit noch ſchön heraufzuklagen ſcheinen. Für mich giebt es nichts Rührenderes als dieſe alte Frau, die nicht vergeſſen kann, wie jung und ſchön ſie einſt geweſen, und die alle Tage weint über ihr Alter.

Sie zieht sich von den Menschen zurück und liebt nur wenige unter ihnen, um ihr Leid, alt zu sein, in der Einsamkeit zu verbergen. Früher war sie jung, reich und schön, jetzt ist sie alt und arm, mit ihrer Schönheit, meint sie, habe auch alles Glück sich von ihr gewandt. Aber sie hat herrliche und wunderbare Gedanken über alle diese Dinge, sie ist dichterisch und weise, und oft sitze ich zu ihren Füßen, sie erzählt mir alte Lebensgeschichten, füttert dabei ihre beständig schreienden Papageien, und zuweilen wohl auch mich, denn man kann bei keiner alten Frau eine Stunde sein, ohne daß sie aus einem Schrank Kuchen hervorholt, den man dann in Pietät hinunterkauen muß. Und wissen Sie nun, worauf diese Frau alle ihre Hoffnungen gegründet hat? Auf den Tod und auf Gott. Sie schwärmt für den Tod, und jeden Morgen, wann sie sich aus unruhigen Träumen von ihrem Lager erhebt, fragt sie Gott: ob es nicht heut mit ihr vorbei sein werde? Sie bedarf nichts mehr als den Tod, und alle noch keineswegs erloschene Liebe und Leidenschaft ihres Herzens hat sich jetzt auf den Tod geworfen, welcher ihr eine lebenflammende Zukunft ist, und unter der Zukunft stellt sie sich nichts als eine Erneuerung ihrer schönen Vergangenheit vor. Sie hat sich dabei in die wundersame Hoffnung hineingeträumt,

noch einmal schön und jung zu werden, und darum leuchten ihre Augen, wenn sie den Tod nennt, von dem sie die Wiedergeburt alles Dessen, was ehemals reizend und entzückend an ihr gewesen, erwartet. Da haben Sie die Idee des Neulebendigwerdens im Tode, wie sie auf ganz naive Weise in einem zwar frommen, aber doch nicht vorherrschend christlichen und orthodoxen Gemüth sich mächtig erweist. Denn meine alte Base ist in unserer Familie nicht gerade ihrer Rechtgläubigkeit wegen bekannt, da sie von jeher viel weltliche Neigung und Weisheit in ihre Andacht mengte. Aber wie stark muß es in der menschlichen Natur begründet sein, an den Tod Lebensansprüche zu machen! Dieser Frau ist das Alter eine gehässige, langweilige, fast beschimpfende Bürde, und sie hofft im Tode auf eine neue Jugend, die ihr wieder Genuß und Ehre schaffen werde. Jugend, Schönheit, Tod und Gott haben sich ihr gewissermaßen zu einem Begriff verschmolzen, und an dieser Herrlichkeit der Zukunft zehrt sie mit ihrer ganzen Sehnsucht und aller Kraft, welche den hinfälligen Körper noch bewohnt. Vor allen Dingen aber hofft sie durch den Tod zu Gott zu kommen und darin eigentlich sucht sie ihren neuen Ruhm, ihre neue Jugend und Schönheit. Ihr jetziges Leben scheint ihr Schmach, und vom Tod dagegen hofft sie Ehre,

denn er iſt ihr gleichbedeutend mit Gott und führt zu Gott, den ſie auch von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen denkt. Darum freut ſie ſich, daß ſie mehr und mehr abſtirbt geiſtig wie körperlich. Aber der Tod zögert ihr lange, und ſo führt ſie ein Stillleben der Verzweiflung, in ſeltſamen Gedanken und Träumen, die wie todbedeutender Vögelflug beſtändig ihr Haupt umſchwirren. Dies iſt meine Geſchichte, die Ihnen ein Beiſpiel geben ſoll, wie die chriſtliche Idee des Abſterbens, das zu Gott führt, ganz naiv in der menſchlichen Natur vorhanden ſein kann, und nicht bloß eine Erfindung der Prieſter und der Gebetbücher iſt.

Sie ſchwieg hier, obwohl ich gewünſcht, daß ſie noch lange fortgefahren hätte zu reden, denn wenn ſie in Eifer gerieth, kam auf eine holde Weiſe Vieles von ihrem tiefſinnigen und auch wohl gelehrten Weſen zum Vorſchein, das ſie ſonſt mit Sorgfalt an ſich verbarg, indem ſie es meiſtens vorzog, für ganz unbefangen zu gelten.

Unterdeß hatte ſich das Wetter verfinſtert, das Meer kam in Aufruhr und donnerte in gewaltiger Wogenbrandung gegen die Wände des Schiffes, deſſen Schwankungen immer heftiger wurden. Die Miß hatte keinen Anfall von der Seekrankheit zu befürchten, aber die Näſſe, die der Sturm umher-

trieb, machte den Aufenthalt auf dem Verdeck unmöglich. Unten in der Kajüte war leicht noch ein bequemes Plätzchen zu finden, denn die Zahl der Paſſagiere war auf der heutigen Fahrt nicht groß.

Ich ſagte, ich wolle ihr eine andere Geſchichte gegen die ihrige erzählen. Die meinige ſolle von dem Drang eines deutſchen Gemüthes nach Gott handeln, aber ſie werde beweiſen, nicht daß der Tod, ſondern wie das Leben zu Gott führe, das Leben in ſeiner kräftigſten Bewegung und Sättigung. Ich theilte ihr die nachfolgenden Blätter mit, die auch hier ihre Stelle finden mögen, da ſie anderswo nur in halben Andeutungen abgedruckt werden konnten. —

3. Eine deutſche Geſchichte.

Im Theater war Leſſing's Emilia Galotti geſpielt worden. Deſirée war als Emilia eine wunderbare Erſcheinung, und legte in dieſe einſylbige Rolle ſo viel von ihrem eigenthümlichen Naturell hinein, daß eine ihr ganz angehörende Schöpfung daraus wurde, mit der aber der weiſe Dichter ſelbſt ſich gewiß einverſtanden erklärt hätte.

Sylvius war gleich nach dem Schluß des Trauerſpiels fortgeeilt, um die Wohnung der berühmten Schauſpielerin zu erreichen. Sie liebte nicht, daß er ſie aus dem Theater ſelbſt nach Hauſe führte, aber ſie erlaubte ihm, nach der Vorſtellung den Thee bei ihr einzunehmen, und ihr ſeine Urtheile zu ſagen.

Deſirée bewohnte gemeinſchaftlich mit ihrem alten Vater einige kleine und einfache Zimmer, die

dem Glanz ihrer ſonſtigen Verhältniſſe keineswegs entſprachen, in deren heimlicher Einrichtung man aber um ſo lieber ihrem ſtillen und ſinnigen Geiſt begegnete. Sylvius kannte ſeit einiger Zeit kein größeres Entzücken, als in ihrem Gemach zu ſitzen, und von dieſen traulichen Zeichen ihres täglichen Lebens ſich umgeben zu ſehn. Der junge Mann verſank wieder in ſeine ſchönſten Träume, als er jetzt, ein ſpärlich brennendes Licht vor ſich auf dem Tiſch, auf dem ſchlichten Sopha ſich ausſtreckte, um Deſirée zu erwarten. In ihren Blumen, die ihm vom Fenſter her entgegendufteten, glaubte er ihren Athem und den Hauch ihres Weſens zu ſpüren. Einige Bilder und Portraits, die an den blaugemalten Wänden hingen, ſagten ebenfalls charakteriſtiſch, was ſie liebte, wofür ſie Intereſſe und Sympathieen hatte. Neben ihm ſaß Deſirée's Vater, der alte Hilbert, in einem vortrefflichen Lehnſtuhl, der, für ihn eigens von der ſorglichen Tochter angeſchafft, das einzig prächtige Meuble in dem ganzen Haushalt war.

Sylvius führte mit dem Alten nur eine abgebrochene Unterhaltung, ſo ſehr dieſer auch immer zum Reden aufgelegt war, und heut etwas Beſonderes zu haben ſchien, das er mittheilen wollte. Er beſaß noch die naive Treuherzigkeit der Provinz, aus

der ihn das glänzende Schickſal ſeiner Tochter plötzlich in eine reichere Lage hergerufen, und unter dieſen neuen Verhältniſſen, die mit ſeiner vorigen Armuth und Niedrigkeit contraſtirten, hatte ſein Weſen etwas Poſſirliches angenommen, das zuweilen durch eine unbegränzte Ehrfurcht für ſeine Tochter rührend wurde. Er fragte nach Deſirée's Spiel am heutigen Abend, wovon er freilich in der Regel wenig verſtand.

Sylvius ſagte vor ſich hin: Sie hat, wie immer, zu viel gegeben! Sie verausgabt ihre ganze Seele auf den Brettern, und ich könnte faſt eiferſüchtig auf das Publikum werden, an das ſie ſo viel von ihrem herrlichen Selbſt verſchwendet.

Der alte Hilbert lachte über dieſe Rede laut auf. Ein Schelm giebt mehr als er hat! ſagte er drollig. Meine Tochter iſt aber kein Schelm. Wartet nur, ſie wird Euch bald gar nichts mehr geben, ſie kann auch geizig ſein! — Wiſſen Sie denn, fuhr er plötzlich ernſter werdend fort, daß Deſirée gänzlich vom Theater abgehen will?

Sylvius ſchwieg und verſank in ein nachdenkliches Hinſinnen. Er war ein ſchöner, hochgewachſener Jüngling, blond, aber ausdrucksvoll in ſeinen feinen Geſichtszügen. Mit ſeiner großen Jugend-

lichkeit verband ſich etwas Mildes, Stilles und Träumeriſches.

Jetzt hielt ein Wagen vor der Thür, Deſirée kam. Sylvius trat ihr lebhaft entgegen, aber ſie begrüßte ihn nur flüchtig, denn ſie liebte nicht, daß man ſich mit großer Aufmerkſamkeit um ſie bemühte. Dagegen umarmte ſie den alten Vater zärtlich, wie ſie immer that, und ließ dann lächelnd noch ein Licht auf den Tiſch ſetzen, weil die Beleuchtung des Zimmers gar zu ſpärlich geweſen war.

Deſirée fühlte ſich nach der Vorſtellung ſo angegriffen, daß ſie ermattet auf das Sopha ſank, um einen Augenblick zu ruhen. Sie legte das Halstuch ab und entblößte die ſchöne Schulter, zog die Schuhe aus und begann, faſt ohne Rückſicht auf Sylvius zu haben, ihre Umkleidung vorzunehmen, da ſie in ſolchen Dingen höchſt unbefangen war. Nur einen Augenblick ſchlüpfte ſie in das Nebengemach, und trat in dem einfachen Hauskleide, in dem ſie am lieblichſten ausſah, wieder hervor. Deſirée war groß, ſchön und kräftig, das dunkle Colorit herrſchte in ihrem Geſicht vor und erhöhte noch mehr den geiſtigen Ausdruck deſſelben, der, bei aller ſinnlichen Fülle der Geſtalt, ihrem ganzen Weſen überwiegend eigen war. In den ſchwarzen glänzenden Augen lag Begeiſterung, Phantaſie und Nach-

denken, die etwas ſtark hervorſpringende Naſe verrieth Seelenmuth und Entſchloſſenheit, aber ein gewiſſer Zug um den Mund legte ſchon entweder eine Gleichgültigkeit oder Verſtimmung gegen das Leben an den Tag. Berühmt aber war in der Bühnenwelt ihr herrliches ſchwarzes Haar geworden, das, wenn ſie es in tragiſchen Momenten aufgelöſt über den Nacken fallen ließ, ihr eine großartige Schönheit lieh, und einen wunderbaren Eindruck machte.

Sie ſetzte ſich jetzt erſt zu Sylvius, um mit ihm zu ſprechen. Dieſer ergriff ihre Hand und drückte ſie an den heftig ſchlagenden Buſen des Mädchens zurück. Wie Sie athmen, wie Sie wieder angegriffen ſind, Deſirée! ſagte der junge Mann. Wenn Sie fortfahren, ſo viel Leben zu geben, werden Sie ſterben! Ich habe Sie heut mit Schmerzen bewundert und zittre noch von dem Schauer des Entzükkens, den Sie verbreiteten. Sie ſind die erſte wahre Emilia Galotti, die ich geſehn habe, aber Sie haben die einfachen kurzen Andeutungen der Leſſing'ſchen Worte, die jede Schauſpielerin ohne Phantaſie in Verzweiflung ſetzen müſſen, faſt mit zu geſättigten Farben ausgeführt, wenigſtens für ein Leſſing'ſches Stück. Wo wollen Sie mit dieſem Reichthum Ihres Geiſtes auf dem Theater hin? Sie haben Recht gehabt, der Emilia ein mehr italieniſches Colorit zu

geben, als es bisher alle Darſtellerinnen gethan, und von vorn herein einen ſchwärmeriſchen und religiös feierlichen Grundton leiſe anzudeuten, dadurch haben Sie die beiden Widerſprüche, die ſich in dieſem Charakter befinden, die anfängliche Furchtſamkeit des kaum zu ſprechen wagenden Mädchens und nachher die Heldin, die plötzlich aus dieſer ſchüchternen Mädchenknospe erwachſen iſt, mehr vereinigt, erklärt und in eine Geſtalt verſchmolzen, als es irgend eine kritiſche Analyſe vermocht hätte. Dieſe katholiſche Auffaſſung ſagt Ihrem Naturell zu, obwohl die Handlung, die der Dichter geſchildert hat, eigentlich antik iſt und unter den modernen Sitten ziemlich fremdartig daſteht. Wie viel Ueberfluß an Unſchuld, Seele, Leidenſchaft und Thatkraft müſſen Sie ſelbſt aber in Ihrem Innern beherbergen, Deſirée, daß Sie in den wenigen Worten, die Leſſing ſeiner Emilia gegeben, ganze Lebensperſpectiven eröffnen, an einer unſcheinbaren und mehr rhetoriſchen Phraſe alle Pulſe des weiblichen Herzens anſchlagen laſſen können! Wahrhaftig, Sie behandeln alle Ihre Rollen muſikaliſch, ohne dadurch die Wirklichkeit zu verfehlen. Ihre Seele möchte Muſik werden, um nur Alles ausſchütten zu können, was in ihr lebt, und was in ſeiner übergroßen Fülle leichter den Klang findet als das Wort!

Aber mir bangt, wenn dieſe geheimſten Laute Ihrer Seele an die Logen ſchlagen und in das Parterre treffen! Ich verliere mich mit Wonne in dieſe Tiefe, Reinheit und Friſche, in dieſes jugendliche Myſterium Ihres Weſens, und hänge ganz an Dem, was Sie ausathmen, aber ich bin doch nicht mit Ihnen zufrieden, ſo ſehr ich auch von der Gewalt Ihrer Eindrücke abhänge, und gerade in den Momenten, wo ich Sie am meiſten zu loben gezwungen werde, möchte ich Sie tadeln! Und jetzt, wo Sie mir ſo hold und einfach gegenüberſitzen, begreife ich nicht, warum Sie ſolche Stürme erregen wollen, aber ich begreife ein unendliches Glück, das Sie gewähren können, als Göttin des Friedens, der Liebe, der Tugend! —

Deſirée ſchwieg und entzog ihm ihre Hand. Dann traf ſie Anſtalten, den Thee zu ſerviren. In dem kleinen Haushalt gab es faſt keine Bedienung, Deſirée that und beſorgte gern das Meiſte ſelbſt, wie ſie es aus den beſchränkten Verhältniſſen ihres früheren Lebens her gewohnt war, und ſie zeigte ſich darin ausnehmend liebenswürdig, daß ſie dieſe häuslichen Sitten mit derſelben Anſpruchsloſigkeit beibehalten hatte. Sylvius fand ſie in dieſem beſcheidenen Walten ebenſo erhaben, wie auf dem Kothurn der Bühne, und entzückte ſich faſt noch mehr

darüber. Bei Desirée war wirklich keine Koketterie darin. Sie war in der That ein einfaches Mädchen, und nur Das, was ihr selbst noch unklar geblieben, ihr verborgenes Herz, war zusammengesetzt und verwickelt, aber darüber hüllte sie im gewöhnlichen Umgangsleben einen undurchdringlichen Schleier. Sie lebte zurückgezogen, unterhielt sehr wenige Bekanntschaften, schlug die meisten Einladungen aus, und machte nur regelmäßig alle Tage einen einsamen Spaziergang, auch bei ungünstigem Wetter. An den Abenden, wo sie nicht spielte, sah man sie doch meist im Theater, wo sie oft ganz allein in der Bühnenloge saß, mit der größten Aufmerksamkeit der Vorstellung folgend, während die andern nicht beschäftigten Schauspielerinnen an diesen Abenden sich reizendere Unterhaltungen zu suchen pflegten.

Desirée wurde jetzt freundlicher gegen Sylvius, indem sie ihm den Thee einschenkte, und von den Butterbroten darreichte, die sie so eben mit eigener Hand und vor seinen Augen zurechtgemacht hatte. Aber man saß schweigsam um den Tisch und es kam keine rechte lebendige Mittheilung in irgend einer Art zu Stande. Desirée war zerstreut und schien etwas zu haben, was sie immer von Neuem mit sich selbst beschäftigte, wenn sie sich auch zuweilen mit der ihr eigenen Gutmüthigkeit losreißen wollte, um auf

Sylvius zu hören oder ihm etwas zu erwiedern. Auch ihr Vater, der alte Hilbert, war heut nicht im Beſitz ſeiner guten Laune, mit der er ſonſt die beluſtigendſten Einfälle vorzubringen wußte, und ſein weißes Haupt, das ebenſo ehrwürdig als heiter ausſah, bückte ſich zuweilen nachdenkend über den Tiſch. Doch hatte er ſich, wie er immer that, mit einer gewiſſen Formlichkeit zum Thee niedergeſetzt, indem er den neuen blauen Frack mit den blanken Knöpfen dazu angezogen, um eine gewiſſe Achtung, die er für das vornehme Weſen des jungen Sylvius ſpürte, dadurch an den Tag zu legen, wie denn ſeine Art meiſtentheils etwas Drolliges hatte.

Deſirée richtete bald an Sylvius die Bitte, ſie heut zu entſchuldigen, weil ſie müde ſei und ſich zu Bett begeben wolle. Sylvius ſchickte ſich ſogleich an zu gehen und nahm ſeinen Hut. Deſirée leuchtete ihm ſelbſt hinaus und duldete nicht, daß ihr Vater ſich bemühe. Wenn die Aufwärterin nicht zugegen war, pflegte ſie ihm auch ſelbſt die Hausthür aufzuſchließen. So ging ſie auch heut mit ihm hinaus auf den Flur, und entließ ihn dann mit derſelben Güte wie immer, indem er ihr die Hand küßte.

Sylvius ſchlich, in ſeinen Mantel gehüllt, in die weiße Winternacht hinaus, und ſeufzte: Sie

liebt mich nicht! Sie hat Seele, Herz, Feuer und Leidenſchaft, aber nicht für mich. Auch für Niemand. Sie verſchwendet ihren herrlichen Kern an die weſenloſe Schwärmerei der Dichtung, aber ſie gehört in der Wirklichkeit Niemand an, nicht einmal ſich ſelbſt! Sie iſt ſo ſchön und fern wie dieſe Sterne da oben am Winterhimmel, die Feuer ausſtrahlen, glänzend, verheißungsvoll, aber es bleibt für mich doch ein kalter Schimmer, der keine Wärme ſpendet! Was iſt Deſirée? Iſt ſie tugendhaft, kalt, ſinnlich, hingebungsfähig? Ich weiß es nicht. Alles liegt in ihr da, aber Alles verbirgt ſich. Alles blüht in und an ihr, aber nichts ſteckt die Blumenſpitzen heraus, daß man es faſſen könnte! —

Sylvius bog in die nächſte Straße ein, an deren Ecke er gewöhnlich ſeinen Wagen warten ließ, denn er hatte Deſirée, die ihn nur als einen einfachen und ſchlichten Theaterfreund kannte, über ſeine Verhältniſſe ununterrichtet gelaſſen, weil er wußte, daß ſie, ihrer Sinnesart nach, jede anſpruchsvollere Bekanntſchaft abgelehnt haben würde. Mit der Zeit hatte er ihre Vorurtheile und Zurückhaltung zu beſiegen gehofft, denn er liebte ſie und ſetzte auf ſie ernſte Lebenshoffnungen.

Er war zu unruhig, um ſchon in den Wagen zu ſteigen und nach Hauſe zu fahren, er befahl dem

Bedienten, noch ſeiner zu harren, und eilte in der bewegteſten Stimmung einige Straßen auf und ab. Seine Schritte führten ihn unwillkürlich noch einmal an dem Hauſe Deſirée's vorüber, und da ihre Wohnung Parterre lag, konnte er ſich nicht enthalten, einen Blick durch den Spalt der Fenſterlade zu werfen, hinter der noch Licht ſchimmerte. Deſirée ſaß am Tiſch und ſchrieb eifrig, wie es ſchien, in großer Bewegung. Sylvius ſtand von Verwunderung gebannt, und in den lieblichen und ſinnigen Anblick des Mädchens verſunken. So viel ihm bekannt war, hatte ſie keine Verbindungen, die ſie veranlaßten, Briefe zu ſchreiben, aber er wußte, daß ſie ſich zuweilen getrieben fühlte, ihre eigenen Gedanken auf das Papier zu werfen. Sie hatte auch einige Gedichte niedergeſchrieben, die ſchon der Stimmung nach, aus der ſie gefloſſen, gewiß eine Bedeutſamkeit hatten, aber ſie verbarg das Alles ſo ſorgfältig, daß es Sylvius bloß ahnen durfte, und nur der Zufall hatte ihm einmal einige merkwürdige Papierſtreifen davon vor Augen geführt.

Die Nacht umher war ſo ſtill, daß Sylvius faſt das ſtarke Gehen ihres Athems zu vernehmen glaubte. Ihr Buſen wogte auf und nieder, ja er glaubte, daß ſie eine Thräne aus den Augen wiſchte. Bald aber öffnete ſich die Thür des Nebengemachs,

und ihr alter Vater trat im Nachtkleide heraus, ihr Vorwürfe machend, daß ſie noch nicht das Bett ſuche. Er fragte ſie, was ſie ſo ſpät nach Mitternacht noch zu ſchreiben habe?

Ich ſchreibe einen Brief, ſagte Deſirée, an Honeſta, unſere gute Nonne, meine mütterliche Freundin und Erzieherin. Du weißt, ich verdanke ihr Alles, was ich bin, weiß und kann! Wir werden, denke ich, wieder in das kleine Städtchen zurückkehren, wo ich meine harmloſe und niedrige Kindheit verbrachte, wo Wald und Thal mich kennen, und wo in der Nähe auf hohem Berge das Kloſter liegt, in dem Honeſta ihren Gebeten, Gedanken und Geſängen lebt. Mein Väterchen, ich habe es Dir ja ſchon beſtimmt erklärt, daß ich meinen Contract, der übermorgen zu Ende läuft, nicht wieder erneuere, ſondern in die Unbedeutendheit unſers früheren Lebens mich mit Sehnſucht zurückwende! Dies wird mir Ruhe und Glück bringen.

Der Alte wurde unruhig und äußerte faſt mit Heftigkeit ſeine Mißbilligung über dieſen Schritt, den er längſt gefürchtet. Deſirée ſuchte ihn zu beſchwichtigen, ſie ſagte, Mangel ſolle der theure Vater darum nie erleiden. Es ſei ja von ihnen ſo viel erſpart worden, um längere Zeit einen mäßigen Wohlſtand fortzuführen, und dann würden ihre

Hände fleißig für ihn arbeiten, um ihn zu nähren und zu erquicken.

Er ſchüttelte traurig und widerſtrebend den Kopf. Und Sylvius? fragte er die Tochter. Hat der junge Mann verdient, daß Du ihn gänzlich zurückweiſeſt? Nimmſt Du gar keine Rückſichten auf ihn?

Daß ich ihm wohlwill, weißt Du, ſagte Deſirée, denn er iſt der Einzige geweſen, dem ich den Zutritt zu mir verſtattet.

Große Gunſt! ſagte der Alte. Einen armen Fiſch auf Leben und Tod an der Angel zappeln zu laſſen! Hat er alſo gar nichts von Dir zu hoffen, der ſchöne, blonde, junge Mann?

Nein! erwiederte Deſirée, und ſchwieg einen Augenblick, nachſinnend.

Dann trieb ſie den Vater, ſich zur Ruhe zu begeben.

Aber Sylvius draußen glaubte mit ihrem letzten Wort ſein Todesurtheil vernommen zu haben. Er wußte nicht, ob es Schmerz oder Zorn war, was in ihm ſich regte, aber als er noch einmal einen Blick auf die herrliche Geſtalt warf, die ihm nie gehören wollte, verdunkelte ſich ſein weinendes Auge. Er eilte raſch fort, mit dem hoffnungsloſen Entſchluß, ſie nie wieder zu ſehen. —

Deſirée blieb noch wach, mit ihrem Brief und ihren Gedanken beſchäftigt. Sie las den erſteren noch einmal durch, und wiederholte ſich beſonders folgende Stellen, die ſie an die Nonne Honeſta über den Zuſtand ihres Lebens und Gemüths geſchrieben.

— Honeſta! Mutter und Schweſter, Freundin und Geliebte! Denn das haſt Du mir immer ſein wollen, und biſt es mir treulich geweſen! Soll ich wieder zu Dir kommen, um mit Dir zu beten? Ich komme, ich komme! Mein unbändiges Herz, das Du gebildet aber nicht gezähmt haſt, ſehnt ſich nach Dir, damit Du ihm ſageſt, was ihm jetzt fehle und ihm helfeſt, denn Du kennſt das Herz.

— Seit ſechs Jahren haſt Du mich nicht geſehen, und ich möchte wiſſen, ob ich Dir noch gefalle? Du haſt mich gewiß längſt verloren gegeben, nachdem Du wußteſt, daß ich als Schauſpielerin die menſchlichen Leidenſchaften zur Darſtellung bringen helfe, deren die Anderen unſeres Geſchlechts entweder ſich ſchämen oder die ſie nicht haben, und über welchen Du ſelbſt, nach einem heißen und unruhigen Jugendfrühling, ein frommes Grab in Deiner Seele errichtet haſt. Aber Du ſiehſt, ich komme wieder zu Dir, um mich Dir zu zeigen, wie ich bin! Mich verlangt nach Deinem Troſt, Deiner Ruhe und Liebe.

— Und doch iſt von Dir zuerſt mir mein Unfrieden gekommen! Du warſt meine Lehrerin, Du nahmſt Dich aus Neigung des armen Kindes an, das ohne Dich ununterrichtet und unbewegt geblieben wäre. Aber Du nährteſt ſchon früh einen jungen lebensbegierigen Geiſt mit dem Feuerwein der Poeſie, der von Dir ſelbſt übertroff. Mir die Dichtung in mein Herz flößend, regteſt Du, ohne es zu wiſſen, gewaltig Natur und Sinne in mir an, und ich empfand Mächte in mir, mit denen ich nicht wußte, wohin! Du ließeſt mich von Dir mit Deinem Segen, und herrlich und bange lag die Welt vor meinen Augen. Es war ein Chaos von Gott, Liebe, Poeſie und Welt in meiner Seele, aber alle dieſe Dinge vereinigte untereinander ein und derſelbe Geiſt der Sehnſucht in mir.

— Und doch wußte ich nicht, was ich eigentlich ſuchte, was ich wollte! Zufällige Ereigniſſe brachten mich auf die Bühne, und, in der unerfahrenen Hingebung meiner ganzen Seele, empfand ich dort zuerſt die Wohlthat, mich austönen zu können. Ich hatte das Theater immer für wichtig gehalten und geglaubt, daß die edelſten Geiſter ſich dazu hergeben ſollten, es wieder zu heben. Für mein eigenes Selbſt erſchien mir das Theater, wie ſeltſam es auch klingt, zugleich als ein Ausweg für die innern Leidenſchaf-

ten und Bewegungen der Seele, die mich drängten und von denen ich im Leben keine Anwendung ersah. Und doch wollte ich vor allen Dingen leben, und das Leben in mir aus allen Poren ausſtrömen laſſen. Nun hatte ich einen Raum gefunden für das weibliche, lebhafte, von Empfindung und Begeiſterung übervolle Herz, dem nur in der Dichtung und ihrer Darſtellung in dieſer Weiſe vergönnt ſein ſollte, ſich auszuleben und auszuſprechen. Ich machte große Experimente mit Allem, was in mir war, und ließ, unter dem Schutz dieſer fremden Geſtalten, die ich annahm, meine eigne Seelenharfe ſich ausklingen. Ich erſchrak oft ſelbſt vor dem, was ich zur Erſcheinung brachte, aber es riß mich unwillkürlich dazu hin und lag in den Gränzen und der Fülle meiner Natur. Ich wurde berühmt durch die Gewalt meiner Empfindungen, und man beklatſchte mich. Ich verachtete das Publikum, aber wenn ich im Leben, als einfaches Mädchen, alle dieſe drängenden und ſtürmiſchen Laute, dieſe großartigen Schauer der Leidenſchaft und des Schmerzes hätte hörbar machen wollen, würde man mich verachtet haben. Ich weiß ſelbſt nicht, wie mir die ganze Zeit zu Muthe war, aber es muß doch ein Bedürfniß meiner Seele geweſen ſein, das dunkle Feuer, das in ihr loderte, ausſtrahlen zu können. Wie ge-

ſagt, auf jedem anderen Terrain würde mir der Muth dazu gefehlt haben.

— Aber ich habe auch die Sehnſucht, glücklich zu werden, in meinem Herzen. Mir iſt klar geworden, daß ich bisjetzt nur unglücklich war. Aus dem Chaos meiner Natur hat ſich noch keine harmoniſche Geſtalt, kein ſonniges Bild der Freude geboren. Heneſta, mir brennt der Kopf, lege Deine ſanften Hände wieder über meinen glühenden Scheitel! Ich bin krank, und die Aerzte rathen mir, mich zu mäßigen, wenn ich ſpiele. Ich werde gar nicht mehr ſpielen! Ich ſuche die Einſamkeit und Verborgenheit, den Schatten und die Stille.

— Sage mir doch aufrichtig, Heneſta, welches Deine glücklichſte Stunde im Leben war? Gewiß die Stunde, in der Du liebteſt, aber was? Das Höchſte, was es noch für mich giebt, wäre die Liebe, aber ich weiß nicht, was ich lieben ſoll. Ein holder, träumeriſcher Jüngling in meiner Nähe hat mir gefallen, aber ich glaube nicht, daß ich ihn liebe. Ich bin unklar in mir, was für mich die Liebe bedeutet. Ich ſehne mich nach Gott und Liebe! Unſere heilige Kirche ſoll mich aufnehmen.

— Der Drang nach Liebe, von dem ich unendlich entbrenne, lodert als ein Opfer meiner jungen Seele zu Gott empor. Gott mag meine Liebe,

mit der ich ſonſt nirgend hin weiß, empfangen und lohnen, da er ja ſelbſt die höchſte Liebe iſt, und mich zuerſt geliebt hat. Ich komme zu Dir, Honeſta, um mit Dir zu beten, und an Deiner Seite meine Liebesbruſt in Andacht zu kühlen.

— Ich will arm werden und Gott lieben. Das wird das Schönſte ſein. Ich komme, ich komme! — — —

Deſirée hatte nun, wie es von ihrem entſchloſſenen Weſen zu erwarten ſtand, ihr Vorhaben ausgeführt, und lebte ſeit einiger Zeit mit ihrem Vater in dem kleinen Städtchen, das von aller Welt abgelegen und in einem einſamen Bergthal eingeſchloſſen war. Es war unterdeß Frühling geworden, und Deſirée überſchaute aus dem Fenſter des kleinen Hauſes die grünwerdende Landſchaft, aber nicht mit fröhlichen Augen, noch mit einem ſo zufriedenen Herzen, als ſie gedacht hatte.

Sie hatte ſich ſchon in vielen ihrer Hoffnungen getäuſcht geſehen. Die Einſamkeit, die ſie geſucht, bewährte ihren Zauber nicht, und ließ das unruhige Herz des Mädchens nicht glücklich werden. Ihre Lehrerin, die Nonne Honeſta, auf deren erneuten Umgang ſie große Erwartungen geſtellt, hatte ſie nur ein einziges Mal erſt geſehen. Sie war den Kloſterberg mit einer Haſt hinaufgeflogen, als wenn

ſie einem Geliebten entgegeneilte, aber ſchon während ſie in den Armen der frommen Frau lag und ihr Herz recht dicht an das ihrige preßte, wie wenn ſie ſich retten wollte zu dieſem friedensvollen Aſyl, fühlte ſie ſich plötzlich von einer kalten Befremdung überſchlichen. Honeſta erſchien ihr alt, knöchern, theilnahmlos, erſtorben, Deſirée ſah ſie verwundert an, und begriff nicht, daß dies die heilige Geſtalt ihrer Kindheit ſein ſolle, an der ſie mit Enthuſiasmus gehangen, zu der ſie jetzt gewiſſermaßen gewallfahrtet war. Der poetiſche Duft war verſchwunden, der ſonſt um die Nonne geſchwebt, und im Relief des Alters trat ſelbſt das, was früher ſchön und geiſtig bewegt an ihr geweſen war, nur noch wie eine abſtoßende Schwärmerei hervor. Deſirée war troſtlos über dieſe Verwandlung ihres Ideals. Sie wankte fort. Auch die Gegend breitete ſich nicht mehr in demſelben Glanze vor ihr aus, wie damals, wo ſie als ahnungsvolles Kind im Schatten des Waldes träumte. Alles kam ihr jetzt ſo klein, eng und gewöhnlich vor, daß ſie erſtaunen mußte, wie dies dieſelbe Scenerie war, an der ſie ſich in den damaligen ſchönen Jahren begeiſtert.

Sie eilte niedergeſchlagen in die kleine Hütte zurück, in der ſie ſich einfach und zierlich eingerichtet hatte, von einer ziemlich reichen Auswahl ihrer Lieb-

lingsbücher umgeben. In der Ecke ſtand ein Klavier, über dem Tiſch am Fenſter lag eine angefangene Stickerei ausgebreitet. Aber die rechte Ruhe und Behaglichkeit, die ſie von dieſen traulichen Räumen erwartet, hatte ſie noch nicht darin gefunden. Dazu kam, daß es ihr nicht gelingen wollte, ihren Vater, der über dieſe neue Lebensänderung nur Unzufriedenheit und Kummer zeigte, wieder zu erheitern. Seitdem ſeine Tochter in den harmloſen und unbedeutenden Stand zurückgetreten war, ſchien der wunderliche Alte eine gewiſſe Ehrfurcht, welche ihm ſonſt die Schauſpielerin und ihre magiſche Kunſt eingeflößt, verloren zu haben und ſuchte mit mancherlei Grillen eine väterliche Oberherrſchaft gelten zu laſſen, die für Deſirée, ſo ſehr ſie ihn auch liebte und ihm lächelnd zuſah, doch zuweilen drückend werden mußte.

So unglücklich, wie heut, hatte ſich Deſirée noch nie gefühlt, und das Gebet tröſtete ihr Herz nicht. Sie konnte es in dem kleinen Zimmer nicht aushalten, ſie hätte klagen, in einen Strom von Thränen ſich ergießen, und wie ſonſt, ihre Herz- und Seelenſtürme laut ausklingen mögen, aber ſie ließ ſich verſtummen, weil ihr Vater ſie beobachtete. Dieſer war immer geneigt, ihr Vorwürfe zu machen, ſobald er ſie traurig ſah, und brauchte dann ſeine

Ueberredung, ſie zur Rückkehr nach der Reſidenz zu bewegen. Jetzt wandte ſie ſich mit großer Verſtimmung von ihm ab und verließ das Zimmer.

Sie eilte in den ſchönen hellen Tag hinaus, der draußen über den Feldern und Wieſen lag, und ihr Bruſt und Wangen mit Frühlingslüften kühlte. Sie ſog begierig dieſe Erquickung ein, denn das Fieber ihrer ungeſtillten Sehnſucht bereitete in ihr eine brennende Gluth. Sie flog mehr als ſie ging, es trieb ſie, ſie wußte nicht, in welche Ferne, und ihr einſamer Spaziergang führte ſie bald in die entlegenſten Pfade des Waldes. Die Sonne zitterte mit geheimnißvollem Lichterſpiel durch die dichtverſchlungenen Baumgruppen, die ſich zu einem Tempel wölbten. Deſirée ſank auf den Raſen nieder, um ihre Gedanken zu Gott zu ſammeln, den ſie hier geſucht, dem ſie Leben und Liebe allein gelobt. Aber ſie konnte in ihren aufgeregten Gedanken Gott nicht finden, und ſie erſchien ſich, ſeitdem ſie ihn ſo inbrünſtig geſucht, eher von ihm verlaſſen als begünſtigt. Sie ſank verzweifelt zurück, und lehnte die heiße Wange über die feuchten Gräſer. Ihr ganzer Körper zitterte und über das ſchöne Geſicht rann eine Thräne. Dann richtete ſie ſich nachdenkend auf, ein beruhigendes Bild ſchien vor ihre Seele zu treten, aber ſie mochte es ſich ſelbſt noch nicht ge-

ſtehen, was es war. Sie dachte an Sylvius, den ſtillen Jüngling, der ſie treu und ſelten geliebt hatte. Jetzt erſt, in der Ferne von ihm, nachdem ſie ihn kalt verabſchiedet hatte, fühlte ſie das Reizende, das in ſeiner Liebe gelegen. Seine ganze Geſtalt vergegenwärtigte ſich ihr jetzt immer mehr, und ſie empfand zum erſten Mal in ihrem Leben eine Sehnſucht nach ihm, die bald ſo ſtark und ungeduldig wurde, daß ſie ihr faſt nicht mehr zu bewältigen ſchien. Das Herz bebte ihr, alle Pulſe ſchlugen leidenſchaftlich an, und ſie begann von ihm und ſeiner Liebe zu träumen. Sie erſtaunte ſüß über dieſe Entdeckung, die ſie in ihrem Herzen gemacht, aber noch mehr darüber, daß ihr daſſelbe früher unter ſo feſten und harten Banden gelegen, daß es keine Regung für den liebenswürdigen Jüngling zugelaſſen. Das Frühlingswehen, das rings um ſie her über die Erde ſtrich, ſchien auch in ihrer Bruſt gewiſſermaßen ein neues Erdreich aufzulockern. Sie ſtand auf, und indem ſie langſam und nachſinnend von dannen ging, war es ihr, als ſei ſie um ein Beſitzthum, ein Bild unverhofft reicher geworden, ohne, in der wunderbaren Illuſion des Herzens, zu denken, daß ſie dieſes Glückes nicht mehr mächtig ſei, ſondern es damals von ſich gegeben, als ſie es beſeſſen.

In ihre Wohnung zurückgekehrt, fand ſie einen Brief vor, auf deſſen Entſiegelung ihr Vater ſchon neugierig geharrt. Deſirée ergriff ihn raſch, als erwarte ſie Etwas, das ihrer gegenwärtigen Stimmung ſchon entſprechen ſolle, aber nachdem ſie ihn durchlaufen, ließ ſie ihn erſchrocken fallen und heftete einen Blick der Betroffenheit, des Mitleides, des Schmerzes auf ihren Vater. Dieſer Brief kündigte ihr den Verluſt einer bedeutenden Summe an, die ſie bei einem Banquier in der Reſidenz zurückgelaſſen, die Erſparniſſe ihrer Künſtlerlaufbahn, von denen ſie in ihrer jetzigen Beſchränkung längere Zeit ohne Sorgen zu leben gehofft. Jener Kaufmann hatte einen Bankerott gemacht und ihr war nichts mehr übrig geblieben.

Der alte Hilbert gerieth in Verzweiflung und überſchüttete ſeine Tochter mit neuen Vorwürfen, daß ſie, ohne Rückſicht auf ihn, in ſeinem Alter ihn dieſer hülfloſen Lage preisgegeben habe. Sie vermochte ihm mit der Verſicherung, daß ſie nun Tag und Nacht für ihn arbeiten werde, nur einen ſchwachen Troſt einzuflößen, denn ſie hatte ſelbſt in der letzten Zeit gefühlt, wie es ihrer Natur widerſtrebe, anhaltend zu arbeiten, und zu einem beſtimmt erforderten Zweck Verrichtungen zu thun, die nur die Hand in Anſpruch nahmen. Ihr geiſtiges Leben war zu rege

und drängend in ihr, ſie war immer zu gedankenvoll beſchäftigt, und den Händen entglitt bald die angefangene Stickerei, während das Mädchen in Träume und Selbſtbetrachtungen verſank. Doch glaubte ſie noch, dieſe Anfechtung werde dazu dienen, ihr inneres Leben, ihr frommes Ringen mehr und mehr zu ſtärken.

Vater und Tochter geriethen bald in die drükkendſte Lage, und Deſirée, die ſich von der Armuth eine Art Poeſie vorgeſtellt, empfand ſchnell, wie bitter und herztödtend ſie ſei, und ihr ward öde zu Muthe, ſtatt der inneren Erquickung und Erleuchtung, die ſie in der chriſtlichen Demüthigung gehofft. Das Leben lag wie ein naßkalter Regentag vor ihr, ſie ſah keine Sonne und keinen blauen Himmel mehr am Horizont ab. Bei allen Entbehrungen, denen ſie für ſich allein ſich gern unterzogen hätte, ſtörte es ſie doch, ſo zu ſagen, in der eigentlichen Andacht der Armuth, daß ſie neben ſich ihren Vater leidend und hülflos erblicken mußte.

Der alte Hilbert hatte inzwiſchen ein Auskunftsmittel verſucht, um ſich manche Bequemlichkeiten des Lebens, an die ihn der Wohlſtand der letzten Jahre einmal gewöhnt, durch ein kleines Amt zu verdienen, das die Gevattern und Freunde ihm anzunehmen gerathen. Dies war der Beruf eines

Laternenanſteckers, den, mit einigen anderen Functionen verbunden, er ſeit einiger Zeit verwaltete, und woran ihn Deſirée mit aller Mühe nicht hatte verhindern können. Dies vermehrte noch das Quälende ihrer Lage, und, in ihr Zimmer ſich verſchließend, begann ſie einer tiefen Melancholie anheimzufallen. Wie zitterte ſie oft auf, wenn es Abends ſechs Uhr ſchlug und die Theaterſtunde ſie an eine Zeit mahnte, wo ſie ſonſt in der vollen Glorie ihrer Gefühle und Leidenſchaften, überſtrahlt von einem höheren Weſen der Begeiſterung, von ſich ſelbſt nichts wiſſend und doch ihr innerſtes Selbſt erſchöpfend, auf der Bühne geſtanden. Jetzt war Armuth in ihr und um ſie her.

Dem Städtchen, in dem ſie lebte, ſtand ein beſonders feſtlicher Tag bevor. Die gräfliche Standesherrſchaft, zu der es gehörte, war durch den Tod des letzten Beſitzers an eine Nebenlinie gefallen und der junge Graf, der die Güter antreten ſollte, wurde zu feſtlichem Einzuge erwartet. Es hieß, daß er gegen Abend eintreffen werde, und man hatte im ganzen Städtchen eine große Illumination verabredet, auch waren Transparents und Triumphbogen aller Art errichtet, die weithin einen feierlichen Lichterglanz ausſtrahlen ſollten. Die Thätigkeit des alten Hilbert wurde bei dieſer Gelegenheit ganz be-

ſonders in Anſpruch genommen. Aber der alte Mann hatte ſich ſeit einiger Zeit ganz verändert, und jede Spur der Heiterkeit, deren er ſonſt fähig geweſen, war aus ſeinem tiefbetrübten Geſicht verſchwunden. Er ſtand oft Stunden lang, auf einen Fleck vor ſich hinſtarrend, und ſchien mit einem Geheimniß zu kämpfen, das er Niemanden anvertrauen mochte. Deſirée beobachtete ihn genau, aber ſie konnte nicht erforſchen, was dieſem unglücklichen Tiefſinn ihres armen Vaters zum Grunde liege. Sein Geheimniß war aber kein anderes, als daß er ſich ſeit Kurzem in den Kopf geſetzt, das Amt des Laternenanzünders, zu dem er ſich hatte bereden laſſen, ſei kein ehrliches Geſchäft, ſondern verunehre vielmehr den rechtlichen Mann. Wie er zu dieſer Ideenverbindung gekommen, war ihm ſelbſt ſchwerlich klar, aber es peinigte ihn ſeitdem der entſetzliche Gedanke, daß er einen ſchimpflichen Beruf treibe, und ließ ihm kaum mehr eine ruhige Stunde.

Der feſtliche Abend war herangekommen, und die Flammen und Lichter, die Meiſter Hilbert angezündet hatte, brannten luſtig in die laue Sommernacht hinein. Er ſelbſt aber hatte ſich heut mit einem beſondern Ausdruck der Schwermuth von ſeiner Tochter entfernt. Deſirée dagegen fühlte ſich heut etwas aufgeweckter, das poſſirliche Treiben der

kleinſtädtiſchen Feſtgänger hatte ein wenig ihren Spott gereizt und ſie unmerklich erheitert. Sie verließ ihr Zimmer, hüllte die Glieder in das Umſchlagetuch und begab ſich auf die Straße hinaus. Bald aber wurde ſie des Treibens der Menge auf den Gaſſen überdrüſſig, ſie wandte ihre Schritte ins Freie, und irrte immer weiter, an der ſchönen Dunkelheit und Milde der Nacht ſich ergötzend, und die geheimſten Bilder ihrer Gedankenwelt wieder in ſich aufrufend. In der Ferne tobte der Lärm, dem ſie entflohen war, und accompagnirte ſeltſam die Träumereien ihrer Seele, die nach Freude, Glück, Liebe, Gott noch immer vergeblich ſuchte.

Unterdeß harrte man umſonſt auf das Erſcheinen des jungen Grafen, dem dieſe feſtlichen Veranſtaltungen galten, und ein Theil der Lichter und Fackeln war faſt heruntergebrannt. Es ſchien in der Abſicht des Grafen gelegen zu haben, einen anderen Weg einzuſchlagen, als auf dem man ihn erwartete. Er hatte zu Fuß einen Umweg durch den Wald genommen, um unvermerkt in die Stadt zu gelangen, ſich einen Augenblick in der Mitte ſeiner Unterthanen zu zeigen, und dann in das Schloß ſich zurückzuziehn. Er ſchien ein junger ſinniger Mann, und ſchlenderte, in Träume und Gedanken verloren, allein über den nächtlichen Waldpfad hin, nachdem er ſeine Beglei-

ter mit dem Wagen vorausgesandt. Er kam an einem großen See vorüber, der herrlich gelegen war und zwischen romantischen Gebüschen und Bergabhängen seinen weißen Spiegel hervorschimmern ließ. Der junge Graf freute sich dieser Partie seiner Besitzungen, und verweilte eine Zeit lang, während der Mond, der eben im Aufgehn begriffen war, das malerische Bild zu beleuchten anfing. Bei diesem helleren Schein bemerkte er plötzlich, daß er sich nicht allein hier befand. Auf einer Bank am Rande des Sees saß eine weibliche Gestalt, in einen weißen Schleier gehüllt, in sich zusammengedrängt, und, wie es schien, bemüht, sich seiner Aufmerksamkeit zu entziehen. Er trat hinzu, faßte sie schärfer ins Auge und ein Schrei des Entsetzens oder der Freude entfuhr ihm. Er erkannte Desirée.

Desirée wandte sich nach ihm um, sie hatte eben von ihm geträumt und an ihn gedacht. Mit dem Ausruf: Sylvius! stürzte sie in seine Arme. Sie küßte ihn herzlich und ihm widerfuhr in der bloßen Berührung ihrer Lippen ein Glück, wie er es sich nicht mehr zu hoffen gewagt.

Beide saßen eine Zeit lang neben einander, fast ohne zu sprechen. Sylvius war von dieser Wiederbegegnung berauscht, er vergaß Alles, was ihn hierhergeführt hatte, See, Mond und Wald ver-

ſchwammen vor ſeinen entzückten Blicken, und nur die Geliebte an ſeiner Seite erſchien ihm als das ächte Bild alles wirklichen Seins. Sie ſchien ihm erſt jetzt eine Seele zu haben, die ihn verſtand, doch wer war der Pygmalion geweſen, der dieſen herrlichen Marmor belebt hatte? Deſirée aber ſtrömte in leiſen Andeutungen ihr erhabenes Herz aus, und zeigte frei, daß ſie liebe. Der Moment hatte ſie ergriffen, ſie konnte nicht mehr zurück.

Indeß ſollte eine Störung gerade den erſten Austauſch ihrer Seele treffen. Gegenüber am andern Ende des Sees irrte ſeit einiger Zeit eine Fackel umher, und beim Schein derſelben erkannte ſie bald eine männliche Geſtalt, die zuletzt unbeweglich am Rande des Ufers ſtillſtand. Endlich ziſchte und ſprühte es laut im Waſſer, Fackel und Geſtalt hatten ſich miteinander hineingeworfen, und ein Sterbeſeufzer erſchütterte die ſtille Luft. Deſirée und Sylvius waren entſetzt hinzugeſprungen, der letztere band einen Kahn vom Ufer, um in den See zu ſtoßen und vielleicht einem Unglücklichen Hülfe zu leiſten. Er brachte den ſchon Entſeelten ans Ufer zurück. Als der Mondſtrahl ſchärfer über ſein Geſicht fuhr, ſchrie Deſirée laut auf, denn ſie erkannte in dem Todten ihren Vater. Es war der alte Hilbert, den die Schwermuth, mit der er ſeinen letzterwählten

Beruf getragen, ſogar bis auf den Punkt geführt hatte, ſein armes Leben eigenwillig im Waſſer zu enden.

Als Deſirée von ihren erſten Schrecken erwachte, ſank ſie noch einmal dem treuen Sylvius, der zärtlich um ſie bemüht war, an die Bruſt. Nun bin ich ganz Dein, nur Dein! ſagte ſie auf ſeine Bitte, ihm ewig anzugehören, und durch ihre Thränen brannte das neue Lebensfeuer der Liebe. —

Ein ſchönes, glückliches Jahr war verſtrichen, Deſirée war Gattin und Mutter, und ein fröhliches Kind, das die weichen Züge ihres Sylvius trug, ſchaukelte ſich auf ihrem Schooße. An einem bezaubernden Sommermorgen ſaß Deſirée auf dem Balkon des gräflichen Schloſſes, neben ihr ſtand ein voller Roſenſtock, der an Friſche mit ihren Wangen wetteiferte, der prächtige Park, der zu ihren Beſitzungen gehörte, lag duftend und rauſchend zu ihren Füßen.

Ein Schauer des Wohlbehagens durchdrang Deſirée's Bruſt, und ſie drückte, die glänzenden Augen zum Himmel gerichtet, ihr Kind an ſich, das mit ihren flatternden Locken ſpielte. Sie ſelbſt war ein ſchönes Bild der Kraft, Harmonie und Geſundheit, und was früher in ihrem Weſen gei-

ſtig kränklich geweſen war, ſtand jetzt in einer faſt derben, ſinnlichen Blüthe. Eine gewiſſe Verklärung lag auf ihrem Geſicht, die jedoch keiner tranſcendenten Schwärmerei mehr, ſondern dem geſättigten Beſitz und Genuß der Gegenwart angehörte.

Ihr größtes Glück maß Deſirée ihrem Kinde bei, das ſie unendlich liebte und an dem ſie ihrer Liebe kaum genugthun konnte. Erſt durch ihr Kind glaubte ſie ſich ein neues und feſtes Verhältniß zum Leben gewonnen zu haben. Die Morgenſonne blitzte fröhlich herab auf die Scheitel von Mutter und Kind. Deſirée küßte die Stirn ihres Knaben, faltete die Hände, und betete, wie ſie noch nie gebetet hatte: Heiliger Gott, jetzt erſt erkenne ich Dich! In der Weite und Ferne hatte ich Dich geſucht, im Schmerz und in der Freude um Dich gebangt, und Dich nicht gefunden. Und jetzt, im Genuß des Lebens, iſt mir, als hielte ich Dich an meiner Bruſt, und ſchaute Dich an im Lächeln meines Kindes! Jetzt weiß ich, wie ſehr Du uns liebſt und mehr als wir Dich lieben können und es verſuchen ſollen. Im Vollgefühl des Daſeins bin ich ſelig feſtgehalten von den Erdenbanden und empfinde mich doch in Deiner Hand und als ein Theil von Dir,

o Gott! Mir iſt wohl und klar. Liebe mich ferner, mich und mein Kind, und ich werde mich fröhlich in dem Genuß gehen laſſen, von Dir geliebt zu ſein. Was kann mir noch widerfahren, als Liebe? —

4. Die Liebe.

— In dieſer Geſchichte iſt ein grauſamer Stachel! ſagte die Miß nachdenkend. Der Schluß klingt ſo verſöhnend, und doch enthält er gerade das Schneidendſte. Warum konnte Desirée Gott nicht finden, als ſie unglücklich und verlaſſen war? Bedürfen wir nicht im Unglück am meiſten Gottes? Und muß ein Frauenzimmer erſt heirathen, um wahrhaft religiös zu werden?

Allerdings! ſagte ich. Gott offenbart ſich vorzugsweiſe den Glücklichen. Wer das Glück an ſich zu feſſeln verſteht, deſſen iſt auch das Himmelreich. Gott iſt mit den Siegern. Die Armen, Kranken und Hungrigen mögen ihm ſehr leid thun, aber ſeine Lieblinge ſind die Geſunden. Die Welt hat lange genug im Unglück Heil geſucht, wozu hat ihr

die Demuth geholfen? Zeugniß davon iſt die Geſchichte. Wenn die Menſchheit ernſtlich danach ſtreben wollte, glücklich zu werden, würde ſie auch die wahre Religion finden, nach der jetzt ihr ausgedörrter Buſen vergeblich fiebert. Gott iſt Glück und Freiheit!

Meine ſchöne ſinnige Engländerin wandte ſich von mir ab und ſah ſtilſchweigend durch das Kajütenfenſter in die Meeresbrandung hinaus. Das Meer ſtürmte fort in ſeiner hocherhabenen Raſerei und das ganze Weltall ſchien eine bange Schreckensmelodie zu heulen. In den Spalten der Wellen ſah man in unendliche Abgründe hinein, und der Geiſt verlor ſich von ſich ſelbſt, um mit den Winden in das uralte Nichts der Schöpfung hineinzuſchwärmen.

Welcher Lärm im Weltall, und doch, welche Einſamkeit! ſagte die Miß fröſtelnd. — —

Zuweilen macht das ſtürmende Meer Pauſen, wie vor Erſchöpfung, aber in demſelben Moment, wo es ſich noch auszuruhen ſcheint von ſeiner Wuth, läßt es ſchon wieder wilde Schreie hören in der Nähe und Ferne, wie einen allgemeinen Unglücksruf, in dem das All zerberſten möchte, und dann beginnt der göttliche Wahnſinn der Elemente mit ſtärkerer Heftigkeit als je ſeine Spiele. Die Träume

der ganzen Welt ziehen in den aufundniedersteigenden Wellen an uns vorüber, längst Begrabenes steigt in sichtbarer Gestalt wieder herauf aus der Wassertiefe, die Vergangenheit als Engel und die Zukunft als Gespenst. Stimmen in der Luft erzählen uns von alten Wünschen, an die wir längst nicht mehr gedacht, und der geschwätzige Meerestropfen flüstert von Geheimnissen in unserer Brust, die uns mit Verwunderung wieder einfallen. Das grüne gaukelnde Meer windet sich vor uns wie die Schlange des Paradieses, um uns träumerisch zu verführen, daß wir hinabsteigen in die Untiefen unserer eigenen Seele. Um uns her wird es Nacht, aber in hellen Sternenfunken geht die Vergangenheit um unser Haupt auf und man sieht die erleuchteten Umrisse längst entschwundenen Lebens. Ich stand allein mit Dir in Deinem Zimmer, es war selten, daß Du mich dahin mit Dir führtest. Es ging gegen Abend, Du warst so schön und gut, und doch wieder so traurig, wie ich Dich noch nie gesehn. Das kleine Zimmer enthielt nur noch Dein Bett, auf den Stühlen lagen Schmuck, Tücher und Bänder von Dir, und Du tratest erröthend an das Fenster, um es zu öffnen und hinauszuschauen, denn es war seltsam schwül in dem Gemach. Ich stellte mich vor Dich hin, und Du warst unendlich lieb.

Ich küßte Dir die Hände, und Du weinteſt. Dein großes Leid verklärte ſich Dir aber wieder in Deinem ſonnigen Auge, Du lächelteſt unbeſchreiblich, und ich wußte nichts als den Gemeinſpruch, Dich an die Zukunft zu verweiſen. Jetzt hat die Zeit dieſe Zukunft längſt herangebracht, und Du lächelſt nicht mehr, ſondern Du entſchwebteſt in eine unerreichbare Ferne. Damals berührten ſich unſere Lippen zu einem ſtillen Bunde und dieſer Kuß trägt jetzt meine ganze Vergangenheit, er iſt das ewige Moment der Vergangenheit geworden. Was iſt auch Vergangenheit anders als ein göttlicher Kuß der Seele, deſſen Feuer uns nie verliſcht, der uns über Länder und Meere folgt und noch unter den fernſten Himmelsſtrichen empfunden wird! Mitten im wildeſten Meeresſtrudel überraſcht uns die ſüße Erinnerung, und vor Sturm und Näſſe der Gegenwart zuſammenſchauernd, verliert man ſich in das alte Liebesſpiel der Vergangenheit, das uns wie im leiſen Nachklang der Welle hier umflüſtert. Schlimmer iſt es mit der Zukunft. Man folgt verzweifelnd der Brandung der Wogen bis in die fernſten Nebel des Horizonts, und die Gedanken jagen ſich über die Zukunft, ohne ein Ziel zu finden. Was ſagt das Meer von der Zukunft? Welche Geſtalt von ihr zeigt es in ſeinem brauſenden Wellenſpiegel, in die-

ſem Hexenkeſſel, den das Schickſal ſelbſt umzurühren ſcheint, um uns darin ſeine Wahrſagungen von den kommenden Dingen der Welt hervortauchen zu laſſen? Was webt und bildet ſich da unten im Schooße des Meeres? Iſt es Kirche oder Tribune, Volksverſammlung oder Familienzimmer, deſſen Lineamente ſich mir dort in der Bewegung der Gewäſſer zuſammenſetzen und worin die Zukunft erſcheint? Sind es geſtürzte Götter, die dort in der Brandung ſtöhnen, gefallene Heroen, die von der alten Herrlichkeit die thränenwerthe Geſchichte erzählen? Ich ſehe eine Kirche ſich wölben, aber Gott ſelbſt kommt im Wirbel der Weltgeſchichte dahergefahren, und zerſchlägt ihre Säulen, daß krachend der Tempel wieder zuſammenſtürzt! Das Meer fließt in dunkler Strömung darüber hin, die Winde ſeufzen, und die Welt harrt zitternd auf die neue Offenbarung Gottes. Oder will ſich Gott auf der Volkstribune offenbaren, von der ich ſtärker noch wie die Meeresdonner das Wort der Freiheit herüberſchallen höre? Aber es iſt ein unverſtändliches und ungeordnetes Brauſen, ſodaß die ganze Schöpfung vor ihm erbebt, und Gott zögert noch, den Meſſias der Freiheit zu ſenden, welcher die Völker lehrete. Die ſchönſten Geſchenke der Menſchheit hält Gott am längſten und unerbittlichſten in ſeinem

Schooß verhüllt. Das Meer ſchießt heulend in dicken Waſſerſtrahlen über mein Bild, und die Freiheit iſt eine ſchwache Lilie, die im erſten Sturm der Fluthen vergeht. Oder will ſich Gott neu offenbaren in dem ſtillen Familienzimmer, in dem die Liebe ihr Heimathsrecht gefunden und von deſſen Glück da drüben im aufflammenden Sonnenſchimmer die kleinen krauſen Wellen ſingen? Aber die Liebe iſt ebenſo ſchwer zu verwirklichen, als die Religion und die Freiheit, und ſie hat einen alten Erbfeind, welcher der Gottheit ſelbſt gefährlich werden könnte, das iſt die Langeweile. Warum ſendet aber Gott nicht den Prieſter der ewigen Harmonie herab in die Familien- und Geſellſchaftszimmer, um die ächte und unſterbliche Liebe zu gründen auf Erden, die nicht hinſiecht an Langerweile und nicht umſchlägt in Haß? Doch der Sonnenſchimmer, welcher dort die leiſeſte Spitze der Wellen anflog, erliſcht wieder, und der höhniſch pfeifende Sturm richtet aus den Wogen Pyramiden auf, aus denen mich ironiſch lächelnde Mumien anſehen. Eine neue Meeresbrandung entſteht und verſchüttet mein ſociales Paradies und meinen Tempel der Liebe! —

Während ich mich ſtillſchweigend in ſo tolle Meeresphantaſieen verlor, hatte ſich meine Reiſegefährtin unterdeß ein Vergnügen daraus gemacht,

Blätter aus ihrem Portefeuille zu zerzupfen und zum Spielwerk dem Meere durch das Fenster zuzuwerfen. Zuweilen blies sie dieselben muthwillig über meinen Kopf hinweg, ohne daß ich es bemerkte, worauf Wind und Wellen in einem Nu die lustig wirbelnden Papierflocken begruben. Dann ließ sie auf einmal einen lauten Schrei hören, und blickte betroffen auf ihre Brieftasche und die Blätter, welche sie zerrissen.

Ach, rief sie mit der lieblichsten Betroffenheit, was habe ich gethan? Ich habe hier in Gedanken Ihre ganze Reisephilosophie zerrissen, während ich glaubte, es sei eine alte Rechnung, die ich verzettelte.

Alle meine 100 Sätze? fragte ich lachend, und war bemüht, noch die letzten eben ausfliegenden Fragmente meiner Weisheit wieder einzufangen. Es gelang mir auch wenigstens einen der zusammengeknäulten Zettelchen zu haschen, und als ich ihn entfaltete, fand sich gerade das Wort Liebe darauf.

Die Liebe war also gerettet.

Dies veranlaßte Traurigkeit und Gelächter zu gleicher Zeit, und bei der Miß ein sanftes Erröthen.

Sie entschuldigte sich, daß sie die Blätter zerrissen, die ich ihr in einer scherzhaften Stunde in

ihrem Porteſeuille beſchrieben, aber den Zettel mit der bloßen Liebe wollte ſie nicht wieder von mir annehmen.

In Paris hatte ich einmal einen ſeltſamen Traum von der Liebe gehabt, den ich ihr jetzt erzählte, um die eingetretene Pauſe des Geſprächs auszufüllen.

Ich war am Quai Napoléon nächſt dem neuerbauten Pont Louis-Philipp eines Nachmittags ſpazieren gegangen, als ich vor der Inſchrift eines Hauſes ſtutzte, das mir plötzlich mit großen Buchſtaben die Namen Abálard und Heloiſe vor Augen führte. Mich wundert, daß noch kein Reiſender auf dies Haus aufmerkſam geworden, das gegenwärtig ein Cabaret für die Weintrinker der Cité iſt und in dem jeden Montag, Donnerſtag und Sonntag Tanzvergnügen ſtattfindet. In dieſer Stätte aber wohnten vor Zeiten Abálard und Heloiſe, die zärtlichen Liebenden, denn neben dem Weinſchilde lieſt man die rührende Inſchrift: „**Heloise Abeilard habitèrent ces lieux des sincères amants. Modèle précieux. L'an 1118.**“ Ich ſetzte mich auf das ſteinerne Geländer am Quai der Seine gerade dem Hauſe Abálard's und Heloiſe's gegenüber, und dachte an Abálard und Heloiſe, an Heloiſe und Abálard. Ich dachte an die Liebe in unſerer Zeit,

an die Romantik der modernen Herzen, die heut noch in Zärtlichkeit für einander ſchlagen, der Nachmittagsſonnenſchein brannte mir heiß auf die Schläfe, und mein Geiſt verſank in ein träumeriſches Schlummern. Mir träumte, ich ſei in einer großen Geſellſchaft, von ſchönen und ſchöngekleideten Frauen umgeben, aber in meinem Herzen war die Fähigkeit erſtorben, ſie zu lieben, und ich war mir bewußt, daß meine Sache mit den Frauen vorbei ſei, ich fühlte mich glücklich, ohne Wunſch und ohne Hoffnung zu ſein. Da erſchien Eine, zierlich von Geſtalt und anmuthumfloſſen, deren Glieder in einen herrlichen ſeidenen karmoiſinfarbenen Stoff gekleidet waren. Mir gefiel dieſer Stoff auſſerordentlich, man ſah ihm die ſeltene Güte, das vorzügliche Gewebe an, und ich betrachtete ihn mir lange und mit einem ſeltſamen, immer ſteigenden Entzücken. Die alte Sehnſucht erwachte in mir wieder, daß die Seele doch Etwas haben möchte, das ſie lieben kann, und das Seidenzeug der hübſchen Frau hatte mir es wirklich angethan, ich fing an mich in ihren karmoiſinfarbenen Stoff zu verlieben. Er ſchmiegte ſich ſo ſchön und elaſtiſch um ihre Glieder, daß mir das Herz vor Wonne ſchlug, wie ich ſie lange nicht mehr gefühlt. Nun ſann ich darauf, mir Gegenliebe zu verdienen, denn Eros ohne Anteros iſt

Nichts, wie ein Dichter ſagt. Ich ging hin und kaufte mir im Palais-Royal eine wunderſchöne Weſte, dieſe war auch vom herrlichſten und koſtbarſten Stoff, mit Gold durchwirkt, und hatte das geſchmackvollſte Muſter. Nachdem ich raſch meine Weſte angelegt, eilte ich auf Flügeln der Liebe in die Geſellſchaft zurück und ſtellte mich vor den Gegenſtand meiner Sympathie hin. Und ſiehe, meine Weſte mit ihrem ſeltenen Stoff flößte der Dame Liebe ein. Was mein Geiſt, meine Gefühle und Sentiments alle nie über ſie vermocht haben würden, das vermochte jetzt meine Weſte, ſie eroberte mir ein Frauenherz, das in gleicher Sympathie ſich mir zuwandte. Unſere Seidenſtoffe hatten uns gegenſeitig zu einer induſtriellen Liebe entbrannt, welche mir die romantiſche an Reiz und Intereſſe bei weitem zu überbieten ſchien. Es begann in mir eine neue Aera zeitgemäßer induſtrieller Gefühle, die mir einen völlig neuen Aufſchwung lieh, und ich freute mich, daß die Epoche der Induſtrie auch in die Liebe eindringe, um ihr eine veränderte Form und Geſtaltung zu geben. Wie viel Leiden erſchuf ſonſt der Menſchheit die Liebe, mit ihrem unbeſtimmten, zerfließenden, ſkeptiſchen und romantiſchen Weſen, an dem man ſich qualvoll zermarterte. Jetzt, dachte ich, weiß man doch, wie man ſich in der Liebe an

ein Beſtimmtes zu halten, und die Sympathie der Seelen iſt etwas Klares, denn ſie beſteht entweder aus Seide, Wolle, Kattun oder Leinewand. Vergnügt über dieſe Entdeckung wollte ich meine neue Geliebte umfaſſen, als ich von dem Geländer herunterrutſchte und faſt hintenüber in die Seine gefallen wäre. Ich rieb mir beſchämt die Augen, warf noch einen wehmüthigen Blick auf Abälard und Heloiſe, einen andern auf meine Weſte, welche noch die alte und gewöhnliche war, und ſah daraus, daß keine Frau etwas von mir zu fürchten hätte, weshalb ich froh und über meinen Traum lachend meiner Wege ſchlenderte. Jetzt aber vergeben Sie mir meinen induſtriellen Traum, ſchöne Miß! Vielleicht in einer halben Stunde werden wir in Ihrem London anlanden und gewiß hat mir die Annäherung der engliſchen Induſtrie, dieſe ganze Atmoſphäre, die ſich plötzlich um uns verändert hat, jenen vermaledeiten Traum wieder ins Gedächtniß gerufen!

Unſer Schiff fuhr eben bei Greenwich vorüber, häuſerhohe Kriegsſchiffe ſegelten uns vorbei, und die eigenthümliche mit Steinkohlenſtoffen geſchwängerte Luft verrieth den Hafen von London und die rieſenhafte Capitale ſelbſt. Die Miß aber ſchien dennoch böſe geworden über meinen Traum von der Liebe und verließ mit komiſchem Zorn die Kajüte,

nachdem sie die noch übrigen Blätter in ihrem Portefeuille, die ich beschrieben, herausgerissen und mir freundschaftlich an den Kopf geworfen hatte. Dann war sie auf das Verdeck geeilt, um die Sonne, die noch mit dem gemilderten Wetter heraufzog, oder ihr nahendes England zu begrüßen. —

5. Trümmer einer Reiſephiloſophie.

1. Heimathlos macht gottähnlich.

2. Auf der Reiſe wird man gut, weil man das Gute überall findet.

3. Wer wandert, entflieht dem Schickſal, und der Zufall nimmt ihn auf, um ihm die heitern Geheimniſſe der Weltregierung zu erſchließen.

4. Nur wer den Zufall in der Welt begriffen hat, iſt wahrhaft fromm und weiß von Gott. Man ſoll aber nicht anders als mit Gott reiſen.

5. Der Gottloſe fühlt ſich viel behaglicher in der Heimath als in der Fremde, denn zu Hauſe hat man beſtändig Urſache an Gott zu zweifeln, aber in der Fremde ſtößt man immer auf ihn.

6. Ein Stubenhocker iſt der größte Böſewicht.

7. Einem Menſchenfeind wird angſt auf der Reiſe und er ſehnt ſich wieder nach Hauſe zurück.

8. Nur wer human iſt, kann wandern. Für den Unhumanen ſieht eine Stadt wie die andere aus.

9. Die größte Merkwürdigkeit an einer Stadt ſind ihre Fehler.

10. In Berlin ſind die Straßen zu gerade, in Paris zu krumm.

11. In Berlin giebt es keine Natur und in Hamburg keine Kunſt.

12. In München lieſt man ſiebenfüßige Hexameter in den Arkaden des Hofgartens, und in Leipzig im Roſenthal wachſen keine Roſen.

13. In Rom giebt es einen heiligen Stuhl und in St. Petersburg die Knute.

14. In Nürnberg wird in den katholiſchen Kirchen proteſtantiſch gepredigt, und in Prag nennt man Toleranz ein Gemiſch von weißem Käſe und Schnittlauch, gut auf Butterbrot zu eſſen.

15. Auf dem Jungfernſtieg in Hamburg wandeln keine Jungfern, und in Braunſchweig, wo noch immer viel Mumme getrunken wird, hängen alle Häuſer ſchief.

16. Was ſind Lebenserfahrungen? Wenn man die mannigfaltige Welt durchwandert, ſieht man, daß eine die andere ausſchließt und aufhebt.

17. Reiſen ſtärkt zur Mannigfaltigkeit und Veränderlichkeit, und macht friſch, dieſe allgemein nothwendigen Schwankungen des Daſeins zu ertragen.

18. Lebenserfahrungen, die man in der Welt erwirbt, ſind etwas Großes, aber noch größer iſt es, ſie zur rechten Zeit wieder zu vergeſſen und jedesmal von vorn anzufangen, ſowie am friſchen Morgen der Wanderer die Herberge verläßt, um mit neuer Reiſeluſt, von der Lerche ermuntert und dem Sonnenhimmel vertrauend, in die luſtige Ungewißheit des Tages hinauszuſchweifen.

19. Das Reiſen bringt den Leichtſinn mit ſich, den göttlichen, der die Welt zuſammenhält, indem er von einer Erfahrung zu der entgegengeſetzten übergeht und an beiden ſich einen ſchönen Tag bereitet.

20. Es iſt die hiſtoriſche Kraft der menſchlichen Individualität, die verſchiedenartigſten Dinge aufzunehmen und an ihnen ſich zu verändern.

21. Das wahre Leben ruht in der beſtändigen Kraft der Erneuerung, und den Muth dazu findet man in jedem Wald, den man im Frühling durchwandelt, und in jeder Stadt, wo man unter das Volk ſich miſcht und es beobachtet.

22. Ein Reiſender, der viele Länder und Völker beſucht, muß den Sinn eines Talleyrand haben, um wahrhaft zu verſtehen und zu genießen.

23. Die Veränderlichkeit der Welt, der Städte, der Völker, der Menschen gründet sich auf eine hohe Naturkraft, die so ursprünglich ist wie die Luft, welche dem Wanderer auf der Landstraße die Wange röthet und erfrischt.

24. Wenn der Abend kommt, befällt den Wandernden vor seiner Herberge ein Gefühl der Heimath, das Aehnlichkeit mit dem Gefühl des Todes hat.

25. In der süßen Pein des unstäten Umherziehens beschleicht ihn der Gedanke der Ewigkeit, die als Keim alle Dinge bewohnt.

26. Schöne Träume steigen herab auf das Lager des Müden, und in der Fremde beglücken ihn die Bilder der Heimkehr.

27. Zum Heimkehren gehört derselbe Frieden und dieselbe Genugthuung, die nöthig sind zum Sterben.

28. Die Trennung ist ein pulsirender Lebensreiz für Alle, die sich lieben.

29. Meistentheils kehrt man zu den Seinigen wieder zurück, um sie zu verlieren.

30. Liebe ist ein guter Reisegefährte, aber ein schlechter Hausgenosse.

31. Eine Geliebte, deren Andenken man mit auf Reisen nimmt, erfährt in uns eine gottähnliche Verklärung ihres Bildes.

32. Sie wird im eigentlichſten Sinne das Ideal, indem ſich uns Heimath und Fremde, Wirklichkeit und Traum in ihr vermählen.

33. In fernen Ländern denkt man an ſie, und ſie erhört den Freund, indem ſie ihm erſcheint durch den Zauber der Gedanken.

34. Auf dem Nordmeer ereilt Dich ihr lächelnder Blick, während ſie zu den Füßen der Aeltern an den Ufern des Rheins ſitzt.

35. Wenn man reiſt, entdeckt man, wie viel Neigung in der Welt zerſplittert iſt, und aus dem Schornſtein jedes Häuschens ſieht man den Rauch eines verborgenen Feuers emporſchlagen, ſelten aber erblickt man die Flamme.

36. Auf der Landſtraße von der Heimath träumen, iſt ächt menſchliches Loos.

37. Alle ſeine Habſeligkeiten nutzt der Wanderer am Ende ab, ſelbſt die Liebe — — (hier beginnt die Zerriſſenheit, indem die Miß von hier an das Papier verzettelt hatte).

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Spaziergänge

und

Weltfahrten.

Dritter Band.

Spaziergänge

und

Weltfahrten.

Von

Theodor Mundt.

Dritter Band.

Ausflug durch die Schweiz nach der Provence.

Altona,
Johann Friedrich Hammerich.
1839.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhaltsverzeichniß.

Ausflug durch die Schweiz nach der Provence.

1. Heidelberg. —

Beginn des ſüddeutſchen Lebens. — Der Neckar. — Begegnung mit Edgar Quinet. — Die Poeſie des deutſchen Volkslebens und ein Gedicht über Deutſchland. — . . . . . S. 1—3.

2. Ein franzöſiſcher Dichter am Neckar und die deutſche Theologie. —

Beſuch bei Edgar Quinet in ſeinem Häuschen am Neckar. — Seine Beſchäftigung mit der deutſchen Theologie. — Quinet's Anſichten des Lebens Jeſu von Strauß. — Die weltliterariſche Ehe zwiſchen dem deutſchen und franzöſiſchen Geiſte. — Sein Ahasver. — Die Weltliteratur ein Anfang zum Verfall der Nationalliteratur. — Quinet's Verhältniß zur deutſchen Theologie. — Das Verhältniß der Franzoſen zur Religion überhaupt. — Mangel des Begriffs der

Theologie in Frankreich. — Die Bewegungen der heutigen deutſchen Theologie als Nationalangelegenheit. — Quinet's Polemik gegen Strauß. — Etwas über Quinet's Perſönlichkeit. — Eine Bemerkung von ihm über Franzoſenhaß. — Seine Profeſſur in Lyon. S. 9—28.

3. Freiburg im Breisgau. —

Schönheit des Menſchenſchlages im Breisgau. — Der politiſche Charakter dieſer Bevölkerung. — Die Stadt Freiburg. — Rotteck und Welcker. — Volksthümlichkeit Rotteck's im Schwarzwalde. — Eigenthümlichkeit der Schwarzwälder. — Die Miſchung des badiſchen Volkes aus alemanniſchen und fränkiſchen Elementen. — Einfluß Joſephs II. auf die Bevölkerung des Breisgaus. — Die Wirkſamkeit des Freiherrn von Weſſenberg in dieſen Landen. — Die Spuren der ehemaligen öſterreichiſchen Politik im Breisgau. — Das öſterreichiſche Prinzip der Lebensgenießlichkeit. — Die Ueppigkeit des Breisgauer Bürgerſtandes. — Gang zum Freiburger Münſter. — Die gothiſchen Dome und das Chriſtenthum. — Der Schloßberg und die Liebe eines deutſchen Handwerksburſchen. — . . . . . S. 29—45.

4. Studien des Liberalismus in Freiburg. —

Rotteck und Welcker. — Rotteck's Perſönlichkeit. — Sein diplomatiſches Talent. — Das öſterreichiſche Element in ihm. — Einfluß ſeiner franzöſiſchen Mutter. — Seine Anſicht von Frankreich. — Rotteck und Börne. — Rotteck's Verhältniß zum Katholizismus. — Seine Streitſchrift über den Erzbiſchof von Cöln und das Verfahren der preußiſchen Regierung. — Ueber falſche Poſitionen in der Geſchichte. — Rotteck's Geſchichtſchreibung. — Seine Zuſammenkunft

mit dem Fürſten Metternich in Wien. — Rotteck's häusliches Leben. — Das Staatslexikon. — Das Freundſchaftsverhältniß zwiſchen Rotteck und Welcker. — Verſchiedenartigkeit Welcker's. — Seine Perſönlichkeit. — Der Philoſoph des modernen Liberalismus. — Sein chriſtlich-proteſtantiſches Fundament. — Das chriſtlich germaniſche Staatsrecht. — Welcker's landſtändiſche Wirkſamkeit. — Das Schickſal des deutſchen Liberalismus. — Ob es für den Zweck der Geſchichte, die Freiheit, ausſchließliche Formen giebt? — . . S. 46—73.

5. Eintritt in die Schweiz. —

Das religiöſe Naturgefühl. — Die Alpen. — Uebergänge des deutſchen Lebens in das ſchweizeriſche in Baſel und Schaffhauſen. — Der Rheinfall. — Franzöſiſche Politik am Waſſerfall. — . S. 74—80.

6. Im Züricher See. —

Umblick von den Höhen der Weid. — Der Züricher See und die deutſche Literatur. — Die Idyllik der Schweiz eine Illuſion. — Das Unſchulds- und Schönheitsideal der Schweiz. — Die ſtädtiſche Bildung Zürichs. — Muſik. — . . . . . S. 80—83.

7. In Luzern. —

Die Tagſatzung. — Verhandlung über die Ausweiſung des Prinzen Louis-Napoleon aus der Schweiz. — Die Popularität des Prinzen beim Schweizervolk. — Charakter der Luzerner. — Die Contraſte in der Schweiz. — Rivalität der Cantone wirkt auf die Verſchiedenartigkeit der Einrichtungen und Sitten. — Die Schweiz der caricirte Geſammtwillen Rouſſeau's. — Die politiſchen und geſellſchaftlichen Bildungswehen der Schweiz. — Die

katholiſchen Luzerner. — Naturverhältniſſe des Cantons Luzern. — . . . . . S. 89—100.

8. Ankunft in Bern. —

Weg von Luzern nach Bern durch das Entlebuch. Bern und ſein ſtädtiſcher Charakter. — Die Arkaden. — Verhältniß von Stadt und Land in der Schweiz. — Die Naturmächte in den Schweizerſtädten. — Das ariſtokratiſche Element als Anwalt der ſtädtiſchen Vorrechte gegen das Land. — Die Münſter-Terraſſe in Bern. — Das Hotel der franzöſiſchen Geſandtſchaft und die Alpen. — . . . . . S. 101—109.

9. Zuſtände von Bern. —

Bern, die alte Veſte des Ariſtokratismus. — Kampf der Ariſtokratie mit der Demokratie in der Geſchichte dieſes Cantons. — Die Zweideutigkeit ariſtokratiſcher Republiken. — Vergleich mit der abſoluten Monarchie in Bezug auf das Volkswohl. — Der Widerſtreit ariſtokratiſcher Verfaſſungen gegen das Volksleben. — Entwickelung der Ariſtokratie von Bern aus demokratiſchen Elementen. — Einfluß der franzöſiſchen Revolution auf das Berner Verfaſſungsweſen. — Die Vermittlungs-Acte Napoleons. — Die Emancipation der Landſchaft Bern. — Wirkung der Julirevolution und die neue volksthümliche Verfaſſung Bern's vom Jahre 1831. — Die volksthümliche Regierung und die politiſchen Flüchtlinge. — Anſtellung der Flüchtlinge in Bern. — Der Savoyer Zug. — Die Flüchtlinge am Bieler See. — Verhältniſſe der Stadt Biel. — Die Univerſität von Bern ein Inſtitut der liberalen Partei. — Deutſche Flüchtlinge als Profeſſoren. — Siebenpfeiffer. — Ein Jude als Profeſſor der Berner Univerſität. — . . S. 110—135.

10. **Die Nationalpartei in der Schweiz.** —

Das politische Volksleben in der Schweiz. — Eine patriotische Volksversammlung in Langenthal. — Der Nationalverein. — Vergleich schweizerischer und englischer Volksversammlungen. — Einige Volksredner. — Köllner der Saure. — Trorler. — Stimmung des Schweizervolkes gegen die Franzosen bei Gelegenheit der Sache des Prinzen Louis Napoleon. — Ueber die radicalen Bestrebungen des schweizerischen Nationalvereins. — Reform der Eidgenossenschaft durch Niedersetzung eines Verfassungsrathes. — Das Verhältniß zwischen Cantonalismus und Centralität. — Die Statuten des schweizerischen Nationalvereins. — Die schweizerische Nationaleinheit. — Die verschiedenen Bundesverfassungen der Schweiz. — Gründung einer Nationalzeitung und das schweizerische Zeitungswesen. — S. 136—154.

11. **Trorler.** —

Bezeichnung seines wissenschaftlichen und politischen Charakters. — Seine Idee von der Volkssouverainetät und seine religiöse Anschauung vom Volke. — Schwärmerischer Cultus der Volksidee. — Die Volkssouverainetät und das Königthum. — Die politische Volkserziehung. — Trorler's Persönlichkeit. — Seine religiöse Richtung. — Seine politischen Leiden und Freuden. — Einige Züge aus seinem Leben. — Sein Ideal der schweizerischen Bundesreform. — Seine Stellung als Professor der Philosophie in Bern. — . . . . . S. 155—173.

12. **Die Bernerinnen und Julie Bondeli.** —

Die berner Frauen und das hiesige Gesellschaftsleben. — Der Fremdenhaß in der Schweiz. — Erinnerung an Julie Bondeli als ein Ideal bernerischer Weiblichkeit und Geselligkeit. — . . . . . S. 174—203.

13. Der Prinz Napoleon in der Schweiz. —

Verhandlungen des großen Raths von Bern über die Forderung Frankreichs, den Napoleoniden auszuweisen. — Austritt der Gebrüder Schnell aus dem großen Rathe. — Hinneigung dieser ehemaligen Volksmänner auf die aristokratische Seite. — Der Louis-Philippismus eine Zeitkrankheit. — Napoleon und die alten Despotieen. — Napoleons Ideal einer volksthümlichen Despotie. — Der neueste Napoleonide. — Wie Louis-Napoleon die Bedeutung des kaiserlichen Adlers für das gegenwärtige Frankreich ansah. — Seine Idee, das alte napoleonische System nach dem Prinzip der Volkssouverainetät auszudehnen und zu entwickeln. — Abenteuerlicher Auszug des Prinzen. — Das französische Heer. — Schicksale Louis-Napoleons. — S. 204—214.

14. Das Uechtland und die Jesuiten. —

Von Bern nach Freiburg. — Das Erziehungshaus der Jesuiten auf hohem Berge. — Freiburg als katholischer Canton. — Unterschied der katholischen und protestantischen Cantone in der Schweiz. — Charakter der Stadt Freiburg. — Ein satirisches Bildwerk über dem Eingangsportal des Münsters. — Bemerkungen über das Erziehungs-Institut der Jesuiten. — Der Katholizismus als das Prinzip alles Unterrichts. — Die Sendschaft der Gesellschaft Jesu. — Weltlichkeit und Wissenschaft. — Der Jesuitismus als ein revolutionaires Prinzip in der katholischen Kirche. — Pascal über das sich accommodirende Christenthum der Jesuiten. — Die Wissenschaft und der Katholizismus. — Katholische und protestantische Erziehung. — Die Unwissenheit der eigentliche Hauptzweck in den Unterrichtsanstalten der Jesuiten. — Streit der Freiburger Jesuiten mit der

patriotiſchen Geſellſchaft von Zofingen. — Der Geſchichtsunterricht der Jeſuiten. — Sie werden des Hochverraths an Wilhelm Tell angeklagt. — Ueber einzelne Disciplinen im Inſtitut St. Michel. — Zuſammendrängung des heutigen Jeſuitismus auf legitimiſtiſche Richtungen. — Ein Filialinſtitut in Schwyz. — Die moderne Literatur von den Jeſuiten verfehmt. — Die Lehrbücher der Jeſuiten. — Mittheilungen aus einem Compendium der Schweizergeſchichte, von Bellefroid. — Einrichtung im Penſionnat. — Eintheilung der Tageszeiten. — Faſhionable Ausſtattung der Zöglinge. — Ihre Uniform. — Religionsübungen im Inſtitut. — Ein griechiſch-katholiſcher Zögling muß den römiſch-katholiſchen Ritus mitmachen. — . . S. 215—273.

15. Noch einmal Jeſuiten. —

Die drei Stadtmerkwürdigkeiten von Freiburg: Paſteten, Mooſer's Orgel und die Jeſuiten. — Charakteriſtik der Mooſer'ſchen Orgel. — Katholiſcher Mechanismus derſelben. — Rückkehr zu den Jeſuiten. — Die Ecole moyenne in Freiburg, in Oppoſition gegen die Jeſuiten. — Der Barbier Chaſſot in der rue des épouses, ein Kämpfer gegen die Jeſuiten. — Sein Buch. — Etwas über die Monita secreta der Jeſuiten. — Das jeſuitiſche Moralſyſtem. — Die lettres provinciales des Pascal. — Heutige Erneuerungen des Jeſuitismus unter allen Lebensformen. — Der alte Jeſuitismus mit Dolch und Gift, und der moderne, der das geiſtige Leben verfälſcht, welcher iſt unſchuldiger? — Das katholiſche Journal: L'invariable in Freiburg. — Die politiſche Geſchichte dieſes Cantons. — Die Aufnahme der Jeſuiten im Jahre 1818 und die Verhandlungen darüber im Großen Rathe. — Landerſet's Rede. — Die

Rückneigungen unſerer Zeit zum Jeſuitismus als Krankheit des heutigen politiſchen Lebens. — S. 274—300.

16. Franzöſiſche Schweiz. —

Von Lauſanne nach Genf am See. — Erſte Eindrücke des Genfer Sees. — Religiöſe Stimmung. — Anſiedelungen am Genfer See. — Villa einer engliſchen Familie in Form einer gothiſchen Kirche. — Träume von Glück. — Gränzſcheide zwiſchen Italien und Frankreich. — Militairiſche Strenge an den Thoren Genfs. Etwas über den Charakter der Genfer. — Mahnungen in Genf an Rouſſeau, Voltaire, Byron, Shelley. — Genf's Bauart. — Die franzöſiſche Sprache in der franzöſiſchen Schweiz. — Vergleich mit der ſprachlichen Bildung in der deutſchen Schweiz. — Die ſchweizeriſche Volksmundart im Verhältniß zur hochdeutſchen und franzöſiſchen Sprache. — Die höheren Bildungselemente der franzöſiſchen Schweiz im Gegenſatz zur deutſchen. — S. 301—313.

17. Fahrt auf dem Genfer See. —

Die Sonntagsſpazierfahrten der Dampfſchiffe. — Fluth und Atmoſphäre des Sees. — Rouſſeau's Inſel und Statue. — Betrachtungen über Rouſſeau und ſein Verhältniß zur Stadt Genf. — Sein gleiches Schickſal mit Voltaire. — Wie ſich Voltaire an den Genfern rächte. — Voltaire und Gott. — Rückkehr zu dem Bilde Rouſſeau's. — Uebereinſtimmung der Landſchaft mit der Erinnerung an Rouſſeau. — Die Farbe des Genfer Sees. — Rouſſeau's Seele. — Die Seiches auf dem Genfer See. — Fahrt in den See. — Die beiden Theile des Dampfſchiffes als Ariſtokratie und Demokratie. — Scherzhafte Dialektik der Wellen. — . . . . S. 314—323.

18. Durch den Jura. —

Fahrt durch den Jura nach Lyon. — Reiſegeſellſchaft einer Franzöſin aus La Valence und eines jungen franzöſiſchen Theologen. — Ein Sprüchwort aus der Provinz. — Die Liebenswürdigkeit unſerer Reiſegefährtin und die pietiſtiſche Richtung des jungen Studenten. — Das Fort de l'Ecluſe. — Charakterſchilderung des Rhoneflusſes. — Die Rhene oder der Rhone? — La Perte du Rhône bei Bellegarde. — Fußwanderung mit dem Theologen. — Mittheilung von frommen Tractätchen unter Gottes freier Natur. — Die Geſellſchaft der Evangeliſchen in Genf und im Waadtlande, welcher der Student angehört. — Schilderung des wildſchönen Landſchaftsbildes, das uns während unſerer Geſpräche über chriſtliche Bußfertigkeit umgiebt. — Ein Tractätchen gegen das Tanzen. — Ob das Tanzen gegen das Evangelium? — Erinnerung an Tholuck. — Die Beſtrebungen des evangeliſchen Pietismus gegen Kunſt und Volksnaturell. — Etwas über die Miſſionsgeſchäfte der evangeliſchen Geſellſchaft von Genf. — Colportirung der Bibel. — Mangel an Bibeln in den katholiſchen Ortſchaften. — Gegenſatz im Waadtlande. — Pflicht jedes Verheiratheten im Waadtlande, eine Bibel aufzuweiſen. — Ankunft in Lyon. — Gebet und Morgenſchlummer. — Wehmüthige Erinnerungen. — . .
S. 324—336.

19. Lyon. —

Die reinen Royaliſten in Lyon. — Ein Beſuch Chateaubriand's in Lyon. — Zuſammenſetzung des gegenwärtigen politiſchen Charakters von Lyon aus Legitimismus und Republikanismus. — Lyon der alte Liebling der Könige von Frankreich. — Legitimer Charakter der Stadt ſeit den älteſten Zeiten. — Die Reiterſtatue

Ludwig's XIV. auf dem Platze Bellecour. — Widerſprüche der Richtungen in Lyon. — Lyon, früher die Vormauer gegen die Revolution. — Centrum des alten Frankreichs, der Gewaltherrſchaft von Paris gegenüber. — Widerſtand der Stadt gegen Robespierre. — Ein neues Element der Umwälzung an den Seidenarbeitern von Lyon. — Die Aufſtände von 1831 und 1834. — Das politiſche Moment in dieſen Arbeiteremeuten. — Zuſammenhang mit den republikaniſchen Vereinen. — Der Aufſtand der Ouvriers im vorigen Jahre. — Entſittlichung des hieſigen Volkscharakters durch die Armuth. — Etwas über den demoraliſirenden Einfluß der Armuth. — Die chriſtliche und politiſche Anſicht von der Armuth. — Veränderung der Weltanſchauung in dieſer Beziehung. — Die Nachwirkungen der letzten Aufſtände der Ouvriers. — Geſtalten des Elends. — Gang durch die Stadt. — Lage und Bauart von Lyon. — Vergleich mit Paris. — Verhältniß der Arbeiter zu ihren Brotherren. — Unterſchied von dem Verhältniſſe in den deutſchen Fabriken. — Erneute Beſtellungen auf Seide in Lyon. — Augenblickliche Beſſerung der Verhältniſſe. — Das gewerbfleißige Lyon in alter und neuer Zeit. — Mißverhältniß der arbeitenden Kräfte zur Maſſe des Stoffes. — Wanderungen durch Lyon mit einem evangeliſchen Paſtor. — Etwas über die Gemeinde der Evangeliſten in Lyon. — Spaziergang auf den Berg von Notre-Dame de Fourvières. — Die Kirche der Maria. — Die ihr geweihten kranken Glieder. — Die Andacht zu den Knochen. — Flucht ins Freie. — Hinblick auf die alten Waſſerleitungen der Römer, und auf die Eiſenbahn von Lyon nach St. Etienne. — Lebenskraft des alten und des neuen Geſchlechts. — Leben und Gott. — Hinabgang zur Stadt. — Zumuthung ins Theater zu gehen. — Geſpräch mit dem Geiſtlichen über die unmoraliſche Einwirkung der

Theater. — Eine Verhandlung darüber in der franzöſiſchen Deputirtenkammer. — Auber's Domino noir und das Theater in Lyon. — Der provinzielle Volksſchlag in Frankreich. — Das ausgezeichnete Naturell der franzöſiſchen Provinz. — Trennung der Hauptſtadt und der Provinz. — Einfluß der Centraliſation. — Die Revolution als die eigentliche Spaltung Frankreichs. — Die unverdaute Revolution. — Die Revolution in Frankreich und in Deutſchland. — Der Franzoſe als moderner Jude aufgefaßt. — Die Aufgabe, den Meſſias der politiſchen Freiheit zu gebären. — Die Juliregierung und die Idee der Freiheit. — Die Kaßbalgerei der Parteinüancen in Paris. — Louis-Philipp. — Der franzöſiſche Einfluß auf die moderne Völkergeſchichte im Aufhören begriffen. — Eine Bemerkung über den Franzoſenhaß. — Die perſönlichen Eigenſchaften des franzöſiſchen Volkes. — Die Anarchie des Egoismus in Paris. — Schadenfrohes Verhältniß der Provinzen zur Zerfallenheit der Hauptſtadt. — . . .
S. 337—364.

20. Auf der Rhone nach Avignon. —

Die Dampfſchifffahrt auf der Rhone. — Prieſter und Kinder am Bord. — Etwas über Prieſter und Gebetbücher in der freien Natur. — Eine Bemerkung über die franzöſiſchen Kinder. — Die Städte an den Rhoneufern. — Landung in Avignon. — Eine tumultuariſche Scene auf dem Dampfſchiffe. — Die Kofferträger von Avignon. — Ein zerriſſener Shawl. — Ein Traum gegen das Reiſen. — . . . . S. 365—386.

21. Avignon und die Provence. —

Gang durch die Stadt. — Erinnerung an die Ermordung des Marſchalls Brune. — Die Blutſchuld von

Avignon. — Der grauſame Charakter der Avignoner. — Das düſtere und unheimliche Weſen der Stadt. — Das Schloß der Päpſte, jetzt eine Caſerne. — Wanderung durch die Kerker der Inquiſition. — Ueber einige alte Inſchriften an den Mauern. — Erſter Blick auf die Provence. — . . . . . S. 387—397.

Ausflug

durch die

Schweiz nach der Provence.

Im Sommer 1838.

(Aus Tagebüchern.)

I.

Heidelberg.

Man hat ſich vielfach darüber geſtritten, wo eigentlich Süddeutſchland anfange? Sollen nicht landſchaftliche und volksthümliche Gründe entſcheiden, ſondern das Gefühl des ächten ſüddeutſchen Lebens ſelbſt, ſo wird man, von den norddeutſchen Ebenen heraufkommend, dieſes Gefühls wohl zum erſtenmal in dem ſchönen Heidelberg auf das Vollſtändigſte theilhaftig. Wenn man auch in den Maingegenden bei dem eigentlichen Kern der Bevölkerung ſchon den ganzen ſüddeutſchen Schlag antrifft, ſo giebt es doch dort in dem ſtädtiſchen Leben, namentlich aber in Frankfurt, Vieles, was hinderlich iſt, um ſich ſchon mit Behagen der eigenthümlichen Freiheit und Beweglichkeit des ſüddeutſchen Lebens überlaſſen zu können. Durch die kleine Tagereiſe von Frankfurt nach Heidelberg fühlt man ſich plötzlich wie in einen ganz andern

Ideenkreis entrückt, und an den Ufern des romantiſchen Neckars, der leiſe murmelnd und träumeriſch über ſeine Steingerölle dahinrauſcht, befreit ſich zuerſt die deutſche Bruſt von mancherlei ängſtlichen und peinlichen Schlägen, ein froher Seufzer überwindet alle Reflexionen und Abſtractionen, die uns kurz zuvor noch gefangen gehalten, und unſer Sinn ergiebt ſich, in und mit dieſer landſchaftlichen Idylle, einem Naturfrieden, der zugleich zum Gemüthsfrieden wird und durch alle Adern des Daſeins eine neue Erquickung und Erfriſchung verbreitet. Dieſe Gegenden unſres deutſchen Vaterlandes ſind recht dazu geſchaffen, um ſich wieder in eine ſchöne Naturunmittelbarkeit hineinzuleben, und in der Hingebung an den landſchaftlichen Geiſt, an die heimathliche Begränzung der Natur und des Stammes, ſeinem Bewußtſein wohlzuthun, Manches zu vergeſſen und Manches zu mildern. Dieſer gemüthsfriedliche Charakter liegt ſowohl über der ganzen Gegend, als auch über den traulichen Straßen der Stadt Heidelberg ſelbſt ausgebreitet. Es mag Manchem ſo ergangen ſein, daß er auf der Neckarbrücke von Heidelberg ſtillſtand und ſein Auge nicht wieder abwenden konnte von dem grünen Fluß da unten, in welchen der über den Bergen aufgehende Mond lange Streifen Silber hineingewirkt hatte,

das ſich ſpielend, und mit den flüſternden Wellen ſcherzend, hinundherbewegte. Dann iſt es ein geheimnißvolles Märchenleben in dieſem Neckarſtrom, aus der Ferne her erklingt es wie Muſik, das macht die Welle, welche melodiſch gegen den Stein ſchlägt, in den kleinen Häuſern und Villen, die an beiden Ufern ſtehen, blitzen Lichter hinundwieder wie in einem magiſchen Zauberſpiel, auf den Waldhöhen rauſcht es wie von Menſchenſtimmen, die immer näher und näher zu kommen ſcheinen, von den im Mondlicht ſchwankenden Rebenhügeln erſchallt Gelächter und Freude, dann tritt eine feierliche Stille ein und von den Bergen ſcheinen die Elfen und Kobolde in den Fluß hineinzuklettern und auf den ſeltſam bewegten Waſſern ihre Tänze aufzuführen. —

An den Ufern des Neckar, in einem dieſer lieblichen Häuschen, in denen man in ſtiller Abgeſchiedenheit ſein ganzes Leben hinbringen möchte, traf ich einen franzöſiſchen Dichter, Herrn Edgar Quinet, an, der dort, in deutſche Studien vertieft und von deutſchen Büchern umringt, einige Monate dieſes Sommers zubringen will. Hier ſitzt er, in ſeinem romantiſchen [illegible]chſtübchen, arbeitend im Schweiß ſeines deutſchen Enthuſiasmus, und von den Büchern fort zuweilen an's Fenſter

eilend, um die paradieſiſche Neckarlandſchaft im Weben des Sonnenlichtes oder in der Gluth der Abendröthe zu belauſchen. Warum dichtet nicht Edgar Quinet ein großes Gedicht über Deutſchland? Kann es einen wunderbareren Stoff zu einer großen Dichtung geben, als das ganze Weſen und Leben unſres Vaterlandes, als unſere romantiſche Natur mit ihrem tiefſinnigen Walddunkel und ihren zärtlichen Geheimniſſen, als den kernhaften, ſtraffen und doch elegiſch und träumeriſch angehauchten Charakter unſres Volkslebens, als dieſe Miſchung von kindlich ſpielendem Gemüth und tragiſchen Zuſtänden? Kann es mitten in der Tragödie der Geſchichte zum Contraſt gegen das Furchtbarſte und Großartigſte lieblichere Idyllen geben, als wir aufzuweiſen haben in unſerm deutſchen Gemüths-, Provinzial- und Volksleben, in dem wir, wie verfallen auch unſere Verhältniſſe ausſehen mögen, doch den unverwüſtlichſten und dauerhafteſten Lebenskern verbergen? Durch die wunderſchönen deutſchen Gauen ſchmettert das Poſthorn, und in der kleinen Landſtadt, in welcher der vorüberrollende Eilwagen jedesmal ein Ereigniß iſt, ſteht das Mägdlein ſinnend und lauſchend am Fenſter. Der luſtige deutſche Student, mit Troddelmütze und Schnurrbart, legt ſich zum Schlage heraus, und

wirft lachenden Angeſichtes Kußhände zu ihr hinauf. Erröthend und erſchrocken fährt das allerliebſte Mädchen zurück, will das Fenſter zuſchlagen und ſieht doch noch lange dem Poſtwagen nach, bis er um die Waldecke biegt. Und ſie hat noch den ganzen langen Tag darüber nachzudenken. Abends im Garten verſäumt ſie ihre Blumen zu begießen, dafür entdeckt ſie zu ihrer Verwunderung, daß ſie Thränen vergoſſen hat über ihren Roſen. In Sehnſucht nach Liebe eilt ſie auf die Berge ihrer Heimath und ſchaut in die Weite und Ferne und nach allen Himmelsgegenden, bis ihr die Augen müde ſind und die Nacht herabſinkt. Dann ſucht ſie ſich einen Stern, an den ſie ihre ganze geheime Liebe verſchwendet, und vor lauter Inbrunſt küßt ſie die Luft, die ihr um Hals und Buſen ſäuſelt. Wo anders als in Deutſchland begegnet dir ſolche Dichtung in jedem Landſtädtchen? —

Zu Zeiten fühlt man ſich ſo froh, daß man ein Deutſcher iſt! Gerade wenn man ſich lange vor andern freieren Nationen geſchämt hat, ein Deutſcher zu ſein, fängt man vor deutſchen Landſchaften und Volksbildern wieder an, dieſe ſcheuen tiefbewegten Herzen Deutſchlands zu lieben, die ſo viel Glück und ſtille Kraft in ſich verbergen, daß ſelbſt nicht das größte von außen her ihnen widerfahrende Un-

glück, Knechtſchaft, Geiſteszwang, und politiſcher Verfall jeder Art, ſie jemals gänzlich entarten und entſittlichen laſſen wird. Wer ſein Unglück wie ein Gedicht oder eine Sonate empfindet, die er wehmüthig vor ſich hinſummt, bleibt wenigſtens edel auch in der Erniedrigung. —

2.

Ein franzöſiſcher Dichter am Neckar und die deutſche Theologie.

Aus Deutſchlands Glück und Unglück ein großes Gedicht zu dichten, wäre Edgar Quinet ſicherlich der geeignetſte Franzoſe dazu. Unter allen deutſchthümelnden Literaten Frankreichs hat er gewiß die gründlichſte deutſche Bildung, die er ſich früher als Student in Heidelberg mit genialem Fleiß erworben. Dazu beſitzt er, wenn auch nicht gerade einen ſpeculativen Geiſt, doch ein ſpeculatives Herz, könnte man ſagen, und ſeine Phantaſie neigt nach deutſcher Myſtik hin, doch mehr wie ein ſchöner träumeriſcher Vogel, der das dunkle Meer liebt und ſich in glänzenden Schwingungen über demſelben ausbreitet, aber ſich wohl hütet, in die Tiefe zu fallen. Auch hat Edgar Quinet eine

deutſche Frau geheirathet, eine Heidelbergerin, und ſo wäre zu dem deutſchen Poem ſchon Alles da, was in die Wirthſchaft gehört. Aber Herr Quinet ſcheint in dieſem Augenblick mit ganz andern Dingen beſchäftigt, die freilich nur noch mehr beweiſen, wie angeheimelt er von Deutſchland iſt. Ich fand ihn in ſeinem Stübchen am Neckar ganz umſponnen von der deutſchen Theologie, einem Troglodyten ähnlich, der ſich in eine verborgene Höhle geflüchtet hat, um dort Abgötterei zu treiben. Denn für eine Abgötterei und eine ganz ketzeriſche Verirrung werden es ſeine Landsleute in Frankreich halten, wenn ſie erfahren, daß Quinet um deswillen wieder nach Deutſchland gegangen iſt, um dort mit der alten Hexenmutter Theologie zu buhlen, und unter einem Zauberapparat von Kirchengeſchichten und Dogmatiken, unter allen dieſen Schmelzpfannen des deutſchen Rationalismus und Supranaturalismus und neumodiſchen Idealismus und Indifferentismus und Pantheismus, wirklich wie ein verhexter Mann zu ſitzen. Und das Leben Jeſu von Dr. Strauß lag, wie ſich von ſelbſt verſteht, obenauf auf dem Haufen der deutſchen Bücher, von denen ich Herrn Edgar Quinet umringt traf.

Seine Landsleute haben es auch ſeitdem erfah-

ren, denn er ſelbſt hat ihnen eine lange und intereſſante Geſchichte davon erzählt. Sein großer Aufſatz über die deutſche Theologie, und namentlich über das Leben Jeſu von Strauß, der nachher in der Revue des deux mondes erſchienen, iſt die Frucht dieſes Sommeraufenthaltes in Heidelberg, wo Quinet noch bis zum Herbſt verweilen wollte, um dann zu ſeiner neuen Beſtimmung nach Lyon abzugehen. Man hat ihm nämlich an der faculté des lettres in Lyon eine Profeſſur gegeben, und er ſagte mir, daß er dort beſonders vergleichende Literaturgeſchichte zu leſen gedächte, denn Quinet iſt es vornehmlich, welcher den in Deutſchland von ihm aufgefangenen Begriff von der ſogenannten Weltliteratur auch bei den Franzoſen zu verbreiten ſucht. Er ſelbſt iſt auch, als Dichter wie als Gelehrter, das Kind und gewiß das Lieblingskind dieſer neuen weltliterariſchen Ehe, die man vornehmlich zwiſchen dem deutſchen und franzöſiſchen Geiſt, alſo zwiſchen den beiden ſchreiendſten und unvereinbarſten Gegenſätzen des Völkerlebens, geſchloſſen wähnt. Für die Kritik hat ſich dieſer Standpunct allerdings zu fruchtbar erwieſen, um ihn ablehnen zu können, aber für die praktiſche und productive Geſtaltung der Literatur iſt er gewiß vom Uebel, denn eine Literatur kann nicht einſeitig national ge-

nug ſein. Gerade in der nationalen Einſeitigkeit beruht ihre Größe, und ihre Bedeutung als geiſtige Ausgeſtaltung eines beſtimmten Volkscharakters. Die vollendete und abgeſchloſſene Schönheit der Roſe iſt freilich einſeitig, weil ſie von der Lilie gar nichts an ſich hat, aber wenn die Roſe zugleich Lilie ſein wollte, hätten wir weder Roſe noch Lilie mehr, und würden dadurch um zwei Species ärmer. So geht es gerade Herrn Edgar Quinet, wenigſtens in der Meinung ſeiner eigenen Landsleute, ſoviel mir bekannt geworden. In ſeiner ausgezeichneten Bildung hat ſich dieſe Verſchmelzung des franzöſiſchen Naturells mit dem deutſchen wiſſenſchaftlichen und poetiſchen Geiſt zugleich auf eine productive Weiſe vollbracht, ſo daß ſelbſt ſein Charakter als Dichter dadurch weſentlich gefärbt iſt. Sein Ahasver, wie ſehr er auch geniales Eigenthum des Dichters ſei, erſcheint doch durchaus mit den Beſtandtheilen der deutſchen Myſtik und Metaphyſik geſättigt, und jenſeits des Rheins wird eine ſolche Production gern als zu ſchwer und gelehrt verſchrieen, dieſſeits des Rheins wieder als zu leicht und nicht tief genug. Dieſe Art von Weltliteratur wäre nichts als der Anfang zum Verfall der Nationallitteratur. Die Franzoſen aber, ohne allzu andächtig an das zu glauben, was ihnen Quinet neuerdings

von dem Begriff der Weltliteratur auseinandergeſetzt hat, beuten dieſe Richtung zu ihrem Vortheil aus, ſo gut ſie können, und bleiben, was ſie immer waren, Franzoſen.

Auch Herr Quinet iſt in der Art, wie er die deutſche Theologie aufgefaßt hat, Franzoſe geblieben, das heißt, er hat den Standpunkt des gläubigen Gefühls, welcher der franzöſiſchen Natur in religiöſen Dingen vorzugsweiſe eignet, dabei nicht überwinden können. Bei den Franzoſen geſtaltet ſich das Verhältniß zur Religion gewöhnlich ſehr entſchieden in zwei Extremen, entweder als vollendete Orthodoxie, die dann auch eifrig und inbrünſtig iſt in der Beobachtung aller Formen, oder als ebenſo vollendeter Unglaube, der hier im Lande die Waffen des Aeltervaters Voltaire noch immer von neuem blank putzt und damit in dem prächtigen Schlamm der franzöſiſchen Geſellſchaftszuſtände einherſtolzirt. Zwiſchen dieſen beiden äußerſten Enden des Seins und des Nichtſeins in der Religion haben aber die Franzoſen noch nicht die wiſſenſchaftliche und ſpeculative Mitte ausfindig gemacht, welche in Deutſchland durch das ſchillernde und allſeitige Weſen der Theologie dargeſtellt wird, denn der eigentliche Begriff der Theologie iſt in Frankreich ſo gut wie unbekannt. Die deutſche Theolo-

gie, in der man das Lamm Gottes krampfhaft umwunden ſieht von der Schlange der Erkenntniß, muß für die Franzoſen ein Geſpenſt ſein, deſſen Anblick ſie kaum ertragen werden, und das auch durch die Deutungen, die ihnen jetzt Herr Quinet davon gegeben, an Fürchterlichkeit gewiß eher zugenommen als verloren hat. Und doch haben wir Deutſchen Urſache, dem ſinnigen Quinet für ſeine flüchtigen Studien in unſerer Theologie dankbar zu ſein. Er hat dadurch ſeinen Landsleuten einen Begriff von den Bewegungen des deutſchen Geiſtes gegeben, die in Frankreich gewöhnlich zu gering angeſchlagen werden, als bloße Träumereien oder Grübeleien einer Denkernation, da ſie bei uns keine öffentliche Form und darum keinen nationalen Charakter zu haben ſcheinen. Es ſind aber die Erſchütterungen auf dem Boden der deutſchen Theologie, namentlich aber die Ineinanderbewegungen der Theologie und Philoſophie, bei uns ebenſo große Nationalangelegenheiten, als bei den Franzoſen die politiſche Debatte, und wenn man die ſchwindſüchtigen politiſchen Zuſtände des gegenwärtigen Frankreichs betrachtet, ſo kann man wohl mit einiger Genugthuung an unſer heimathliches Leben und Treiben zurückdenken, wo, wie gottverlaſſen wir auch ſonſt ſein mögen, wenigſtens die Wiſſen-

ſchaft in einer großen, freien, reinen, auf der eigenſten Kraft der Nation beruhenden Bewegung begriffen iſt. Wenn in Frankreich gegenwärtig eine ganze große Nation ihren Kern in dem allerunfruchtbarſten Kampf um abſtracte Parteinuancen zerſplittert, ſo hat es dieſem verzweifelten Zuſtande gegenüber wohl eine inhaltsvollere Bedeutung, daß in Deutſchland ſich ein Kampf um die Wahrheit des Lebens Jeſu von neuem erhoben hat, ein Kampf nicht bloß in den Köpfen und Studirſtuben der Gelehrten ſpukend, ſondern die edelſten und kernhafteſten Theile der Nation ergreifend, wie die Verbreitung des Buches von Dr. Strauß bei uns beweiſt, die für ein ſtreng wiſſenſchaftliches Werk beiſpiellos in Deutſchland iſt.

Quinet hat den hohen Sinn dieſer deutſchen Bewegungen vollkommen begriffen, obwohl er ſich zum Theil als ein Gegner derſelben ausweiſt, indem er, namentlich gegen Strauß, an das religiöſe Gefühl und an die Myſtik der menſchlichen Seele appellirt. Beſonders macht ihm die ſkeptiſch-mythiſch-idealiſtiſche Richtung der neueſten Theologie zu ſchaffen, deren Hauptrepräſentanten, in Bezug auf das Alte Teſtament beſonders in Vatke, Bohlen und Lengerke, in Bezug auf das Leben Jeſu in Dr. Strauß, er eifrig ſtudirt zu haben ſcheint, wenn

er auch freilich gar zu leicht und auf eine allzu naive Weiſe damit fertig geworden. Quinet kann aber ſein unheimliches Staunen nicht unterdrücken über alle dieſe deutſchen Theologen, bei denen die Hypotheſe des Einen immer die Hypotheſe des Andern zernichte, wo ein Jeder ſich bemühe, ein Blatt der heiligen Schrift zu zerreißen und in den Abgrund zu werfen, um dadurch gewiſſermaßen ſeine eigene Unparteilichkeit zu beurkunden. Dieſe ſeltſame Wuth, gegen Fleiſch und Geiſt des eigenen Glaubens zu wüthen, und daraus ein Opfer zu bereiten, erſcheint ihm vergleichbar mit jener Nacht der conſtituirenden Verſammlung, wo ſich Jeder beeilte ſeine Adelsbriefe zu verbrennen. In Strauß ſieht er mit Recht die Conſequenz und Zuſammenfaſſung aller bisherigen Bewegungen, die ſeit einem halben Jahrhundert auf dem Gebiete der deutſchen Theologie ſtattgefunden. Strauß habe, wie ſich Quinet ausdrückt, alle früher zerſtreut umhergelegenen Stoffe des Skeptizismus gewiſſermaßen zu einem Bündel zuſammengeſchnürt, und man habe an ihm zum erſten Mal überſehen können, welche Arbeit der Zerſtörung bis dahin in Deutſchland vollbracht worden ſei. Er habe wie Antonius das Kleid Cäſars in die Höhe gehoben, ſo daß Jeder nun an dem großen Körper die Stöße erkennen konnte, die er in

die er in der Dunkelheit auf ihn geführt. Dies Gleichniß hat in der That eine ſchlagende Bedeutung, denn ſelbſt die von Strauß bekämpften und widerlegten Syſteme der Theologie ſind doch zugleich die Grundſteine, aus denen er ſein eigenes Gebäude aufgefuhrt hat. Mit einiger Bitterkeit aber äußert ſich Quinet gegen den modernen philoſophiſchen Pantheismus, den er mit dem Idealismus als gleichbedeutend auffaßt, und ihn bilderſtürmeriſch, briseur d'images, nennt. Dieſem Idealismus, meint er, mißbehage jedes perſönliche Daſein und erſcheine ihm wie eine Uſurpation. Selbſt der Vogel, der durch die Luft ſtreiche, das Inſect, das im Graſe murmele, verdrieße dieſen philoſophiſchen Idealismus, und komme ihm wie ein Raub am Abſoluten vor, comme un vol fait à l'absolu. Ein ſolcher Philoſoph würde ſich nicht eher zufrieden geben, als bis er das Univerſum und die Geſchichte zu einem vollkommenen Stillſchweigen gebracht, um alsdann in Frieden der Harmonie ſeiner eigenen Ideen darin genießen zu können. Dies ſtimmt mit einer anderen Bemerkung überein, die Quinet über die hegel'ſche Philoſophie machte, mit der er ſich, wie er mir ſagte, während ſeiner früheren Studienzeit in Heidelberg lange herumgeſchlagen, ſie aber endlich ihrer abſtrufen Formen wegen auf immer von ſich gethan habe.

Man ſieht alſo, daß es nicht die Leuchte der Speculation iſt, mit der in der Hand Quinet ſeine Revue der deutſchen Theologie gehalten. Vielmehr läßt er an dem Werke von Strauß ſelbſt die eigentliche ſpeculative Grundlage, aus der nachher auf dem Leichenfelde der einzelnen negativen Unterſuchungen ein poſitives Ganzes des Chriſtenthums ſich wieder erheben ſoll, unbeachtet und unerörtert, und überſieht ſomit den hauptſächlichen Wendepunct dieſer Erſcheinung, welcher zugleich der weſentliche Lebenspunct iſt, indem auf ihm das, was die Kritik an der hiſtoriſchen Realität zerſtört hat, ſich wieder in der Idee der Menſchheit als eine dauerhafte und ewige Realität zuſammenfügen ſoll. Wie wenig aber ein Franzoſe ſich einen Begriff machen könne von der Ataraxie einer Philoſophennatur, geht höchſt naiv aus der Verwunderung hervor, welche Herr Quinet darüber äußert, daß die Zerſtörung aller dieſer Dinge den Herrn Strauß auch nicht einmal einen Seufzer zu koſten ſchiene. Dieſe Ruhe und ſubjective Unempfindlichkeit in der Führung einer wiſſenſchaftlichen Unterſuchung kommt ihm faſt fabelhaft vor, aber ſie iſt, wie er zugleich hinzuſetzt, ächt deutſch. „Wenn man dieſe Bücher der Deutſchen lieſt", bemerkt Quinet, „ſollte man den Verfaſſer für eine Statue nehmen oder ihm eine Statue von Bronze zuſchreiben, der nichts

Menſchliches nahe kommen kann. So dachte ich mir auch, muß ich geſtehen, die Perſon des Herrn Strauß, bis ich endlich, nachdem ich ihn näher kennen gelernt, mich auf die angenehmſte Weiſe enttäuſcht ſah, und unter dieſer verhängnißvollen Maske einen jungen Mann an ihm fand, deſſen ganzes Weſen die reinſte Milde und Beſcheidenheit athmete, der in ſeiner Seele eine Fulle von Myſtik zu bergen ſchien und über den Lärm, den ſeine Unterſuchungen in der Welt gemacht, faſt betroffen und voller Traurigkeit war."

Die Beweisgründe, durch welche Quinet die mythiſche Auffaſſung in dem Leben Jeſu von Strauß zu bekämpfen ſucht, bekleiden ſich in der Innerlichkeit des religiöſen Gefühls, auf welches ſie ſich berufen, zum Theil auch mit dem hochherrlichen Pomp des Katholizismus, ſo daß ſich Quinet, trotz ſeiner theologiſchen und philoſophiſchen Ketzereien in Heidelberg, doch am Ende wieder als ein guter Katholik erweiſt. Er beklagt, daß Alles in den neueſten philoſophiſchen und theologiſchen Bewegungen in Deutſchland auf den Pantheismus hinauskomme, der ſich an die Stelle des Evangeliums zu ſetzen trachte. Kann aber, fragt er, jemals der ganz perſönliche Gott des Kreuzes ein Gott-Subſtanz werden? Und hat nicht der Chriſt heutzutage, auf der

Schädelſtätte der deutſchen modernen Theologie, ein viel gröſseres und grauſameres Leiden zu beſtehen als das Leiden von Golgatha war?

Nichtsdeſtoweniger zürnt er, daß Frankreich gegenwärtig einer ſo ſtarren und unbeweglichen Orthodoxie in den religiöſen Dingen anheimgefallen ſei, und ganz unberührt bleibe von dieſen Forſchungen der proteſtantiſchen Theologie; er hält es für ſchimpflich, daß die Franzoſen, welche, wie er meint, die Exegeſe unter Louis XIV. gegründet, jetzt nicht ein Wort mehr mitzuſprechen haben in den Fragen der modernen Kritik, die nicht nur die heilige Schrift und die Geſchichte der Kirche berührten, ſondern auch den ganzen geſellſchaftlichen Boden der Gegenwart. In dieſer Beziehung accentuirt er beſonders den ſchon von mehreren Seiten her laut gewordenen Wunſch, in Paris doch endlich eine proteſtantiſche Facultät zu gründen, und macht den Zuſtand der Verachtung und Verkommenheit, in dem ſich jetzt das proteſtantiſche Chriſtenthum in Frankreich befinde, ſeinen Landsleuten zum Vorwurf. Es iſt anzuerkennen, daß ſich Edgar Quinet zu dieſem ächt wiſſenſchaftlichen Geſichtspunct zu erheben ſucht, obwohl er ſelbſt bald darauf bekennen muß, daß, um den Franzoſen einen wahren Begriff von den Forſchungen und Reſultaten der modernen theologiſchen

Kritik zu geben, die franzöſiſche Sprache ſchon das erſte Hinderniß in den Weg ſtelle, und zwar ſo ſehr, daß es ſchwer falle, nur die Stichwörter und Lebensfragen überhaupt zu bezeichnen, auf welche es in dieſer Wiſſenſchaft jetzt ankomme. So bemerkt er denn vor allen Dingen, daß, um etwa den Streit über die hiſtoriſche oder mythiſche Begründung des Lebens Jeſu auch in das Franzöſiſche zu verpflanzen, man darin ſchon den entſprechenden Ausdruck für die Wörter Sage und Mythus vermiſſe, da das Wort mythe in der franzöſiſchen Sprache des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts nicht vorkomme. Er führt an, daß das Wort figure, welches Fenelon in religiöſen und bibliſchen Dingen gebraucht, der Sache noch am nächſten komme; unter allegorie dagegen verſtehe man im Franzöſiſchen nur ein Werk der Kunſt oder Dichtung. So zeigt ſich denn Quinet entſchloſſen, die Einbürgerung des Wortes mythe in jenem Sinne zu verſuchen, und die Franzoſen verdanken ſomit den deutſchen Studien wieder einen neuen Ausdruck, doch werden ſie ſchwerlich weder an dem Wort noch an der theologiſchen Bedeutung deſſelben große Freude haben.

Uebrigens bemerkt Quinet, daß es auch ſchon in der früheren franzöſiſchen Theologie, wenn man von einer ſolchen reden kann, Spuren von einer

Auffaſſung der Bibel als Mythengeſchichte gegeben, vornehmlich in Bezug auf das alte Teſtament, wo die Pensées von Pascal angeführt werden können, ſowie auch Fenelon, aber das achtzehnte Jahrhundert habe die philoſophiſchen Prinzipien und damit auch die Formen des religiöſen Skeptizismus in Frankreich von Grund aus verändert. Durch Voltaire und die Encyclopädiſten mußte allerdings alle und jede Exegeſe überflüſſig werden, denn durch dieſe Philoſophie war die ganze Weltordnung in Frage geſtellt, was konnte da noch auf die einzelnen Thatſachen des Chriſtenthums ankommen? Es iſt aber bemerkenswerth, daß der Einfluß der Philoſophie in Frankreich den religiöſen Zweifel gewiſſermaßen rein herausſchälte, und ihn zu einer nackten Aufrichtigkeit, zu einer gewiſſen Ehrlichkeit des Bekenntniſſes trieb. Man weiß woran man iſt mit dem franzöſiſchen Skeptizismus, was man von unſerm deutſchen nicht behaupten kann. In Frankreich hatte es der Zweifel zu einem vollendeten Syſtem gebracht, und wenn er ein Wolf war, der das Heiligſte zerriß, ſo hing er ſich wenigſtens kein Schaafskleid um, wie bei uns in Deutſchland, wo ſich der Skeptizismus gerade aus der Philoſophie ſein Schaafskleid zu fertigen pflegt. Der deutſche Skeptizismus hat ſich oft ſo tief in den philoſophi-

ſchen Pelz eingehüllt, daß man hinter der Mummerei ſeine wahre Natur nicht mehr herausfand. Bei den deutſchen Philoſophen und Theologen ſoll das Zweifeln am Ende nur ein Erkennen ſein, und doch iſt das Erkennen am Ende nur ein Zweifeln. Die deutſche Natur untergräbt Alles, möchte es aber auch wieder mit keinem Ding in der Welt ganz verderben, und wenn ſie den Glauben an ein Heiliges zerſtört, überredet ſie ſich, daß aus der Zerſtörung erſt der wahre und höhere Glaube ſich wiedererheben müſſe, und dieſe Dialektik von Sein und Nichtſein iſt das wahre Grundweſen der deutſchen Philoſophie und aller deutſchen Lebensbewegung. Ob dieſe ſkeptiſche Natur der deutſchen Wiſſenſchaft, des deutſchen Lebens, zu einem heilbringenden Reſultat für unſere Nationalität ausſchlagen werde, wer kann es prophezeien? Nur das iſt unabläugbar, daß wir in allen Stücken dieſer zitternden Bewegung überliefert und überlaſſen ſind, und heutzutage mehr als jemals. Dieſe ſkeptiſche Natur, die zugleich mit dem reinſten Bewußtſein nach der Wahrheit ſtrebt, und die ſich jedesmal ſtark genug dünkt, die von ihr ſelbſt entſeelte Leiche wieder zu beleben, dieſe repräſentirt ſich in unſerer Zeit in Dr. Strauß und ſeinen Beſtrebungen auf das Vollſtändigſte und zugleich auf das Reinſte. Man muß

ein Deutſcher ſein, das heißt, man muß ſelbſt an dieſer Zwieträchtigkeit des Weſens leiden, um eine ſolche Natur verſtehen und würdigen zu können. Den Franzoſen muß ſie ewig fremd bleiben, und ſie würden Strauß nur begreifen, wenn er Voltaire wäre. Strauß iſt aber ſo ganz und gar in ſeiner Richtung und in ſeinem Weſen deutſch, daß ihn nur der baare Unverſtand in derſelben Stellung zum Chriſtenthum erblicken könnte, die Voltaire ſich gegeben. Strauß ſteht mitten im Chriſtenthum darin, ſelbſt wo er daſſelbe aufzuheben ſcheint, und wem die Reſultate ſeiner Kritik für frivol gelten, der muß ſich doch überzeugen, daß ſie bei Strauß aus einer wahrhaft religiöſen Seele ſich entwickeln. In dieſer ſinnigen und reinen, ruhigen und freien, kühnen und beſcheidenen Forſchung hat ſich die angeſtammte Ehrlichkeit und Ehrenhaftigkeit der deutſchen Natur, wie ſonſt ſelten, bethätigt. Man hat viel mit der deutſchen Ehrlichkeit oft bei unzeitigen Gelegenheiten ſich in die Bruſt geworfen, hier iſt ſie in aller ihrer Würde und Einfachheit, aus einem gediegenen Naturell herauskommend, nur von der Sache und der Wahrheit abhängig und der Erforſchung derſelben ſich opfernd. Dieſe Forſchung, zuverſichtlich vorſchreitend und unter Gottes Schutz ſich ſtellend, auch wo ſie gegen Gott ſelber ſcheinbar

ſich richtet, den Krieg führend nur um des Friedens willen, und wenn ſie irrt, nur um der Wahrheit willen irrend, dies iſt die deutſche Natur und Art, dies iſt der wiſſenſchaftliche Charakter unſerer Nationalität, der noch als das beſte und unverkümmertſte Eigenthum inmitten politiſcher Verlorenheit uns geblieben. Die Unterſuchungen, was an dem Leben Jeſu nur eine Mythe ſei und was hiſtoriſch, werden das Chriſtenthum ſelbſt nicht ſtürzen, und Herr Quinet, der den Franzoſen das beſte Theil von der deutſchen Nationalität zugänglich machen will, indem er ſie in die heutigen Bewegungen unſerer Wiſſenſchaft einführt, hätte ſich beſonders über den entſcheidenden Moment, auf den es hierbei ankommt, ein klares Bewußtſein erwerben ſollen, nämlich wie die Angriffe der Kritik gegen den Körper des Chriſtenthums nur den Zweck haben, des Chriſtenthums wahren Geiſt aufrecht zu erhalten und in ſeine reinſte Sphäre zu erheben.

Es waren ungefähr dieſe Gedanken, welche ich gegen Herrn Quinet auf Veranlaſſung ſeiner deutſchen theologiſchen Studien äußerte, von denen mir die Situation, in der ich ihn in Heidelberg umringt von einem deutſchen Bücherhaufen angetroffen, ein ſo überraſchendes Bild vorgeführt hatte. Nichts Erfreulicheres konnte mir aber am Neckar begegnet ſein,

als die Bekanntſchaft dieſes ausgezeichneten Franzoſen zu machen. Edgar Quinet ſteht vielleicht in einem Alter von fünfunddreißig Jahren und iſt von einer ſehr einnehmenden Perſönlichkeit. Man ſieht ſeinem Geſicht ein etwas ſtarkes geiſtiges Arbeiten an, lebhafte franzöſiſche Züge von der deutſchen Speculation abgemattet. Es lebt in ihm ein brennender Wiſſensdurſt, welcher ſchon in den verſchiedenſten Gebieten nach Nahrung umhergeſucht hat, und der ohne Zweifel der Eifer einer genialen Natur iſt, die halb in poetiſche halb in wiſſenſchaftliche Anflüge ſich theilt. Eine Aeußerung, welche Quinet im Verlauf des Geſprächs machte, erſchien mir vorzüglich bemerkenswerth. Er behauptete, daß gegenwärtig in Deutſchland eine gewiſſe Geringſchätzung gegen die Franzoſen ſich zu regen beginne und man bei uns die franzöſiſche Nationalität und deren Einfluß nicht mehr ſo hoch achte, als dies noch vor wenigen Jahren der Fall geweſen; und dieſe Geringſchätzung ſei bei weitem ſchlimmer als der entſchiedene Franzoſenhaß einer früheren Periode in Deutſchland. Ich glaube, daß ſich Quinet darin nicht irrt. Der Franzoſenhaß hat bei den Deutſchen aufgehört, aber auch die Sympathie für das franzöſiſche Weſen, welche die Julirevolution auf kurze Zeit zu einer bedeutungsvollen Flamme angefacht hatte. Die ſchmäh-

liche Niederlage, welche die Julirevolution in ihren Conſequenzen erlitten, hat auch in Deutſchland die Stimmung für Frankreich abgedämpft, und der deutſche Liberalismus ſelbſt iſt geneigt, und gewiß mit Recht, ſeinen eigenen Untergang der franzöſiſchen Politik als Schuld anzurechnen. Ueberhaupt ſcheint man wohl in Deutſchland zu der Anſicht gekommen, daß das deutſche Leben ſich nicht nach dem franzöſiſchen Maßſtab zuſchneiden laſſe, beſonders wenn dieſer ſich ſo unſicher und trügeriſch erweiſt, wie gegenwärtig in Frankreich. Man läßt den franzöſiſchen Vorzügen jetzt bei uns hinlängliche Gerechtigkeit widerfahren, aber man iſt nicht mehr ſo verblendet, dabei in eine enthuſiaſtiſche Selbſtverläugnung zu gerathen, und dies mag einem Franzoſen ſchon wie Geringſchätzung vorkommen. —

Quinet ſcheint mit einigem Widerſtreben nach Lyon zu gehen, um ſeine neue Profeſſur dort anzutreten. Er ſieht dies als eine vorübergehende Station an, von der er ſich ſobald als möglich wieder loszumachen gedenke. Wenn nun auch das Gouvernement beabſichtigt, gute Köpfe in die Provinz zu ſchicken, um dies arme Aſchenbrödel mit neuem Leben zu erfüllen, ſo gönnt wieder der gute Kopf ſich nicht der Provinz und ſucht ſich ſobald als möglich von dieſem verlornen Poſten zu entfernen. Auch der

junge deutſchgelehrte Marmier hat eine Profeſſur in Lyon erhalten. Es ſieht faſt ſo aus, als wollte man jetzt das ſchöne arme verzweifelte Lyon in Friedfertigkeit einlullen durch dies deutſchgelehrte junge Frankreich, das ſeine beſchwichtigende philoſophiſche und literariſche Bildung dorthin verpflanzen ſoll. —

3.

Freiburg im Breisgau.

Wie die ſchönen lachenden Rebenhügel, ſo iſt auch der Menſchenſchlag in dieſem herrlichen deutſchen Lande. Ueberall ſieht man ein freundliches, offenes, kräftiges Geſchlecht, namentlich aber hier im Breisgau, wo die ſchönſten Frauengeſtalten Deutſchlands anzutreffen ſind. Die Frauen ſind hier in der That faſt alle ſchön, voll und kräftig gebaut, weiße Haut und lachende Geſichter. Der geſundeſten und heiterſten Verleiblichung der germaniſchen Natur begegnet man auf dieſen Fluren, die von Lebensgenuß ertönen, und mit der ſchönen Geſundheit des Leibes und des Herzens verbindet ſich nicht weniger die Geſundheit des Sinnes und der Geſinnung, die in den politiſchen Dingen bei dieſer Bevölkerung hervorragend iſt vor allen andern

Gauen Deutſchlands. In naiver Weiſe, wie von ſelbſt aus dem Naturell heraustretend, haben ſich hier viele politiſche Lebensäußerungen geregt, die, in andern Gegenden verfehmtes Gut, hier frei ſich bewegen durften, weil ſie ſo unmittelbar in natürlicher Offenheit des volksthümlichen Charakters ſich zeigen und als ein ſolcher Beſtandtheil des Naturells gar nicht abgelehnt werden können. Beſonders in Freiburg ſelbſt iſt dieſe politiſche Offenheit merkwürdig, aber weil ſie ſich ungehindert an allen Orten äußern darf, fehlt ihr das geheime Gift, wodurch ſie ſchädlich werden könnte. So hat es in Freiburg, trotz aller revolutionairen Anrüchigkeit, in welcher namentlich die Univerſität ſo lange geſtanden, doch niemals geheime Studentenverbindungen gegeben. —

Freiburg iſt ein allerliebſtes Städtchen. Es hat den Charakter einer freundlichen Landſtadt, und die Berge des Schwarzwaldes ſchauen über die Häuſer hinweg in die Stadt hinein. Die Kaiſerſtraße iſt die einzige Hauptſtraße, welche, von den Nebengaſſen durchkreuzt, die ganze Länge der Stadt bildet. Auch giebt es eine Jeſuitengaſſe, jedoch, gleichſam um dieſen Namen unſchädlich zu machen, auch einen Gaſthof zum Geiſt und ein Caféhaus zum Kopf, welches letztere übrigens bemerkenswerth

genug iſt, da es in ſeiner großartigen Anlage ſelbſt unter den Caféhäuſern von ſogenanntem europäiſchen Ruf noch ein Anſehen genießen könnte. Hier in Freiburg wohnen Rotteck und Welcker, die beiden Patriarchen des deutſchen Liberalismus, von der ganzen Bevölkerung geehrt und geliebt, und unerſchütterlich feſtſtehend in ihrer eigenen Reinheit und Lauterkeit, welche Schickſale, Wandelungen und Trübungen auch ſeitdem der Liberalismus ſelbſt in Deutſchland erlitten. Will man aber ermeſſen, wie volksthümlich Rotteck in dieſen Gegenden iſt, ſo muß man zu den romantiſchen Niederlaſſungen des Schwarzwaldes hinaufſteigen, wo die Bauern täglich in ſeiner Weltgeſchichte leſen. „Ich kann zwar nicht Alles darin verſtehn", ſagte einſt ein Landmann, bei dem man auch dies Buch angetroffen, „aber ich meine doch, ich verſtehe Alles; 's iſt gerade, wie wenn der Pfarrer die Meſſe lieſt; ich hab' eine Andacht dabei, ohne daß ich weiß, was ſein Latein bedeutet." So mag es denn mehr die Perſon des ausgezeichneten Mannes ſein, die den Weg zu den Herzen des Volkes gefunden, als ſein mit vernunftrechtlichen Phraſen und Erörterungen überladenes Buch, das wohl nicht einfach genug iſt zu einer acht volksthümlichen Wirkung. Wollte man aber in der That eine wahrhaft volksthümliche

Weltgeſchichte ſchreiben, ſo könnte man, um Ton und Stimmung zu treffen, ſeine Studien nirgends beſſer machen als unter dieſer Bevölkerung des Schwarzwaldes, bei der ſich ein ſo eigenthümliches intelligentes Volksleben regt. Dieſe Schwarzwäldler, von ſinniger und ſinnlicher Lebhaftigkeit durchdrungen, haben das merkwürdigſte Naturell, das in ihren Sitten wie in den vielen Kunſtfertigkeiten, die ihnen eigen ſind, ſich offenbart. Dies ſchöne kräftige deutſche Geſchlecht verbindet einen intellectuellen Verſtand mit der natürlichen Grazie und dem genialen Leichtſinn einer ſüdlichen Völkerſchaft. Wenn man ſie Sonntags tanzen ſieht, ſollte man ſie für Italiener halten, und muß erſtaunen über dieſe freien und üppigen Formen, über dieſe geſunde und kraftvolle Anmuth eines aus ſich ſelbſt emporblühenden Naturlebens. Nimmt man dazu den wunderbaren Charakter des Gebirges, das bald durch ſein düſteres und unheimliches Weſen abſtößt, bald in ſeinen fruchtbaren Thälern allen Segen der Erde birgt, ſo glaubt man ſich hier in eine ferne Weltgegend verzaubert, und iſt geneigt, ſich den Träumen von einer neuen und friſchen Civiliſation zu überlaſſen. —

Die Miſchung des badiſchen Volkes, aus der alemanniſchen Abkunft, die im Oberlande vorherrſcht,

und aus der urſprünglich fränkiſchen Natur der Unterländer, hat hier ohne Zweifel einen originellen und bedeutſamen Einfluß auf das ganze Leben ausgeübt. Der Geiſt der Freiheit und Geſundheit lacht uns aus allen Zuſtänden dieſer begünſtigten Bevölkerung entgegen, und das paradieſiſche Gartenland, überall bebaut und überall grünend im reichſten Ertrag der Erde, ſcheint nur dazu geſchaffen, um einem glückſeligen Geſchlecht die Stätte zu bereiten. Man muß geſtehen, dies Land iſt vor vielen befähigt, ein politiſches Ideal zu verwirklichen, und zwar zu verwirklichen in und mit einem deutſchen Volke, innerhalb wahrhaft deutſcher Verhältniſſe. Die Regierung iſt auch nicht zurückgeblieben in dieſem Lande und hat vorzuſchreiten geſucht in Sympathie mit dem hohen und freien Geiſte, der von Natur auf dieſen geſegneten Landſchaften ruht, aber dieſe Sympathie mußte freilich nach den andern normabgebenden Staaten des deutſchen Bundes gezügelt werden. Zwei Männer ſind es aber beſonders, welche an der Entwickelung des tüchtigen Sinnes dieſer Bevölkerung, namentlich im Breisgau, einen großen Antheil haben. Der Hohes wollende, aber von einem tragiſchen Schickſal immer im beſchränkten Kreiſe gefeſſelte Kaiſer Joſeph II. ſchüttete die Segnungen ſeiner Regierung auch über den Breis-

gau aus, der ſchon ſeit Jahrhunderten dem Hauſe Oeſterreich zugehört hatte, und die von ihm ertheilte Preßfreiheit brachte beſonders in dieſen Gegenden ein neues Leben hervor. Damals war es, wo die Univerſität von Freiburg ihre Bedeutung empfing und ihren Ruhm begründete. Nicht minder hervorzuheben iſt aber die langjährige Wirkſamkeit des edlen Freiherrn von Weſſenberg, der, ſelbſt im Gegendruck gegen die römiſche Hierarchie ſich entwickelnd, den Katholizismus der Bevölkerung wenigſtens in der Geſinnung läuterte und befreite, wenn auch das große Werk der gänzlichen Loslöſung der katholiſchen Kirche von Rom noch nicht gelang. Dieſer ausgezeichnete Mann hat aber gewiß unendlich Vieles gethan für die Aufklärung dieſer Gauen, die ſich bei der katholiſchen Geiſtlichkeit ſelbſt ſtets in muſterhafter Art zu erkennen gegeben, und wenn in der neueſten Zeit auch hier mancherlei Verfolgungen, politiſche wie religiöſe, vorgekommen ſind, namentlich gegen Lehrer der Hochſchule von Freiburg, in der letzten Zeit unter Anderm die Entſetzung des Profeſſors Schreiber, der wenigſtens keine theologiſchen Vorleſungen mehr halten darf, ſo hat man hierin wohl nur das nachgemacht, was man anderwärts gelernt hat an den Orten, die unzuweisliche Beiſpiele zu geben pflegen —

Der Breisgau kam bekanntlich durch den preßburger Frieden im Jahre 1805 wieder an das Geſchlecht der Zähringen zurück, welchen die Stadt Freiburg ſelbſt ihre Gründung dankt, aber wenn auch mehr als ein Vierteljahrhundert ſeitdem verſtrichen, ſo verräth doch die ganze breisgauiſche Bevölkerung noch immer die Einwirkungen der ehemaligen öſterreichiſchen Politik in jeder Lebensäußerung. Das Prinzip der Lebensgenießlichkeit beſonders, das Oeſterreich gern in ſeinen Provinzen vorwalten läßt und als das beſte Aſſimilationsmittel begünſtigt, um jedem ſchärferen geiſtigen Streben dadurch den Stachel zu nehmen, hielt auch den Breisgau ganz umſtrickt, der vielleicht die üppigſte öſterreichiſche Provinz geworden war. Dieſer Geiſt des Wohllebens charakteriſirt noch heut überwiegend die Volksklaſſen dieſer Gegend, welche ſich von den andern Theilen Badens durch die aufgeregte ſinnliche Lebensluſt ihrer Bewohner merklich und weſentlich unterſcheidet. Im Breisgau geht es immer luſtig und ſorglos zu, unbekümmert überläßt man ſich der Heiterkeit der Stunde, und die ſchönen Frauen, deren es in allen Ständen giebt, verleihen dem Leben Reiz und Farbe durch ein offenes und zutrauliches Weſen, wie man es ſonſt in Deutſchland nicht findet. Beſonders aber wird hier noch auf gut öſterreichiſch gegeſſen und getrunken,

das heißt: ſehr reichlich und faſt immer, und ſelbſt der einfache Bürgerſtand giebt ſich darin den größten Verſchwendungen hin. Dieſe Ueppigkeit iſt Schuld daran, daß, wie man mir erzählt hat, ſich hier im Breisgau viele Familien nur auf zwei oder drei Generationen im Lande erhalten. Das reichlich Erworbene wird ſchnell verpraßt, und wenn Sohn oder Enkel das überkommene Erbe aufgezehrt haben, wird zur Auswanderung geſchritten. Fremde Anſiedler aber treten an die Stelle der Ausgewanderten und nehmen Beſitz von ihrem Grundeigenthum, oft um binnen Kurzem daſſelbe Schickſal zu erleiden. Dieſe einzelnen Nachtheile gehen aber ſpurlos vorüber an der geſunden und harmoniſchen Entwickelung des allgemeinen Volksgeiſtes in dieſen Landen, der ſeine Kernhaftigkeit in den wichtigſten Dingen behauptet hat. —

Der Abend dämmerte ſchon, als ich in Freiburg anlangte, und da es zu ſpät war, um noch die Briefe abzugeben, die mich nach meinem ſehnlichen Wunſch bei den Herren Welcker und von Rotteck einführen ſollten, ging ich hin, um zuerſt die Bekanntſchaft des freiburger Münſters zu machen. Zu mir geſellte ſich ein Handwerksburſche aus dem Naſſauiſchen, den ich unterwegs auf der Herreiſe kennen gelernt und mit dem ich in eine gute Unterhaltung ge-

kommen war, weil er ein friſches und aufgeweckte-
Weſen an ſich hatte, und mit der unbefangenen Of-
fenheit, die Leute ſeines Standes auszeichnet, von
den politiſchen Dingen in Süddeutſchland urtheilte.
Wir gingen zuſammen nach dem Dom, der uns mit
ſeinem alle Straſien überragenden Haupt ſchon aus
der Ferne feierlich gegrüßt hatte und deſſen dunkle
Rieſengeſtalt ſich immer ſchwärzer und geiſtiſcher
gegen die duftigen Farben des Sommerabends, die
über der Stadt lagen, abzeichnete. Viele Men-
ſchen gingen in ihrer kleinen freundſeligen Geſchäf-
tigkeit wie ſpazierende Ameiſen dicht an dem Wun-
derbau vorüber, die Gewohnheit hatte ſie abge-
ſtumpft gegen den Anblick, und ſie bemerkten das
Geſpenſt aus der alten großen Vergangenheit nicht
mehr, das hier in ihrer Mitte ſo unbegreiflich ſtehen
geblieben war. Auch das gewöhnlichſte Gefühl,
das plötzlich von dieſer überwältigenden Geſtalt ge-
troffen wird, vermag ſich nicht ohne Andacht zu nä-
hern, und ein Naturkind, wie mein Handwerks-
burſche war, nahm demüthig den Hut ab vor dem
Werke Erwin's von Steinbach.

Ich hatte noch vor Kurzem vor dem Münſter
in Straßburg geſtanden und fand hier den jüngern
Bruder deſſelben wieder, der, obwohl überall in klei-
nern und beſcheidneren Verhältniſſen ausgeführt,

doch nicht minder würdig des groſsen Urhebers iſt, deſſen Schöpfergeiſt er in allen Theilen offenbart. Dieſe gothiſchen Dome erſcheinen alle unter einander in einem gewiſſen Zuſammenhang, wie Glieder einer groſsen cykliſchen Dichtung, und erzeugen überall dieſelbe erhebende Wehmuth und dieſelbe niederſchmetternde Demüthigung in dem Gemüth des heutigen Beſchauers. So blumenartig, wie ſie gewachſen zu ſein ſcheinen, in dieſer freien Grazie einer in den Himmel hinein ſich entfaltenden Pflanze, deren Blätter blos durch den Reiz von Licht und Sonne ſich in die Höhe wenden, aber nicht durch menſchliche Kunſt, gleichen ſie mehr einer natürlichen Vegetation als einem architektoniſchen Bau, und in dieſer Naturnothwendigkeit haben ſie ſich aus dem Geiſt ihrer Zeiten ſo organiſch zuſammengefügt. Eine im Prinzip einige und darum rieſenfeſte Vergangenheit hat ſie ſo dauerhaft geſchaffen, daſs, obwohl ſie den Geiſt ihres Daſeins längſt überlebt haben, ſie noch immer dies unzerſtörbare und gewaltige Leben vor unſern Augen behaupten. Am ſtraſsburger Münſter las ich an den Kirchthuren und Mauerecken mit groſsen Anſchlagzetteln angekündigt die Predigtſammlung eines dortigen Predigers Vion, die den Titel hatte: Vertheidigung des Chriſtenthums gegen alle Syſteme des modernen Un-

glaubens, namentlich gegen den Rationalismus und Indifferentismus! Komiſcher kann kein Contraſt ſein, als an dem ungeheuern Münſter hinaufzublicken und dabei an den Rationalismus und Indifferentismus denken zu müſſen, gegen die eine Predigtſammlung unten an den Mauern klebt! In dieſem Contraſt liegt das ganze Verhältniß der Zeit, welche die Munſter baute, zu der unſrigen, die ſie als unbegreifliche Werke anſtaunen muß, ausgeſprochen. Es liegt darin der ganze geſpenſterhafte Schrecken, den uns der Anblick dieſer himmelhohen Bogen einjagen kann, wenn ſie, mit dem Gefühl der Reue uns anpackend, in unſer heutiges kleines Leben ſo beſchämend hereinragen. Der Geiſt des Chriſtenthums, aus dem dieſe Dome wie eine kühne That der göttlichen Offenbarung entſprungen, iſt bei uns jetzt genöthigt worden, ſich zu vertheidigen, und der Prediger Vion hat in ſeinem wohlehrwürdigen Eifer die Vertheidigung übernommen und läßt es anſchlagen an dem ſtolzen Bau des Münſters ſelbſt, der wind- und wetterfeſt in ſeinen ewig ſcheinenden Formen den Stürmen der Zeit getrotzt hat, welche jetzt ſeinen Geiſt, deſſen Kind er iſt, untergraben wollen. Und doch iſt nur der Geiſt ewig, aber die endlichen Formen werden alle zuſammenſtürzen. Aber die dem Geiſte gewiſſe Ewigkeit be-

ruht nicht darin, daß ſie ſtarr und unbeweglich, ſteif und wandellos den Elementen trotze, worin jeder Fels und jeder von Menſchenhänden aufgeführte Bau den Geiſt übertreffen kann. Des Geiſtes Dauer iſt ſeine ſtete Beweglichkeit und in der Wandelbarkeit begründet ſich ſeine Ewigkeit von Zeit zu Zeiten. So hat man dieſe Dome in die Wolken hineingebaut, und der Geiſt war in den Domen, und die Menſchheit hat ihn darin wie in ſeiner ſichtbaren Erſcheinung angebetet. Jetzt iſt der alte Geiſt nicht mehr darin, aber die Dome ſtehen noch, in ihren gewaltigen Steinmaſſen ſcheinbar feſter und getreuer, als der Geiſt, der ſie erſchaffen und verlaſſen hat. Gott läßt ſich nicht in dieſen Münſtern und Domen feſſeln, er wandelt ſich immer wieder in neue Formen der Zeiten hinein, und die alten ſtehen oft nur noch als eine verſteinerte Illuſion da, wie dieſe Münſter und Dome, welche uns in ihrer himmelanſtrebenden Glorie an die große Illuſion des Chriſtenthums als einer weltbeherrſchenden und einheitgründenden Inſtitution der Menſchheit gemahnen. Ob dieſe Illuſion in andern Formen zur Wahrheit werden wird, muß ſich offenbaren, wenn die neuere Menſchheit, ihre eigenſte Lebenskraft zuſammennehmend, etwas Fertiges daraus geſchaffen hat, das an Würdigkeit und

Größe des Gedankens mit jenen Münſterbauten ſich vergleichen kann. Dieſe alten Kirchen, dieſe majeſtätiſchen Träume der chriſtlichen Baukunſt, ſcheinen aber gleichſam um dieſer Mahnung willen bis auf uns geblieben zu ſein, um durch ihren Anblick die neueſte That der Geſchichte von uns zu fordern, die That, welche die Einheit des Lebens, die wir verloren haben, auf unſere Art in unſern Formen wiederbegründen ſoll! Ihnen gegenüber muß uns bange werden wegen der Zuſammenſchrumpfung aller unſrer heutigen Richtungen, und die Sehnſucht und der Neid müſſen den Geiſt quälen, der ſich in ſeiner heutigen Art ebenfalls ausdehnen und entfalten möchte mit derſelben göttlichen Freiheit, mit welcher damals, um den mächtigen Gedanken hervorzubilden, die ſchlanke Säule des Doms ſich hochſchwingen und der Bogen ſich in die Lüfte wölben durfte. So tritt oft, wenn wir auf der Höhe dieſer Münſter weilen, der Verſucher zu uns heran, und nährt uns mit dem Haß gegen unſere eigene Zeit, die wir mit einem Blick voll Wehe überſchauen nach allen ihren vor uns liegenden Weiten und Fernen. Und zuweilen kann man dann ſelbſt den großen gothiſchen Rieſenbau haſſen, dem unſer Geſchlecht ſo klein, arm und thatlos gegenüberſteht, daß es ſich vor jener ſtolzen That der Vergangen-

heit verhüllen muß wie ein ſtummer Bettler. Dann, wie Plato einſt in ſeiner Republik den Wunſch hatte, daß die Dichter alle bekränzt aus dem Lande geführt würden, weil ſie durch ihre Träume dem Volke die Kraft und den Glauben raubten, ſo könnte man hier ſich dem ſeltſamen Gelüſt überlaſſen, daß dieſe gothiſchen Thürme alle abgetragen werden möchten von der Erde, weil ihr ſtolzes und titanenhaftes Weſen uns heut mit Kleinmuth und Verzagtheit an uns ſelbſt erfüllt, oder auch die Gemüther magiſch verlockt, daß ſie träumeriſch ſich ſelbſt und ihr Heute aufgeben und in den feudalen Geiſt jener Vergangenheit ſich wiedereinſpinnen möchten, die doch todt iſt, trotz ihrer unerſchütterlichen Dome, die ſie noch aus dem Grab der Zeiten ſo hoch emporſtreckt! —

Mit Grillen dieſer Art umwebt uns wohl die Abenddämmerung, wenn wir einem ſolchen Bauwerk gegenüberſtehen und in ihm das Geſpenſt der alten Zeit uns erſcheint. Ich war froh, als mich endlich mein Handwerksburſche beim Arm ergriff und mich darauf aufmerkſam machte, daß vom nahen Schloßberge herab der Anblick des Domes noch ſchöner zu genießen ſei, und man dort betrachten könne, wie allmählig das ganze Landſchaftsbild, wunderbar mit den Lichtern und Schatten ringend,

in die Nacht ſich verliere. So ſtiegen wir zu dieſem herrlich hingelagerten Berg hinauf, dem die ganze Stadt in einer ſchönen friedlichen Gruppe ſich zu Füßen ſchmiegt, und wo der gewaltige Dom, wie eine fremdartige Macht aus den Häuſern hervortretend, ſich immer näher und näher zu uns emporzurecken und geiſterhaft an uns heranzuſchweben ſcheint, daß uns die Täuſchung befällt, als könnten wir ſein Haupt hier ergreifen und an ſeinen Säulen uns feſthängen mit unſern Armen. Oben von dem Gaſthauſe des Schloßberges tönt Muſik über die Weinberge und in die Stadt hinab und als düſtern Hintergrund breitet der Schwarzwald ſeine rauſchenden Gebüſche aus. Heitere Fußwandrer, ſchöne Spaziergängerinnen begegnen uns überall, und geben und erwiedern den Abendgruß mit der freundlichen Zutraulichkeit des Landes, die ſo wohlthuend iſt und uns in den Sinn bringt, daß wir alle Gottes Kinder ſind. Die Nacht behauptet allmählig das Feld, und wir wenden uns nach der romantiſch gelegenen Schenke, wo die Bergleute ſo ſchöne Muſik machen, daß Einem das Herz ſeltſam durchſchüttert wird bei ihren phantaſirenden und klagenden Hörnern. Ein allerliebſtes Schenkmädchen bringt uns den Wein und an der Art, wie ſie uns begrüßt, merke ich jetzt erſt, daß mein Handwerksburſche nicht ſo ganz un-

eigennützig dabei geweſen, als er mich zum Schloßberg hinaufgeführt. Es iſt eine alte Bekanntſchaft von ihm und ſie ſcheint um ſein Herkommen ſchon gewußt und ihn erwartet zu haben. Maria iſt eine der kräftigen Schönheiten des badiſchen Landes, die zu betrachten etwas ſo Frohes und Freudiges hat. Schlank in die Höhe gewachſen, zeigt ſie doch die herrlichſte Fülle der Glieder, in der ſie ſich ſorglos, aber mit aller natürlichen Anmuth bewegt. Geſchäftig eilt ſie auf und nieder, von einem Tiſch zum andern, und die ſchelmiſch lachenden Augen, die auch wieder ſo viel Gutmüthigkeit verrathen, ſpähen nach jedes Gaſtes Begehr. Munter trägt ſie Alles herbei, und empfängt lächelnd oder Scherz erwiedernd die Huldigungen der Stammgäſte. Der Eine neckt ſie bei den ſchönen braunen Zöpfen, der Andere hat es auf die rothen Wangen abgeſehn, oder erprobt das feſte Elfenbein ihrer glänzenden Schulter. Mit Allen weiß das frohe Schenkmädchen auf die beſte Art fertig zu werden und Jeder iſt zufrieden mit ihr. Es ſchien mir aber doch, als walle ihr hochgewölbter Buſen ſtets am lebhafteſten zu meinem jungen Gefährten herüber, und wo ſie nur abkommen konnte, ſagte ſie ihm viele freundliche und tröſtende Grüße mit ihren Augen, ſo daß er nicht nöthig haben ſollte, eiferſüchtig zu werden. Die Ei-

ſerſucht und die Ungeduld ſchienen ihn aber doch bisweilen recht zu quälen, bis endlich zur Belohnung des armen Jungen der längſt herbeigeſehnte Wendepunkt eintrat. Die Tiſche wurden allgemach leer und die Stammgäſte hatten ihre Krüge ausgetrunken und ſich friedlich nach Bürgerſitte auf den Heimweg zur Stadt gemacht. Nun ſetzte ſich die derbe Grazie zu uns, ſeufzte aus vollem Herzen, vor Ermüdung und vor Liebe zugleich, und umfing traulich ihren Wilhelm, mit dem nun das ſchönſte Geplauder begann. Auch der Mond kam herauf und ſtreute gerade ſo viel leiſe Silberlichter durch das Gebüſch, als nöthig war, um die kleine Idylle der Liebe zu vollenden, ohne durch zu große Helle ihr Stillleben zu ſtören. Nun ſagte ich Gutenacht zu dem glücklichen Paar, und ſuchte meinen Weg, den mir die ausgeſtreuten Mondflocken vorzeichneten, um noch zu den höheren Berghügeln hinanzuſteigen und den nächtlichen Wald zu finden, beneidend Wilhelm und Maria, die beide über alle Wirren der Erde, über alle Streitfragen der Meinung ſo erhaben waren! — —

4.

Studien des Liberalismus in Freiburg.

Die Univerſität Freiburg galt eine Zeitlang gewiſſermaßen als das Papſtthum des modernen Liberalismus, durch ihre beiden Profeſſoren von Rotteck und Welcker, die als Lehrer dieſer Hochſchule jetzt in den Ruheſtand verſetzt ſind, ein Opfer, das ſie ihrem landſtändiſchen und publiziſtiſchen Wirken gebracht haben. Beide Männer ſind Charaktere im ſeltenſten Sinne dieſes Wortes, und ihre Namen, auf die Deutſchland ſtolz zu ſein Urſache hat, werden unſterblich ſein als Denkmal des großen Verſuchs, welchen der deutſche Geiſt mit ſich angeſtellt hat, um ſich zu öffentlicher Bewegung zu bilden. Rotteck und Welcker ſind unter einander ſehr verſchiedenartig, ſowohl in ihren Perſönlichkeiten als ſelbſt in ihren Anſichten und Richtungen wie

in deren Begründung. Nur der nächſte praktiſche Zweck, welcher jetzt der Geſchichte gewiſſermaßen vor Augen liegt, iſt, außer ihrer perſönlichen Freundſchaft, das gemeinſame Band, das ſie zu einer feſten Stellung zuſammenſtehen läßt. Sonſt, wenn ſie die ihnen gemeinſamen Vorarbeiten überwunden, und es dann in der That ſich um die Verwirklichung des Zieles alles Strebens handelte, würden ſie vielleicht eine große Abweichung von einander darſtellen, die jetzt, wo ſie nur Arm in Arm in den Propyläen des deutſchen Lebens ſichtbar werden, ſich nicht geltend macht.

Rotteck iſt eine kleine gedrungene Geſtalt, von einem entſchiedenen feſten Ausdruck, der aber zugleich in anmuthige und feine Bewegungen überzugehen fähig iſt, und in dieſer Verſchmelzung der Strenge mit der Geſchmeidigkeit gerade das eigenthümlichſte Weſen dieſes Mannes charakteriſirt. Das Hervorſtechende in allen Dingen iſt bei Rotteck der Charakter, und ſo verräth er auch in ſeinem Ausſehen wie in ſeinem Wirken mehr den tüchtigen Charakter als den Denker und Philoſophen, denn was dieſe letztere Seite an ihm anbetrifft, ſo kann man wohl ſagen, daß er durch ſein philoſophiſches Vernunftrecht, mit dem er Alles baſiren will, der Begründung ſeiner Ideen gewiß mehr ſchädlich als nützlich

geweſen. Aber die perſönliche Charakterentſchiedenheit iſt es, welche Rotteck auf eine in Deutſchland ſeltene Weiſe auszeichnet, und die der Betreibung der deutſchen Angelegenheiten in der angeſtrebten Richtung ſo nothwendig war. Mit ſeiner Entſchiedenheit verbindet aber Rotteck zugleich, wie es mir ſcheint, ein eigenthümliches diplomatiſches Talent, nicht nach der innern Seite ſeiner Ideen zu, denn dieſe ſteht an ihm unbeweglich feſt, ſondern nach derjenigen Seite, wo es darauf ankam, dieſe Ideen geltend zu machen und durchzuſetzen wider die Gegenpartei. Dies hat in der Wirkung für die Sache ohne Zweifel häufig ſein Gutes gehabt, und man kann auch fragen, wozu denn den Leuten der Reaction und des legitimiſtiſchen Ultrathums allein die Vortheile der Diplomatie überlaſſen bleiben ſollen? Rottecks diplomatiſirende Klugheit hat ſich oft in Witz und ſelbſt in glänzende Sophiſtereien gekleidet, um Gegenmeinungen aus dem Felde zu ſchlagen, aber in dem Augenblick eines ſo errungenen Sieges behauptet er auch ſogleich wieder ſeine Republikaner-Schroffheit, mit der er die ihm eigene Meinung aufbaut und begründet. Und es dünkte mich, als vereinigte eben ſein Geſicht und das tiefliegende feurige Auge alle dieſe verſchiedenen Elemente ſeines Charakters, dieſe Beweglichkeit und

dieſen Widerſtand, dieſe Ruhe und dieſe Reizbarkeit, dieſe Milde und Feinheit, dieſe kräftige Entſchloſſenheit und niederblitzende Kraft. Alſo recht ein Geſicht, wie es die Zeit braucht, den Beruf einer hiſtoriſchen Wirkſamkeit ſchon in der ganzen Erſcheinung ausgeprägt.

Seinen dreiundſechzig Jahren nach ſchon ein greiſer Veteran des deutſchen Liberalismus, da er 1775 in Freiburg geboren, alſo zu einer Zeit, wo der Breisgau noch öſterreichiſch war, hat doch Rotteck noch ein ſo jugendlich kräftiges Ausſehen, daß man ihn für einen Vierziger zu halten geneigt wäre, und man kann ſich ſagen, daß eine Lebensaufgabe, wie die ſeinige, welche gewiſſermaßen im Reiche der Ideale verblieben iſt und noch heut nur der Zukunft angehört, länger den Geiſt der Jugend in ihren Kämpfern erhält, und etwas Friſches und Leuchtendes, das von der Sehnſucht und dem Kampf herkommt, über ihre Geſtalten ausbreitet. Der Umſtand, daß Rotteck einmal von Geburt ein Oeſterreicher, und dann, daß er eine Franzöſin zur Mutter hatte, bewirkte vielleicht die eigene Miſchung der Richtungen, die man an ihm ſo charakteriſtiſch wahrnimmt. Namentlich iſt der Oeſterreicher in ihm nie ohne Einfluß geblieben, und hat ſich bloß von dem Vernunftrecht durchdringen laſſen müſſen, wodurch

denn dieſe Temperatur von Oeſterreicher und Radicalem als Niederſchlag geblieben. Alle die öſterreichiſche Liebenswürdigkeit, die Feinheit und Bonhommie der Perſönlichkeit, die Behäbigkeit des Lebensgenuſſes, zum Theil auch eine gewiſſe jenem Naturell angehörige Beſchränktheit in manchen Ideenverbindungen, ſind an ihm in dieſer Beziehung eigenthümlich zu bemerken. Auf der andern Seite beſitzt er das Lebendige, Muthvolle und vom Augenblick Bewegte der franzöſiſchen Natur, obwohl auf ganz unwillkürliche Weiſe, denn man würde ihm ſelbſt wie ſeiner Richtung ſicherlich Unrecht thun, wenn man darin einen abſichtlich franzöſirenden Charakter erblicken wollte. Obſchon Rotteck jetzt damit geendigt zu haben ſcheint, daß er an dem deutſchen Charakter verzweifelt und ihm die Entwickelung zu einem höheren Lebensprinzip nicht mehr zutraut, ſo iſt doch dabei von franzöſiſchen Hinneigungen und namentlich von einer Sympathie für das gegenwärtige Frankreich in ihm keine Spur anzutreffen. Vielmehr muß man Rotteck, wenn man mit ihm über die neueſten franzöſiſchen Verhältniſſe geſprochen hat, einen Franzoſenhaſſer nennen, und er iſt es in Bezug auf dieſe Nation, wie ſie unter der Regierung Louis Philipps daſteht, keineswegs mit Ungerechtigkeit. Wenn er aber auch jetzt antideutſch

geworden, aus jenem großen Gram, der dem edelſten und redlichſten Deutſchen auf dem Kirchhoff des Père Lachaiſe die Schlummerſtätte bereitete, ſo glaube ich doch, daß in ſeines Weſens Tiefe Rotteck ein beſtändig liebendes Gemüth für ſeine Nation hat, wie ſelbſt Börne es hatte. Rotteck war mit dem Mark der deutſchen Wiſſenſchaft genährt und dies befeſtigte ſeine Richtungen, daß ſie nicht in die Irrthümer Börne's ſich verlieren konnten; dagegen aber hatte Börne in ſeinem geiſterhaft durchzuckten Nervenſyſtem zu viel prophetiſche Ahnung, als daß er jemals auf die Danaidenarbeit einer landſtändiſchen Wirkſamkeit in deutſchen Kammern ſeine Lebensmühe verwandt haben würde. Börne fing ſchon damit an, womit Rotteck jetzt endigt, doch hat der Eine, mit verzweifelten Mitteln wirkend, auch in Verzweiflung ſich ſein Grab gegraben, während der Andere, am Abende ſeines Lebens die Rüſtung abwerfend, mit der er ſo lange in Kampf und Noth geſtanden, eine Beſiegung erlitten hat, die er ſich als Ehre und Glorie anrechnen kann, und die vielleicht nur ein Waffenſtillſtand iſt, wenn auch, wie es ſcheint, ein ſehr langwieriger. —

In neueſter Zeit iſt Rotteck in gewiſſen Beziehungen in eine Stellung hineingerathen, die entweder eine falſche oder eine kunſtliche iſt, oder beides

zuſammengenommen. Dies iſt vornehmlich ſein gegenwärtiges neues Verhältniß zum Katholizismus, wie er es in den cölniſchen Wirren an den Tag gelegt hat, und das ſich in mehrfachem Betracht als ein ſchiefes darſtellen muß, denn obwohl Rotteck durch Geburt und Bekenntniß ein Katholik iſt, ſo konnte ihn doch ſein eigenes religiöſes Bedürfniß unmöglich zu der Stellung bringen, die er durch ſeine bekannte Streitſchrift über den Erzbiſchof von Cöln und das Verfahren der preußiſchen Regierung wirklich in dieſer Frage eingenommen hat. Er ſagt zwar, daß er dieſen religiöſen Handel einfach vom Standpunct des poſitiven Kirchenrechts beleuchtet habe, aber es verbirgt ſich darunter eine verkappte politiſche Oppoſition, die mit der Sache ſelbſt eigentlich nichts gemein haben ſollte, und wodurch ſeine Auseinanderſetzungen getrübt und verzerrt werden. Es mit einer falſchen Sache zu halten, nur um eine perſönliche Gegnerſchaft auszufechten, iſt eine ebenſo unnatürliche als gefährliche Situation, in welche die moderne Geſchichte oft gerade ihre bedeutendſten Charaktere hineindrängt, aber dieſe Falſchheit der Situation fällt jedesmal auf das eigene Haupt des Individuums zurück. Wenn man die verſchiedenen falſchen Poſitionen der Geſchichte betrachtet, ſo muß man ſich für alle Dinge die Lehre

daraus nehmen, daß es nicht nur das Ehrlichſte ſondern auch das Gefahrloſeſte in der Welt iſt, bei einer zweifelhaften Stellung lieber mit den Perſonen zu brechen und die perſönlichen Regungen und Beziehungen aufzuopfern, als mit einer unwahren Sache ſich zu verbinden, da ſowohl die Wahrheit der Sache als ihre rächeriſche Gewalt ſich am Ende mächtiger als alles Uebrige erweiſen. Rotteck ſteht in einer perſönlichen Beziehung zu dem Geiſt der preußiſchen Verwaltung, deren Mißgefühl er hätte aufopfern ſollen, anſtatt es dem Katholizismus und deſſen verrotteten hierarchiſchen Intereſſen zugutkommen zu laſſen. In Süddeutſchland ſtößt man jetzt auf viele Leute und auf ganze Parteihaufen, die den Katholizismus, welcher ihnen vor Kurzem vielleicht noch ein ſpöttiſches Lächeln verurſachte, jetzt auf Einmal als ein Fahnenbild gegen Preußen emporſchwingen, und ihre ganz weltlichen politiſchen Abneigungen geltend machen unter dem Geſchrei des religiöſen Fanatismus und mit der orthodoxen Miene des Kirchenrechts. Es iſt aber unthunlich, einem Staat perſönlich zu zürnen, der wie ein verhülltes Gewächs nur auf einen einzigen Sonnenblitz zu warten braucht, um in eine Blüthe zu treten, die mehr verleiht als der höchſte Aufwand der Oppoſition in den einzelnen Perſönlichkeiten vielleicht ge-

fordert hat. Rotteck befindet ſich nicht in einer ganz ſo bizarren Stellung zu dieſer Sache, aber was kann für ihn wohl der Katholizismus als ſolcher bedeuten? Er kann und mag für ſich ſelbſt ein guter Katholik ſein, aber er verwickelt ſich auf eine heilloſe Weiſe mit ſeiner ganzen Vergangenheit, wenn er uns jetzt einen katholiſchen Liberalismus zurechtmacht, welcher am Ende derſelben römiſchen Partei dient, deren heldenmüthigſter Widerſacher Rotteck vordem geweſen. Man weiß ja von ihm, daß er ſelbſt es war, welcher auf der erſten Kammerverſammlung nach der neugegründeten Verfaſſung Badens, im Jahre 1819, die Motion zur Emancipation der katholiſchen Kirche ausbrachte, und den großen Gedanken von der Gründung einer deutſchen Nationalkirche, die unabhängig daſtehe von den Umtrieben römiſcher Hierarchie, in Bewegung ſetzte. Damals gab die Veranlaſſung dazu der Handel mit dem Biſthumsverweſer von Conſtanz, dem Freiherrn von Weſſenberg, welcher in Verein mit Karl von Dalberg reformatoriſch in den katholiſchen Kirchenangelegenheiten gewirkt hatte. Es blieben freilich dieſe Anregungen erfolglos, wennſchon die badiſche Regierung zu jener Zeit die freiſinnigſte Stellung zur katholiſchen Kirche zu behaupten ſuchte. Heut aber, wo in ähnlicher Con-

ſtellation die Frage von einer deutſchen katholiſchen Nationalkirche ſich erneuert, wendet ſich Rotteck unerwartet dem feindlichen Lager zu, und giebt ſich dazu her, für daſſelbe Vorpoſtenplänkeleien zu übernehmen, während er auf der entgegengeſetzten Seite im Haupttreffen ſtehen ſollte. Dieſer improviſirte Katholizismus Rottecks macht jetzt um ſo mehr einen ſeltſamen Eindruck, als es noch nicht ſo lange her iſt, daß er wegen ſeiner Weltgeſchichte von der katholiſchen Partei ſelbſt auf das Heftigſte angefeindet und als ein Antikatholik und arger Ketzer verſchrieen worden. Sein Geſchichtswerk, das den verhängnißvollen Index vermehren half, durfte der katholiſchen Jugend in gewiſſen Gegenden nicht in die Hände gegeben werden, und im Sinne jener Partei mit Fug und Recht, da die Reformation ſich in dieſem Buche ſo vorurtheilsfrei und mit gerechter Würdigung dargeſtellt fand. Auch zeigte ſich Rotteck der Geſchichtſchreiber ſtets als ein Bewunderer Joſephs II. und feierte gerade die entſchiedene und freie Stellung, welche ſich dieſer Kaiſer Rom gegenüber begründete, und deren unverkennbare Vortheile Oeſterreich zum Theil heut noch genießt. Der jetzige Rotteck'ſche Katholizismus iſt jedoch nur eine Demonſtration, und wird hoffentlich wieder verſchwinden, wie andere künſtliche Demonſtrationen, zu denen

ihm früher ſogar die Weltgeſchichte das Relief abgeben mußte, aus ſeinem großen Geſchichtswerk ſelbſt verſchwunden ſind. Rotteck beſaß nämlich von Anfang an eine eigenthümliche Art, die Tagesſtimmung in die Geſchichte hineinzutragen, indem er Geſchichte ſchrieb nicht nur mit Rückſicht auf Recht und Politik, ſondern auch um die Angelegenheit der nächſten Gegenwart dadurch zu verfechten. Sein mehr politiſches als hiſtoriſches Naturell macht ihn auch in der Geſchichtſchreibung häufig bloß zum parlamentariſchen Redner, der, freilich immer aus großen und edlen Abſichten, die Dinge in ein Licht rückt, wie ſie zu einem momentanen Zweck ſcheinen und wirken ſollen. Die Gewalt ſeines Charakters, der beſtändig von dem Reiz des fortſchreitenden Lebens pulſirte und gedrängt wurde, ließ ihn in der Geſchichte immer den ſubjectiven Stachel empfinden, und verhinderte ihn, ſich ganz an die Objectivität der Geſtalten und Verhältniſſe gefangen zu geben. Solche zeitgemäße und zeitgeiſtige Behandlungen gewiſſer Geſchichtsepochen müſſen aber auch dann wieder mit der Zeit verſchwinden. Dies weiſen die verſchiedenen Auflagen der Rotteckſchen Weltgeſchichte nach In der erſten Auflage dieſer Weltgeſchichte, die zur Zeit der Univerſal-Tyrannis Napoleons geſchrieben wurde, iſt beſonders die alte Geſchichte

merkwürdig. Damals, wo nicht nur alle offene Beſprechung der Tagesangelegenheiten in Deutſchland verboten war, ſondern auch ſchon jede hiſtoriſch freie Aufrollung der neueſten Geſchichte Gefahr bringen konnte, trieb Rotteck allen Groll und alle Anklage des Tages in die alte Geſchichte zurück, und ſchleuderte von ihr aus mit deutlichen Mahnungen an die Gegenwart ſeine Blitze, welche in die nächſte Nähe treffen ſollten. Oft gab er auch in ſeiner Geſchichte durch die eigenthümliche Behandlung einzelner Thatſachen Antwort auf perſönliche Beziehungen des Tages, und verfocht in einem längſt vergangenen Ereigniß die Intereſſen ſeiner Partei oder die eigenen Leiden und Vortheile. Dies bezeichnet ihn als einen Charakter, den man auch in ſeinen Büchern mehr einen Mann der That, als einen Mann des organiſirenden Gedankens nennen muß. Seine Schriften ſind Handlungen, und ſein Griffel iſt ein zweiſchneidiges Schwert, das ſtets zu ſiegen trachtet. Bei einer ſolchen Geſchichtſchreibung, die auf den praktiſchen Erfolg ausläuft, wird zuweilen der Hiſtorie eine künſtliche und aus fremden Elementen gemiſchte Seele eingeſetzt, aber da der praktiſche Zweck auch wieder ein ideeller iſt, und mit den höchſten Zwecken der Menſchheit übereinkommt, ſo wird die Illuſion dabei immer auf einer

urſprünglich edeln und ſchönen Miſchung der Lichter beruhen.

So ſollte denn auch die öſterreichiſche Miſchung, die in Rottecks Weſen verborgen lag, noch am Ende ſeiner Laufbahn in einer eigenthümlichen Situation wieder hervorbrechen und ſogar als von einer Art der Bekehrung über ſich reden machen. Dies iſt die Zuſammenkunft, die Rotteck in dieſem Jahre mit dem Fürſten Metternich in Wien gehabt, und die man theils als eine merkwürdige Begebenheit betrachtet hat, wie ſie es in gewiſſer Hinſicht auch wirklich iſt, theils durch den Leumund der Journale zu einem unglaublichen Märchen entſtellte Wenn man darin eine Annäherung und Hingebung Rottecks an öſterreichiſchen Einfluß erkennen wollte, ſo iſt das ebenſo falſch als wahr, und das Wahre dürfte auch nur inſofern dabei zu Tage liegen, als hier der etwas ironiſche Zufall eine ganz unwillkürliche Situation vermittelt hat, durch welche ſich mit dem Reiz, mit dem ſich alle entſchiedenen Gegenſätze berühren, auf das Leiſeſte eine Sympathie andeutete, an deren thatſächlicher Ausbildung unter gewiſſen Umſtänden ſich vielleicht nicht zweifeln ließe. Wenn Combinationen in Deutſchland eintreten ſollten, unter welchen Rotteck durch Hingebung an den öſterreichiſchen Einfluß einen andern

ihm feindlich und verderblich geltenden zurückſchlagen könnte, ſo würde er vielleicht jener Sympathie, von der er nur durch Geburt und Naturell einige allgemeine Züge an ſich trägt, freien und vollen Lauf laſſen, und dadurch, da mit ſeinen eigenſten Prinzipien zu brechen ihm doch unmöglich iſt, wiederum in eine ſolche künſtlich gemiſchte Stellung hineintreten, die wie ein Schickſal über ſeinem Haupte zu ſchweben ſcheint. Rotteck hatte ſeltſamer Weiſe ſchon immer Urſache, in perſönlichen Beziehungen mehr mit Oeſterreich als mit andern deutſchen Staaten zufrieden zu ſein, beſonders was die Duldung ſeiner Schriften anbetrifft. Dieſe ſind zwar in Oeſterreich verboten, wie dort vorausſetzungsweiſe jedes ins Land kommende Buch es iſt, aber es iſt doch erlaubt, ſie gegen Revers, wie man daſelbſt ſagt, zu beziehen, und dies geſchieht mit ſo außerordentlich reger und ungehinderter Theilnahme, daß es vielleicht keinen andern deutſchen Staat giebt, in dem nicht nur Rottecks allgemeine Geſchichte, ſondern auch namentlich ſein Lehrbuch des Vernunftrechts und der Staatswiſſenſchaften in ſo zahlreichen Exemplaren verbreitet wären als dort in den öſterreichiſchen Landen. Dies und Anderes hinzugenommen, begreift man wenigſtens das Verführeriſche der Situation, von der ich hier reden will,

und die in den deutſchen Journalen ſo falſch und zweideutig beſprochen worden. Man hat geſagt, Rotteck ſei nach Wien gegangen, um ſich von Metternich gewinnen zu laſſen, und habe zunächſt die Auszeichnung, die ihm dort widerfahren, als Handgeld hingenommen. Metternich mag wohl alle Urſache haben, ſich für den Unwiderſtehlichen zu halten, er, der größte Menſchenkenner und Menſchenverächter zugleich, und wenn man von einer Situation hört, die er mit ſeiner Alles überwindenden Geſchmeidigkeit gruppirt hat, ſo kann da wohl unwillkürlich der Gedanke mitunterlaufen, es ſei von einer Abſicht des Gewinnens im Hintergrunde die Rede, denn es giebt in ſolchen Perſönlichkeiten, die offen und frei der Schwäche der menſchlichen Charaktere gegenübertreten, eine gewiſſe ätzende Liebenswürdigkeit, die jeden ſpröden Widerſtand doch zuletzt abſchleift. Aber Rotteck's Charakter, ein hartkantiger Diamant, kann wohl durch Reiben, wie es die Eigenſchaft dieſes Edelſteins iſt, in einen elektriſchen Zuſtand gerathen, ſchwerlich aber ſein ganzes Weſen danach verändern. So hat er es auch ruhig geſchehen laſſen, wie Ununterrichtete dies Zuſammentreffen entſtellt haben, und in welchen Dingen wären auch wohl deutſche Journale und Zeitungen gut unterrichtet? Einem Manne ſeiner

Art muß es freilich gleichgültig ſcheinen, falſche Anſichten über ſich verbreitet zu ſehen durch Organe, die man nur noch zum Spott Organe der öffentlichen Meinung nennen kann, denn es ſtände ſchlimm mit Deutſchland, wenn es von den Kleinkrämerintriquen dieſes moraliſch verkommenen Journalismus abhinge, den Ruf eines ausgezeichneten Mannes zu begründen und zu beweiſen. Aber einige Bemerkungen über den wahren Hergang jener Sache dürften ein tagesgeſchichtliches Intereſſe haben.

Rotteck begab ſich in der Mitte dieſes Sommers nach Wien, lediglich in der Abſicht, ſeinen Sohn, der als junger Arzt die dortigen mediziniſchen Anſtalten beziehen wollte, zu geleiten, und es war ihm wohl nichts weniger in den Sinn gekommen, als den Fürſten Metternich dort zu ſehen. Vielmehr hatte er ſich für ſeinen Aufenthalt in Wien auf die größte Zurückgezogenheit eingerichtet und lebte eine Zeitlang ziemlich abgeſchnitten in der Leopoldſtadt, wo er eingemiethet war. Die Aufforderung, Metternich zu beſuchen, kam ihm durch dieſen ſelbſt, nachdem Rotteck dem Anliegen eines dem Fürſten naheſtehenden Mannes, es ſogleich nach der Ankunft zu thun, lange widerſtanden, obwohl man ihm geſagt, daß ſich Metternich wundern dürfe, zu hören, daß Rotteck in Wien geweſen, ohne ihm

einen Beſuch gemacht zu haben. Von den Heroen zweier Gegenſätze, die ſich ebenbürtig ſind an Größe und Adel der Richtung, erwartet man wohl auch mit Recht eine freundliche und achtende Begrüßung bei allem entſchiedenen Gegenüberſtehen, und man würde ſich nicht wundern, ſie im Angeſicht ihrer feindlichen Heere die Rüſtungen vertauſchen zu ſehen, gleich jenen beiden trojaniſchen Kämpfern. Wenn es auch darauf nicht abgeſehen war, ſo tritt doch eines Tages Herr von Pilat im Auftrage Metternichs in Rotteck's Zimmer, und ladet ihn zu einem Beſuche des Fürſten auf eine beſtimmte Stunde ein. Die Zuſammenkunft, die zuerſt in der Stadt wegen geſchäftlicher Störungen mißglückte, fand auf dem Landgute Metternichs in allem Behagen und mit größter Ungezwungenheit Statt. Rotteck ward außerordentlich freundlich empfangen, und das Geſpräch lenkt ſich ſogleich auf die Politik. Metternich beginnt lächelnd damit, ſein politiſches Syſtem, das Syſtem eines langen und glänzenden Lebens, zu vertheidigen, und es dem des modernen Liberalismus gegenüber zu rechtfertigen. Er erklärt ſein Prinzip der Stabilität als durch die pſychologiſchen Bedingungen des menſchlichen Geiſtes und des Volksgeiſtes ſelbſt gegeben. Gegen den Liberalismus aber ſpricht er ſich mit Entſchiedenheit aus als

gegen ein Heuchelſyſtem, das eigentlich Doctrinarismus ſei, und das ſich ſtets hinter Unbeſtimmtheiten verſtecke. Er wiſſe den Unterſchied zu machen zwiſchen dem Liberalismus und dem Radicalismus, welcher letztere ihm eigentlich viel lieber ſei als der erſtere, weil er ſich ſo greifbar zeige, daß man wiſſe, woran man mit ihm ſei: eine Bemerkung, welche ſich aber die Radicalen wohl ſchwerlich als eine Gunſt auslegen werden, da dieſe Gunſt nur ein Mittel wäre, ihre Perſonen deſto leichter verſchwinden zu machen. Im andern Sinne aber ſelbſt ein Liberaler zu ſein, möchte auch Metternich nicht in Abrede geſtellt wiſſen, wobei Einem einfällt, daß ſich auf der andern Seite auch Rotteck einmal in der Kammer mit demſelben Recht einen Conſervativen nannte. Rotteck nun unternahm es ſeinerſeits ebenfalls, ſein politiſches Syſtem, das Syſtem eines langen und ehrenvollen Lebens, zu vertheidigen und dem Heros der Stabilität gegenüber das Prinzip des Liberalismus zu verfechten. Wenn dieſe Andeutung genügen muß, um nur die Richtung zu bezeichnen, in welcher ſich die Zuſammenkunft Rotteck's mit Metternich bewegte, ſo läßt ſich doch daraus ermeſſen, welche intereſſante Lichter auf den gegenwärtigen Zuſtand der Parteien und Meinungen in Deutſchland fallen würden, wenn man die Un-

terredung beider Männer vollſtändig beſäße oder zu ihrer Veröffentlichung ein Recht hätte. Es würde ſich daraus mancher Aufſchluß über rückgängige Bewegungen und Anomalien der Zeit ergeben, und der moderne Geiſteszwang, den fortwährend zu beſtürmen ein Hauptverdienſt Rotteck's iſt, ließe ſich nicht als ein alleinſtehendes Krankheitsphänomen, ſondern im Zuſammenhange mit dem ganzen angegriffenen Organismus und ſeinen andern leidenden Theilen erkennen. Zugleich müßten ſich beziehungsreiche Bemerkungen einflechten über das Verhältniß des Fürſten Metternich zum Kaiſer Franz, die beide zuſammen ein wahrhaft und organiſch zu einander paſſendes Paar abgegeben, und in dieſer Gruppe, die ſie bildeten, eine ſo merkwürdige und verhängnißvolle Phaſe des modernen Geſchichtslebens bezeichnen. — —

Rotteck lebt ſein Daſein in einem behaglichen und glücklichen Alter aus, umgeben von einer zahlreichen Familie, in der ſich alle Liebenswürdigkeit und Tüchtigkeit des ſüddeutſchen Charakters vereinigt. Man trifft ihn in großen Räumen behäbig eingerichtet, ſein Studirzimmer, das man nicht leicht ebenſo geräumig bei einem andern Gelehrten findet, iſt ein großer Saal, in dem man ſich mit aller Freiheit dem Prinzip der Bewegung überlaſſen

kann. In ſeinem Geſellſchaftszimmer ſieht man eine Aufſtellung aller der Ehrenbecher und Pokale, die, gewiſſermaßen die Armaturen und Kriegszierrathen des Liberalismus, Rotteck bei verſchiedenen feierlichen Gelegenheiten, namentlich bei der Heimkehr von den Landtagen empfing. In ſeiner Rede iſt Rotteck immer lebendig und anziehend, und erſetzt durch die innere Springkraft, was ihm das ungünſtige und oft undeutliche Organ verſagt, welches letztere ihn auch in der ſtändiſchen Kammer, wo man ſeinen leiſen und doch mächtigen Worten ſtets mit der größten Aufmerkſamkeit zu lauſchen pflegte, niemals an ſeinem Einfluß gehindert hat. Im Geſpräch überraſcht Rotteck oft durch frappante Aeußerungen, die, leicht und gefällig hingeworfen, nicht ſelten ihren ſcharfen Stachel in ſich verbergen. So erinnere ich mich, daß bei einem Austauſch von Bemerkungen über die Amneſtie, welche eben der in der Lombardei gekrönte Kaiſer Ferdinand erlaſſen, Rotteck die Freude, welche über die edle Unbegränztheit derſelben geäußert wurde, lange ruhig anhörte, und ſich endlich, gewiß mit dem größten Recht, folgendermaßen darüber ausſprach: man ſehe, wie weit wir herabgewürdigt und demoraliſirt ſeien, daß man ſich über etwas freuen müſſe als über ein Außerordentliches, das doch nur eine Handlung der

Menſchlichkeit ſei, die ſich eigentlich ganz von ſelbſt verſtehe, und zu allen Zeiten durch die einfachſte Humanität geboten worden ſei. *) — Wie richtig dies aber auch von Rotteck bemerkt ſei, ſo bleibt es

---

*) Es iſt bemerkenswerth, daß mit dieſer einfachen, freien und natürlichen Auffaſſung einer politiſchen Amneſtie Metternich ſelbſt vollkommen übereinſtimmt, denn in einem ſeitdem durch die Zeitungen kundbar gewordenen Briefe, welchen der Fürſt Metternich an den bekannten heſſiſchen Deputirten E. E. Hoffmann gerichtet, ſagt er über die mailänder Amneſtieertheilung wörtlich Folgendes: — „Der Kaiſer hat einen Act der Gnade zu Gunſten reumüthiger und verirrter Unterthanen erlaſſen. Er konnte dies im vollen Gefühle ſeines Rechtes wie ſeiner Kraft, in Mitten eines durch Ordnung, Gerechtigkeit und Milde belehrten, der Monarchie treuergebenen Volkes! Wenn der Act des 6. September die öſterreichiſche Staatsverwaltung wirklich höher in der öffentlichen Meinung ſtellen ſollte, ſo würde dies wohl nur die Folge einer bedauerlichen Unkenntniß der wahren moraliſchen Lage des Kaiſerreiches ſeinz eine Unkenntniß, von welcher wir allerdings im Falle ſind, häufige Beweiſe einzuholen, welche aber nicht minder bewährt, wie ſehr in unſerer Zeit das Geſchichtliche und ſomit das Thatſächliche durch ſchale Polemik und Kämpfe auf dem Felde der Abſtractionen verkümmert, wo nicht gar verdrängt wird! Der Act vom 6. September gehört in unſerm Regierungsſyſtem keineswegs zu den außerordentlichen, und noch viel weniger zu denen, welche auf den Effect berechnet wären. — —“

doch immer, wenn man unſere Zeit und uns ſelbſt betrachtet wie wir einmal ſind, etwas Außerordentliches, wenn ein offener Schritt unter uns geſchieht, der auch die andern Staaten herausfordert, hinter den Anforderungen der Menſchlichkeit des Jahrhunderts nicht ganz zurückzubleiben! —

Eine der weſentlichſten Beſchäftigungen Rottecks bildet gegenwärtig das Staats-Lexicon, an dem er, ſowie ſein Freund Welcker, mit den Hauptartikeln betheiligt ſind, und das jetzt, obwohl in einer durch Erfahrungen und Zeitumſtände geſteckten Gränze, den Vereinigungspunct abgiebt, welchen früher Rotteck und Welcker auf den Landtagen und in den gemeinſam herausgegebenen Zeitſchriften für ſich und den Kreis ihrer Freunde und Meinungsgenoſſen fanden. In dieſer Arbeit bethätigt ſich zugleich vor dem Publikum ein Freundſchaftsverhältniß beider Männer, das um ſo erfreulicher und heilbringender iſt, als es zum Beſten der Sache und der Ideen aus früherer Gegnerſchaft ſich zu dieſem feſten Bund erhoben hat. Denn als Welcker, nach ſeiner bekannten demagogiſchen Verdächtigung in Bonn, deren Geſchichte er ſelbſt actenmäßig dargeſtellt hat, von ſeiner dortigen Profeſſur zurücktrat, und auf den an ihn ergangenen Ruf an die Univerſität von Freiburg kam, ſchien die Verſchiedenheit, die zwiſchen ihm

und Rotteck grundthümlich obwaltete, auch in der perſönlichen Beziehung keineswegs ein freundliches Verhältniß zuzulaſſen. Nur die Stimmung der Julirevolution und der neue Aufſchwung, welchen im Jahre 1831 das conſtitutionelle Leben in Baden nahm, brachten eine Annäherung unter zwei Männern hervor, welche gemeinſam zu wirken und einander zu ergänzen berufen waren.

Welcker iſt eine große achtunggebietende Geſtalt, noch in den vierziger Jahren, und hat ein mildes, redlich meinendes, ſinnendes Geſicht, mit ſchönen blauen Augen, die oft einen frommen und religiöſen Ausdruck haben. Man könnte Welcker nicht beſſer bezeichnen, als wenn man ihn den Denker und Philoſophen des modernen Liberalismus nennt, und hierin liegt zugleich ſein Gegenſatz von dem einſeitigeren Rotteck zu Tage, den er in der theoretiſchen Durchdringung der Gegenſtände und Richtungen immer übertreffen wird, wie dieſer ihn in der praktiſchen Handhabung derſelben. Ferner beſitzt Welcker eine mehr poſitive Anſicht von Preußen und der fortdauernden Bedeutſamkeit dieſes Staats für die deutſchen Verhältniſſe überhaupt, und theilt in ſeiner entſchieden proteſtantiſchen Richtung weder die öſterreichiſchen noch die katholiſchen Sympathien ſeines Freundes Rotteck, wie auch immer es beſchaffen

ſein möge mit dem Katholizismus des letzteren. Bei Welcker herrſcht ein rein chriſtliches Fundament vor, auch in ſeinem Verhältniß zur Zeit, indem er ſelbſt ſeinen Liberalismus auf chriſtlicher Grundlage aufzuführen geſucht hat, und, ein proteſtantiſcher La Mennais, obwohl ſonſt hinlänglich von ihm verſchieden, doch wie dieſer die Vereinigung des Liberalismus und der Freiheit mit dem Chriſtenthum als in deſſen urſprünglichſter Natur gegeben behauptet. In dieſem Sinne iſt das Ideal ſeines Lebens die Entwickelung eines chriſtlich-germaniſchen Staatsrechts, zu dem auch ſein bekanntes Werk die Grundelemente geliefert hat, obwohl man nicht ſagen kann, daß eine organiſche Einheit der Anſchauung in Bezug auf Staat und Geſetzgebung daraus hervorſpränge. Vielmehr entſteht eine Miſchung von modernen Gedanken mit alten Traditionen, von einer durch das Chriſtenthum eingefriedigten Lebenseinheit des Mittelalters und von neumodiſcher conſtitutioneller Praxis, welcher Miſchung man zwar eine gewiſſe geiſtige Größe und Wahrheit nicht abläugnen kann, deren Realität und Verwirklichung aber zu ungewiß iſt, um ſich Troſt für die Gegenwart oder Glauben an die Zukunft daraus zu entnehmen. Welcker iſt indeß kein Träumer, oder wenn er es iſt im höheren Sinne des Wortes, ſo

verbindet er doch damit zugleich den praktiſchen Muth, ſeinen Gedankenbildern eine Stelle im Leben zu erkämpfen. Auch in der praktiſchen Wirkſamkeit dieſes edlen und ausgezeichneten Mannes iſt freilich immer das Gemüth vorherrſchend geweſen, und dies hat ihm ſowohl den heiligen Ernſt und Eifer, mit dem er überall aufgetreten, als auch die Heftigkeit und den Ungeſtüm, womit er oft ſeine Sache verfolgte, verliehen. Seine Parteigenoſſen, und ſelbſt Rotteck, haben ihm häufig zum Vorwurf gemacht, daß er durch Mangel an Mäßigung und durch ſeine zu leidenſchaftliche Hingebung an das Volksintereſſe dem nächſten Zweck der Sache geſchadet habe, aber dies widerfährt oft Gemüthsmenſchen ſeiner Art, die in der Regel mehr innere Haltung und Würde in ſich ſelbſt beſitzen als alle übrigen, aber, weil ſie Alles mit der Gewalt des Gemüths auffaſſen und ergreifen, dadurch nicht ſelten der Leidenſchaft des Augenblicks zu dienen ſcheinen. Hingeriſſen von der Bewegung ihrer Seele, die auf ihr inneres Recht und auf ihre eigene Lauterkeit vertraut und darum ſo rückſichtslos iſt, vergreifen ſie ſich oft in den Formen und Worten ihres Auftretens, und laufen Gefahr, daß ſelbſt der Unbedeutendſte, bloß weil er kälter geblieben, ſie meiſtert. Welcker hat aber auch in praktiſchen Dingen oft die glorreichſten Erfolge

davongetragen. Er erſchien zuerſt als ſtändiſcher Deputirter auf dem merkwürdigen Landtag von 1831, der, nach langer Verdunkelung alles Verfaſſungslebens und nach einer Periode der Niederdrückung des öffentlichen Geiſtes überhaupt, zum erſten Mal wieder aus volksthümlichen Wahlen hervorgegangen war und ſein Daſein dem Regierungsantritt des conſtitutionell geſinnten Großherzogs Leopold verdankte. Welckers Beredſamkeit in der Kammer zeichnete ſich beſonders durch die Gründlichkeit und Ausführlichkeit der Erörterung aus, und wenn er darin zuweilen ein Uebermaaß that, ſo ſoll auch dies nicht ſelten dazu beigetragen haben, ſeinen Gegnern den Raum zur Ausführung ihrer Schlachtreihen zu benehmen. Jener Landtag aber vom Jahre 1831, auf welchem Welcker beſonders ſeine berühmten Motionen auf vollſtändige Preßfreiheit und auf eine den Nationalrechten gemäße Entwickelung der organiſchen Einrichtung des deutſchen Bundes ausbrachte, war eine kurze Blüthe und ein kurzer Rauſch des deutſchen conſtitutionellen Liberalismus. Dieſe Bewegungen hatten die bekannten Bundesbeſchlüſſe vom Junius und Julius 1832 in ihrem Gefolge, und die ſpäteren Landtage geſtalteten ſich immer mehr unter dem Einfluß dieſer Reaction gegen das conſtitutionelle Leben, bis man endlich jetzt dahin ge-

kommen iſt, nur noch wie an einen Traum oder wie an ein längſtverklungenes Märchen zurückzudenken an jene Tage, wo in Deutſchland die laute Rede erſcholen war von allen den hohen Dingen, die ſich Verfaſſungsmäßigkeit, volksthümliche Wahlen, Preßfreiheit, geſetzliche Steuerverweigerung, Miniſterverantwortlichkeit, und ſo weiter, nannten. Der von Rotteck und Welcker dargeſtellte Liberalismus gilt jetzt ſelbſt bei vielen Liberalen für etwas Veraltetes, und bei den Stabilen für ein nicht mehr zu fürchtendes Phantom. Auf den beſiegten Liberalismus muß man jetzt den bekannten Vers anwenden: victrix causa diis placuit, sed victa Catoni! Die Liberalen ſelbſt haben Vieles dazu beigetragen, den Liberalismus für jetzt zu einer beſchimpften und verlornen Angelegenheit zu machen, nicht bloß durch ihre Uebertreibungen, ſondern auch durch ihre zahlreichen Bekehrungen und Sinnesänderungen, die in ihren Reihen vorgefallen und faſt niemals mit Würde, meiſtentheils mit einem ekelerregenden Cynismus vollbracht wurden. Indeſſen wird man doch niemals dem conſtitutionellen Liberalismus, wie man auch jetzt von ihm denken möge, den Werth abſtreiten können, die nothwendige Durchgangsſtufe der modernen Staatenbildung zu-ſein, und ſein pädagogiſches Verdienſt um die Volksentwickelung wird

ſtets größer befunden werden als die in ihm liegende Sünde der Negation. Was an dem Liberalismus ächt und wahr geweſen, wächſt noch heut geſchichtlich weiter mit der entſchiedenſten Sicherheit, ſollte es auch auf der entgegengeſetzten Seite, und in ganz andern Formen, als man gedacht hat, in Blüthe und Frucht treten. Für den Zweck der Geſchichte, welcher die Freiheit des Menſchengeſchlechts iſt, giebt es keine ausſchließlichen Formen, um dieſelbe zu verwirklichen, und es iſt auch kaum zu glauben, daß die conſtitutionelle Form ſchon die poſitive Darſtellung dieſes größten Endzwecks ſei. Welcker ſelbſt, obwohl ein Hauptrepräſentant des conſtitutionellen Liberalismus, hat dieſen Glauben an den productiven Reichthum der geſchichtlichen Formen, wonach man ſich beruhigen kann bei jeder Form, wenn ſie nur den Inhalt der Freiheit darſtellt. Rotteck, in Deutſchland der conſequenteſte Vertreter des mit republikaniſchen Inſtitutionen umgebenen Monarchismus, dürfte darin weniger beweglich und weniger gläubig ſein an die Zukunft der Geſchichte, an den guten Willen des Schickſals, dem andere ſorgloſe Naturen Alles anheimſtellen. — —

5.

Eintritt in die Schweiz.

Mit Herzklopfen und höher gehobener Bruſt tritt man in das Land der Alpen ein, und trachtet ſehnſuchtsvoll danach, den erſten Gruß von jenen himmelhohen Häuptern zu empfangen, in welchen ſich die Natur ihre ewigen Münſter aus Schnee und Eis hingeſtellt hat, und die nicht weniger ein unerklärliches Gefühl von Andacht in des Menſchen Gemüth erwecken, als die andern Dome Gottes, die zu einem abſichtlich religiöſen Zweck über der Erde ſich wölben. Eine Wehmuth miſcht ſich in das Verlangen nach jener hohen Einſamkeit der Gletſcher, die bald wie weiße Roſen der Unſchuld am Himmel flattern, bald in ein ſo wunderbar glänzendes und verlockendes Farbenſpiel ſich kleiden, daß es iſt, als könne man nicht länger fern von ihnen wei-

len, und als fühle man ſich von ihrem Zauber hinaufgehoben in dieſen groſſen Frieden der Natur, der in aller Wildheit doch die ſeligſte Entfernung von jedem phyſiſchen und moraliſchen Leiden der Menſchheit darſtellt: ein kühler Himmel von Schnee mitteninnen zwiſchen der heißen mühevollen Erde und dem fernen ungewiſſen Himmel oben. Oft ſind ſie aber auch trotzig wie alles Titanengeſchlecht, und verweigern durch die Nebel und Dünſte, die ſie über das ganze Land ausſenden, hartnäckig jeden Zutritt zu ihren Höhen. Sie ſind die Götter und zugleich die Kobolde des Landes, und kein Wanderer durch die Schweiz darf ſich rühmen, ganz ungeneckt und unverhöhnt von ihnen geblieben zu ſein, was wir denn auch zur Genüge erfuhren. —

Die beiden Eintritte in die Schweiz, entweder von Baſel oder von Schaffhauſen, bieten faſt gleiche Vortheile dar, um raſch zu dem eigentlichen Kern des Schweizerlebens und der Schweizernatur vorzudringen. Um den allmähligen Uebergang und Niederſchlag des Süddeutſchen in das Schweizeriſche zu beobachten, dürfte jedoch der Weg über Schaffhauſen vorzuziehen ſein, der auch im Verfolg eine mannigfaltigere Abſtufung und Gruppirung des Landescharakters gewährt. Baſel, das ich erſt bei einer ſpätern Wanderung auf einem

Rückwege von Frankreich berührte, ſtellt ſchon in jeder Hinſicht eine ſelbſtſtändigere Abgränzung gegen Deutſchland dar, und hält die ſchweizeriſche Eigenthümlichkeit mit einer Starrheit feſt, als käme es gerade an dieſem Punct recht darauf an, den Gegenſatz gegen den deutſchen Charakter zu behaupten. In Baſel, wie ſehr es auch gegen frühere Zeiten an Leben und Bevölkerung verloren, liegt doch noch aller Reichthum und aller Stolz der ganzen Schweiz aufgeſtapelt, und ſelbſt das ariſtokratiſche Bern hat nie mit dem Patrizierthum Baſels an Gewalt und Glanz wetteifern können. Stolz und ernſt wie der Münſter von Baſel iſt anſcheinend auch der Charakter ſeiner Bewohner, und wenn man dort durch die ſtillen Straßen wandert und im grünen Rhein das Spiegelbild verfolgt, welches die maleriſch umhergeſtreuten Häuſer hineingeworfen haben, fühlt man ſich von einem träumeriſchen Quietismus umfangen, der die Atmoſphäre der ganzen Stadt zu bilden ſcheint. Aber wie überall, ſo macht ſich auch gleich der Gegenſatz geltend, und mit dem Pietismus und Quietismus contraſtirt in dieſer Stadt der coloſſalſte Luxus, ſchimmerndes Wohlleben und prunkender Genuß des Augenblicks.

Während in Baſel alle Elemente des Schweizerlebens, namentlich aber das ariſtokratiſche, in ihrer

ſchärfſten und ſchroffſten Ausbildung erſcheinen, zeigt ſich in dem Canton Schaffhauſen ein ganz anderer Gränzcharakter, der noch Vieles von der ſüddeutſchen Geſchmeidigkeit an ſich trägt. Auch die Mundart nähert ſich hier noch mehr den ſchwäbiſchen Lauten an als den ſchweizeriſchen, obwohl von den letzteren ſchon manche rauhe Gaumenlaute heraustreten und die Einwirkung der eigenthümlichen Gebirgsnatur verrathen. In dem friedlichen Städtchen Schaffhauſen gewöhnt man ſich durch die gemüthlichſten Anfänge allmählig an Land und Leute der Schweiz. Die Schaffhauſener ſind gute bürgerliche Seelen und haben ſich als ſolche in der geſammten Schweizergeſchichte bewährt. Sie haben nie etwas Großes gethan, aber auch nie etwas Schlimmes, und beſitzen eine gute volksthümliche Verfaſſung, unter der ſie in Frieden und Eintracht leben. An der Geburt des groſſen Johannes von Müller, der unter ihnen das Licht der Welt erblickte, ſind ſie eben ſo unſchuldig, als ſie an dem gewaltigen Rheinfall unſchuldig ſind, der dicht vor ihrer Stadt in göttlicher Wildheit durch die Felſenzacken ſchäumt. Nur mit dem Unterſchied, daß ſich der Rheinfall mehr Verdienſte um Schaffhauſen erwirbt, als ſich Schaffhauſen um ſeinen Johannes von Müller erworben hat, dem es nichts als eben

die nackte Geburt verliehen, während dagegen der Rheinfall dem ihm zu Liebe angelegten Städtchen Schaffhauſen nicht nur die Geburt gab, ſondern ihm auch noch heut durch das Leben und Treiben, das von ihm ausgeht, faſt das tägliche Brot bereitet. Vor dem Rheinfall lichtete ſich uns zum erſten Mal das trübe Wetter wie aus Mitleid mit uns, die wir ſo lange danach geſchmachtet hatten, und funkelnde Abendſonnenlichter flochten ſich in die weißen Schäume ein, und gaben dem ſtürzenden Fluß ſeine prächtigſte Glorie. Alle Kraft und Maſſe ſeiner Fluthen bietet der Rhein hier auf, um des trotzigen Felſendammes Herr zu werden, und er beſiegt ihn mit dem begeiſterten Ungeſtüm und zugleich mit dem königlichen Anſtand eines Helden, aber ſobald er ſich ſiegestrunken mit allem Frohlocken und wilden Jauchzen ſeiner Waſſer in die Tiefe hinuntergeſtürzt hat, ſieht man ſeine Welle wieder von einer Kryſtallklarheit und durchſichtigen Ruhe erglänzen, die ſo ſchön iſt, daß ſich nichts mit ihr vergleichen läßt. Dies iſt aber des wahren Helden Art, daß er nach überſtandener Schlacht wieder mild und klar ſich zeigt wie ein Kind, welches zwiſchen Blumenhecken fröhlich hintändelt. So iſt auch der Rhein, nachdem er bei Schaffhauſen ſeinen ebenen Lauf wiedergewonnen, und ſeine grüne Fluth, die

nur erfriſchter und jugendlicher noch ausſieht nach der rieſenhaften Anſtrengung, hat ſich ſo geklärt, daß ſelbſt ihre innerſte Tiefe wie zur Oberfläche geworden und der ganze Waſſerſpiegel nur ein flüſſiger Kryſtall zu ſein ſcheint, über den kühlende Luftſtröme und zuweilen ſelbſt ein eiſiger Hauch dahinfahren, als wollten ſie ihn zu feſtem Marmor verdichten. Man mag den Rhein auf ſeinem folgenden Lauf oder auf ſeinem frühern ſehen, wo man will, man wird ihn nirgend wieder ſo ſchön und friſch und mit dieſem jungfräulichen Schimmer angethan finden, als hier bei Schaffhauſen, wo er nach ſeiner heißen Felſenarbeit wieder in ſtille Harmonie ſich taucht und gegen die Schönheit der heftigſten Bewegung nun die Schönheit der Ruhe ſtellt.

Der in der Mitte des Waſſerſturzes noch emporragende und von einigem Baumgeſtrüpp umrankte Felskegel, gegen welchen die Brandung noch lange vergebens anſtürmen wird, hat öfters Veranlaſſung gegeben, in den Waſſerfall hineinzufahren, worauf die Schiffer des Ortes zur Erlangung einer guten Belohnung ſich ziemlich ſicher eingelernt haben. Man erzählte uns, daß einige Tage vor unſerer Ankunft zwei Franzoſen dieſen Felskegel erſtiegen und dort die weiße bourboniſtiſche Fahne aufgepflanzt hätten, am andern Tage aber ſei dieſe ver-

ſchwunden geweſen und man habe an ihrer Stelle das Tricolor von dem Felſen herab flattern ſehen. So ſind dieſe Franzoſen. Selbſt im Angeſicht der erhabenſten Natur vergeſſen ſie ihre ſelbſtſüchtigen Abſtractionen nicht, die ſie aus den Zerwürfniſſen der Geſellſchaft mitgebracht, und zu denen ihnen alles Andere in der Erſcheinungswelt nur als Staffage dient. Man ſtehe mit einem Franzoſen vor einem Gletſcher und es wird nicht lange dauern, ſo fällt ihm bei dieſem oder jenem Zacken die Naſe Louis Philipp's oder die Perrücke Dupin's ein, und über den ſchwindelndſten Stegen und Abgründen der Alpen entſpinnt ſich dann ſogleich die Tagesdebatte, der man gerade auf dieſen Höhen hatte entfliehen wollen. Da lobe ich mir die Schaffhauſener! Sie haben wohl noch niemals hier am Rheinfall politiſche Parteigedanken gehabt, dafür fangen ſie hier die beſten Lachſe, über die ſich auch unſere deutſche Reiſegefährtin mit dem Führer bereits in ein lehrreiches Geſpräch eingelaſſen hat, von welchem wir denn gewiß heut Abend die ſchmackhaften Reſultate genießen werden. — —

6.

Am Züricher See.

Von den Höhen der Weid aus gesehen, bieten Stadt und See, zu einem malerischen Bilde verschlungen, den anmuthigsten Anblick dar. Wenn man durch die finstern und engen Berggäßchen der Stadt Zürich wandert, deren Abschüssigkeit zuweilen lebensgefährlich zu sein scheint und die in ihrer Bauart an das düster schmutzige Quartier Latin in Paris erinnern, fühlt man sich leicht wie von einer beengenden Melancholie gedrückt und ahnt den freien Aufschwung und das großartige Landschaftsbild nicht, zu dem sich die Gegend hier erhebt, sobald man nur den rechten Standpunkt zu ihrer Betrachtung gefunden. Auf der Höhe über Wipkingen, welche man auch die Weid oder Schamishalde nennt, hatten wir unsern Standort genommen, wo

ſich auf Einmal ein bezauberndes Rundgemälde entfaltet, das die gedrängten Gruppen der Stadt, die ſanften Krümmungen des Sees und die aufſteigenden Linien der Berggelände und nächſten Schneealpen umſchließt. Die Schweizernatur offenbart hier vorherrſchend das Liebliche und Milde ihrer Schöpfungen und hat ihre Schrecken noch geheimnißvoll in die Ferne gerückt. Dazu fehlt es dem Bilde nicht an Leben und Bewegung. Die volkreiche Stadt verräth auch noch von Weitem menſchliche Rührigkeit und Thätigkeit, und den oft heftig aufwogenden See durchſchneiden Dampf- und Handelsſchiffe, die bis nach Italien gehen. Eine ſeltſame Erinnerung aber bietet der Züricher See noch dar, nämlich an eine Periode der deutſchen Literatur, die, wenn ſie auch an ſich keine groſſartige Bedeutung hatte, doch eine ihrer glücklichſten und unſchuldvollſten geweſen. Der Züricher See hat früher in der deutſchen Poeſie eine groſſe Rolle geſpielt und Klopſtock und ſeine Freunde und Freundinnen fuhren auf ihm ſpazieren, um ſich über ſeinen Wellen Liebe und ewige Treue zu ſchwören. Nachher thaten ſie, als ob der See daran Schuld ſei, daß ſie ſich ſo lieb hatten, und feierten ſeine ſilbernen Gewäſſer in den ſtolzen Rhythmen der Ode. Klopſtock dichtete dem Züricher See ein erhabenes Denkmal,

das zugleich ein Denkmal der zärtlichſten Freundſchaft und Liebe war. Und vielleicht hauchte dennoch der See in ſeinem großen Naturfrieden dieſe Wirkung aus, welche die Gemüther der damaligen Literaturperiode zu zarter Schwärmerei und Sympathie ſtimmte. So iſt auch die gemüthliche Atmoſphäre dieſes Sees vielleicht Schuld an der ganzen Idyllenwelt, die von hier aus über die deutſche Literatur gekommen. Am Züricher See erfand Salomon Geßner das Unſchulds-ideal des achtzehnten Jahrhunderts und ſchuf aus den Träumen, in welche ihn die blinkenden Nebel des Waſſers einſpannen, jene idylliſche Weltordnung von Myrtill und Daphnis, die ſich faſt über ganz Europa verbreitete und die Schweiz als Sitz dieſer Idyllik in einen idealen Ruf brachte, den ſie bei Manchen, welche ſie nicht kennen, zum Theil heut noch nicht verloren hat. Dieſer idylliſchen Naturpoeſie Geßners fehlte aber im Grunde alle Naturwahrheit, und ſeine Unſchuldswelt iſt deshalb ſo affectirt und coquett, weil es in der um ihn her beſtehenden Wirklichkeit auch nicht den geringſten Stoff gab, aus welchem er dem Leben gemäß dieſe Hirten und Schäferinnen und dies ganze milchերne Zeitalter der menſchlichen Glückſeligkeit hätte geſtalten können, weshalb ſeine Figuren alle wie aus der Luft gegriffen erſcheinen.

In keinem Lande hat aber das Leben weniger idyllischen und idealen Charakter als in der Schweiz, und wenn auch die Alpennatur in ihren versteckten Thälern glückliche Abgeschiedenheit von allen Uebeln der Civilisation darzubieten scheint, so hat sich doch die Idylle in den Schweizerhütten niemals über die materiellste Prosa der Gegenwart hinaus erstreckt. Der schweizerische Menschenschlag, in wie großer Unschuld und Unverdorbenheit er auch noch in manchen Gauen, besonders in den wenig betretenen Bergländern und geheimnißvollen Einöden Graubündens, verharren mag, ist doch weit entfernt von jener sentimentalen Lyrik der Empfindung, die den eigentlichen Grund und Boden von Geßner's Idyllenwelt ausmacht. Man wird bei dem Schweizervolk vielfach auf eine große Reinheit und kernhafte Gesittung stoßen, aber der Geist, der es beseelt, ist mehr herbe als lieblich, mehr scharf als zart, und für die feineren Nuancen des Gemüthslebens nicht gerade sehr erschlossen. In dem Schweizer ist allezeit ein gesundes und tüchtiges, aber auch ein sehr schroffes und gewaltthätiges Element gewesen, das ihn von dem Reich der Träume und Ideale ziemlich entfernt gehalten hat. Selbst die idealen Schönheiten der Schweizermädchen, die man sei es im naiven sei es im sentimentalen Genre so weit und breit ver-

herrlichte, ſind nichts als eine hübſche Mythe, die ebenſo wenig Wirklichkeit hat als die ganze Idyllenwirthſchaft, in deren ertraumten Zauber man mit aller Gewalt die Schweiz getaucht hat. Der Genius der Schonheit ſcheint ſich hier in den Bildnereien der Natur erſchöpft zu haben und hat dafür die Menſchen nur durftig mit ſeinen Gaben berührt. Ein ſchönes Geſicht und eine wohlgeformte Geſtalt gehören in der Schweiz, beſonders bei den Frauen, zu den Ausnahmen von der Regel, ſeltener aber noch als die leibliche Schonheit findet man, daß die Grazien ihren Duft und Thau darüber ausgegoſſen hätten. In einer einzigen oberdeutſchen Stadt trifft man vielleicht mehr weibliche Schönheiten, als in der geſammten Schweiz in ihrer ganzen Länge und Breite. Vielmehr ſind in der Schweiz überall die entſchiedenſten Mißbildungen vorherrſchend, welche das rauhe und harte Klima verſchuldet, und im Kampfe mit demſelben entwickeln ſich die Männer leichter zu tuchtigen und kraftvollen Geſtalten, während die Frauen eher das Nachtheilige dieſes Einfluſſes annehmen. Dagegen mag es mit dem Unſchuldsideal, das man in die Schweiz verlegt hat, noch am Beſten beſtellt ſein, wenigſtens um Vieles beſſer als mit dem Schönheitsideal. Jene idylliſche Landunſchuld hat ſich aber, je mehr das ſtädtiſche

Leben in der Schweiz ſich ausbildete, immer mehr in eine ängſtliche und pedantiſche Pruderie umgewandelt, die nirgend ſo ſehr zu Hauſe iſt als unter den Männern und Frauen der Eidgenoſſenſchaft, und die vielleicht doch nur den äußern Schein zu bewahren ſucht. Bei dem Landvolke ſind ſchon die nationalen Trachten meiſtentheils auf die größte Züchtigkeit berechnet. Dieſe Volkstrachten ſind beſonders bei den Weibern ordentliche Syſteme einer tugendhaften Verhüllung und bilden in der Regel eine erzwungene Geſtalt von Leinewand und Wolle, die dem darunter befindlichen menſchlichen Körper nicht nur nicht angemeſſen iſt, ſondern ihm ſchnurſtracks zuwiderläuft. Eine ſolche Schöne iſt in ihrem Coſtüm ſo dicht und feſt eingemauert, daß der Verwegene, der eine ſolche Feſtung ſtürmen wollte, erſt ihre abſonderliche Fortificationstheorie ſtudirt haben müßte, die nur aus einer genauen Kenntniß von dem ganzen Zuſammenhange dieſes Coſtüms ſich ſchöpfen ließe. — —

In unſern weiteren Betrachtungen am Züricher See ſtörte uns der Regen, der an den Rebenhügeln der Weid immer ſtärker herabſäuſelte. Es blieb nichts übrig, als ſich in die düſtere Stadt zurückzubegeben, in der man jedoch in ſolchen Fällen wenigſtens nicht ſo ganz verlaſſen iſt, als in den meiſten

andern Schweizerſtädten. Das ſtädtiſche Leben und Treiben Zürichs ſteht auf einer ziemlich entwickelten Stufe, auch fehlt es ſelbſt für den Fremden nicht an literariſchen Unterhaltungen und Kunſtgenüſſen. Namentlich iſt Zürich vielleicht die einzige Stadt in der Schweiz, wo man gute Muſik zu hören bekommt, was denn auch für den bevorſtehenden Abend unſere Rettung aus den Abgründen der Langenweile wurde. Zürich iſt ja die Heimath des weltbekannten und in der ganzen Welt geſungenen Liedes: „Freut Euch des Lebens," das hier zuerſt erſchien, von dem genialen Hans Georg Nägeli componirt und verlegt, und Nägeli's großem Einfluſſe als Geſanglehrer und Stifter der hieſigen Geſangſchule iſt wohl auch noch heut die muſikaliſche Bildung Zurichs beizumeſſen. Einen allgemeineren Einfluß auf die Schweiz in muſikaliſcher Hinſicht ſcheint er aber ſelbſt durch die ſchweizeriſchen Muſikfeſte, die auch großentheils auf Nägeli's Betrieb geſtiftet wurden, nicht erreicht zu haben. Denn je weiter man in die Schweiz hineinkommt, um ſo mehr muß man ſich wundern, dies ſchöne Land ſo ſtumm und leer an Muſik zu finden, wenigſtens was die Menſchenſtimme anbetrifft. Dieſe wird hier im Lande der Alpen gewiſſermaßen von der Natur überwältigt, und von der Bergluft rauh angehaucht wird ſie mißtönend in ihrem Ge-

ſang, während dafür die Natur ſelber auch das muſikaliſche Element in den großartigſten Harmonieen übernimmt. Man hört die Klänge dieſer Muſik in dem tobenden See und in dem fallenden Gießbach, in dem Rauſchen der Ströme, die frohlockend in die Thäler eilen, im Sturz der Lawine und in dem leiſen Glühen und Zittern der Gletſcher am Horizont. So iſt das ganze Land wie von Muſik bewegt und erſchüttert, und nur die arme, ſcheue Menſchenſtimme klagt dazu in ſchroffen, heiſeren und verworrenen Lauten, wie zurückbebend vor unheimlichen Gewalten, die ringsher im Lande mächtig ſind. — —

7.

In Luzern.

In Luzern trafen wir die Tagsatzung verſammelt, der nun die Berathung vorliegt über die von Frankreich begehrte Ausweiſung des Prinzen Louis Napoleon, welcher bis jetzt noch ruhig und unangefochten auf dem Schloſſe Arenenberg im Thurgau hauſt. Dem Umſtande, daß Luzern gegenwärtig der Vorort der Eidgenoſſenſchaft iſt, war es wohl beizumeſſen, daß wir hier angehalten wurden, unſere Päſſe viſiren zu laſſen, wovon ſonſt in der Schweiz keine Rede iſt. Die Luzerner ſind nicht wenig ſtolz auf ihre vorörtliche Eigenſchaft, die ſie nur noch mit den Cantonen Zürich und Bern theilen, und in ihrer kleinen Stadt bringt dann die Tagſatzung gewöhnlich eine gewaltige Aufregung hervor. Was aber

den aufrühreriſchen Napoleoniden anbetrifft, der in der Militairemeute von Straßburg offenbar wie ein Kind mit dem Feuer geſpielt hat, ſo konnten wir überall bemerken, wie populair er ſich in der Schweiz zu machen gewuſst, was ihm ſowohl durch liebenswürdige Perſönlichkeit, als durch eine Reihe wohlthätiger Handlungen namentlich im Kanton Thurgau ſelbſt, gelungen ſein mag. Die Maſſe des ſchweizeriſchen Volkes iſt förmlich verliebt in den jungen Prinzen, und für die gebildeteren Klaſſen wirkt noch der Name Napoleon wie ein ſympathetiſches Mittel, das dieſe dankbaren Schweizerherzen electriſirt. Man hat es in der Schweiz noch nicht vergeſſen, was Napoleon als Conſul durch die Vermittlungsacte gethan für die Wiederherſtellung der freien und ſelbſtſtändigen Formen der Eidgenoſſenſchaft, und ſcheint bereit, jetzt die Schuld an den ſchwachen Abkömmling des Heroen abzuzahlen. Beſonders die Thurgauer haben nach Schweizerart einen Trumpf darauf geſetzt, den Prinzen Louis Napoleon zu behalten, der ſich jetzt für ſeine Perſon in der allerſchlimmſten Falle befindet. Denn nimmt er das thurgauer Bürgerrecht an, um ſich im Lande zu halten, ſo verliert er durch dieſen nur für den Moment berechneten Vortheil das franzöſiſche Bürgerrecht, an dem ſeine Zukunft hängt, und endigt den

lächerlichen Krieg, den er geführt, durch einen noch lächerlicheren Frieden als ehrſamer Spießbürger eines kleinen Cantons. Vielleicht hat ihn Frankreich ſelbſt in dieſe Schlinge mit Abſicht gelockt, und es iſt nicht Ernſt, ſondern vielmehr ein ſpöttiſcher Hohn der Louis Philipps Regierung, womit jetzt dieſe Anforderungen an die Schweiz gerichtet werden. —

Wenn man die kurze Strecke von Zürich nach Luzern zurückgelegt hat, muß man ſich wundern, in ſo nahen Zwiſchenräumen ſchon wieder einer ſo großen Verſchiedenheit zu begegnen. Aus ſolchen dicht an einander gedrängten Contraſten iſt aber die ganze Schweiz zuſammengeſetzt, und wie das Land ſelbſt durch die großartigen Launen der Natur in ein ſo krauſes Vielerlei geſpalten iſt, ſo haben hier auch die Menſchen in ihren Einrichtungen daſſelbe nachgemacht, jedoch aus Launen, die nicht großartig, ſondern von ſehr kleinbürgerlichem Weſen ſind. Die kleinliche menſchliche Eiferſucht und Rivalität an dem Buſen einer ſo erhabenen Natur bringt in der Schweiz zuweilen einen poſſirlichen Eindruck hervor, und doch iſt es gerade das Ernſte und das Wichtigſte, das in dieſem Lande durch jene Eiferſucht des einen Cantons auf den andern beſtimmt wird. Jeder will vor dem andern irgend eine Be-

ſonderheit voraus haben, und ſo ſind die vielen verſchiedenen Verfaſſungsmachwerke entſtanden, die ihren Urſprung keineswegs in der Eigenthümlichkeit der einzelnen Territorien nahmen, ſondern meiſtentheils aus der philiſterhafteſten Rivalität ſich erzeugten. Dies Volk, weit entfernt den Naturfrieden ſeiner großmächtigen Landſchaften zu athmen, zergt ſich untereinander in den allerarmſeligſten Unterſchieden herum, und jeder Canton bewacht die kleinen Nuancen ſeiner politiſchen Exiſtenz mit einem ausſchließlichen Trotz, als wenn das Heil der Welt davon abhinge. Dieſe gegenſatzartigen Cantonaleinrichtungen erſchweren den gleichmäßigen Durchzug der Cultur durch das geſammte Land ſehr bedeutend, und bringen am Ende nur den Charakter der Confuſion hervor. Der hartnäckige Eigenſinn, in welchem die ſchweizeriſche Cantonalnatur ſich gefällt, hat ſich am peinlichſten vielleicht in den abweichenden Münzſorten verkörpert, die zur Verzweiflung des Reiſenden von Canton zu Canton ändern, und obwohl ſich, wie jetzt das Gerücht geht, bereits ein großer Theil der Cantone vereinigt haben ſoll den franzöſiſchen Decimalfuß einzuführen, ſo iſt doch an der Verwirklichung dieſer Idee ſehr zu zweifeln, weil hier gerade die Verwirrung zu charakteriſtiſch und principienmäßig iſt, als daß man ſie ſo leicht

aufgeben ſollte. *) So ſind auch die verſchiedenen Poſtmonopole, die ſich jeder Canton vorbehalten, der Verbindung ungünſtig, indem ſie oft hindern, größere Strecken durch das Land auf Einmal zurückzulegen, denn es würde z. B. von Bern für eine Kriegserklärung angeſehen werden, wenn Luzern ſeine Poſtwagen weiter als bis an die Gränze führen wollte. Die Reiſenden durch den Canton Bern können nur durch die Poſtwagen des Cantons Bern befördert werden, und ſo iſt es in allen übrigen Cantonen, über wie wenige Meilen Raum ſie auch zu gebieten haben mögen. Aber ſelbſt der Verbreitung der gewöhnlichſten Intelligenzmittel, wie der Zeitungen, iſt dies ausſchließliche Cantonalpoſtweſen hinderlich, und ſo kommt es, daß die Schweizerzeitungen meiſtentheils nur Localblätter ſind und ihre Gauen nicht überſchreiten. Bei den Univerſitäten der Schweiz iſt aber dieſe Eiferſucht der Cantone noch entſchiedener von dem nachtheiligen Einfluß geweſen, die heimiſchen Intelligenzkräfte zu zerſplittern. Wenn kein Canton dem andern den Vorrang laſſen will, Sitz einer Univerſität zu ſein, und ſich deshalb jeder, der nur irgend die Mittel auftreiben

*) Nur Genf hat ſeitdem den franzöſiſchen Münzfuß angenommen. — Spätere Anmerkung.

kann, ſein eigenes Univerſitätchen zurecht macht, ſo gut es gehen will, da entſteht auch für die geiſtige Bildung der Mangel einer Concentration, die gerade hier von bedeutender Wirkung wäre. So iſt es auch mit den politiſchen Formen aller dieſer einzelnen kleinen Verfaſſungen; wo die eine einen demokratiſchen Fuß hat, ſucht die andere einen ariſtokratiſchen Kopf herauszuſtrecken, oder ſtemmt im revolutionairen Trotz die Hände in die Seite, wo die Nachbarverfaſſung ſie ſich zum Beten hat zuſammenſchnüren laſſen von ihren herrſchſüchtigen Prieſtern. Auf dieſe Weiſe zieht ſich der kunterbunte Knäuel von Conſtitutionen über die Alpen hin, und Alles liegt darin ſo querköpfig und mit verrenkten Gliedern durcheinander, bloß um Gegenſätze und Beſonderheiten herauszubringen. So ſtellt die Schweiz gewiſſermaßen den carikirten Geſammtwillen Rouſſeau's dar, und wird in dieſem komiſchen Zerrbild befangen bleiben, ſo lange die Idee der Volksſouverainetät ſich nur im Cantönligeiſt offenbart. Die Schweizer haben gewiß einen politiſchen Volkscharakter, wenigſtens iſt derſelbe an ihnen hervorragender als der idylliſche, mit dem man etwas zu freigebig dieſe Nationalität ausgeſchmückt hat. Aber die politiſche Bildung iſt hier noch fortwährend in den Wehen begriffen und kann die fertige Geburt

nicht erzielen, was einen peinlichen, jedoch auch zugleich höchſt lehrreichen Anblick gewährt, ſodaß man die Schweiz nicht mit Unrecht als eine Vorſchule der Politik betrachten kann, in welcher im Drang der Flegeljahre freilich noch ſtudentiſch genug gewirthſchaftet wird. Die europäiſche Natur hat ſich in ihren Hauptformen in dieſem Lande abgelagert und in einem geordneten Chaos wie auf einer Muſtercharte alle ihre anderswo zerſtreuten Eigenthümlichkeiten hier zuſammengedrängt. Wie den Naturformen, ſo ſcheint auch den geſellſchaftlichen Bildungsformen die Schweiz denſelben Sammelpunkt gewähren zu ſollen, und faſt alle Elemente und Verſuche der europäiſchen Cultur ſieht man deshalb hier wie unverdaute Speiſen in einem Magen umherliegen. Schon ihre Lage in Mitten Europa's ſcheint ihr die Aehnlichkeit mit jenem Organ zuzuſprechen. Von den germaniſchen und romaniſchen Elementen in die Mitte genommen, hat die Schweiz offenbar den Beruf, der Coincidenzpunkt beider zu ſein, obwohl ſie bisjetzt nur den zufälligen Miſchmaſch derſelben dargeſtellt hat. Je mehr ſie aber in ihrer eigenen Organiſation fortſchreitet und das wahre Ziel derſelben erreicht hat, deſto mehr wird ſie auch die ihr zugetheilte Aufgabe verwirklichen, die keine andere zu ſein ſcheint, als die durchbildete Einheit des

Romaniſchen und Germaniſchen zur Anſchauung zu bringen und namentlich eine concrete Vermittelung deutſcher und franzöſiſcher Bildung aufzuzeigen, was die vortheilhafteſten Reſultate gewähren könnte. Man kann wohl der Schweiz im Allgemeinen das ehrliche und edle Streben nicht abläugnen, zur ächten politiſchen Wahrheit und Freiheit gelangen zu wollen, aber die Frage, wie Jeder zu ſeinem Recht gebracht werden ſolle, ohne daß dem Andern ein Unrecht daraus erwachſe, iſt in den Weltzuſtänden überhaupt noch nicht gelöſt, und erſcheint in den Verſuchen, welche die Schweiz bisjetzt zu dieſer Löſung angeſtellt hat, lediglich unter der Form der Confuſion. —

In Luzern waren wir nun auf Einmal in einen erzkatholiſchen Canton hineingekommen, nachdem wir kurz vorher das reformirte Zürich, die Wiege der Reformation in der Schweiz, hinter uns gelaſſen. Wenn es nicht den benachbarten Zürichern zum Poſſen iſt, ſo weiß man es ſich wahrlich nicht zu erklären, warum hier im Canton Luzern plötzlich der ſtrengſte katholiſche Gegenſatz daſteht, beſonders da die Luzerner ſonſt als das munterſte und lebensfroheſte Völkchen von der Welt bekannt ſind. Der genuß- und feiertagsſüchtige, geſellige und zugleich gebildete Sinn der Bevölkerung in dieſem Canton

arbeitet auch ſtets auf die Minderung der katholiſchen Einflüſſe hin, wie ſehr auch dieſelben hier von einer rigoriſtiſchen Geiſtlichkeit gehandhabt werden, und Luzern kann ſich wenigſtens vor den andern katholiſchen Cantonen der Schweiz einer ziemlichen Freiheit der Bildung und der Lebensbewegung rühmen. In die letztere ſucht zwar die Geiſtlichkeit alle Augenblicke einzugreifen und hat zum Beiſpiel jetzt die Tanzvergnügungen auf gewiſſe Friſten im Jahre beſchränkt, worüber unſer Führer, mit dem wir die Umgegend durchwanderten, nicht Klage genug erheben konnte. Aber wenn auch die Luzerner fleißig beten und Meſſe hören, nachher ſind ſie nur um deſto lockerer, und beſonders unter den Frauen der niederen Volksklaſſen, die ſich durch Wohlgeſtalt hervorthun, herrſcht nicht das ſtrengſte Tugendprinzip. Dieſer Canton, mitten auf der Hochebene der Schweiz gelegen, ruht zu heiter im Schooß der lachendſten Natur, die hier ſelbſt ihre großartigen Bildungen ſänftigt und in das Liebliche hinüberſpielen läßt, als daß ein dumpfer und bigotter Sinn in dieſen Landſchaften die Oberhand gewinnen ſollte. Selbſt der Vierwaldſtättерſee, der anderswo alle Schrecken und alle ſchauerliche Erhabenheit der Romantik aufbietet, entfaltet bei Luzern nur die mildere Pracht ſeiner Ufer und Gewäſſer, und erfreut

gemüthlich, indem er den Blick zu ſeinen dunkelfarbigen und von den ſeltſamſten Lichtern und Schlagſchatten überflogenen Wogen lenkt. Auf der Brücke des Sees geht die ſchöne Welt von Luzern ſpazieren und gruppirt ſich an dem hölzernen Geländer, um dem Spiel der Waſſerhühner unten in der Fluth zuzuſehen. Mit dieſer harmloſen Beſchäftigung verbrachten auch wir faſt einen ganzen Sonntag Nachmittag, da das trübe und regnichte Wetter nicht einmal eine Spazierfahrt über den See verſtatten wollte. Das ſchon dazu bereit geweſene Dampfſchiff lag ohne alle Zeichen des Lebens am Ufer, denn eine Fahrt iſt an ſolchen Tagen immer unthunlich und gefährlich. In andern Gegenden kann man dreiſter auch einem ſchlechten Tag ſich anvertrauen, aber die Natur in der Schweiz verſteht keinen Spaß und droht ſchon ernſthaft, wo nur leichte Nebelbilder am Horizont zu tändeln ſcheinen. Dieſe Brücken aber, mit hohem Dach überdeckt und hausähnlich eingerichtet, ſind Nothbrücken im eigentlichſten Sinne auch für das ſtädtiſche Leben und werden in den meiſten Schweizerſtädten als ſolche benutzt, indem man in Ermangelung anderer ſtädtiſcher Vergnügungen auf den Brücken ſpazieren zu gehen pflegt, die durch ihre Bauart Schutz gegen das Wetter und zugleich durch

ihre Lage in der Regel die reizendſten Fernſichten gewähren. —

Die Gebirgsnatur um Luzern wird beſonders durch den Rigi und den Pilatus charakteriſirt, die hier in einem den Blicken naheliegenden Bilde ihre höchſt verſchiedenartigen Geſtaltungen abzeichnen. Der vielgeſpitzte und krauſe Pilatus deutet ſchon von fern durch ſeine trotzig ausgeſtreckten Felſenhörner an, daß ihm Beſuche nicht ſehr willkommen ſind, während dagegen der Rigi ſich ſchon durch ſeine Form als den eigentlichen Modemann unter den Schweizerbergen darſtellt, und hinlänglich glatte und abgeplattete Seiten zeigt, durch die er ſich als ein Weſen von umgänglichen Eigenſchaften bei der ganzen Welt beliebt gemacht hat. Wer erſteigt nicht den Rigi, und ſelbſt die zarten Engländerinnen wagen es mit dem geſchmeidigen Rücken, den er ſo höflich unterbreitet. Wir gedachten, bei nur irgend leidlichem Wetter, am andern Tag in die Gebirge zu gehen, jedoch ohne unſere weibliche Reiſegenoſſenſchaft, und belauſchten deshalb jetzt, als wir in den Gaſthof zurückkehrten, unſere etwas ermüdete liebenswürdige Reiſegefährtin bei einem Monolog, der uns an den bekannten der Medea des Euripides erinnerte und worin das Schickſal ſo heftig angeklagt wird, das ſchöne Ge-

ſchlecht zugleich als ein ſchwaches geſchaffen zu haben. Jener Monolog der euripideiſchen Medea iſt aber vielleicht das älteſte Ur-Actenſtück der berüchtigten Emancipation der Frauen, die alſo ſchon ein altes Lied iſt, das immer eine halb komiſche halb tragiſche Wirkung gehabt hat. —

8.

Ankunft in Bern.

Man thut am beſten, den Weg von Luzern nach Bern durch das wildromantiſche Entlebuch zu wählen, das erſt ſeit Kurzem von der Poſtſtraße durchſchnitten wird und wo man in der üppigſten Alpennatur eine merkwürdige und noch wenig von dem Strom der Welt berührte Bevölkerung antrifft. Die Entlebucher verdienten durch eine Monographie verherrlicht zu werden, denn das kräftigſte Volksnaturell, mit vielen urſprünglichen Sitten und Eigenthümlichkeiten, hat ſich in dieſen maleriſch hingelagerten Bergzügen erhalten. Der Poſtwagen iſt in dieſer Alpenſchlucht noch ein neues und unerhörtes Ereigniß und die Entlebucher ſtecken aus ihren Hütten lachend die Köpfe heraus, um dies vorüberrollende Culturwunder anzuſtaunen und vielleicht über

die aus dem Schlage ſehenden Reiſenden eine ſcherzhafte Bemerkung zu machen. Denn in dem Entlebuch iſt zugleich der Schweizerwitz zu Hauſe, gleich als ob dadurch angedeutet werden ſollte, daß er in dieſem Lande ſehr verſteckt liegt, aber wo man in der Schweiz auf ihn trifft, kann man darauf rechnen, daß er von einer ſehr kernhaften und drolligen Sorte iſt und aus einem Ueberſchwang des Gemüths hervorgeht. Unter den Entlebuchern ſoll es auch viele ſogenannte Naturdichter oder Dorfdichter geben, die bei den geſelligen Vergnügungen und Feſten nicht fehlen dürfen. Daneben ſind die Entlebucher erklärte Revolutionairs und ihr Freiheitsſinn hat ſich beſonders in den älteren Zeiten der Schweizergeſchichte häufig durch gewaltſame Aufſtände verrathen. Und dieſer ſeltſame Volkscharakter dient den wunderbarſten Landſchaften zur Staffage. Die Berge ſind hier vielfach zerriſſen und zerklüftet, Alpenbäche ſpringen und rauſchen von den Höhen und laſſen die Melodie ihres Sturzes weit durch die Gegend erſchallen. Mit den vielen Gewäſſern, von welchen das Entlebuch durchſchnitten iſt, contraſtiren die herrlichſten Matten, hierundda ſchaut ein ſchwarzer Tannenwald über die ſilbernen Gewäſſer und die grünen Hügel hinweg, ſchauerliche Schlünde und Felſenſpalten ziehen den Blick zu ihren Tiefen,

und auf ſteilſter Höhe ſtehen Hütten, aus denen ein derbſchalkhaftes Entlebuchergeſicht auf uns herabblickt. —

Auf der kleinen Tagereiſe von Luzern nach Bern erreicht man die letztere Stadt noch zeitig genug, um ſie in Bewegung zu finden und den erſten Eindruck von ihrem Treiben und ihrer Eigenthümlichkeit zu empfangen. Bern gilt für die ſchönſte Stadt in der Schweiz und vereinigt zugleich in ſich alle Anſprüche auf eine große Hauptſtadt, was in dieſem Lande, wo das ſtädtiſche Element noch in ſo unſichern Anfängen begriffen iſt, immer nur eine verhältnißmäßige Bedeutung haben kann. Je größer eine Stadt in der Schweiz iſt oder ſein will, deſto mehr wird die forcirte Kleinſtädterei darin zu Tage kommen. Bern iſt zwar in einem größeren Stil gebaut als die meiſten andern Schweizerſtädte, aber zu einer wirklich großen Stadt haben es die Schweizer auch hier nicht gebracht. Der erſte Anblick von Bern bietet eine faſt unerträgliche Monotonie dar, die beſonders durch die ſteinernen Arkaden, welche unter den Häuſern fortlaufen und eine Straße der andern völlig ähnlich machen, hervorgebracht wird. Da es ſogar der Sitte widerſtrebt, anders als in dieſen Arkaden ſeinen Weg zu nehmen, ſo ſehen die Straßen meiſtentheils entleert von

allen menſchlichen Weſen aus und haben das Anſehen einer Wüſte, während die Fußgänger unter der Verborgenheit der ſteinernen Hallen einherſchleichen. Dieſe gewähren zwar den in der Schweiz ſehr weſentlichen Vortheil, auch beim Regenwetter geſchützt durch die ganze Stadt gelangen zu können, führen aber noch außer dem Gepräge der Einförmigkeit, das ſie der ganzen Stadt aufdrücken, manches Unangenehme mit ſich. Es dienen nämlich dieſe Arkaden zugleich als Kaufhallen, in denen dieſe ganze tumultuariſche Krämerwirthſchaft, welche man überall in der Schweiz antrifft, aufgeſtapelt wird, und wo von all den Waaren die verſchiedenartigſten Gerüche in den Bogengängen zurückbleiben. Von dieſem Krämerweſen iſt in der That faſt die ganze Stadt mit ſtechenden Düften durchzogen, die gerade in den Hauptſtraßen oft den Aufenthalt unerträglich machen.

Das Verhältniß von Stadt und Land iſt in der Schweiz ein ſehr eigenthümliches, und das eine hat das andere noch keineswegs überwunden, ſondern ſie ſcheinen gewiſſermaßen in einem unauflöslichen Gegenſatz aneinander gekettet, was ſowohl beſondere politiſche Verhältniſſe hervorbringt, als das Leben in den Städten ſelbſt bedingt. Das Land drängt ſich noch überall durch in den Städten, und iſt auch

unvertilgbar ſchon der natürlichen Grundlage nach, die ſich hier als das Mächtigſte erweiſt. So trifft man hier rauſchende Quellen, Gräben, Berghöhen mitten in der Stadt und wird, obwohl nicht immer auf eine für ſtädtiſche Bequemlichkeit angenehme Weiſe, bei jedem Schritt daran erinnert, daß der ſtädtiſche Anbau eigentlich nur das Land verdeckt, deſſen freies Wachſen und Blühen an dieſer Stelle bloß von den Häuſern niedergehalten wird, die traurig in ihrer ſteinernen Nothwendigkeit über einer gepflaſterten Bergſtraße ſich erheben. So rauſcht, fließt, rinnt und fluſtert es beſtändig von dieſen unterdrückten Naturmächten in den Schweizerſtädten, und wenn man Abends durch die Straßen von Bern wandert, muß man ſich in Acht nehmen, daß man nicht, dieſen Gewalten zum Opfer, in irgend eine Quelle hineinſtolpert, die mit heimlichem Seufzen mitten durch die Gaſſe läuft. Oder plötzlich ſteht man vor einem ſchwarzen Abgrund, der zu unſern Füßen gähnt, doch die Cultur hat eine Treppe angelegt, und man ſteige getroſt aber mit Vorſicht die Stufen hinunter, die ſich auch wohl durch eine ſchwache Laterne auf Koſten der Republik erhellen, um in die untere Stadt zu gelangen. Der Hauptfehler iſt vielleicht der, daß es in der Schweiz überhaupt Städte giebt, wodurch denn die

vielen localen und politiſchen Unbequemlichkeiten in dieſem Lande entſtanden ſind. Bei einer Beſchaffenheit des Bodens, die vorzugsweiſe auf ein Naturleben hindrängt, und bei einem Volksnaturell, das auf den Landbau angewieſen iſt, erſcheint das ſtädtiſche Leben in der Schweiz mehr nur wie ein Mißgriff, oder wie ein Verſehen, zu dem die Alpenkobolde die gutmüthigen Bewohner beredet haben, um ſich mit deren Unbeholfenheit ihren Spaß zu machen und ſie auszulachen wie den Bauer, der in den Venusberg hineingerathen. Alle die verzwickten und auf den Kopf geſtellten Verfaſſungsverhältniſſe, in welche die Schweizer durch ihre ſtädtiſchen und politiſchen Organiſationen ſich verwickelt, ſcheinen eine ſolche Faſtnachtskomödie, welche die Alpenkobolde angezettelt haben, um von ihren Firnen herunter über die Thorheit zu lachen, welche in die Stadt zog und dem Leben in und mit der Natur den Rücken drehte. Der Aufenthalt in den Städten der Schweiz hat auch ſelten etwas Heimliches, ſondern giebt meiſtentheils eine ängſtliche und peinliche Stimmung. In den Steinen, die zu Häuſern verarbeitet ſind, die als Mauern den Stadtbezirk abſtecken, ſcheinen noch die Naturgeiſter zu ſpuken und trauernd ihre Rechte wiederzufordern von einer Bevölkerung, die jetzt Zeitungen lieſt und ſich kopfüber

in die politiſche Debatte geſtürzt hat, ſtatt draußen in den Felſen und Bergen, auf den Triften und Matten ein patriarchaliſches Daſein ohne Politik und Diplomatie zu führen. Die Städte ſind auch in der That, trotz aller angeſtrengten Entwickelungsverſuche, das Unbedeutendſte in der Schweiz geblieben, und die Landſchaft, obwohl in ihrer politiſchen Berechtigung und Vertretung meiſtentheils zurückgeſetzt und als unebenbürtig von den Städten behandelt, hat doch den urſprünglichen Kern des Naturlebens für ſich, das man in der Schweiz überall ſucht und verlangt und das für dieſen Alpenſtaat das höchſte Geſetz und die höchſte Freiheit hätte bleiben ſollen. So iſt die in neuerer Zeit wieder häufiger vorgekommene Empörung der Landſchaften gegen die Städte eine durchaus charakteriſtiſche Bewegung, in der man auch die Parteien in der Schweiz in ihrer richtigen und naturgemäßen Stellung zu einander antreffen kann. Das ariſtokratiſche Element hat ſich nämlich vorzugsweiſe als der Anwalt der ſtädtiſchen Vorrechte gezeigt, während die liberale und volksthümliche Partei, wie noch in der letzten Zeit bei den luzerner und baſeler Vorgängen, die Sache der Landſchaft gegen die Stadt unterſtützte und hierin das eigentlich nationale Leben der Schweiz zu fördern ſuchte. —

Wenn man ſich in Bern nach der Münſter-Terraſſe begiebt, um dort den ſchönſten Punkt der Stadt zu gewinnen, fühlt man ſich durch den Anblick eines Gebäudes, das man vorübergehen muß, an das ganze zwieſchlächtige Weſen der heutigen Schweiz gemahnt. Dies iſt unweit des Münſters das ſogenannte Stift, das, wie ſchon die großen Schilder an den Thüren es ſagen, auf der einen Seite das Hotel der franzöſiſchen Geſandtſchaft und auf der andern das Bureau der auswärtigen Angelegenheiten der Republik Bern in einer ſonderbar wahlverwandtſchaftlichen Vereinigung abgiebt. Hier haben wir das Spinnennetz der auswärtigen Diplomatie, die ihre Fäden hier im Centrum zuſammengezogen und der guten argloſen Schweiz Seele und Seligkeit wie eine Fliege darin gefangen hat. Welch ein komiſcher Anblick, eine einfache Landmannsſeele in den Schlingen der Diplomatie zu ſehen! Aber um den wahren Contraſt, auf den es hier ankommt, hervorzubringen, lagern ſich gerade über von der Plattform, auf welcher das diplomatiſche Haus ſteht, in ihrer ganzen erhabenen Perſpective die Gletſcher des Hochlandes, welche man hier in ihrem ſchneeweißen Feuer, in ihrem leiſe glühenden Schimmer als unendlich reine und ſehnſuchtswerthe Geſtalten am Horizont ſchweben ſieht.

Dieſer Contraſt der Natur und Diplomatie, den man in Bern empfinden kann, das vorzugsweiſe der Sitz der fremden Diplomatie und der Mittelpunct der Schweizernatur iſt, ſpricht in einem überraſchenden Bilde das ganze Schickſal der Schweiz aus und malt den Gegenſatz, der die Krankheit dieſes Landes iſt.

Herr von Montebello iſt gegenwärtig der Inwohner dieſes franzöſiſchen Geſandtſchaftshotels, obwohl in dieſem Augenblick, wie alle andern Geſandten, in Luzern bei der Tagſatzung anweſend. Man behauptet, daß der franzöſiſche Geſandte in Bern nicht nöthig habe, eine Miethe für ſein Hotel zu entrichten, ſondern zinsfrei von der Republik hier untergebracht ſei, was dem berner Patriziat als eine franzöſirende Hinneigung ausgelegt wird. Daß das Junkerthum von Bern mit der franzöſiſchen Gunſt buhle, leidet wohl keinen Zweifel, und wird nächſtens gewiß wieder zu einer bedeutenden Reibung Anlaß geben, wenn im großen Rath die Frage von der Ausweiſung des Prinzen Louis Napoleon aus der Schweiz zur Verhandlung kommt. —

9.

Zuſtände von Bern.

Von dem heftig ſtürzenden Aarſtrom umgürtet, erhebt ſich Bern in halbinſelförmiger Lage wie eine ſtolze Veſte, und ſcheint das trotzige Gefühl ſeiner Sicherheit noch durch die nahen Alpen zu erhöhen, die rings am leuchtenden Himmel ſo daſtehen, als hätten ſie eine ſchirmende Kette um das Weichbild der Stadt gezogen. Bern iſt auch die alte Veſte des Ariſtokratismus, welcher hier eine lehrreiche Geſchichte von Zuſtänden abgeſpielt hat und der, wie ſehr ihn auch die Zeit in ſeinen Burgen und vorbehaltenen Plätzen auszuhungern geſucht, noch immer ziemlich obenauf ſitzt auf den Zinnen und von hier in das ganze Land hineinbläſt, aus vollen Lungen aber mit abgehärmten Wangen. Die Ariſtokratie hat im Canton Bern den uralten Kampf mit der

Demokratie in allen Stellungen durchgefochten und hat dabei alles Glänzende und Wohlthuende, alles Gefährliche und Verächtliche, das ariſtokratiſche Verfaſſungen in verſchiedenen Zeiträumen darbieten können, an den Tag gelegt. In einer abſoluten Monarchie kann das Wohl des Volkes unſtreitig beſſer gedeihen als in ariſtokratiſchen Republiken, die in der Regel von demokratiſchen Anfängen ausgehen, bald aber nur noch den Schein dieſer volksthümlichen Elemente bewahren, und eine freche Lüge damit treibend, plötzlich in einer Oligarchie erſtarren, zu der das Volk ſelbſt in ſeiner Einfalt die Hände hat bieten müſſen. Eine ariſtokratiſche Republik iſt immer ein an der Volksſache verübter Betrug, denn dieſe Art der ausſchließlich herrſchenden Ariſtokratie, die als Patriziat auftritt und ſich von der einem Staate organiſch inwohnenden und aſſimilirten Ariſtokratie weſentlich unterſcheidet, vermag ſich nur zu behaupten, indem ſie zu ihren Füßen das Volk arm, verächtlich, unebenbürtig und auf einer beſchränkten Stufe der Entwickelung niederhält. Die abſolute Monarchie dagegen, wenn nicht gerade der Wahnſinn der Despotie ihre Zügel führt, muß bei weitem mehr ihr Intereſſe darin ſehen, daß ihre einſeitige und einſame Größe an der Blüthe des Volkslebens ſich bereichere und zu ei-

nem harmoniſchen Organismus ergänze. Daher iſt der Beruf der Monarchieen die Ausſtreuung der Cultur durch die ganze Breite des Volkslebens hin und der wahre monarchiſche Staat iſt vorzugsweiſe der Intelligenzſtaat, der das Volksthümliche nicht mehr als Gegenſatz kennt, ſondern dieſen Gegenſatz durch die gleichvertheilte geiſtige Berechtigung in ſich aufgehoben hat. Der hohe Baum der Monarchie ſchlägt ſeine Wurzeln in der Tiefe des Volkes und muß ſich beſtändig zu vermitteln ſuchen mit dem, worauf ſein wahrſtes Leben ruht. Dieſe Vermittelung hat eine politiſche Form zu gewinnen geſucht in der conſtitutionellen Bildung, der die Geſchichte jedoch die reine und freie Entfaltung bisjetzt verkümmert hat, aber es iſt entſchieden, daß die moderne Monarchie nach einer ſolchen freien Mitte der volksthümlichen und monarchiſchen Elemente verlangt, in welcher ſich eines mit dem andern zu gegenſeitiger Stärkung begegnet, ſei es nun in der conſtitutionellen Form oder in einer andern, welche die Geſchichte dafür erſchaffen wird. In der Idee einer vernünftigen Monarchie iſt zugleich eine ununterbrochene Verbindung von Oben nach Unten und von Unten nach Oben gegeben, welche dem Kreislauf der Säfte gleicht, durch die ſich der Baum mit ſeiner Wurzel vermittelt, und in dieſer

organiſchen Vermittelung macht ſich erſt die nationale Größe einer Monarchie offenbar. Wie anders aber verhalten ſich ſchon ihrer Natur nach ariſtokratiſche Verfaſſungen dem Volksleben gegenüber! Wo die Monarchie das Intereſſe hat zu verbinden, ſieht die Ariſtokratie, die ſich unter der heuchleriſchen Maske der Republik auf den Thron geſetzt hat, nur ihren Vortheil darin, zu ſondern und abzuſchneiden. Dies heuchleriſche Patriziat hat noch überall das Volk von jener Stufenleiter der Weſen abgeſchnitten, auf der es ſich durch die geiſtige Entwickelung die Vorzüge erwerben könne, welche das Junkerthum ſchon der phyſiſchen Fortentwickelung der Familie verdankt. Und doch ſcheint es ein nothwendiger Fluch des demokratiſchen Elements zu ſein, daß es ſeinen größten Feind, den Ariſtokratismus, nicht von ſich abſtreifen kann, ſondern ſich ihn im eigenen Hauſe wie von ſelbſt erzeugt. Wenigſtens haben bisher noch alle Republiken der Geſchichte an dieſer tragiſchen Dialektik gelitten, die aus ihrem Streben zur Blüthe einen innern Zerreibungsprozeß macht, und die reine Demokratie ſcheint noch einer ganz andern pſychologiſchen Grundlage der Menſchheit zu bedürfen, die unſerem Geſchlecht in eine ferne Zukunft gerückt iſt. In den Republiken hat ſich die arme, an ihre Schwerz ge-

bundene Volksmaſſe immer willig gezeigt, an einzelne Fähige und Hervorragende Recht und Gewalt abzutreten, um deſto ungeſtörter der Nothdurft nachlaufen zu können. So werden die Hervorragenden die Bevorrechteten, und wiſſen bald auch die Verantwortlichkeit für dieſe Bevorrechtung von ſich abzuſchütteln, obwohl jene die Form war, unter der ihnen dieſe zugeſtanden wurde. Nun ſchneidet aber dieſer mechaniſche Gegenſatz immer tiefer in das Leben ein, und wirkt vernichtend nach allen Seiten des Daſeins, das in zwei baare Hälften zerfallen iſt. Von dieſem Mechanismus der Gegenſätze ſtellt die Geſchichte der Schweiz gewiſſermaßen Musterbilder auf, an denen man die Pathologie dieſer politiſchen Formen ſtudiren kann. Dies gewährt beſonders die Geſchichte von Bern in raſch zuſammengedrängten Erſcheinungen, und nirgends kann man Glück und Größe der Ariſtokratie mit dem Verfall des Volkslebens und dann wieder das Emporblühen des Volkslebens mit dem Verfall und der Entartung der Ariſtokratie ſo Hand in Hand gehen ſehen, als in den Zuſtänden dieſes Cantons von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten.

Die Ariſtokratie von Bern entwickelte ſich allmählig aus ächt demokratiſchen Elementen, die ſogar in der früheſten Periode einen freireichsſtädtiſchen

Charakter hatten. Der groſse Rath der Zweihundert, in welchem ſich die höchſte geſetzliche Gewalt zuſammenfaſste, behauptete lange ſeinen durchaus volksthümlichen Urſprung, indem er nur aus Elementen der ſtädtiſchen Gemeinde ſich bildete, welche von gleichen Berechtigungen umſchlungen war. Aber dieſer groſse Rath betrachtete ſich mit der Zeit immer mehr als einen ausſchlieſslichen Korper und begann im ſtädtiſchen Weſen ſelbſt Unterſchiede zu organiſiren, die auf die Vorrechte der Geburt hinausliefen. Es unterſchieden ſich die regierungsfähigen Bürger, welche auf dieſen Vorzug durch das älteſte Bürgerrecht ihrer Väter Anſpruch machten, von den andern, die man nur als bloſse Stadteinwohner gelten lieſs und an denen mithin eine Klaſſe vorhanden war, die ſchlechthin regiert zu werden berufen war, und ſelbſt nicht regieren ſollte. So entſtand ſchon unmittelbar aus bürgerlichen Elementen ſelbſt ein Patriziat, in deſſen erſten einfachen Erſcheinungen ſich jedoch der Keim der wucherndſten ariſtokratiſchen Pflanze verbarg, denn unter dieſen regierungsfähigen Bürgern ſelbſt ſonderten ſich wieder die Nuancen der adeligen und nichtadeligen Geburt auf eine immer ſchroffere Weiſe. Der groſse Rath, der ſich nur aus den regierungsfähigen Bürgern ergänzte und durch den die eigentliche Souverainetät von

Bern dargeſtellt wurde, mußte daher zu einem mehr und mehr ariſtokratiſchen Charakter anwachſen, der den ganzen Staatskörper verſteifte und an die Stabilität feſſelte. Denn ſelbſt in den kleinen Rath, der an ſich ſchon wenig bedeutete, hatten ſich die patriziſchen Familien verzweigt, und dem volksthümlichen Element war nach keiner Seite mehr freier Spielraum geblieben. So bildeten ſich die erſten Krankheitsformen aus, an denen jede ariſtokratiſche Republik ſich erkennen läßt und die einmal darin ſich zeigen, daß die höchſten Staatsſtellen erbliche Familiengüter werden, dann, daß die Geſellſchaft in Kaſten zerfällt, die durch ihre Abſperrung alle geiſtige Entwickelung hindern, indem es nicht mehr vergönnt iſt ſich über ſeinen Stand hinauszuleben. In dieſen Uebeln liegen aber auch zugleich die natürlichen Mittel der Rettung, indem ſich gewöhnlich ſchon die Motive der Revolution darin verbergen. Je mehr das Patriziat durch Beſchränkung des Volksunterrichts und anderer Dinge darauf hinarbeitet, aus dem Volk nur einen dumpfen Pöbel zu erzielen, deſto ſchärfer wird der Volksgeiſt zum Bewußtſein ſeines edleren Selbſt erwachen oder es wird auch das Pöbelelement, dem man ihn überantwortet hat, ſich endlich als die furchtbarſte Kraft des Widerſtandes erheben. Dies Alles hatten die gná-

digen Herren von Bern im Lauf der Zeiten verſchuldet und erfahren. Einzelne Aufſtände und Verſchwörungen rüttelten zwar an dieſen alten Formen und brachten Milderungen hervor, aber ſie erhielten ſich doch in ihrem eingeroſteten Grundweſen bis auf die franzöſiſche Revolution, die mit einem Schlage das Gebäude aus ſeinen Angeln riß. Bekanntlich war es das Jahr 1798, in welchem die ariſtokratiſche Souverainetät von Bern vor den franzöſiſchen Bajonetten zuſammenſtürzte und die Zügel der Regierung dem Volke überließ, das die einziehenden Sieger als Bringer der Freiheit begrüßen mußte. Bern war nun eine Zeitlang Hauptſtadt der ſogenannten helvetiſchen Republik und die ariſtokratiſche Partei hatte hier, wie überall in der Schweiz, ihr Haupt gebeugt, obwohl ſie in der Stille an den umfaſſendſten Plänen ſpann. Als endlich nach Verlauf von vier Jahren die allgemeine Bewegung ſich wieder dahin richtete, die von Frankreich der Schweiz aufgedrungene Form und Regierung abzuſchütteln, glaubte die Ariſtokratie nur ihren Fuß ſetzen zu dürfen, um die alten Plätze wiedereinzunehmen, aber ſiehe! den alten Herren fehlte nichts als die alten Knechte. Das Volk hatte in der Zwiſchenzeit einen außerordentlichen Fortſchritt in allen Stücken der Bildung gewonnen, es war im Selbſt-

bewußtſein erſtarkt und von den höheren Ideen eines politiſchen Daſeins durchdrungen worden. So ſtand es den ariſtokratiſchen Ueberlieferungen, in die es wieder eingeſchmiedet werden ſollte, plötzlich als eine neue Macht gegenüber. —

Die Vermittlungsacte Napoleons im Jahr 1803 brachte die ſtreitenden Elemente in der Schweiz zur Ruhe, jedoch mit Anerkennung jener neuen Bedeutung, welche der Volksgeiſt ſich erobert hatte. In den Zuſtänden des Cantons Bern machte ſich dadurch beſonders eine durchgreifende Veränderung des Lebens geltend. Die Stadt Bern hatte bisher über die Landſchaft eine tyranniſche Oberherrlichkeit behauptet und derſelben in den meiſten Dingen die geſetzliche Ebenbürtigkeit verweigert. Jetzt geſellte ſich zur Demüthigung der ſtädtiſchen Oligarchie auch die Emancipation der Landſchaft, ja Aargau und das Waadtland, die ſich ſchon früher ſelbſtändig gemacht hatten, traten nun als ſelbſtherrliche Theile unter eigenen Verfaſſungen in den Staatenverband der Schweiz über. Das Patriziat von Bern ſah ſeine hauptſächlichſten Vorrechte in den Händen ſeiner Feinde, der Volkspartei, und fand es ſchimpflich, mit derſelben theilen zu ſollen, was es früher allein beſeſſen, oder durch die geiſtige Fähigkeit nun um das zu wetteifern, was ihm ſchon

durch die Geburt zuſtändig geweſen war. So ſchleppten ſich im mühſam verhaltenen Unwillen die gnädigen Herren bis zum Sturze Napoleons hin, der in der ganzen Welt das Signal zur Wiederherſtellung der alten Privilegien und Diplome war. Nachdem auf Betrieb der ariſtokratiſchen Partei die öſterreichiſchen Truppen in die Schweiz eingerückt waren, zerriß man die napoleoniſche Vermittelung in Stücke und ſuchte in allen Dingen die alte Verfaſſung, auf deren Lotterbett man ſo wohl geruht hatte, wieder hervor. Der Widerſtand der volksthümlichen Elemente, die erſt in einem ſo jungen Leben ſich erprobt hatten, war wie überall damals gering, doch bewirkte er im Canton Bern, wo man eben den alten Rath der Zweihundert wieder zurechtmachte, wenigſtens einigermaßen eine Anerkennung der früher nicht regierungsfähigen Beſtandtheile in Stadt und Land. Dieſe wurden jetzt im großen Rath in der That durch eine Minorität vertreten, die aber ſo ſchwach begründet und durch ihre ganze Exiſtenz ſo zweifelhaft war, daß ſie dem patriziſchen Uebergewicht gegenüber nur die Beſchämung des Volkswillens repräſentiren konnte. Die Reſtauration ging auch in der übrigen Schweiz ihren Weg, vermochte aber nirgend wieder eine feſte und zuverſichtliche Geſtalt der Dinge zu gründen.

Frankreich zeigte ſich als den allgemeinen Heerd der europäiſchen Politik abermals in der Julirevolution, die aber vielleicht der letzte Act dieſer univerſellen Bedeutung des franzöſiſchen Staatsweſens iſt, denn ſeitdem hat ſich die Stellung der Franzoſen, durch ihre innern abſtracten und trivialen Parteikämpfe, immer mehr als eine egoiſtiſch iſolirte erwieſen, die für das Allgemeine unfruchtbar geworden. Aber die Julirevolution zündete auch in der Schweiz wie überall und brachte hier den unter der Aſche glimmenden Funken des Volkslebens wieder zur lebendigen Flamme. Am meiſten wehrten ſich die berner Herren und die demokratiſche Wiedergeburt dieſes Cantons ging nicht ohne gewaltſame Erſchütterungen ab, in denen jedoch das Volk als die organiſirende Macht in der neuen Ordnung der Dinge ſich feſtſetzte. Die neue volksthümliche Verfaſſung vom Jahre 1831 beraubte das Patriziat von Bern aller ſeiner Bevorrechtungen und Männer des Volkes nahmen jetzt die Regimentsſitze ein, welche die Ariſtokratie zum Theil freiwillig verlaſſen hatte. Denn die ariſtokratiſche Partei ſchämte ſich jeder Vermiſchung mit den radicalen Emporkömmlingen, die jetzt verfaſſungsmäßige Gleichheit der Rechte davongetragen, und ſonderte ſich in der Stille einer intriguanten Zurückgezogenheit zu einem zähen

Klumpen ab, der gefahrdrohend in der Ecke des Staatslebens liegen blieb. Unermüdlich in ihren Reactionen, bei denen ſie auch auf die Ungeſchicktheiten der jungen unerfahrenen Regierung der Liberalen rechneten, weckten die Ariſtokraten jedoch nur immer mehr das volksthümliche Element, das ſich in Schutzvereinen und öffentlichen Verſammlungen kräftig zu entwickeln ſtrebte. Um die Ariſtokratie ſchien es geſchehen, wenigſtens um die alte Ariſtokratie, die nirgends mehr eine nationale Wurzel hatte und dieſe Losgeriſſenheit in den diplomatiſchen Verbindungen an den Tag legte, die ſie mit den ausländiſchen Reactionsparteien anzettelte und wodurch ſie die neue Regierung des Cantons mehrmals in die unangenehmſte Lage verwickelte. Wie lange aber die neuen liberalen Herren, nachdem ſie ſich eingeſeſſen haben in den ehemals ariſtokratiſchen Stellen und Sitzen, jener Dialektik widerſtehen werden, welche das Demokratiſche immer wieder in das Ariſtokratiſche umſchlagen läßt, oder wie weit entfernt ſie noch von dieſem Punct ſind, auf dem die neue Ariſtokratie anzuſchieſſen pflegt, darüber kann man aus den Zuſtänden des Tags mancherlei Vermuthungen faſſen. Indeſſen ſcheint doch das gegenwärtige demokratiſche Grundgeſetz von Bern in vielen Beziehungen des Lebens die augenfälligſten Früchte ge-

bracht zu haben und die höhere Cultur des Volkes befindet ſich in einem nicht mehr aufzuhaltenden Fortſchritt, welche Schwankungen auch durch einzelne bedeutende Perſönlichkeiten, die bald nach dieſer bald nach jener Seite neigen, im Verfaſſungsleben entſtehen mögen. Im Allgemeinen kann man wohl von dem ſchweizeriſchen Charakter mit Recht behaupten, daß er überwiegend ariſtokratiſche Beſtandtheile in ſich ſelbſt trägt, und aus dieſem Widerſpruch verlangt er eben ſo heftig nach demokratiſchen Formen. Gewiß iſt es charakteriſtiſch, daß Haller's Lehre von der Begründung der abſoluten Staatsgewalt durch den Territorialbeſitz gerade in dieſem Lande und unter dieſem Volke, in welchem alle Lebenskraft in dem in Beſitz genommenen Heimathsboden wurzelt, entſpringen mußte. —

Die vertriebene ariſtokratiſche Regierung von Bern hatte die Freude, ihre volksthümlichen Nachfolger auch durch die Zeitverhältniſſe in die größten Verlegenheiten gerathen zu ſehn. Der Fall von Warſchau und die unglücklichen Irionsverſuche des deutſchen Liberalismus und Demagogismus hatten eine immer wachſende Schaar von heimathloſen Flüchtlingen durch die Schweiz verſprengt, welche ihnen ein Aſyl mit ſo vieler Gaſtfreundlichkeit eröffnete, wie ſie ein edles Volksgemüth immer den vom

Schickſal Gezeichneten beweiſen wird. Und dieſe Flüchtlinge, verunglückte Kräfte der Geſchichte, zum Theil auch die verlorenen Söhne derſelben, hatten durch ihr tragiſches Unglück ein Recht darauf, die Bedeutung der Schweiz als des Aſylandes in einem heiligen Sinne in Anſpruch zu nehmen. Täuſchten und mißbrauchten auch viele derſelben die Gutmüthigkeit der ehrlichen Schweizer, ſo hatte darum doch nicht weniger der edle Beweggrund, aus dem man ſich ihres Unglücks angenommen hatte, an ſich ſeine Gültigkeit. Und die neue demokratiſche Regierung von Bern handelte beſonders in dieſem Sinne, und ihren ſowohl ächt menſchlichen als auch politiſchen Sympathieen war es zuzuſchreiben, daß der Canton Bern der eigentliche Mittelpunct der Niederlaſſung und Unterſtützung für die fremden Flüchtlinge wurde, die hier faſt eine Colonie zu bilden anfingen. Vielleicht kokettirte man auch ſogar etwas mit dieſen Flüchtlingen, um ſich der ausländiſchen Diplomatie gegenüber ein klein wenig zugutzuthun auf die Selbſtſtändigkeit der neuen liberalen Cantonsregierung, und dies ging in der That ſo weit, daß man die fremden Gäſte nicht nur am heimiſchen Tiſche Platz nehmen ließ, ſondern ihnen auch im innern Haushalt Aemter und Stellen gab, wobei ſie eine Zeitlang faſt die Bevorzugung genoſ-

ſen. Der demokratiſch gewordene Canton Bern ſchien ſeine Flüchtlinge wie eine Art Hofſtaat zu betrachten, auf den er ganz ſtolz und eitel war, und wenn dies Koketterie geweſen, (obwohl gewiß die Koketterie eines guten Herzens) ſo hat er ſie hinlänglich abgebüßt durch die großen Unannehmlichkeiten, die ihm daraus entſtanden. Der berüchtigte Savoyer Zug vom Jahre 1834 hat der Verdrießlichkeiten und Verdächtigungen genug über Bern gebracht. Die Fünfhundert flüchtiger Polen, die von Frankreich zurückgewieſen und dem Canton Bern allein auf dem Hals geblieben waren, indem die Eidgenoſſenſchaft jeden Antheil an ihrer Unterſtützung und Aufnahme verweigerte, hatten aus dieſer Zufluchtſtätte einen Heerd jener neuen und abenteuerlichen Pläne gemacht, welchen man kaum einen andern Namen als den des Wahnſinns beilegen kann. Und in dieſer tollen und barocken, zum Theil komiſch bettelhaften Weiſe ging auch der ganze Zug nach Savoyen vor ſich, wohin jene Polen, im Verein mit andern Flüchtlingen, den faſt gänzlich unmotivirten Verſuch tragen wollten, Italien zu revolutionniren. Noch heut wird in Bern viel darüber geſprochen, wieweit ſich das Mitwiſſen der Behörden um dieſen Plan erſtreckt habe, und da der ariſtokratiſchen Partei dies die günſtigſte Gele-

genheit schien, die gegenwärtige liberale Regierung zu verdächtigen und mit dem Auslande in Händel zu verwickeln, so kann man sich denken, daß sie keine Intriguen und Anschwärzungen sparte, um den Behörden eine Schuld aufzubürden, die nur scheinbar auf ihnen lasten mochte. Soviel ist gewiß, daß die diplomatischen Flüchtlingsnoten, mit denen man bald darauf die Eidgenossenschaft von allen Seiten drängte, nicht ohne Anreizung der schweizerischen und namentlich der berner Aristokraten ins Land geschickt wurden, welche diesen Zeitpunkt zu ihrer Wiederbelebung und zugleich zu ihrer Rache an den Liberalen ausersehen hatten. Demunerachtet ist es nicht ohne Grund, daß die Behörden Berns von jenem Savoyer Zug im Voraus unterrichtet gewesen, und ein den öffentlichen Ereignissen naheſtehender und nichts weniger als der Aristokratie dienender Mann versichert mir, daß man in ganz Bern genau wußte was kommen sollte und schon drei Wochen vorher mit diesem beabsichtigten Auszug der Flüchtlinge bekannt war. Dies ist um so wahrscheinlicher, da die Unternehmer dieses Abenteuers selbst kein großes Geheimniß daraus machten oder es wenigstens sehr sorglos hüteten. Die gutmüthigen Berner dachten sich aber nichts weniger dabei als daß es ihnen zu politischem Hochver-

rath ausgelegt werden könne, wenn ſie dieſen Trupp unangefochten durch ihren Canton ziehen ließen, und ſie ſahen nicht ein, warum man dieſen Leuten nicht wie allen andern den freien Weg durch das Land geſtatten wolle. Uebrigens iſt es auch in andern Staaten als etwas ganz Gewöhnliches geſchehen, daß man Flüchtlinge ihre Zufluchtſtätten verlaſſen ſieht, um in fremden Ländern Kriegsdienſte zu ſuchen und im Intereſſe irgend einer Partei zu fechten. So ſahen die Berner ruhig darein, wie die Fünfhundert Polen und das junge Deutſchland ſich nach dem Genfer See zu in Marſch ſetzten, und ſie halfen vielleicht hierundda mit einer Pique aus, ohne einen ſchlimmeren Gedanken zu haben, als den fremden Gäſten, die ſchon läſtig genug geworden, das Fortkommen zu erleichtern.

Daß die Flüchtlinge im Canton Bern auf das Herzlichſte verpflegt wurden, kann man nicht läugnen; doch iſt dies wohl nicht blos auf Rechnung der liberalen Behörden zu ſetzen, ſondern der dafür beſonders empfängliche Sinn der Einwohner, namentlich in dem Städtchen Biel, hatte den größten Antheil daran. An dem reizenden Bieler See und in dem nahe anliegenden Dorfe Nidau hatte ſich vornehmlich das junge Deutſchland und das junge Europa unter Mazzini niedergelaſſen, der

hier dem Centralbureau der Geſchäfte mit der ihm eigenen genialen Umſicht vorſtand. Der Bieler See iſt in der Geſchichte der demokratiſchen Träume ſchon durch Jean Jacques Rouſſeau berühmt, der auf der herrlichen Peters-Inſel, die über ſeinem Waſſerſpiegel emporragt, eine Zeit ſeines Lebens verbrachte. Kaum kann wohl eine Gegend gefunden werden, in deren phantaſtiſcher Abgeſchiedenheit man für ſeine Gedankenbilder leichter den Maßſtab der Wirklichkeit verlernen könnte, als am Bieler See, der zu den Füßen des Jura hingegoſſen liegt wie ein glänzendes Traumbild, das ſeltſame Ideen hinundherbewegen. In klarer Nähe ſchweben rings am Himmel die weißen Firnen des berner Hochlandes, die von ihren freiheitathmenden Höhen herab als ſtumme Zeugen zuſahen, wie unten an dem See die jungen Pygmalions um die ſelbſtgefertigte Bildſäule der Freiheit tanzten und warben, ohne ſie beleben zu können. Man muß von ewigem Eis und Schnee ſein, wie dieſe Gletſcher der Alpen, um nicht beim Anblick eines ſolchen Schauſpiels vor Ironie und Wehmuth zu vergehen.

Biel ſelbſt iſt ein allerliebſtes kleines Städtchen, unweit Bern, in den ſchönſten und fruchtbarſten Auen gelegen, und von einer induſtriellen Regſamkeit belebt. Wenn man durch die hügeligen Stra-

ſen von Biel wandert, bemerkt man ſogleich den gutmüthigen und freundlichen Sinn der Einwohner, die den Flüchtlingen, welche hier in der Nähe ihr Hauptquartier hatten, ſich ſo mildthätig erwieſen haben. Die Häuſer haben in dieſem Städtchen alle einen traulichen Charakter und hinter Blumenfenſtern ſehen ſchöne Mädchen hervor, die hier beſonders zu gedeihen ſcheinen. Manches hübſche Mädchen von Biel hielt gewiß die fremden Flüchtlinge für Helden, und liebte ſie. Daß an dieſem Ort eine ſo große Gunſt für die eingewanderten Gäſte entſtehen konnte, erklärt ſich aus manchen Urſachen, die zum Theil in der früheren Geſchichte dieſer obwohl kleinen doch immer durch eine gewiſſe Bedeutung ausgezeichneten Stadt liegen. In Biel herrſcht immer noch viel franzöſiſche Geſchmeidigkeit und Sorgloſigkeit, die ſich leichter dem fremden Eindruck hingiebt, als ſonſt das in ſich verbleibende ſpröde Schweizernaturell, und man ſagt der bieler Bevölkerung nach, daß ſie ſich in die Zeiten der franzöſiſchen Herrſchaft zurückſehne, an die ſie durch das Jahr 1798 gekommen war, und in welcher Periode ſie namentlich viele Handelsfreiheiten beſeſſen haben ſoll. Die ſehr alte Stadt gehörte in den früheſten Zeiten zu den biſchöflich baſeler Landen, ſpäter bildete ſie ſogar für ſich einen Freiſtaat, der ſich

gegen die bischöfliche Oberhoheit faſt ſelbſtändig verhielt und bei der Tagſatzung durch ſeine Abgeſandten ſich vertrat. Der wiener Congreſs entnahm Biel dem franzöſiſchen Beſitz, unter dem es ſich wohl befunden hatte, und es kam an den Canton Bern, das für den Verluſt des bis dahin mit ihm zuſammengehangenen Aargau und Waadtlandes durch die ehemals biſchöflich baſeler Lande entſchädigt wurde. Biel aber behielt den Geiſt und Stolz ſeiner hiſtoriſchen Selbſtändigkeit bei und wiegt ſich noch heut in dieſer Bedeutung bei aller ſeiner Kleinheit. So haben wir hier, in dieſer ächt ſchweizeriſchen Manier der kleinen Selbſtändigkeiten, nicht einmal einen ganzen Canton, ſondern nur ein Städtchen von zwei- bis dreitauſend Einwohnern, das wie ein für ſich beſtehender hiſtoriſcher Körper ſich unterſcheiden will und auf ſeine eigene Hand Sympathieen und Vorneigungen ſich hingiebt, ohne, wie bei der Flüchtlingsangelegenheit, das Allergeringſte nach der ausländiſchen Diplomatie zu fragen. — —

Das weitgreifende Aergerniß, welches der Flüchtlingszug im Jahre 1834 gab, ſchien jedoch bei der Regierung von Bern nur einen geringen Eindruck hervorgebracht zu haben, denn noch in demſelben Jahre ſtiftete die liberale Partei in Bern die Univerſität geradezu in der Abſicht, ſie aus ſolchen

verfehmten Elementen zuſammenzuſetzen, die ſowohl der Diplomatie des Auslandes als den einheimiſchen Ariſtokraten ein ſcharfer Dorn im Auge ſein mußten. Man war nämlich bei der Gründung dieſer Univerſität, die aus der früheren Akademie hervorging, beſonders bemüht, politiſch compromittirte deutſche Gelehrte und ſelbſt Flüchtlinge heranzuziehen und als Profeſſoren anzuſtellen, um daran ein lebendiges und von der Volksintelligenz getragenes Bollwerk gegen den Ariſtokratismus aufzuthürmen. Dieſer Gedanke war eigenthümlich genug, ein Inſtitut zu ſchaffen nicht nur als Ablagerung deutſcher Intelligenzkräfte, worauf die Schweizeruniverſitäten überhaupt angewieſen ſind, ſondern zugleich als Aſyl der Verſtoßenen und Verbannten, die hier, in den allgemeinen Frieden der Wiſſenſchaft aufgenommen und unter deren Schutz geſtellt, durch ihren vom Märtyrerthum gehobenen Einfluß der Bildung der Jugend und des Volkes diejenige Richtung geben ſollten, die dem Liberalismus die ihm wünſchenswerthen Garantieen für die Zukunft verſpricht. So ging die Schöpfung der berner Univerſität aus dem Großen Rathe hervor, natürlich unter dem größten Widerſtande der ariſtokratiſchen Partei, die auch nachmals nicht aufgehört hat, dieſe Univerſität, die in der That eine liberale In-

trigue war, als ein Seminar der Revolution zu verdächtigen. Die berner Ariſtokraten ließen von jetzt an ihre Söhne im Auslande ſtudiren, und wenn der Liberalismus ſich in die Wiſſenſchaft hineingeiept hatte, ſo ſollte dieſe radical gewordene Wiſſenſchaft wenigſtens die theuern Junker nicht vergiften, ſondern man wollte es der eigenen Brut der Liberalen ausſchließlich überlaſſen, ſich an dieſem vergifteten Mäuſeſpeck den Tod zu eſſen. Denn anders wie eine Mäuſefalle ſahen die Ariſtokraten dieſe Univerſität doch nicht an, und ſie waren ſicher, daß die Liberalen ſich unfehlbar ſelbſt verfangen würden in dieſer Falle. Auch ſprengte man häufig aus, daß das Inſtitut ſich nicht zu halten vermöchte, und oft ſchon wurde von dem Augenblick geſprochen, wo es wieder aufgehoben werden ſolle, der aber noch immer nicht gekommen iſt. Es ſind auch wenig innere Gründe dazu vorhanden, da die Vereinigung des Liberalismus mit der Wiſſenſchaft an ſich keinen Widerſpruch enthält und wohl nur in einigen perſönlichen Vertretern dieſer Combination als eine Carikatur ſich auswies. Namentlich hat in dieſer letzteren Beziehung die Profeſſur eines Mannes, wie Siebenpfeiffer, wohl nicht bloß bei den ariſtokratiſchen Gegnern der berner Hochſchule Anſtoß erweckt, und es iſt kein Zweifel, daß man damals

in Bern ſolche radicalen Anſtellungen mit einem gewiſſen Prunk betrieben hat, der in Verbindung mit einer wiſſenſchaftlichen Angelegenheit verwerflich erſcheint. Denn mit Siebenpfeiffers wiſſenſchaftlicher Bedeutung iſt es nicht beſſer beſtellt als mit ſeinem hohlen und gedankenloſen Liberalismus, durch den er und Seinesgleichen der liberalen Bewegung in Deutſchland einen ſo unerſetzlichen Schaden zugefügt haben. Dieſe Hambachiaden und dieſe journaliſtiſchen Freiheitsorgien, dieſer Sausundbraus eines abenteuernden und liederlichen Liberalismus, mit dem ohne Plan und Verſtand und ohne alle Kenntniß der hiſtoriſchen und politiſchen Verhältniſſe in den Tag hineingewirthſchaftet wurde, dieſe Dinge waren es, welche der darauf über Deutſchland gekommenen Reaction ſo viel Gewalt und Gewicht verliehen, und wodurch eine Lähmung über unſere Beſtrebungen gebracht ward, die uns faſt das Herz abgedrückt hat. Konnte die Verſchuldung, die Siebenpfeiffer durch ſein abgeſchmacktes Treiben in Deutſchland auf ſich geladen, und wofür ihn jeder wahrhafte Liberale haſſen mußte, bei der regenerirten Republik von Bern wie eine Märtyrerglorie erſcheinen, ſo mag dies als optiſche Lichttäuſchung hingehen, aber wenn man aus dieſem faulen revolutionairen Holz einen Profeſſor geſchni-

welt hat, ſo mußte die Wirkung davon eine komiſche ſein. Siebenpfeiffer lieſt an der berner Univerſität vornehmlich über Staatsökonomie und Staatsrecht, und bringt darin eine halb politiſche, halb philoſophiſche und ſchöngeiſtiſche Waare zu Markte, unter großem Zulauf der Studirenden, die von ſeinem beredten Vortrag gefeſſelt werden. Er mag für ſeine Perſon ein braver Mann ſein und beſonders durch ſein gegenwärtiges, ſehr zurückgezogenes Privatleben alle Achtung verdienen, aber ſein Treiben bleibt immer eine Charlatanerie, ſo jetzt in der Wiſſenſchaft, wie früher in den politiſchen Bewegungen.

Als Mitglieder des Großen Raths waren die Gebrüder Karl und Johann Schnell, die in der berner Politik eine ſo bedeutſame Rolle ſpielen, auch für die Gründung der Univerſität von dem weſentlichſten Einfluß. Wie ich mich gehört zu haben erinnere, eiferte aber beſonders Hans Schnell gegen die Anſtellung von Flüchtlingen, auf die es jedoch einmal bei dieſer Hochſchule, wie bemerkt, prinzipienmäßig abgeſehen war. Indeß läßt ſich auch nicht läugnen, daß das Inſtitut gerade durch das Prinzip der Oppoſition, mit dem es verwachſen wollte, manchen ausgezeichneten Lehrer gewann. Selbſt der ehrwürdige Held der ſchweizeriſchen

Volksſache, der geniale Troxler, kam gewiſſermaßen als Flüchtling von Baſel an die berner Univerſität, da ſich ſeine frühern baſeler Verhältniſſe keineswegs auf einem geſetzlichen Wege auseinander gelöſt hatten. Ich denke ſpäterhin etwas Zuſammenhängenderes über dieſen vortrefflichen Mann in meinem Tagebuche aufzuzeichnen, da mir bei meinem Aufenthalte in Bern das Glück ſeiner Bekanntſchaft geworden. Ein Deutſcher iſt Troxler's Freund, Wilhelm Snell, der ihm in den baſeler Vorgängen mit treuem Antheil an der Gefahr zur Seite geſtanden, und auch in Bern mit ihm vereinigt, jetzt hauptſächlich die juriſtiſche Facultät vertritt. In derſelben Facultät lehrt auch Reinhold Schmidt, früher Profeſſor in Jena und in burſchenſchaftliche Bewegungen verwickelt, die er mit längerer Feſtungsſtrafe gebüßt, und wofür ihn nur die berner Profeſſur belohnt hat. Kein Flüchtling, aber doch ein Jude iſt Herr Valentin, ebenfalls ein Deutſcher. Hier hat ſich die Univerſität von Bern als ein Gedanke des modernen Liberalismus auf die ehrenwertheſte Weiſe bethätigt, indem ſie dieſen durch ſeine phyſiologiſchen Entdeckungen berühmten jungen Mann zu einer Profeſſur zugelaſſen, trotzdem er ein Jude iſt und bleibt. Es giebt, glaube ich, noch an keiner andern Lehranſtalt ein

ähnliches Beiſpiel, daß man ſich zur Höhe eines ſolchen wahrhaft wiſſenſchaftlichen Standpunktes erhoben und das wiſſenſchaftliche Verdienſt durch das religiöſe Bekenntniß nicht beeinträchtigt gefunden hat. So zeigt ſich die Wiſſenſchaft der Freiheit würdig, die ſie unterſtützen und entwickeln helfen ſoll. Und wo wäre auch die Freiheit in unſerer Zeit, wenn nicht einmal in der Wiſſenſchaft?

10.

Die Nationalpartei in der Schweiz.

Das politiſche Volksleben der Schweiz fängt an durch die Angelegenheit des Prinzen Louis Napoleon eine neue Bewegung zu erhalten. Das politiſche Treiben, das unmittelbar nach der Julirevolution in den Jahren 1830 bis 1832 ſo lebhaft und bedeutſam in dieſem Lande geweſen und ſich namentlich durch großartige Volksverſammlungen an den Tag gelegt hatte, war in der letzten Zeit, wie überall, ſo auch in der Schweiz ſehr zuſammengeſchrumpft und zu winzigen Regungen verkümmert. Um ſo größeres Aufſehen erregt jetzt die patriotiſche Volksverſammlung in Langenthal, die vor einigen Tagen (23. September) auf den Ebenen dieſes zum Canton Bern gehörigen Marktfleckens Statt gefunden. Hier war der Kern der ſchweizeriſchen Bewe-

gungsmänner beisammen, um durch volksthümliche Beschlüsse die Partei zu vertreten, welche sich den Nationalverein nennt und die den eigentlichen Zielpunct ihrer Bestrebungen in eine Bundesreform der Schweiz gesetzt hat. Es hat etwas Religiöses, ein Volk in geordneter Masse und zu einem höheren Zweck zusammengetreten zu sehn. Dies gute arme Volk, so wenig begünstigt vom Schicksal, sich drängend und abarbeitend um ein dürftiges Dasein, unter grobem Kittel ein volles und kräftiges Herz, dazu bestimmt, im Schweiß seines Angesichtes selbst die Gerechtigkeit sich zu verdienen, und immer nur begnadigt mit den Brosamen von den Tischen der Bevorzugten, wer kann es ohne heilige Schauer betrachten, wenn es sich sammelt und seine dumpfe Unfreiheit überwindend, zu einem Moment des Bewußtseins sich erhebt? Man denkt dabei unwillkürlich an den göttlichen Zug in jedem Volksgeiste und ist bereit, seinen Regungen, in denen es in einem solchen ergriffenen Augenblick aufzuckt, wie Offenbarungen zu vertrauen. Nicht jede Volksthümlichkeit vermag aber bei öffentlichen und freien Versammlungen sich so würdig und in jenem heiligen Sinne einer Volksstimme zu äußern, als die der Schweizer, welche darin fast dasselbe tüchtige Naturell zeigen, welches an den Engländern so be-

wunderswürdig iſt. Die kernhafte Volksgeſittung der Engländer, die bei ſolchen Verſammlungen oft unermeßliche Schaaren bloß von innen heraus zügelt und in muſterhafter Ordnung darſtellt, iſt bekannt. Es iſt dies eine gewiſſe Frömmigkeit des Volksgemüthes, das um ſo lauterer und reiner ſich erhält, je höher es von den Regierenden geachtet und mit Vertrauen angeſehen wird. Der Sinn des Volkes erweiſt ſich überall als tief und zart, wenn man ihn zu behandeln weiß und ſeiner innern Tüchtigkeit ihn überläßt, anſtatt ihn durch rohe Betaſtungen roh zu machen. Der ſchweizeriſche Volkscharakter hat ebenſo viel Innerliches und moraliſch Gehaltenes auf der einen, wie Heftiges und Leidenſchaftliches auf der andern Seite, und kann auch in dieſer Zuſammenſetzung mit dem engliſchen verglichen werden; aber im Allgemeinen auf einer geringern Bildungsſtufe ſtehend als der engliſche, iſt er in der frommen Haltung, die er auf ſeinen öffentlichen Verſammlungen offenbart, um ſo mehr zu bewundern.

Dieſe Haltung, man könnte ſie eine politiſche Andacht nennen, ſprach ſich auch bei der Volksverſammlung in Langenthal mit dem rührenden Eindruck aus, von dem man bei ſolchen öffentlichen Verhandlungen ſo leicht ergriffen wird. Die Ver-

ſammlung, die wohl gegen 8000 Menſchen herbeigezogen hatte, fand, bei Regen und Unwetter, im Freien Statt, unter Vorſitz des bekannten Patrioten Kalthofer, der in den Verfaſſungsverhältniſſen Bern's bei mehreren Gelegenheiten eine bedeutende Rolle geſpielt hat. Nur für die Redner und den engeren Ausſchuß des Nationalvereins war eine bedeckte Tribune aufgeſchlagen. Die an die Spitze geſtellte Frage betraf das Begehren Frankreichs, den Prinzen Louis Napoleon aus der Schweiz zu verweiſen. Ein Mitglied des Vereins, Dr. Girard, beantragt eine Adreſſe an die franzöſiſche Nation zur Aufklärung über das ungerechte Begehren ihrer Regierung, und verlieſt deshalb einen Entwurf. Man macht ihn auf das Fruchtloſe einer ſolchen Demonſtration aufmerkſam. Da erhebt ſich Köllner, mit dem Beinamen „der Saure," welcher jetzt vielleicht der gewaltigſte Volksredner in der Schweiz iſt, und zu den populairen Geſtalten gehört, die auch in dieſem Lande immer ſeltener geworden ſind. Seinem Berufe nach, glaube ich, iſt er ein Advocat, und wird durch ſeine furchtbare Stentorſtimme allen Dingen, die er beſpricht, jedesmal den Sieg verſchaffen. Zu ſeiner donnernden Rede ſteht im richtigen Verhältniß ſeine rieſenhafte Geſtalt, die den Freunden Vertrauen und den Geg-

nern die nöthige Verehrung einflößen muß. Den Beinamen des Sauren hat er sich selbst beigelegt. Er unterstützte den Antrag einer Adresse an das französische Volk, und ging dabei von der grundsätzlichen Voraussetzung aus, daß Völker sich näher und inniger verwandt seien als Regierungen. Die Völker aber wollten immer nur den Frieden und das Recht. So sei er überzeugt, daß es in Frankreich noch einen großen Theil der Nation gebe, der nicht hinlänglich aufgeklärt sei über die französische Regierungsforderung an die Schweiz, und er schlage deshalb vor, eine solche Adresse, wie beantragt worden, zur Aufklärung in die französischen Zeitungen zu rücken. Was die Versammlung genehmigte. Wer dies hört, wird vielleicht über die plumpe Gutherzigkeit dieser Zumuthung an das französische Volk lächeln müssen, aber er thue es nicht mit vornehmer Geringschätzung dieser herrlichen schweizerischen Einfalt, die hier mit einem derben Biedermannsfaustschlag das Netz der Diplomatie entzweireißen will, um von Volksherz zu Volksherz zu sprechen, nicht gedenkend, daß das französische Volksherz so schwer aus seinen vielen theatralischen Hülsen herauszuschälen und noch schwerer für eine Sympathie zu gewinnen ist, die außerhalb seiner Landesgränzen liegt.

Auch Troxler ſprach auf der Volksverſammlung von Langenthal, das groſſe Thema anſchlagend, für das er ſchon ſo oft in den Kampf gegangen, und in dem er alle Energie und vielleicht auch alles Martyrthum ſeines ganzen politiſchen Lebens nun zuſammendrängen zu wollen ſcheint. Er brachte nämlich wieder die Angelegenheit einer ſchweizeriſchen Bundesreform auf dem Wege eines niederzuſetzenden Verfaſſungsrathes in Anregung. Hier zeigte er, daß er mit dem ſchärfſten und umfaſſendſten Geſicht die diplomatiſchen Händel des Augenblickes durchdringe. Man bedrohe, ſagte er, von Außen eigentlich nur die freiſinnigen Inſtitutionen der Schweiz. Dies ſei der Sinn auch der gegenwärtigen Verlegenheit, welche der Schweiz durch die Forderung Frankreichs bereitet werden ſolle, und darum könne dies nur als erneute Aufforderung gelten, jener groſſen Bundesreform der Eidgenoſſenſchaft ſich ernſtlicher als je zuzuwenden. Zu ähnlichem Zweck erhob ſich der Groſsrath Gruber von St. Gallen, welcher die ſanctgalliſche Section des ſchweizeriſchen Nationalvereins auf der Verſammlung vertrat. Er machte in dieſer Angelegenheit vorzüglich auf den bisherigen Miſsſtand der Rechtsgleichheit in der nationalen Gemeinſamkeit und auf den Unfug der bevorrechteten Kantonalſouverainetäten

aufmerksam und empfahl die Republik in ihrer Reinheit als ächte Darstellung menschenrechtlicher Gleichheit und Freiheit.

Zum Schluß der Versammlung erklärte sich endlich das Centralcomité des Nationalvereins in einer Sitzung für bevollmächtigt und beauftragt, in allen Theilen der Schweiz, wo es immer geschehen könne, Freischaaren zu bilden, sobald die Regierung von Frankreich nur im Entferntesten anfange, ihren Drohungen gegen die Schweiz Folge zu geben. Jedes Mitglied des Nationalvereins sei Mitglied eines Freischaarencorps oder müsse aus dem Verein treten. Dies traf mit der gegenwärtigen Volksstimmung der Schweizer zusammen, die nur Haß gegen die Franzosen athmet. Man hörte diesen Haß hier auf die naivste Weise sich aussprechen. „Wir wollen ihnen ihre rothen Hosen schon ausklopfen!" ist der gäng und gäbe Ausdruck, den ich hier aus manchem ehrlichen Schweizermunde vernahm, begleitet von der Action einer Faust, der das Siegel des Heldenthums ohne Zweifel in jedem Glied aufgedrückt war. —

Was nun die Sache Louis Napoleons anbetrifft, so wird die Erklärung, die der Nationalverein darüber abzugeben beschlossen, daß es nämlich der nationalen Selbständigkeit der Schweiz zuwider-

laufe, dem franzöſiſchen Begehren nachzugeben, ohne Zweifel von großer Einwirkung auch auf die Behörden ſein, welche jetzt in den einzelnen Cantonen über dieſe komiſche Angelegenheit berathſchlagen. Der Nationalverein pflegt ſolche Erklärungen in den Zeitungen zu veröffentlichen oder ſonſt in einer eindringlichen Form unter das Volk zu verſtreuen, denn die hauptſächlichen Mittel, durch welche dieſe Partei zu wirken ſucht, ſind auf ſolche moraliſch-nationale Demonſtrationen berechnet. Wenn im Staatsleben die vermittelnden Organe nicht mehr fähig ſind, den nationalen Blutumlauf in ſich aufzunehmen, ſo erfüllen dann die freien Vereine und Aſſociationen ihren großartigen Beruf, als ein neues Lebensorgan ſich zwiſchen Nation und Staat in die Mitte zu ſtellen und dem erſtarrenden politiſchen Körper wieder die Wärme der nationalen Bewegung zuzuführen. Und dies iſt gerade die Lage, in welcher ſich die Schweiz, als politiſcher Geſammtkörper angeſehen, ſeit der Reſtauration befindet. Die volksthümliche Wiedergeburt mehrerer einzelner Cantone ſeit 1830 vermochte doch dem Bundesvertrag von 1815, welcher das politiſche Geſammtleben der Schweiz eidgenoſſenſchaftlich bindet, nicht das freie Gleichgewicht zu halten, vielmehr iſt dafür geſorgt, daß die in der eidgenoſſenſchaftlichen Ver-

tretung geſäeten ariſtokratiſchen Keime allmählig auch wieder in den regenerirten Cantonen ſelbſt aufgehen müſſen. So zeigt ſich die Ariſtokratie, die mit der Demokratie in der Schweiz immer wie die Katze mit der Maus geſpielt hat, in den ganzen Bundeskörper der Eidgenoſſen ſo eingeimpft, daß ſie ſich immer wieder von ſelbſt hervorbringen muß, ſelbſt in den einzelnen demokratiſch gewordenen Theilen. Mit einem Worte, es fehlt der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft, wie ſie ſich durch ihre Vororte und auf ihren Tagſatzungen vertreten läßt, jedes nationale Element, und die ausländiſchen Diplomaten, welche die Schweiz zu dieſer heutigen Eidgenoſſenſchaft diplomatiſirten, haben es feinſäuberlich verſtanden, den Enkeln Tells und Winkelrieds ein chineſiſches Schattenſpiel aufzubauen, in welchem die alten republikaniſchen Volksgeiſter gezähmt und gezopft, mit wackelndem Kopfe und diplomatiſch zugemeſſenen Gebärden, einhermarſchiren müſſen. Dieſe illuſoriſche und diplomatiſche Föderativrepublik in eine freie nationale Verfaſſung des Schweizerbundes umzugeſtalten, iſt das Grundbeſtreben der radicalen oder vielmehr contrerevolutionairen Partei, die ſich ſeit dem Jahre 1833 unter dem Namen des Nationalvereins förmlich organiſirt hat und deren eigentliche Seele Tror-

ler ist. Dieser Nationalverein geht in dem allerentschiedensten Sinne von der Idee der Volkssouverainetät aus, dieser zwischen Himmel und Erde schwebenden wunderbaren Idee, die rein verwirklichen zu lassen entweder die Menschheit noch nicht göttlich oder Gott nicht menschlich genug zu sein scheint. Die schweizerische Nationalpartei will aber die Idee der Volkssouverainetät ebenso entschieden in der eidgenössischen Bundesverfassung, als in den einzelnen Cantonen, zu Grunde gelegt sehen, und daraus soll sich dann der Phönix eines allgemeinen schweizerischen Bürgerrechts, das eine völlige Rechtsgleichheit aller Eidgenossen in sich schließt, erheben. Denkt man sich diesen stolzen Traum der schweizerischen Unschuld, gegenüber dem gegenwärtigen europäischen System des Ultracismus und des Justemilieuthums, welches letztere Tiroler einmal den „Judaskuß der Versöhnung" nannte, so muß man sich in jenen Zustand von Lachen und Weinen oder von Regen und Sonnenschein versetzt fühlen, bei dem, wie der Volksglaube geht, der Teufel seine Großmutter prügelt. —

Welche Formen gedenkt nun aber der schweizerische Nationalverein seinen Ideen zu geben? Er hat sich noch wenig bestimmt darüber ausgesprochen, sondern will eben die Constituirung neuer Grund-

verhältniſſe einem zu ernennenden eidgenöſſiſchen Verfaſſungsrath überantworten. Wie ich aber aus mir gemachten perſönlichen Aeußerungen einiger Mitglieder zu ſchließen glaube, ſo hat man ſich wohl auf Seiten dieſer Partei die nordamerikaniſchen Verfaſſungsverhältniſſe als Muſter vorgeſtellt und dabei vornehmlich das Zweikammerſyſtem zur Bildung eines Congreſſes ins Auge gefaßt. Darin aber ſind alle Mitglieder einverſtanden, daß die gegenwärtige ambulirende Tagſatzung nichts als ein Uebel ſei, und deshalb hat auch der Nationalverein niemals Petitionen an dieſelbe verſucht, ſondern allein durch die moraliſche Kraft ſeiner öffentlich ausgeſprochenen Anſichten auf die Volksſtimmung zu wirken geſtrebt. Dieſe Wirkung geht denn aber beſonders dahin, die Zerfallenheit und das antinationale Weſen der gegenwärtigen ſchweizeriſchen Bundesregierung fühlbar zu machen und das Volk zu einer Selbſthülfe aufzurufen, um aus dem unorganiſchen Staatenbund, aus welchem jetzt die Schweiz loſe und locker zuſammengeſetzt iſt, wieder einen Bundesſtaat zu geſtalten, der, aus nationalen Elementen erwählt, den Geſammtwillen des Volkes vertrete. Das Beſtreben dieſer Nationalpartei ſcheint ſich hauptſächlich darin zuzuſpitzen, ein repräſentatives Syſtem auch in der Bundesverfaſſung der

Schweiz einzuführen. Dabei soll es jedoch keineswegs auf eine absolute Einheit und Centralisirung des Landes abgesehen sein, wie etwa in der aus französischem Geblüt erzeugten helvetischen Republik, sondern es kommt vielmehr darauf an, das Verhältniß zwischen Cantonalismus und Centralität in die richtige nationale Harmonie zu bringen, indem die Einheit des Bundes aus der Vielheit der Lande dermaßen geschaffen werde, daß weder die Cantonalexistenz in dieser Centralität zu Grunde gehe, noch auch, wie bisher, die einzelnen Cantone eine Art von Souverainetätsrecht bei der Tagsatzung üben dürfen. Denn da nach dem gegenwärtigen System der kleinste Canton beim Bunde ebenso viel Stimmrecht hat wie der größte, und, wenn ich mich nicht irre, auf der Tagsatzung nur der Unterschied stattfindet, daß die Gesandten der alten Orte auf etwas erhöhteren Lehnstühlen dasitzen dürfen als die der jüngeren, so ergiebt sich daraus von selbst ein Mißverhältniß der Vertretung und zugleich eine Souverainetät, welche die Cantone über die ganze Nation ausüben können. Bei den vielen kleinen Cantonen nämlich, in welche das Land gesondert ist, muß auf diese Weise die Minorität des Landes, die noch dazu auch geistig und intensiv die schwächste sein wird, die Majorität der Stimmen haben und also auch die Majorität des

Landes beherrſchen. Eine verhältnißmäßige Repräſentation des Landes nach der Seelenzahl, und nicht mehr nach der Souverainetätshoheit der Cantone, dürfte deshalb auch in den Gedanken der Nationalpartei inbegriffen liegen. Dann müßte allerdings die jetzt herrſchende lächerliche Eitelkeit und Rivalität der Cantone einer reinen nationalen Vertretung weichen, und die Populariſirung des Bundes, wonach jene Patrioten ſtreben, wäre in den gründlichſten Formen erreicht.

Der ſchweizeriſche Nationalverein hat ſeine im Jahre 1835 zu Schinznach förmlich entworfenen Statuten, die von Wilhelm Snell und Troxler gezeichnet ſind, veröffentlicht. In denſelben ſteht als Hauptgedanke an der Spitze, daß alle Schweizer, ohne Unterſchied der Religion, der Sprache und eigenthümlicher Localeinrichtungen, Eine ſchweizeriſche Nation bilden ſollen. Den verſchiedenen ſchweizeriſchen Völkerſchaften dieſe Einheit eines freien, unabhängigen und geiſtig veredelten Nationaldaſeins zu ſchaffen, will ſich der Nationalverein aller dahin zielenden rechtlichen Mittel und Gelegenheiten bemächtigen, und hat ſich in dieſer Aufgabe den heiligen Grütlibund der Altvordern, wie ihn die Stifter der Eidgenoſſenſchaft, Walther Fürſt, Werner Stauffacher und Arnold

von Melchthal gegründet haben, ausdrücklich zu seinem Vorbild gesetzt. Denn dies ist sein Wesen, auf die alten ursprünglichen und ächten Verhältnisse der Eidgenossenschaft zurückzugehen, um die gegenwärtige vom Auslande diplomatisch zugestutzte Schweiz wieder in die wahre, von innen heraus sich gebärende, volksthümliche Gestalt zu reorganisiren. Um aber zur Verwirklichung der neuen nationalen Bundesverfassung zu gelangen, hat der Verein sein lebhaftestes Streben darauf gerichtet, diejenigen Volksrechte, welche er als die Grundbedingungen eines republikanischen Staatslebens betrachtet, hervorzubilden und zu begründen. Als solche grundthümlichen Volksrechte finden sich in den Statuten mit folgenden Worten angegeben: „die politische Rechtsgleichheit, ohne die es kein freies Bürgerthum giebt; die Volkssouverainetät (Volkswillen) als Quelle der Verfassung und ihrer Fortbildung, und als Richtschnur und Regulativ für die Gesetzgebung; die freie Presse, als Organ der öffentlichen Meinung, welche der Leitstern aller Behörden sein soll; eine tüchtige und unabhängige Justiz, als stärksten Schutz der persönlichen Freiheit und ihrer Entwickelung; und endlich das Recht zu freien Vereinen (Associationsrecht)." Dieser Paragraph schließt mit

den merkwürdigen Worten: „Als die Hauptbürgschaft für Erhaltung dieſer Rechte betrachtet er möglichſt geſteigerte menſchliche, bürgerliche und nationale Bildung des ganzen Volkes.“ —

Der Nationalverein verzweigt ſich durch die Schweiz in vielen einzelnen Cantonalabtheilungen, die aber durch ein jährlich erwähltes Centralcomité verbunden, und in ihren Arbeiten geleitet werden. Von dem Centralcomité ſelbſt geht die Förderung derjenigen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten aus, welche im Sinne des Vereins, meiſtentheils für das Volk, doch auch für die gebildeten Klaſſen unternommen und auf Koſten der Geſellſchaft gedruckt und verbreitet werden. Beſonders aber iſt man bemüht, die Zeitungspreſſe für die Angelegenheiten des Nationalvereins nutzbar zu machen. Zu den Statuten gehört auch die Beſtimmung, daß jede einzelne Section des Vereins eine Leſegeſellſchaft zu ſtiften und dieſelbe möglichſt weit auszudehnen ſucht. Jeder, der in irgend eine Abtheilung des Nationalvereins eintreten will, hat einen Beitrag zu zahlen, der aber höchſt geringfügig ſein kann. —

Aus dieſer flüchtigen Skizze von den Beſtrebungen der Nationalpartei ergiebt ſich, wie thöricht diejenigen Stimmen geurtheilt haben, welche den Nationalverein für gleichbedeutend mit der jungen

Schweiz anſahen. Der Nationalverein iſt vielmehr die Partei des alteidgenoſſenſchaftlichen Lebens der Schweiz, die in einer Zeit, welche mit Staatsgrundgeſetzen ein höhniſches Spiel zu treiben pflegt, ſich erhoben hat, um, einem vom Auslande aufgedrungenen Verfaſſungsweſen gegenüber, an den alten und ewigen Keim aller Geſetzgebung und alles Staatslebens zu mahnen, der im Volke gegeben ſei. Dieſe Partei iſt noch klein in der Schweiz, aber doch von einer ſehr intenſiven Größe, die beſonders darin beruht, daß ſie im Patriotismus und in jenem abgeſchloſſenen Heimathsſinn der Schweizer wurzelt, welcher, in ſeiner Alpenwelt das vollſte Genüge des Daſeins findend, allen ausländiſchen Elementen abhold iſt. Dagegen hat aber die Nationalpartei ihre entſchiedenen Gegner an den kleinen Cantonen, die ſich nach der Bundesacte von 1815 als ſouveraine Gewalten bei der Tagſatzung vertreten dürfen. Dieſe kleinen Cantonalexiſtenzen der Schweiz haben in der That ein ſeltſames Schickſal gehabt und die Geſchichte hat wenige Beiſpiele ſo zähen und feſten Lebens bei ſo großen Schwankungen der Verhältniſſe aufzuweiſen. Die Verfaſſung von 1798, welche die eine und untheilbare helvetiſche Republik gründete, hob alle Gränzen zwiſchen den Cantonen auf, und ſuchte ihr Einheitsſyſtem auf Koſten der Vielheit

herzuſtellen, indem ſie den Cantonalismus völlig zerſtörte. Dadurch aber wirkte ſie zu ſehr in einem antiſchweizeriſchen Geiſte, und wie ſie ein Todesſtoß gegen die Ariſtokratie war, ſo wurde ſie nun auch, ungeachtet ihrer demokratiſchen Elemente, zugleich unerträglich für den Ehrgeiz des Volkes oder vielmehr der Cantone, denn in manchem Betracht darf man wohl von einer allgemeinen Volksthümlichkeit in der Schweiz nicht ſprechen, da ſie meiſtentheils nur unter der Form des Cantonalismus erſcheint. Napoleon, im Sinne der Vermittelung einſchreitend, ſchlug daher in ſeiner Mediationsacte vor allen Dingen das alte Gerüſt der Cantone wieder auf und ſtellte dieſelben in ihrer eigenthümlichen und ſouverainen Exiſtenz wieder her. Wenn Napoleon es gut mit der Schweiz meinte, ſo war ihm doch ohne Zweifel auch viel an ihrer Ohnmacht gelegen, und ſo glaubte er ſie vielleicht in dieſer cantonalen Zerſplitterung am beſten in ſich ſelbſt gefangen, indem er wie ein ſchlauer Sieger durch die Feſſeln, die er anlegte, zugleich ſich die Volksſympathieen gewann. Daß es ihm auch darum zu thun war, in der Verfaſſung, welche die Schweiz aus ſeinen Händen empfing, ein volksthümliches Werk zu ſchaffen, läßt ſich gewiß nicht in Abrede ſtellen. In ſeinem Grundgeſetz finden ſich ſchon Elemente derjenigen nationalen Ver-

tretung, welche verhältnißmäßig aus der Seelenzahl der Bevölkerung hervorgeht, indem von den neunzehn Cantonen, in welche er die Schweiz eintheilte, diejenigen, deren Bevölkerung die Zahl von 100,000 überſtieg, jeder zwei Stimmen bei der Tagſatzung hatte, die übrigen Cantone aber, mit weniger als 100,000 Einwohnern, jeder nur eine Stimme. Die heutige Nationalpartei möchte daher noch am meiſten der franzöſiſchen Vermittelungsurkunde vom Jahre 1803 einen volksthümlichen Charakter unter allen neueren Conſtitutionen der Schweiz zugeſtehen wollen. Denn durch den Bundesvertrag von 1815 gingen ſelbſt diejenigen nationalen Fortſchritte wieder verloren, die man ſchon in dieſem früheren napoleoniſchen Grundgeſetz errungen hatte. Die Cantone vertraten nun nicht mehr das Verhältniß der Bevölkerung, ſondern lediglich ihre Cantonalſouverainetät und Particularherrlichkeit als ſolche bei der Eidgenoſſenſchaft, wie dies im Geiſte der allgemeinen ariſtokratiſchen Reaction lag, welche das Leben jener Zeit in ihren Bann gethan hatte. —

Der Nationalverein geht gegenwärtig damit um, ein Journal, unter dem Titel einer Nationalzeitung, für ſeine Intereſſen zu gründen, und es ſollen bereits bedeutende Actien dazu aufgenommen ſein. Dieſe Zeitung ſoll dann zugleich in deutſcher

und franzöſiſcher Sprache geſchrieben werden, und Trorler dürfte darin ſeine publiziſtiſche Thätigkeit auf das Lebhafteſte wieder aufnehmen, obwohl er die Ruhe in der letzten Zeit ſehr liebgewonnen; aber der Kampf hat für einen alten Helden jederzeit wieder etwas Verführeriſches. Es ſollen jedoch noch manche Schwierigkeiten ſich der Ausführung jenes Planes entgegenſtellen. Im Allgemeinen bemerkt man jetzt an dem ſchweizeriſchen Zeitungsweſen einen außerordentlichen Aufſchwung. Täglich kündigen ſich neue Unternehmungen an, die den bisherigen Schlendrian zu verlaſſen ſcheinen und ſich einem etwas höheren Stil des Zeitungsweſens zukehren. Zwar giebt es bisjetzt noch keine einzige Zeitung in der Schweiz, welche täglich erſchiene, und erſt ganz ſeit Kurzem kommt die Baſeler Zeitung ſechsmal wöchentlich heraus. Aber der Nationalverein ſcheint berufen, dieſe Bewegungsmittel des öffentlichen Lebens auf eine höhere Stufe emporzubringen, und wird ſich auch wohl dieſen Beruf, der ſo ſehr mit ſeinen Zwecken übereinſtimmt, nicht nehmen laſſen. —

11.

Troxler.

Unter allen öffentlichen Charakteren der Schweiz die eigenthümlichſte, tief von innen heraus bewegte Geſtalt. Philoſoph, Arzt, Gelehrter und Schriftſteller, hängt Troxler mit den bedeutendſten geiſtiger Richtungen der Gegenwart, und namentlich mit der deutſchen Wiſſenſchaft zuſammen, aber die Krone alles Lebens und Strebens iſt ihm ſein Vaterland und der ſtille Alpenwinkel, wo er dem erſten Gedanken der Freiheit nachgehangen. Ehrenvollen Berufungen nach Deutſchland, die ihm in früheren Zeiten zu Theil wurden, beſonders an die Univerſitäten von Berlin und Bonn, hätte er entſprechen können, wenn ihn nicht die Liebe zu ſeiner Schweiz ſtets auf dem dornigen Poſten feſtgehalten, auf den ihn hier die vaterländiſchen Intereſſen in vielfacher

Beziehung geſtellt. Wäre er dem Trieb ſeiner wiſſenſchaftlichen Natur gefolgt, wonach er ſelbſt Deutſchland als ſein geiſtiges Vaterland betrachten muß, ſo hätte er, wie andere deutſche Profeſſoren, ruhig bei uns ſeine Collegia leſen, ſich einen Orden verdienen und Profeſſorenthee's geben können, anſtatt ſich quälen, verfolgen, verſtoßen und flüchtig von einer Ecke der Schweiz in die andere treiben zu laſſen. Aber die Liebe iſt unermüdlich und läßt ſich gern halbtodt jagen, ſtirbt aber doch nicht. Dieſer Art war auch beſtändig Troxlers Patriotismus, unter einem Volke von hochmüthigen Bauern und bäueriſchen Patriziern, die eine Geſtalt von höherer ideeller Abkunft ſchon um dieſer geiſtigen Ueberlegenheit willen niemals anerkennen, ſondern je weiter je lieber von ſich ſtoßen werden. Und was hat nicht Alles Troxler in der Schweiz erdulden müſſen, bloß wegen der höheren Natur, die in ihm iſt, und durch die er das Ideal des ſchweizeriſchen Volksthums und ein urſprüngliches National- und Naturleben der Eidgenoſſen wiederzuerſtreben und zu vertreten ſucht! Troxler hat die tiefſte Ingründigkeit des ſchweizeriſchen Charakters und jene derbe Naturkraft in ſich erhalten, die ſich mit den modernen politiſchen Spiegelfechtereien ſchlechterdings nicht befreunden kann und deshalb mit aller Gewalt eines ſolchen

Sinnes eine Geſtaltung der Dinge anſtrebt, die aus Naturrecht und Volksthum unmittelbar wie eine göttliche Offenbarung hervorgehen ſoll. Zugleich aber treten jene körnigen Elementarkräfte des ſchweizeriſchen Weſens veredelt in ihm auf, angeflogen von feiner Bildung und Zartheit des Gemüths, vertieft durch Speculation und Wiſſenſchaft, und durch die Wahlverwandtſchaft mit den deutſchen geiſtigen Bewegungen der localen Beſchränktheit enthoben. Man mag ihm zu Zeiten mit Grund Heftigkeit und Jähzorn vorwerfen können, beſonders wo ihn ſein Rechtsgefühl dazu treibt, und er hat durch dieſes Ungeſchick einer edeln leidenſchaftlichen Seele häufig genug ſich ſelbſt und ſeiner Partei geſchadet. Aber mit der Gewaltſamkeit ſeines Charakters geht doch zugleich eine große Weichheit und Gemüthlichkeit gleichen Schritt, und die letzteren Eigenſchaften ſind gewiß noch mehr, als jene erſte, die Grundlage ſeiner radicalen Richtung. Dieſe Gemüthsinnerlichkeit entſpringt in dieſer Vereinigung mit dem ſchroffſten Radicalismus bei Troxler aus der Weihe, in der ihm das Volk als eine ſouveraine und göttliche Herrlichkeit erſcheint. Seine Anſchauung vom Volke iſt ihm eine religiöſe. Er blickt nicht, wie andere Radicalen, auf das Volk hinunter als auf eine von ſeiner Intelligenz abhängige Maſſe, deren Führer

er ſich betrachte, ſondern er blickt zu dem Volke hinauf wie zu einer vom Heiligenſchein umfloſſenen Majeſtät, in deren Dienſt er ſein Leben gegeben. Dieſer ſchwärmeriſche Cultus der Volksidee trägt und begeiſtert ihn unabläſſig, und das Volk hat es ſo auf dieſer Seite zu demſelben ausſchließlichen und göttlichen Nimbus gebracht, wie auf der andern Seite der politiſchen Parteien die königliche Autorität. Auf wie entgegengeſetzten Seiten die Menſchen auch ſtehen mögen, ſie haben überall dieſelben Götter unter verſchiedenen Namen, und oft iſt der neue Gott nur die umgedrehte Figur des alten. Wie eine Krankheit von einem Körpertheil auf den andern zurücktritt, ſo werfen ſich auch oft in unſerer Zeit die höchſten Ideen der Menſchheit herum, und treten bald aus dem Kopf in den Magen, bald aus dem Herzen in das Gehirn, ſind aber in allen Lagen nur dieſelben Uebel, an denen man ſich zu Tode krankt. So erſcheint jene unbedingte Heiligſprechung der Volksſouverainetät doch am Ende nur wie ein Zurücktreten der königlichen Autorität aus dem Oberleib der Menſchheit in den Unterleib derſelben. Wenn im unbedingten Königthum der Einzelwillen ſich von Gottes Gnaden ſchreibt, ſo ſchreibt ſich in der Volksſouverainetät der Geſammtwillen von Gottes Gnaden, und beide ſind gerade

in dieſer ſcharfen Entgegenſetzung und auf dieſen ihren äußerſten Spitzen Einsunddaſſelbe, indem ſie zu den nämlichen Reſultaten für die individuelle Freiheit der Menſchheit führen. Es müſſen vielmehr dieſe nackten und einſeitigen Extreme des Einzelwillens und des Geſammtwillens aufgehoben und für beide die vermittelnden Formen gefunden werden. Die ſchweizeriſchen und amerikaniſchen Republiken ſind gewiß eine höchſt gewagte Vermittelung dieſer ächt menſchlichen Gegenſätze. Es iſt wahr, daß es mir im abſoluten Königthum ſchlimm ergehen kann, aber wenn das abſolute Königthum mich todt ſchlägt meiner Ideen wegen, ſo ſchlägt mich vielleicht die Volksſouverainetät todt, weil ich einen beſſeren Rock anhabe als die Geſammtheit, oder weil ich gern Champagner trinke. Die höheren Ideen mit dem ſchlechten Rock zu vermitteln, dürfte alſo die nächſte Aufgabe der Geſchichte ſein. Das volksthümliche Königthum, auch repräſentative Monarchie genannt, iſt bisjetzt noch immer auf halbem Wege ſtehen geblieben und hat mit der einen Hand wieder genommen, was es mit der andern gegeben, ſodaß es gerade in den Ländern, die damit den gröſten Lärm gemacht haben, wie Frankreich, ſeiner innern Auflöſung bereits wieder nahe gekommen. Das volksthümliche Königthum hat

aber weder ſeine Sehnſucht nach dem gelobten Lande der Legitimität noch ſeine Scheu vor den bleichen Geſichtern und zerriſſenen Jacken des Volkes überwinden können, und ſo iſt aus dem Staat dieſer unfruchtbare Hermaphrodit geworden, dem die Naturwahrheit fehlt und den nur krankhafte Gelüſte bewegen. England ſtellt unſerer Troſtloſigkeit die große Harmonie ſeines Staatslebens entgegen, und zeigt die freie Bewegung von Königthum, Ariſtokratie und Volk in der gegenſeitigen Gebundenheit, aber zu einem ſolchen organiſchen Nationaldaſein gelangt man nur durch eine Hingebung an das Nationale, die bei allen Theilen gleicherweiſe ſtattfinden muß. Das Volk muß zu einer Nation erzogen werden und man muß ihm politiſche Bildung zu Theil werden laſſen, es mit politiſchen Begriffen ſpeiſen und tränken, um ſeinen jetzigen hiſtoriſchen Hunger zu ſtillen. Wie lange wird man noch mit der Maxime durchkommen, das Volk ſei unreif zu einer volksthümlichen Verfaſſung, während man ihm zu gleicher Zeit die Schule verweigert, um ſich das Zeugniß der Reife erwerben zu können? Dieſe Illuſion auf Seiten der legitimiſtiſchen Staatsmänner iſt gefährlich genug, und ihr ſteht die andere, nicht minder gefährliche Illuſion bei denjenigen Radicalen gegenüber, die, wie Tropler, das Volk ſchon durch

den göttlichen Beruf auf der Stufe vorausſetzen, zu der es erſt durch politiſche Erziehung und geſchichtliche Entwickelung gelangen ſoll und kann. Was Ideal der Geſchichte iſt, betrachten Trorler und ſeine Partei ſchon als eine von Ewigkeit her gegebene Wirklichkeit, und ſtützen darauf das Gebäude der Gegenwart. Daher das ſchneidend tragiſche Mißgeſchick, das ihren Beſtrebungen nach allen Seiten hin begegnet, ſowohl durch den ariſtokratiſchen Widerſtand, als auch durch die Verwirrung und Reaction in ihrer eigenen Mitte. Die ſchweizeriſche Nationalpartei, an deren Abſichten ſich Trorler mit ſeinem idealen Volksbegriff angeſchloſſen, ſucht zwar auch vorzugsweiſe auf des Volkes Bildung einzuwirken, aber ihr fehlt der durchgreifende Plan einer politiſchen Volkserziehung, von dem auch nur etwas zu erwarten iſt, wo eigens dafür geſchaffene Staatsformen ihn begünſtigen. Soll aber das arme Volk nicht gerade in der Epoche, wo das Schickſal es hinaustreibt zur Beſitzergreifung ſeiner hiſtoriſchen Macht, der Spielball bleiben zwiſchen zwei Illuſionen, ſo muß es jetzt von einer ſolchen Staatsverfaſſung in die Mitte genommen werden, welche die geeignetſten Formen hat, an denen ſich das politiſche Bewußtſein des Volkes entwickeln könne. —

Trorler's Perſon macht einen eigenthümlichen

Eindruck. Die kleine gedrungene Geſtalt verräth Trotz und Kraft; in den durch eine Adlernaſe ſtark charakteriſirten Geſichtszügen verſchmilzt ſich Milde und Redlichkeit mit energiſchem Widerſtand, und aus den blauen Augen blitzt ein ſchalkhaft gutmüthiges Lächeln, oft auch herbere ſatiriſche Laune. Sein ſcharfer Witz, der ſich in ſeinen politiſchen Oppoſitionsreden oft mit ſo vielem Feuer entladen hat, flackert im Umgang ſtiller und gemüthlicher fort. Die entſchieden religiöſe Richtung, die Trorlers gegenwärtige Entwickelungsſtufe, auch in ſeiner Philoſophie, bezeichnet, und der man bei ihm wohl nur mit Unrecht den Namen des Pietismus beilegen kann, verbirgt ſich mehr in ſein innerſtes Gemüthsleben, als daß ſie in auffallenden Formen an den Tag treten ſollte. An ihm zeigt ſich aber wieder, wie leicht und gewiſſermaßen naturgemäß ſich mit myſtiſchen Religionstendenzen radicale Richtungen in Bezug auf den Staat verbinden, eine Erſcheinung, deren Prinzip unſchwer aufzufinden und über die ſich gleichwohl unſere ſtabilen Staatsmänner lange getäuſcht haben. Bei Trorler iſt dieſe Vereinigung durchaus natürlich, und entſpringt, wie ich ſchon angedeutet habe, aus ſeiner myſtiſch religiöſen Anſchauung von der Volksſouverainetät ſelbſt. Manche ſeiner früheren Freunde und Anhänger ſollen ſich

um dieſer Myſtik willen von ihm abgewandt haben, doch ſieht man nicht, wie der eigentliche Kern ſeines Weſens dadurch verändert worden ſei. Namentlich in Bern ſcheint Troxler gegenwärtig ſehr allein dazuſtehen, und lebt in dem alten Profeſſorhauſe in der Herrengaſſe, das man ihm angewieſen, faſt lediglich dem Umgang mit ſeiner zahlreichen und liebenswürdigen Familie. Vor ſeinen Fenſtern die Gletſcher der Alpen, und zu Füßen die brauſende Aar, ſitzt er in ſeinem Zimmer in patriarchaliſchem Naturfrieden da, unbekümmert um alle anderen Genüſſe der Außenwelt, als die ihm ein frommer Aufblick zu ſeinen vaterländiſchen Bergen, ſeine wiſſenſchaftlichen Arbeiten und die Liebe der Seinigen gewähren. Obwohl an Leib und Seele ein Schweizer, trägt er doch nur ſehr wenig perſönliche Zeichen davon an ſich, beſonders was die Sprache betrifft, die man bei ihm nur in einem vollkommen reinen Hochdeutſch vernimmt, welches er ſo ausſchließlich ſpricht, daß er gar nicht mehr im Beſitz der ſchweizeriſchen Mundart zu ſein ſcheint, die ſonſt nicht nur vom Volke, ſondern von allen Gebildeten in der Schweiz geredet wird. Troxler's vielſeitiger Verkehr in und mit dem Auslande und ſein Verhältniß zur deutſchen Literatur und Wiſſenſchaft, ſowie ſeine Gattin, die eine geborene Potsdamerin iſt,

mögen ihn dem Schweizerdialekt ſo ſehr entfremdet haben, wie man es ſonſt bei keinem andern Schweizer antrifft. Er hat aber bei den vielfältigſten Gelegenheiten ſeine Gabe ſchön zu ſprechen bethätigt, und ſeine öffentlichen Reden athmen alle jene hinreißende Gewalt des Gemüths und der Ueberzeugung, die ihre Worte im nämlichen Augenblick wie den Gedanken aus derſelben vollſtrömenden Quelle gebiert und beide harmoniſch aufſtellt wie zu einer blitzenden Schlachtreihe. Von dem Philoſophen und Gelehrten gewahrt man in Troxler's Perſönlichkeit nicht gerade hervorragende Spuren. Am meiſten ſieht man die ſcharfen Einſchnitte und Ecken, welche die Politik auf das Antlitz dieſes merkwürdigen Mannes gezeichnet. —

Seine Widerſprüche mit den beſtehenden Verhältniſſen begannen auch in der That ſchon früh, und zum Theil bei Anläſſen, die gar nicht politiſcher Natur waren, aber den Gegenſatz eines freien und ſelbſtändigen Geiſtes gegen die gedankenloſe Gewalt hervorriefen. Im Canton Luzern geboren (in dem Städtchen Bero-Münſter 1780.) kehrte er auch, nachdem er ſeine Studien in Jena vollendet und einige Reiſeausflüge gemacht hatte, in ſeinen heimathlichen Bezirk wieder zurück, und widmete ſich dort als junger Arzt dem praktiſchen Beruf,

denn wie sehr ihn auch in Jena die Naturphilosophie Schelling's ergriffen und ihm seine eigentliche wissenschaftliche Lebensrichtung vorgezeichnet hatte, so war doch dabei auch die practische Ausübung der Medizin seine Lieblingsneigung geblieben. Da brach im Canton ein verheerender Typhus aus, und bei solchen Gelegenheiten giebt der Medizinalrath die anzuwendenden Heilmittel an, welche alsdann die ausübenden Aerzte genau zu befolgen haben. Der dortige verordnete Aderlässe, im Widerspruch mit Troxler's Verfahren, der mit Glück nach der von ihm gutbefundenen Methode heilte, während nach der durch die Behörde angeordneten alle Erkrankten starben. Troxler schrieb darauf eine kleine Flugschrift, worin er ziemlich scharf die Ansichten der luzerner Medizinalbehörde geißelte. Man forderte ihn darauf vor, in der Hauptstadt zu erscheinen, aber Troxler, überzeugt, daß man, nach einer dort sehr gewöhnlichen Manier, nichts anderes beabsichtige als ihn einzustecken, zog es vor die Schweiz zu verlassen. Er begab sich nach Wien, wo er eine Zeitlang lebte und seine nachmalige Gattin, die sich dort zum Besuch aufhielt, kennen lernte. Nach zwei Jahren aber regte sich in ihm wieder die Sehnsucht des Schweizers nach der Heimath, und er fragte brieflich an, ob man das Vorgefallene vergessen und er

ungefährdet nach Luzern zurückkehren könne. Worauf man ihm ein höfliches Ja zurückſchreibt. Nun kommt er mit ſeiner jungen Frau in Luzern an, aber indem er eben Anſtalten trifft ſich wieder anſäſſig zu machen, legt man ihm ein Papier vor, das er zuvörderſt unterſchreiben ſolle. Er ſieht es an und es enthält eine Abbitte gegen die Behörde. Troxler erwiedert, ſo ſei es nicht gemeint geweſen. Er habe noch dieſelbe Anſicht von der Sache wie damals, und man möge nur die Todtenbücher nachſchlagen, die am beſten auswieſen, wie ſehr er im Recht ſich befunden. Da kommt man Abends und holt ihn ins Gefängniß ab. Es war ſchon Winter, und man weiſt ihm ein kaltes und finſteres Loch zum Kerker an, den ſeine junge ihm vor Kurzem erſt angetraute Gattin auf ihr Begehren mit ihm theilt. So verbringen beide hinter eiſernen Riegeln und bei ſtrengſter Bewachung eine ganze Woche, die gewiß die merkwürdigſte eheliche Flitterwoche war. Nachher mußte Troxler noch bedeutende Prozeßkoſten bezahlen. Dies iſt ein ächtes Schweizerſtückchen, wie es häufig genug aufgeführt wird in dieſem Land der Alpen, welches auch das Land der Freiheit genannt wird, wo aber der Freiheit Geiſt nur im einſamen Hochgebirge auf fernen Höhen wandelt, aber zu den menſchlichen Verhältniſſen ſich noch nicht herniedergelaſſen hat. —

Dies war die Einleitung geweſen zu einer Reihe von politiſchen Verfolgungen, von denen Troxler in ſeinem ſpäteren Leben, namentlich aber in ſeinem Heimathscanton Luzern, betroffen wurde. Bald hatte er dem Landvolke Petitionen abgefaßt und für die gleichberechtigte Vertretung von Stadt und Land zu wirken geſucht, was ihn in Gefangenſchaft und Geldbuße brachte. Bald hatte er wieder einen Prozeß wegen des von ihm herausgegebenen Buches: „Fürſt und Volk nach Buchanan's und Milton's Lehre," worin man eine Stelle, als auf die Verhältniſſe des Cantons Luzern gemünzt, ihm ausdeutete, obwohl eigentlich jene Schrift lediglich eine Ueberſetzung war. Die daraus entſtehende Verfolgung war aber beſonders ein Werk der luzerner Jeſuiten, die freilich an Troxler, der ſeine erſte Jugendbildung auf jeſuitiſchen Lehranſtalten empfangen, keinen Schüler zu ihrem Wohlgefallen erzogen hatten. Troxler hatte damals in Luzern eine Profeſſur der Philoſophie und Geſchichte übernommen und überhaupt für das Erziehungsweſen des Cantons eine außerordentliche Wirkſamkeit entfaltet, als die Jeſuiten jenen Anlaß benutzten, ihn aus ſeiner Stellung zu vertreiben, um in dem von ihm verlaſſenen Garten wieder ihren eigenen Kohl zu pflanzen. Troxler begab ſich nach Aarau, wo er ein kleines Gut hatte, und wirkte auch

dort wieder theils als Lehrer theils als Arzt in einem geſegneten Wirkungskreiſe. Seine Berufung an die Univerſität von Baſel als Profeſſor der Philoſophie erfolgte im Jahre 1830, und verwickelte ihn in jenen merkwürdigen politiſchen Prozeß, den er ſelbſt beſchrieben, und der freilich wieder mit ſeiner Flucht endigte. Dies war der Aufſtand der Landſchaft Baſel gegen die Stadt Baſel, welcher Troxler, der ſeiner Meinung nach gewiß auf Seiten der Landſchaft war, in dieſe neuen Wirren verwickelte. Man beſchuldigte ihn auf jede Weiſe einer Theilnahme an der Empörung des Landvolkes, und er ſoll in ſeiner Eigenſchaft als Rector der Univerſität, welche Würde er gerade bekleidete, den Studenten verboten haben, die Waffen gegen die Landſchaft zu tragen. Er wurde vor ein Militairgericht geſtellt, wie ſehr er auch gegen die Rechtmäßigkeit deſſelben proteſtirte, und von dieſem Augenblick an weigerte er ſich unter ſolchen Umſtänden ferner ſeine Vorleſungen an der Univerſität fortzuſetzen. Deshalb beſchuldigte man ihn noch dazu einer Widerſetzlichkeit, ſeine Verpflichtungen an der Univerſität zu erfüllen. Ein Ausſchuß von Profeſſoren trat zuſammen und ſuspendirte den gefährlichen Mann zunächſt von ſeinem Rectorat. Der Aufenthalt in der Stadt Baſel wurde aber für ihn und ſeinen gleichgeſinnten Freund Wil-

heim Snell immer bedrohlicher. Trorler und Snell durften ſich nicht mehr auf der Straße blicken laſſen, und ein Auflauf des Stadtpöbels, an dem die ſtädtiſche Polizei vielleicht nicht frei von aller Mitwiſſenſchaft war, beſtürmte ſogar Trorler's Haus. Er verließ nun die Stadt, als er für ſich und ſeine Familie den längeren Aufenthalt mit augenſcheinlicher Gefahr verbunden ſah. Die meiſten Anſchuldigungen, mit denen man ihn in Stadt Baſel verdächtigt, blieben übrigens unerwieſen. So erfuhr Trorler, den die politiſchen Irrſale dieſer Zeit ſo oft flüchtig mit Weib und Kind im Lande umhergetrieben, was es heißt, für die Volksſache zu ſtehen, und einer Geburt beizuſpringen, die ſich ſo ſchwer und ohne den Segen des Schickſals aus dem Schooß der Geſchichte hervorringen muß. Nicht wenig von ſeinem äußeren Lebensglück, von ſeiner Geſundheit und Manneskraft, ſowie einen Theil ſeines Vermögens, der in den politiſchen Prozeſſen bei jedesmaliger Verurtheilung in die Koſten darauf ging, hat er an dieſe Aufgabe verloren. Aber ungebeugt, voll innerlicher Heiterkeit und gottvertrauend, ſteht er noch heut auf demſelben Poſten, wie vor vielen Jahren, und er ſagte mir mit ſeinem gutmüthigen Lächeln, daß er noch immer an den Sieg glaube, den er und ſeine Partei ohne Zweifel erringen

würden. Von großem Intereſſe, pſychologiſchem ſowohl wie politiſchem, würde es ſein, wenn Troxler ſein reiches Leben beſchreiben wollte, aber er ſcheint, kampfbewegt wie er noch immer iſt, und noch leidenſchaftlich mit den Ereigniſſen ſeines eigenen Lebens zuſammenhängend, und von der Zukunft die Löſung und Rechtfertigung derſelben erwartend, einer ſolchen Arbeit noch ſehr fern zu ſtehen, die er ſich aber, als eine wichtige und bedeutſame, nicht ganz erlaſſen ſollte.

Was aber ſein Ideal der ſchweizeriſchen Bundesreform anbetrifft, das zu verwirklichen er gegenwärtig ſeine letzten und höchſten Lebenskräfte aufzubieten ſcheint, ſo hätte er zu dieſem Ziel vielleicht ſchon mehrere Schritte vorwärts gelangen können, wenn ihn nicht eine gewiſſe Starrheit ſeines Naturells an jeder Nachgiebigkeit verhinderte. In dieſer Sache hat er offenbar vor einigen Jahren, als die Verhältniſſe ſich den Reformverſuchen des Nationalvereins ſehr günſtig zeigten, nicht zum Vortheil ſeiner Partei gehandelt. Es war nämlich im Jahre 1833, als mehrere Cantone, in welche durch die Bewegungen der Zeit ein neues Leben eingedrungen war, ſich zu vereinigen ſuchten, um die alte und durchlöcherte Bundesverfaſſung von 1815 durch eine neue zeitgemäßere zu erſetzen. Der Ent-

wurf zu einer ſolchen Bundesreform war auch bereits gemacht, enthielt aber kaum den achten Theil von demjenigen, was der Nationalverein eigentlich mit ſeiner neuen und volksthümlichen Geſtaltung des Eidgenoſſenbundes beabſichtigte. Dieſer Entwurf ſcheiterte auch wirklich an dem Widerſtande, welchen die Volkspartei im Canton Luzern, auf welche namentlich Troxler ſeinen ganzen dort ſo mächtigen Einfluß ausübte, entgegenſetzte. In der That war es vorzugsweiſe den Anſtrengungen Troxler's zuzuſchreiben, daß dieſer neue Verfaſſungsentwurf hintertrieben wurde, obwohl Viele ſeiner eigenen Partei meinten, daß es vortheilhafter und patriotiſcher geweſen wäre, denſelben zur Annahme zu bringen. Troxler handelte aber hier wie immer aus dem Grundſatz: entweder Nichts oder Alles! Die neue Verfaſſung war indeſſen immer beſſer als die alte, und in den politiſchen und ſocialen Dingen wird es jederzeit heißen: beſſer Etwas als gar Nichts, welcher triviale Satz hier in der That die Regel der Fortbewegung zu bilden ſcheint. Gewiß liegt auch etwas Großes und Edeles in jenem radicalen Eifer, der anders denkt, und es iſt wohl das Zeichen eines hochherzigen Gemüths, eher gar Nichts zu wollen als ein zerſtückeltes Ideal, aber wenn man die Sache praktiſch beſieht, ſo iſt mit ſolchem noblen Stolz

in der ganzen Weltgeſchichte nicht viel gethan. Die Geſchichte hat neben ihrer großartigen Seite auch ihre bettelhaften und kümmerlichen Elemente, namentlich in der Art ihrer Fortentwickelung. Klagt aber auch eine große Seele nicht zu hart an, wenn ſie ſich weigert, Altflickerarbeit zu verrichten, wo ſie Kraft in ſich fühlt, aus dem Ganzen zu ſchaffen! Die Zeit und das Geſchick ſind auch zu verklagen, wenn ſie große Kräfte, welche Götterſchöpfungen verrichten könnten, zwingen, zu ſchuſtern und zu ſchneidern, zu ſchachern und zu wuchern. Wer das jetzt nicht kann, der ziehe fort in die Einſamkeit! —

Troxler befindet ſich in Bern ſeit der Begründung der Hochſchule durch die Liberalen, alſo ſeit dem Jahre 1834, und ſeine Stellung iſt hier wenigſtens eine ziemlich unangefochtene. Er iſt hier der einzige, welcher die Philoſophie aus dem höheren ſpeculativen Prinzip lehrt, und dieſem Umſtand iſt es zuzuſchreiben, daß er in einem gänzlich unphiloſophiſchen Klima ſo geringe Früchte von ſeiner Wirkſamkeit ſieht. Mit ſeinen eigenthümlichen philoſophiſchen und wiſſenſchaftlichen Leiſtungen mich hier zu beſchäftigen, überſteigt wohl die Gränzen meines Tagebuchs. Er hat ſie in zahlreichen Schriften, beſonders aber in ſeiner großen dreibändigen Logik, die am meiſten auch in Deutſchland bekannt gewor-

den, niedergelegt. Dieſe Logik iſt ſchon das Document der groſſen Veränderung und Wandelung, welche Troxler in den Metamorphoſen ſeiner philoſophiſchen Erkenntniß durchlaufen, indem er, von der abſoluten Identitätsphiloſophie Schelling's ausgehend, ſich allmählig in die Jacobi'ſche Glaubensphiloſophie hineinbildete, oder wenn man will, zurückbildete. Die Einheit des natürlichen und übernatürlichen Menſchen, die er früher nach dem Prinzip der abſoluten Erkenntniß gelehrt, ſtellt ſich ihm jetzt vorzugsweiſe in der Form der religiöſen und chriſtlichen Myſtik dar, und dieſe bildet die Grundlage ſeines Weſens bis nach allen einzelnen Richtungen hin, ſogar bis auf die moderne politiſche, wie ich auseinanderzuſetzen geſucht habe. —

12.

Die Bernerinnen und Julie Bondeli.

Im Canton Bern begegnet man faſt überall einem ſchönen und kräftigen Menſchenſchlag, und beſonders unter den Frauen ſieht man manche Schönheiten, aber oft in einem ſehr coloſſalen Genre. Beſonders merkwürdig iſt der breite kräftige Oberleib, der die Bernerinnen häufig charakteriſirt. Die wahre weibliche Liebenswürdigkeit iſt aber ſelten, wie in der ganzen Schweiz, ſowohl was die Grazie der äußern Erſcheinung anbetrifft, als im geſelligen Lebensumgang, deſſen Ton bei allen Nationen nur durch die Frauen gewinnt oder verliert. Die unerträgliche Steifheit und Beklommenheit des berner Geſellſchaftslebens iſt großentheils der Art und Kunſt der Bernerinnen zuzuſchreiben. Stolz, Kälte, oſtenſibele Prüderie und Kaſtengeiſt ſind die hervorſte-

chendſten Eigenſchaften der hieſigen Frauen, und danach formt ſich denn auch der ganze geſellige Umgang, der hier wie an einer eiſernen Kette liegt und ſeine Bewegungen nur knarrend und gewiſſermaßen widerſpenſtig verräth. Die maſſive Sitte der Bernerinnen verdient alle Achtung, inſofern ſie einen kräftigen Halt abgiebt für das Familienleben, aber ſie ſchreckt zugleich alle höheren Anforderungen und Sympathieen des Lebens zurück, und erſtarrt namentlich den Fremden, der vor dieſen ſchönen Gletſchern der Geſelligkeit daſteht, und ſich mit einigem Grauen überlegt, welche Rieſenarbeit es wohl koſten würde, um aus dieſem Schnee die darunter verborgene Gluth hervorzuſcharren. Bei den Damen aus den patriziſchen Kreiſen fehlt es gewiß nicht an Bildung, aber der feinere und geſchmeidige Geiſt des Zuſammenlebens, der ächte geſellige Takt, diejenige Höflichkeit, welche eine Sache des Gemüths und ein Talent des Herzens iſt, zeigt ſich hier nirgends bei den Frauen zu Hauſe.

Die Verſchloſſenheit des Familienlebens in der Schweiz erinnert an England, aber bei den Engländern tritt man am Ende ein in den heiligen Schacht und darf dann den eigentlichen Kern ihres Lebens mitgenießen, ermuntert von einer Gaſtlichkeit und Vertraulichkeit, deren zarte Gränze man

um ſo lieber einhält, als ſie von der holdeſten Frauenſitte behütet wird. In der Schweiz hat man ſelten Gelegenheit dies zu erfahren, da die Gaſtlichkeit gegen Fremde, namentlich in Bern, ein Begriff iſt, der über den Horizont des hieſigen Geſellſchaftslebens hinausliegt und beſonders den Frauen, wie ſie hier ſind, geradezu widerſtrebt. Ein Fremder ſteht abgeſchnitten wie eine Inſel in einer berneriſchen Geſellſchaft da, beſonders als Deutſcher, und jemehr er fühlen muß, daß man ſeinetwegen ſich einen beſondern Zwang anlegt und ihn nur als einen heterogenen Stoff betrachtet, gegen den eine zuſammengebetene Geſellſchaft gleichſam eine Art von Widerſtandsmittel iſt, um ſein tieferes Eindringen zu verhüten, deſto mißtrauiſcher wird er werden gegen die hieſige geſellſchaftliche Bildung, der das allerweſentlichſte Erforderniß, die Humanität, fehlt. Wenigſtens in den Beziehungen der Gaſtlichkeit iſt dieſe keineswegs vorherrſchend, vielmehr iſolirt ſich hier Alles ſchroff genug, ſelbſt in ihrer heimiſchen Mitte, und eine Familie hat ſich gegen die andere mit allerlei trotzigen Baſtionen umgeben, die nicht überſchritten werden. Dies kommt theils von den politiſchen Parteimeinungen, die namentlich in Bern auch die Geſellſchaft ſpalten, theils verſchulden es die kargeſinnten Frauen, die ihre Tugenden und ihre Lie-

benswürdigkeit nicht über den eigenſten Familienkreis hinweg ausdehnen wollen. Außerdem ſind die Bernerinnen auch den politiſchen Nüancen des Tages nicht fremd und zum Theil ſogar als leidenſchaftliche Politikerinnen bekannt, was denn zu der kaſtenmäßigen Abſonderung des Familienlebens und der Geſellſchaft vollends den Ausſchlag giebt, und an ihnen den ſchöneren weiblichen Beruf, das Umgangsleben durch die allgemeinmenſchlichen Sympathieen zu vermitteln, verkümmert.

So ſind Mißgunſt am eigenen Heerd und Argwohn gegen alles Fremde die zwei hauptſächlichſten Hinderniſſe des hieſigen Zuſammenlebens. Von einer ſchweizeriſchen Geſellſchaft im höheren Sinne des Wortes kann deshalb noch kaum die Rede ſein, dieſer Begriff iſt hier noch zu gar keiner Entwickelung gelangt. Dies mag auch ſeine Vortheile haben, und beim Mangel der Geſellſchaft bleibt natürlich auch die krankhafte Geſellſchaftsſucht aus, welche das tiefere Weſen des Daſeins verzehrt. Aber bei dieſer einſeitigen Sonderung und dem ſo grell hervortretenden Beſtreben, ſich immer nur mit Gleichartigem zu vermiſchen, leidet auch jenes Weſenhafte der menſchlichen Exiſtenz und verſchrumpft zu einem einförmigen Typus, zu einem farb- und geiſtloſen Abklatſch einer ſich immer ſelbſt gleichen

Physiognomie. Das Leben stockt, wenn es durch Neues und Fremdes sich nicht erfrischt in seinen Säften, und die aufgehenden Blüthen vertrocknen gleich wieder an der Alltäglichkeit, ohne einen günstigen Sonnenschimmer. Die Abneigung der Schweizer gegen die Fremden, die oft in einen wahren Fremdenhaß ausartet, ist dabei wohl noch am leichtesten zu ertragen und zu erklären. Zu erklären gewiß bei einem Bergvolke, das von Natur auf patriarchalische Einsamkeit angewiesen und dessen ursprüngliche Zustände allmählig ein Opfer der eindringenden Reiseneugier geworden sind. Daher der Widerstand gegen das Fremde aus einem alten Instinct, der mit den besten und kernhaftesten Eigenschaften des Schweizercharakters zusammenhängt, mit dem unbewußten Treuge[illegible] für die eigentliche Bestimmung dieses Volkes zu ungestörtem Naturleben. Mit dieser unwillkürlichen Abneigung gegen die Fremden contrastirt auf eine komische Weise das Geschick der Schweizer zu Gastwirthen, wo freilich oft das Talent im Maße der Abneigung so gewachsen zu sein scheint, daß das eine die andere zum besten Vortheil ausbeutet, was jeder Reisende in der Schweiz an seinem Geldbeutel erfahren haben wird. Dadurch ist es gekommen, daß das Gasthofleben in der Schweiz so schnell diejenige ausgebildete und

faſhionable Stufe erſtiegen hat, gegen welche das übrige ſtädtiſche und geſellſchaftliche Leben, beſonders in der deutſchen Schweiz, ſich aus allen Kräften wehrt. Doch iſt das kalte ſteinerne Bern nicht ganz ſo arm an Ueppigkeiten, als es auf den erſten Anblick den Schein haben will, und man kann ſich, was frühere Zeiten anbetrifft, darin auf Caſanova's vollgültiges Zeugniß berufen; noch heut aber verſchlieſſen die Badehäuſer Bern's in ihrer romantiſchen Einrichtung mancherlei Myſterien. —

Einen beſonderen Anlaß gab es in dieſen Tagen, um ſich mit der berneriſchen Weiblichkeit zu beſchäftigen. Auch Bern hat es nämlich gelüſtet nach dem Ruhm und Reiz, eine ausgezeichnete Frau hervorgebracht zu haben, und es muß eine ſchreckliche Verlegenheit geweſen ſein, ſie zu finden, ſei es unter den Todten oder unter den Lebenden. Aber dennoch gab es hier einmal eine Geſtalt, die des Gedächtniſſes der Nachwelt würdig iſt und welche die heutigen Berner ſchon gänzlich vergeſſen hatten, obwohl es das ſchönſte Culturbild iſt, das ſie zu ihren eigenen Ehren in ihrer Stadt aufſtellen konnten. Dies iſt Julie Bondeli, die Freundin Rouſſeau's und Wieland's, deren Andenken durch eine in dieſen Tagen zu Bern herausgekommene kleine Schrift von Schädelin erneuert worden iſt. Wer war Julie

Bondeli? heißt es nun hier aller Orten, und mit einigem Erröthen nehmen ihre heutigen Nachkominnen das Büchlein in die Hand, denn ach, Julie Bondeli war eine Gelehrte! Sie wußte Mathematik und höhere Analyse, las Plato und Leibnitz ſo rein weg zu ihrem Vergnügen, wie eine andere gebildete Bernerin heutzutage ihren Balzac oder Eugène Sue, und Rouſſeau ſagte von ihr, als er einen ihrer Briefe geleſen: c'est le génie de Leibnitz et la plume de Voltaire! Dazu war ſie von den liebenswürdigſten Sitten und beſeelte und beherrſchte die Geſellſchaft von Bern, oder ſie bildete vielmehr hier zum erſten Mal ein höheres geſelliges Leben, wie es, nach dem Geſtändniß ihres jetzigen Biographen, weder vor ihr noch nach ihr Jemand in Bern anzuregen und zu vertreten verſtanden. Sie zauberte hier ſowohl durch die umfaſſende Tiefe ihrer Bildung, durch welche ſie die verſchiedenartigſten Elemente um ſich verſammeln konnte, als durch ihren heitern und beweglichen Geiſt, der aus dem philoſophiſchen Ernſt gern in das Scherzhafte und Naive überging, einen Augenblick lang eine wahre Blüthe des geſelligen Umgangs hervor und wirkte über dieſen hinaus auch noch in einem allgemeineren Sinne, indem ſie manche Ideen ihrer Zeit mit der Geſellſchaft vermittelte, welchen Beruf gewöhnlich

Naturen ihrer Art zu haben pflegen. Und wie Rahel für Goethe wirkte, ſo ſcheint der Bernerin Julie Bondeli die Aufgabe zugetheilt geweſen, Jean Jacques Rouſſeau's Verkunderin in der Geſellſchaft zu ſein, was ſie in ihrer dieſem Geiſt hinlänglich widerſtrebenden Umgebung dennoch mit einem merkwürdigen Erfolg verrichtete. Vielleicht iſt jedem großen Dichter und Philoſophen vom gütigen Schickſal ein ſolcher Genius mitgegeben, der in der Stille für ihn ſchafft und wirkt, und ihn aus der beſtehenden Wirklichkeit heraus mit dieſer vermittelt, oft ungewußt von ihm und unter der anſpruchloſeſten Hülle.

Wer war denn nun aber Julie Bondeli? Wann und wie wirkte und wandelte ſie unter den Lebenden? Ihr Familienname iſt in Bern bekannt als einem alten patriziſchen Geſchlecht angehörig, das ſich durch manche ſeiner Sprößlinge vortheilhaft in der Stadt ausgezeichnet hat. Das Geburtsjahr 1731. Nach dem Tode ihres Vaters, der erſt Schultheiß zu Burgdorf und ſpäter Mitglied des großen Raths in Bern geweſen war, lebte Julie Bondeli mit ihrer Mutter und einer jüngern Schweſter in ziemlich beſchränkten Umſtänden. Aber ſchon frühe hatte ihr Geiſt einen ſeltſam elektriſchen Einfluß auf alle ihre Umgebungen ausgeübt, und ohne in der äußeren Lage zu ſein, um einen Mittelpunct

für die Geſellſchaft abzugeben, ſah ſie ſich doch wie von ſelbſt in die Mitte eines bedeutenden Freundeskreiſes geſtellt, der mit aller Freiheit der Neigung ſtets in geiſtiger Abhängigkeit von ihr blieb. Dies geſellige Talent war nur die glückliche Form, tiefere Vorzüge des Weſens zu entfalten und die Freunde auch zu Genoſſen ihres innerlichſten geiſtigen Lebens zu machen. Es war dies Geſellſchaftstalent, nach Juliens eigenem Geſtändniß, mehr ein erworbenes und durch Bewußtſein angeeignetes als daß die Natur ſie ſchon urſprünglich damit begabt hätte, denn von Haus aus legte ſie ſich ſelbſt ſogar einen ungeſelligen weil reizbaren und von nervenkranken Launen gequälten Charakter bei. Aber, wie dies bei höheren Charakteren ſich öfter ereignet und ereignen muß, ein großer Blick in die Welt ſcheint ſie gelehrt zu haben ihre eigene Natur zu überwinden und dadurch eine Harmonie des Lebens zu erzielen, in deren Melodieen für ſich ſelbſt und für die Andern die höchſte Aufgabe des Daſeins gelöſt würde. So gab ſie ſich mit einem wahren Herzen den weitverzweigten geſellſchaftlichen Verbindungen hin, die ſich an ihre eigenthümliche Geſtalt anlehnten, und erſchloß gegen ſie alle Springquellen ihres Innern, einen durchdringenden und überlegenen Geiſt, zugleich mit dem Schmelz eines weiblichen Humors,

der da wieder vereinigte und versöhnte, wo ihr scharfer Verstand getrennt und zergliedert hatte.

Die Berner ließen dies sich damals gefallen und es befestigte sich um Julie Bondeli ein schöner Kreis von Männern und Frauen, dem alle bedeutenden Persönlichkeiten dieser Gegend angehörten und der durch ausgezeichnete Fremde erweitert und dann auch in der Ferne fortgepflanzt wurde. Unter dem weiblichen Theil dieser Gesellschaft begegnet man den Namen eines Fräulein von Saussure, wahrscheinlich der Familie des berühmten Naturforschers zugehörig, eines Fräulein von Haller, Tochter Albrechts von Haller, und einer Mariane Fels, die dem Geiste Julie Bondeli's am meisten ebenbürtig gewesen zu sein scheint und im vertrautesten Freundschaftsverhältniß mit ihr gestanden. Juliens Schwester, Charlotte, deren seltene Schönheit gerühmt wird, hatte sich früh an den Baron von Pöllnitz verheirathet, von dem man vermuthet, daß es derselbe gewesen, welcher das seiner Zeit so berüchtigte Buch **la Saxe galante** geschrieben, und es erweist sich denn auch diese Verbindung, die als ein etwas leichtsinniger Schritt angesehen wird, von keineswegs glücklichen Folgen. Die Männer, die dem Kreise Juliens angehörten, weisen manche in der Schweiz höchst geachtete Namen auf, wie Kirchberger und Tscharner, auch lite-

raniſche Notabilitäten, wie Samuel Engel, Johann Rudolf Sinner und Samuel Schmidt von Roſſens, welcher letztere als Alterthumsforſcher zu ſeiner Zeit in ganz Europa Ruhm erworben. „Die Verbindung aller dieſer zum Theil ſo ausgezeichneten Leute — heißt es in der Schrift Schädelins über Julie Bondeli — galt damals mit Recht für den Kern der guten Geſellſchaft Berns. — Die Unterhaltungen dieſer Geſellſchaft waren von der mannigfaltigſten Art. Denn obgleich das Geſpräch, dies Labſal der Thoren und der Weiſen — die zwiſchen beiden inne ſtehen, wiſſen wenig damit anzufangen — immer die Grundlage des geſelligen Umgangs blieb, und berühmte Werke der Geſchichtſchreiber, Philoſophen und Dichter jener Zeit, ſowie eigene Arbeiten der Mitglieder hauptſächlich deswegen geleſen und vorgelegt wurden, um die Anweſenden ihre Gedanken dadurch anregen, daran entwickeln zu laſſen: ſo verſchmähte man doch andere Gegenſtände der Unterhaltung keineswegs, ſelbſt auch die geringſten nicht. Die ernſte Geſellſchaft verwandelte ſich bald in eine Capelle für Vocal- und Inſtrumentalmuſik, bald in eine Liebhabergeſellſchaft, die vor Andern kleine Schauſpiele aufführte, oder für ſich Sprüchwörterſpiele und dergleichen mit kecker Luſtigkeit improviſirte. Einmal hüpfte man tanzend im ganzen

Saale umher; ein andermal saß man da und dort in den Winkeln desselben beim Schach- und Damenbrett oder ähnlichem Spiel. Wer, wie diese Gesellschaft, den Ernst liebt, zu dem allein gesellt sich abwechselnd auch wahre Heiterkeit und erquicklicher Scherz. Die Munterkeit dieser frohen Leute gab ihnen mancherlei Neckereien, Possen und Schwänke ein, deren einer hier besondere Erwähnung verdient, weil er von längerer Dauer war und Julie auf den Ehrenplatz stellt. Ohne ihr Wissen waren nämlich die sämmtlichen übrigen Mitglieder der Gesellschaft übereingekommen, in Nachahmung der alten Liebeshöfe sich zu einem Hofstaat zu constituiren und Julie, die längst dem Wesen nach ihre Beherrscherin war, mit königlichen Ehren zu umgeben. Zu diesem Ende wurden insgeheim die verschiedenen Hofbeamten ernannt und die nöthigen Diplome ausgefertigt. Einer der Herren ward Premierminister, ein anderer Hofmarschall, ein dritter Staatskanzler, ein jüngerer Geheimsecretair, ein anderer Oberceremonieenmeister u. s. w. Gleicherweise wurde festgesetzt, welche Chargen die Damen der Gesellschaft erhalten sollten. Julie mochte wohl gemerkt haben, daß es um irgend eine Eulenspiegelei zu thun sei, ohne jedoch der Sache auf den Grund zu kommen. Erst als eines Abends, bei vollständiger Ver-

ſammlung der Geſellſchaft, eine Deputation von zwei Damen und zwei Herren ſich ehrfurchtsvoll nahte, und ihr unter angemeſſener Begrüßung das in Goldſchrift auf Pergament prachtvoll ausgefertigte Document ihrer Erwählung zur Königin überreichte, kam ſie dahinter. Wie man erwartet hatte, ging ſie nun wirklich mit der beſten Art auf den Scherz ein, erklärte unter ſtürmiſcher Acclamation ihrer künftigen Vaſallen die Annahme der auf ſie gefallenen Wahl, ſprach beredt und nicht ohne ſchalkhafte Rückſichten im Allgemeinen die Grundſätze aus, nach denen ſie zu regieren gedenke, beſtätigte die vorgeſchlagenen Beamtungen, ertheilte zu jedem Amte einen wohlklingenden, herrſchaftlichen Titel, wies ihren Kanzler an, die zum Hofhalt erforderlichen Einkünfte beizufügen, und ſtellte endlich die bereits ausgefertigten, ihr vorgelegten Diplome mit komiſcher Feierlichkeit den Betreffenden zu. Die neuen Würdeträger brachten hierauf einzeln ihre Huldigung dar und die Königin hatte für jeden noch ein paſſendes Wort, das Niemand verletzte, Alle aber ergötzte. — Jahre lang wurde der Scherz fortgeſetzt und ausgebeutet; ob aber mit wahrem Gewinn, iſt unbekannt." — —

Wir haben es alſo mit einer Königin zu thun, und beeilen uns, der ſchönen Julie Bondeli auch noch

unſere ſpäte Huldigung widerfahren zu laſſen, denn ihr genaht zu ſein, ohne ſie in ihrer Lehnsherrlichkeit anzuerkennen, erſcheint nach Allem, was von ihr ausgeſagt wird, als ein Ding der Unmöglichkeit. Schöne Julie Bondeli? — dieſem zierenden Beiwort wird nun freilich von einigen ihrer Zeitgenoſſen widerſprochen. Doch wird ſie als große Geſtalt von herrlichem Wuchſe geſchildert, ſchöne Augen mit einem ſprechenden Ausdruck, eine ſüße und ſeelenvolle Stimme, und feingebildete Glieder, deren Schönheit ſo vollkommen künſtleriſch war, daß Juliens Hände und Arme von einem bekannten Bildhauer zum Modell gewünſcht wurden. Man mag ſie ſich auch gern wie eine erhabene Statue denken, wenn man ſich recht in ihr Weſen hinein verſetzt, das von einer großartigen Kälte und Ruhe des Verſtandes durchdrungen und harmoniſch geordnet war. Da iſt kein üppiges Herausſchlagen von Gefühlen, nirgends fallen ſentimentale Blüthenflocken herab von ihr, ſondern Alles iſt feſt und körnig wie Marmor, den ſelbſt die Liebe niemals an ihr erweicht hat. Ihr Geſicht war an ſich nicht ſchön, da die Blattern es verunſtaltet hatten, doch nennt der Biograph ihre Züge äußerſt beweglich und auf anmuthige Art von den braunen Haaren beſchattet.

Ihr Freundſchaftsverhältniß zu Wieland, durch

welches der Name Julie Bondeli's mit der deutſchen Literatur zuſammenhängt, war, wie wir es aus den darüber gegebenen Mittheilungen überſehen, in mancher Beziehung eine Abnormität beider Charaktere, indem bei beiden dieſe Verbindung aus dem größten Widerſtreben hervorging. Der junge Wieland, ſechs und zwanzig Jahre alt, war von Zürich aus Vater Bodmer's Armen entweichend, als Hauslehrer nach Bern gekommen, und lernte hier die acht- und zwanzigjährige Julie kennen, zu der ihn zuerſt der Ruf ihres Geiſtes und Wiſſens führte. Er ſcheint, als ein eben berühmt werdender junger Schöngeiſt, mit etwas geckenhafter Zuverſicht vor das ihm geiſtig überlegene Mädchen getreten zu ſein, und Julie ließ ihn auf eine Weiſe, die an Abfertigung gegränzt haben mochte, das ſchwerere Gewicht ihres Geiſtes empfinden. Sie ſoll in ſolchen Fällen ein meiſterliches Talent beſeſſen haben, zu myſtifiziren, und verwickelte den jungen Schwärmer gleich bei der erſten Zuſammenkunft in ein coloſſal gelehrtes Geſpräch, das von Plato und Ariſtoteles und Locke und Leibnitz wimmelte und von lauter Philoſophie und Geometrie ſtrotzte. Wieland ſchildert ſie danach in einem Briefe an Zimmermann als ein gelehrtes Ungeheuer und ſie ſcheint ihn in der That durch Citate aus allen Schriftſtellern der Welt in

Grund und Boden gedonnert zu haben. Indeß muß doch ein Zauber darin geweſen ſein, der ihn auch unverſehens ſo gefeſſelt hat, daß er es bald zum zweiten Mal mit ihr verſucht, und zwar aus einem ganz andern Ton. Es geht daraus eine innere Haltungsloſigkeit des Charakters hervor. Er verſucht es nun nämlich, nach abgelegter Anmaßung des Literaten, in den Melodieen eines ſüßlich girrenden Schäfers bei ihr, worin Wieland gewiß ſehr ſtark geweſen ſein muß, und wird abermals von dem klugen ſcharf verſtändigen Mädchen mit einer langen Naſe heimgeſchickt. Allmählig ſtellte ſich jedoch ein günſtigeres Verhältniß zwiſchen ihnen feſt, wie dies bei zwei Naturen nicht ausbleiben konnte, die einander ſo unzweifelhaften Werth gegenüberzuſetzen und auszutauſchen haben. Die Unkoſten des leidenſchaftlichen Enthuſiasmus in dieſem Verhältniß beſtritt jedoch einzig und allein Wieland, aber wenn wir den überlieferten Nachrichten trauen dürfen, ſo war auch Julie das erſte und letzte Mal in ihrem Leben auf dem Punct, die Neigung, die ſie jetzt in der That für Wieland fühlte, in wirkliche Liebe umſchlagen zu laſſen. Aber es blieb wohl bei dieſen leiſen muſikaliſchen Verſuchen ihres Herzens, ſich eine tranſcendente Schwingung zu geben, zu der doch die innerſte Tonart ihres Lebens nicht paſſen wollte,

denn ſollte man es denken, Julie Bondeli, ſo gelehrt ſie war, verſtand ſich doch gar nicht auf die Gelehrſamkeit der Liebe. Ihr ganzes Weſen war nicht aus dem Stoff, in welchem Liebe zündet, und ſie erhöhte durch die Empfindung, wenn ſie ſich derſelben überließ, wohl das Licht aber nicht die Wärme ihrer Natur. Alles war bei ihr auf großartige Verſtandesanſchauung gegründet. Sie ſammelte in dem hellen Kryſtall ihres Geiſtes die Sonnenſtrahlen der Welt, aber kein einziger hat ſie bis zum Dahinſchmelzen getroffen. Wenn ſie zur Königin ihrer Freunde erhoben war, ſo übte ſie dieſe Hoheit aus als eine Königin des Verſtandes, der ſich in der Mitte des praktiſchen Lebens ſelbſt das Gefühl willig unterwirft. Gegen die Uebergewalt der Empfindungen ſchützte ſie ſich aber mit voller Abſicht durch die Mathematik, der ſie vielleicht am leidenſchaftlichſten ergeben war. Sie war namentlich eine große Rechnerin und beſiegte die ſchwierigſten Probleme der Algebra, an die ſie ihr ganzes Herz ergab. Sie fürchtet ſich auch ſo ſehr vor lyriſchen und poetiſchen Gefühlen, daß ſie, nach eigenem Geſtändniß in einem ihrer Briefe, ſich häufig zum Rechnen von Exempeln hinſetzt, um nur der für ſie ſo quälenden Empfindſamkeit der Seele zu entgehen. Als ein ſehr anregſamer und bedeuten-

der Fremder ſich in Bern befindet, äußert ſie die Beſorgniß, daß ſie durch den Umgang mit ihm zu hoch geſtimmt werden könne, was nachtheilig für ſie ſei, da es zu ihren Umgebungen nicht paſſe und ſie gewiſſermaßen über das Tonmaaß derſelben hinaus hebe. So bleibt ſie doch, bei allen ihren überragenden Eigenſchaften, wiederum eine ächte Schweizerin und Bernerin, die den praktiſch-patriziſch-ökonomiegelehrten und alterthumforſchenden Freundeskreis, welchen ſie um ſich her gezogen hat, auch nicht überſpringen und hingeben will für eine tranſcendentale Sphäre, in der ſie kein heimathliches Behagen hat. C'est du vrai que nous vivons et non pas du beau! iſt der Wahlſpruch der Königin Julie Bondeli. Nun werden Viele ein Kreuz vor ihr ſchlagen oder die arme Julie bedauern, daß ſie ohne Liebe war. Wie kann ein Weib groß und ausgezeichnet werden ohne Liebe? Aber Julie wurde es ohne Liebe, und war noch glücklich dazu. Sie lebte ihr Daſein in einem ruhigen Genuß ſeines Inhalts und im reinſten Vergnügen einer geiſtigen Entwickelung aus, und bewies durch ihr Leben, daß es Glück giebt ohne Liebe, Harmonie ohne Liebe, innerliches Seelenleben ohne Liebe. Rahel und Bettine wurden das, was ſie ſind, durch die Qual der Liebe, durch die lebenaufwühlende Flamme

der Leidenſchaft. Rahel wurde durch die große unglückliche Liebe ihrer Jugend in die Tiefen ihres innerſten Weſens zurückgedrängt, und fand dort, an ihrem Herzen nagend, das ganze Wehe der Menſchheit, an dem ſie litt, und das ſie nun in ſeinen einzelnſten Zuckungen beſchrieb. Julie Bondeli betrachtete Alles aus einer mathematiſchen Anſchauung, ſie hatte ſich das ganze Daſein nach Dreiecken und Winkeln gemeſſen und in einer algebraiſchen Formel zum Bewußtſein gebracht, aber die Kettenbrüche der Leidenſchaft lagen dabei nicht in ihrem Calcul. War der organiſirende Verſtand in ihr zu mächtig für ein hingegebenes Liebesleben, ſo kannte ſie auch den religiöſen Aufſchwung nicht, inſofern er auf einer Extaſe der Gefühle beruhte oder auch nur anſtreifte an eine ideale Sphäre des Gemüths. Ihre Religion war vielmehr großentheils nur aus Moralanſchauungen im Sinne ihrer Zeit gebildet. So war ſie ein Stein, aber ein ſchöner klangvoller und bedeutſamer Stein, welcher bei keinem Reiz des Lichtes, das auf ihn herabfiel, ſtumm blieb, ſondern geiſtig wiedertönte, aber in ſeiner eigenſten Weiſe. Ein erhabenes Eisgebirge, mit dem ſonnighellen Schneegipfel einen klaren und zuverläſſigen Tag verheißend. Kein weiches Verſchwimmen und doch Milde und Lieblichkeit, keine Leidenſchaft und doch

Kraft und Stärke. Es giebt namentlich unter den Frauen ſolche Naturen, denen dies Glück einer ſo begränzten und durch nichts beunruhigten Lebensproſa vorzugsweiſe vergönnt ſcheint, aber es müſſen, wo dieſe Ruhe und Geſchloſſenheit des Charakters ſchon als Naturell vorhanden iſt, ohne Zweifel phyſiſche Grundbedingungen vorangehen, und zwar ſolche, die mit der Geſchlechtsloſigkeit gleichbedeutend ſind. —

Wollte aber Julie Bondeli nichts von Herzenswirren und Liebesbanden wiſſen, ſo verſtand ſie ſich dagegen mit bewußter Meiſterſchaft auf die ſeltene Kunſt der Freundſchaft, und ſetzte ihr Glück darein, Freunde zu haben und zu behalten. Hier werden Einige noch mehr frieren über dieſe Julie, weil ſie lieber vom hausbackenen Brot der Freundſchaft als den Kuchen der Liebe gegeſſen! Den verliebten und empfindſamen Seelen wird es nun aber unſere Julie Bondeli niemals recht machen und dieſe werden ſie verwerfen als einen ſtarren Gegenſatz zu aller ächten Weiblichkeit. Denn es iſt bekannt, daß die Frauen ſich ſonſt auf alle Dinge in der Welt verſtehen, nur nicht auf die Freundſchaft, und dies iſt der ſchlechteſte Zug in der weiblichen Natur. Julie aber übte die Freundſchaft wie eine höhere Lebenskunſt, und ſo muß ſie geübt werden,

wenn aus dieſem zweideutigen und unglücklichen Begriff Wahrheit, Freude und Frieden hervorgehen ſoll. Eine höhere Lebenskunſt iſt die Freundſchaft, weil es, wie in allem Daſein, ſo auch im vertrauten Umgang mit den nächſten Menſchen weſentlich darauf ankommt, auf die geſchickteſte Weiſe ſeine Empfindlichkeit zum Opfer zu bringen. Empfindlichkeit und Reizbarkeit wird bei der Berührung zweier Naturen, gerade je ähnlicher und verwandter ſie ſich ſind, deſto entſchiedener immer daſein, aber wenn auch dieſe Empfindlichkeit an ſich keineswegs etwas Schlechtes, ſondern vielmehr oft gerade die höhere Anforderung der menſchlichen Natur iſt, ſo läuft doch im Umgang Alles darauf hinaus, dieſelbe abzuſtumpfen. Wenn abſolute Anforderungen an das Weſen der Andern zur Vereinſamung und Gehäſſigkeit führen, ſo beruht dagegen die eigentliche Dauer der Freundſchaft auf der Abſtumpfung jener Empfindlichkeit, bei welcher man ſich ſagen muß, daß ſie urſprünglich das höhere Element iſt und es will. Dieſe Abſtumpfung als humane Kunſt zu betreiben, iſt das wahre Talent des Umgangs, und dies hat Julie auf eine bewundernswürdige Art an ſich entwickelt. Sie hat ſich darüber durch Betrachtungen, die ihre tiefe Menſchenkenntniß verrathen, mit ſich ſelbſt verſtändigt, denn ſie hat gerade

an ſich einen ſehr reizbaren, weil immer auf die höchſte Idee des Umgangs gerichteten, Charakter zu überwinden. So trägt ſie denn, mit dieſem Bewußtſein über die Gränzen des menſchlichen Umgangs, die großen Erfolge im Freundesverkehr davon, die ihren Namen und ihr Leben als etwas Bedeutſames auf die Nachwelt gebracht haben. In einem Briefe an Sophie Laroche (im zweiten Bande des von derſelben herausgegebenen „Schreibetiſches," durch welchen Juliens Briefe zuerſt der deutſchen Leſewelt bekannt wurden,) trägt ſie einmal ihre ganze Philoſophie des Umgangs vor, eine traurige Philoſophie, es iſt wahr, denn ſie gründet ihr Syſtem auf die Schwäche der menſchlichen Natur, aber eine wahre und nützliche Philoſophie, weil ſie aus dem Mangelhaften ein Vollkommenes zu erſchaffen ſtrebt. Die Genüſſe der Freundſchaft genügen ihr aber ſo ſehr für ihr ganzes äußeres und inneres Daſein, daß ſie den feſten Entſchluß faßt, niemals zu heirathen. Ein ſolcher Entſchluß muß freilich bei einer Frau immer für unnatürlich gelten, und beruht in der Regel auf einer falſchen und zweideutigen Baſis. Julie begründet ihn auf ihr völliges Ungeſchick zu allen häuslichen Verrichtungen und zu jedem hauswirthſchaftlichen Leben. Dies hat ſich in der That ſchon früh an ihr verrathen, und ſie konnte in

ihrem ſechszehnten Jahre noch nicht das Stricken begreifen. Eine Hausfrau muß allerdings ſtricken und kochen können, nach Juliens gewiſſenhaftem Lebensprinzip. Aber heißt es nicht zu gewiſſenhaft ſein, in dieſem kalten Leben kein Feuer anzuzünden, bloß weil man nicht verſteht, eine Suppe daran zu kochen? —

Wie erging es nun aber dem verliebten Schäfer Wieland mit ſeiner heirathsunluſtigen Julie Bondeli? Das Verhältniß dauerte von ihrer Seite mit beſtändigem Wohlwollen fort, von ſeiner Seite wurde es ſpäter vernachläſſigt und aufgegeben. Sie war die treueſte in dieſer Verbindung geblieben, denn ſie hatte ſogar eine bedeutende Mißſtimmung gegen ihn zu überwinden, die er noch während ihres perſönlichen Zuſammenſeins in Bern durch einen Umſtand oder ein Benehmen, über dem ein räthſelhaftes Dunkel ſchwebt, verſchuldet hatte. Man iſt nie darüber klar geworden, was zwiſchen beiden vorgegangen ſein mag, und das für Julie ſo empfindlich war, um ihm einen Augenblick lang ſogar ihre Achtung aufkündigen zu müſſen. Einige wollen behaupten, daß Julie ſich erzürnt habe über kleine poetiſche Frivolitäten, die Wieland gedichtet, und etwas der Art muß es geweſen ſein, wenn nicht gar noch Schlimmeres. Indeß ſollte man denken,

daß Julie zu verſtändig und philoſophiſch war, um in erotiſchen Spielereien ein Verbrechen zu ſehen, wie hingegen wieder Wieland, der als Menſch die Tugend ſelbſt geweſen, ſich ſchwerlich ſo weit vergeſſen konnte, um ſich etwa unzarte Ausfälle gegen ſie ſelbſt zu erlauben. Aber gerade bei ſolchen Dingen ſchlägt jedes Urtheil und jede Vorausſehung fehl, und es kann auf beiden Seiten das Aergſte und das Dümmſte geweſen ſein, das dieſen Zwiſt hervorbrachte. Doch ſehen wir, daß er ſich auch wieder ausglich, und nach Wieland's Entfernung aus Bern dauerte die Freundſchaft fort in Briefen und Sendungen. Wieland ſchickte ihr ſelbſt einige ſeiner größeren Dichtungen im Manuſcript, welche ſie durchſah und ihm ihre Bemerkungen darüber zurückſchrieb. Auf dieſe Weiſe nahm Julie mehrfach an den geiſtigen Arbeiten ihrer Freunde einen Antheil, der nicht bloß empfangend war, ſondern oft productiv übergriff und einwirkte. —

Anderer Art war Juliens Verhältniß zu Jean Jacques Rouſſeau, und in der geiſtigen Abhängigkeit, in welche die praktiſche Julie von ſeinen Ideen und Träumen gerieth, giebt ſich ein reizender Widerſpruch zu Tage. Sie lernte ihn perſönlich kennen während ſeines Aufenthaltes in Motiers-Travers, wo der kranke Philoſoph, mit allen Wider-

ſprüchen des Daſeins ſich geißelnd, und von körperlicher Hinfälligkeit überwältigt, eine ſeiner traurigſten Lebensperioden verbrachte. Aus ſeinen Schriften kannte ſie ihn ſchon lange und von Anfang an. Sie war überall und bei jeder Gelegenheit als Vertheidigerin ſeiner Bücher aufgetreten und fällte ſchon früh, namentlich über die Heloiſe, das ſcharfſinnigſte und verſtändnißvollſte Urtheil. Sie züchtigt mit ihrem feurigen Spott diejenigen, deren engherzige Moralbetrachtung das Buch verurtheilen will. Sie ruft aus: „es ſind Gecken und Salonpuppen; es iſt mit einem Worte der ganze haltloſe Schwarm der Leute vom ſogenannten guten Ton, der ſich erfrecht, ein Geſchrei über die Heloiſe zu erheben. Und da ſollte man nicht in Zorn gerathen! Würden dieſe Leute Heloiſe nur lächerlich finden, ſo wäre ein ironiſches Lächeln über ihr Urtheil meine ganze Rache. Sie ſcheuen ſich jedoch nicht, ſie für ſtrafbar zu halten, und auf deren Unkoſten in einer Delicateſſe zu glänzen, von der man ſie anderwärts wenig Gebrauch machen ſieht. Auch wehe Denen, die mir auf dieſe Weiſe kommen! Mit den Weibern bin ich bald fertig. Eine ſpöttiſche Miene, ein finſterer Blick ſind meine ganze Antwort. Männer jedoch haben mehr Muth und Raiſonnement, als daß man ſie mit Mienen abſpeiſen könnte.

Man muß ſich in Discuſſionen einlaſſen. Welche Verlegenheit erwächſt aber daraus, ſich über Dinge beſtimmt ausſprechen zu müſſen, worauf die wenigſten Frauen auch nur von Ferne eingehen, aus Furcht vor gehäſſigen Folgerungen! Doch, Gottlob, ich beſitze Muth und Boshaftigkeit genug dazu, nehme überdieß auch einen ſo ernſten Ton, eine ſo impoſante Haltung an, daß es mir bis dahin noch nie begegnet iſt, irgend ein unanſtändiges Wort hören zu müſſen." —

Ihre eigene Vertheidigung des Buches, welche der hier gegebenen Briefſtelle folgt, iſt muſterhaft, und findet Anwendung auf alle ſolche Achtserklärungen, welche ſich immer von Zeit zu Zeit in der Geſellſchaft gegen die Werke des höheren Genius wiederholen werden. So iſt auch ihre Anſicht von Goethe's Götz von Berlichingen und Werther, in der frühen Zeit, wo ſie darüber urtheilte, bemerkenswerth. Im Werther ſieht ſie einen zweiten Rouſſeau, nur in einer noch höheren Potenz. Doch iſt ſie über das Moraliſche bei dieſer Dichtung nicht ganz mit ſich im Klaren, vornehmlich was den Selbſtmord anbetrifft. Seltſam iſt, daß ſie glaubt, Goethe habe im Werther die Genieſucht bekämpfen wollen. Aber im Ganzen verräth ſie eine überraſchende Erkenntniß des neu aufgehenden Geſtirnes

Goethe, die man ſelbſt den Ausgezeichnetſten unter Goethe's erſten Zeitgenoſſen nicht nachrühmen kann. Durch ſolchen Aufſchwung ihrer Bildung geht ſie denn wohl unvermerkt über den Kreis ihrer Umgebungen hinaus, oder erweitert denſelben jedesmal nach ihrer eigenen Ausdehnung. Aber durch ihre Vertheidigung Rouſſeau's hat ſie ſich auch, wie es immer zu gehen pflegt, anfänglich viele Gegner erworben, und muß deshalb manchen Verdruß in ihrem Kreiſe beſtehen. Aber es gelang ihr endlich, mit ihrem Eifer dergeſtalt durchzudringen, daß ſie alle ihr naheſtehenden Gegner des geliebten Philoſophen ſelbſt in ſeine leidenſchaftlichſten Anhänger umwandelte. Mehrere von Juliens Freunden, unter denen ſich auch ein Prinz Ludwig von Würtemberg ſowie einige andere in der Schweiz anſäſſig gewordene vornehm Fremde befanden, fingen ſogar an, ihre Kinder nach Rouſſeau's pädagogiſchen Grundſätzen zu erziehen. Zu dieſen gehörte auch Juliens vertrauter Freund Kirchberger. Auch die politiſchen Ideen Rouſſeau's mußten nun durch dieſen Geſellſchaftskreis auf einem praktiſchen Boden Wurzel ſchlagen, und gewannen von hier aus unmittelbar eine Einwirkung auf die Geſtaltung des öffentlichen Lebens, in das Juliens Freunde als Staatsmänner und in andern bedeutſamen Bezie-

hungen wesentlich einzugreifen hatten. Rousseau selbst war und blieb sehr eingenommen für die Vorzüge seiner Freundin Julie Bondeli, und schrieb ihr zärtliche Briefe, an denen Julie eben nur die Zärtlichkeit auszusetzen hatte. Denn so wenig hat sie als Weib Verlangen nach den Huldigungen, welche man dem Geschlecht zu zollen pflegt, daß sie über die in solcher Weise gespendeten Artigkeiten, selbst wenn sie von einem Rousseau kommen, sich mehr beklagt als ergötzt. —

Bei Juliens Lebzeiten wurde eine einzige Abhandlung von ihr gedruckt, aber wider ihren Willen und zu ihrem großen Aerger. Ihr Freund Zimmermann, der berühmte Arzt und Schriftsteller, war Schuld daran, daß ein Auszug aus einem Briefe, den sie ihm geschrieben hatte, unter dem Titel **Reflexions sur le tact moral par Mlle B.** in dem damaligen Gothaer Mercur abgedruckt wurde. Dieser moralische Tact, als Grundlage des Philosophirens und der Lebensanschauung, ist in der That eine eigenthümliche Entdeckung Juliens und hat gewiß seinen subjectiven Werth und praktischen Nutzen. Aber sie hat wohl nicht daran gedacht, ihm irgend eine wissenschaftliche Erheblichkeit beizumessen. Sie selbst macht einmal in einem ihrer Briefe eine vortreffliche Bemerkung über Das, was sie „Weiber-

genie" nennt, und das ſie folgendermaßen bezeichnet: „ein trauriges Compoſitum von Tact, Empfindſamkeit, Wahrheit, durchdringenden Verſtand, Feinheit und Richtigkeit in Anſichten und Bemerkungen."

Ihre Kränklichkeit, herbeigeführt durch eine zufällige Schierlingsvergiftung, verurſachte ihr gegen das Ende ihres Lebens die heftigſten körperlichen Leiden, denen ſie in ihrem ſiebenundvierzigſten Jahre erlag. In ihr zeigte ſich auf einer bedeutenden Höhe jener Typus philoſophiſcher Frauenbildung, der im vorigen Jahrhundert häufiger war und ſeitdem immer mehr verloren gegangen iſt. Ihr Biograph Schädelin, dem wir die ſinnreiche Erneuerung ihres Gedächtniſſes verdanken, zeiht ſie zum Schluß, wie es jetzt Mode in der Welt iſt, des Mangels an Chriſtenthum. Sie ſtarb aber unter körperlichen Leiden in einem göttlichen Frieden, und endete ſeelengroß ein unter jedem Geſichtspunct tüchtiges und kernhaftes Leben. Man ſollte in einer noch reichlicheren Auswahl ihre Briefe zuſammenſtellen. Sie ſchrieb dieſelben in franzöſiſcher Sprache, die noch heut, wie damals, die Sprache des höheren Bildungsverkehrs in Bern iſt. Im Deutſchen hatte ſie es nur zu einem ſehr ungelenken Ausdruck gebracht. Vielleicht erhalten wir noch ergänzende Mittheilun-

gen über Julie Bondeli durch den geiſtreichen Freieiſen in Bern, der durch ſein kürzlich herausgegebenes Buch: „die beiden Friederiken in Seſenheim" ein beſonderes Talent zur Behandlung ſolcher Aufgaben gezeigt hat. —

13.

Der Prinz Napoleon in der Schweiz.

Der junge Herr mit dem großen Namen macht den Schweizern Sorge für und für. Heute (24. September) hat der große Rath von Bern den ganzen lieben langen Tag mit den heftigſten Debatten über dieſe Angelegenheit zugebracht. Nur mit Mühe gelangte ich noch in den Sitzungsſaal, aus dem mich jedoch die Hitze und die meiſtentheils vorherrſchende ſchweizeriſche Mundart der Redner, die für den Fremden zu viele Unverſtändlichkeiten darbietet, bald wieder ins Freie hinaustrieben. Draußen auf den Gaſſen ſtand das Volk in aufgeregten Gruppen umher bis an den ſpäten Abend, und ſtarrte das alte Rathhaus an, das in ſeiner wunderlichen Bauart einem verwitterten Eulenneſt ziemlich ähnlich ſieht, obwohl der Vogel der Weisheit nicht immer darin Herberge

gefunden. Diesmal flatterte er lange in ängſtlichen und zweifelhaften Schwingungen über dieſer Rathhausdebatte, die ſich hier beinahe zu Gunſten des franzöſiſchen Begehrens, dem Napoleoniden das Aſylrecht in der Schweiz aufzukündigen, entſchieden hätte. Wäre die diplomatiſche Forderung des Miniſteriums Molé nicht zugleich mit einer ſo martialiſchen Miene vor die Schweiz hingetreten, wodurch hier das nationale Ehrgefühl empört und entflammt wurde, ſo würde namentlich in Bern die franzöſiſch geſinnte Partei, welches denn vorzugsweiſe die Ariſtokraten ſind, den Sieg erworben haben. Aber die aufgereizte Volksſtimmung iſt jetzt auch in Bern zu einer drohenden Gewalt herangewachſen, an allen Ecken und Enden der Stadt hört man die ehrlichen Schweizer ſich ereifern gegen ihre galliſchen Nachbaren, die mit der Schweiz immer wie mit einer Bagatellſache bald wohlwollend bald ſpöttiſch geſpielt haben.

Nun aber kommt die Entſcheidung des großen Rathes heraus. Er hat nur mit der geringen Mehrheit von zwei Stimmen die Abweiſung des franzöſiſchen Begehrens beſchloſſen. Dabei hat ſich am eigenen Heerd ein ſeltſames Ereigniß zugetragen, welches ein außerordentliches Aufſehen erregt. Gleichzeitig mit dem bekannt gewordenen Beſchluß haben nämlich die Gebrüder Schnell, welche in der Sitzung für

die Forderung Frankreichs gesprochen, ihren Austritt aus dem großen Rathe erklärt. Unbegreiflicher Weise haben beide ausgezeichnete Männer, die noch vor kurzem die Hauptschlachten des Liberalismus im Lande anführten, in dieser Sache eine Partei ergriffen, die sie plötzlich mit allen ihren früheren Meinungsgenossen überwirft und sie der Hinneigung auf die aristokratische Seite verdächtigt. Denn wenn auch die Angelegenheit und Person des Prinzen Napoleon zunächst ganz unabhängig dasteht von allen Stichwörtern des einheimischen Liberalismus, so hat doch diese Frage in der That jetzt eine nationale Wendung genommen, an der sich auch die inneren Parteien des Landes gruppiren müssen. Die Schweizer haben ohne Zweifel Recht, wenn sie aus dieser Sache eine Prinzipfrage machen, indem sie der auswärtigen Diplomatie, die nur nach Belieben in ihren Haushalt hineinzugreifen meint, die nationale Selbständigkeit wie eine undurchdringliche Mauer entgegenhalten. Da schlägt man denn jetzt die Hände über den Kopf zusammen, daß die Herren Johann und Karl Schnell die Hoffnungen, welche ihre Partei auf sie gesetzt, verlassen und verrathen haben!

Man spricht jetzt nur von den beiden Brüdern, die auf Einmal so unpopulair geworden! Bei dieser Gelegenheit ward es wieder recht anschaulich, welch

ein Wetterhahn in unſerer Zeit die öffentliche Meinung iſt und wie ſie durch einen einzigen Hauch Stimmung und Ausdruck verändern kann! Von den Gebrüdern Schnell, die eben noch die beliebteſten Patrioten waren und durch deren Dienſte das Land ſelbſt ſich geehrt ſah, ſpricht man jetzt nur wie von zwei Tyrannen, deren Sturz man zu gleicher Zeit beklatſcht. Auf der andern Seite ſieht man die Hochtories von Bern, die beſonders aus dem Stamm der reichen Gutsbeſitzer noch immer eine anſehnliche Phalanx bilden, Annäherungen an die Schnell's verſuchen als an Leute, mit denen jetzt etwas zu machen ſei. So geht es mit den armen Liberalen! Die Glorie ihres Wirkens ſtreift ſich ſo leicht von ihnen ab, und oft ohne ihre Schuld. Sind ſie zu heftig, ſo zerſtören ſie ihre Sache, werden ſie mäßiger, ſo zerſtören ſie ihre Perſon. Die Helden des Liberalismus, Johann und Karl Schnell, ſcheinen aber, nach ihrem gegenwärtigen Handeln zu urtheilen, von einer eigenthümlichen Zeitkrankheit ergriffen, die jetzt in der Welt immer mehr überhand nimmt und namentlich in den Reihen des Liberalismus die größten Verheerungen anrichtet. Ich habe mich ſchon mit mancherlei Betrachtungen über dieſe Krankheit beſchäftigt, und bin überraſcht, jetzt auch in der Schweiz ein ſchon ſo ausgebildetes Symptom davon anzutreffen. Dieſer Zeitkrank-

heit weiß ich keinen anderen Namen zu geben als den des Louis-Philippismus. Selbſt die tapferſten und kräftigſten Herzen können in Momenten davon ergriffen werden und Jeder faſſe ſich in ſeinen Buſen, ob er nicht ſchon daran ſiecht! Der Louis-Philippismus beſteht in einer eigenen Art von Lebenslähmung, die man zu gleicher Zeit eine ausgeklügelte Lebenslähmung nennen möchte, denn dieſe Stockung der lebendigen Natur iſt durch die Klügelei des jeſuitiſchen Verſtandes hervorgebracht. Der Organismus wagt nicht mehr die kräftige Naturbewegung, und das quellende Lebensblut, von den Intriguen des ſelbſtſüchtigen Verſtandes gemeiſtert, geht ſachter und immer ſachter wie ein ſcheinheiliger Schleicher durch ſeine Canäle, um das matte Herz nicht aus ſeinem Schlafe zu ſtören. Die erſten Zeichen dieſer Krankheit ſind ein Uebelundwehewerden bei den allerleiſeſten Windſtößen der Geſchichte, aber zum Erbrechen kommt es nicht, weil der Kranke bei weitem zu kraftlos iſt. Es hat ſich die Krankheit vom Julikönigthum aus wie ein politiſches Pockengift nun ſchon über alle Welt verbreitet. Der Louis-Philippismus meint es gut, er will nach unſäglichen Mühſalen und Leiden um die Freiheit wenigſtens die Ordnung und den Frieden retten, vor Allem aber auch ſich ſelbſt, doch er kennt nur den Frieden, den die abmattende

Krankheit bringt, und darum ſtürzt er ſich in die Krankheit, die Vollkraft der Geſundheit fürchtend.

O Himmel, wie feſt hält ſich der böſe Dämon der Verwirrung an die neueſte Sache der Geſchichte geklammert! An die Sache, welche die Sache des Volkes iſt. Sieht man die ſchweren und unheilvollen Zuckungen dieſer neuen Geburt, die ſich ſelbſt helfen muß, wenn ihr der Himmel helfen ſoll, ſo blickt man mit Angſt vorwärts und zurück in die Geſchichte. Die großartigen Despotieen, welche, in früheren Zeiten der Menſchheit, ſo viel Glanz und Aufſchwung dem Geſchlechte gegeben haben, treten vor uns hin, und, wenn auch mit verhülltem Geſicht über die dadurch offenbarte Schwäche des Menſchengeſchlechts, ſo müſſen wir ihnen doch zugeſtehen, daß ſie durch die Feſtigkeit und Einheitlichkeit ihrer Form Gewaltiges geleiſtet haben! Napoleon, von dem Gedanken an die Größe der alten Despotieen erfüllt und zugleich von dem volksthümlichen Geiſt der neueſten Geſchichte getragen, war vielleicht der Nächſte daran, ein wahrhaft modernes Staatsleben zu ſchaffen, das mit der nationalen Subſtanz, auf welche alle wahren Bedürfniſſe der heutigen Menſchheit ſich zurückführen, zugleich die dauerhafteſte Garantie der Form verbände. Ihm lag das Ideal einer volksthümlichen Despotie vor Augen, die in der Einheit einer großen und aus

dem Volk hervorgegangenen Perſönlichkeit Nation und Staat endlich zu einem feſten und organiſchen Ganzen zuſammenſchlöſſe! Er hat dies Ideal zu keiner dauernden Verwirklichung bringen können, und die Sache hat ſich ſeitdem wieder in neue hiſtoriſche Formen hineinzubilden geſucht, aber noch nicht mit beſſerem Erfolg zum Ziele. Denn ſollte der Napoleon des Friedens, welchen die Juliusrevolution gezeugt, auch die Despotie zu Stande bringen, ſo würde es doch mit den volksthümlichen Inſtitutionen der Despotie gewiß ſchlimmer als jemals ausſehen. —

Und der neueſte Napoleonide, was hat er ſich eigentlich dabei gedacht, als er das Erbe ſeines groſſen Namens angetreten? Man kann nicht ſagen, daß er ganz gedankenlos in ſeine bizarre Unternehmung ſich geſtürzt habe. Ludwig Napoleon hatte ſich eine gewiſſe Aufgabe vorgezeichnet, der es auch keineswegs an einer richtigen ideellen Begründung mangelte. Soviel man aus ſeinen Briefen, Proclamationen und der Laity'ſchen Brochure entnehmen kann, hat er die Bedeutung des kaiſerlichen Adlers für das gegenwärtige Frankreich in einem hinlänglich umfaſſenden und großen Geſichtspunct gedacht. Er betrachtete die Anarchie aller der verſchiedenartigen Parteien, die jetzt in Frankreich den Schooß der Regierung vom 9. Auguſt zerfleiſchen, ohne daß eine einzige im Stande

wäre, einen neuen und bürgſchaftleiſtenden Zuſtand der Dinge zu organiſiren. Die verſchiedenen Intereſſen der Geſellſchaft ſchienen ihm in den verſchiedenen politiſchen Parteien nur zerſplittert aber nicht geſammelt und in keiner zu einer ſiegverſprechenden Macht concentrirt. Nur der kaiſerliche Adler, meinte er, wenn er jetzt hoch geſchwungen würde über alle Parteien Frankreichs, trage den Zauber in ſich, das allen Factionen Gemeinſchaftliche zu verheißen und ihre mannigfachen Beſtrebungen in eine Einheit zu bringen. Es ſei der Adler des Kaiſerreichs das ächt nationale Banner Frankreichs, in dem ſich die monarchiſchen und die volksthümlichen Intereſſen nieder am dauerhafteſten zuſammenſchlingen würden! Zu dem alten napoleoniſchen Syſtem müſſe zurückgegangen, daſſelbe aber entſchieden nach dem Prinzip der Volksſouverainetät ausgedehnt und entwickelt werden. So dachte und träumte der Sohn des ehemaligen Exkönigs von Holland und der Geiſt ſeines Onkels Napoleon erſchien ihm im Schlaf und ermahnte ihn zu dem, was der ganzen Zeit fehlt, zu Thaten. Die weiſe Mutter Hortenſia wußte nichts von den Planen, über welchen der Napoleonide gegen den Napoleon des Friedens brütete. Es ließ ihn aber endlich nicht länger mehr auf dem ſchönen Arenenberg, das die ſinnige Hortenſia zu einem ſeenhaften Aſyl eingerichtet

hatte. Ludwig nahm Abſchied von ſeiner Mutter und ſchwang ſich nun zu Roß, um als neu aufgehender Heros geradewegs in die Welt hineinzureiten und vom Sattel auf den Thron Frankreichs zu ſpringen. So zogen vor Alters mit Speer und Lanze die fahrenden Ritter auf einen Strauß, und wenn ſie kein Abenteuer fanden, ſo improviſirten ſie eines an der Heerſtraße aus freier Fauſt und mit keckem Herzen. Nicht anders dachte es ſich der junge Ludwig Napoleon, als er, ſeine Aventure mit der Weltgeſchichte zu verſuchen, ſich im Steigbügel zurechtſetzte. Der Abenteurerinſtinct trieb ihn anfangs ganz richtig und er war im Begriff, ſein Glück auf dem rechten Punct zu erproben. Der Streich war auf den Geiſt der franzöſiſchen Armee berechnet, und wenn es noch irgendwo in Frankreich einen lebendigen Kern der napoleoniſchen Elemente giebt, ſo mußte es natürlich im Heere ſein. Man konnte in den letzten Zeiten der franzöſiſchen Zuſtände überhaupt auf den Gedanken kommen, daß die parlamentariſche Oppoſition, die ſo gänzlich durch die Parteiintriguen und durch ihre eigene innere Dialektik abgeſtumpft und verbraucht erſchien, durch die militairiſche Oppoſition wirkungsreicher und für den allgemeinen Fortſchritt erſprießlicher abgelöſt werden könne, und mancherlei Zeichen im franzöſi-

ſchen Heere ſchienen bereits darauf zu deuten. Und Ludwig Napoleon hatte als Ausgangspunct eine Stadt im Auge, die an ſich ſchon die günſtigſten Anknüpfungen darbot und mancherlei gegen die Juliregierung empörte Stoffe vereinigte. Dies war Strasburg, wo außerdem einige Regimenter lagen, die durch beſtimmte Ereigniſſe mit der Glorie des Kaiſers in unverlöſchlicher Erinnerung verbunden waren. Aber es fehlte dem Unternehmen des jungen Prinzen alle und jede gründliche Vorbereitung, die erſt längere Zeit in der Stille ihre Fäden hätte ſchlingen müſſen, und ſo kam es, daß die Ausführung, nur auf die Ueberraſchung des Moments und auf die Wirkung eines bloßen Namensſchalles berechnet, wie ein Theatercoup erſcheinen mußte, der auch im Kolofoniumfeuer wieder zerplatzte. Mit den Propagandiſten von Paris hatte Ludwig Napoleon nur die allerdürftigſten Verbindungen angeknüpft. Laſayette hatte ihn ermuthigt, aber ihm nicht den geringſten Anhang zugeführt, was ſpäter auch von dem großen Republikaner Armand Carrel in ſeinem Bezug zum Prinzen galt. Chateaubriand, der Unterthan des Herzogs von Bordeaux, ſchrieb dem Napoleoniden jenen bekannten merkwürdigen Brief, worin er ihm ſagte: „Sie wiſſen, Prinz, daß mein junger König in Schottland iſt, und daß,

ſo lange er lebt, es für mich keinen andern König von Frankreich geben kann als ihn.“ Bei derjenigen Partei aber, welche man in Frankreich vorzugsweiſe die napoleoniſche nennen kann, hatte Ludwig wohl auch nicht mehr als die Vorausſetzung zu Gute, daß man jetzt wohl auf ihn die Hoffnungen übertragen haben würde, die vordem auf dem Herzog von Reichſtadt geruht. So ſtürmte der Unerfahrene fort und wurde in den Kaſematten von Strasburg wie ein junger Thor feſtgehalten.

Bei ſeinen wenigen Anhängern hat er jetzt noch dadurch verloren, daß bekannt geworden, er habe früher ruſſiſche Dienſte geſucht. Vielleicht iſt dies nur eine Erfindung ſeiner Feinde, oder er hat wirklich früher, in ſeinem unſichern Thatendurſt umhergreifend, auch dies Mittel verſuchen wollen, ſich auszuzeichnen. Hat doch übrigens Rußland neuerdings auch bewieſen, daß es die Sympathieen mit dem Napoleonidenſtamm, die es ſogar bis zu ſich an den Czarenthron heranſteigen ließ, keineswegs als einen Widerſpruch angeſehen wiſſen will.

Eine edle und ritterliche Perſönlichkeit iſt aber dem Prinzen Ludwig Napoleon gewiß nicht abzuſprechen. —

14.

Das Uechtland und die Jeſuiten.

—Im Angeſicht der ſchönſten Alpenlandſchaften fährt man von Bern in wenigen Stunden nach Freiburg, und erblickt ſchon aus der Ferne, noch ehe man die berühmte Drahthängebrücke der Sane überſchreitet, das hochgelegene Erziehungshaus der Jeſuiten, das in ſtolzer Pracht die ganze Gegend beherrſchen zu wollen ſcheint. Hier wird jene pädagogiſche Muſterwirthſchaft betrieben, die, obwohl urſprünglich ein franzöſiſch-carliſtiſches Inſtitut, doch auch für Deutſchland eine immer um ſich greifendere Bedeutung gewinnt, indem man von dort aus weit und breit die Arme nach der Erziehung unſerer ariſtokratiſch-katholiſchen Jugend ausſtreckt. Der Geiſt des modernen Jeſuitismus hat ſich hier in den Schluchten der Hochalpen einen ſehr gunſti-

gen Schlupfwinkel ausgefunden, und baut ſein Neſt in dieſer ſichern Abgeſchiedenheit, die ihm zugleich die ausgreifendſte Wirkung in die Ferne verſtattet. Ihm einen Beſuch abzuſtatten, ſchien in mehr als einer Hinſicht der Mühe werth, beſonders da das anhaltende Regenwetter die Wanderung auf das berner Oberland noch immer verhinderte. Auf der Münſter-Terraſſe in Bern ſtanden wir oft und blickten mit Sehnſucht zu den ſchneefunkelnden Gletſchern hinüber, die wie eine bleiche Geiſterſchaar mit ihren himmelhohen Häuptern in der Ferne ſchwebten. Aber in derſelben Minute, wo ſie in einem längern Sonnenblick aufzugehen und zu erglühen ſchienen, wickelten ſie ſich auch ſchon wieder in aſchfarbene Wolkenſchleier, und trieben ein böſes Spiel mit unſerm Reiſemuth, der ſich gern gerade an ihnen verſucht hätte. Da war es das Gerathenſte, lieber den Abſtecher in das romantiſche Uechtland zu machen, und, ſtatt mit der tückiſchen Natur der Alpen vergeblich zu kämpfen, das neue Culturſyſtem der Jeſuiten zu ſtudiren. Soll es auch ſchwer ſein, bis in die innerſte Werkſtätte ſelbſt vorzudringen, ſo wird man von dieſer neuen und großen Zeitweisheit, in der ſich die freſſendſte Reactionsrichtung der Gegenwart einen Mittelpunkt ſucht, doch wenigſtens einen Schattenriß an den Wänden abfangen kön-

nen. Ade, du reiner Gletſcherſchnee auf deinen lockenden und unerreichbaren Himmelshöhen! Wollte ich nicht, fern von aller Cultur der Menſchen, an deiner Urfriſche mir das Herz kühlen, und nun bleibt mir doch nichts übrig, als mich wieder mit dem Uebel der Cultur zu tröſten, und zwar mit dem allerärgſten, mit der Culturmacherei des heutigen Jeſuitismus! —

An den hohen Felſenufern der Sane liegt dies merkwürdige Freiburg, die Hauptſtadt eines Schweizercantons, der, von Alpenketten und Seen umſchloſſen, ſchon von alter Zeit her in dieſem Verſteck ein ſeltſames Leben und Treiben barg. Die katholiſchen Cantone der Schweiz ſtehen in allen Dingen hinter den proteſtantiſchen weit zurück, und der Reiſende ſpürt es ſchon an den unſanften Bewegungen, welche der Poſtwagen auf der ſchlechten und holperigen Landſtraße verurſacht, wann er ſich in einem katholiſchgläubigen Theil der Eidgenoſſenſchaft befindet. Aber nicht nur die Landſtraßen ſind in den katholiſchen Cantonen ſchlechter als in den andern, ſondern den ganzen Betrieb des Bodens und die Landbewirthſchaftung trifft man in einem vernachläſſigteren Zuſtande an. Dieſe Leute müſſen viel beten, viele Meſſen hören, viele Prieſter grüßen, viele Prozeſſionen und Feiertage mitmachen,

und dies ſchmälert die Zeit der täglichen Arbeit während der Proteſtantismus, volksthümlich wirkend, ſich überall werkthätiger in ſeiner Frömmigkeit beweiſt, und die Arbeit nicht nur des Geiſtes in der Forſchung, ſondern auch des Körpers in der geſunden irdiſchen Lebensbethätigung begünſtigt. Dazu kommt in den katholiſchen Cantonen auch die Finſterniß des Aberglaubens, welcher das Volk auf eine für alles Werden nachtheilige Weiſe überſchattet: Im Canton Freiburg zum Beiſpiel geht die Unwiſſenheit der Bewohner noch ſo weit, daß die regierende Behörde Mühe gehabt hat, die Impfung der Schutzpocken einzuführen, und ein großer Theil des Volkes ſich hartnäckig dagegen ſträubte, weshalb man ſo vielen von Blatternarben entſtellten Geſichtern in dieſer ſchönen Landſchaft begegnet. Die Freiburger ſind ſonſt ein recht anſehnlicher Volksſchlag, kräftig gebaut, ſtark und hochgewachſen, beſonders in der ſüdlichen Alpengegend, namentlich aber in dem reizenden Greyerſerlande, in deſſen friſch durchhauchten Bergthälern man die ſchönſten Mädchen der Schweiz ſieht, die in ihren ſcharlachrothen Miedern, in den ſchwarzen Filzhüten, ſo von Blumen, Bändern und Spitzen prangen, und mit den faltenreichen Bruſttüchern freilich oft die ſeltſamſten Erſcheinungen abgeben und we-

nigſtens von den Grazien, die überhaupt in der Schweiz gänzlich fehlen, keine Mitgift empfangen haben. Aber die Geſichter ſind von einer oft wunderbaren Schönheit. Doch die intellectuelle Bildung dieſer Bevölkerung und daher auch die gewerbliche Rührſamkeit iſt noch ſehr zurück. Nur in dem ebenfalls dem Canton Freiburg angehörenden Bezirk Murten, wo die reformirte Kirche die eigentlich herrſchende iſt, zeigt ſich ein regeres Leben im Handel und Gewerbe, aber auch ſchon in den geiſtigen Dingen. Auf ſanft emporſchwebender Anhöhe an dem herrlichen See liegt die kleine Stadt Murten, und mit Ameiſenfleiß haben ſich die betriebſamen Einwohner des Tranſitohandels bemächtigt, zu dem die große Straße zwiſchen Baſel, Bern und Genf hier die Gelegenheit bietet. Doch neben der Induſtrie zeichnen dieſen Bezirk auch die vortrefflichſten Schulanſtalten aus, die in der ganzen Gegend gerühmt werden, und ich ſah ſelbſt in Murten ein neues prachtvolles Gebäude, das ſo eben erſtanden iſt, um zu einer Bürgerſchule zu dienen. Dies ſind die Lichtreize des Proteſtantismus auf den geſunden Sinn einer tüchtigen Bevölkerung, und ſelten ſieht man ſchlagende Contraſte ſo dicht neben einander wirken, als hier auf dieſem kleinen Raum, in den ſich proteſtantiſche und ka-

tholiſche Einflüſſe theilen. Sobald man dagegen in die katholiſche Hauptſtadt des Cantons eintritt, wird man an allen Erſcheinungen des Lebens gewahr werden, welche Einwirkungen hier die Gemüther belaſtet haben.

Freiburg ſelbſt iſt eine ſonderbare, düſtere, geheimnißvolle Stadt. Die Jeſuiten zeigen ſich in ihren ſchwarzen Ordenstrachten ſehr häufig auf der Straße und jeden Augenblick begegnet man einer ſolchen abſonderlich einherſchreitenden Geſtalt, vor der man das Volk jederzeit mit tiefſter Verneigung den Hut abziehen ſieht. Selbſt die Bauart mancher Stadttheile bietet die wunderlichſten Eigenheiten dar, und man ſieht eine Reihe von Häuſern, über welche die Straße dergeſtalt hinwegläuft, daß das Pflaſter des Weges ihnen als Dach dienen muß. Der ſchöne Münſter, in welchem ſich die neue Orgel von Aloys Mooſer befindet, bietet über ſeinem Eingangsportal noch eine Merkwürdigkeit dar, die den, welcher ſich nach Freiburg begeben hat, um hier eines der Hauptquartiere der neuen katholiſchen Propaganda zu beſichtigen, auf eine komiſche Weiſe in Erſtaunen ſetzen muß. Das Bildwerk über dieſer Kirchthüre ſtellt nämlich ein Weltgericht dar, auf der unter anderen Figuren, die den in der Mitte ſtehenden heiligen Nicolaus

umgeben, man auch seitwärts eine Gruppe gewahrt, die offenbar den Moment versinnbildlichen soll, wie der Teufel den Papst holt! Diese Satire ist ganz im kecken und derben Sinne der Zeit, aus welcher das Bildwerk herstammen mag, nämlich, wie es scheint, aus dem funfzehnten Jahrhundert, wo die Menschheit Spaß verstand auch in den frommen Dingen, und sich so sicher dabei fühlte, daß sie den Teufel nicht nur an die Wand malen durfte, sondern sogar über den Kirchthüren. Und nun gar den Teufel, welcher den Papst holt; was zu damaliger Zeit der päpstlichen Blüthe wohl zu ertragen war, heutzutage aber, wo man immer empfindlicher zu werden Ursache hat, schwerlich mehr mit der Harmlosigkeit der Volkssatire entschuldigt werden dürfte. Und doch gehen die Jesuiten von Freiburg täglich ganz ruhig vor diesem Münsterportal vorüber und haben, so viel man weiß, gegen die bizarre Bildnerei noch nichts versucht, was, man muß es gestehen, sie fast in den Geruch der Teleranz bringen könnte!

Es ist nun auch endlich Zeit, ihre nähere Bekanntschaft zu machen, so weit es glücken wird, und zu diesem Zweck, an das äußerste Ende der Stadt eilend, den Berg zu ersteigen, auf welchem hocherhaben das Pensionat der Jesuiten gelegen ist.

Das Gebäude ſtellt ſich ſowohl von Innen als von Außen wie ein fürſtliches Schloß dar, und beweiſt auch in der Pädagogik die Eleganz, welche dem weltkundigen Jeſuitismus niemals gefehlt hat. Das Haus des Penſionats iſt in zwei Theile abgetheilt; der eine Flügel dient als Seminar für die Bildung der heranwachſenden Jünger der Geſellſchaft Jeſu, der andere iſt für das eigentliche Penſionat beſtimmt, in welchem ſich ſowohl die vorbereitenden Schulklaſſen für die jüngſten Zöglinge der Anſtalt, als auch die Wohnungen derjenigen Zöglinge befinden, die den Jeſuiten gänzlich in Hut und Pflege übergeben ſind. Abwärts im Thal liegt, anſtoßend an die Jeſuitenkirche, das Collège, welches die Hörſäle der Hochſchule in ſich faßt. Nämlich dieſe ganze ſeit dem Jahre 1825 eingerichtete Erziehungsprovinz der Jeſuiten, welche man unter dem Namen des Inſtituts St. Michel zuſammenfaßt, zerfällt in eine Elementarſchule, in ein Gymnaſium und in das, was wir eine Univerſität nennen würden, obwohl darin eigentlich nur für die Theologie und allenfalls auch Philoſophie ein vollſtändiger Curſus beſteht, von der Jurisprudenz aber nur das Naturrecht und das kanoniſche Recht *)

*) Civil- und Landrecht aber von einem Laien.

und von den Naturwiſſenſchaften Phyſik und Chemie gelehrt werden. Von den noch in den Elementarunterricht gehörigen Zöglingen der Jeſuiten befinden ſich nur die ſchon einigermaßen aufgewachſenen in dem Penſionat zu Freiburg; für die ganz kleinen Kinder, deren Alter noch eine beſondere Sorgfalt erfordert, iſt ein zweites Etabliſſement zu Eſtavayer beſtimmt, einer kleinen anmuthigen Stadt in demſelben Canton, die der Reiſende, welcher am Neufchateller See wandert, zu beſuchen nicht unterlaſſen mag, weil man dort noch an ſchönen Sommerabenden auf dem Platz Moudon die alten volksthümlichen Ringeltänze in den welſchen Lauten ſingen hören kann.

Der Rector dieſes geſammten Erziehungs-Inſtituts der Jeſuiten iſt gegenwärtig der Fürſt Gallitzin, der ſelbſt Jeſuit geworden und im Hauſe des Penſionats ſeine prachtvoll eingerichtete Wohnung genommen hat. Er läßt ſehr ſelten Jemand vor ſich, doch lieſt er zuweilen Meſſe und erſcheint dann in der etwas feiner gearbeiteten Jeſuitentracht. Es iſt überhaupt ſchwer, nur in das Haus des Penſionats einzutreten, noch mehr aber dem Unterricht ſelbſt beizuwohnen, wozu in vollſtändiger Ausdehnung unter allen hierher gekommenen Fremden vielleicht Victor Couſin allein gelangt iſt. Von dem

Beſuch des Letzteren im Penſionat und Collège zu Freiburg erzählen ſich noch die Jeſuitenzöglinge einige ergötzliche Geſchichten. Wir aber waren nicht ſo glücklich wie er, doch gelang es aus unſern im Hauſe ſelbſt angeſtellten Beobachtungen ein Geſammtbild zuſammenzuſetzen, das durch andere Mittheilungen, die uns in der Stadt und von einigen dem Inſtitut nahe geſtandenen Perſonen wurden, ſich immer mehr ausrundete, ſo daß bei dem gänzlichen Mangel an Berichten über das Inſtitut St. Michel auch vielleicht das Unvollkommene hier überliefert werden darf.

Weshalb die freiburger Jeſuiten ſo geheim thun mit ihren Erziehungshäuſern und vom Beſuch derſelben durch Vorwände aller Art den Fremden abzuhalten ſuchen, iſt eigentlich ſchwer zu begreifen, da das Princip ihrer Pädagogik offenkundig genug am Tage liegt. Dies Prinzip, wenn wir die unmittelbare Wahrheit deſſelben in ihrer Unſchuld auftreten laſſen wollen, faßt ſich zunächſt in dem alten Wort, das Baco geſprochen: **Religio aroma scientiarum** am Augenfälligſten zuſammen. Auch ſtellen die Jeſuiten ſelbſt in ihrem öffentlich ausgegebenen Unterrichtsplan die Religion, oder welches gleichbedeutend iſt, den Katholicismus als die Seele und den Zweck alles Unterrichts an die Spitze, ſo daß man gleich ſieht, es handele ſich hier darum, ſchon auf

dem Wege der Erziehung, durch Eintauchen auch des praktiſchen Wiſſens in den eigenthümlichen katholiſchen Geiſt, die wahre Verweltlichung des Katholicismus hervorzubringen. Denn wenn dies von Anfang her die Sendſchaft der Geſellſchaft Jeſu war, Rom gewiſſermaßen in alle Welt zu tragen, um ſo durch die Verweltlichung Roms auf allen Punkten der Erde die katholiſche Univerſalherrſchaft zu begründen, ſo iſt die pädagogiſche Wirkſamkeit der Jeſuiten ohne Zweifel noch geſchickter dazu als ihre politiſche, um dieſe Ausprägung alles Weltinhaltes in der katholiſchen Form und dieſe Durchdringung aller weltlichen Form mit dem katholiſchen Gehalt vermittelſt jener ſataniſchen Dialektik, die den Orden immer ausgezeichnet hat, zu Stande zu bringen. Die erſte Vollendung und fertige Geburt des Jeſuitismus mußte daher in das Zeitalter der Reformation fallen, weil in dieſem Weltlichkeit und Wiſſenſchaft zum erſten Mal als kriegführende Mächte der neueren Geſchichte ſich der Kirche gegenüberſtellten und mit dieſer um die Oberherrſchaft über das Leben der Völker den Kampf begannen. So mußte der Katholicismus ſich gerade in die neu erwachten weltlichen und wiſſenſchaftlichen Bewegungen der Menſchheit einzudrängen ſuchen, um ſich zu erhalten, und in dieſer nothgedrungenen Umarmung mit der Welt

hat der Katholicismus den Jeſuitismus gezeugt, welcher als die eigentliche Revolution zu betrachten iſt, die innerhalb der katholiſchen Kirche ſelbſt und zwar mit Bewußtſein vorgegangen. Denn auf dieſem großen Scheidepunkt der Zeiten, wo alle Tradition der Geſchichte zum erſten Mal gewaltſam in Frage geſtellt wurde, glaubte der Katholicismus ſeine Stabilität nicht anders mehr erhalten zu können, als daß er in ſeinen eigenen Schooß ein revolutionaires Princip aufnahm, welches aber tiefinwendig genährt war mit der wahrhaften Milch der katholiſchen Kirche und deshalb ſein Gift nur auf die Welt tröpfeln, ſeine befruchtenden und erhaltenden Säfte aber auf die Kirche zurücktreiben mußte. Dieſe revolutionaire Ausſtrahlung des Katholicismus iſt der Jeſuitismus, die größte und furchtbarſte Erfindung, welche die Stabilität in der Weltgeſchichte zu ihrer Vertheidigung gemacht hat. Durch dieſen glänzenden Gedanken iſt es nun ſchon ſeit Jahrhunderten gelungen und gelingt es fortwährend, der Geſchichte dieſe tödtliche Langſamkeit und dieſe in ſich ſelbſt verkümmernde Lüge anzukränkeln, durch welche die einfachſten Ideen, die ſo klar und abgemacht ſind wie draußen um uns her die Vollbringung der Naturgeſetze, doch nicht mehr zu entſchiedenen und ſiegreichen Thatſachen werden kön-

nen. Der Jeſuitismus iſt die eigentliche Krankheit und zugleich die wahre Macht und der wahre Charakter der neueren Geſchichte, und iſt in dieſer Bedeutung unter allen Geſtalten, in allen Theilen und Gliedern des Lebensorganismus und ſelbſt in denjenigen Erſcheinungen aufgetreten, die für das gerade Gegentheil von ihm in der Welt gegolten haben. Revolutionair muß man aber den Jeſuitismus mit dieſer für ihn einzig erſchöpfenden Bezeichnung nennen, weil die Kirche, die ihn geſandt hat, ihn ſelbſt mit allen Waffen der Revolution, über die ſie freilich zuvor ihren Segen geſprochen, ausrüſtete. Die revolutionaire Bedeutung des Jeſuitismus beſteht innerhalb der katholiſchen Kirche ſelbſt zunächſt darin, daß er bei ſeiner Entſendung in alle Welt freigelaſſen wurde nicht nur von den ſtrengen Formen der Kirche, ſondern auch ſogar von dem bindenden Zwang des Dogma und der chriſtlichen Moral. Die bisherige einſeitige und abſtracte Richtung der katholiſchen Kirche lag im Mönchsthum als ein offener Schaden zu Tage und war durch die Blitze der Reformation unrettbar in Trümmer geſchlagen worden. Die erſten Päpſte, die dem Jeſuitismus durch förmliche Bullen ſeinen großen Freibrief ausſtellten, hatten wohl eingeſehen, daß die alte Herrlichkeit und Feſtigkeit der Kirche durch die aufgeſcheuchten Mön-

che und Nonnen nicht wieder hergeſtellt werden könne. Es bedürfte jetzt weltlicher Talente, um den Katholicismus wieder in ſeine alte, univerſale Macht einzuſetzen, und das Seminar für dieſelbe war durch eine wunderbar kühne Idee in der Geſellſchaft Jeſu ſchon gegeben. Nun zeigte ſich plötzlich, wie durch einen Fluch aus der Erde hervorgetrieben, ein Phantom, das bisher noch nicht dageweſen war in der Geſchichte. Eine Zuſammenſetzung von Bettelmönch, Philoſoph und Weltmann, läuft und rennt, kriecht und ſchleicht es geſchäftig über alle Erdtheile hinweg, und haſcht polypenartig nach allen Dingen und Stoffen der Welt, um daraus ein Netz zu weben für die Spinne Rom, größer und umfaſſender als es noch je gewebt war. Beweglich, wie ſonſt der Bettelmönch war, der durch alle Länder pilgerte zu Ehren der Kirche, hat der Jeſuit es doch als unzeitgemäß aufgegeben, durch den religiöſen und mönchiſchen Cynismus zu wirken, und ſo ſtellt in ihm die Kirche ſcheinbar ihren weltlichen Fortſchritt dar, jedoch nur um dadurch deſto ſiegreicher zu dem alten geiſtlichen Princip zurückzukehren. Um das Princip der Weltlichkeit und Individualität, das die Reformation in dem Menſchengeſchlecht erweckte, in ſich ſelbſt deſto zerſtörender zu untergraben, hat der Katholicismus dem Jeſuiten den Be-

fehl ertheilt; alle Formen der Welt annehmen zu dürfen, und nicht nur in alle verlockende Anmuth und Heiterkeit dieſer Welt ſich zu kleiden, ſondern auch in allen Schmutz und alle Verderbtheit derſelben ſich hineinzuſtürzen. So ſah man den Jeſuiten ausziehen, und bald unter Prieſterkleidern Dolch und Gift umhertragen, bald mit den Fürſten bei ſchwelgeriſcher Tafel ſitzen, bald in Tanzſchuhen über den Eſtrich der groſſen Welt dahinſchlüpfen, bald bei nächtlicher Weile durch die Leiter in's Fenſter ſteigen, bald in der Beichte Mord befehlen und Mord vergeben. Das Alles **ad majorem dei gloriam.** Ueber die Freiheit des Jeſuitismus von Dogma und Moral hat ſchon Pascal in ſeinen **Lettres provinciales** das Schlagendſte beigebracht, indem er nachgewieſen, wie das ſich accommodirende Chriſtenthum der Jeſuiten, das nach der ausdrücklichen päpſtlichen Beſtätigung für Alle Alles hat, ſelbſt mit der Perſon Chriſti ganz nach dem Zweck der momentanen weltlichen Wirkung umgeſprungen iſt. So haben die Jeſuiten in den Ländern, wo man einen gekreuzigten Gott als eine Thorheit verſpottet haben würde, das Kreuz fortgelaſſen, und nur den triumphirenden und glorreichen Chriſtus, aber nicht den leidenden und ſterbenden gepredigt, und ſelbſt die Vermiſchung des heidniſchen Götzen-

dienſtes mit der chriſtlichen Religion haben ſie, wie es in Indien und China geſchehen, mit der Dogmatik und Moral für vereinbar gehalten*). Dies Recht hatte der Katholicismus ſeinem Baſtardſohn, dem Jeſuitismus, der aus dieſer neuen buhleriſchen Umarmung von Welt und Kirche entſproſſen, als ein heiliges mitgegeben. Die katholiſche Kirche, die in dem Inſtitut der Geſellſchaft Jeſu eine Art Emancipation von ſich ſelbſt vollbrachte, hat jedoch durch dieſe Zugeſtändniſſe, welche ſie im Jeſuitismus an die Revolution machte, von Anfang an nur das Zeugniß ihrer bedrohten und gebrechlichen Lage abgelegt. Wenn es ihr aber gelingen ſollte, das Ziel wieder zu erreichen, nach dem es ſie ſeit der Reformation vergebens gelüſtet hat, und zu deſſen Erlangung ſie den Jeſuitismus in die Welt ſandte, dann wiederhergeſtellt in ihre alte Univerſalherrſchaft, würde die katholiſche Kirche als die erſte That ihrer neuen Aera die Vernichtung ihres eigenen Werkzeugs, des Jeſuitismus, beſchließen müſſen. Je zweifelhafter jedoch die Stellung dieſer Kirche in der Geſchichte wird, deſto mehr wird ſie in der gefährlichen Nothwendigkeit verharren, das freſſende

*) Man leſe den fünften Brief der Lettres provinciales von Blaiſe Paſcal.

und revolutionaire Gift des Jeſuitismus in ihrem eigenen Schooß zu nähren, wie dies in unſern Tagen ſich zeigt, wo die Jeſuiten eifriger und geſchäftiger als je in den Bollwerken der Kirche dienen.

Wie ſich nun im Jahrhundert der Reformation ein Luther und ein Loyola als Kinder einer und derſelben Zeit begegneten, ſo trafen in demſelben Brennpunct der Zeit auch Jeſuitismus und Wiſſenſchaft zuſammen. Die Wiſſenſchaft, welche der ärgſte Feind der Kirche geworden war, weil die individuelle Freiheit des Menſchengeiſtes darin emporblühte, konnte in ihrem antikatholiſchen Wirken nur dadurch beſchworen werden, daß man ſich ihrer auf ihrem eigenen Gebiet zu bemächtigen ſuchte, wozu man in dieſem Sinne des Jeſuitismus bedurfte. Wenn die Wiſſenſchaft etwas Proteſtantiſches hatte, ſo kam es jetzt vielmehr darauf an, ihr einen katholiſchen Charakter zu geben, und dieſe Katholiſirung der Wiſſenſchaft wurde die Hauptaufgabe in den Unterrichtsanſtalten der Jeſuiten. Es mußte die wichtigſte Seite ihrer Miſſion werden, allenthalben die Erziehung der Jugend an ſich zu bringen, denn die Jugend iſt die Zukunft ſelbſt, und die katholiſche Kirche hofft ſeit der Reformation beſtändig auf ihre Zukunft, die ſie durch alle mögliche Ausſaat zu beſtellen ſucht. Die katholiſche Erziehung, wenn wir

dieſe Benennung gebrauchen wollen, mußte daher von vorn herein einen viel beſtimmteren und ausſchließlicheren Charakter an ſich tragen, als die proteſtantiſche Pädagogik, welche letztere der Freiheit des Individuums in allen Dingen einen größeren Spielraum der Entwickelung verſtatten wird. Nun ſollte eigentlich alle Erziehung auf dieſe Freiheit der Individualität ſich gründen, die man ein proteſtantiſches Princip nennen kann, indem alles Heil der Bildung in die freie Selbſtthätigkeit und die eigene Arbeit des Geiſtes geſetzt wird, dem Geiſt aber keine andere Begränzung widerfährt, als die in jeder Perſönlichkeit ſelbſt liegt oder in dem allgemeinen Begriff der Dinge. Die katholiſche Erziehung, die für eine beſtimmte Zukunft arbeitet, welches die Zukunft der katholiſchen Kirche iſt, kann daher dem an und für ſich waltenden Leben der Perſönlichkeit gar keine Rückſicht beweiſen. Es wird ihr vielmehr nach ächt katholiſcher Art darauf ankommen, die Perſönlichkeit jenem allgemeinen Zweck der Erziehung unterzuordnen, und dieſe Pädagogik, die der jungen Perſönlichkeit ſchon mitten im Wachsthum die Kräfte lähmt, um ſich ſelbſt in eine freie Zukunft hineinzubilden, iſt die Hauptſchlacht, welche der Jeſuitismus gegen die moderne Cultur zu führen verſucht. Fragt man nun nach der Wiſſenſchaft

ſelbſt, welche doch der eigentliche Inhalt der Erziehung iſt, ſo läßt es ſich ſchon aus jenem Grundprincip abnehmen, welche Schickſale dieſelbe treffen in einem Unterrichtshaus, das dieſe ſchneidende katholiſche Richtung an die Spitze ſtellt. Die Pädagogen des Katholicismus, die Jeſuiten, mögen ſelbſt ſehr gelehrte Leute ſein, aber die Wiſſenſchaft als ſolche zu fördern, taugt wenigſtens nicht in ihre Erziehungspläne, die ſie mit der Jugend haben. Die Wiſſenſchaft, die ihrem Grundweſen nach immer proteſtantiſch wirken wird, ſoll auf ihrem eigenen Gebiet vom Jeſuitismus nur deshalb durchdrungen werden, um ſich daran aufzulöſen und zu verfinſtern, und in dieſer Verfinſterung einen volksthümlichen Einfluß auszuüben, den man mit einer ſchlichten Bezeichnung das Dummmachen genannt hat. Es kommt daher ganz einfach heraus, daß die Unwiſſenheit der eigentliche Hauptzweck in den Unterrichtsanſtalten der Jeſuiten iſt, aber eine Unwiſſenheit, ſüß durchduftet und eingeräuchert mit jenem betäubenden Arom, welches die Jeſuiten in Anwendung ihres Lieblingsſpruches aus dem Baco das **aroma scientiarum** nennen, und das auch in der That nichts wahrhaft Geiſtiges, ſondern nur ein Arom für die Sinne iſt. So wird denn die höchſte Kunſt dieſer jeſuitiſchen Pädagogik darin beſtehen,

der Unwiſſenheit den möglichſten Anſtrich des Wiſſens, und dem Wiſſen die unſchädliche Wirkung der Unwiſſenheit zu geben, eine Dialektik, zu der das ganze Talent des Jeſuitismus erforderlich ſein wird.

Wenn wir mit dieſen Gedanken in das Inſtitut St. Michel zu Freiburg eintraten, ſo hatten wir uns allerdings nicht ohne Vorurtheile daran begeben, es zu beurtheilen. Vielmehr waren wir im Beſondern noch mancher Beiſpiele eingedenk, wo Kinder, die eine Reihe von Jahren hindurch bei den Jeſuiten in Freiburg erzogen worden, nicht einmal ſo viel Latein gelernt hatten, daß ſie auf einem preußiſchen Gymnaſium in die vierte Klaſſe hätten zugelaſſen werden können. Die große Unwiſſenheit, in der die Zöglinge des Inſtituts St. Michel heranwachſen, iſt weltbekannt, aber jenes Arom, das hier mit ſo eigenthümlicher Feinheit und Eindringlichkeit bereitet wird, hat, mit politiſchen Räucheressenzen verſetzt, dennoch die Wirkung gethan, dieſem Erziehungshaus eine für gewiſſe Kreiſe der Zeit und des Lebens entſcheidende Bedeutung zu geben. Geſtanden wir aber unſere Vorurtheile zu, ſo müſſen wir auch hinzufügen, daß, was wir an Ort und Stelle ſahen und hörten, nicht geeignet war, dieſelben zu widerlegen. Um den Geiſt des Inſtituts St. Michel näher zu charakteriſiren, will ich zuerſt

über einen Streit etwas mittheilen, durch welchen vor einigen Jahren die Zöglinge dieſes Jeſuitencollegiums Veranlaſſung fanden, ſich über die Maximen, nach denen ſie hier gebildet werden, ſelbſt öffentlich zu erklären und ihre Lehrer ſowie die Lehren derſelben einerſeits anzugreifen, andererſeits zu vertheidigen. Dies iſt der Streit der Freiburger Jeſuiten mit der patriotiſchen Geſellſchaft von Zofingen. Zofingen iſt eine kleine im Thale der Wigger ſchön gelegene Stadt, wo von Züricher und Berner Studirenden ein Verein der ſchweizeriſchen Jugend geſtiftet wurde, wie es deren viele in der Schweiz giebt. Die Jeſuiten aber verboten ihren Zöglingen auf das Allerſtrengſte, dieſer Geſellſchaft zuzugehören, welche ihre freiſinnige politiſche Richtung auch auf die Religion übertrug und eine eigenthümliche Zuſammenſetzung darin behauptete, daß ſie ſich als Geſellſchaft von Jünglingen verſchiedener Religionen (**société de jeunes gens de différentes religions**) zu erkennen gab. Dieſer edle Zweck des Zofinger Jünglingsbundes, die Trennung der Confeſſionen in der höhern patriotiſchen Gemeinſamkeit zu überwinden, konnte natürlich nicht in den Kram der Jeſuiten taugen, denen dabei ſchon die Ausübung der volksthümlichen Aſſociationsfreiheit Ä[illegible]gerniß und Bekümmerniß genug für ihr geheimes

legitimiſtiſches Herz machte. Denn dieſe Jünglinge hielten frei und offen ihre Verſammlungen, wie es die alte heilige Sitte ihrer Väter in dem Lande der Alpen ihnen überliefert hatte, und hier zeigten ſich die Jeſuiten, ſeitdem ſie ſich durch die unbeſonnene Willfährigkeit des Kantons Freiburg wieder in der Schweiz eingeniſtet, zum erſten Mal im lauten Widerſpruch mit der ächten angeſtammten Schweizernatur, mit dem innerſten Geiſt des Volkslebens, in deſſen argloſe Mitte ſie ihre heimlich brütenden Plane getragen. Die Freiburger Abtheilung des Zofinger Studentenvereines beſtand aber zum großen Theil aus Solchen, die früher ſelbſt das Collegium der Jeſuiten beſucht und in St. Michel ihre erſte Erziehung empfangen hatten. Dieſe unternahmen es jetzt, die Sache des ſchweizeriſchen Patriotismus gegen dieſe fremden Eindringlinge, wie die Jeſuiten nun bezeichnet wurden, zu führen, und bei dieſer Gelegenheit das ganze Unterrichtsweſen im Inſtitut St. Michel, nach ihren eigenen Erfahrungen und dem Eindruck, den man dort auf ihre jungen unbewachten Gemüther beabſichtigt, zu beleuchten. Es wurden Brochüren gewechſelt, in denen man über dieſe Angelegenheit die freieſte und unumwundenſte Sprache führte, und die Jeſuiten ſelbſt ſahen ſich genöthigt, aus dem Verſteck ihrer Grundſätze ein wenig hervor-

zutreten und ihren Erziehungsplan öffentlich zu vertheidigen.

Die Hauptanklagen, welche man bei diesem Anlaß gegen die Jesuiten von Freiburg zusammenfaßte, richteten sich im Wesentlichen auf folgende Punkte. Sie seien kosmopolitische Fremdlinge, die zum Theil wie schweifende Abenteurer aus entfernten Gegenden, bald aus Belgien, bald aus Holland, bald aus Portugal herangekommen, um das Collegium des armen und abgelegenen Freiburg auf Befehl ihrer unbekannten Obern in Besitz zu nehmen. Sie seien so unbekannt im Lande gewesen, daß man lange Zeit selbst ihre Namen nicht genau gewußt habe, und eben so unbekannt seien ihnen selbst auch die Schweizer, namentlich aber die Freiburger gewesen. Sie, die Vaterlandslosen, die sich selbst von aller Liebe zu einem heimischen Boden freisprächen, wie könnten sie aber als Erzieher dazu geschickt sein, gute Schweizer zu bilden! Sie begingen vielmehr täglich in ihren Unterrichtshäusern den schreiendsten Hochverrath an einem Lande, das ihnen so vertrauensvoll die Gastfreundschaft gewährt habe! Dieser Verrath bestehe in dem gänzlich verderbten Geschichtsunterricht, den die Jesuiten in ihrem Institut ertheilen. Die Brochüre des Zofinger Vereins, die sehr energisch geschrieben ist, enthält dar-

über unter Anderm folgende Stellen (Un mot sur l'apologie de l'enseignement des Jésuites de Fribourg, dédié à la Société de Zofingen, par la Section Fribourgeoise, p. 11.):

„Wir, früher Zöglinge der Jeſuiten, die wir ſelbſt ſo lange unter ihrer Zuchtruthe geſeufzt haben, müſſen das Bekenntniß thun, daß wir es oft genug in den Unterrichtsſtunden haben mitanhören müſſen, wie man den Charakter unſers Vaterlands verunglimpfte und ſchändete! Wir erinnern uns hierbei noch ganz beſonderer Verhandlungen, aus denen wir überzeugende Proben von den Anſichten und Endzwecken unſerer Profeſſoren ſchöpfen konnten, die beſtändig ſich bemühten, jenen vorgeblichen Patriotismus, wie ſie es nannten, in uns auszurotten. Wir haben noch nicht vergeſſen, mit welcher Verachtung ſie von den Volksverſammlungen unſerer kleinen Kantone ſprachen, und mit welchen Farben ſie uns die Einrichtungen derſelben vormalten! Aber ohne uns länger im Allgemeinen mit der unzweifelhaften Richtung ihres ganzen Syſtems zu beſchäftigen, wollen wir lieber einige beſondere Thatſachen hervorheben, die im ganzen Collegium den größten Lärm verurſachten. Wagte nicht in den Jahren 1824 und 1825 ein Profeſſor bei voller Klaſſe öffentlich zu behaupten, daß Wilhelm

Tell in ſeinen Augen nichts als ein Mörder wäre?!! Haben nicht ferner Andere, dem ſicherſten Thatbeſtande zum Trotz, ſelbſt die Exiſtenz der Gründer unſerer freien Verfaſſungen geläugnet? Viel mehr Werth hatte es für ſie, an die Löwin des Romulus und Remus zu glauben. Dies Alles können und müſſen wir mit vollem Glauben und aus wahrhafter Kenntniß der Sache bezeugen. Oder ſollten ſich die Jeſuiten ſeitdem gebeſſert haben? Wir haben Grund daran zu zweifeln, denn die Freiheit gefiel ihnen nie und wird ihnen auch wohl niemals gefallen. Den Beweis davon findet man gleich auf den erſten Seiten ihrer Verträge über das öffentliche Recht. Vergeblich würde man darin Grundſätze ſuchen, die im Einklang mit denen anderer civiliſirter Völker ſtehen. Die Gleichheit der Menſchen bringt ſie bei den Jeſuiten die Gleichheit der Rechte hervor? Keineswegs, „aber die Verhältniſſe der Reichen und Starken zu den Armen und Schwächeren bringen in der Geſellſchaft die nothwendige und natürliche Abhängigkeit dieſer Letzteren hervor.“ Die Folgen dieſer Theorieen möge Der berechnen, der ein ſolches Wagſtück über ſich nehmen will!

„Um ihren Principien treu zu bleiben, haben die Jeſuiten unſere vaterländiſche Geſchichte von dem Unterricht entfernt, obwohl ſie dieſelbe auf der Liſte

ihrer klaſſiſchen Werke figuriren laſſen. Das magere Skelett aber, das ſie davon in ihrem Curſus der Geographie einflechten, kann wohl nicht dazu geeignet ſein, einen wirklichen hiſtoriſchen Vortrag zu erſetzen. Wahrhaft ſchimpflich iſt es, die Geſchichte ſeiner Väter nicht zu kennen. Man nenne uns ein einziges Land, ein einziges Collegium, wo nicht die Geſchichte einen beſondern Zweig des Unterrichtes bildete! Die neuen und reinen Herzen der Jugend ſind es ja vorzugsweiſe, denen man das heilige Feuer der Vaterlandsliebe und der Freiheit mittheilen muß! Mit wie viel rührenden und hinreißenden Erzählungen kann hier nicht auch ein Lehrer ſeinen Unterricht beleben! Und wie muß nicht die Geſchichte in einem freien Lande zum Herzen ſprechen! Die Jeſuiten führen nun zwar zu ihrer Vertheidigung eine lange Reihe von Vorträgen auf, deren Gegenſtände patriotiſch klingen, aber es iſt dabei zu bemerken, daß man dieſe Materien in den Akademien behandelt, wo den Zöglingen freie Wahl gelaſſen bleibt, ob ſie daran Theil nehmen wollen oder nicht."

„Muß man nun nach Allem nicht erſtaunt ſein, wenn die Jeſuiten in ihrer Vertheidigung uns entgegenhalten: „daß ſie, die Jeſuiten, keineswegs Feinde irgend einer Regierungsform ſeien; daß, mag

nun die Autorität in Einem Individuum oder in mehreren oder ſelbſt in der Maſſe des Volkes beruhen, ſie dieſelbe gleicherweiſe ehren, weil, gleicherweiſe begründet, ſie überall ein Ausfluß der Autorität Gottes ſelber ſei.“ — Wie, keine Feinde, ſagt ihr, von irgend einer Regierungsform? Und doch wagen dieſe Jeſuiten von dem Lehrſtuhl herab, von welchem man nur die Wahrheit der Religion und die Moral des Evangeliums verkündigen ſollte, ganz laut es auszuſprechen: daß die Volksſouverainetät eine Ketzerei ſei! Sie die Autorität ehren! und doch erfrechen ſie ſich, um uns für unſere Sünden zu beſtrafen, die auswärtige Intervention und die Geißel und den Fluch des Krieges auf ein Land herabzurufen, das ſie aufnimmt, ernährt und ſchützt, während alle übrigen ſie aus ihrem Schooß ausgeſpieen haben! Warum beſchwören ſie nicht noch durch ihre Gebete die Cholera-Morbus herbei, um alle Liberalen zu vertilgen und den Schafſtall der Kirche von ihnen zu reinigen! Alle Autorität fließt von Gott ſelber aus! Und dann wären Sie es ohne Zweifel, ſehr ehrwürdige Väter, die wir als aus der kleinen Anzahl Derer ausgewählt betrachten müßten, welche Gott vorherbeſtimmt, uns zu regieren!“

An einer andern Stelle dieſer Brochüre heißt es:

„Nun muß man in der That ernſthaft fragen: Welche Garantie für die Zukunft kann uns dies Unterrichtsweſen der Jeſuiten gewähren? Was ſoll aus den Kindern unſeres Volkes werden, die man in ein ſolches Syſtem einwickelt und nach ſolchen Principien, die unſere ganze politiſche Exiſtenz bedrohen, zuſtutzt? Man nehme ſich wohl in Acht; die Sache iſt von einer groſſen Wichtigkeit! Die Antipathie der Jeſuiten gegen Alles, was nur einen Geruch von Freiheit hat, macht ja die Grundlage aller ihrer Politik aus! Und davon wollen wir hier noch eine neue Probe anführen: Ein Profeſſor, der ſich eben ſo ſehr durch ſeinen Eifer, und ſeine Sorgfalt für die Jugend als durch ſein tiefes Wiſſen auszeichnet, wird von dem Gouvernement berufen, um den Lehrſtuhl des Rechts einzunehmen; die Verordnung des Unterrichts-Rathes erlaubt den Studirenden des Collegiums den Beſuch dieſer Vorleſungen, aber Alles iſt vergebens, denn die Jeſuiten ſetzen ſich dagegen; ſie finden es zu gefährlich, daß ihre Zöglinge dorthin gehen ſollen, um zu lernen: daß die Menſchen gleich ſind, daß ſie urſprünglich alle dieſelben Rechte haben, und daß die Souverainetät nur im Volke beruhen kann! Zwei junge Ausländer beſuchen die Rechtsſchule und das Jeſuitencollegium zu gleicher Zeit; der Präfect der Jeſuiten aber verbietet ihnen, jene Vorleſun-

gen zu hören, mit der Drohung, daß, wenn sie nicht gehorchten, man ihre Verweisung aus der Stadt bewirken würde!!"

Ferner heißt es: „Was den Einfluß dieses Jesuiteninstituts auf die Geistesbildung anbetrifft, so müssen wir bekennen, daß man uns die ganze Zeit über, die wir im Collegium zugebracht, in einer sehr engen Sphäre gehalten und abgesperrt hat! Wir verbrachten sieben oder acht Jahre, um Latein zu lernen, lateinische Verse zu machen, lateinische Reden zu halten, kurz, gegen ein System anzukämpfen, das von den größten Subtilitäten starrte! Was lehrt man aber in den Klassen der Logik und Physik, die man unter der allgemeinen Benennung der Philosophie zusammenfaßt? Man lehrt in der That das ganze erste Jahr hindurch nichts als die Kunst, einen Syllogismus in Form zu bringen und sich auf einige scholastische Disputationen vorzubereiten. Die zweite der Physik gewidmete Klasse trägt von derselben fast nur den Namen; obgleich der Unterricht darin von dem gegenwärtigen Professor etwas vervollkommnet ist, so fehlt doch viel, daß er sich auf dem Höhepunct der Wissenschaft unsers Jahrhunderts befinde. Man beschränkt sich dabei bloß auf die Gesetze der Bewegung, auf einige electrische oder magnetische Erscheinungen und dgl.

Wir haben nicht die Abſicht, unſer Bild zu übertreiben, noch wöllen wir eine abſichtlich beleidigende Kritik hier üben, was wir aber behaupten, haben wir geſehen, wir ſind die Zeugen, und faſt können wir hinzufügen, auch die Opfer davon geweſen!"

„Die deutſche Sprache, die uns doch unerläßlich iſt, findet keine Stelle im Unterricht der Jeſuiten. Von der Geſchichte, die ein unerſchöpflicher Quell der höchſten ſittlichen Lehren ſein ſollte, kann man kaum ſagen, daß ſie im Collegium vorgetragen wird; denn nur ein- oder zweimal in der Woche lieſt einer der Zöglinge einige Seiten aus dem Pater Loriquet her. Aber die practiſche Geometrie, Gewerbwiſſenſchaftliches und dergl. ſind gänzlich ausgeſchloſſen. So fehlt auch in allen Dingen eine ſolche Behandlung der Wiſſenſchaft, die ihr irgend einen practiſchen Nutzen für das Leben verſchaffen könnte!"

An einer andern Stelle dieſer merkwürdigen Streitſchrift machen unſere abtrünnigen Zöglinge der Jeſuiten auch eine Bemerkung über den körperlichen Anſtand, durch den ſich gewöhnlich die Studirenden des Collegiums von Freiburg ſogleich characteriſtiſch von den übrigen Jünglingen unterſchieden. Dieſer Anſtand der Jeſuitenſchüler ſei zwar ſehr beſcheiden, demüthig, verrathe aber auch zu-

gleich ſo viel bäueriſche Manieren, daß man darüber in Erſtaunen gerathen müſſe. Dies letztere iſt nun allerdings ein Vorwurf, der den ſonſt ſo weltgewandten und in ſchönen Schlangenbewegungen ausgelernten Jeſuitismus im Allgemeinen nicht treffen kann, vielleicht aber, wie es ſcheint, als eine beſondere Eigenthümlichkeit den Jeſuiten von Freiburg anhaftet.

Die Jeſuiten von Freiburg blieben aber in dieſem Streit, der den ganzen kleinen Freiſtaat in Bewegung ſetzte, nicht müßig. Sie veranlaßten mehrere Entgegnungen, unter anderem eine im Namen ihrer Zöglinge ſelbſt, von denen die Brochüre: **Les Jésuites vengés par leurs élèves, ou réponse au Mot des étudiants de la section fribourgeoise de la société de Zoffingues** herauskam. Dieſe Gegenſchrift iſt in der That von 62 Zöglingen des Jeſuitencollegiums, meiſtentheils Theologen, als deren Abfaſſern, unterzeichnet; dabei hat man den wohlüberlegten Kunſtgriff gebraucht, daß dieſe jungen Leute, welche ihre Namen hergegeben haben, ſämmtlich Schweizer von Geburt ſind; denn es handelt ſich dabei auch vornehmlich darum, den Vorwurf wegen der antipatriotiſchen Einwirkungen der Jeſuiten im Schweizerlande vermeintlich Lügen zu ſtrafen. Es leidet keinen Zweifel, daß dieſe Schrift

von den ehrwürdigen Vätern in St. Michel ſelbſt verfaßt ſei, obwohl ſie ſich dazu herabgelaſſen haben ganz in der Weiſe von Schülern und zwar von Jeſuitenſchülern zu ſprechen, wodurch man denn den Vortheil erhält, die ächte Form der Geiſtesbildung eines heutigen Jeſuitenzöglings hier aus der erſten Hand zu überkommen. Die Beweiſe, welche in dieſer Streitſchrift zur Vertheidigung der Jeſuiten vorgetragen werden, ſind nämlich größtentheils in die Form von Syllogismen gebracht, wodurch man ſich einen Begriff verſchaffen kann von der Kunſt und Wiſſenſchaft der Logik, wie ſie in den philoſophiſchen Klaſſen des Inſtituts St. Michel überliefert wird. Die Jeſuitenzöglinge wollen z. B. beweiſen, allen Anſchuldigungen zum Trotz, daß die Jeſuiten nicht nur die größten Freunde der Freiheit, ſondern auch die lebhafteſten Patrioten in der Schweiz ſind. Dies koſtet ſie nur die Bildung von zwei Syllogismen, denen man die ſchulgerechte Bündigkeit gewiß nicht abſprechen wird, wie folgt:

„Erſter Syllogismus. Der Geiſt der Schüler iſt ein Zeugniß für den Geiſt der Lehrer (denn wozu hegte man ſonſt ſo große Furcht vor unpatriotiſchen Lehrern?); nun iſt aber der Geiſt der Schüler ein ächt patriotiſcher, wie es ihre Ausarbei-

tungen beweiſen; folglich ſind die Jeſuiten ächte Patrioten."

„Zweiter Syllogismus. Die Schweizer bedürfen ſo gut wie andere Nationen einer Anfeuerung ihres Patriotismus (das beweiſen ja dieſe Herrn ſelbſt durch ihre Schutzreden für die helvetiſchen Vereine!). Nun gehört aber der Patriotismus der Studenten in Freiburg zu den feurigſten im Lande, folglich müſſen ſie doch angefeuert worden ſein, und dies, ohne Zweifel, durch die Jeſuiten, denn zur Geſellſchaft von Zoffingen zu gehören haben ſie ja nicht das Glück." *)

Mit etwas größerer Gründlichkeit ſuchen ſie die Vorwürfe in Bezug auf den Geſchichtsunterricht der Jeſuiten zu widerlegen. Wenigſtens ſind ſie hier inſofern in ihrem Recht, wenn ſie behaupten, daß es den Jeſuiten nicht allein zur Laſt gelegt werden könne, an dem wirklichen Daſein Wilhelm Tell's

*) „2. Syllogisme. Les Suisses, comme les autres nations, ont besoin de réchauffer leur patriotisme (c'est ce que prouvent ces Messieurs, par leur apologie des societés helvétiques). Or, le patriotisme des étudians de Fribourg est des plus chauds: donc ils ont été réchauffés, et cela sans nul doute, par les Jesuites, puisqu' ils n'ont pas le bonheur d'appartenir à la societé de Zoffingues." (Les Jésuites, vengés par leurs élèves, p. 22.)

zu zweifeln, oder ihn ſtatt eines Helden nur wie einen Mörder in der Geſchichte vorzuführen. Bei ſchweizeriſchen Geſchichtſchreibern ſelbſt hat die Begebenheit des Wilhelm Tell ähnliche Anfechtungen erlitten, und wenn man die Thatſache als eine hiſtoriſche zugeſteht, ſo iſt es doch keine Frage, daß dieſelbe ein vereinzelter Anſchlag war, der wegen ſeiner blos perſönlichen Antriebe von den übrigen Bundesgenoſſen gemißbilligt wurde, weil er, vorzeitig losbrechend, und gegen das ausdrückliche Gelöbniß, Niemandes Lebens anzutaſten, die ganze Sache der Verſchworenen hätte gefährden und ſtürzen können, was ſchon Tſchudi bemerkt hat. Darum war Wilhelm Tell freilich kein Mörder, wie man denn überhaupt ſelbſt bei den ſchlechteſten Gräuelthaten, welche in der Tragödie der Weltgeſchichte mitſpielen, durch die criminalrechtliche Betrachtung immer nur eine Lächerlichkeit begehen würde. Wenn es ein Jeſuitismus der Weltgeſchichte ſelbſt iſt, das Schlechte aufzubieten, um dadurch das Gute zu vollführen, ſo iſt es doch immer ein göttlicher Jeſuitismus, über deſſen moraliſches Grundprincip kein Zweifel obwalten kann. Die guten Jeſuiten aber, die ihre Maxime von der Heiligung des Mittels durch den Zweck dem Himmel ſelbſt abgelernt zu haben glauben, ſind wohl nicht die Leute, von denen man erwarten ſollte,

daß ſie über das Morden in der Geſchichte einen moraliſchen Zeter erheben würden. Sie ſelbſt geben dieß in ihrer Brochüre auf eine ſonderbare Art zu verſtehen. „In der That, rufen ſie aus — wenn nun auch ein Profeſſor geſagt hat, daß Wilhelm Tell einen Meuchelmord begangen, indem er den Geßler tödtete, was iſt denn dabei ſo Schreckliches? Man ſchlage nur das Dictionaire von Gattel auf, und man wird darin finden: **assassinat, meurtre commis en trahison et de dessein formé.** Nun erzählen es alle ſchweizeriſchen Geſchichtſchreiber, daß Tell den Geßler mit vorbedachtem Anſchlag (de dessein formé) getödtet habe, und zwar in einem Augenblick, wo ſich dieſer am wenigſten deſſen gewärtigte; folglich kann man ſagen und muß es ſogar ſagen, wenn man franzöſiſch ſprechen will, daß Tell einen Meuchelmord (assassinat) begangen, ohne darum die Moralität ſeiner That zu verdammen, die gänzlich von den Umſtänden abhängt, die ihr vorangegangen und ſie begleitet haben, von der Abſicht und dem Grad der Bildung des Wilhelm Tell, und von der Löſung der Frage: iſt es erlaubt einen Tyrannen zu tödten? Dies iſt ein Problem, das wir unſern jungen Angebern zur Auflöſung überlaſſen wollen, um die Luſt zu genießen, uns an ihrer Ver-

wirrung und Verlegenheit zu weiden; denn wenn ſie die Frage bejähend beantworten ſollten, ſo entzweien ſie ſich nothwendig mit ihren eignen Freunden, den Gegnern der Jeſuiten, die im Jahre 1762 ſie mit ſo groſſer Erbitterung vor dem franzöſiſchen Parlament anklagten, daß ſie den Tyrannenmord gelehrt hätten, ſowie auch mit Denen, die im Jahre 1818 dieſelbe Beſchuldigung in Freiburg wiederhallen ließen. Wenn ſie aber im Gegentheil ihren Freundſchaftsbund mit jener Partei aufrecht erhalten und ſich für die Verneinung entſcheiden wollen, ſo ſind wir da, um es ihnen in's Ohr zu ſchreien, und ihre eigene Brochure wird noch ſtärker als wir ſchreien: Unbeſonnene, Ihr ſeid es ja, die den Wilhelm Tell verdammen, den Retter und Befreier des Vaterlandes! In die Mitte geſtellt zwiſchen die Liebe zu Euren Freunden und die Ehrerbietung, welche ihr dem Andenken des Tell ſchuldig ſeid, ſchwanket ihr, haltet ihr euer Urtheil hin, wagt ihr nicht zu reden? Mit welcher Stirn nehmt ihr euch alſo heraus, jenen Jeſuiten anzuklagen, daß er ſich für die Verneinung ausgeſprochen?" — —

Wir hemmen den pathetiſchen Strom dieſer Sophismen, durch welchen ſich die freiburger Jeſuiten in dieſer patriotiſchen Angelegenheit rein zu waſchen

beſtrebten, durch die Bemerkung, daß der Jeſuitismus, dem es ſonſt zur Erreichung ſeiner Abſichten auf einen Königsmord mehr oder weniger keineswegs ankam, in neuerer Zeit auf blos legitimiſtiſche Richtungen zurück- und zuſammengedrängt iſt und deßhalb dem alten Syſtem ſeiner Heuchelei ein einfacheres moraliſches Anſehen zu geben verſteht. Die feſte und große Einheit des Zwecks, in welchem der Jeſuitismus wurzelt, ließ in frühern Zeiten eine größere Vielbeweglichkeit nach allen Seiten der Geſchichte an ihm entſtehen. Der Jeſuitismus war bald volksthümlich, wo Volksthümlichkeit das neue Fußgeſtell war, auf dem der Katholicismus emporſteigen konnte, und dann predigte er mit lautem Geſchrei und unter dem Gebet ſeiner Prieſter die Freiheit des Volkes; bald verband er ſich wieder mit den Feinden aller Freiheit, die abſoluten Throne umſtehend, die dem Katholicismus das feſteſte Bollwerk zu werden verſprachen, und dann goß er den Segen der Kirche aus über die Marterwerkzeuge, mit denen man das Volk quälte. So ſetzte ſich der Jeſuitismus wüthend und heulend in alle Stürme hinein, welche den Boden der Geſchichte erſchütterten, von welcher Weltgegend her ſie auch kamen, um aus der wilden Windsbraut der Geſchichte eine fromme und gehorſame Braut der Kirche zu machen.

Zwar fehlt ihm auch in neueſter Zeit die Klugheit nicht, ſelbſt die revolutionairen Elemente zu nutzen und in ſie hineinzublaſen, wie es in Belgien und an andern Orten geſchehen, aber dem Grundprincip nach iſt doch die politiſche Richtung des Jeſuitismus im neunzehnten Jahrhundert weſentlich eine einfachere geworden, indem ſie ſich ganz auf den Legitimismus geworfen hat. Mit den heutigen volksthümlichen Richtungen ein gefährliches und gewagtes Spiel zu treiben, dazu dürfte ſich der Katholicismus und ſein ausgeſandter Agent, der Jeſuitismus, immer nur im äußerſten Nothfall entſchließen. Mit der Sache des Volkes, als eines nach ſeiner Berechtigung ſtrebenden neuen Elements der Geſchichte, iſt es mehr als je Ernſt geworden, und es hat nicht den Anſchein, als ob die Entwickelung dieſes Elements den Katholicismus begünſtigen oder neu erheben wollte. Selbſt durch das glänzende Talent des La Mennais konnte der halb ſentimental, halb frivol zuſammengekünſtelte Bund des Katholicismus mit den demokratiſchen Intereſſen nicht glücken, noch weniger aber beim Papſt als etwas Katholiſches gelten und gebilligt werden. Dagegen empfängt der Katholicismus überall die unzweifelhafteſten Sympathieen der legitimiſtiſchen und abſolutiſtiſchen Richtungen unſerer Zeit, und bei der Vermittelung und that-

ſächlichen Ausbildung dieſer Freundſchaft verwaltet denn der Jeſuitismus ſein altes Amt. So kann es geſchehen, daß ſelbſt der Proteſtantismus von jeſuitiſchen Richtungen angefreſſen wird, ſobald ſich in ihn legitime Staatszwecke hineinſetzen, und von dieſem jeſuitiſchen Proteſtantismus bietet gerade unſere Zeit die ſchreckenerregendſten Beiſpiele. Es iſt dies jedoch nur eine vorübergehende und leicht heilbare Krankheit der proteſtantiſchen Richtungen, denn der proteſtantiſche Staat iſt durch ſeine innerſte Natur und durch das, was ſeine eigentliche Geſundheit ausmacht, dazu berufen, das volksthümliche Element in der Geſchichte zu ſeiner Vollendung zu bringen, weil es aus derſelben Quelle herſtammt, wie er ſelbſt, nämlich aus der Reformation, die zuerſt das Volk auf den Schauplatz der Geſchichte berief. Bei dem Katholicismus aber zeigt es die Epoche des Verfalls an, wenn er, ſich loslöſend von der Volksentwickelung, vorzugsweiſe nur durch ariſtokratiſche und abſolutiſtiſche Fäden ſein Daſein zu verfeſtigen ſucht. Bei dieſem einſeitigen Verhältniß zum abſoluten Staat, in welches der Katholicismus jetzt durch ſeine eigene Hülfloſigkeit gebannt iſt, erſcheint es nun als eine natürliche Folge, daß die katholiſchen Erziehungshäuſer, die in der letzten Zeit namentlich durch die Jeſuiten gegründet

worden, alle auf eine legitimiſtiſche Wirkſamkeit ausgehen, in Gegenwirkung gegen die liberalen und volksthümlichen Principien, die, eben weil ſie als Keim in jedem friſchen und unverdorbenen Jugendherzen ſtecken, ſchon durch die Erziehung ausgerottet werden ſollen. Das heißt, ſchon den frühen Halm der jungen Pflanze verbiegen, um ſie nicht frei und gerade hinauswachſen zu laſſen in Luft und Sonne, wonach ſie doch durch den Trieb der Natur verlangt. So glaubt man denn auch hier in dem Inſtitut St. Michel gewiſſermaßen die Zukunft der Geſchichte legitimiſtiſch zu fixiren, indem man ſchon die vergifteten Keime derſelben in die empfänglichen Herzen der Jugend ſenkt, aus denen man die nach Wunſch geſtaltete Zukunft herauswachſen zu ſehen hofft. Vornehme und einflußreiche Familien ſenden von allen Orten und Enden ihre Söhne, auf denen die Hoffnung der katholiſch hierarchiſchen Propaganda ruht, hierher nach Freiburg zu den Jeſuiten, welche nicht mehr den Königsmord predigen, ſondern vielmehr den Legitimismus, zum Heil der katholiſchen Kirche. Daß die freiburger Jeſuiten mit dem ſchweizeriſchen Liberalismus, welcher der verſchrieenſte unter allen iſt, bald in heftigen Widerſtreit gerathen würden, war vorauszuſehen, und es lag wohl auch kaum in ih-

rem System, diesen Conflict zu vermeiden. Ihre Rechtfertigungen gegen die Angriffe des Zofinger Vereins sind lahm und zweideutig. Wenn auch schweizerische Geschichtschreiber selbst in ihren Büchern die That des Wilhelm Tell gemißbilligt haben, so ist es etwas Anderes, schon beim Schulunterricht der Jugend dieser Gestalt, die im Volksglauben des Schweizerlandes zu einer heiligen und unantastbaren geworden, eine gehässige Beleuchtung zu geben. Wilhelm Tell ist beim Schweizervolke noch immer ein Symbol der ächten Vaterlandsliebe, ein hochklingender Name, der mit Freiheit und Patriotismus gleichbedeutend ist. Den Patriotismus zu erziehen, dazu haben die Jesuiten freilich ihr Institut nicht gebaut, und so mag ihnen auch an der ganzen Existenz des Wilhelm Tell wenig gelegen sein, mit deren Abläugnung es sich auf die nämliche Weise verhält. Es sind allerdings nicht allein die Jesuiten in Freiburg oder ein deutscher Gelehrter in Berlin, welche den Tell und seine wunderbare Geschichte zu einer bloßen mythischen Dichtung haben verfluchtigen wollen. Die Jesuiten liefern vielmehr in ihrer oben angeführten Streitschrift ein Verzeichniß der alten schweizerischen Geschichtschreiber und Chronisten, die schon das Mährchenhafte an dem Dasein des Tell bemerkt haben, und worunter sich auch ein

Freiburger, der berühmte Franciscus Guillimannus, befindet, der die ganze Begebenheit geradezu für eine Fabel erklärt, weil kein einziger gleichzeitiger Chroniſt des Wilhelm Tell erwähne, und auch die Bevölkerung von Uri ſelbſt weder ſein Haus aufzuzeigen wiſſe, noch von ſeiner Familie und ſeinen Abkömmen irgend eine Kunde habe, während doch die meiſten andern Familien aus jener Zeit noch exiſtirten. Wie dem aber auch ſein mag, ſo hat ſich das ſchweizeriſche Volk, allen Gelehrten zum Trotz, ſeinen Wilhelm Tell darum nicht nehmen laſſen, ſondern glaubt noch heut an ſeinen alten Heros mit einem feſten und unverbrüchlichen Glauben. Er lebt als etwas Bedeutungsvolles im Bewußtſein ſeines Volkes fort, und wenn er auch aus allen Geſchichtsbüchern geſtrichen würde. Noch heut iſt er die freiheitsathmende, ſonnige, kraftvolle Alpengeſtalt, die den ächten, ſchweizeriſchen Character repräſentirt. Mit Pfeil und Bogen, die Armbruſt geſpannt, ſchreitet er noch heut über die Schweizerberge, und winkt der ganzen Eidgenoſſenſchaft von den leuchtenden Firnen herüber, das Ungerechte nicht zu dulden.

Nachdem dieſer characteriſtiſche Streit der Jeſuiten mit den Zoffingern verhallt war, genoß das Inſtitut St. Michel wieder eines unangefochteneren

Friedens, und ſetzte mit ſo großer Geheimthuerei, als es ſich nur machen laſſen wollte, innerhalb wie außerhalb ſeiner Mauern ſeine pädagogiſchen Beſtrebungen fort. Dies Erziehungshaus erhöht von Jahr zu Jahr ſeinen blühenden Zuſtand und dehnt ſich nur immer weiter aus. Seit der Zeit ſeines Beſtehens, alſo ſeit ungefähr 13 Jahren, hat es, im Penſionat und Collège zuſammengenommen, niemals unter 700 Zöglinge in jedem Jahre gezählt und überſchreitet in dem gegenwärtigen noch dieſe Anzahl. Faſt die Hälfte dieſer Zöglinge befindet ſich jedoch nicht im Penſionnat, ſondern in Wohnungen in der Stadt, deren Wahl ihrem Belieben überlaſſen iſt. Ein Filialinſtitut, welches die Jeſuiten neuerdings in Schwyz angelegt haben, iſt auch bereits von 220 Zöglingen beſucht und hat in dieſem kleinen Canton, der in dem Parteienkampf der Klauenmänner und Hornmänner doch überwiegend auf die Seite der Stabilität und des Ariſtokratismus geworfen worden, einen neuen ſehr geeigneten Grund und Boden gefunden, indem die Hornmänner oder Legitimen, die bis jetzt dort die Oberhand zu gewinnen ſcheinen, das Eindringen der Römlinge und einer die Parteileidenſchaften ſchürenden Geiſtlichkeit zur Erreichung ihrer Zwecke ſehr begünſtigen. Ein anderes Ablegerinſtitut der Jeſuiten haben die Da-

mes du sacré coeur in der Nähe von Eſtavayer für Mädchen gegründet. Hier werden junge Mädchen beſonders aus den höheren Ständen erzogen, und ſo fehlt es auch bereits nicht mehr an Gelegenheit, um das Gift der jeſuitiſchen Erziehung durch alle Adern der Geſellſchaft und der Familie zu treiben, indem es verſtößt wird in das überall einflußreiche Leben der Weiblichkeit. Man bedauert auch im Lande an dieſen Schülerinnen der Damen vom geopferten Herzen vornehmlich die politiſchen Vorurtheile, mit denen ſie aus dieſem Inſtitut hervorgehen, außerdem den ceremoniell religiöſen und bigotten Geiſt, den ſie von dort in das bürgerliche Leben mit hinübernehmen und der an ihnen auf eine auffallende Weiſe bemerklich ſein ſoll, obwohl man ſie ſonſt als ſehr unterrichtet und gebildet hervorhebt. Uebrigens haben ſich jene Erzieherinnen ariſtokratiſcher Mädchen nicht bloß als Damen des jeſuitiſch geopferten Herzens, ſondern auch wirklich von einem barmherzigen Herzen bewieſen, indem ſie im Canton nebenbei auch eine Armenſchule für kleine Mädchen, alſo etwas für die Demokratie begründeten, was denn ihren Herzen am meiſten zur Ehre gereichen mag. —

Betrachten wir aber jetzt insbeſondere das Unterrichtsweſen der freiburger Jeſuiten, ſo bemerken wir

zuerſt zwiſchen den Beſtimmungen, mit denen ſich daſſelbe öffentlich ankündigt, und zwiſchen dem, was in der That in dieſer Anſtalt getrieben wird, einen weſentlichen Unterſchied. Was z. B. den Unterricht in den neueren Sprachen anlangt, ſo iſt angekündigt, daß in jeder der Klaſſen des Inſtituts das Franzöſiſche und das Deutſche für die Zöglinge aus dieſen beiden Nationen gelehrt werde, und daß man ſich beſonders bemühe, ſie mit den Meiſterwerken ihrer Sprache bekannt zu machen, um ſie frühzeitig zur eigenen Compoſition darin anzuleiten. Es iſt aber in Freiburg bekannt und ward mir von einem in dieſen Dingen genau unterrichteten Mann beſtätigt, daß den Zöglingen der Jeſuiten ausdrücklich verboten iſt, Schiller und Goethe und wie man ſich denken kann, noch manche andere deutſche Autoren zu leſen. Die Schüler ſind in ihrer Lectüre ſtreng auf das angewieſen, was ihnen aus der Bibliothek der Jeſuiten verabreicht wird, und in dieſer geheimnißvollen Geiſtesapotheke ſoll ſich denn manches ganz abſonderliche Präparat befinden, was mit einer narkotiſchen Wirkung auf die jungen Gemüther berechnet iſt. Der Erziehungsrath von Freiburg hat ſchon mehrmals darauf angetragen, daß die Jeſuiten ein Verzeichniß aller der Bücher, die ſich in der Bibliothek des Inſtituts St. Michel befinden, einrei-

chen ſollten, aber bis jetzt iſt es noch immer hartnäckig verweigert worden. Dagegen wiſſen die Jeſuiten ihrerſeits Mittel zu finden, die Erzeugniſſe der neueſten Literatur, die ſich von außen her darbieten könnten, von ihren Zöglingen abzuhalten. Wie ſie in gewiſſer Hinſicht die ganze Stadt zu überwachen verſtehen, ſo überwachen ſie auch die Buchläden von Freiburg, und haben ſogleich Kunde, wenn irgend eine verbotene Waare aus Frankreich oder Deutſchland dort angelangt iſt, und bei den Jeſuiten gilt die ganze neuere Literatur für ſolche Waare. Vermögen ſie nicht das Gouvernement zu einem Bücherverbot zu veranlaſſen, ſo wenden ſie ein eigenthümliches Verfahren an, um das ihnen anſtößige Buch aus der Stadt hinauszubringen, wovon ſich erſt vor einigen Tagen eine Probe ereignete. Die Jeſuiten fanden bei einem hieſigen Buchhändler Lamartine's Chute d'un Ange vor. Der fromme Lamartine, trotzdem er der fromme Lamartine iſt, findet keine Gnade vor den Augen der Jeſuiten, ſie machen ein fürchterliches Geſicht, der erſchrockene Buchhändler ſteht zitternd und mit einer verzweiflungsvollen Reverenz vor den beiden Herren da, die ihn mit ihrem Beſuch beehren, und vernimmt endlich das Donnerwort: wenn du nicht alle vorräthigen Exemplare dieſes ſchlechten und verderblichen

Buches auf der Stelle wegſendeſt, ſo wird es den Zöglingen unſeres Inſtituts ſtreng verboten ſein, ferner den Bedarf der Schulbücher bei dir zu kaufen! Auf dieſe Weiſe erweitern die Jeſuiten mit der größten Bequemlichkeit den **Index librorum prohibitorum** bis ins Unendliche, und es iſt dies wirkſamer als jedes andere Bücherverbot, weil die hieſigen Buchhändler mit ihrem Geſchäft hauptſächlich auf den Schulbücherbedarf im Jeſuiteninſtitut angewieſen ſind. Wer aber die Fähigkeit beſitzen ſoll, dieſe Schulbücher zu liefern, deſſen muß man ſich auch zu jeder jeſuitiſchen Anforderung verſichert halten dürfen. Uebrigens wird dennoch in Freiburg namentlich viel franzöſiſche Literatur eingeſchmuggelt, wozu ſich, ſchon aus Oppoſitionsluſt gegen die Jeſuiten, woran es hier auf einer Seite auch nicht mangelt, willige Vermittler genug finden laſſen. An den öffentlichen Orten, in den Caféhäuſern und dergl. ſieht man freilich von franzöſiſchen Zeitungen faſt nur die **Gazette de France** ausliegen, aber ein Freiburger verſichert mir, daß hier in den Familienkreiſen außerordentlich viel franzöſiſche Romane, und eben nicht von der ſolideſten Sorte, geleſen werden. Eine Lieblingslectüre der ſchönen Freiburgerinnen, beſonders in den höheren Ständen, ſoll namentlich **Paul de Kock** bilden, und ein frivo-

leres Gegengift, aber auch ein mehr komiſcher Contraſt hätte wohl kaum gegen das Gift des Jeſuitismus in einem ſo dicht aneinandergedrängten Culturleben einer kleinen Bevölkerung ermittelt werden können. Herzlicher habe ich wohl lange nicht gelacht. Ich ſelbſt ſuchte in einem hieſigen Buchladen mancherlei verbotene Literatur einzukaufen, beſonders Alles, was ſich auf das Treiben der Jeſuiten in der Schweiz bezog. Ich ſah bald, daß der Buchhändler mehr vorräthig hatte, als ſich gerade in ſeinem Laden befand, ich kam mit ihm auf manche intereſſante Dinge zu ſprechen, die ich wohl zu beſitzen wünſchte, als wir in demſelben Augenblick gewahrten, daß ein Schwarzrock ſchon ſeit einiger Zeit hinter uns ſtand, ſcheinbar aber nicht auf uns hörend, ſondern unter den aufgeſtellten Büchern im Laden umherſuchend. Sobald der Buchhändler den Jeſuiten anſichtig geworden, hielt er beſtürzt inne, wußte von allen den Brochuren nichts, nach denen ich gefragt hatte, und verkaufte mir nur einige unbedeutende Sachen, die weder ſeiner noch meiner Seele gefährlich werden konnten, worauf der Jeſuit ſich mit einem recht wohlwollenden Gruß wieder verabſchiedete.

Mehrere Lehrbücher, welche die Jeſuiten in ihren Unterrichtsſtunden als Leitfaden zum Grunde

legen, ſind bloß in lithographirten Exemplaren vorhanden, die nur den Zöglingen des Inſtituts in die Hände gegeben, aber zu keiner öffentlichen Mittheilung überlaſſen werden. Es gelang mir, einige dieſer Lehrbücher in meinen Beſitz zu bringen, darunter das Compendium, nach welchem die Schweizergeſchichte in dem Inſtitut St. Michel vorgetragen wird. Ich erfuhr nachher, daß der Pater Bellefroid, ein franzöſiſcher Jeſuit, für den Verfaſſer dieſes in mancher Beziehung intereſſanten Geſchichtsabriſſes gilt. Es iſt ein ziemlich dünnes Heft in Quart, welches ſo ſchlecht lithographirt iſt, daß manche Stellen völlig unleſerlich erſcheinen, ein Beweis von dem ſtümperhaften Zuſtande, in dem ſich feinere Induſtrie und Kunſtfertigkeit in dieſem Theile der Schweiz noch befinden. Die innere Beſchaffenheit dieſer Geſchichte iſt aber nicht weniger mangelhaft und verſtümmelt. Der Abriß ſcheint erſt nach jenen Streitigkeiten mit den Zofingern abgefaßt worden zu ſein, und nimmt deshalb beim Wilhelm Tell, weil man gerade dieſen als Fahnenbild des Patriotismus gegen die Jeſuiten geſchwungen hatte, einige Rückſicht auf die volksthümliche Pietät für dieſe Geſtalt. Dieſe Begebenheit wird ſogar mit einer gewiſſen Exaltation und dramatiſch ſich geberdenden Begeiſterung vorgetragen, im

Grunde aber doch, ſobald man näher zuſieht, ſehr zweideutig dargeſtellt. Den größten Raum erhält aber die Erzählung von allen heiligen und frommen Stiftungen, die jemals in der Schweiz gemacht worden, und deren Bedeutſamkeit den Schülern auf eine ganz beſondere Weiſe vorgetragen wird. Mit ſichtlicher Vorliebe aber behandelt der Jeſuit die Geſchichte der Gründung der einzelnen Klöſter, wobei denn dies als das Merkwürdige herausgehoben wird, daß alle ſeit grauen Jahrhunderten in der Schweiz entſtandenen Klöſter ſich noch bis auf den heutigen Tag in den katholiſchen Kantonen erhalten haben, ohne daß ein einziges davon eingegangen. Den Klöſtern und Abteien im Lande wird dann auch alle Cultur und aller Fortſchritt in Künſten und Wiſſenſchaften zugeſchrieben und als Zeugniß deſſen ſogar ein Proteſtant angerufen, nämlich Johannes von Müller. Wenn ſich dies nur auch heutzutage, wo man von der Cultur zweifelsohne noch andere und höhere Begriffe hat als im elften und zwölften Jahrhundert, den Klöſtern nachſagen ließe! Dann ſollte der gute Vater Jeſuit ganz unangefochten bleiben bei aller der Wichtigthuerei, mit der er die Klöſter in die Landesgeſchichte oder vielmehr die Landesgeſchichte in die Klöſter hineinzuziehen bemüht iſt. Damals aber war es wohl mehr die Cultur des Bo-

bens, als die der Geister und Gemüther, auf welche die Klöster zuerst einen wohlthätigen und anregenden Einfluß bei dem Schweizervolke ausübten. Freilich wird auch die berühmte Schule und Erziehungsanstalt der Mönche zu St. Gallen, die besonders im dreizehnten Jahrhundert blühte, gebührend verherrlicht, aber die Jesuiten scheinen mit Unrecht in diesem Institut, das in jener alten einfacheren Zeit heilsam und unzweideutig gewirkt haben mag, die Vorbedeutung ihrer eigenen pädagogischen Niederlassung und Wirksamkeit in der Schweiz zu feiern. Der schillernde und perfide Character dieses Geschichtsabrisses tritt aber deutlicher hervor, je mehr er sich der Epoche der Reformation zuwendet. Schon bei der Erzählung von der Kirchenversammlung zu Constanz stößt man auf eine seltsame Rechtfertigung derselben, die man nicht anders als eine niederträchtige Verdrehung der Geschichte nennen kann. An der Verbrennung Hussens wird die geistliche Gewalt für völlig unschuldig und unbetheiligt erklärt. Nachdem Huß den Widerruf seiner ketzerischen Meinungen verweigert, habe die Kirche sich seiner entledigen und ihn als Geistlichen von sich ausstoßen müssen, so daß er wieder Laie geworden und als solcher der weltlichen Macht sich überantwortet gesehen habe. Deshalb habe nicht die Geist-

lichkeit, ſondern der Magiſtrat zu Conſtanz nach den bürgerlichen Geſetzen den Huß zum Tode verurtheilt und ihn verbrannt. Solche ſchielende Sophiſtereien, in den harmloſen Ton eines Kindermährchens gekleidet, webt der Vater Jeſuit in ſeinen Vorträgen zuſammen, während ihm doch durch ſeinen Orden nicht die geringſte Verbindlichkeit auferlegt ſein kann, über die Scheiterhaufen zu erröthen, welche mit den geweihten Kerzen der Kirche in der Geſchichte angezündet wurden. Heftiger und verrätheriſcher aber erhebt ſich ſeine Sprache, wo er die Einführung der Reformation in der Schweiz als eines „malaise universel“ darſtellt, und dieſe Partie iſt mit der größten Ausführlichkeit und Einzelgenauigkeit behandelt. Nachdem er auf die gottesjämmerlichſte Weiſe über dieſe Verbreitung der Reformation im Schweizerlande geklagt, geht er zu einer Beleuchtung der Perſönlichkeiten von Luther, Zwingli und Calvin über, von denen Zwingli beſonders ausführlich als ein nichtsnützes Individuum entwickelt wird. Von Luther und Carlſtadt werden im Vorbeigehen ſcandalöſe Anekdoten erzählt, um der lieben Jugend ein recht ergötzliches Bild von einem ſolchen Ungethüm, das man Reformator nennt, zu zeichnen. Die allmähligen Erfolge der ſchweizer Reformatoren in Zürich,

Basel u. s. w. werden aber als eine moralische Verderbniß der Schweizerbevölkerung hingestellt, und daß die Jesuiten die Frechheit haben dürfen, dies mitten in der Schweiz vor einer schweizerischen Jugend vorzutragen, ist ein Scandal, mit dem ich kaum etwas Aehnliches zu vergleichen wüßte. Besonders unterhaltend wird aber die Einführung der Reformation im Canton Bern erzählt, welche zuerst mit aufrührerischen und heirathslustigen Bewegungen der Damen der heiligen Clara, in der Abtei zu Königsfelden, ihren Anfang nahm, die einige Bücher von Luther und die Schrift Zwingli's über die christliche Freiheit gelesen, und nun von dem Staatsrath zu Bern die Erlaubniß begehrten, ihr Kloster verlassen zu dürfen. Man verweigerte ihnen dies zu Bern, suchte sie aber zu trösten, indem man ihnen mehrere Erleichterungen und Milderungen ihrer strengen Regel zugestand. Dies, meint der Jesuit, sei die erste Anmaßung geistlicher Gerichtsbarkeit gewesen, welche sich der Magistrat in Bern habe zu Schulden kommen lassen, indem jene Erleichterungen der Ordensregel nur vom Papst hätten ausgehen dürfen. Die kirchliche Gewalt setzte sich vergebens dagegen, und alle Schritte, welche sie beim Senat that, um jene Mädchen bei der alten Regel zu erhalten, waren

umſonſt. Die jungen Damen der heiligen Clara aber wurden immer muthiger, ſie gaben die Erklärung ab, daß ſie als freie Unterthaninnen der Republik geboren wären und weder vom Papſt, noch von irgend einem Provinzial abhingen. So wußten ſie endlich dem Rath von Bern einen Beſchluß abzugewinnen, wonach ihnen erlaubt wurde, aus dem Kloſter herauszugehen und es mit der Welt zu vertauſchen. Dies geſchah ungeachtet alles Widerſtandes, welchen der Biſchof von Conſtanz und die andern hohen Geiſtlichen in der Schweiz der Ausführung entgegenſetzten. Zwei Nonnen verheiratheten ſich auf der Stelle, ſo bald ſie das Kloſter hinter ſich gelaſſen hatten. Die eine war Catharina von Bonſtetten, welche den Wilhelm von Diesbach heirathete, und die andere, Agnes von Mullinen, ehelichte den Heinrich Sinner, einen der Deputirten, welche Bern das erſte Mal abgeſandt hatte, um das aufrühreriſche Nonnenkloſter zur Ordnung zu verweiſen. Dieſe beiden Paare wurden feierlich in der großen Cathedrale zu Bern an einem und demſelben Tage getraut, au scandale de toute la ville, wie unſer Jeſuit in ſeinem Abriß hinzuſetzt. Dies ſind die Anfänge der Reformation in Bern, und man kann ſich denken, wie ſie zur Lächerlichmachung der ganzen Reformation vorgetragen werden.

In einer spätern Zeit erzählt der Verfasser von der Pest, welche im Jahre 1610 in mehreren Cantonen der Schweiz wüthete. Diese fürchterliche Krankheit trug ihre Schrecken zuerst durch Basel, wo in kurzer Zeit 4000 Menschen daran umkamen, was gar nicht zu verwundern ist, denn in Basel hatte ja auch die Reformation große Fortschritte gemacht, und man müßte sich sehr irren, wenn nicht der Himmel dies Strafgericht sollte herabgesandt haben. Die Pest aber machte sich im folgenden Jahre von Neuem auf und nahm unter entsetzlichen Verheerungen ihren Weg über Solothurn mitten in das Herz des Landes hinein, um das ebenfalls reformirte Bern zu erreichen und zu züchtigen. Daß zu gleicher Zeit auch Zürich schlecht weg kam, kann man sich denken, und unser Geschichtsabriß giebt die Zahl der Todten an, die auch dort zum Opfer fielen. Aber als die Pest an den Grenzmarken des katholischen Cantons Freiburg ankam, mußte sie sich höchst bescheidentlich zurückziehen, und es fand sich, daß ihr durch höhere Bestimmung keine Macht über dies Land gegeben war. Denn dies Land war gut katholisch, und es ging die allgemeine Sage im Canton Freiburg, die, wie Hr. Bellefroid hinzufügt, durch alle Geschichtschreiber des heiligen Canisius bestätigt wird, daß nämlich dieser heilige Mann vor

ſeinem Tode ſeinen Freunden ausdrücklich verſprochen habe, ſich ſeines Credits beim lieben Gott zu bedienen, um ihre Stadt von der Geißel der Peſt zu befreien (d'user de son crédit auprès de Dieu pour délivrer leur ville du fléau de la peste). Man ſieht alſo, wie wohl Freiburg daran gethan und auch noch ferner daran thun wird, ſich in guten katholiſchen Verbindungen zu erhalten, die ſogar gegen die Peſt ſchützen.

Auf dieſe Weiſe wird in dem Inſtitut St. Michel die Geſchichte gelehrt und benutzt. Unter den Lehrern ſelbſt, welche ſie in der Anſtalt vortragen, iſt beſonders der Pater Loriquet als ein eigenthümlicher und drolliger Mann zu erwähnen. Er iſt Verfaſſer einer histoire de la sainte Ampoule, ſo wie einer hiſtoriſchen (!) Schrift du don de guérir les écrouelles accordé au roi très-chrétien. In ſeinen Vorträgen ſpricht er mit Begeiſterung von der Inquiſition. Sein geſchichtliches Ideal iſt der große Ludwig, für den er bei jeder Gelegenheit ſich in Lobeserhebungen und Bewunderung zu erſchöpfen ſucht. Dagegen iſt er ſehr gegen Napoleon eingenommen, und beweiſt den Schülern, daß Napoleon ſchlechterdings kein Genie geweſen.

Was das Penſionnat anbetrifft, ſo bietet daſſelbe keine große Verſchiedenheit von den in andern Er-

ziehungshäuſern befolgten Einrichtungen dar. Die Eintheilung der Tageszeiten erweiſt ſich als ſehr zweckmäſſig, und die Unterrichtsſtunden wechſeln für die Zöglinge mit Erholungen ab, die vornehmlich in gymnaſtiſchen Uebungen, im Sommer auch im Baden und kleinen Ausflügen nach einem dem Inſtitut zugehörenden Landhauſe beſtehn. In ſolchen Dingen wiſſen ſich die Jeſuiten einen heiter weltlichen Anſtrich zu geben und nichts zu verſäumen, was ihrer pädagogiſchen Wirthſchaft Eleganz und eine faſhionable Form verleihen kann. Auch unternehmen ſie in den Ferien mit ihren Zöglingen Reiſen, die oft ein ziemlich weites Ziel haben und natürlich auf Koſten der Eltern gemacht werden. Der Preis der jährlichen Penſion beträgt 600 Frcs. mit Zuſchuß von 120 Frcs. für Wäſche, Papier, Federn, Unterhaltung der Bibliothek, Arzt u. dergl. Das Erforderniſſ an Kleidungsſtücken und ſonſtiger Mitgift, welche die Penſionnaire bei ihrem Eintritt ins Haus mitbringen müſſen, iſt nach einem vornehmen und reichlichen Maſſtabe vorgeſchrieben, wie denn in allen Dingen nie vergeſſen wird, die vorherrſchende ariſtokratiſche Bedeutung des Inſtituts St. Michel aufrecht zu erhalten. Eine Uniform tragen die Zöglinge nur an Sonn- und Feſttagen, aber an dieſen iſt ſie vorgeſchrieben und beſteht aus

einem königsblauen Frack mit Collet von schwarzem Sammet und gelben Metallknöpfen, weißer Cravatte, schwarzer Weste und schwarzen Beinkleidern. Die Zöglinge werden auf das strengste überwacht, dürfen niemals allein in die Stadt gehen, und nur einmal in der Woche Besuche empfangen. Die Religionsübungen gehören mit zur Regel des Tages, und werden theils in das häusliche Leben der Anstalt verflochten, theils in der naheliegenden Jesuitenkirche abgehalten, in welcher die Jesuiten selbst hinter grillirten Logen erscheinen. Daß diese gemeinschaftlichen Andachtsübungen sehr häufig sind und viele Zeit hinwegnehmen, kann man sich denken. Die Religion des Instituts ist so ausschließlich katholisch, daß kein Zögling eines andern Glaubensbekenntnisses darin aufgenommen wird, was freilich schon nach den allgemeinen Zwecken, wie wir sie an dieser Pädagogik erkannt haben, sich von selbst versteht. Im Institut befindet sich gegenwärtig ein junger Russe, an dessen griechisch-katholischem Glauben man lange so großen Anstoß nahm, daß man sich durchaus nicht zu seiner Aufnahme entschließen konnte, bis er endlich zwar zugelassen wurde, jedoch unter der Bedingung, mit den übrigen Zöglingen den römisch-katholischen Ritus bei allen Gelegenheiten mitzumachen. Dies naive Aus-

kunftsmittel war in dieſem Fall freilich das Gerathenſte. Durch die Zulaſſung eines Proteſtantenkindes aber würde man dem Teufel ſelbſt die Thüren des Inſtituts zu öffnen glauben. Daraus geht am ſchlagendſten hervor, wie es ſich hier nicht ſowohl um die Erziehung von Menſchen und Bürgern, als vielmehr um die Erziehung von Katholiken handelt. —

13.

Noch einmal Jeſuiten.

Freiburg beſitzt eigentlich drei Stadtmerkwürdigkeiten, zu deren Beachtung man als Fremder vornehmlich aufgefordert wird. Dies ſind erſtens die kleinen Fleiſchpaſteten, zweitens das Orgelſpiel von Aloys Mooſer, und drittens die Jeſuiten. In der Kenntniß der Fleiſchpaſteten, die als ein eigenthümliches Product von Freiburg berühmt ſind, habe ich es nur bis zu einer oberflächlichen Anſchauung gebracht, da ein vollkommen eingeübter Kenner dazu gehört, um ſich nicht durch den üblen Geruch derſelben vom Genuß abſchrecken zu laſſen, obwohl dieſer Geruch, wie man mich verſichert, den eigentlich piquanten Reiz ausmachen ſoll, wenn man ſie erſt eſſen gelernt hat. Ich ſah mich aber genöthigt, dieſen unaufgelöſten Widerſpruch,

wie ein hegel'ſcher Philoſoph dieſe Paſteten definirt haben würde, ſchlechthin als ſolchen beſtehen zu laſſen, denn ich hatte die Schwäche, die man in moraliſchen Dingen noch viel häufiger in der Welt antrifft, nämlich über den ſchlechten Geruch nicht hinwegkommen zu können, in dem ſie nun einmal ſtehen. Auch der wunderbaren Orgel, die Aloys Mooſer, ein Freiburger, in der gothiſchen Nicolauskirche gebaut hat, konnte ich vielleicht nicht den rechten Geſchmack abgewinnen, den ich, wenn ich ein Katholik oder in Gefühlsſtimmungen dieſer Art eingelernt wäre, wohl daran hätte finden ſollen. Denn dieſe Orgel iſt in der ſonderbaren Zuſammenſetzung ihrer Töne darauf berechnet, Gefühle zu erwecken, die auf einer ächt katholiſchen Weltanſchauung, und namentlich auf der Lehre vom Fegefeuer beruhen. Wie man aber nach dem katholiſchen Glauben die Qual der Höllenſtrafen mildern kann durch Seelenmeſſen, durch gute Werke und durch allerlei Buße und Zerknirſchung, welche ſich die Hinterbliebenen für die Verſtorbenen auferlegen, ſo ſpielen auch in dieſer Orgel zwei ſolche Elemente gegeneinander, die auf der einen Seite das Menſchliche und im Schmerz Aufgelöſte und auf der andern alles Erhabene und Schreckliche der überirdiſchen und weltgerichtsvollſtreckenden Mächte auszu-

drücken ſuchen. Die Structur der Orgel iſt nämlich vorzugsweiſe auf Hervorbringung von zwei verſchiedenen Tonmalereien angelegt, wovon die eine den Donner, die andere den Klang der Menſchenſtimme mit der meiſterhafteſten Kunſtfertigkeit nachahmt. Aus dieſem Doppelcharakter des Inſtruments, der zunächſt aus ſeinem mechaniſchen Bau hervorgeht, webt ſich dies ſeltſame Orgelſpiel zuſammen, das am liebſten in Weltgerichtsphantaſieen ſich ergeht. Es hallen ſeine Donner mit einer Naturgewalt, als wollten Himmel und Erde in dieſem Schreckenslaut zuſammenſtürzen, und dann weinen tauſend reuige Menſchenſtimmen dazwiſchen, den ganzen Erdenſchmerz als das Lebensgewinſel dieſer Welt hineinmiſchend. Nach dieſen Richtungen hin iſt das Inſtrument der eigenthümlichſten Variationen fähig. Es grollt und tobt, ſeufzt und ſchreit, läutet mit Sturmglocken und vergießt heimliche bange Thränen, dann beſchwört es geſchäftig den Aufruhr aller Elemente herauf, die Winde beginnen zu blaſen, es wird Nacht, und vom Himmel ſtürzt der Regen in plätſchernden Güſſen, oder hagelt es, man kann es nicht recht unterſcheiden! Nun werden in der Ferne Stimmen laut, Kinder ſcheinen zu wimmern, dann wird Alles plötzlich ſtill und durch die grauenhafte Einſamkeit erklingt leiſe

das Gebet des verirrten Wandrers. Und von neuem erbrauſen die Sphären, und Gott der Herr ſelber iſt es, der ſeine Stimme erhebt, aber es iſt die Stimme des krachenden Donnerwetters, in dem die ganze Schöpfung ſich entzweizuſpalten ſcheint. Die Bäume in den Wäldern berſten, man hört ſie krachen, die Aecker werden überfluthet, das liebe Vieh erſäuft, alle möglichen Thiere heulen durch einander, und der Zorn Gottes ſchlägt pathetiſch ein in eine arme Bauernhütte. Nun ſpielt die Klage der Menſchenſtimme ein ganzes Concert durch und erzittert in allen Tonarten. Sie ſchreit ihr grambeladenes Herz aus in die Lüfte und trägt den ganzen Erdenjammer vor Gottes Thron, von dem herab es donnert und immer donnert. Nun fährt wie ein Blitz die Poſaune des jüngſten Gerichts als Dominante einher, und die Menſchenſtimme verantwortet ſich in einer buſſertigen und herzerhebenden Fuge, die Andachtsklänge einer Meſſe miſchen ſich hinein, lichtſäuſelnde Tonflocken zirpen wie Feldlerchen in verſtohlener ſeliger Ahnung, dann donnert es wieder, das Weltgericht brauſt immer näher und näher über unſern Häuptern, und die Menſchenſtimme erſtirbt endlich leiſe in Jubel und Klage.

Wo will der gute alte Aloys Mooſer mit uns hin? Soll unſer erbangendes Herz vergehen unter

den Weltgerichtsſtürmen dieſer Orgel, oder ſoll es ſich ſpöttiſch auflehnen gegen die Pedanterie, die ohne Zweifel ebenſo groß daran iſt als die Erhabenheit? Sollen wir beichten und Buße thun hier in Freiburg, und mit allen unſern Sünden, unſern Erinnerungen und Hoffnungen uns niederwerfen vor den Tönen des jüngſten Gerichts? Ich für mein Theil kann nicht weinen und nicht ſchreien, auch habe ich ſchon jetzt die feſte Zuverſicht, daß mir Gott an jenem Tage des großen Gerichts, wenn ich ihn erleben ſollte, alle meine Sünden vergeben wird, die ich als deutſcher Schriftſteller begangen habe, denn den größten Theil derſelben bin ich entſchloſſen auf gewiſſe Cenſoren zu wälzen, mich ſtützend auf die Meinung, daß die größere Sunde im Nichtſagen als im Sagen beſteht! Noch weniger aber fand ich mich aufgelegt, über die Orgel des ehrlichen Aloys Mooſer zu ſpotten, wie es in einem Anflug ihres genialen Uebermuths Madame Dudevant gethan, als ſie in Geſellſchaft ihres Reiſegefährten Franz Liſzt in der berüchtigten angeordenen Männertracht und mit den langherabwallenden Haaren die Pfarrkirche von Freiburg beſuchte und ſich auf der Orgel etwas vorſpielen ließ. Der Mechanismus dieſes Inſtruments erfordert nämlich für den Orgelſpieler ſelbſt den größten Aufwand von Leibeskräften,

um aus den Pfeifen alle jene Töne hervorzurufen, die der Baumeiſter wie verzauberte Geiſter hineingelöthet hat und deren verſchiedenartigen Charakter ich anzugeben verſuchte. Faſt kein Glied des Körpers möchte beim Spielen unbeſchäftigt bleiben dürfen, Arme, Ellenbogen, Fauſtſchläge, Fußſtöße, Kniee und Alles muß angewandt werden, um dem künſtlich verwickelten Organismus ſein Donnern und ſein Weinen, ſeine Tändeleien und Malereien alle abzugewinnen. Daher ſagte Madame Dudevant: „Monsieur, cela est magnifique; je vous supplie de me faire encore entendre ce coup de tonnerre; mais je crois qu'en vous *asseyant* brusquement sur le clavier vous produiriez un effet plus complet encore.“ Und in der That, wenn man die unſäglichen Anſtrengungen des Organiſten mitanſieht, kann man ſich kaum dieſes Gedankens enthalten, warum nicht auch noch ein gewiſſer Körpertheil mit zur Hülfe genommen wird, um die Wirkung aller dieſer Donner dadurch zu verſtärken?

Auf mich übte das Orgelſpiel in St. Nicolaus im Gegentheil eine einſchläfernde und betäubende Wirkung aus, und wie ſehr ich mir auch geſtehen mußte, daß hier etwas Bewundernswürdiges und Außerordentliches geleiſtet ſei, ſo hielt mich doch dieſe menſchliche Zerknirſchung, dieſer ganze katholiſch-

theatraliſche Gefühlsprunk, der hier ſchon in den Mechanismus der Orgel hineingebaut iſt, davon ab, recht von Herzen mich in dieſe Töne zu verſenken, und meine Gedanken ſpielten zerſtreut mit den Sonnenſtrahlen, die von draußen her aus der lieben heitern Gotteswelt durch die Kirchfenſter hereinfielen, während die Orgel von Aloys Mooſer den Regen in Strömen plätſchern ließ. Dies berühmte Inſtrument erſchien mir am Ende nur wie eine große Taſchenſpielerei der Muſik, oder wie ein muſikaliſches Kunſtſtückchen der Frömmigkeit, ja ich wollte ſogar etwas Jeſuitiſches darin finden, ſo ſehr ſcheinen alle meine Sinne und Gedanken hier in Freiburg vom Jeſuitismus erfüllt zu ſein.

Ich komme auch heut noch einmal auf die Jeſuiten zurück und merke noch Einiges an, was über ihr Leben und Treiben in dieſem ſonderbaren Schweizercanton mir bekannt geworden. Ein großes Aergerniß der freiburger Jeſuiten bildet gegenwärtig die hieſige Ecole moyenne, eine Art von Handelsſchule, die hier in mancher Hinſicht als ein Gegengewicht gegen die Pädagogik des Inſtituts St. Michel betrachtet werden kann. Dieſe Handelsſchule iſt deshalb merkwürdig, weil es den Jeſuiten trotz aller Bemühungen niemals gelungen iſt irgend einen Einfluß auf dieſelbe zu gewinnen. Es zeich-

net ſich vielmehr dieſe Schule, in welcher die Zöglinge dem praktiſchen Leben zugebildet werden, durch die Selbſtändigkeit aus, welche ſie in jeder Beziehung der geiſtlichen Macht gegenüber zu behaupten gewußt. Sie iſt in Allem, was die Wahl und Beſtätigung ihrer Profeſſoren anbetrifft, lediglich von dem Großen Rath des Cantons Freiburg, alſo von der weltlichen Gewalt, abhängig. Der Große Rath beharrte auch ſtets eiferſüchtig auf dieſem ſeinem ausſchließlichen Ernennungsrecht der Profeſſoren, und weigerte ſich, die Wahl der Lehrer dem Placet der Geiſtlichkeit, namentlich dem des Biſchofs von Lauſanne, der in Freiburg ſeinen Sitz hat, unterwerfen zu laſſen. Um dieſe Sache haben die Jeſuiten lange genug Krieg geführt, doch zeigt ſich der Große Rath noch immer feſt, ſowie auch in einem andern Vorrecht, das ihm einräumt, den Profeſſor des Rechts an dem Collegium zu ernennen, und welches er unter allen Regierungsformen des Cantons beſeſſen hat, wogegen freilich die Jeſuiten bewieſen haben, daß es ihnen nicht an Mitteln fehlt, einen ſolchen Profeſſor des Rechts wieder zu entfernen, wenn ſeine Rechtsgrundſätze den ihrigen nicht gerade entſprechen. An der Handelsſchule aber giebt es gegenwärtig unter den angeſtellten Lehrern einige treffliche Köpfe, die durch die lichtvolle und

vorurtheilsfreie Bildung, welche ſie ihren Schülern zu geben ſuchen, im Sinne der Oppoſition, wenn auch nur mittelbar, gegen die Einflüſſe der Jeſuiten wirken. Unter dieſen jungen Lehrern möchten vielleicht einige ſein, die ſelbſt aus dem Collegium der Jeſuiten hervorgegangen und darin erzogen ſind, vielleicht aber ebendadurch, der geſunden Reactionskraft einer tüchtigen Natur Folge leiſtend, auf die entgegengeſetzte Seite getrieben wurden. Gern möchte ich unter dieſen einen ausgezeichneten jungen Mann nennen, welcher mir in Freiburg ſeinen freundſchaftlichen Umgang ſchenkte und der einſt ſeinem Vaterlande wichtige Dienſte leiſten wird, wenn ich nicht vor der Hand noch befürchten müßte, ihm dadurch zu ſchaden. —

Ein wichtiger Mann der Oppoſition, welcher gegen die Jeſuiten in Freiburg ſteht, ſoll aber hier genannt werden, da ſein Gewerbe ihm ohnehin die größte Oeffentlichkeit giebt. Dies iſt ein Barbier, der in der rue des épouses in Freiburg ſeinen Laden hält, und bei dem man ſich den Bart ſcheeren laſſen muß, um bei dieſer Gelegenheit, wenn auch mit einiger Heimlichkeit, von dem großen Kampf zu hören, den er gegen den Jeſuitismus in ſeinem Vaterlande durch ſeine Feder, die noch ſchärfer iſt als ſein Raſiermeſſer, unternommen hat. Die Par-

tei, welche die Jeſuiten im Lande haben, möchte überhaupt vorzugsweiſe bei dem ganz jeſuitiſchen Adel und bei der Mehrzahl der Frauen zu finden ſein. Der gebildete Mittelſtand iſt getheilt und beſteht aus Gläubigen, aber auch aus Spöttern und Widerſtandsluſtigen. Bei dem Volke ſollte man auf den erſten Anſchein die dumpfſte Hingebung an die Jeſuiten vermuthen, aber wenn es auch keine äuſſere Förmlichkeit und Ehrerbietigkeit gegen dieſelben vernachläſſigt, ſo verbirgt es doch darunter auch manche abgeneigte Geſinnung. Dies zeigt das Beiſpiel des Barbiers Chaſſot, der ſich den Jeſuiten durch ſeine eifrige Betriebſamkeit, ihnen zu ſchaden, beinahe furchtbar gemacht haben ſoll. An ihm ſelbſt konnte ich nichts Auſerordentliches entdecken, ſo oft ich ihn auch beſucht habe, er iſt ein ganz gewöhnlicher Barbier und nimmt den Bart ab wie alle andere Barbiere. Aber ich bekam eine höhere Meinung von ihm, nachdem man mir ſein Buch verſchafft hatte: Les Jésuites condamnés par leurs maximes et par leurs actions; publié sur des matériaux authentiques, par un Catholique Fribourgeois. Dies Buch iſt in dieſem Jahre, 1838, in Bern gedruckt, und hat in den hieſigen Gegenden das gröſte Aufſehen hervorgebracht. Der Inhalt iſt auch piquant genug, und wenn der Barbier

Chaſſot auch nicht mit ſeinem Geiſte dafür verantwortlich gemacht werden kann, ſo ſteht er doch wenigſtens mit ſeiner Haut dafür ein, denn es wird ihm nun einmal dieſe gefährliche Autorſchaft zugeſchrieben, obwohl er ohne Zweifel unter Mitwirkung Anderer die Compilation dieſes merkwürdigen Buches beſorgt hat. Der Hauptinhalt deſſelben beſteht nämlich in einem Wiederabdruck der **Instructions secrètes des Jésuites**, oder der ſogenannten **Monita secreta Societatis Jesu**, und in einem recht bündigen Auszuge aus den **Lettres provinciales** des Pascal, alſo in einem Aufreißen der empfindlichſten Wunden, welche der Geſellſchaft Jeſu ſeit der Zeit ihres Beſtehens geſchlagen worden. Die berüchtigten **Monita secreta** oder geheimen Ordensregeln der Jeſuiten erſchienen bekanntlich zum erſten Mal im ſiebzehnten Jahrhundert gedruckt, und zwar mit einer Vorrede, worin ſie als ein Fund ausgegeben werden, den man in der Bibliothek eines Jeſuitencollegiums zu Paderborn, bei deſſen Plünderung durch einen Herzog von Braunſchweig, gethan habe. Wie fabelhaft aber auch dieſe Angabe ſein mag, und wie genügend immer durch die Jeſuiten ſelbſt in mehreren franzöſiſchen Streitſchriften die Unächtheit der **Monita secreta** bewieſen worden, die charakteriſtiſche Bedeutung derſelben, ob ächt oder unterge-

ſchoben, bleibt immer dieſelbe. Man findet darin die wahrhaft praktiſchen Grundſätze des Jeſuitismus in ein ſehr abgerundetes und einleuchtendes Syſtem gepackt. Dies Syſtem enthält die wahre Philoſophie der Jeſuiten, nach der man ſie von alten Zeiten her leben und handeln geſehn. Der Verfaſſer dieſer geheimen Ordensvorſchriften der Geſellſchaft Jeſu hat dieſelben nicht erdichtet, ſondern vielmehr dem Leben und der Geſchichte, worin ſie thatſächlich angewendet worden, abgelauſcht, und es iſt eine Naivetät der Jeſuiten, daß ſie ſich durchaus nicht dazu bekennen wollen. Lieſt man z. B. die Capitel: wie es die Geſellſchaft Jeſu anzufangen habe, um zu Beſitzthümern zu gelangen; auf welche Weiſe ſich die Väter der Geſellſchaft das Vertrauen der Fürſten, der Großen und anderer angeſehener Perſonen erwerben können; wie ſie als Prediger und Beichtväter der Großen zu Werke zu gehen haben; durch welches Verfahren ſie die reichen Witwen und deren Vermögen gewinnen können; wie man handeln muß, um die Kinder der Witwen zur Ergreifung des geiſtlichen Berufs zu bewegen; welches die anzuwendenden Mittel ſind, um die Einkünfte der Jeſuitencollegien zu vermehren; — lieſt man dieſe und andere Vorſchriften, aus welchen die **Monita secreta** beſtehen, ſo muß man ſich ſagen, daß

dies das wahre Teſtament der Geſellſchaft Jeſu ſei, das in neuerer Zeit, durch die Veränderung des Weltzuſtandes überhaupt, vielleicht nur etwas feiner und geiſtiger geworden, indem der Jeſuitismus ſich jetzt auch in geiſtigere Dinge, in das Meinungsleben der Zeit, hineingeſetzt hat.

Nicht minder ſchlagend und anwendbar ſind die Auszüge, welche der Barbier aus den Lettres provinciales des Pascal gegeben hat. Dieſe Briefe wurden im Jahre 1660 in Paris nach einem Beſchluß des Staatsraths durch Henkershand verbrannt, und doch enthalten ſie nur Zuſammenſtellungen von Sätzen aus den Schriften der Jeſuiten ſelbſt, welche Pascal, der ſelber ein frommer Mann und guter Chriſt war, ausgezogen, um das jeſuitiſche Moralſyſtem in einem gewiſſen Zuſammenhange anſchaulich zu machen, welcher Zuſammenhang freilich durch die ſcharfen Flammen ſeines Spottes gehörig beleuchtet wurde. Der Henker aber, welcher die Provinciales verbrannt hat, verbrannte damit auch zugleich die Moralſätze der Jeſuiten, welche darin wiedergegeben waren. Man hat dem Pascal häufig zum Vorwurf gemacht, daß er in dieſen Briefen nur die übertriebenen Sätze einiger ſpaniſchen und flamändiſchen Jeſuiten zuſammengeſtellt, und ſie der ganzen Geſellſchaft als Syſtem zugerechnet habe, und

ſelbſt **Voltaire** hat, in ſeinem **Siècle de Louis XIV.**, dies Urtheil ausgeſprochen, indem er dort, mit einigem Schein von Recht, bemerkt: **on tâchait, dans ces lettres, de prouver qu'ils (les Jésuites) avaient un dessein formé de corrompre les moeurs des hommes, dessein qu'aucune secte, aucune société n'a jamais eu et ne peut avoir.** Allerdings hat es niemals eine organiſirte Geſellſchaft gegeben, die auf ein beſtimmt verabredetes Syſtem der Unmoralität, mit ſelbſtbewußter Ueberzeugung von ihren moralwidrigen Tendenzen, begründet geweſen wäre, und die Jeſuiten am allerwenigſten könnte man eines ſchon prinzipienmäßig vorhandenen unmoraliſchen Geſellſchaftszweckes beſchuldigen. Anders verhält es ſich aber mit den Mitteln, durch welche Geſellſchaftszwecke verwirklicht werden, und in den Mitteln hat die Geſellſchaft Jeſu ſich offenbar ein eigenthümliches Moralſyſtem geſchaffen, das für die Emancipation von aller hergebrachten Moral gelten kann. Dieſe jeſuitiſche Moral hat ſich tief genug in der modernen Weltanſicht eingebürgert, und man könnte ſie beinahe für das eigentliche Prinzip aller neueren Geſchichtsbewegung halten, in der faſt alle guten Zwecke nur durch ſchlechte und verderbliche Mittel vollfuhrt werden. Man begegnet in unſerer Zeit einer jeſuitiſchen Moral auf proteſtantiſcher ſo gut

wie auf katholiſcher Seite, nur mit dem Unterſchiede, daß der Zweck aller katholiſchen Machinationen immer der eine und beſtimmte iſt, während dagegen die jeſuitiſche Moral gewiſſer proteſtantiſcher Parteien unſrer Tage das eigenthümliche Schickſal hat, daß man durch die gekniffenen und zweideutigen Handlungen, faſt ohne es ſelbſt zu wiſſen und zu wollen, den katholiſchen Zwecken in die Hände gearbeitet hat. So erweiſt es ſich denn als ein gefährliches Ding, von dieſer Moral des Jeſuitismus ſich anſtecken zu laſſen, indem gar häufig der Zweck, durch welchen die ergriffenen Mittel geheiligt werden ſollten, durch dieſe letzteren verfehlt wird oder in einen ſehr unheiligen umſchlägt. Wenn z. B. ein Staatsmann die Unterdrückung der Geiſtesfreiheit beſchlieſſen wollte, weil nur dadurch die Sicherheit und Ruhe eines Staates erhalten werden könne, ſo iſt der Zweck, Ruhe und Sicherheit des Staates, ohne Zweifel ein guter, der wohl manches einzelne ſchlechte Mittel heiligen kann, wenn nur nicht dies ſchlechte Mittel, welches hier in der Unterdrückung der Geiſtesfreiheit beſtände, an ſich eine ſolche Gewalt des Verderbens hat, daß es auch dem Zweck ſelbſt verderbenbringend wird und ſtatt ihn zu verwirklichen, ihn vielmehr in ſein Gegentheil verkehrt. Dieſe Erfahrungen ſollten

uns lehren, ehrlich und einfach zu leben und zu handeln, um dem Jeſuitismus nicht wider unſern Willen zu einem Sieg über uns zu verhelfen. Steckt doch der Jeſuitismus bereits unter allen möglichen Lebensformen ſein Haupt wieder heraus in unſerer Zeit! In Frankreich unter Louis-Philipp ein Jeſuitismus der Freiheit, der durch die unwürdigſte Buhlerei mit dem zeitgemäßen Liberalismus die alte Legitimität wiederzuerzeugen ſucht; in Deutſchland ſogar ein Jeſuitismus des Proteſtantismus, der ſich vor ſeinem eigenen Kind, das er geboren hat, feigherzig entſetzt, und damit am Strome der Zeit, wie eine Kindesmörderin, die ihre verbotene Frucht wieder erſäufen will, umherirrt. Lieſt man in den Auszügen, welche Pascal aus den Schriften der Jeſuiten zur Zuſammenſtellung ihres Moralſyſtems gegeben, ſo wird man allerdings überraſcht von der Triftigkeit dieſer Beweisführung, welche über die Umſtände übereinzukommen ſucht, unter denen Mord und Todtſchlag begangen, falſche Eide geſchworen, Richter beſtochen, Abſolutionen von fleiſchlichen Sünden und Vergehungen aller Art ertheilt, fleiſchliche Verbrechen und Völlerei in Eſſen und Trinken bei voller Gewiſſensreinheit verübt, ſelbſt die heiligen Sacramente mißbraucht, Unfriede unter Freunden und Verwandten, unter Gatten und Kindern geſäet,

und alle Bande der menſchlichen Geſellſchaft aufgelöſt werden können, wenn nur der große Bau der alleinſeligmachenden Kirche dadurch gefördert und vollendet wird. Aber iſt denn das ſo etwas Außerordentliches, daß man es für unglaublich und fabelhaft anſehen ſollte? Wenn dies auch heutzutage zum Theil ein veralteter Jeſuitismus iſt, der Dolch und Gift in ſeinem Moralkatechismus führt, ſo iſt der moderne, der ſich mit einer das geiſtige Leben der Menſchheit verfälſchenden Sophiſtik in die Zeit eingefreſſen hat, doch wahrhaftig nicht unſchuldiger, und beweiſt, daß es allerdings förmlich verabredete Syſteme des Verderbens in einer Geſellſchaft geben kann, wenn auch nicht als Zweck, doch als Mittel. Oder iſt es etwa eine geringere Schuld, die Erziehung der Jugend zu hierarchiſchen Zwecken zu mißbrauchen, und junge Geiſter ſchon mitten in ihren Entfaltungstrieben krumm zu biegen, ſodaß ſie nicht zur Höhe der wahren Menſchheitsbildung ſich gerade emporrichten können, iſt dies ein unſchuldigeres Syſtem, als das, welches Dolch und Gift mit ſich führt? — —

Die Jeſuiten in Freiburg haben auch vor mehreren Jahren hier am Ort ein Journal gegründet, unter dem Titel: **L'Invariable, nouveau memorial catholique**, eine Art katholiſcher Revue, von der

mir einige Hefte in die Hände gefallen ſind. Dies Journal hat beſonders deshalb Intereſſe, weil man darin die theokratiſch-politiſchen Zwecke und Geſinnungen dieſer Partei ziemlich offen ausgeſprochen findet. In einem Einleitungsaufſatz, unterzeichnet von einem gewiſſen G. Eßlinger, einem ehemaligen proteſtantiſchen Prediger, der zum Katholicismus übergetreten, zeigen ſich die Ideenzuſammenhänge des heutigen Jeſuitismus in ihrer ganzen religiöſen und politiſchen Perſpective. Merkwürdig iſt unter Anderm, wie darin der Unterſchied zwiſchen dem proteſtantiſchen und katholiſchen Prinzip auseinandergeſetzt wird. Der Proteſtantismus wird als das veränderliche Prinzip entwickelt, weil er ſich lediglich auf die einzelne Vernunft des Individuums ſtütze. Dagegen ſtellt ſich alles Unveränderliche und Ewige in der Religion als das Katholiſche dar, und ſo iſt auch die katholiſche Kirche, lediglich beſtimmt durch den über alle grubelnde Vernunft erhabenen Geiſt der göttlichen Offenbarung, noch immer der unveränderliche Leib des Chriſtenthums. Daher bezeichnet ſchon der Titel dieſes Journals die Unveränderlichkeit einer Partei, die ſtets geſchickt genug war, ihren Mangel zu einem Prinzip zu erheben.

So haben es die Jeſuiten hier an keinerlei An-

ſtrengung und Thätigkeit fehlen laſſen, um ſich in ihrem Hauptquartier zu verſchanzen, zu dem ſie allerdings in dieſem abgelegenſten der Schweizercantone die günſtigſte Stelle ausgefunden hatten. Betrachtet man die Geſchichte des Cantons Freiburg, ſo muß man erſtaunen, wie ſich hier von Alters her das ganze Leben dazu ausgebildet zu haben ſcheint, um einen bequemen und ſichern Pfühl für den Jeſuitismus abzugeben. Von jeher lag dies Land abgeſchnitten von den größeren Weltſtraßen da, und erſt ſeit einigen Monaten berührt der Eilwagen, welcher von Bern nach Genf fährt, auch die Stadt Freiburg, um dieſelbe in die allgemeineren Verbindungswege der Schweiz hineinzuziehen. So bildete ſich dieſer in ſich ſelbſt verſunkene Canton von früheſter Zeit her in lauter Abnormitäten aus. Von einer urſprünglich demokratiſchen Form ausgehend, geſtaltete ſich die Verfaſſung zuerſt durch Bildung eines kleinen und großen Rathes, welcher letztere aus den Abgeordneten des Volkes zuſammengeſetzt wurde. Bald kam es jedoch dahin, daß dieſe Abgeordnetenſtellen ausſchließlich vom Adel und den vornehmen Patriziern der Stadt in Anſpruch genommen wurden, zuletzt aber in ein Vorrecht gewiſſer privilegirter Familien ſich verwandelten, das man ſogar erblich machte. So entſtand eine oligar-

chiſche Regierungsform, deren Seltſamkeit ſich im vierzehnten Jahrhundert noch dadurch vermehrte, daß ſich dem großen und kleinen Rath gegenüber ein dritter, der ſogenannte Rath der Sechziger, zuſammenſetzte, der zwar auf volksthümlichem Wege hervorging, aber ſogleich auch wieder umſchlug in eine ariſtokratiſch-oligarchiſche Bevorrechtung. Dieſer Rath, auch die „heimliche Kammer" genannt, weil jeder der Räthe oder Volkstribunen, aus denen er gewählt wurde, ſich noch vier heimliche Gehülfen annehmen durfte, bildete das höchſte und gefährlichſte Staatstribunal, das mit der Gewalt einer Inquiſition die Entſcheidung über alle Angelegenheiten des Landes an ſich brachte. Die Macht, zu welcher ſich auf dieſe Weiſe privilegirte Familien als beſondere Staatskörper organiſirten, befeſtigte ſich immer gewaltiger durch den Bund, welchen dies politiſche Patriziat mit der Geiſtlichkeit ſchloß, ein Bund, der nur gegen das Volk gerichtet ſein konnte. Denn ein Patriziat kann nur Beſtand haben, wenn den durch Reichthum und Intelligenz bevorrechteten Familien gegenüber eine arme Volksmaſſe verharrt, deren Begriffe dunkel und unentwickelt bleiben und die der Fluch der Unwiſſenheit zu gehorſamen Knechten ſtempelt. Und in ſolche Unwiſſenheit das arme Volk einzuhüllen, war der

Clerus von jeher beeifert, der dem Patriziat willig und überall dieſen Dienſt geleiſtet hat. Rom fand auf dieſe Weiſe ſchon früh an dem Uechtlande einen ergiebigen Boden für ſeine Saaten, und eilte auch, dieſelben hier auf das Zweckmäßigſte zu beſtellen. Im Jahre 1581 empfing Freiburg die erſte Anſiedelung der Jeſuiten, und kann ſich ſomit rühmen, die Geſellſchaft Jeſu noch ziemlich friſch aus der erſten Auflage überkommen zu haben. Die Begegnung des hierarchiſchen Elements, das ſeiner Natur nach immer erobernd zu Werke gehen muß, mit dem oligarchiſchen führte in dem kleinen Canton zu den ſeltſamſten Verwickelungen. Die weltliche Macht behütete zwar eiferſüchtig die neuen und immer planvoller werdenden Anſtrengungen des Clerus, aber es lag doch zugleich in ihrem Vortheil, wenn derſelbe gewiſſe Erfolge davontrug, und ſo ſah man das Land bald mit Klöſtern, Pfarreien und Caplaneien überpfropft, daß man kaum hätte denken ſollen, es ſei auf dem kleinen Territorium Platz genug dafür dageweſen. Dieſe ſchwarzen Geſtalten waren plötzlich über die Alpen hereingeſtiegen, man wußte nicht wie, und nun begannen ſie ihre magiſchen Kreiſe zu ziehen, in die nicht nur das Volk, ſondern ſchnell auch die adeligen Geſchlechter des Landes ſich gebannt ſahen. Dieſe eigenthümlichen politiſchen Ver-

hältniſſe des Cantons Freiburg hat Zſchokke vortrefflich geſchildert. Es dauerte aber dieſe Harmonie zwiſchen Oligarchie und Hierarchie bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein, wo der Papſt Clemens XIV. die Aufhebung des Jeſuitenordens beſchloß. Nun ließ die Regierung von Freiburg alle im Lande befindlichen Güter und Beſitzthümer der Geſellſchaft Jeſu mit Beſchlag belegen und ſchien einen Augenblick lang froh zu ſein, daß die doch immer gefährliche Nachbarſchaft ein Ende hatte. Bald begannen jedoch von anderer Seite her der Oligarchie, ſowie dem Clerus des Landes ſelbſt, Gefahren zu drohen. Die bis in dieſe Entlegenheit nachdröhnenden Stürme der Zeit fegten mit ihrer ſcharfen und reinigenden Luft auch die Felſenthäler der Sane. Das Volk, zu einer leiſen Ahnung wenigſtens von höheren Bedürfniſſen ſeines Daſeins erwacht, empörte ſich gegen das Patriziat, und erhob einen Kampf um ſeine alten Rechte, an dem es freilich noch unterlag. Aber durch die Einwirkungen der franzöſiſchen Republik und Napoleons tauchten die demokratiſchen Elemente in der Schweiz wieder ſiegreicher empor, und auch in Freiburg ſahen ſich die patriziſche Partei ſowohl wie der Clerus um ihre ſchönſten Hoffnungen betrogen. Das Leben trat auch hier in eine kurze Blüthe, von mehreren Sei-

ten her erhob ſich eine wohlthätige Reaction gegen den von Prieſtern und Ariſtokraten begangenen Verrath an dem Geiſtesleben einer ganzen Bevölkerung, und beſonders iſt der berühmte Pater Girard, ein Franciscaner, zu nennen, der das Erziehungs- und Schulweſen im Lande wieder zu befreien ſuchte von dem falſchen Prinzip, welches ſich in daſſelbe eingeniſtet hatte. Unter der Reſtauration, welche auch in der Schweiz die Ariſtokratie wiederbelebte, gingen alle dieſe edlen Anſtrengungen verloren, und in Freiburg trat Alles mit raſchen Schritten in die alten Verhältniſſe der Verfaſſung und des Lebens zurück. Clerus und Patriziat klammerten ſich zu einem neuen Bunde aneinander und befeſtigten ſich, durch das von ſeinen raſchverflogenen Träumen ernüchterte Volk ſelbſt unterſtützt, gewaltiger als jemals. Nun miſchte auch Rom wieder ſeine Karten. Die Reſtauration hatte bekanntlich auch die Geſellſchaft Jeſu wieder an das Tageslicht gerufen, deren Wiedererweckung von den Todten der klügſte Gedanke des Papſtes Pius VII. war. Der Orden wurde auch in Freiburg wiederhergeſtellt und eingeſetzt in alle ſeine ehemaligen Beſitzthümer, und ſchlug nun in den ſtillen Schattengründen des Cantons feſtere Wurzel als jemals. Die Verhandlungen, die über die Aufnahme der Jeſuiten im Gro-

ßen Rath von Freiburg im Jahre 1818 gepflogen wurden, waren sehr merkwürdig, und der Barbier Chassot hat in seinem oben angeführten Buche auch die Rede wieder abdrucken lassen, welche ein Mitglied des Großen Raths, der Advocat Landerset, in der Sitzung vom 15. September 1818 gegen die Zulassung der Jesuiten hielt. Diese Rede ist von einer ausgezeichneten Beredsamkeit, und von einer Gewalt der Beweisführung, die unter andern Umständen ihr Ziel gewiß nicht verfehlt hätte. Herr Landerset stellte mit schneidender Kürze einen Abriß der Geschichte der Jesuiten, ihr Sündenregister in fast allen Welttheilen, zusammen und zeigte, wie sie überall mit den Staatsgewalten in einen den letzteren gefährlichen Widerspruch gerathen, sodaß man sich am Ende genöthigt gesehen habe, sie aus dem Organismus der Staaten wieder auszuspeien als ein Gift, das sich sonst unwiderstehlich mit allen Säften vereinigt. Zugleich suchte er das diabolische Moralsystem der Jesuiten durch Auszüge aus den vorzüglichsten Casuisten der Gesellschaft zu charakterisiren, und leistete darin nicht minder Schlagendes, als sein Vorgänger Pascal, dessen Hülfe er sich dabei bediente. Man konnte keine bessere Rede halten, um vor dem Jesuitismus als dem kranken und zerstörenden Element der modernen Gesellschaft zu

warnen, aber nichtsdeſtoweniger beſchloß der Große Rath mit kaltem Blute die Aufnahme der Jeſuiten. Das Patrizierthum, das man wieder aufzurichten hatte, verlangte durchaus nach dieſer geiſtlichen Stütze, die zugleich, wie ſchon erprobt worden, die beſte Vermittelung des ariſtokratiſchen Joches mit dem Volksgeiſte war. Das Jahr 1830 brachte zwar auch dem Canton Freiburg ſeine demokratiſchen Formen zurück, aber auch dieſe hat die hierarchiſche Partei dort auf eine merkwürdige Weiſe zu ihrem Vortheil ausgebeutet, indem ſie ſelbſt in den geſetzgebenden Körper einer Republik den jeſuitiſchen Geiſt zu verflößen wußte. So hat ſich hier auf dieſem kleinen Territorium ein lehrreiches Schauſpiel begeben, das in einem prismatiſch zuſammengedrängten Bilde den allgemeinen Zeitcharakter auf das Anſchaulichſte wiederſpiegelt. Man kann es nämlich in dieſen Hergängen hinlänglich veranſchaulicht ſehen, wie die Rückneigungen unſerer Zeit zum Jeſuitismus keineswegs einen religiöſen, ſondern vielmehr einen politiſchen Grund haben. Es iſt die Krankheit des heutigen politiſchen Lebens, welche den Jeſuitismus wieder als Kruſte anſetzt, mit dem ſie die Geſetzwidrigkeiten des Organismus bedeckt. Der Geiſt der Menſchheit iſt an ſich frei genug geworden, um über den Jeſuitismus erhaben zu ſein, aber er hat ſich

gegenwärtig in eine Lüge verſtrickt, die ihn die beſten Kräfte des Lebens koſtet, und ihn dem Jeſuitismus in die Hände geliefert hat. Die politiſche Lüge des heutigen Daſeins hat dem Jeſuitismus ſeine alten ſchon verroſteten Waffen wieder aufgerubt, und wenn die Staaten durch groſſe und tragiſche Erfahrungen nichts gelernt haben, ſo zeigt jetzt der Jeſuitismus ſeinerſeits, daß er allerdings etwas zugelernt hat und die Waffen, welche ihm die Staaten wieder zurückgeben, beſſer und eindringlicher als je zu gebrauchen verſteht. Der Jeſuitismus hat in den letzten Jahrzehnten ſeine Feldzüge ſo klug und meiſterlich geführt, daß es eine groſſe Anzahl von Leuten giebt, die gar nicht mehr an ſeine Exiſtenz glauben und welche die groſſe Gefahr, die dem europäiſchen Völker- und Geiſtesleben wieder unter allen möglichen Formen des Jeſuitismus droht, nicht anders als wie ein Märchen oder eine verbrauchte Erfindung der Schriftſteller betrachten. Inzwiſchen bemächtigen ſich die Jeſuiten auch in Deutſchland einer Erziehungsanſtalt nach der andern; hier ſind es die belgiſchen, dort die galliziſchen Jeſuiten, welche in der Stille die furchtbarſten Fortſchritte machen. In Oeſterreich und Baiern bewähren die Jeſuiten ihren erneuten Ruhm als Pädagogen dem deutſchen Geiſtesleben gegenuber mit der keckſten Stirn. Und

wie viel fehlt noch, daß Louis-Philipp auch in Frankreich den Jeſuiten neue Anſiedelungsrechte verſtatte? Man iſt in ſeinem geiſtigen Bewußtſein über den Jeſuitismus hinaus, und doch bedarf man ſeiner. Welcher Fluch des Schickſals hat unſere Zeit in dieſen ſchrecklichen Widerſpruch mit ſich ſelber gebannt? Man könnte frei und glücklich ſein, aber mitten in dieſem Gedanken fühlt man ſich wie vom Fieberfroſt geſchüttelt, und greift in ſeiner unſäglichen Angſt nach den Mitteln der Unfreiheit, die vielleicht noch einige Jahre lang die Sicherheit im und durch den alten Schlendrian verbürgen. —

16.

Franzöſiſche Schweiz.

Geſtern Abend waren wir mit der Diligence aus dem liebreizenden Lauſanne in Genf angekommen und ungeachtet einer nicht angenehmen Wagengeſellſchaft hatte uns doch unterwegs der herrliche See, der mit ſeinem tiefblauen Waſſerſpiegel immer zu unſerer Linken ſchimmerte, in tauſend Schwärmereien und Elegieen eingewiegt. Die himmelsklare Fluth zu ſehen, deren Wellen zuweilen in langen Fäden ſo geordnet daliegen wie die Saiten einer Harfe, und dann jenſeits das ſavoniſche Alpenufer mit ſeinen hochglühenden Schneegipfeln, von denen das Abendroth wirklich wie leiſe Muſik herabzuſchweben ſcheint, wen ergriffe es nicht dabei wie mit einer religiöſen Entzückung? Es iſt ein paradieſiſches Stück der Schöpfung, das ſich hier ausbreitet, und der Gen-

ſer See, das Wort von Novalis wahr machend wie nirgendwo, bildet in der That das Auge der ganzen Landſchaft, die in ihm ihr Seelenbild zuſammendrängt und Glanz und Leben von ihm zurückempfängt. Wie in ein Gebet zu dem Herrn alles Daſeins verſunken, lag der See da, als wir an ihm vorüberfuhren, und riß uns mit hinein in ſeine Abendfeier, die ſelbſt dem durch das Leben verhärteten und verſteinerten Menſchen, welcher vielleicht ſeit Jahrzehnten nicht geweint hat, einige Thränen aus den Augen locken kann. Der vorherrſchende Charakter dieſer Gegend iſt Naturandacht und Gottesfeier, und als ich unter der Reihe der Landhäuſer am See die einer engliſchen Familie zugehörige Villa erblickte, welche ganz in Form einer gothiſchen Kirche gebaut iſt, begriff ich vollkommen die Richtigkeit des Gefühls, das zu einer Anſiedelung gerade in ſolcher Form treiben konnte und das mit dem die Gegend beherrſchenden Gefühl natürlich zu harmoniren ſcheint. Jeder Reiſende hat am Genfer See wohl die Luſt empfunden, ſich hier niederzulaſſen, die ganze ſchnöde, gottloſe und entartete Zeit zu vergeſſen, mit ſeinen durch das Schickſal gekreuzten Beſtrebungen endlich ſich abzufinden, ſeinen feindlichen Freunden und freundlichen Feinden zu vergeben, und hier, im kühlen und einſamen Frieden der Natur,

im höchſten Zuſammenhang mit den Grundharmonieen der Schöpfung zu leben. Man brauchte ſich freilich keine gothiſche Kirche zu bauen, um hier beten zu gehn, die chriſtliche Baukunſt hat man hinter ſich in der Welt zurückgelaſſen. Der heilige Geiſt, der hier über den Waſſern ſchwebt, würde uns unter jedem Hüttendach treffen und erquicken.

Das ſind Träume, aber Jedermann träumt, wenn es ſich darum handelt, glücklich zu werden. Alle dieſe Anſiedelungen um den Genfer See, dieſe Städte und Dörfer, die ſich um ihn gruppiren, ſtehen wie wirklich gewordene Träume da, ganze Bevölkerungen ſind hier ſchönen Träumen nachgegangen, indem ſie an dieſen Ufern ihre Wohnſitze gründeten. Auf drei und dreißig Stunden im Umfange dehnt ſich hier eine mannigfaltige Anwohnerſchaft aus, die bloß von dem See gelockt und beſtimmt wurde, hier Hütten zu bauen. Der See iſt der große Zauberer, der hier Alles in ſeine Nähe gezogen und für ein ganzes Geſchlecht der magiſche Mittelpunct ihres Daſeins geworden iſt. Das Naturgefühl hat ſich hier des Menſchen ſo ſehr bemeiſtert, daß alle ſeine übrigen Verhältniſſe und Einrichtungen davon Duft und Farbe angenommen haben. Die Landhäuſer am Genfer See ſind davon oft auf eine wunderſame Art Zeuge, indem ihre Bauart allerlei

Eindrücke von der Empfindung hat annehmen müſſen, doch immer im harmoniſchen Charakter der Gegend und frei von den groben Bizarrerien, welche z. B. die Villen der Hamburger an der Alſter aufweiſen.

Noch ein anderes Gefühl iſt es, von dem man erhoben wird, ſobald man dem Genfer See ſich nähert. Man ſteht auf der Gränzſcheide zwiſchen Italien und Frankreich, und überſieht nicht nur von beiden Ländern hervorragende Puncte, ſondern beſitzt auch ſchon etwas Gemeinſames von italieniſcher und franzöſiſcher Natur, das ſich auf dieſer einzigen Stelle der Welt zu einem glühenden Farbenbilde vereinigt. —

Aus dieſer weichen und bewegten Stimmung wurden wir plötzlich am Thore Genf's durch die militairiſche Strenge, mit der man uns empfing und den Paß abforderte, emporgeſchreckt. Auch ob wir nichts zu verſteuern hätten, wurden wir gefragt, und dabei zählte man uns alle mauthpflichtigen Gegenſtände her, wenn wir etwa einen oder den andern davon mit uns führten. Unter den genannten Artikeln befand ſich auch Fleiſch, zu deſſen Verſteuerung aufgefordert wurde, und wobei ich nur mit einem aufathmenden Stoßſeufzer auf meine Wagennachbarin blikken konnte, die uns während der ganzen Fahrt durch ihre allzureichliche Leibesfülle das Bleiben ſo ſchwer

gemacht, daß wir ſie jetzt gern, wenn die Sache nicht zu grauſam geweſen, als verbotenes Fleiſch bei der Mauth angegeben hätten. Durch die Rigoroſität aber, mit der Genf ſeine Eingänge bewacht, und die bei einer Schweizerſtadt befremdlich auffallen kann, verräth ſich ſogleich der ächte Charakter des Genfers, der in allen Dingen, welche ſeine Stadt betreffen, voll von Wichtigthuerei iſt und ſie als etwas ganz Abienderliches und Einziges betrachtet wiſſen will. Der Genfer ſpielt den Pariſer der Schweiz und ahmt der Hauptſtadt Frankreichs nach ſowohl in dem ausſchließlichen Stolz ſeiner Anſprüche als in der Eleganz und dem Luxus des Lebens, der Feinheit der geſellſchaftlichen Sitten. Aber weil die gegebenen Dimenſionen zu klein ſind für die dünkelhaften Anſprüche, ſo entſteht daraus eine gewiſſe Schroffheit des Charakters, die, wenn ich meinen Erfahrungen trauen darf, häufiger in Genf angetroffen wird. Der Stolz des Genfers hat freilich auch ſeine ſehr begründeten Anrechte, die auf eine lange und glänzende Reihe von Namen und Thatſachen ſich ſtützen, und dieſe Glorie ſeiner Erinnerungen wird ihm Niemand ſtreitig machen können.

So befanden wir uns denn in dem weltberühmten Genf, wo von jeher auf ſo kleinem Punct eine ſo bedeutende Cultur ſich zuſammendrängte, wo jede

Straße das Gedächtniß eines großen Namens, einer ruhmwürdigen Erfindung, einer für ganz Europa wichtig gewordenen Geburt, zurückruft! Der Abend unſerer Ankunft ließ uns noch Zeit genug übrig, die Stadt zu durchlaufen und zu betrachten. In der Straße Rouſſeau's blieben wir ſtehen vor einem unſcheinbaren Hauſe, welches über ſeiner Thür in Erz die Inſchrift führt: **Ici est né J. J. Rousseau le 28. Juin 1712. Restauré en 1817.** Dies war die Erinnerung, nach welcher ſich wie von ſelbſt und zu allererſt das Herz des Reiſenden hindrängt, ſobald er nach Genf kommt. Die andere Erinnerung iſt Voltaire, die hier auch in örtlicher Verbindung zwei Geiſter geſellt, welche bei der verſchiedenartigſten Organiſation und einem faſt polaren Gegenſatz der Naturen doch derſelben Weltbewegung ihres Jahrhunderts folgten und dienten. Ein Omnibus, der, mit dem Namen Voltaire beſchrieben, zur Fahrt nach Ferney einladet, iſt das auf den Straßen Genfs lebendig umherwandelnde Andenken an den beißenden Philoſophen, der wohl noch mehr Komiker als Philoſoph oder Beides zuſammen in der ätzendſten Miſchung geweſen. Die dritte Erinnerung, welche ſich zu Voltaire und Rouſſeau bald einfindet, iſt eine neuere, ſie heißt Lord Byron, und fügt ſich auch wieder wie aus einem verwandt-

ſchaftlichen Zug der Geiſter hinzu. Und mit Byron ſah man ſeinen Shelley, Freunde durch die bindende Gewalt des Unglücks, am Genfer See, an deſſen Ufern ſie gemeinſam grollten mit ihrem Schickſal und mit Welt und Zeit.

Die Bauart Genf's, der uralten Stadt, leidet an einer wunderlichen Verworrenheit, und iſt wie ein Ameiſenhaufen durcheinander geworfen. Als ſie das reiche Leben nicht mehr bergen konnte in den engen Räumen, hat ſie ſich mit einiger Gewaltſamkeit in die Höhe geſtreckt und Stockwerke auf Stockwerke gethürmt, die in ängſtlicher Maſſe die kleinen Straßen beherrſchen. Dieſen ſchmalen aber hochgewickelten Knäuel drängen von Außen noch die Feſtungswerke zuſammen, indem ſie die Stadt wie mit einem zu engen Gürtel preſſen. Das Leben iſt munter und ſtädtiſch bewegt, das geſchmeidigere und wohlthuendere Naturell der franzöſiſchen Schweiz verräth ſich überall. Schon im Waadtlande hat man ſeinen bisherigen Eindruck von der Schweiz gänzlich verändert, das Klima iſt zu einer ſüdlicheren Milde und der Menſchenſchlag zu einem gefälligeren und geiſtig erhöhten Typus verſchmolzen, Alles ruht auf edleren und reiferen Bildungselementen und die Grazien des Lebens haben ſich ſichtlich dazugeſellt. Von deutſcher Sprache und Bildung

iſt ſchon in Lauſanne keine Spur mehr anzutreffen, ebenſo in Genf. Dafür hat ein gemäßigtes franzöſiſches Naturell ſich hier entwickelt, das mit dem franzöſiſchen Originalcharakter die gleiche Lebendigkeit und Leichtigkeit theilt, aber die ſchroffen und egoiſtiſchen Eigenſchaften deſſelben abgeworfen und durch eine größere Lieblichkeit und Beſcheidenheit gemildert hat. Die franzöſiſche Schweiz iſt abgeſchnittener von der deutſchen Bildung als es gegenwärtig Paris oder London iſt. Indeß darf man ſich nicht darüber wundern, da ſelbſt in der deutſchen Schweiz kaum ein beſſeres Verhältniß ſich zeigt, ſowohl zur deutſchen Sprache als zur deutſchen Bildung. Die franzöſiſchen Schweizer haben nur ein einziges gebildetes Sprachorgan, und dies iſt gleicherweiſe das Organ des geſellſchaftlichen Verkehrs wie ihrer geiſtigen Beziehungen. Dieſe Sprache reden ſie aber vortrefflich und mit feinem Ausdruck; ſelbſt unter dem Volke, namentlich in der Waadt, kann man oft mit Erſtaunen das beſte Franzöſiſch vernehmen. Die deutſchen Schweizer dagegen haben dreierlei Sprachorgane, in denen ſie reden, und dies ſind drei verſchiedene Gründe, um ihre geiſtige Entwickelung jeder beſtimmten Bildungsſphäre zu entfremden. Für den heimiſchen und nationalen Verkehr die ſchweizeriſche Volksmundart, als Geſellſchafts-

ſprache und im Umgang mit den Fremden ein mangelhaftes Franzöſiſch, und in der kärglichen Beziehung auf deutſche Literatur und Wiſſenſchaft oder auf gewiſſe dieſer Sphäre angehörige Begriffe ein noch gräulicheres Hochdeutſch, dies ſind die beſtehenden Ausdrucksweiſen der deutſchen Schweiz, in welchen das Chaos einer unſichern Bildung noch um den Vorrang ſtreitet mit den Volkselementen, die ihren feſten und körnigen Naturzuſtand bewahren möchten. Welche Vortheile die beſtimmte Einheit des Sprachorgans für das höhere Entwickeln einer Bevölkerung gewährt, zeigt ſich deutlich an den vorgeſchrittenen und allgemeiner durchgebildeten Zuſtänden der franzöſiſchen Schweiz, beſonders in intellectueller Hinſicht. Das entſchiedenſte Gegentheil davon liegt in der deutſchen Schweiz zu Tage, wie ſehr es auch hier gerade mit der kernhafteſten und tüchtigſten Seite des Volkscharakters zuſammenhängt, nämlich mit der Anhänglichkeit an das alte Leben des Stammes, an die Naturlaute, die mit der Alpenheimath wie verwachſen ſind, ſich immer von neuem wie aus dem Wiederhall der Berge erzeugen. Dies iſt die Unzertrennlichkeit von der Volksmundart, welche den deutſchen Schweizer dem Außenleben gegenüber in dieſe Sprachverwirrung geſtürzt hat, die ihm aber noch immer eine liebe

und traute Feſſel iſt, welche er wohl um keinen Preis abſtreifen möchte. Es iſt auch das Feſthalten an der Mundart von großem Einfluß auf die Vertiefung und Verinnerlichung des Volkscharakters, der ſich dadurch gewiſſermaaßen aus ſich ſelbſt ſtärkt und zu fortdauernder Friſche erhält. Dieſer lebendige Quell der Nationalität fließt in der Volksſprache, für deren ungeſchmälerte Erhaltung, nicht nur am Familienheerde, ſondern auch in allen Beziehungen des öffentlichen Lebens, ſich gerade neuerdings wieder patriotiſche Stimmen in der deutſchen Schweiz erhoben haben. Man trifft dort auch die Volksmundart nicht nur im Innern des Hauſes, wo ſie herrſchend iſt, ſondern auch im Rath und in der Kirche, obwohl hier mehr in gereinigten und ausgewählteren Formen. Dies bringt ohne Zweifel eine Nationalinnerlichkeit hervor, die Troſt und Behagen für das tägliche Leben gewähren muß. Auch wird ſo die Volksmundart durch die Allgemeinheit, in der ſie dort gilt, ein lebendiges Bindungsmittel aller Stände, indem der Vornehme wie der Geringe im innern Verkehr nur ſeiner lieben Volksſprache ſich bedient. So könnte man wohl ſagen, daß in dieſer ſchweizeriſchen Volksmundart eine Natureinheit des geſellſchaftlichen Lebens gegeben liegt, aber aus dieſem gegebenen Element ein feſtes und

vollkommenes Lebensbild zu geſtalten, gelingt nicht mehr, ſobald ein Volk aus ſeinem patriarchaliſchen Naturzuſtande heraustretend ſich in politiſche und ſtädtiſche Bildungsverſuche eingelaſſen und dadurch in Conflict mit einer allgemeinen Bildungsanforderung geſetzt hat. Die ſchweizeriſche Volksſprache iſt ganz dazu gemacht, als Band der Heimath zu gelten, denn wie ſehr hat ſich nicht die Landesnatur in dieſen Lauten ausgeprägt! Hier haben überall Natureinfluſſe auf den Sprachausdruck gewirkt, und die reichſte Fülle dieſes Dialekts ergießt ſich auch in den Beziehungen, welche der Menſch zu den ihn umgebenden Gebilden ſeines Landes angenommen. So iſt es zum Beiſpiel erſtaunlich, wie die ſchweizeriſche Mundart bemüht geweſen iſt, für die einzelnen Theile und Formen der Gebirgsnatur Worte zu finden, mit deren Reichthum keine andere Sprache wetteifern kann. Selbſt die Auslautung und Betonung der Rede hat ſich nach den Gebirgsverhältniſſen gerichtet, und verräth das Beſtreben, auf weite Ferne hin, über Berg und Thal und durch Nebel und Sturm, verſtändlich zu werden. Die Vocale klingen bald ſo hoch, bald ſo tief, als wollte ſich die Senkung von Berg und Thal darin abzeichnen. Alles Elementariſche der Natur tritt auch in den Lauten der Menſchen wieder her-

vor, bald mit Sturmesklang, bald wie rauſchendes Gewäſſer oder dem Echo der Felſen gleich. Und in den einzelnen Formen dieſer Mundart zeigt ſich die alte ſinnliche Blüthe der deutſchen Sprache noch in ihrer ganzen Herrlichkeit. Man muß ſich alſo in mehr als einer Hinſicht an der Erhaltung der Mundart in der Schweiz freuen, man wird, wenn man tiefer in ſie eindringt, über ihre innerliche Schönheit und weſenhafte Fülle erſtaunen müſſen, aber dennoch zugleich die Beſchränkung und Erſtarrung bedauern, welche durch dieſes Abgeſchloſſenſein im Dialekt einem Volke auferlegt wird, das doch auch Bedürfniſſe einer modernen Bildung in ſich aufgenommen hat. Hier macht ſich aber ein Widerſpruch des Lebens geltend, der durch die gemüthlichen Vortheile, welche mit dem Feſthalten an der Volksmundart verbunden ſind, nicht ausgeglichen wird, da der allgemeine Fortſchritt der Nationalbildung zu ſehr dabei betheiligt iſt. Die große Unfähigkeit der deutſchen Schweizer, das Hochdeutſche zu reden, rächt ſich an ihnen in augenfälliger Art und hält ſie abgeſchnitten von allen literariſchen und wiſſenſchaftlichen Fortbewegungen des deutſchen Geiſtes, der doch auch ihren eigentlichen Blut- und Säfteumlauf bildet. Eine ſolche Sympathie für die Volksmundart mußte nothwendig dazu führen, daß die Berührung mit allen fremden Bildungselementen

als etwas Unheimiſches vermieden wird, und ſo entſpringt daraus ſelbſt eine perſönliche Abneigung gegen die Fremden, mit denen man nicht in der Mundart reden kann, und ihnen deshalb ein ſchlechtes Franzöſiſch auftiſcht, das man in der deutſchen Schweiz immer noch lieber ſpricht als das Hochdeutſche, namentlich mit Deutſchen ſelbſt. Mit dieſen Deutſch zu reden, ſcheut man ſich aber um ſo mehr, als man recht gut das Gefühl ſeiner Unbehülflichkeit und ſeiner gräulichen Ausſprache deſſelben hat. Wird aber ein hochdeutſches Buch oder Gedicht geleſen, und zufällig laut, ſo kann man verſichert ſein, daß es ganzundgar mit ſchweizeriſcher Betonung und allen Eigenthümlichkeiten der Mundart geſchieht. So fällt die Bildung in der deutſchen Schweiz durch die Trennung der Sprachorgane auseinander, und gewinnt in den franzöſiſchen Landestheilen eben durch die Einheit der Sprache dieſe höhere harmoniſche Entwickelung, dieſen durchgebildeteren und feiner ausgearbeiteten Charakter, den man ſogleich beim Eintritt in dieſe Cantone mit Wohlgefallen bemerkt. —

17.

Fahrt auf dem genfer See.

Das Dampfſchiff, das die gewöhnliche Sonntagsſpazierfahrt über den See machte, gab das Signal zur Abfahrt. Ein ſchöner und ſonniger Morgen lag über den Waſſern des Leman, die Terraſſen der Ufer erglänzten in lichten Farben, in der Ferne ſchmiegten ſich die weißen Roſen der Gletſcher in klarer Pracht an die Wölbung des Himmels. Die Fluthen des genfer See's, die an Klarheit durch kein anderes Waſſer übertroffen werden, ſtrahlen an einem ſolchen Morgen noch durchſichtiger und kryſtallheller als ſonſt. Die Atmoſphäre über dem See iſt ſo rein und friſch, daß alles irdiſche Element daraus fortgeläutert zu ſein ſcheint und ſtets ein kühlungſtrömender Aether den Wanderer umfängt, der an den Ufern weilt oder in die blaue Fluth hinausſchifft. Die Dampfſchiffe,

die den See befahren, ſind zierlich gebaut und einige darunter legen ihre Strecken ſchon mit auſſergewöhnlicher Schnelligkeit zurück. Diejenigen, welche jetzt an den Sonntagsſpazierfahrten die Runde über den ganzen See machen, an den intereſſanteſten Stellen und Ortſchaften des Uferlandes zu einem kurzen Beſuch anhalten und gegen Abend wieder heimfahren nach Genf, bieten die bequemſte Gelegenheit dar, um von dieſem einzig ſchönen Rundbild einen raſch zuſammengedrängten Genuß zu haben.

Während die Abfahrt noch durch das Hinzuſtrömen einer immer gröſſeren Anzahl von Paſſagieren ſich verzögerte, hatten wir Muſſe, Betrachtungen anzuſtellen über den unvergleichlichen Punct, auf dem man ſich hier in Angeſicht von Stadt und See befindet. Da kam uns auch wieder Jean Jacques Rouſſeau in den Sinn durch die kleine, mit Bäumen und Blumen gezierte Inſel, welche ſeinen Namen und ſeine Bildſäule trägt. Dies iſt hier die äuſſerſte Gränze des genfer See's, wo das aus ihm herausſtrömende Waſſer der grünen Rhone ihm das Feld ſtreitig macht und es mit ſiegreichem und immer heftiger einherſtürzenden Lauf behauptet. Nahe der Rhonebrücke und mit ihr durch einen Kettengang verbunden, erhebt ſich hier die Rouſſeau's-Inſel, auf der man dem demokratiſchen Philoſophen eine Bronzeſtatue errichtet

hat. Er iſt es ſelbſt, den wir da in dem Bild aus Erz vor uns ſehen, der Märtyrer ſeiner ſchönen Ideale, der hohe Träumer, der wieder das Einfache und Urſprüngliche anſtreben wollte in den menſchlichen Zuſtänden, der wie ein verirrtes Kind den Rückweg ſuchte aus der Cultur in die Natur, damit der durch Prieſterſatzungen und ſociale Privilegien gefeſſelte und mechaniſirte Menſchengeiſt wieder zu einer freien Schöpfung würde aus dem uralten feſten Lebenskern heraus, wie in den erſten Tagen des Paradieſes. Was bloße Bildung an der Menſchheit geworden, ſoll wieder Natur werden. In ſchwermüthige Gedanken vertieft ſcheint er dort auf ſeinem hohen Piedeſtal dazuſitzen. Man ſieht ihn, wie er, ein Buch auf dem Knie, im Begriff iſt zu ſchreiben. Sinnend und zögernd hält er den Griffel in die Höhe, ſeine Gedanken, mit denen er ringt, ſcheinen an jenem unauflösbaren Dualismus der Menſchheit, an jenem Zwiſt der Civiliſation mit der Natur, zu hängen. Rouſſeau kehrt den Alpen und dem See den Rücken und iſt mit ſeinem Angeſicht der Stadt Genf zugewendet, dieſer Stadt, welche ihren größten Sohn in die Verbannung ſtieß und durch Henkershand den Holzſtoß anzünden ließ, auf welchem der Contrat ſocial und der Emil verbrennen mußten. Das Feuer, das aus dieſen beiden Büchern emporloderte, war der

erſte Glorienſchein um Rouſſeau's Scheitel, zugleich waren es die erſten Flammenzeichen, daß die beſtehende Welt erſchüttert und getroffen worden auf dem Lebenspunct, aus welchem früher oder ſpäter die allgemeine verzehrende Gluth herausſchlagen mußte. Dieſe Bildſäule, welche erſt im Jahre 1834 aufgerichtet worden, hat Pradier in Paris gefertigt. Vor einigen Jahren begingen die Genfer auch ſogar den Geburtstag ihres großen Weltweiſen durch eine öffentliche Feierlichkeit. Man ſieht alſo, daß die neuere Bevölkerung das Unrecht der früheren auszutilgen ſucht, und was damals die Ariſtokraten und die Pfaffen von Genf an Rouſſeau geſündigt haben, gehört bei dem heutigen Geſchlecht zu ſeinem Ehrenſchmuck und es wird ihm die Krone der Unſterblichkeit daraus geflochten. Der Widerſtand, den ein großer Mann von ſeiner Zeit erfährt, iſt gerade das Maaß ſeines Verdienſtes, und ſo mußte Rouſſeau von der Seite der Geſellſchaft ausgeſtoßen werden, gegen deren gedankenloſe Despotie er am ſiegreichſten gekämpft. Rouſſeau's perſönlicher Feind, Voltaire, der denſelben Kampf kämpfte gegen die Wahngebilde der modernen Geſellſchaft, theilte mit Rouſſeau auch daſſelbe Schickſal bei den Genfern, die ihn ebenfalls aus ihrer rechtgläubigen Stadt vertrieben. Aber Voltaire war der Mann dazu, um ſich an ſeinem Schickſal durch

beißende Sarkasmen zu rächen, und dies iſt vielleicht in den meiſten Fällen die beſte Art, wie man fertig wird mit ſeinem Schickſal. Diesmal machte Voltaire den Witz, die genfer Uhrmacher zu ruiniren. Er kaufte ſich das Schloß Ferney, das anderthalb Stunden von Genf auf franzöſiſchem Boden liegt und ſchuf die wenigen Strohhütten, welche ſein Schloß umgaben, zu einer ſtädtiſchen Anlage um, die ſich immer bedeutender entwickelte. Hier gewährte er einer Anzahl mißvergnügter Uhrmacher, welche aus Genf auswanderten, ein Aſyl, und ließ ſie ſoviel Uhren verfertigen als nur immer ihre Hände ſchaffen konnten. Da Voltaire ſeine Unterthanen von allen Steuern und Abgaben befreite, ſo konnten ſie ihre Waaren zu einem ſo wohlfeilen Preiſe verkaufen, wie es den Uhrmachern von Genf ſchlechterdings nicht möglich war. Voltaire wußte ſeinen Uhrmachern durch ſeine Verbindungen in Paris auch noch andere Vortheile zu verſchaffen, ſie machten bedeutende Lieferungen nach Frankreich, und Genf, das ohnehin durch die Einfuhrgeſetze gedrückt war, mußte den Schaden davon empfinden. Voltaire aber lachte ſich ins Fäuſtchen. Wie er mit den Genfern fertig geworden war, ſo wurde er in Ferney auch mit dem lieben Gott fertig, dem er die kleine Kirche mit dem bekannten Deo erexit Voltaire aufrichtete. Durch dieſe halb

komiſche halb titaniſche Inſchrift bewies er den ihn verfolgenden Pfaffen, wie gut ſich Gott und Voltaire mit einander ſtehen, beide nur durch ein einziges Wörtchen getrennt. Die Reſtauration von 1814 aber mißbilligte noch nachträglich dies kurze und unumwundene Verhältniß Voltaire's zum lieben Gott und riß dies Aushängeſchild der voltaire'ſchen Sophiſterei herunter. Die in allen Stücken fromme Reſtauration that wohl daran, denn wer konnte jene Schrift leſen, ohne ſich durch das infernaliſche Gelächter, von dem man dabei befallen wird, um ſeine ewige Seligkeit zu lachen? Die Kirche Voltaire's aber ſteht jetzt leer und verlaſſen, als hauſten in ihr böſe Geiſter. —

Die Erinnerung an Voltaire ſcheint weniger in den Charakter der Landſchaft herzupaſſen, und man flieht ſie deshalb immer bald, um, wie von ſelbſt dazu gedrängt, zu dem Bilde des armen Rouſſeau zurückzukehren, der nicht, wie Voltaire, die Fähigkeit beſaß, das Schickſal durch Witze zu bezwingen. Die ganze Natur, der See und die Landſchaft, und die Farben und Düfte, in die hier Alles getaucht iſt, harmoniren eigenthümlich mit der Erinnerung an Rouſſeau und helfen dieſelbe hervorrufen. Der See, deſſen Schönheit man niemals ſatt bekommt, bringt, je länger man ihn betrachtet, die wunderbarſten Bewegungen, Farbenſpiele und Luſttöne hervor, und

zeigt ſich in einer beſtändigen Veränderung der Eindrücke, die er auf Auge und Gemüth geltend macht. Ueber die Farbe des genfer Sees kann man ſo verſchiedenartige Behauptungen aufſtellen wie über die Seele Rouſſeau's, durch die auch alle Lichter der ganzen Schöpfung blitzten, und bei der es ſchwer war, eine Grundfarbe feſtzuhalten, in welcher die Harmonie der übrigen Eigenſchaften zuſammenflöſſe. Blau, grün, roth, mit leiſem Silber ſich ſäumend oder in goldenen Sonnenduft ſich verhauchend, wechſelt der See alle Augenblicke ſein Anſehen und empfängt vom hohen Himmel und den ihn umſtehenden Bergen ſein Colorit. Dann trüben wieder wildauffahrende Strömungen ſeinen Spiegel, ein Sturm verwiſcht allen zarteren Farbenſchmelz, und Grau in Grau malt ſich die ganze Gegend, als wolle ſie vergehen in einer Schwermuth, der nichts wieder aufhelfen kann. Oder der See empört ſich in einer brandenden Bewegung, die ſeine Waſſer einige Stunden lang zu einer bedeutenden Höhe anſchwellt, worauf ſie ſich wieder ſenken und weiterziehen, wie in Ebbe und Fluth. Man nennt dies hier zu Lande die Seiches und ſchreibt electriſchen und atmoſphäriſchen Urſachen dieſe eigenthümliche Erſcheinung zu. Es iſt dies wie ein Gewühl von Waſſer und Feuer, das ſich zu einer feſten Geſtaltung erheben möchte, aber ſich wieder in die

Elemente ſondern muß, wie Alles, was geſchaffen iſt. So ſtürmten auch in Rouſſeau's Geiſt alle Elemente, bald geſtaltend bald verzehrend, an einander, und die Flammen ſeines electriſchen Gemüths umfaßten ſich mit ſeinem raſtlos wachen Verſtand zu einer himmelſtürmenden Brandung. Und dann ging wieder die Sonne der Liebe in ihm und über ihm auf, er liebte die Menſchheit in Gott und Gott in der Menſchheit, und nannte dieſe Religion die Freiheit, und ſeine Kirche hieß Natur, und die Gemeinde war das Volk. Dann lächelte er ſo unſchuldig dazu wie ein Kind, und ſeine Rede war klar und ſchön, wie der See, wenn er Farbe annimmt nur von dem ſonnigen Himmelblau über ihm. Und aus Gedanken wob er Träume, und aus Träumen wob er Gedanken, und philoſophirte ſich in eine Verklärung hinein, die ſo rührend ihn umſtrahlte, wie das Morgenroth auf den Gletſchern Savoyens jetzt den See umfließt, ihn krönend mit einem weithinleuchtenden Heiligenſchein. — —

Das Schiff hatte ſeine Dampfkräfte entfeſſelt und ſtieß nun mit raſchem Muth in den See hinein. Der genfer See macht einen Bogen, der einem Halbmond gleicht, und an ihm liegen in traulicher Runde die Ortſchaften umher, deren Reihe wir jetzt im Laufe des Tages an uns vorübergehen laſſen wollten. Die

Geſellſchaft, die wir auf unſerer Fahrt hatten, ſonderte ſich nach den Plätzen, in welche dieſe Schiffe abgetheilt ſind, in zwei Hauptbeſtandtheile, deren Trennung zunächſt durch das Geld beſtimmt und daher auch durch Geld zu überwinden iſt, wie in der ſocialen Welt ſelbſt. Um mit beiden Theilen der Geſellſchaft verkehren zu können, wie es der Mittelsperſon eines Schriftſtellers geziemt, welcher dem Volk und der Geſellſchaft zugleich angehören ſoll, zahlt man am dienlichſten für den erſten Platz und erhält dadurch auch die Fähigkeit, ſich auf dem zweiten umherzubewegen, wo ſich in der Regel die intereſſanteſten Gruppen zeigen. So ſchwammen wir mit dem Unterhaus und Oberhaus, das wir aus einem und demſelben Holz gezimmert an Bord führten, fröhlich dahin. Die Wellen trieben da ihre ſpaßhafte Dialektik. Eine Zeitlang war die demokratiſche Hälfte des Schiffes immer die niedrige und befand ſich in der Senkung des Waſſers, ſo daß man wirklich in einige Traurigkeit verſinken und glauben konnte, die andere Hälfte, die von der Fluth hoch emporgetragen war, ſei in der That eine bevorzugte ſchon durch die Geſetze der Natur. Aus der lächerlich wehmüthigen Phantaſie, in die ich mich darüber einwiegte, weil ich nichts Beſſeres zu thun und zu denken hatte beim Anblick der Wellen, riß mich plötzlich die Bewegung

des Schiffes, wenn es auf die Höhe des Sees hinaufſtieg. Dann lag wieder unſere ariſtokratiſche Hälfte in der Senkung da, und das high people, unter dem man ſich dort befand, mußte nun von unten hinaufſehen zu den in die Höhe geſchnellten Demokraten, die jetzt die Bevorzugung Jener erlangt hatten. Ob die Schwankungen dieſer Elemente in der Geſchichte ebenſo fortwährend und ziellos ſind, wie die Schwankungen unſerer beiden Schiffstheile hier auf der Fluth? —

18.

Durch den Jura.

Die weißen Gipfel des Montblanc rückten uns ferner und ferner aus dem Geſicht, und die Sehnſucht, in das herrliche Frankreich einzutreten, ließ uns die Stunden lang erſcheinen, obwohl wir uns in bunter Reiſegeſellſchaft befanden. Das Juragebirge, das von beiden Seiten den Weg umſchließt mit ſeinen maleriſchen Kalkfelſen, bildet eine ſtolze Pforte für die Einfahrt nach Frankreich. Ein kleines Bettelmädchen warf uns einen Strauß duftiger Gebirgsblumen in den Wagen. Neben mir ſaß eine junge Franzöſin, die eine reizende Laune zum Beſten gab und jene Blumen, die ihr mit aller Feierlichkeit überreicht wurden,

ſtandhaft ausſchlug, indem ſie dabei ein mir früher noch unbekannt geweſenes Sprüchwort anführte:

de belles fleurs
un bon coeur!

mais moi, ſetzte ſie hinzu, je n'ai pas de coeur, et je ne veux pas de fleurs. Das beigebrachte Sprüchwort ſtammt aus der ſüdfranzöſiſchen Heimath unſerer Reiſegefährtin, wie ſie uns weiter erzählte, denn ſie war aus La Valence, das am Rhoneſluß gelegen iſt, und wollte nach ihrem Städtchen zu ihren Eltern zurückkehren, nachdem ſie in Genf, wie es ſchien, die Stelle einer Geſellſchafterin oder Gouvernante verſehen. Sie war anmuthig und zierlich, und hatte die feinere Geſichtsbildung, welche die Südfranzöſinnen vor den Pariſerinnen auszeichnet. In der Freude an ihrem Anblick ſtörte mich jedoch nur ein einziger Umſtand, und der war empfindlich genug. Das ſchöne Mädchen — ſchnupfte nämlich, zwar verſtohlen und ſogar mit einer gewiſſen Liebenswürdigkeit der Form, aber doch ſo, daß es an den Tag kam und mich zuletzt mit einem wahren Abſcheu gegen ſie erfüllte. Ihr gegenüber in der Diligence ſaß ein junger Student aus Genf, der die Ferien benutzte, um ſeine Vaterſtadt Toulouſe wieder zu beſuchen. Er war Theologe und ſchien durch und durch von den pietiſtiſchen Richtungen angeſteckt, welche Genf und

das ſchöne Waadtland wie mit einem Spinnennetz überzogen haben. Es ließ ſich daher an dieſem ſonſt trefflich gearteten Jüngling das Giftkraut dieſer Gegenden in ſeiner Blüthe ſtudiren. Er führte viele der Tractätleins bei ſich, welche die frommen Geſellſchaften des Waadtlandes verfertigen und vertheilen laſſen, und las bald in dieſen, bald in einer kleinen Handbibel, welche durch ihre Zierlichkeit auch das Wohlgefallen unſerer ſchnupfenden Reiſegefährtin auf ſich lenkte. Dieſe ſchien ihn jedoch durch ihre Nähe in dem engen Wagen in einige Verlegenheit zu bringen und er rückte ängſtlich hinundher, um alle weltlichen Berührungen zu vermeiden, bis er ſich endlich entſchloſſen zu haben ſchien, eben in dem Kampf mit dieſer Verſuchung die Heilsanlockung zu erblicken.

Unterdeſſen erhöhten die Ufer des Rhoneflusſes ihre pittoresken Reize, und die Landſchaftsbilder, welche durch die wunderbarſte Verſchlingung von Strom und Felſen hier entſtehen, breiteten immer entzückender ſich vor uns hin. Auf einmal vertritt uns den Weg ein gewaltiger Rieſe, der Wache hält an dieſer Schwelle Frankreichs, und auf ſeinen hohen Felſenſchultern die Batterien trägt, welche von ihren ſchwindelnden Gipfeln herab tauſendfach den Tod drohen. Dies iſt das Fort de l'Ecluſe, das die

Natur ſelbſt zu einer Gränzfeſtung angelegt zu haben ſcheint, indem es mit dem Jurafelſen völlig eins und ganz naturgemäß aus ihm herausgeſchnitten und durch ihn befeſtigt iſt. Seit 1824 ſteht dieſe Feſte wieder in ihrer Unüberwindlichkeit da, welche, wie 1814 durch die Oeſterreicher, ſo jetzt durch die Schweizer leicht zum zweiten Mal hätte auf's Spiel geſetzt werden können, wenn aus dem hökermäßigen Streit Louis-Philipps mit den Eidgenoſſen Ernſt gemacht worden wäre. Denn nichts Unüberwindliches giebt es. Tiefunten an der Schanze fließt der Rhoneſtrom vorbei, der hier in einer ſchmalen Felſenlinie ſeinen Lauf zuſammendrängen muß. Dieſer merkwürdige Fluß unternimmt auf ſeinem ganzen Wege die launenhafteſten Sprünge, und vielleicht hat ihm um dieſes Temperaments willen, das er offenbart, die deutſche Sprache das weibliche Geſchlecht beigelegt und nennt ihn die Rhone, während er ſonſt alle Anſprüche darauf hat, der Rhone (le Rhone, Rhodanus) zu heißen, und auch wohl die Tapferkeit, mit der er ſich auf langen Länderſtrecken bis zum Meere durchſchlägt, an ſeinen männlichen Tugenden nicht zweifeln läßt. Mit Grazie und Kraft zugleich windet er ſich mühſam durch tauſend Hinderniſſe, und ſpringt aus allen Hemmungen wieder mit fröhlich jauchzenden Gewäſſern hervor. Bald wirbelt er tollkühn fort wie ein

junges Strudelköpfchen, bald ſeufzt er gefangen in einer heimlichen Felſenſchlucht, bangt um ſein Leben und ſtöhnt ſich faſt zu Tode, ehe er die Freiheit wieder erlangen kann. Und dann, befreit, ſammelt er in einem ſelbſtverkennenden Uebermuth alle ſeine Gewäſſer, ſtürzt wie ein Verſchwender mit brauſendem Freudengeſchrei davon, jählings rollen die Schiffe auf ſeinen Fluthen hinunter, aber dann ſcheint er ſich auf einmal zu beſinnen, daß er ſein Sterben beſchleunigt, je raſcher er dem Meere zueilt, und er hält ſein leichtſinniges Springen an, ſein Strom verdünnt ſich in zögernde Tropfen, ſein Bett wird ſeicht, und in Verzweiflung ſcheint er ſich verſanden zu wollen, ehe das Weltmeer ihn verſchlingt. So treibt ihn bald, bald hemmt ihn die Lebensluſt, und ſeine romantiſchen Ufer ſehen den ſchönen Flüchtling vorüberziehen, und ſuchen den allzu Raſchen hier anzuhalten, um ihn länger zu beſitzen, dort verſchönen ſie ihm ſeinen Lauf und werfen Kränze in ſeine grünen Wellen. Er aber achtet Alles nicht, und ſcheint verhext und von allerhand Zaubergeiſtern getrieben.

Bei Bellegarde, wo für uns die franzöſiſchen Mauth- und Packquälereien begannen, treibt die Rhone ihr geheimnißvollſtes Spiel. Sie iſt hier unſichtbar geworden und hat ſich vor aller Welt verſteckt, aber doch kann man ſie belauſchen, wie ſie in heim-

licher Arbeit ſich unter der Erde fortgräbt, um eine Strecke davon wieder mit ſchäumender Heftigkeit, und faſt zu heißen Dämpfen erglüht, an das Tageslicht hervorzuſtürzen. Man nennt dies Sichverlieren des Fluſſes in den Tiefen der Erde hier la perte du Rhone und will dies Naturwunder noch an einigen andern Stellen ſeines Laufes bemerkt haben, obwohl es nur bei Bellegarde genauer bekannt und feſtgeſtellt iſt. Dieſe ſeltſame Rhone feiert da unterirdiſche Myſterien und wenn ſie aus den Steinen wieder hervorbrauſt, ſieht man es ihr an, daß ſie etwas ganz Abſonderliches getrieben haben muß.

Ich war mit dem franzöſiſchen Studenten eine Strecke voraus zu Fuß gewandert, während der Wagen hinter uns her mühſam die Felſenwege erklimmte. Der berühmte Theologe Tholuck, welcher kurz zuvor in Genf geweſen war und mit den dortigen Frommen viel verkehrt hatte, wurde der Anknüpfungspunct unſeres Geſpräches, das uns mitten in dieſer reizenden Gebirgsnatur, unter grünen Laubhölzern und lebensvoll flüſternden Cascaden, auf die deutſche Theologie und den chriſtlichen Myſtizismus brachte. Mein Student, in deſſen ganzem Weſen ſich das unverkennbarſte pietiſtiſche Gepräge ausdrückte, war ein *proteſtantiſcher* Theolog und hatte deshalb zur Betreibung ſeiner Studien die Univerſität von Genf gewählt, da

Frankreich ſelbſt bekanntlich nur zwei proteſtantiſche Facultäten im Lande hat, Strasburg und Montauban, denen aber die wiſſenſchaftlich ausgebildetere Facultät von Genf von den franzöſiſchen Studenten gewöhnlich vorgezogen wird. Indeſſen iſt auch in Genf die deutſche Theologie als Wiſſenſchaft ſo gut wie unbekannt, und das Wenige, was ich ſelbſt meinem ſonſt ſehr unterrichteten Reiſegefährten davon zu erzählen wußte, erſchien ihm wie Wunderdinge, vor denen er ſich jedoch, wie eine Schnecke bei der leiſeſten Berührung in ihr Haus, ſo auf der Stelle wieder in ſein gläubiges evangeliſches Gefühl zurückzog. Er war ein braver, offenherziger Junge, mit ſeiner franzöſiſchen Natur etwas ſchwereres ſpaniſches Geblüt verbindend, wie es in ſeiner Gegend, wo er zu Hauſe war, häufiger in dieſer träumeriſchen Miſchung angetroffen wird. Es lag ihm gewiß daran, mich zu ſeiner kindlichen Orthodoxie zu bekehren, und er ſchenkte mir mehrere Brochuren und Tractätchen, die von der Geſellſchaft der ſogenannten Evangeliſchen in Genf und von der im Waadtlande beſtehenden Geſellſchaft zur Verbreitung frommer Schriften abgefaßt waren. Ich hätte laut weinen mögen über mich und die ganze Schöpfung. Die Welt lag in dem herrlichſten Landſchaftsbild vor uns da. Hinter uns hatten wir das wunderſchöne Mantua, das, zwiſchen zwei

Bergen eingefaßt, an dem Buſen eines ſchimmernden Sees ſich in Lebensfreudigkeit ſchaukelt und ringsumher ſonniges menſchliches Daſein verkündet. Im Umkreiſe liegen alte Tempelſäulen und Stadtruinen, welche an den zerſtörenden Schritt der immer wieder von neuem Leben überblühten Geſchichte erinnern. Dort ſtrömt aus zerriſſenen Felſen ein gewaltiger Waſſerbach, das Gebirge klüftet ſich wie in einem ſchreienden Weheruf, Ströme kommen aus Seen hervor und tanzen wie in einem Reigen ihrer Gewäſſer über die Berge dahin. Da iſt wilde Lebensfülle neben heiterer Schönheit, gährende Kraft, üppig brauſendes Element, der donnernde Geiſt der Schöpfung, in deſſen Friedensumarmung Himmel und Erde zitternd hängen. Und gebückt unter dieſer Herrlichkeit ſchritten da zwei Wanderer mit Tractätchen, und unterhielten ſich über die chriſtliche Bußfertigkeit und über die fromme Enthaltung von den Genüſſen des Daſeins!

Der Student hatte mir unter Anderm eine Schrift gegeben: **Observations sur les danses**, worin der Verfaſſer zu beweiſen ſucht, daß das Tanzen dem Geiſt des Evangeliums zuwider ſei. Aehnliche Beſtrebungen, den geſunden Sinn des Volkes zu vergiften, hat der evangeliſche Pietismus auch in Deutſchland angeſtellt, und es fiel mir ein, was Tholuck in

einer früheren Zeit, als er noch in Berlin lebte, gegen den Beſuch des Theaters geſchrieben. Daß das Tanzen an ſich etwas Unreligiöſes ſei, läßt ſich nun wohl ſchwerlich behaupten, da alle Völker ſogar zu Ehren ihrer Götter getanzt haben. Chriſtus ſelbſt wohnte fröhlichen Hochzeitsfeſten bei, auf denen gewiß auch getanzt wurde. Der Verfaſſer des Tractätchens aber, aus dem mir mein Student mehrere Stellen vorlas, meinte: das Evangelium ſchreibe vor, zu beten zu allen Zeiten und an allen Orten, und weil die Zerſtreuung des Tanzens am Beten verhindere, ſei es ein Vergnügen, entgegen dem Geiſt des Evangeliums. Er eifert aber beſonders gegen die Volkstänze, die in ſeinem Lande, der Waadt, gängundgäbe ſind, und die er als unchriſtlich und unmoraliſch unterdrücken möchte, während ſie nichts ſind als die lebenskräftige Aeußerung eines tüchtigen Volksſchlages, der ſich nach ſeiner Art und Sitte ergeht. Jener ſchäbige und räudige Pietismus aber, wie er ſich gegen die Gebilde der Kunſt als etwas Gottloſes zur Wehre geſetzt hat, ſo iſt ihm auch die Naivetät des Volksnaturells ein Gräuel, den er vertilgen möchte. Das religiöſe Sectenweſen im Waadtlande und in Genf, wo beſonders die Momiers ihren Separatgottesdienſt befeſtigt haben, hat ſchon mehrmals zu öffentlichen Aufſtänden Anlaß gegeben. Im Canton Waadt

mußte man vor einigen Jahren mit Militairgewalt einſchreiten, um aufrühreriſche Bewegungen, welche von pietiſtiſchem Sectenweſen immer unzertrennlich ſind, zu unterdrücken, und die Regierung war im Begriff, dieſe ſeparatiſtiſchen Richtungen, von denen das Volk in dieſer Gegend ſo leidend ergriffen iſt, zu verbieten. Doch focht im großen Rath namentlich der bekannte Monnard dafür, die freie Ausübung religiöſer Formen allgemein zu geſtatten. Mein junger Reiſegefährte gehörte zu der Secte der Evangeliſten, die beſonders in Genf einen feſtbegründeten Mittelpunct hat und von dort aus lebhafte Verbindungen in den Süden Frankreichs verzweigt. Dieſe evangeliſche Geſellſchaft von Genf ſendet weithinaus ihre Miſſionnaire, welche Tractätchen und Bibeln unter das Volk verbreiten und dabei wenigſtens das Verdienſt ſich erwerben, daß ſie bei den katholiſchen Bevölkerungen der Schweiz und des ſüdlichen Frankreichs durch dieſes fromme Colporteurgeſchäft die Bibel zugänglicher machen, die dort noch in vielen Hütten fehlt und häufig gar nicht gekannt iſt. Der Student von Genf ſchenkte mir auch die neueſten Miſſionsberichte der evangeliſchen Geſellſchaft, die er alle mit ſich in ſeiner Taſche trug, und woraus man erſehen konnte, was namentlich unter den Landleuten gewiſſer Gegenden durch dieſe Colportirung Neuer

Teſtamente und frommer Schriften aller Art gewirkt worden. Man muß erſtaunen, wie gering die Verbreitung der Bibel an den katholiſchen Ortſchaften iſt, und dies charakteriſirt mehr als Alles den Geiſt des katholiſchen Prieſterthums. Dagegen iſt z. B. im Waadtlande jeder Bürger, der ſich verheirathet, durch das Geſetz verpflichtet, ſich eine Bibel anzuſchaffen, die ſomit gewiſſermaßen als ein unentbehrliches Stück in der Wirthſchaft und zum Haushalt nothwendig angeſehen wird. —

Unter ſolchen Geſprächen war mittlerweile die Abendſonne am Gipfel des Jura herabgeſunken. Unſer Wagen hatte uns wieder erreicht und wir ſtiegen zu unſerer leichtfertigen Franzöſin ein, die uns durch ihr Geſchwätz auf andere Gedanken zu bringen ſuchte. Noch eine ſchöne Mondnacht hatten wir zu durchfahren, ehe wir Lyon erreichten, das uns endlich gegen Morgen ſeine Thore öffnete. So befanden wir uns denn in dieſer myſteriöſen Stadt, die ſo viel räthſelhafte und ſeltſame Elemente in ſich verbirgt und in der die herbſten Widerſprüche der modernen Geſchichte mit einander im Kampf gelegen haben. Es hielt ſchwer, in den Gaſthöfen bei deren großer Ueberfüllung ein Unterkommen zu finden, und nachdem wir in der Dämmerung des kaum noch tagenden Morgens die

Runde durch die ganze Stadt gemacht, ergab ſich endlich noch im Hotel de Milan ein erträgliches Zimmer, das ich zugleich meinem franzöſiſchen Studenten zur Mitbenutzung anbot, weil derſelbe nur einen halben Tag in Lyon verweilen wollte. Statt aber weiter zu disputiren, ward beſchloſſen, lieber noch das Bett zu ſuchen und friedfertig in den Tag hineinzuſchlafen. Nachdem er ſich ausgekleidet hatte, kniete er förmlich vor ſeinem Bett nieder und verrichtete ſein Gebet mit einer Inbrunſt, die mich an meine eigene fromme Knabenzeit wehmüthig erinnerte. Ich beneidete dies gottesfürchtige Kind von ganzem Herzen, und wünſchte ihm, dies unmittelbare Verhältniß zu Gott niemals zu verlieren. Dann war er auch im Moment eingeſchlafen, und auch mich ſuchte bald ein wohlthätiger Schlummer heim, während die falben Morgenlichter durch das Fenſter ſpielten und draußen ſchon das unruhige Lyon mit ſeiner gewerbfleißigen Induſtrie, dem Geräuſch ſeiner Boutiquen, und den ſchreienden Bewegungen ſeines Luxus und ſeiner Armuth ſich regte.

Am Tage nahm ich Abſchied von meinem lieben frommen Studenten. Als er fort war, fand ich auf dem Kamin noch drei Tractätchen, die er mit Abſicht dort zurückgelaſſen hatte. Es iſt die

Manier dieſer Leute, an öffentlichen Orten ſolche Schriften wie zufällig finden zu laſſen, damit unbußfertige Gemüther davon überraſcht und getroffen würden wie von einem Zuruf des Schickſals ſelbſt. —

19.

Lyon.

— In Lyon wurde noch viel von Chateaubriand geſprochen, der vor Kurzem hier und in den naheliegenden Theilen des ſüdlichen Frankreichs einen Beſuch gemacht, welchem man politiſche Abſichten beigemeſſen. In dieſer Gegend, namentlich in Lyon, wohnen die reinen Royaliſten von Frankreich, und es haben ſich immer mehr vornehme und begüterte Familien, welche ſich zur alten Legitimität bekennen, in dieſen Landestheilen zuſammengezogen und anſäſſig gemacht. Chateaubriand, ſagt man, habe ſich mit dieſen reinen Royaliſten, denen er durch ſeine vermiſchten politiſchen Meinungen entfremdet geweſen, verſtändigen und neu verbinden wollen. Dies hat in Lyon ein groſſes Aufſehen gemacht und hat ſowohl die Legitimen wie die Republikaner be-

ſchäftigt, denn aus beiden Theilen iſt hauptſächlich der gegenwärtige politiſche Charakter von Lyon zuſammengeſetzt. Dieſe beiden ſchneidendſten Widerſprüche der modernen Staatsrichtungen haben ſich auch hier als Nachbaren getroffen, und wie ſie in unſerer Zeit ſchon häufig ſeltſame Coalitionen geſchloſſen, ſo ſieht man ſie hier ſogar in örtlicher Anſiedelung dicht und nahe neben einander, als einträchtige Hausbewohner. Das ſchöne Lyon, der Liebling der Könige von Frankreich, war ſchon von alten Zeiten her das Neſt der Legitimität, in dem man, in religiöſer Pietät, an dem Beſtehenden feſthielt und es gegen die Wandelungen der Zeit und Geſchichte vertheidigte. Bei den erſten Gängen durch die Stadt ſtößt man hier auf alte royaliſtiſche Sympathieen, und wenn man unter den Lindenalleen des prachtvollen Platzes Bellecour ſpazieren geht, kommt uns durch die Reiterſtatue Ludwigs XIV. jene Zeit ins Gedächtniß zurück, welche der eigentliche Ausgangspunct der heutigen Geſchichtsbewegungen iſt, und in deren Angeln Frankreich noch jetzt ſchwebt. In ihr wurzeln Revolution und Reaction mit den urſprünglichen Keimen, in dieſer glorreichen Zeit des alten Regime ſteht der verhängnißvolle Webſtuhl, von dem die aufſteigenden und die rückwärts laufenden Linien der neueren Geſchichte ſich herunterſpinnen. Die alte Zeit des Staats-

lebens, welche ſich in dieſem König vollbrachte, iſt auf dieſem Gipfelpunct theils als erſtarrtes Ideal ſtehen geblieben für die Einen, die noch heut, mit rückwärts gekehrten Schritten wie Büßende, zu ihr wallfahrten, theils iſt ſie für die Andern die Gewährleiſtung der Lebensrechte der neuen Zeit, die aus ihr hervorgebrochen. Lyon, das alte legitime Lyon, das den Glanz der älteſten Zeiten Frankreichs ſah, und das größte Elend der heutigen Zeiten zum heftigſten Ausbruch brachte, wo Heinrich IV. in verſchwenderiſcher Pracht königlichen Liebesrauſch feierte und wo heut die armen brotloſen Ouvriers das Signal gegeben haben zum Krieg mit den Reichen, das bigotte und gewerbfleißige Lyon, wo man im Schweiß ſeines Angeſichtes betet und arbeitet und doch keinen Segen und Frieden mehr finden kann weder mit dem Schickſal noch mit der Regierung, das üppige und verzweifelte Lyon, das im Luxus und in der Armuth, in der Induſtrie und im Hunger das Höchſte geleiſtet hat, das geheimnißvolle und aufrühreriſche Lyon, in dem myſtiſche Kopfhängerei und lachende Lebensluſt ſich paaren, ſtrenge Prieſter und ſchöne leichtfertige Frauen nebeneinander gehen, Legitimiſten und Demokraten ſich durch Ueppigkeit und Armuth und Prieſtereinfluß wechſelſeitig aufreizen zur Empörung gegen das Beſtehende, dies merkwürdig unglückliche Lyon führt

uns recht mit der Stimme des Versuchers auf den Höhepunct der Zeiten, und läßt uns hier von den Zinnen einen schwindelnden Blick thun in Vergangenheit und Zukunft.

Lyon, das jetzt von zwei Seiten her revolutionnaire Elemente angehäuft, war sonst eine wichtige Vormauer gegen die Revolution gewesen. Mit seinem edelsten Bürgerblut hatte es Widerstand geleistet gegen Robespierre's Schreckensherrschaft, und der Convent sprach das Todesurtheil aus über die an der alten Ordnung festhaltende Stadt, die, nach langwieriger Belagerung, unter den Händen des Revolutionsheeres fast in einen Trümmerhaufen sich verwandelte. Lyon schien aus dem Innern Frankreichs heraus die gewaltige Nebenbuhlerin der Hauptstadt, mit der sie an Glanz und Kraft sich wohl messen konnte und deren angemaßter Gewalt- und Modeherrschaft gegenüber sie ein Centrum des alten Frankreichs darzustellen sich berufen hielt. Dadurch aber wurde sie selbst ein Heerd der revolutionnairen Zeitrichtungen und seit der Julirevolution schlugen in Lyon die Hauptfeinde der bestehenden Regierung ihre Kriegslager auf. Die Parteigänger der alten Vergangenheit wie die einer neuen Zukunft fanden hier gleich günstige Elemente, und während die Legitimisten auf die althergebrachte Gesinnung der Lyonner sich stützen konn-

ten, zeigte ſich den Republikanern ein ganz neues Element der Umwälzung an den Seidenarbeitern von Lyon, unter denen ſich ſeit der Julirevolution die erſten Flammenzeichen eines ſocialen Krieges der Menſchheit verriethen. In den Aufſtänden von 1831 und 1834 brach zuerſt dies große Geſchwür der modernen Geſellſchaft auf, und das ganze ſociale Uebel, Uebervölkerung und Armuth, Corruption der Gewalthaber und der factioſe Einfluß einer zu unabhängig geſtellten Geiſtlichkeit, Ueberbildung der Reichen und Mangel an Volksbildung, zeigte ſich hier in allen drohenden Symptomen ſeiner Krankheit. Namentlich waren es die Arbeiteremeuten vom Jahre 1834, in welchen ſich dieſe revolutionnaire Richtung der Proletarier ſchon als politiſches Moment geltend machte und im entſchiedenſten Zuſammenhang mit den republikaniſchen Vereinen Frankreichs auftrat. Die herrliche Stadt wurde in dieſen Wirren wieder ein Opfer der Zerſtörungswuth bei den geſetzlichen wie bei den ungeſetzlichen Gewalten. Dies aber war nicht das Schlimmſte geweſen, wenn man bedenkt, unter welchen noch jammervolleren Zeichen ſich im vorigen Jahre durch den Aufſtand der vielen tauſend brotloſen Seidenarbeiter dieſe Zeitkrankheit erneuerte. Die letzten Ereigniſſe in Lyon, in welchen, durch das Nachlaſſen der Seiden-Beſtellungen wegen der gro-

ſen amerikaniſchen Failliten, die Verarmung und Verwilderung der Arbeiter auf's Höchſte geſtiegen war, zeigten ihre zerſtörenden Folgen beſonders in einer Entſittlichung des hieſigen Volkscharakters, die auf eine wahrhaft grauenerregende Weiſe den moraliſchen Zuſtand dieſer Stadt untergraben hat. Es iſt bekannt, wie unter den Frauen und Töchtern der verarmten Ouvriers das Gewerbe der Proſtitution ſo überhand nahm, daß man ſie, die noch vor Kurzem ein ehrenwerthes und fleißiges Leben geführt, jetzt ſchaarenweiſe auf den Straßen ſich umhertreiben ſah, um ſich durch die Preisbietung ihrer Reize vor dem Hungertode zu ſchützen. In Lyon iſt durch die Verarmung ein Grund der Immoralität in den Volksklaſſen gelegt worden, die nicht ſo bald wieder verſöhnlichen Verhältniſſen weichen wird. Ein fürchterlicher Beweis, wie Armuth demoraliſirt! Wo ſind in unſerer Zeit die Armen, die Chriſtus ſelig geſprochen und die ſich an dem zukünftigen Himmelreich genügen laſſen, das er ihnen verheißen hat? Wo ſeid ihr, ihr groſſſprecheriſchen Prieſter, um dem armen Volke aus der Empörung des Magens, aus dem bellenden Hunger, der ſo wehe thut, die ewige Seligkeit zu deduziren? Ach, die Weltanſchauung hat ſich geändert! Bekennt es nur, die chriſtliche Anſicht von dem Armſein will keine Kraft und Wirkung

mehr ausüben auf die Gemüther! Die Menschheit iſt auf einer Stufe angekommen, wo Alles ſein Genüge haben will, der Körper wie der Geiſt. Die Armen und die Reichen wollen gleich werden vor Gott, und wer Hunger hat, will eſſen, ohne darum das Himmelreich zu verlieren. Die chriſtliche Anſicht von der Armuth hat ſich in eine politiſche umgewandelt und gegen das Auserwähltſein zur Armuth lehnt ſich jetzt daſſelbe moraliſche und ſociale Gefühl auf wie gegen den privilegirten Reichthum. Der Reichthum ein Uebel und die Armuth ein Fluch und ein Schimpf, das ſind jetzt die beiden Angelpunkte der heutigen Weltanſicht, die darin ihren klaffenden Spalt, ihre tiefſte Lebenswunde aufzeigt. Hier kann nur Gott wieder helfen, in einem Zwieſpalt der Weltanſchauung, für den die alte Religion keinen Tropfen Balſam mehr übrig zu haben ſcheint. —

Die Nachwirkungen der letzten Aufſtände der Ouvriers ſind noch in allen Verhältniſſen von Lyon ſichtbar. Namentlich klagt man noch über die große Unſicherheit des Eigenthums und die Häuſer werden ſchon ſehr frühzeitig des Abends mit vieler Aengſtlichkeit verſchloſſen. Man ſieht unter dem Volke trübe und zweideutige Geſichter, Geſtalten des Elends, die mit Trotz und Widerſtand gegen ihr Schickſal gepanzert ſcheinen, und dem Wohlgekleideten, der an ih-

nen vorübergeht oder mit ihnen zu verkehren hat, weder freundlich noch dienſtwillig ſich zeigen. Dies erregt ein Gefühl der Traurigkeit und bangen Mißbehagens, womit man die Stadt durchſchreitet, die ſo herrlich, in einer außerordentlich maleriſchen Gruppe, an den Quais der Rhone und Saône hingelagert iſt, und in der ſonſt Alles darauf angelegt erſcheint, einen heitern und großartig geordneten Anblick zu gewähren. Die Stadt iſt ſo ſchön und in ſo edlen Verhältniſſen gebaut, daß keine andere in Frankreich ſich mit ihr vergleichen kann. Nur das Glück und der Frieden, ein begünſtigtes Geſchlecht, das den Segen alter Jahrhunderte als ein erfreuliches Erbe überkommen, ſollte hier ſeine Wohnſitze haben. Es giebt zwar auch hier, wie in Paris, viele enge Straßen, aber die Schönheit der Architektur, der erhabene Bauſtil der Häuſer, benimmt ihnen meiſtentheils das finſtere Ausſehen und bringt überall eine intereſſante und abſonderliche Phyſiognomie hervor. Die reizenden Gewäſſer des Rhoneſtroms durchlaufen den öſtlichen Theil der Stadt, und eine Reihe bewundernswürdig ſchöner Brücken, die oft Meiſterwerke der Baukunſt ſind, ſchlägt ſich mit leichter Grazie und in kühner Bogenführung darüber. Die ſtillere Saône, auch von zahlreichen Brücken überwölbt, fließt durch die Mitte der Stadt. Die zwiſchen beiden Strömen

eingeſchloſſenen Stadttheile faſſen die hauptſächlichſte Bevölkerung und Lebensbewegung von Lyon in ſich. Ein beſtändig reges Leben tummelt ſich auf den Gaſſen. Lyon hat, wie Paris, ſeine glänzenden Läden, ſeine menſchenbewegten Quais, ſeine Ausrufer, ſeine Stiefelputzer an den Straßenecken, ſeine unzähligen Cafés, ſeine rieſenhaften Affichen gegen die maladies secrètes, und was man ſonſt nur verlangen kann. Aber der diaboliſche Leichtſinn, der in Paris den Strudel miſcht, fehlt dem hieſigen Treiben, und es ſcheint ſich hier ernſter und ſchwerer Alles fortzubewegen, vielleicht, weil ein urſprünglich gediegeneres Element in einen unnatürlichen Lebensrauſch gerathen iſt. Dann machen auch oft die Südwinde, welche hier häufig wehen, den Aufenthalt in den Straßen von Lyon unerträglich und fürchterliche Staubwolken ſchleudern ſich im Wirbel umher, Alles erfaſſend und mit ſich fortreißend, und eine melancholiſche Stimmung über die ganze Stadt verbreitend.

Man ſieht jetzt hier in Lyon eine auffallende Anzahl von Militair und dies erinnert jeden Augenblick auf eine peinliche Weiſe an die noch immer wache Emeute, deren Ausbruch aus ihren Höhlen man fürchtet. Aber Alles iſt ruhig in den hohen Häuſern, die mit ihren ſeltſam langen Schornſteinen ſo räthſelhaft daſtehen. Nur das Geklapper der Arbeits-

ſtühle vernimmt man aus ihrem Innern, und man kann kaum an einem Hauſe in Lyon vorübergehen, ohne daß dies eigenthümliche Geräuſch der Maſchinen an unſer Ohr ſchlüge. Es giebt hier nämlich wenig eigentliche Fabrikhäuſer, ſondern die Arbeiter verbleiben meiſtentheils in ihren eigenen Wohnungen und ſind zugleich Beſitzer ihrer Arbeitsſtühle. Auch wo ſie in Fabrikhäuſern arbeiten, gehört ihnen der Arbeitsſtuhl eigenthümlich an, ein umgekehrtes Verhältniß wie in den deutſchen Fabriken, wo der Herr und Unternehmer auch die zur Arbeit erforderlichen Stühle anſchafft und beſitzt. In Lyon aber ſind die Fabrikherren blos Diejenigen, welche die Arbeit geben, und an der Hervorbringung des Products lediglich als Speculanten betheiligt ſind. Dieſer Umſtand übt auf das ſociale Verhältniß ohne Zweifel den wichtigſten Einfluß aus und iſt durchaus geeignet, in den Arbeitern ſowohl das Unabhängigkeitsgefühl als auch zugleich das Gefühl der Bitterkeit gegen ihre Brotherren, denen ſie die Quelle alles Reichthums ſind, aufs höchſte zu ſchärfen. Während ich mich in Lyon aufhielt, waren gerade außerordentlich lebhafte Beſtellungen, namentlich auf Seide, zu einem ſehr gehaltenen Preiſe wieder eingegangen, und dies erhöhte auf allen Seiten die Zuverſicht, daß die Ruhe ſich wieder dauernd herſtellen

werde in der arbeitſamen Stadt, die den Ruf des gewerblichen Fleißes ſchon in den älteſten Zeiten genoſſen. Schon unter den Römern war das alte Lugdunum berühmt wegen ſeiner Gewebe und Gewänder, die hier aus den Händen ſchöner und fleißiger Frauen hervorgingen. Statt der früheren Arbeiten, die beſonders in Leinwand beſtanden, hat aber die neuere Zeit das koſtbarere Material der Seide hier für die Verarbeitung einheimiſch gemacht. Von allen Weltgegenden her trifft in Lyon die Seide ein, um hier verſponnen, verwebt und zu Formen und Stoffen aller Art gefertigt zu werden. Aber mit dem Ruhm der Kunſtfertigkeit, in dem Lyon geſtiegen, hat ſich auch die Zahl der Arbeiter hier von Tauſenden zu Tauſenden gemehrt, und wie reichlich Material und Beſtellungen auch zufließen mögen, es wird ein immer größeres Mißverhältniß der arbeitenden Kräfte ſogar zu der Maſſe des Stoffs entſtehen. Beſchwichtigungen für den Moment, wie jetzt, ſind leichte Nothbrücken über dieſen gefahrvollſten Abgrund der Geſellſchaft, der ein Grab ſein wird für Vieles, das längſt des Begrabens werth iſt unter uns. —

Ein Zufall verſchaffte mir hier wieder die Bekanntſchaft eines franzöſiſchen Theologen, der Paſtor bei der auch in Lyon verbreiteten, evangeliſchen Gemeinde

war. Dieſe Evangeliſten bilden hier eine Gemeinde von nahe an 400 Mitgliedern, und ſind in manchem Betracht als ein wohlthätiges Element in dem ſtreng-katholiſchen Südfrankreich anzuſehen, indem ſie den verdumpfenden Einflüſſen des Pfaffenweſens beim Volke entgegenarbeiten. Von den Proteſtanten unterſcheiden ſie ſich noch durch die ſtrengere kirchliche Disciplin, die ſie beibehalten haben, und wodurch ſie der römiſchen Kirche einigermaßen verwandt geblieben ſind, obwohl ſie ſonſt die größte Unabhängigkeit von Rom behaupten. Aber auch zum Staat haben ſie ſich in ein völlig unabhängiges Verhältniß geſetzt und ſtellen ſo in ihrer Gemeinde ein rein chriſtliches Element dar, das, nur aus ſich heraus beſtimmt und bewegt und frei von allen zeitlichen Einflüſſen, wie durch den religiöſen Begriff ſelbſt ſich zu einer kirchlichen Form geordnet hat. Mein neuer Bekannter hatte in allen religiöſen Dingen die vernünftigſten und entſchiedenſten Anſichten, und obwohl auch er den pietiſtiſchen und aſcetiſchen Grundzug, welcher ſeine Secte charakteriſirt, nicht verläugnete, ſo trat doch in ihm dieſe Richtung mit einer gewiſſen männlichen Kraft auf, der man ſeine Hochachtung nicht verſagen konnte. Er war ein ſchlanker, großgebauter Mann von heiterm Ausſehen, und es ließ ſich ebenſo gut mit ihm ſcherzen als disputiren, ſodaß, da er es als

eine Art von Pflicht zu betrachten ſchien, mich ein wenig durch Lyon zu geleiten, mir ein ſehr angenehmer Dienſt dadurch geſchah. Wir ſtiegen zuſammen zu dem der Stadt unmittelbar anliegenden Berg von Notre Dame de Fourvières hinauf, deſſen ſteile Höhe man raſch erklimmt, um dort den entzückendſten Ueberblick über die wahrhaft erhabene und prachtvolle Lage von Lyon zu finden. Dieſer Berg trug die erſten Anfänge von Lyon, und auf ſeinem Gipfel, auf dem heut eine Kirche der Maria und ein gegen einen Eintrittspreis zu beſuchendes Belvedere ſich erhebt, ſtand ſonſt das alte Forum des Trajan, aus deſſen Benennung (Forum vetus, Fortviel) der gegenwärtige Name des Berges, Fourvières, ſich herleitet. In den Häuſern am Berge, die vorüber man zu ihm emporſteigt, erblickt man eine Reihe von Schenken, welche durch ihre Inſchriften die Andächtigen zur Notre dame de Fourvières einladen, hier zu raſten, und ſich durch Bier oder Wein zu ſtärken, denn man braut in Lyon auch ein ausgezeichnet ſchönes Bier, das weithin ſeinen Ruhm behauptet. Aber oben angekommen, vergißt man alles Andere, und der Blick verliert ſich in die ziehenden Strömungen der Saône und Rhone und ſchweift von den zu Füßen liegenden Gruppen der Stadt zu den fernen Alpen wie berauſcht hinüber. Nach dem freien Blick

über die Gottesſchöpfung tritt man mit einigem Schauer in die düſtere Kirche ein, die auf Veranlaſſung der Cholera von Neuem der heiligen Dame von Fourvières geweiht worden, indem man ihr, die für ſehr wunderthätig und beſonders heilkräftig in allen phyſiſchen Dingen gilt, es auch zugeſchrieben hat, daß Lyon völlig befreit geblieben von jener Seuche, die für andere Städte ſo gefährlich war. Das Innere der Kirche beweiſt denn auch auf eine grauenerregende Weiſe die Macht, welche Notre Dame über alle Glieder des menſchlichen Körpers hat. Dort hängen nämlich an allen Wänden menſchliche Gliedmaßen von Wachs, die, mit Votivtafeln verſehen, von den Kranken hier ausgeſtellt worden ſind, indem dabei den Gläubigen mit frommen Worten empfohlen iſt, für dieſe armen leidenden Glieder zu beten. Da ſieht man, an einem Fädchen ſchwebend, in einer hinlänglich ekelhaften Gallerie Arme, Beine, Köpfe, Gehirn, und wer nur irgendwo eine ſchadhafte Stelle an ſeinem Leibe hat, bringt ſie in Wachs angefertigt auf dieſer Schädelſtätte des menſchlichen Jammers dar. Auch ein Herz ſah ich darunter, deſſen Leiden in der äußeren organiſchen Form nicht angedeutet war, ſodaß es ein inneres geweſen ſein mußte. Es fehlt nie an frommen Leuten, beſonders an Frauen, die den Tag über vor dieſen Gliedern knieen und mit

inbrünſtigem Gebet für deren Heilung und Wiedergeneſung flehen. Dem Thun dieſer guten Seelen blickte ich eine Zeitlang mit Verwunderung zu und bemitleidete darunter beſonders ein junges hübſches Mädchen, das lange vor jenem wächſernen Herzen niederkniete und in die heißeſten Bitten für daſſelbe verſunken ſchien. Sie bemerkte Niemand um ſich her und ſeufzte ſo tief und ſchmerzlich, daß, wenn ich Gott geweſen, ich ihr auf der Stelle all ihr Gebet für jenes Herz, das vielleicht ein ungetreues oder entfremdetes war, erfüllt hätte. Aber als ſie die ſchlanken Glieder erhob, um die Kirche wieder zu verlaſſen, ſchien ſie nicht mit dieſer freudigen Zuverſicht auf Erfüllung von hinnen zu gehen, denn ſie war traurig, und ſchwarze melancholiſche Augen blitzten aus dem Schleier hervor. Dieſe materielle Wirthſchaft des katholiſchen Glaubens führt zu keiner Freudigkeit, es wird Einem angſt und wehe dabei um's Herz. Das Chriſtenthum hat überhaupt die phyſiſchen und körperlichen Elemente, welche die antiken Religionen künſtleriſch idealiſirten, häufig in zu grauenerregender Nacktheit aufgenommen und für die Andacht Calvarienberge aufgehäuft, in deren irdiſchen Schutt man ein des Himmels bedürftiges Herz vergraben ſoll! Die chriſtliche Anſicht von der endlichen Auferſtehung und Wiederzuſammenfügung der Knochen hat ſo viel

Materielles, Düſteres und Schweres auch in die chriſtlichen Formen gebracht! Ich konnte es nicht länger in der Kirche aushalten, denn aus allen dieſen Gliedern der Gläubigen ſchienen ſich mir Schreckphantome zuſammenzuſetzen, die mit Marterwerkzeugen aller Art meine Vernunft bedrohten, ſodaß mir bange wurde, ich müßte am Ende auch dieſe arme Vernunft hier in Wachs unter die andern kranken Glieder aufhängen, um ſie der heiligen Frau von Fourvières beſtens zu empfehlen. Glücklicherweiſe ſtürzte ich aber noch raſch genug, am Arm meines lächelnden evangeliſchen Paſtors, zur Thür hinaus, und athmete wieder die freie Luft wie einen unmittelbaren Segen ein, den Gott auf mich armes Menſchenkind verſchwenderiſch herabſäuſeln ließ. Die Sonne ſchien hell und freudig, und ich fühlte mich fromm und glücklich. Fromm, denn ich überſchaute hier vom Bergesgipfel ein herrliches Stück der Schöpfung, das den Geiſt Gottes und der Geſchichte mir in ſichtlicher Glorie entgegentrug. Unſere Blicke fielen auf die Trümmer der alten Waſſerleitungen, in denen ein glückſeliges und kräftiges Geſchlecht, die Römer, ſeinen großartig praktiſchen Lebensſinn verherrlicht hat. Dort aber beginnt, auf jenen verhängnißvollen Eiſenlinien, ein neuer Lebensſinn des modernen Geſchlechts ſich zu regen! Den rieſenhaften

Aquäducten der Vergangenheit gegenüber muß man die Gewalt der Zukunft anſtaunen, die in der Ueberwindung von Raum und Zeit die höchſten Ideale der Menſchheit anſtrebt. Man blickt dort auf den Eiſenbahnbau von Lyon nach St. Etienne, der in ſeinem wunderähnlichen Gang durch den ſchmalſten Felſentunnel an Kühnheit des Unternehmens ſich faſt mit jenen alten römiſchen Waſſerleitungen vergleichen kann, die uns ſoeben durch ihre Ruinen an die alte ſtarke Vorzeit gemahnten. So iſt noch überall Lebenskraft und Lebenshoffnung, wohin wir blicken, und nur vor jenen klappernden Gebeinen an der Kirchenwand hatte mich das Gefühl des Todes ſchon faſt erwürgt! Wo Leben iſt, und wäre es auch nur ein ungewiß tändelndes Sonnenſtäubchen, da fühlt man ſich wieder nahe dem lebendigen Gott. —

Wir ſtiegen zur Stadt hinab, und ich erſuchte meinen geiſtlichen Begleiter, mit mir ins Theater zu gehn, wo man heut die erſte Vorſtellung von Auber's Domino noir gab. Er aber entſetzte ſich von ganzem Herzen ob dieſer Zumuthung, und erklärte mir, daß er niemals das Theater beſuche. Nun trat auch bei dieſem aufgeklärten und weltgebildeten Mann die Seite hervor, wo er Fanatiker war, und er, der noch vor kurzem heitern Spott mit mir ausgetauſcht hatte gegen jene dumpfen

Wahngebilde, die für religiöſen Glauben gelten wollen, verhüllte ſich mir nun plötzlich in die dunkeln Wolken ſeines evangeliſchen Pietismus, der beſonders gern ſeine Feindſchaft gegen die Kunſt auskramt. Ich fragte ihn, ob es gegen die Religion ſei, ins Theater zu gehn? C'est contre les moeurs, Monsieur! war die ernſte Antwort. Er ſuchte auch ſeine Meinung weiter auszuführen, und behauptete, es gebe kein einziges auf den Bühnen aufgeführtes Stück, das nicht unſittlicher Natur ſei und unmoraliſche Eindrücke unter dem Volke verbreite. Aehnliche Behauptungen ſind bekanntlich vor nicht gar langer Zeit auch in der franzöſiſchen Deputirtenkammer laut geworden, wo man gegen die unſittlichen Einwirkungen der Theater eine Motion auszubringen geſucht hat, in der ein Deputirter Alles zuſammenſtellte, was jemals gegen das Theater in moraliſcher Beziehung geſagt und geſchrieben worden. Soulié übernahm damals die öffentliche Vertheidigung der Schauſpielkunſt, hat aber, nach der Anſicht meines Paſtors, die gegen das Theater anhängig gemachte Anklage nicht widerlegen noch entkräften können. Darauf beſchwor er mich, das Theater nicht wieder zu beſuchen. Ich ſagte ihm, er ſolle ſich meiner Perſon wegen beruhigen; in der Sache aber wolle ich ihm keines-

weges ganz Unrecht geben. Denn wer könnte läugnen, daß unſere Theater auf einem moraliſch unterhöhlten Boden ſpielen, weil ihnen die hohen ſittlichen und nationalen Zwecke fehlen, auf denen bei den Alten das Schauſpiel ruhte als eine das ganze Volk und ſeine heiligſten Intereſſen betheiligende Inſtitution? Aber man muß auch nicht einem ungerechten und einſeitigen Fanatismus ſich überlaſſen, und das moderne Theater für unſittlicher halten als manche andere moderne Inſtitution! Wir leben überhaupt in verderbten und demoraliſirten Zuſtänden, und das Theater, wenn es immer mehr in die bloß geſellſchaftlichen Zwecke der Zerſtreuung und Uebertäubung und in all den glänzenden Firlefanz des menſchlichen Elends entartet, iſt darin nur der natürliche Ausfluß der allgemeinen Krankheit, kann aber nicht als beſonderer Sündenbock unſerer Zuſtände deshalb in Anſpruch genommen werden.

Ich war alſo verderbt genug, heut Abend doch ins Theater zu gehn, und wenn es eine Sünde war, ſo bin ich hinlänglich dafür beſtraft worden, denn die neue Oper Auber's war auch weit entfernt davon, einen ächten Kunſtgenuß zu gewähren. Sie zeigt ihn auf derſelben Stufe der innern Erſchöpfung, auf der ſich ſchon ſeine letzten Opern

befanden, Tongeklingel, das kaum noch auf Muſik Anſpruch macht. Ich beſchäftigte mich im Theater mit der Betrachtung des ſchönen Saals, mit Gedanken an meinen liebenswürdigen Geiſtlichen, der nicht ſo ganz freundlich ſeinen Abſchied von mir genommen und den ich doch gar zu gern zufriedengeſtellt hätte, da mir ſonſt ſein treuherziges ſüdfranzöſiſches Naturell ſo wohlgethan, und dann verfiel ich auf Vergleiche des Publikums mit dem pariſer, wobei ſich die größten Grundverſchiedenheiten ergeben. Der Volksſchlag, den man hier gewahr wird, iſt überall ein ausgezeichneter ſowohl an Schönheit der Formen wie an kernhafter Naturfriſche. Und je mehr ich in das Leben des Südfranzoſen hineinblicke, deſto bedeutender erſcheint mir dies Naturell und deſto beklagenswerther ſeine durch Meinung und Geſinnung hervorgebrachte Trennung von der Hauptſtadt, die als ein tiefwirkendes Unglück für das ganze Frankreich zu betrachten iſt. Der Südfranzoſe iſt im Allgemeinen ein braver Mann, das Gutmüthige überwiegt an ihm und zu Exceſſen iſt er von Haus aus wenig geneigt. Seine gemüthlichen, herzlichen und zuvorkommenden Eigenſchaften ſowie ſeine ſentimentalen Anflüge unterſcheiden ihn von dem Pariſer, dem er an Beweglichkeit und Gewandtheit des Benehmens kei-

neswegs nachſteht. Ueberhaupt trifft man in der Provinz die milderen und auch wohl gehalteneren Elemente des franzöſiſchen Lebens und Weſens an und kann ſich des Gedankens nicht erwehren, welch eine heilſame Temperatur für den geſammten Nationalcharakter ſich ergeben müßte durch die Verſchmelzung der weicheren und gemüthlichen Provinzialſtoffe mit der geiſtigen Energie und Entſchiedenheit der Hauptſtadt Paris. Die Centraliſation Frankreichs in Paris hat für das innere Nationalbewußtſein gerade die entgegengeſetzte Wirkung gehabt, nämlich es zu decentraliſiren und eine beſtändige nationale Spaltung im Innern des Landes zu unterhalten.

Die Revolution iſt noch immer die größte und tiefſte Zerklüftung Frankreichs, und ſie iſt es auch, welche den in den ganzen franzöſiſchen Landesorganismus eingeriſſenen Spalt zwiſchen der Hauptſtadt und den Provinzen dauernd offen erhält. Die Provinz hat nicht zur Revolution bekehrt werden können, vielleicht aus organiſchem Haß gegen die Hauptſtadt, und die Hauptſtadt hat die Revolution in ihrem Schooße nicht zu überwinden vermocht, denn ſie ſpeit noch heut aus allen Lungen Feuer und Steine von ſich, die von der unverdauten Revolution zeugen. Die Revolution iſt die

Sündfluth der neueren Geſchichte. Gott hat durch ſie abermals einen neuen Bund mit der Menſchheit ſtiften wollen, aber er zögert immer noch, den Friedensbogen aufzurichten über dem Chaos der Parteien und Gegenſätze, welches das neue Werde! durch das es ſich geſtalten ſoll, bisjetzt noch als den groſſen Fluch, der dröhnend durch die Welt gegangen, zu empfinden hat. Wie einſt barbariſche Völker das Chriſtenthum als ein fremdes Erbe überkamen und es zur Blüthe zu bringen berufen waren, ſo werden vielleicht auch andere ſpätere Völker berufen ſein, die Idee der Freiheit des Menſchengeſchlechts zu erben und Das als eine unter Gottes Segen geordnete Wirklichkeit darzuſtellen, woran wir in den abmattenden Fieberträumen unſerer Revolutionen unſere beſte Manneskraft umſonſt verloren haben. Und wir armen Deutſchen, die wir nur als mitleidende Theile in die Revolution hineingeſchleppt wurden, haben es als unſer tiefſtes Unglück zu tragen, daß die Revolution dieſer unverdaute Reſt der heutigen Menſchheit geblieben. Für Deutſchland iſt die franzöſiſche Revolution ſchlechthin ein Unglück, denn bei uns hat ſie nur die Reaction mächtig gemacht und der Partei des Stillſtands Gewalt gegeben über die Idee der Freiheit, die ſonſt ſchon tiefere Wurzel

im deutſchen Leben geſchlagen hatte als jetzt. Den Franzoſen aber geht es wie den Juden mit dem Meſſias. Sie wiſſen nicht, ob ſie ihn ſchon geboren oder nicht, oder ob ſie vielleicht fausse couche damit gemacht haben? Man kann den Franzoſen überhaupt in vielfachem Sinne den modernen Juden nennen. Auch viele perſönliche Eigenſchaften des jüdiſchen Charakters hat der Franzoſe geerbt und in die neuere Geſchichte hineingetragen. So ſchien der franzöſiſchen Nation denn auch die Aufgabe zugefallen, den zweiten Meſſias der neueren Geſchichte, den Meſſias der politiſchen Freiheit, zu gebären; aber man weiß jetzt nicht mehr recht, wie es ſich damit verhält, und die Franzoſen ſelbſt wiſſen es nicht. Haben ſie den zu gebärenden Meſſias wirklich zur Welt gebracht, ſo ſcheinen ſie die Aehnlichkeit mit den Juden auch darin zu theilen, daß die göttliche Geburt ihnen ſelbſt nicht zu Gute kommen ſoll, ſondern ſich zu ihnen verhält wie ein fremdes und feindliches Geſpenſt, das nur für die Andern, in ſpätern Zeiten, ein Gott iſt und wird. Die letzte Revolution und die aus ihr hervorgegangene Juliregierung haben aber am meiſten verdorben, und eine wahre Verwüſtung angeſtellt mit der Idee der Freiheit ſowohl in Frankreich wie in der ganzen Welt. Der ſchmähliche

Schacher der Parteien und der Debatten, welchen das juliregierte Frankreich getrieben, zeigt die größte Verwilderung auf politiſchem wie ſittlichem Gebiet. Das iſt ein wucheriſcher Egoismus von lauter freibeuteriſchen Perſönlichkeiten, die um die Macht des Tages buhlen, und welche alle Prinzipien plündern, um ihre erbärmliche Eitelkeit damit auszuſtaffiren! Und bei dieſer Farce des allergemeinſten perſönlichen Egoismus, welche jetzt täglich in Frankreich aufgeführt wird, wollen dieſe Leute noch ſo thun, als machten ſie europäiſche Politik und als hätte es noch eine Bedeutung für die Völker, ob die Nuance Thiers oder Guizot obenauf bleibt bei dieſer coquetten Katzbalgerei? Und der König all des Schachers, Louis-Philipp, ſchachert nicht minder eifrig mit all dieſen Parteinüancen, er ſchachert nach Innen und nach Außen, er ſchachert mit der Legitimität und mit dem Katholizismus, und ſchlägt allmählig auch in der öffentlichen Meinung ſeine Prozentchen zuſammen, die dem Thron am Ende Sicherheit und Auskommen verſprechen. Wenigſtens wird er den Ruhm haben, der Klügſte all dieſer Klugen genannt zu werden, wenn nicht auch hier die Klugheit der Klugen miteinander zu Schanden wird!

Der franzöſiſche Einfluß auf die moderne Völ-

kergeſchichte ſcheint in der That im Aufhören, und wird durch die gegenwärtige Charlatanerie der parlamentariſchen Debatte immer mehr in dieſer Beziehung abgeſchwächt. Man ſcheint in Paris alle moraliſche Haltung und Würde verloren zu haben, und wenn dies abſtracte Treiben der Parteien nicht bald einer gediegenen und thatkräftigen Richtung weicht, ſo wird Frankreich wie eine moraliſch compromittirte Perſon in der Geſchichte daſtehen, und der Einfluß ſolcher verdorbener Capacitäten wird unwirkſam und bleibt es oft auch dann noch, wenn ſich wieder die Richtung auf das Wahre ſeiner bemächtigt! Dieſe Anſicht kann ſich als richtig oder falſch erweiſen, aber ſie iſt eine Anſicht, die ausgeſprochen werden muß, weil ſie ein factiſches Moment der heutigen Weltſtimmung gegen Frankreich bezeichnet. Dieſe Anſicht drängt ſich dem, welcher reiſt, unaufhörlich entgegen, und bei allen Gelegenheiten, wo man Nationalitäten miteinander in Berührung gerathen ſieht, wird man auf eine veränderte Stimmung gegen die Franzoſen treffen. Bei Deutſchen und Engländern iſt von Hauſe aus ein unwillkürlicher Franzoſenhaß vorhanden, der durch manche Eigenthümlichkeiten der Nationalität aufgeregt iſt, und ſich mit dem Inſtinctartigen des Judenhaſſes vergleichen

läßt. Dieſen Haß hat die fortſchreitende Völkerbildung der letzten Zeiten überwoben, in ſeinen Aeußerungen gemildert, zum Theil auch zerſtört. Aber ſeine Regungen fangen an ſich zu erneuern und der franzöſiſche Nationalcharakter ſieht ſich wiederum von immer wachſenden Antipathieen anderer Völker bedroht. Beſonders iſt es auf der einen Seite die Schroffheit und auf der andern die Charlatanerie des franzöſiſchen Weſens, was namentlich deutſche und engliſche Gemüther abwendig macht, obwohl die beiden letzteren auch häufig in dem Maßſtab, welchen ſie an die Beurtheilung des Franzoſen legen, Unrecht haben. Die unreifen Träume des deutſchen Liberalismus in den erſten Jahren nach der Julirevolution haben aber den franzöſiſchen Volkscharakter mit einer Glorie und Liebenswürdigkeit umgeben, die ſich auf die Dauer nicht halten konnte, und nur bei denen noch Glauben findet, welche niemals einen Fuß in Frankreich hineingeſetzt haben und aus eigener Anſchauung dies Volk nicht kennen. Eine Zeitlang ſchien es, als habe das franzöſiſche Volk ein Privilegium auf alle Liebenswürdigkeit, und manche Deutſche jammern auch noch unaufhörlich nach der franzöſiſchen Grazie und Bonhommie, die doch in der Wirklichkeit ſelbſt nur bedingt und lediglich in gewiſſen Sphären der Geſellſchaft zur Erſcheinung kommt. Ob das

Volk aber als ſolches Vorzüge verdient vor dem deutſchen und engliſchen Volk, beſonders was den innern tüchtigen und humanen Kern anbetrifft, das kann und muß unter allen Umſtänden beſtritten werden! Man betrachte dies ſchmutzige, rückſichtsloſe, in egoiſtiſchen Manieren erſtarrte Volk, man höre die thieriſchen Sprachlaute, in welchen der gemeine Mann in Frankreich oft ſein beſtialiſches Naturell verräth, man ſehe die Geringſchätzung des Menſchenlebens, die Mißhandlung des Viehs, die kindiſchen Vorurtheile gegen alles Fremde und Nichtfranzöſiſche, die tyranniſche Rechthaberei jeder einzelnen Perſönlichkeit, die Anarchie des Egoismus, welche den franzöſiſchen Volkscharakter zu zerreißen droht, und zugleich in ſeiner innerſten Weſenhaftigkeit begründet liegt! Das ſind taugliche Elemente, um die eiternde Wunde der Geſellſchaft beſtändig offen zu erhalten, Stoff zu Helden und Kriegern, aber keine Elemente, um zu heilen und zu organiſiren! In Paris, welches die ganze Nationalität vertreten will, hat ſich dieſelbe in Politik und Debatte auch am meiſten verzerrt und iſt am heilloſeſten in jene Anarchie des Egoismus zerfahren. Die Provinzen machen ein ſchadenfrohes Geſicht dazu, beſonders das unglückliche Lyon, in dem die Staatsökonomie neue meuteriſche Hunde zur Welt gebracht hat, und das die

Stunde der Rache näher gerückt wähnt, je mehr die Hauptſtadt in ſich ſelber zerfällt. Es iſt aber kein Zweifel, daß die noch in ihrer urſprünglicheren Kraft erhaltene Bevölkerung der Provinzen ein heilſames Gegengift in ſich trägt gegen die Verderbniß, welche der franzöſiſche Nationalcharakter in der Hauptſtadt erlitten. — —

20.

Auf der Rhone nach Avignon.

Bei Lyon beginnt die Rhone ſich faſt ſenkrecht hinunterzuſtürzen und reißt die Schiffe, welche ſich ihr anvertraut haben, gewaltigen Laufes mit ſich hinab. Die Dampfſchifffahrt auf der Rhone iſt aber noch im Zuſtande der Kindheit begriffen, obwohl ſie gegen die frühere elende Schifffahrt, welche auf dieſem Fluß, namentlich zur Beförderung der Reiſenden betrieben wurde, ſchon einen großen Fortſchritt darſtellen ſoll. Ueber den Mangel an Schnelligkeit kann man ſich bei dieſen Dampfſchiffen wohl nicht beklagen, denn man bedarf kaum zwölf Stunden, um die anſehnliche Strecke von Lyon bis Avignon hinabzurollen, während der Landweg mit der Diligence faſt das Dreifache dieſer Zeit erfordert. Die Schiffe ſind aber klein, ſchmutzig, unbequem gebaut, und bieten

in jeder Hinsicht das Beispiel einer schlechten Einrichtung dar. Die Unternehmer sind dabei in allen Stücken nach filzigen Grundsätzen verfahren, nichts ist geschehen, um den Reisenden die Fahrt angenehm oder nur erträglich zu machen, und doch findet eine übermäßige Höhe der Preise statt. Letztere wird wohl zum Theil auch dadurch hervorgebracht, daß die Compagnie bei der Rückfahrt niemals auf Reisende rechnen kann, weil es sich die trotzige Rhone nur unter den größten Opfern von Zeit und Anstrengung gefallen läßt, daß man gegen ihre Strömung hinanschwimmt. Doch sollen jetzt Dampfschiffe erbaut werden, welche durch ihre Leichtigkeit sowohl wie durch die Kraft ihrer Maschine in den Stand gesetzt sind, die Rhonefahrt auch hinaufwärts in einer kürzeren Frist zu bestreiten, während jetzt noch mehrere Tage dazu nöthig sind. Es kann aber keinen unleidlicheren Aufenthalt geben, als auf diesen Rhonedampfschiffen, deren Verdecke so mit Frachtgütern überladen werden, daß für die Reisenden kaum ein Raum zum Schreiten übrig bleibt. So ist man auf die niedrigen, schmutzigen und heißen Kajüten verwiesen, in denen man bei der Ungeselligkeit einer französischen Reisegesellschaft eine hinlängliche Langeweile antrifft. Ich hatte aber den Weg auf der Rhone gewählt, um meinen Liebling einmal ei-

nen ganzen Tag lang genießen zu können, und mit seinen grünen luſtigen Wellen um die Wette dahinzuſchwimmen. Der wilde Renner legt auch hier in den anmuthigſten Bewegungen ſeine Strecken zurück und behauptet ſich namentlich bis Avignon als ein ſtolzes und königliches Roß im vollen Schmuck ſeiner Gewäſſer. Auch ziert er ſich auf dieſem Lauf mit den herrlichen Drahthängebrücken, die in majeſtätiſcher Pracht hoch über ihm in den Lüften ſchweben. Doch war die Fahrt nicht geeignet, des ſchönen Rhoneſluſſes ſo froh zu werden, wie ich mir gedacht hatte. Wenn man ſich mühſam auf den Kiſten und Kaſten, welche das Verdeck belagerten, einen Sitz erklettert hatte, um nun in Behagen den Launen des Flußgottes zu folgen und zu ſehen, wie er mit ſeinem Dreizack weithin das Land beherrſcht, dann erhoben ſich die heftigen Südwinde, die ihre Straße über die Rhone nehmen, und unter denen der Miſtral ſeine tückiſche Macht ſo überwältigend auszuüben pflegt, daß man vor ihm ſeines Bleibens nicht hat.

Wir führten ſehr viele katholiſche Prieſter und ſehr viele Kinder an Bord. Die erſteren reiſten in ihren ſchwarzen Ordenstrachten und alle hatten Gebetbücher, worin ſie fleißig auf dem Schiffe laſen. Mich kann nichts mehr verdrießen, als wenn man

in die freie Natur Gebetbücher mitbringt und ſie aufſchlägt im Angeſicht der Schöpfung, um dieſe elenden, gedruckten Andachtswiſche dem lieben Gott gewiſſermaſien unter die Naſe zu reiben. Welche ſtupide und den wahren Gott verläugnende Frömmigkeit, die unter dieſem mildglänzenden Südhimmel, wo der rauſchende Strom und die waldgrünen wehenden Ufer die lebendigſte Erbauung gewähren, doch lieber an der in Druckerſchwärze vorgezeichneten Andacht klebt! Es beginnt aber jetzt die Prieſterwirthſchaft des katholiſchen Südfrankreich auf allen Wegen und Stegen ſich mir bemerklich zu machen und mitten unter der ſchönen üppigen Vegetation dieſer Lande drängt und tummelt ſich überall der ſchwarze Rock, die Farben der Landſchaft verdunkelnd. Erfreulicher waren auf dem Dampfſchiff die Kinder, die in ihrem luſtigen Treiben mich mehr an Gott erinnerten als jene finſter ausſehenden, unumgänglichen, in eine grollende Frömmigkeit verſunkenen Prieſter. Die franzöſiſchen Kinder ſind faſt alle ſchön und liebenswürdig, wie man es in keinem andern Lande ſo durchgehends antrifft. Dies iſt eine eigenthümliche Erſcheinung in Frankreich, die ausſöhnen kann mit manchen andern perſönlichen Eigenſchaften der Franzoſen. Von dem Geiſt der Erziehung und der Verhältniſſe hängt es nachher meiſtentheils ab, ob

die Kinder ſo ſchön und ſo anmuthig bleiben, aber in der erſten Lebenszeit tragen ſie dieſen Vorzug in einem auffallenden Grade an ſich und ihr Liebreiz findet die ſorgſamſte elterliche Pflege.

So eilten wir die ſtädtebekränzte Rhone hinunter und freuten uns des wechſelnden Anblicks der vielerlei Ortſchaften, an denen kurze Station, zum Aus- und Einſteigen der Reiſenden, gemacht wurde. Bei Vienne fuhren wir an dem berühmten Begräbnißplatz des Pontius Pilatus vorüber und die Gelehrten wollen behaupten, daß es wirklich der alte Landpfleger ſei, der Ahnherr aller Rechtsweitläufigkeiten dieſer Erde, welcher dort unter einer auf freiem Felde hervorragenden Pyramide begraben liege. Ich hatte keine Luſt auszuſteigen und zu dieſem Grabe zu wallfahrten, noch weniger mir den Kopf zu zerbrechen, wie des Landrichters irdiſche Gebeine hieher an die Rhone gerathen, obwohl es kirchenhiſtoriſche Citate dafür geben ſoll. Mag er in Frieden ruhen, wo er auch begraben iſt, er iſt ein unſterblicher Mann, und vielleicht nicht der ſchlechteſte unter all den Pontius Pilatuſſen, die nach ihm gekommen und dies unvergängliche Geſchlecht fortgeſetzt haben. Nach Vienne ſind Tournon, Valence, Montelimart, Orange die bedeutendſten Stationen der Rhone, alle reich an merkwürdigen Verhältniſſen

und Erinnerungen, besonders Orange, die Stadt seltsamer Schicksale, wo in alten Zeiten Deutsche geschlagen wurden, wie noch heut der Triumphbogen des Marius anzeigt, und wo in mittleren Zeiten Deutsche herrschten, deutsche Fürsten des Hauses Nassau-Oranien; wo sogar durch einen deutschen Kaiser eine Universität gegründet war. Wie ein wunderlicher Traum der Geschichte flog das Bild dieser Stadt vor uns vorüber. Dann lag plötzlich Avignon mit seinen alten Glockenthürmen vor unsern Augen da und brachte uns ein noch wunderlicheres Traumbild der Geschichte, den Palast der Päpste, der noch als halbe Ruine von seiner Berghöhe herrschsüchtig die ganze Gegend überragt, und zu dessen Füßen die muntere kindische Rhone wie mit Gelächter davonspringt. —

Beim Anlanden in Avignon entstand unter den Passagieren des Dampfschiffes die unruhigste Bewegung, und es bereitete sich eine der ergötzlichen dramatischen Scenen, wie sie ein französisches Publikum häufig aufzuführen pflegt. Bei der Ordnungslosigkeit, welche auf den Rhonedampfschiffen herrscht, war man nämlich jetzt bei der Ankunft in der größten Verlegenheit, seines Reisegepäckes habhaft zu werden. Das Schiff selbst geht noch weiter bis Beaucaire, wo das immer dünner fließende Wasser der

Rhone aufhört für die Dampfſchiffe fahrbar zu ſein, und für die Mehrzahl der Reiſenden, welche in Avignon ausſteigen, entſteht nun die Rieſenarbeit, daß aus den Effecten ſämmtlicher Paſſagiere, die über dem Verdeck auf einen Haufen übereinandergeſtürzt lagen, Jeder das Seinige herausſuche. Da lag ein hoher gewaltiger Berg von Koffern, Felleiſen, Nachtſäcken, Schachteln und Päckereien da! Auf jeder Station war durch die neu einſteigenden Etwas dazugekommen und dies Alles chaotiſch durcheinandergeworfen worden, ſo daß niemand mehr wußte, wo er ſein liebes Hab und Gut zu ſuchen und zu finden habe. Die Einen kletterten nun mit kühnen Schritten auf dieſen Kofferberg hinauf, um ihre in die Mitte hineingefallenen Sachen herauszuerkennen, während die Andern dieſen Berg von unten her aufwühlten, um ebenfalls ſich das Ihrige anzueignen. Ein Augenblick, und es ſank Alles krachend zuſammen. Dazu erhob ſich ein furchterlicher Wind, und es begann zu gleicher Zeit zu regnen. Viele der oben Umherkletternden hatten ihre Hüte verloren, welche der Wind in die Rhone trieb. Man ſchrie, lachte und lamentirte, Frauen, Kinder und Pfaffen, auch einige Hunde, die wir an Bord hatten, Alles heulte ganz ſchrecklich durcheinander. Jetzt traten einige Männer der Oppoſition auf, welche ſich heftig dagegen erklärten, daß

man die Sachen ſo durcheinanderwühle, wodurch es vollends unmöglich werde, daß Jeder zu dem Seinigen komme. Einige gute Redner erhoben ſich, welche mit lauter und durchdringender Stimme auseinanderſetzten, wie man es am beſten anzufangen habe, um zu ſeinen Effecten zu gelangen. Andere wieder klagten mit lauten Verwünſchungen die Leiter des Schiffes wegen dieſer Ordnungsloſigkeit an. Anfangs wollte jedoch Alles nicht fruchten und dies Chaos ließ ſich ſo leicht nicht beſchwören. Das Schiff war auch zu ſehr mit Reiſenden überfüllt, die ſich auf dieſer Hauptſtraße nach Marſeille und zum mittelländiſchen Meere aus allen Weltgegenden her begegnen. So dauerte es noch eine Zeitlang, ehe irgend ein Reſultat von all den Mühen und Kämpfen, in die ein Jeder verwickelt war, ſich erſehen ließ. Eine Dame mit ihrer Bonne waren von einer förmlichen Raſerei nach ihren Sachen befallen. Viele Koffer waren auch ſchon zertreten von den Füßen der darüber Hinmarſchirenden. Einem ſchönen Mädchen ſtanden die Thränen in den Augen um ihre zerbrochene Schachtel. Es war auch kaum ein Troſt zu finden und der Anblick des alten Schloſſes der Päpſte, das in der ſchon beginnenden Dämmerung wie ein graues Geſpenſt ſich abzeichnete, ſchien auch keine Heiterkeit zu gewähren. Es war eine Anarchie unter uns, die für

ein ſymboliſches Bild des heutigen franzöſiſchen Charakters hätte gelten können oder wenigſtens für ein Symbol derjenigen politiſchen Beſtialität unter den Franzoſen, welche jetzt, in Coalitionen und Debatten, alle Staatsrichtungen ebenſo über einen Haufen wirft, wie hier unſere Koffer und Nachtſäcke lagen, ſodaß es eines groſſen Scandals bedarf, um dieſen Klumpen wieder zu ſondern.

Endlich hatte ſich Alles ſo viel als möglich eingerichtet und wenigſtens zu einer vorläufigen Ordnung bekehrt. Jeder ſtand bei oder auf ſeinem Koffer und betrachtete denſelben wie eine eroberte Trophäe mit ſiegesgewiſſen Blicken. Wer nur einen Theil ſeiner Sachen zur Hand hatte, während das Andere noch in irgend einem fernen Winkel ſich befand, zu dem hindurchzugelangen für jetzt unmöglich war, der tröſtete ſich wenigſtens durch die Anſchauung ſeines Gegenſtandes und hielt den Blick der Sehnſucht unverwandt darauf gehefſtet. Nun hatte das Schiff gelandet und war zum Stillſtehen gebracht. In dieſem Augenblick aber begann eine neue nicht minder empfindliche Plage für alle Reiſende. Es giebt nämlich in Avignon eine ſehr berüchtigte und gefährliche Klaſſe von Menſchen, dies ſind die Kofferträger, die ſich auch, wie es in Frankreich allgemein üblich iſt, Commiſſionnairs nennen. Sobald das Dampfſchiff an-

legt und das Brett zum Ufer hinüberreicht, ſtürzen dieſe Leute mit einer wahrhaft teufliſchen Begier auf das Verdeck, um ſich der Effecten zu bemächtigen. Man zeigt ihnen die ſeinigen, froh, endlich dem barbariſchen Getümmel zu entkommen und in den Ruhehafen des Gaſthofes einlaufen zu können. Nun aber ſtellen dieſe Commiſſionnairs ihre Bedingungen und erklären peremtoriſch, daß ſie das Gepäck nur dann davontragen werden, wenn für jedes einzelne Stück deſſelben ſo und ſoviel Francs gezahlt werden. Man unterhandelt mit ihnen ſo gut man kann oder giebt, was die meiſten Reiſenden thun, ungewiſſe Verſprechungen, welches letztere aber keine praktiſche Weiſe iſt, um mit ihnen fertig zu werden. Im Gaſthofe angekommen, beſtehen ſie auf ihre Forderung, die in der Regel 2 bis $2\frac{1}{2}$ Francs für jedes einzelne Stück der Bagage beträgt, welche ſie nun nicht eher ausliefern als bis ihnen dieſer Preis wirklich gezahlt wird. Dann entſteht im Gaſthofe ein Zanken und Rumoren, welches, da oft ein Dutzend ſolcher Träger in einem Hauſe zuſammentreffen und Einer den Andern unterſtützt, einen wahren Höllenlärm verurſacht und bis in die ſpäte Nacht hinein dauert. Es ſoll ungefähr 80 ſolcher Menſchen in Avignon geben, die eine förmliche Aſſociation zur Plünderung der Reiſenden miteinander geſchloſſen haben, indem ſie alles

Geld, das ſie verdienen, unter ſich theilen und ſo Keiner dem Andern etwa durch mäßigere Preiſe das Handwerk verdirbt. Daß die Polizei von Avignon ein ſolches Treiben duldet, wodurch der Fremde eine Beute der ſchnödeſten Räuberei wird, iſt unverantwortlich genug. Dabei thun ſie noch Alles, um die Sachen der Reiſenden möglichſt zu zernichten. Eine liebenswürdige Familie, Mutter und Tochter, bei denen man in Anwendung der bekannten horaziſch-klopſtockiſchen Redensart in Verlegenheit gerathen konnte, ob man der „ſchönen Tochter ſchönere Mutter" oder der „ſchönen Mutter ſchönere Tochter" ſagen ſolle, hatten ihrem Träger außer ihren Koffern noch ihren Shawl zu tragen gegeben, aber in der Dunkelheit nicht bemerkt, daß der Menſch damit Koffer und Nachtſack zuſammengebunden und beide wie an einem Strick daran trug, ſodaß der koſtbare Shawl, als er ihn im Gaſthofe wiedergab, völlig zerriſſen war. Da ereignete ſich denn in der That eine rührend komiſche Scene, von der ich um ſo mehr ergriffen werden mußte, als ich im Hotel de l'Europe dicht neben den empörten und verzweifelten Damen mein Zimmer erhalten hatte. Es war ein nicht genug zu beklagender mailändiſcher Shawl, wie ich aus den darüber laut werdenden Herzensergießungen

entnehmen konnte; die Mutter, die noch vor Kurzem in Mailand Sängerin geweſen, ſchien beſondere theuere Erinnerungen an den Beſitz deſſelben zu knüpfen. Ich traf ſpäter in Marſeille auf eine eigenthümliche Weiſe und an einem ſeltſamen Ort wieder mit ihr zuſammen, und erfuhr dort die merkwürdige Geſchichte dieſes Shawls, über den jetzt meine Wandnachbarinnen ſo heftig trauerten, daß es weder ihnen noch mir möglich wurde den Schlaf zu finden. Dabei jammerten ſie beide ſo viel über die Mühſeligkeit des Reiſens, über die Thorheit ſich in der Welt umherzutreiben und nicht lieber zu Hauſe ſtillſitzen zu bleiben am Kamin und im Salon, daß mir angſt und bange wurde, und ich, mich peinlich umherwälzend zwiſchen Träumen und Wachen, folgendes ſchreckliche Traumbild hatte:

* * *

— Ich träumte mich ſonderbarer Weiſe auf den Marktplatz der gegenwärtigen deutſchen Literatur zurück, und mir wurde dabei zu Muthe, als wenn ich auf dem Zuchthauſe ſäße! Viel verdächtiges Geſindel war da zuſammengelaufen. Die Journale, als die Kaſematten der heutigen literariſchen Gemeinheit, hatten alle ihre recenſirenden Schuhputzer und Barbierjungen ausgeſpieen, unter

denen ſich auch hamburgiſche Krahnzieher und weimariſche Barone befanden. All das räudige und bettelhafte Volk war nicht einen Schuß Pulver werth, denn ſowie man es ausſpricht wer ſie ſind, haben ſie auch ſchon aufgehört zu exiſtiren. Aber ſie verpeſteten doch durch ihre literariſchen Ausdünſtungen die Atmoſphäre. Ihre Sünden, die offenbaren wie die geheimen, ſtanken bis zum Himmel, und Herr Profeſſor Hengſtenberg ſchrieb mir durch die Stadtpoſt einen Brief, daß Gott der Herr mich dazu auserſehen habe, einmal die Todesgeißel dieſer elenden journalſchreibenden Schächer zu werden, denn bloß darum habe Gott ſie alle wie die Heuſchrecken gegen mich herangeſandt, mir über meine Beete und Fruchtgärten zu kriechen. Ich dankte ſehr höflich, und begriff bloß nicht, wie Herr Profeſſor dazu kämen u. ſ. w. Beſtellte auch ſchöne Grüße an ſchöne Frau Gemahlin. Die Verwirrung des Traumes nahm hier zu, und es war offenbar, daß ich inzwiſchen als Mitarbeiter bei der evangeliſchen Kirchenzeitung engagirt worden. Der Einfluß der modernen Belletriſtik und der pietiſtiſchen Denunciationen hatte mich in der That ſo demoraliſirt und gottverlaſſen gemacht, daß ich ein taugliches Subject dazu ſchien, an jener Kirchenzeitung, welche ich früher immer für den Moniteur

des falſchen Gottes gehalten, mitzuarbeiten und nun auch Atheiſten greifen zu helfen, ſowie ich ſelbſt gegriffen worden war. Aus denſelben Gründen, aus welchen Vidocq zum Polizeidirector befördert worden, wurde ich jetzt Mitarbeiter der evangeliſchen Kirchenzeitung. Ich ſog mir in Gedanken mein letztes warmes menſchliches Herzblut aus, und ſpie es hohnlachend in das Angeſicht des Himmels. Da fielen lauter harte preußiſche Thaler vom Himmel herab, die mir als Vorſchuß bewilligt wurden. Ich hatte auch ſchon einen Auftrag erhalten von wohllöblicher Redaction. Ich ſollte einen Aufſatz gegen das Reiſen ſchreiben und darin die unmoraliſche wie unreligiöſe und atheiſtiſche Tendenz dieſer in der Welt immer mehr überhandnehmenden Reiſeſucht gehörig aufdecken, beſonders aber gegen ſolche Schriften, wie die von Mundt, Pückler, Laube, Heine u. A. im Ton eines gottgetriebenen Strafpredigers losziehen. Ich verſprach mein Möglichſtes zu thun. Ich kaufte mir in der Judenſtraße, in dem mit ſchwarzer und rother Farbe teufelsmäßig angeſtrichenen Hauſe, ein halbes Quart rothe und ein halbes Quart ſchwarze Tinte, und ſchrie nun aus Leibeskräften: Victoria, der Teufel hat geſiegt! Dann nahm ich auf Lebenszeit Abſchied von meinen Freunden und allen

guten Seelen. Mein geliebtes Käthchen, die wahrhaft fromm iſt und mit Engelslippen mich küßt, betete für mich zu ihrem Gott, und rief mir nach: Du gehſt nicht verloren! Ich aber ſchrieb, mit rother und mit ſchwarzer Tinte zugleich, folgenden Aufſatz nieder, der in dem ſchwankenden Zuſtand zwiſchen Traum und Bewußtſein folgende Geſtalt erhielt:

* * *

*

Evangelische Kirchen-Zeitung
Nr. 777.

Gegen das Reisen

von

Th. Mundt.

Motto:
Das Reisen ist eine Lust,
Nur daß es viel kost!
Altes Lied.

Unter allen Lüsten, welche seit dem Sündenfall recht mit dem Zahn des Teufels sich in das arme Menschengeschlecht eingefressen haben, ist die Reiselust gewiß die merkwürdigste, und wenn man betrachtet, wie sie in unsern Tagen auf eine wahrhaft schreckenerregende Art immer mehr überhand nimmt und mit welchen Zeichen der Zeit sie sich äußert und vergesellschaftet, so wird man nicht umhin können, die Reiselust als eine böse Lust anzusehen, ja man wird, unter Anrufung des göttlichen Beistandes, sich zu der

Meinung bekennen müſſen, daß das Böſe der Zeit ſelbſt jetzt in der Form des Reiſens zum Vorſchein gekommen ſei und Satanas ſomit unter uns ſeine Wanderjahre angetreten habe! In dieſer Behauptung werden wir ſchon durch ein altes Volkslied unterſtützt, das wir oben zum Motto unſerer Betrachtungen uns erwählet haben und das ſchon damals, wo man gewiß noch viel einfacher reiſete als unſere heutigen literariſch-faſhionablen Landſtreicher thun, doch mit derjenigen Volksſtimme, welche Gottes Stimme iſt, das Reiſen als eine „Luſt" bezeichnet, welche „viel kuſt," wie das Lied in ſeiner wehmüthig ſchneidenden Naivetät hinzufügt! Ja, ſie koſtet viel, dieſe böſe Luſt, nicht bloß Euer irdiſch Geld und Gut, von dem auch geſchrieben ſteht, daß Ihr es nicht verpraſſen ſollet, nicht bloß Euern Rock und Wams, den Ihr auf dem Poſtwagen zerreißet, nicht bloß Eure Zeit, obwohl Ihr dieſe widmen ſollt Eurer Obrigkeit und den Euch anvertrauten Aemtern und Pflichten, ſondern ſie wird Euch auch koſten Euere ewige Seligkeit und das jenſeitige Leben, denn indem Ihr unſtät und flüchtig irret auf Erden, wird Euch auch das Haus nicht beſtellet werden im Himmel, zu deſſen Bürgerrecht Ihr Euch doch vorbereiten ſollt durch die ſtille und begränzte Ausübung Eurer Bürgerpflicht

hienieden, und die erſte Bürgerpflicht iſt Ruhe! Wenn man gegen das Theater und gegen das Tanzen geſchrieben, ſo iſt es zu verwundern, daß man bisjetzt noch nichts gegen das Reiſen geſchrieben hat, das, zu einer wahren Wuth ausgeartet, die innere Demoraliſation der heutigen Geſellſchaft am ſchrecklichſten bezeugt, und in dieſer kosmopolitiſchen Zerfahrenheit des Individuums nach allen Weltgegenden, in dieſem Zerſtieben der weltzerſtreuten Seele in alle Winde, einen Zuſtand darſtellt, welchen man nicht anders als Pantheismus bezeichnen kann, und zwar als einen Pantheismus der allergräulichſten heidniſchſten Art. Die Regierungen haben bereits durch Reſcripte dahin zu wirken geſucht, daß der allgemeinen Reiſeraſerei unſerer Zeit ein Einhalt gethan und wenigſtens der Beamtete des Staats von der Modethorheit der koſtſpieligen, zeitraubenden und das Familienglück zerrüttenden Badereiſen abgeſchreckt und errettet werde! Dieſe fürchterliche Hetze, welche jetzt über die ganze Welt gekommen und die der Teufel ſelber mit der Menſchheit angeſtellt hat, ſcheint ſich aber gar nicht wieder beſchwichtigen laſſen zu wollen. Im Gegentheil, mit jedem neuergrünenden Frühling (von welchem übrigens noch nicht erwieſen iſt, ob er nicht auch ein Werk des Teu-

ſels ſei in ſeiner heidniſchen Maienluſt, welche die böſen Triebe der Begattung weckt in der ganzen Natur?) mit jedem Frühling alſo machen ſich dieſe „europamüden“ Leute wieder auf die Strümpfe und durchrennen athemlos die Welt, als ſollte ſich eine neue Völkerwanderung erheben, ja dieſes gottloſe Treiben, welches die Menſchheit um Haus und Heimath, um Kirche und Vaterland bringt, wird noch dazu durch Eiſenbahnen und Dampfwagen immer mehr gefördert und zu einem Aeuſierſten hinaufgeſchraubt. Was ſoll man thun und wie ſoll man da die Stimme des Predigers in der Wüſten erſchallen laſſen? Wird es uns gelingen, dieſer umherreiſenden Weltlieberlichkeit gegenüber, welche ſogar als Weltſchmerz ſich zu gebärden die Frechheit hat, wieder an die wahre Beſtimmung des Menſchengeſchlechts zu mahnen, welche darin beruht, hübſch zu Hauſe zu bleiben, und im Alten alt zu werden, damit, wenn die Stimme des Rufers an Euch ergeht, Ihr auch zu Hauſe getroffen werdet und gleich antworten könnt: hier bin ich!

Ich will aber unter drei Geſichtspuncten vornehmlich meine Betrachtungen über dieſen Gegenſtand anſtellen und nachzuweiſen ſuchen:

A. Das Reiſen iſt ein Pantheismus.

a) die Kirche zerſtörend, wie aller Pantheismus.

b) eine Weltreligion befördernd, deren Gott überall und nirgends iſt.

c) zu dem Wahn führend, daß wir alle Gottes Kinder ſind, Engländer wie Franzoſen, Deutſche wie Lappländer, während doch die Franzoſen offenbar des Teufels Kinder ſind, wie die franzöſiſche Revolution und die Beinkleider tragende Madame Dudevant beweiſen.

B. Das Reiſen iſt das Zeichen eines ſchwächlichen, verderbten und hochmüthigen Charakters.

a) Die Europamüden ſind Handlungsreiſende des Teufels, denn wer zu Hauſe keine Ruhe hat in den durch Pflicht und Gewohnheit ihm angewieſenen Kreiſen, den jagt ein Auftrag des leibhaftigen Satanas durch die Welt.

b) Wer immer in die Weite und zu Fremdem trachtet, hält ſich für beſſer als die ihn umgebenden heimathlichen Verhältniſſe und fröhnt dadurch einer ſündhaften Eitelkeit.

c) Städte und Länder auf zeitgemäßen Maſchinen durchfliegend, glaubt der Menſch ein kleiner Herrgott zu ſein, und der Verſucher tritt dem Menſchengeſchlecht wieder mit dem Gedanken der Gottähnlichkeit nahe.

d) Einer der ſtärkſten, gröſten und umfaſſendſten Charaktere, Kant, hat niemals ſeine Stadt verlaſſen.

C. Das Reiſen iſt eine abſolute Bosheit.

a) Förmlich boshaft iſt es, namentlich in dem ehrlichen Deutſchland, nicht hinter dem Ofen ſitzen bleiben zu wollen, ſondern aller Welt und der ganzen Menſchheit nachzujagen

b) Das allgemeine Hinundherreiſen vertreibt die Intelligenz durch alle Canäle des Volkslebens, und das iſt nicht minder boshaft.

c) Die locale Einzelnheit ſtrebt frivoler Weiſe hinaus, um in den allgemeinen Ocean des Völkerlebens einzulaufen, und das iſt die abſolute Bosheit der Kinder dieſer Zeit.

A. Das Reiſen iſt ein Pantheismus. Es iſt merkwürdig, daß alles Böſe dieſer Zeit, alle verderblichen Erſcheinungen der Gegenwart und alle Tendenzen, welche der Zeitgeiſt einſchlägt, um ein neues Reich des Heidenthums auf Erden zu begründen, ſich immer und immer nur auf den Pantheismus zurückführen — — —

— Hier hatte mich endlich ein ſo feſter und traumloſer Schlaf umfangen, daß es mir nicht mehr möglich war, meine Abhandlung zu Ende zu bringen. Erſt am ſpäten Morgen erweckten mich die läutenden Glocken von Avignon und erinnerten mich, daß ich in der alten frommen Stadt der Päpſte, in dem „tönenden Avignon," mich befand. —

21.

Avignon und die Provence.

Aus dem prächtigen Hôtel de l'Europe, welches eines der großartigſten Gaſthäuſer in Europa iſt, heraustretend, um meine Wanderung durch die Stadt zu unternehmen, erblickte ich mit einigem Schauder das gegenüberliegende Hôtel du Palais Royal, in welchem der Marſchall Brune ermordet wurde, und wie das Papſtſchloß mit den Kerkern der Inquiſition das Denkmal der alten Blutſchuld von Avignon iſt, ſo ſteht dieſer Gaſthof noch zum Gedächtniß einer nicht minder blutigen Unthat da, durch welche das finſtere und tückiſche Geſchlecht der Avignoner ſich in der neuern Geſchichte verewigt hat. Die Ermordung des franzöſiſchen Marſchalls war lediglich der Grauſamkeit des hieſigen Volkscharakters zuzuſchreiben,

der allgemein in einem ſchlechten und zweideutigen Rufe ſteht. Bei jedem Schritt, welchen man durch die düſtere und unheimliche Stadt thut, beſtätigt ſich auch die widerwärtige Frechheit des Charakters, die hier den niedrigen Volksklaſſen ſchon auf die Stirn gedrückt iſt und in ihrem Benehmen ſowohl unter einander wie gegen den Fremden ſich verräth. Es laſtet viel Sünde und Schmach auf Avignon, von den früheſten bis auf die neueſten Zeiten, und ſchon Petrarca erhebt in ſeinen Briefen die Stimme des Zorns und der Klage gegen die ſittenloſe und verwilderte Stadt, die er als das Babel ſeiner Zeit züchtigt. Ein Hauptartikel des Erwerbs, mit welchem die Stadt ſich beſchäftigt, iſt der Branntwein; vielleicht daß dieſes Getränk, welches ſonſt dem franzöſiſchen Temperament eben nicht eignet, dazu beiträgt die Volksſtimmung zu verderben und in einem beſtändig reizbaren Zuſtand zu erhalten. So durchwanderte ich, um zum Schloß der Päpſte zu gelangen, mit den drückendſten Gefühlen die finſtern und ſchmutzigen Straßen von Avignon, welches ein noch wüſteres Anſehen erhalten hat durch das zahlreiche Militair, das jetzt in der Stadt liegt und auf allen Plätzen eine unruhige Soldatenwirthſchaft treibt. Dieſe iſt ſelbſt bis in den päpſtlichen Palaſt eingedrungen, deſſen einer Flügel, und zwar der, in welchem

die Päpſte von Avignon gewohnt haben, gegenwärtig zu einer Kaſerne geworden iſt.

Wenn man in das alte, jetzt zum Theil den Einſturz drohende Schloß eintritt, wird man von einem ſeltſamen Grauen über dieſe merkwürdigſte Ruine der Geſchichte befallen. Das Gefühl der Zerſtörung miſcht ſich hier mit dem Hohn, welchen eine frivole Gegenwart darüber ausgegoſſen, und die Geſpenſter des Entſetzens, die noch ſeit den alten Jahrhunderten an dieſe Stelle gebannt ſind, ſchreiten in carikirten Bildern an uns vorüber. In denſelben Gemächern, wo früher die prunkſüchtigen, blutdürſtigen und wollüſtigen Päpſte gehauſt, wo ein Clemens V. und VI. beteten, wütheten und buhlten, neben den Capellen der heuchleriſchen Prieſter und über den Kerkern der Inquiſition, in welchen das Elend der unfreien und wahngebundenen Menſchheit ſich zu Tode ſchmachtete, da tummeln ſich heut rothhoſige franzöſiſche Soldaten muthwillig umher, die einen auf ihren Betten liegend und ein Liedchen trällernd, während andere nähen, flikken, putzen, dieſe ſich im Zimmer umherjagen, jener das Horn bläſt, oder andere Karten ſpielen, klopfen, fluchen und Lärm jeder Art verurſachen. Welch ein ſchauerlich lächerlicher Contraſt, ſich mitten in einer franzöſiſchen Caſerne zu befinden, wäh-

rend man mit den Schatten der alten Päpſte von Avignon ſich unterreden wollte! Louis-Philipp hat ſeine Linientruppen der Infanterie hier einquartirt, und es iſt kaum zu begreifen, wie er, der Mann der Allerweltshinneigungen, der in der letzten Zeit auch ſo mancherlei päpſtliche Sympathieen geäußert, es dulden kann, daß aus dieſer alten Geſchichtserinnerung ein ſo großer Scandal gemacht wird, worin man freilich auch nur eine gerechte Nemeſis der Nachwelt erblicken kann, denn Scandal mußte Scandal erzeugen! Dieſe Hallen waren der Tummelplatz alles Scandals der ganzen Menſchheit, und ſie ſchienen auserſehen, in alten wie in neuen Zeiten Gräuel zu herbergen. Den päpſtlichen Stuhl wechſelte hier die Guillotine der Revolution ab, und jedesmal floß Menſchenblut um Gottes und der Freiheit willen, und mit dem Mord gattete ſich die heidniſche Luſt, und beide erzeugten hier die Schande des menſchlichen Geſchlechts, welche noch heut untilgbar an dieſen Mauern klebt! So führt dieſe Ruine ein zähes Sünderleben, dem die Rache des Geſchicks verbietet zu ſterben, und wie loſe auch noch Stein an Stein hängt, wie ſehr jeder Tag ſich bemüht, einzureißen und abzubröckeln, ſie hält ſich noch immer aufrecht in ihrer Zerrüttung, und ſchleppt ſchwankend, aber doch

trotzig die Schmach der Vergangenheit von Zeit zu Zeiten.

Einige Capellen, die Gefängniſſe der Inquiſition und der Sitzungsſaal der Inquiſitoren ſind unter den der Zerſtörung verfallenen Theilen des Schloſſes noch am meiſten ſichtbar. In dem letztgenannten Saal erblickt man noch die Sitze der Richter, die oben in der Mauer auf eine merkwürdige Art verſteckt liegen. Eine geheime Treppe führt zu ihnen hinauf, und der Blutrichter, der hier thronte, ſchaute durch ein kleines Loch auf den im Saal ſtehenden Angeklagten nieder. Die Angeklagten aber ſahen und wußten nie, wer ſie verurtheilte. In den Gefängniſſen, beſonders in denjenigen, die zugleich zu Hinrichtungen und Verbrennungen und als Folterkammer dienten, iſt die ſataniſch ausgeklügelte Akuſtik, mit der man ſie zu bauen verſtanden, bewundernswerth. Durch merkwürdige architektoniſche Vorkehrungen war es nämlich unmöglich gemacht, daß die Schreie der unglücklichen Schlachtopfer, welche hier ſaßen, hinausdringen konnten an den Tag, ſondern die Stimme des Elends mußte hier dumpf und ungehört in ſich ſelber verklingen. Sie ſtarb ſo verworren an den Kerkerwänden hin, daß dem Klagenden auch der letzte Troſt verſagt war, ſeinen Jammer auszuſchreien, und ſo konnten die lebensluſtigen Kir-

chenfürſten von Avignon oben in ihren Prunkgemächern ungeſtört ſitzen und ſchwelgen, während unter ihnen in den Abgründen dieſer Thürme das Werk des Verderbens ſeinen gewohnten Gang ging und ſich nicht verrieth. Das Geheimniß dieſer Akuſtik ſcheint jedoch nicht verloren gegangen, denn man hat auch in neueſter Zeit beſonders Kirchen, unter denen ich in Deutſchland mehrere proteſtantiſche kenne, ſo vortrefflich zu bauen verſtanden, daß es ſchlechterdings unmöglich fällt, den Prediger zu verſtehen, welcher nun oben himmliſche Dinge verkündigen kann, die aber gar nicht in die völlig von ihm abgeſchnittene Gemeinde eindringen.

Ich durchkroch mit dem Concierge, der mich im alten Schloß herumführte, alle noch irgend betretbaren Kerker der Inquiſition, die meiſtentheils ſo zerſtört ſind, daß ſie uns über dem Kopf zuſammenzuſtürzen drohten. In dem einen Gefängniß kann man noch an den Mauern die Inſchriften entziffern, durch welche die hier ſchmachtenden Opfer der Inquiſition ihr Leid entweder zu verewigen oder zu tröſten geſucht haben. Das erſtere iſt ihnen in der That gelungen, denn deutlich lieſt man noch heut an den Wänden dieſe Geheimſchriften des Unglücks der alten Jahrhunderte, und kann

ſich dabei des ganzen menſchlichen Weh's in ſeinem Buſen nicht erwehren. Die eine dieſer Wandſchriften brachte ich zu meinem Entſetzen folgendermaßen heraus:

libertas non est pro toto!

Dieſes ſeltſame Latein eines armen Verzweifelten überſetzte mir der Concierge, der ſich wohl für einen beſſeren Lateiner halten mochte als mich, ganz einfach ins Franzöſiſche:

La liberté n'est pas pour tout le monde!

Die Freiheit iſt nicht für Jedermann! Ich ſchauderte von ganzem Herzen, das Blut rieſelte mir kalt durch die Gebeine. In dieſem unheimlichen Kerkerraum, wo jeder lockere Stein uns erſchlagen konnte, war der beſte Ort um über dieſen fürchterlichen Satz nachzudenken, ein Satz, welcher in ſeiner ſcheinbaren Ruhe und Reſignation den ſchändlichſten Hohn gegen Gott und Menſchheit ausſpricht, indem er behauptet, daß nicht Jeder, der geboren, ein Recht beſitze auf die Freiheit, ſowie jedes Geſchöpf ein Recht beſitzt auf Luft und Sonne. Der Concierge, ein ächter Avignoner, boshaft, aber ſcharfen Geiſtes, bemerkte mein Nachdenken, und ſagte: Nous sommes à présent dans le même cas, Monsieur! Ja, guter Concierge, wir ſind nicht nur

gegenwärtig in demſelben Fall, ſondern wir ſind noch immer in dem Fall, daran zu zweifeln, ob die Freiheit für Jedermann iſt, oder ob nur einige Bevorzugte zu ihr auserwählt ſeien, ſowie Einige zu Geld und Gut, Andere zu Glück und Glanz auserwählt und privilegirt ſind! Zu den Zeiten der Inquiſition und in den Kerkern derſelben konnte es wohl ein Troſt der Verzweiflung ſein, mit ſeinen Nägeln ſich in die Gefängnißmauer zu graben, daß die Freiheit kein allgemeinmenſchliches Gut, und daß ſich alſo beſcheiden müſſe wer nicht frei iſt, ſowie ſich etwa der beſcheiden muß, der durch die Geburt eine krumme Naſe oder einen lahmen Fuß erhielt! Jetzt aber, unter einem Geſchlecht, das ſtatt der Folterkammern der Inquiſition die Guillotinen der Revolution geſehen, das Bürgerkönige und Charten zur Welt gebracht hat, jetzt ſind wir, wie mein maliciöſer Avignoner meint, gerade in demſelben Fall?

Ich ging, eine andere noch ſeltſamere Inſchrift zu leſen, die ungefähr folgendermaßen lautete:

Vae tibi desideranti justitiam!

Auch dieſe Philoſophie des Inquiſitionskerkers war geeignet, einem Sohn des neunzehnten Jahrhunderts durch Mark und Bein zu dringen.

Wehe Dir, wenn Du Dich nach Gerechtigkeit ſehneſt! — —

Darauf führte mich der Concierge zu den Thüren, in welchen diejenigen Eingekerkerten, die ohne Urtheilsſprechung einen geheimen Tod finden ſollten, hinabgeſtürzt wurden. Man öffnete dann in dem Gefängniß, in welchem ſie ſich befanden, wie zufällig und als ob niemand dafür könne, eine Fallthür, und die Unglücklichen glitten dann durch dieſe Verſenkung in den mörderiſchen Abgrund hinunter. Wie dieſer Theatercoup des menſchlichen Elends ſeiner architektoniſchen Vorrichtung nach zuſammenhing, kann man noch heut in der Ruine deutlich bemerken. Aber ſollte man es denken, daß noch bis auf den heutigen Tag an den Wänden dieſes Thurms von oben bis in die Tiefe hinunter ſich lange breite dicke Blutſpuren erhalten haben, deren Streifen es anſchaulich machen, wie die Hinabſtürzenden ſich an der Mauer zerſchmetterten? Welch dauerhaftes und unvergängliches Zeugniß des Blutes, das nun ſchon ſo viele Jahrhunderte hindurch hier klebt und ſein ſchauerliches Andenken nicht verbleichen laſſen will!

Ich hatte genug geſehen und floh aus der Ruine der Päpſte in den heitern ſonnigen Tag hinaus, der den Gaſſen des blutbefleckten Avig-

nons jetzt ein freundlicheres und versöhnlicheres Licht und Ansehen gab. — —

Hier hatte ich nun auch die ersten Schritte in das gelobte Land der Provence gesetzt und die ersten provençalischen Laute schlugen hier aus dem Munde eines immer markirter und südländischer werdenden Volkes an mein Ohr. Von den vielgerühmten und häufig übertriebenen Naturschönheiten der Provence wird man zwar hier noch nichts gewahr. Im Gegentheil ist die Vegetation hier meistentheils dürftig und das Grün selten frisch, denn der ungeheure Staub, welcher in dieser ganzen Gegend bis nach Marseille hin herrscht, bedeckt Alles mit einem undurchdringlichen und dichtgewebten Flor. Der wirbelige und leicht sich zertheilende Sandstein, welchen man hier überall findet, bereitet diesen Staub, den die kreuzundquertreibenden Südwinde in dicken Wolken durch die Lüfte jagen. Dies ist der gewöhnliche Anblick der Provence, deren Oasen mühsam aufgesucht werden müssen. Aber bei allem den Augen wie der Lunge gefahrvollen Staub, welcher die Menschen wie die Vegetation beeinträchtigt, und bei dem beständigen Mangel an Regen, hat doch dies Land seinen innern Segen an den vielen Quellen, die es durchrauschen und die überall na-

türliche arteſiſche Brunnen hervorſpringen laſſen. Den Römern aber hat dieſer Quellenreichthum zu ihren großen Waſſerleitungsbauten Gelegenheit gegeben, die überall in dem mittäglichen Frankreich hervorragen. —

Heut aber ſollte eine verabredete Spazierfahrt nach Vaucluſe dazu dienen, den finſtern Erinnerungen Avignons gänzlich zu entfliehen und dafür beglückendere aufzuſuchen, wenigſtens ſolche, die in eine freundlichere Wehmuth ſich kleideten. —

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Macchiavelli

und

der Gang der europäischen Politik.

Von

Theodor Mundt.

Zweite vermehrte Ausgabe.

Leipzig.
Tyl'sche Buchhandlung.
1853.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Die hiſtoriſch-politiſchen Vorträge, welche ich vor einigen Jahren an der Univerſität Breslau über Machiavelli und ſein Zeitalter hielt, hatten die erſte Veranlaſſung zu dieſer Darſtellung ſeines politiſchen Syſtems gegeben, welche in dieſer zweiten Ausgabe mit einem den neueſten Stadien der europäiſchen Politik gewidmeten Aufſatz über Machiavellismus und Napoleonismus vermehrt erſcheint. Das in neuerer Zeit wieder ſo eifrig begonnene Studium Machiavelli's hat ſich allerdings mehr als je geeignet erwieſen, die politiſchen Kataſtrophen und die dieſelben tragenden Perſönlichkeiten raſch verſtehen und durchſchauen zu lernen, und den richtigen Maaßſtab der Erwartungen dafür zu gewinnen. Wenn dies ſchon ein Vortheil iſt, ſo wollen wir doch die praktiſchen Reſultate dieſes Studiums keineswegs überſchätzen. Dieſelben haben offenbar ein mehr pathologiſches Intereſſe, als daß ſie ein untrügliches Heilmittel erſehen ließen, durch deſſen Anwendung man die Staatskrankheit der Völker heilen und die tragiſchen Wendepuncte der Freiheit vermeiden könnte. Die Politik folgt denſelben Naturgeſetzen, denen jeder Organismus unterliegt. Von dieſer Anſchauung geht gerade Machiavelli in allen Theilen ſeines politiſchen Syſtems aus. Wie aber alle Krankheiten auf die ewige Nothwendigkeit der Geſundheit hindeuten, ſo iſt es auch mit den politiſchen Leiden der Völker, mögen ſie nun durch eigene oder fremde Schuld auf dieſelben geworfen worden ſein. Dieſe Leiden beweiſen nur, daß es für die Völker keine andere Geſundheit giebt als die Freiheit, und daß es für die Staaten keine ſtärkeren Grundlagen giebt als das freie, in allen ſeinen Berechtigungen anerkannte Volk. Alle andern Compromiſſe ſind nur Charlatanerieen, die zuletzt den Organismus ſelbſt zerreiben und auflöſen. Unter den Kunſtgriffen, welche Machiavelli ſeinem „neuen Fürſten" beibringt, befindet ſich daher zuletzt auch der, volksthümlich zu ſein oder zu ſcheinen.

Der Machiavellismus war aus einem Banquerott der Volkspolitik entstanden und geht noch immer aus demselben hervor. Die Niederträchtigkeiten des sogenannten Machiavellismus waren aber nachher von den europäischen Cabinetten begierig aufgesogen und in Anwendung gesetzt worden. Machiavelli wollte eigentlich durch seine Lehren die Regierung der schöpferischen Persönlichkeiten, nicht aber der machiavellistischen Cabinette begründen. In einer verderbten Zeit und einem schon entartenden und sich auflösenden Volke gegenüber, glaubte er für dieses productive Amt eines fürstlichen *Retters* nur einen schlechten und schlauen, wenngleich charaktervollen Menschen brauchen zu können. Auf diesem Standpunct bewegt er sich in dem Tractat del principe und nicht minder in allen seinen übrigen Schriften. Die von einem Demokraten, welches Machiavelli war und blieb, eingeleitete europäische Reaction konnte nicht künstlicher und dialektischer begründet sein. Die Völker sind seit Machiavelli's Zeit nicht besser und nicht schlechter geworden. Talent und Kraft der fürstlichen Persönlichkeiten aber haben sich specifisch verringert, und im Guten wie im Schlimmen dadurch an Bedeutung verloren. Die Verwirrung der politischen Begriffe ist dadurch in der modernen Welt gestiegen. Machiavelli glaubte auch noch, daß dem Volke zu seiner Einheit und Freiheit am besten durch einen kriegerischen Tyrannen verholfen werden könne. Daß dieser Gedanke nichts als der typische Ausdruck einer gewissen historischen Krisis ist, in der er von Zeit zu Zeit immer mit einer Art von Nothwendigkeit wiedererscheint, zeigt der Napoleonismus, der die machiavellistische Politik mit den Waffen verbindet, um darauf seinen Retterberuf für Staat und Gesellschaft zu stützen, worin er zugleich seinen neuen Herrscherberuf sucht. Es haben sich aber im Laufe der Zeiten auch für einen machiavellistischen Principe die Schwierigkeiten nur erhöht, und die Aufgabe erscheint verwickelter und zweifelhafter als je, auf diesem Wege und mit diesen Mitteln der persönlichen Effect-Politik irgend etwas Dauerndes zu leisten.

Berlin, im October 1852.

Th. Mundt.

Inhalt.

1. **Die Rückkehr zu Machiavelli.** (Der Machiavellismus und die schöpferische Politik. Friedrich der Große. Der volksthümliche Staats-Organismus. Machiavelli als Normal-Name für die moderne Politik. Die Staatskunst der politischen Corruption. Machiavelli und der italienische Ghibellinismus. Der Gang der europäischen Reformen. Die deutsche Reformation. Louis Blanc. Die protestantischen Publizisten in Frankreich. Die Strömungen der Revolution und Reaction im neueren Europa. Luther und Machiavelli. Die Begründung der europäischen Reaction.) . . . . . S. 1–8.

2. **Die Ausbildung des demokratischen Princips in Italien.** (Italien das Mutterland aller europäischen Bewegungen. Die Bildung der italienischen Republiken. Die Auflösung politischer Gesammtkörper und die Association. Die Form der Republik und die Idee der Selbstregierung und Selbstbestimmung. Die Culminations-Idee des europäischen Völkerlebens. Die italienischen Städte und ihre ersten republikanischen Bildungen. Die ersten Anfänge eines italienischen Parlaments. Kaiser Friedrich Barbarossa gegen die italienische Freiheit. Das Ideal der alten römischen Republik und der italienische Volksgeist. Abschwächungen der Idee der republikanischen Freiheit in Italien. Die Republik als Vergesellschaftung aller Volksinteressen. Das falsche Verhältniß der Demokratie zum Geist. Der Verfall der italienischen Republiken durch Verminderung des Stimmrechts. Die Parteien der Guelfen und Ghibellinen. Kaiser Friedrich II. Die Gegensätze im germanischen und romanischen Europa. Der deutsche Bauernkrieg und Landgraf Philipp von Hessen. Der Machiavellismus als historische Bedingung der Zeit. Die machiavellistische Politik vor Machiavelli. Galeani Napione. Machiavelli's Fürst aus den Stoffen der ganzen Epoche gebildet. Der erste Banquerott des demokratischen Princips in Europa. Ausbildung von Musterwirthschaften des Despotismus in Italien. Der erste historische Gebrauch des Principe.) . . . . . S. 8–18.

3. **Machiavelli's perſönliche Verhältniſſe.** (Seine Familien- und Bildungsverhältniſſe. Sein erſter Eintritt in den Staatsdienſt. Marcello Virgilio. Die Medici und ihre Verbannung aus Florenz. Peter Soderini. Machiavelli's politiſche Stellung in Florenz. Seine Geſchäfte in der florentiniſchen Staatskanzlei. Seine diplomatiſchen Miſſionen. Machiavelli's Charakter als Diplomat. Das europäiſche Gleichgewichtsſyſtem. Die politiſche Balancirkunſt in Italien. Das romaniſche Naturell. Die Scheidung als Menſch und Politiker in Machiavelli. Der politiſche Pragmatismus und die Genußſucht. Der Despotismus als Standpunct der reagirenden Einzelnheit.) . . . . . S. 18—23.

4. **Die Entſtehung des Buchs vom Fürſten.** (Die Wendung in den perſönlichen Schickſalen Machiavelli's. Die Familie der Medici und ihr Geſchlechtsregiſter. Die Macht des Bankierthums. Die Mediceer als Wucherer. Geſchichte des Handelshauſes Medici. Machiavelli's Verhältniß zur Familie Medici. Seine Oppoſition gegen den Einfluß derſelben. Der Gonfaloniere Soderini. Machiavelli's Entſetzung und Ausweiſung. Seine Theilnahme an der republikaniſchen Verſchwörung von Capponi und Boscoli. Die Geſchichte dieſer Verſchwörung. Machiavelli's Gefangenſchaft und Amneſtie. Seine Armuth. Literariſches Stillleben auf dem Landgut La Strada. Drang nach Wiederverwendung im Staatsdienſt um jeden Preis. Die Ausarbeitung des Fürſten-Tractats und Beginn der Discurſe über den Livius. Die gleichzeitige Entſtehung und Beziehung beider Werke. Machiavelli's Brief an Francesco Vettori. Vorläufiges über Zweck und Ziel des Fürſten-Tractats. Die Aeußerung Baco's darüber. Die Auffaſſung als ſpecifiſche Tyrannenlehre. Jean Bodin über Machiavelli. Bodin's sin livres de république. Die Widmung des Principe. Julian von Medici. Der rechte Mann, welchen Machiavelli ſuchte. Lorenzo von Medici. Der italieniſche Normal-Tyrann. Die Wiedervereinigung und Wiederherſtellung Italiens. Pläne am Hofe Leo's X. Machiavelli erreicht nichts durch die Zueignung des Principe.) . . S. 23—35.

5. **Die Stellung Machiavelli's zu den Medici nach dem Fürſten-Tractat.** (Papſt Leo's X. Beſchäftigung mit florentiniſchen Reformen. Auftrag an Machiavelli zur Abfaſſung der Denkſchrift über eine Reorganiſation der florentiniſchen Staatszuſtände. Verbindung diplomatiſcher Klugheit mit principieller Ehrenhaftigkeit in dieſem Discurſe. Der neue Freundeskreis Machiavelli's in den Gärten des Rucellai. Die Geſchichte dieſer Gärten. Leo Baptiſta Alberti. Coſimo Rucellai und die übrigen Freunde des Machiavelli. Die Discurſe über den Livius. Die neue Verſchwörung gegen die Medici in den Gärten des Rucellai. Die Dichter Alamanni und Piccolo. Buondelmonti und der Dichter Ariosto. Machiavelli's Verhältniß zu dieſer Verſchwörung. Cardinal Giulio von Medici. Der Compromiß zwiſchen dem mediceiſchen Principat und dem demokratiſchen Princip. Machiavelli's Memoire über die florentiniſchen Staatsreformen. Buondelmonti's Schrift. Der principielle Standpunct in den Machiavelli'ſchen Reorganiſations-Vorſchlägen. Principat und Republik. Die demo-

kratischen Formen und die Autorität der Medici. Machiavelli's Vorbehalte dabei. Die Mangelhaftigkeit der Execution bei den italienischen Republiken. Machiavelli's Standpunct in den Discorsi über den Livius. Die Bösartigkeit der menschlichen Natur als Grundlage der absolutistischen Staatswissenschaft. Der König unter dem Ruin der Menschheit. Machiavelli's Unterscheidung zwischen dem romanischen und germanischen Europa. Italien an der Spitze der politischen Corruption. Die einigende Kraft des monarchischen Princips. Machiavelli's Illusionen über die Völker Deutschlands. Die neuen Aufträge der Medici an Machiavelli. Die Befestigung von Florenz. Machiavelli und Guicciardini. Machiavelli's neue Thätigkeit in Florenz. Aussichten zur Wiederherstellung seines politischen Charakters. Der Herzog von Urbino und die Machiavelli'sche Kriegstheorie. Il sacco di Roma. Die Erhebung der Florentiner. Die Wiedereinsetzung der demokratischen Regierung. Machiavelli's Rückkehr. Er wird von der Demokratie verläugnet und zurückgewiesen. Das heimliche Manuscript del principe. Neue Bewegungen und neue Menschen. Die schöne Dummheit und der große politische Fehler. Machiavelli's Verschmähung und Tod. Sein Grab und Denkmal.) . . . . . S. 35–56.

6. **Machiavelli's Florentinische Geschichte.** (Die italienische Historik und die florentinische Geschichtschreibung. Florenz und Rom. Villani. Der Auftrag Clemens' VII. an Machiavelli zur Abfassung der florentinischen Geschichte. Die Auffassung der Medici in der florentinischen Geschichte. Das Honorar Machiavelli's. Die Verachtung des italienischen Fürstenwesens ein Grundzug seiner historischen Darstellung. J. J. Rousseau über Machiavelli. Die Kritik der Päpste in der florentinischen Geschichte. Machiavelli's Geißelung des Papstwesens. Machiavelli's und Guicciardini's Geschichtschreibung. Die künstlerische Vollendung in Machiavelli's Geschichtschreibung.) . . . . . S. 57–64.

7. **Die politischen Ausgangspuncte im Fürsten-Tractat.** (Die Unvereinbarkeit von Fürstenherrschaft und Freiheit. Machiavelli's Anknüpfung an antike Staatsanschauungen. Das dynastische Element. Der Organismus der Fürstenherrschaft. Die Begründung einer neuen Herrschaft. Die erblichen Fürstenthümer. Friedrichs des Großen Provocation auf den naturrechtlichen Ursprung der fürstlichen Gewalt. Das rein praktische Wesen der Machiavelli'schen Gewaltpolitik. Die Gewalt als Egoismus der Ideenlosigkeit. Die Ideen und die Gewalt in der Geschichte. Machiavelli's und Rousseau's Uebereinstimmung im Ideal eines Fürsten. Das persönliche Interesse der Könige an der Schwäche und Erbärmlichkeit ihres Volkes.) . . . . . S. 64–70.

8. **Das System der Eroberungs-Politik.** (Der „neue Fürst" als Anknüpfung der Machiavelli'schen Fürsten-Pädagogik. Die Geheimnisse der Eroberungs-Politik. Der Machiavellismus als politischer Jesuitismus zur Rettung des Bestandes eines nationalen Staatslebens in Italien. Das künstliche Experiment mit der Verderbniß. Die Ausstattung des „neuen Fürsten" mit allen revolutionnairen Eigenschaften

und Mitteln. Abtrennung der Politik von dem Moralstandpunct. Einfluß des italienischen Nationalcharakters. Die großen Männer des Verbrechens und Betruges in Italien. Das dramaturgische Gepräge des Principe.) . . . . S. 70–74.

9. **Die Politik der kriegerischen Reorganisation.** (Das nationale Einheitsbedürfniß und die Eroberungspolitik. Die politische Zerfahrenheit Italiens. Der starke Tyrann ein erobernder Reformator. Der mit dem Schwert reorganisirende Held der Zeit. Systematische Betreibung der Anarchie durch Machiavelli's Fürst. Die Anarchie der Volksrevolutionen. Der „passive Widerstand" als Machiavellismus der Revolution. Machiavelli als Systematiker der Anarchie von Oben. Die Zerfallenheit aller politischen Formen in Italien. Das monarchische Princip und die Dictatur. Der revolutionnaire Idealismus der modernen Welt. Die Dialektik zwischen Gewalt und Idee. Die nationale Eroberungspolitik und die deutsche Kaiserwürde Preußens. Die Identificirung der Einheitspolitik und Eroberungspolitik.) . . . . . S. 74–79.

10. **Die Idee des National-Kaiserthums.** (Die Idee eines Volkskaisers in Italien. Dante als Verkündiger derselben. Die florentinischen Parteien. Die Schwarzen und die Weißen. Dante's Bestrebungen für die Herstellung eines neuen italienischen Kaiserthums. Heinrich von Lützelburg. Die Idee der Monarchie. Dante und Machiavelli. Dante's Tractatus de Monarchia. Die Unabhängigkeit der weltlichen Macht von der geistlichen. Die Donation Constantin's. Der Ghibellinismus und das Ideal des Volkskaiserthums. Die Bedeutung der ghibellinischen Politik. Die Trennung von Kirche und Staat. Das Schicksal des nationalen Ideen-Kaisers in Italien. Die Volkskaiser Idee in der deutschen Reformation. Luther über Deutschland.) . . . . . S. 79–91.

11. **Die großen Macht-Constructionen.** (Machiavelli's Doctrin für die Eroberung neuer Staaten. Die Völker als willenloses Material. Das Wesen des centralisirenden Absolutismus. Zu Grunde gerichtete freie Völker als Bausteine großer Reiche. Ungarn, Böhmen, Italiener, Polen. Die territorialen Macht-Constructionen. Die Deutschen und Ludwig XIV. von Frankreich. Deutschland als Stoff für die Assimilations-Politik. Schleswig-Holstein. Das Londoner Protokoll von 1850. Die ideelle Widerstandskraft in der deutschen Nation. Die Gefahr des Untergangs für die deutsche Nation. Machiavelli über die Vernichtung der Nationen. Friedrich der Große und die Theilung Polens. Das Eroberungsprincip im preußischen Staat. Preußen und der neue Staat, den Machiavelli in Italien construiren wollte. Der bewaffnete Prophet. Die Machiavellistische Politik als stoffartige Verarbeitung der Volksexistenzen zur Ausführung einer großen Macht-Organisation. Richelieu, Mazarin und Metternich als Schüler Machiavelli's.) . S. 91–98.

12. **Der bewaffnete Prophet.** (Das Zusammentreffen der Gelegenheit mit der Kraft. Die Politik der gegebenen Umstände. Machiavelli systematisirt das Heldenthum der politi-

ſchen Corruption. Neue Ordnungen der Dinge und die Gewalt der Maſſen (Profeti armati). Machiavelli und Savonarola. Der Umſchlag der Tyrannei in die Volksbeglückung.) . . . . . S. 98—103.

13. **Die revolutionnaire Situation innerhalb des Verhältniſſes von Staat und Kirche.** (Politik und Religion. Die Krankheit der Revolution. Die religiöſe Frage der neueren Menſchheit. Machiavelli's Ausgangspunkt von dem Verfall der Religion und Kirche in ſeiner Zeit. Die innere Desorganiſation der alten Kirche. Rückſchlag auf die politiſchen Gedanken der Völker. Die politiſchen und ſocialen Anläufe der deutſchen Reformation. Machiavelli's Verhältniß zum Mittelalter. Die Bewegungskraft der Maſſen in Deutſchland und Italien. Machiavelli's Anſicht vom italieniſchen Volk. Machiavelli leitet das politiſche und nationale Verderben Italiens aus dem Verderben der römiſchen Kirche her. Je näher an Rom, um ſo weniger Religion. Der militäriſche Abſolutismus als Organ der Revolution. Machiavelli's Zuſammenhang mit Moncau. Die franzöſiſche Revolution als Beginnung der Machiavelliſchen Staatsweisheit. Machiavelli's Urtheil über das politiſche Naturell der Franzoſen. Machiavelli der erſte Ankläger des Chriſtenthums in politiſcher Hinſicht. Chriſtenthum und politiſche Arbeit. Gegenſatz der antiken und chriſtlichen Religion nach Machiavelli's Auffaſſung. Sein Ruf als Religionsverächter und Pantheiſt. Der Pantheismus und die Demokratie. Der Individualismus. Machiavelli als Pantheiſt und Demokrat. Die künſtliche Situation der ganzen Welt und der Organismus der Arbeit. Machiavelli's Kampf gegen die Kirche in ſeiner Komödie Mandragora. Das Element der Luſtigkeit.) . . . . . S. 103—113.

14. **Das Urbild des neuen Fürſten.** (Die Normalverſönlichkeit des politiſchen Abſolutismus. Cäſar Borgia. Seine Pläne und Stellung in Italien. Machiavelli's Sendung zum Cäſar Borgia. Die diplomatiſche Situation zwiſchen Beiden. Machiavelli's Studien dieſes Charakters. Cäſar Borgia als Typus des neuen Fürſten. Die Doctrin von den gutgebrauchten und von den ſchlechtgebrauchten Grauſamkeiten. Das väterliche Regiment im Staat. Die chriſtlich-germaniſche Weltanſchauung. Die Lehre vom chriſtlichen Staat und das chriſtliche Regieren. Die Verwunderung der Thatſachen. Die Chriſtianiſirung der politiſchen Gewalt. Der volksthümliche Monarch.) . . . . . S. 114—122.

15. **Fürſt und Volk.** (Verſchiedene Entſtehung der Fürſtenthümer. Die Conflicte der ariſtokratiſchen und demokratiſchen Elemente. Machiavelli's Verherrlichung des Volksgeiſtes inmitten der Tyrannenlehre. Die Stellen in den Discorſi. Der innerſte Widerſpruch zwiſchen Fürſten- und Volksgewalt. Die Nothwendigkeit, Regierung und Volk einander ähnlich zu machen. Machiavelli's bürgerliches Fürſtenthum. Das Problem der beſchränkten Regierungsgewalt. Die conſtitutionnelle Vereinbarungs-Theorie. Machiavelli's Ahnungen des conſtitutionnellen Prozeſſes. Die Idee der Verfaſſungs-Staate. Montesquieu. Die Zurückführung des

Machiavelli auf die Politik des Aristoteles. Hermann Gouring. Politische Parallelsätze bei Machiavelli und Aristoteles.) . . . . . S. 122—130

16. **Machiavelli und der Cardinal Richelieu.** (Machiavelli's Auffassung des aristokratischen Princips. Dialektik von Volk, Adel und Thron. Richelieu schließt sich dem Gedankengang Machiavelli's an. Die Grundmaximen für die französische Staatsentwickelung. Richelieu's politisches Testament. Die Disciplinirung des Adels. Die absolute Staatsmaschine Frankreichs. König der Franzosen und König von Frankreich. Die Liebe des Volkes in Machiavelli's und Richelieu's System. Die Völker und die Maulthiere. Die Achtung vor dem Volksbegriff. Volk, Bürger und Unterthanen bei Machiavelli. Der Ausdruck: Unterthanen. Die französische Charte von 1814. Begriffs- und Wortspiele mit Volk, Unterthanen und Nation.) . . . . . S. 131—134

17. **Quellen und Verlauf der französischen Politik.** (Machiavelli erörtert zuerst das Grundwesen der französischen Staatsentwickelung. Prophetieen im Fürsten-Tractat über die inneren Verhältnisse von Frankreich. Das Parlament und seine Autorität. Die revolutionnairen Grundbedingungen Frankreichs. Die französische Politik leitet den Bürgerkrieg der Principien ein. Machiavelli's Kritik der constitutionnellen Voraussetzungen und Folgerungen. Die Entwickelung des politischen Geistes in Frankreich. Die Nationalbildung und die Ideen des Königthums und des Despotismus. Die Märzfeldversammlungen. Philipp der Schöne. Die Stände. Der dritte Stand. Die principielle Behauptung der Volksrechte. Die alten Parlamente. Die scheinbare Beschränkung der Krone. Ludwig XIII. Das Reich Ludwigs XIV. Die Schöngeisterei der Medici und Machiavelli. Machiavelli's Absicht, aus den Fürsten vollendete Barbaren zu machen. Ringen der königlichen Gewalt mit den Parlamenten unter Ludwig XV. Der dritte Stand und Ludwig XVI. Die Nationalversammlung von 1789. Der Kampf der drei Stände. Der dritte Stand als die Nation. Die constitutionellen Fundamentalsätze. Die Erklärung der Menschenrechte. Bourgeoisie und Volk. Die Constitution von 1791. Königliche Demokratie und demokratisches Königthum. Der National-Convent. Die Wiederherstellung der Bourbonen. Anfang der constitutionnellen Sophistereien zwischen Fürsten- und Volksgewalt. Ludwig XVIII. Das dialektische Verfassungsspiel der Restauration. Restaurations-Politik und Principien-Fälschung. Die Juli-Revolution von 1830. Louis Philippe. Die Gebrechen der Juli-Verfassung. Die Erschöpfung der parlamentarischen Regierungsform. Die große Komödie der Ausgleichung aller Staatsgewalten. Juste-Milieu und Doctrinarismus. Der Tiers-Parti. Umschlag des constitutionnellen Staatssystems in die Republik.) . S. 134—136

18. **Der Weg des Krieges zur Einheit.** (Machiavelli über die Wehrhaftigkeit und Vertheidigungsfähigkeit der Fürstenthümer. Ein Blick Machiavelli's auf die deutschen Reichsstädte. Friedrich der Große und die Principien. Friedrichs des Großen Urtheil über die deutsche Kleinstaaterei. Die

deutſchen Miniatur-Souverainetäten. Die militairiſche Reorganiſation Deutſchlands. Vergleich der militairiſchen Reorganiſation mit der Organiſationskraft der Kirche. Machiavelli's Organiſation des Militairſtaats. Militairiſche Bildung des Adels. Staat und Geſellſchaft auf permanentem Kriegsfuß. Machiavelli's sieben Bücher über die Kriegskunſt. Seine Theorie der Nationalmilizen. Das preußiſche Landwehr-Syſtem. Der Krieg als Organ einer neuen nationalen Politik. Das antike Rom und die modernen Italiener. Die Nachahmung der Alten. In Italien keine einzige gute Einrichtung. Die Schuld der Adligen. Die Zerrüttung der italieniſchen Reiche. Die römiſchen Kriegs-Inſtitutionen. Das nationale Ansehn der Schweizer. Die Nothwendigkeit einer Volksbewaffnung. Die römiſche Infanterie. Die ſpaniſchen Ansvellter. Machiavelli's Ideal der Kriegskunſt. Seine Erwartung von der Wiederherſtellungsfähigkeit ſeiner Nation. Das Mittelalter als Abartung in der hiſtoriſchen Entwickelung der neueren Völker. Die Erfindung des Schießpulvers . . . . . S. 156—174.

19. **Engliſche Politik.** (Der Staat als der Krieg. Machiavelli's Militairpolitik als Grundlage der abſolutiſtiſchen Staatslehre. Der Krieg Aller gegen Alle. Ueberſetzung der Machiavelliſchen Staatsanſichten nach England. Thomas Hobbes. Die engliſche Verfaſſung. Die Urgeſchichte der conſtitutionellen Formen. Die Idee der Freiheit bei den germaniſchen Völkern. Die alten ſächſiſchen Rathsverſammlungen. Witena Gemote. Der erſte Urſprung des engliſchen Parlaments. Alfred. Die magna charta. Der dritte Stand in England. Leicester. Die Neigungen der engliſchen Politik zur Reform. Aemulationsgeiſt und Induſtrie. Das Geld als conſtitutionelles Element. Die Statuten Edwards I. Das conſtitutionelle Naturell der Engländer. Die Gränzen der königlichen Prärogative. Heinrich VIII. und ſein cerrumpirtes Parlament. Die Privilegien des Hauſes. Das induſtrielle Element in der engliſchen Freiheit. Ableitung der Principien-Bewegung. Die engliſche Revolution als parlamentariſche Staatsverfaſſung. Die Petition der Rechte. Thomas Hobbes' Buch de Cive und Leviathan. Die Machiavelliſche Idee des Krieges als eines Organiſationsmittels. Das Naturgeſetz und das Staatsprincip.) . . . . . S. 156—184.

20. **Der Naturprozeß der Staaten.** (Die Idee des Organismus im Zeitalter der Reformation. Copernicus und Kepler. Machiavelli's Entwickelung des Staatenlebens nach den Naturgeſetzen. Die Theorie des Wechſellaufs der menſchlichen Dinge. Zuſammenwirken natürlicher und materieller Nothwendigkeiten in der erſten Bildung der Staatskörper. Der natürliche Kreislauf der Staaten. Demokratie und Königthum. Ariſtokratieen und Oligarchieen. Republik und Principat. Die Leidens- und Marter-Stationen der Staaten-Entwickelung. Machiavelli's Theorie der politiſchen Erneuerungen. Die Rückkehr zu dem urſprünglichen Princip. Die Kraft einer ſtarken Perſönlichkeit. Der Wechſel aller Principien als Naturverlauf des ſtaatlichen Lebens. Das republikaniſche Princip als Grundprincip. Republik und Monarchie. Adelige Natur und Volks-Natur. Die Ver-

einbarung zwischen dem republikanischen Princip und der monarchischen Autorität. Die Schein-Monarchie. Aehnlichkeiten mit der florentinischen Staatsform. Die Taktik der Verfälschung. Die revolutionnaire Spitze. Entweder eine wahre Republik oder eine wahre Monarchie. Die schöpferische Bedeutung des monarchischen Princips. Machiavelli's Lehren über die Einrichtung und Verwaltung einer Republik. Der Präsident der Republik. Die Klippen des republikanischen Princips. Die französische Februar-Republik. Die soziale Republik. Die Theilung des Staats durch das Interregnum. Die Reihe der europäischen Staatsformen. Die Rückkehr zur Antike in der Politik. Der Socialismus. Der Kampf zwischen Staat und Gesellschaft. Der Waffenstillstand.) . . . . . S. 184–709

21. **Die Physiologie der fürstlichen Persönlichkeit.** (Die Persönlichkeit des Fürsten. Die organisirte Bestialität. Der Schauspieler. Die künstliche Maschinerie der Schlechtigkeit. Die Bravourrolle der Schande. Der Fürst muß seine innerste menschliche Persönlichkeit ruiniren. Das Talent der Schlechtigkeit. Volk und Pöbel. Die Erhaltung des Staats um jeden Preis. Die fürstlichen Eigenschaften. Grausamkeit und Milde. Was besser, ob geliebt oder gefürchtet? Daß ein Fürst sein Wort nicht halten darf. Fuchs und Löwe. Die Hülfsquellen der Tyrannei und des politischen Betrugs. Die Niederträchtigkeit der öffentlichen Meinung. Verhältniß der Gewaltpolitik zur öffentlichen Meinung. Der Pöbel und die Geschichte. Das Volk als das geistige Gewissen. Noch einmal das französische Parlament und die französische Verfassung. Die constitutionelle Neutralität Maschine. Baden, Würtemberg, Sachsen. Die constitutionelle Monarchie und der revolutionnaire Zufall. Die constitutionelle Republik. Der Communismus. Die Feudalwelt. Die Feudalisirung des Eigenthums. Machiavelli's italienischer Uebergang-Staat. Gesetze und Waffen. Die volksthümliche Monarchie. Die parlamentarische Vertretung und der neue Souverainetäts-Schwindel. Die politische Schutzpocken-Impfung. Der schreckliche Herr und der gütige Herr. Die Liebenswürdigkeit eines niederträchtigen Fürsten. Uebereinstimmungen in den Livianischen Discursen und im Fürsten-Tractat. Das Grundwesen der menschlichen und politischen Anschauungen Machiavelli's. Das Haus Medici und die Befreiung Italiens von den Barbaren.) . . . . . S. 200–217.

22. **Machiavellismus und Napoleonismus.** (Der Krieg als Organ der Politik. Das Kriegswesen in der Monarchie und Republik. Machiavelli's neuer Fürst und das System des Napoleonismus. Napoleon Bonaparte und Louis Napoleon. Der Napoleonismus als militairisch organisirter Machiavellismus. Cäsar Borgia und Napoleon. Napoleon als Politiker. Die Dictatur. Die sogenannten napoleonischen Ideen. Louis Napoleon als „neuer Fürst". Der Napoleonismus des Friedens. Louis Philippe. Der Parlamentarismus und das allgemeine Stimmrecht. Der Socialismus und der Napoleonismus. Proudhon. Die napoleonische Persönlichkeits-Politik. Die Parteien und die Regimenter. Der revolutionnaire Zufall. Die Rettungs-Positionen des Machiavellismus und Napoleonismus.) . . . . . S. 218–234.

I. Die Rückkehr zu Machiavelli.

Die europäiſche Politik kehrt von Zeit zu Zeit immer wieder zu Machiavelli zurück, welcher nicht bloß der ſyſtematiſche Begründer der ſogenannten Cabinetskunſt, ſondern auch ihr ſichtbarer und unſichtbarer Führer auf den entſcheidendſten Wegen der neuern Geſellſchaft und Menſchheit wurde.

Der alte Adam der europäiſchen Politik iſt mit dem Namen Machiavelli getauft worden. Dieſer Adam hängt aber auf das Innigſte mit dem alten Organismus zuſammen, dem er innewohnt, und man glaube nicht, daß man Natur und Geiſt, Stoff und Princip in demſelben Körper trennen kann! Machiavelli hat ein ewiges Anrecht auf denjenigen politiſchen Organismus, unter deſſen Bedingungen und Trieben er in ſeiner Zeit entſtand, und mit deſſen Sünden Er, der florentiniſche Demokrat, ſein Haupt beind und befleckte. Man glaube nicht, daß man auf einem gewiſſen Standpunct fertig werden kann, ohne entſchieden und vollſtändig zu Machiavelli zurückzukehren!

Die ſchöpferiſche Politik, die ein neues Leben und einen neuen Organismus will, wendet ſich vom Machiavellismus ab und flucht ſeinem Andenken. Wie tapfer wehrte ſich Friedrich der Große mit der Indignation einer wahrhaft königlichen Seele gegen den Machiavelli, in dem er nur den Verräther und Beleidiger der achten fürſtlichen Perſönlichkeit ſah. Friedrich der Große trug einen neuen volksthümlichen Staats-Organismus in ſeinen geſtaltenden Händen, und ſo trieb ihn ſchon der bloße Inſtinct einer ſchöpferiſch-politiſchen Natur, ſich mit dem Machiavelli abzufinden und ihn mit einer kräftigen Beſchwörung aus der Sphäre des Throns zu verſtoßen. Seine Gegen-Capitel gegen den Fürſten-Tractat wurden das liebenswürdigſte, das aus ſeiner Feder floſſen, und wir müſſen

ſie in das Genre des Liebenswürdigen darum verweiſen, weil der große König ſich darin in der Glorie eines jugendlichen ethiſchen Schwärmers zeigt. Es konnte ihm freilich auf ſeinem rein productiven und rein hiſtoriſchen Standpunct, auf dem er ſtand, nicht zugemuthet werden, daß er den Machiavelli und den Machiavellismus unterſchied, und darin die zu ſondernden Momente mit ſtrengerer Kritik auseinanderhielt!

Die Zeiten halten an manchen Namen mit einer wunderbaren Zähigkeit feſt, und bekunden darin nur die unendliche Wiederkehr derſelben Geſetze. Ein ſolcher Normal-Namen, der faſt die Bedeutung eines phyſiſchen Geſetzes für die moderne Politik erlangt hat, iſt Machiavelli. Von andern Namen laufen die Gewäſſer der Zeit wieder ab, und dieſelben treten auf eine einſame Höhe zurück, auf der ſie als Monumente ihrer Epoche ſtehen bleiben. Machiavelli aber iſt in fortlaufender Verbindung geblieben mit Allem, was geſchieht und geſchah, und man wird an ſeine Vorſchriften und Doctrinen zugleich jedesmal eine Revue der laufenden europäiſchen Politik anknüpfen können. Machiavelli fordert beſtändig den Ertrag des von ihm ausgeſtreuten politiſchen Saamens ein, und darum erſcheint er auf allen Wendepuncten und Scheidewegen der europäiſchen Politik wieder, um den Stand ſeiner Ernte zu überſchauen. Er findet jedesmal eine ihm treugebliebene Welt, die ſtets von Neuem wieder nach ſeinen Inſtructionen behandelt werden kann und bereit iſt, ſich danach behandeln zu laſſen. Denn die Lehren, welche auf die Schlechtigkeit der menſchlichen Natur und auf die Schwäche des Volkes begründet und berechnet ſind, wie dies das Syſtem Machiavelli's in ſeinem innerſten Grunde war, vererben ihre praktiſche Anwendbarkeit auf alle Geſchlechter. Was an das urſprünglich Gute und Edle der Menſchheit und des Volkes anknüpft, bleibt nur eine Ketzerei, wobei freilich nicht vergeſſen werden darf, daß alle Lehren wie alle Religionen, durch welche die Menſchheit weiter gekommen, zuerſt aus einer Ketzerei entſtanden ſind, und daß die Menſchheit ſich überhaupt nur in lauter Ketzereien vorwärts bewegen kann!

Wir berühren hier die Grund-Probleme aller politiſchen und geſellſchaftlichen Entwickelung. Dieſe Probleme ſind an dem Namen und den Ideen Machiavelli's hängen geblieben und von ihm aus einer Zeit in die andere hinübergetragen worden. Die principiellen und hiſtoriſchen Wurzeln aller neueren Zeitbewegung ſind im

Machiavelli aufzufinden, der in der Mitte des kritiſchen Wende-
punkts ſtand, an welchem die europäiſchen Reformen in ſeinem
Jahrhundert anlangten und ſich brachen. Machiavelli trat friſch
aus der Volksbewegung ſeines Jahrhunderts in das Syſtem der
Reaction hinüber, deſſen Geſetze und Kunſtgriffe er für alle Zeiten
feſtſtellte. Er bezeichnet dieſen Uebergang aus der Volksbewegung
in die Reaction, wie ihn das Jahrhundert der Reformation in ſei-
nem innerſten Weſen erlitten, durch die neue Erfindung, die er
mit ſeinem politiſchen Syſtem machte. Die Lehre Machiavelli's
wurde das Syſtem der Verzweiflung an den ſchöpferiſchen und
fundamentalen Ideen der Politik.

Machiavelli trat im Mutterlande der europäiſchen Reformen,
in dem ſchönen Italien, mit dieſer finſtren Erfindung hervor. Ita-
lien war ſchon ſeit den großen Staatsbewegungen ſeiner Völker im
dreizehnten Jahrhundert die eigentliche Heimath aller reformatori-
ſchen Ideen der neueren Zeit geworden, indem es die Ausgangs-
puncte aller geiſtigen und politiſchen Bildung für das neuere Europa
feſtſtellte. Die italieniſche Nationalbewegung umfaßte ſeit dem
großen Dante, der ſie zuerſt einleitete, gleichmäßig die politiſchen,
geiſtigen und kirchlichen Elemente der Nation und des ganzen Jahr-
hunderts. Von einem ſo einſeitigen Vorgehen, wie es ſich ſpäter
in Deutſchland zeigte, wo der italieniſche Reformgeiſt durch Luther
in eine bloß negative Kirchen-Reformation hinübergeführt wurde,
hatte man in Italien keinen Begriff gehabt. Die italieniſche Demo-
kratie, die mit Dante begann und mit Savonarola abenteuerlich
ſchimpflich verendete, hatte ein Ganzes geſtalten wollen. Sie
wollte produciren und eine neue Schöpfung machen, in welcher ſich
das auseinanderfallende italieniſche Nationalleben von Neuem zu-
ſammenfügen, von Neuem auf dem Grunde der Ideen organiſiren
könnte.

Als Machiavelli den Schauplatz betrat, ſah er ſich ſchon von
dem Schutthaufen der demokratiſchen Verfaſſungen umgeben. Wäh-
rend ſein Kopf noch von den Ideen und Plänen Dante's erglühte,
ſtrauchelte ſein Fuß ſchon an den umherliegenden Ruinen des po-
polaren Elements in Italien. Machiavelli verließ die zuſam-
menſinkenden republikaniſchen Formen, für die er in ſeinem erſten
politiſchen Leben und in mehreren ſeiner Schriften (beſonders in den
Discurſen über den Livius) nach einem ideellen Regulativ geſucht
hatte. Als Praktiker ging er auf das monarchiſche und abſolute

Princip zurück, und ſuchte daſſelbe in planmäßigen und ſyſtematiſchen Uebertreibungen auszubilden, die von Vielen für ein indirectes Reizmittel der Revolution gehalten wurden.

Für die politiſche Praxis ſchien er hinſichtlich dieſer Richtung ganz mit ſich im Reinen. Die innern und geheimen Vorbehalte, welche er ſich als Menſch und Patriot dabei gemacht, haben immer das eigentlich Räthſelhafte und Problematiſche in dem Syſtem Machiavelli's wenigſtens nach ſeiner pſychologiſchen Seite gebildet. Durch eine Unterſuchung, welche das eigene Leben Machiavelli's vor Augen behält und nicht bloß an den berüchtigten Fürſten-Tractat, ſondern an die Geſammtheit ſeiner Schriften ſich wendet, wird darüber leicht eine Klarheit gewonnen werden können. In der rein praktiſchen Politik, die Machiavelli in ſeiner Zeit für die einzig nothwendige und richtige hielt, ſchwankte er keinen Augenblick und nach keiner Seite hin. Es war dies die Staatskunſt der politiſchen Corruption, welche er, mit Verläugnung aller Principien und aller Ethik, in einen gewiſſen Zuſammenhang politiſcher Maximen brachte.

Sein Buch über den Fürſten gewann die Bedeutung eines Ereigniſſes für die neuere politiſche Welt, weil es die Doctrin der Reaction in der europäiſchen Welt zuerſt in ihren Hauptſätzen feſtſtellte und mit einer gewiſſen Naivetät, als wenn dieſe Sätze etwas Naturwüchſiges hätten, ſo erfolgreich ausſpielte, daß die Staatsentwickelung aller Länder davon berührt und innerlichſt beeinflußt wurde. In Frankreich und Spanien wurde ſofort die Machiavelliſtiſche Politik als ein Element aufgenommen, welches in die Staatspraxis im Ganzen und Großen überging und ſogar die Geſtaltungen des ſtaatlichen Organismus bedingen half. In England und Deutſchland wurde die abſolutiſtiſche Staatswiſſenſchaft, die ſich dort durch Hobbes und Haller in einer vollſtändigen Syſtematik aufſtellte, aus den von Machiavelli ausgeſtreuten Keimen gezogen. Die Wiſſenſchaft fügte dem Machiavellismus ſeine theoretiſche Begründung und Ausführung hinzu. Die Diplomatie aber vermochte auf den Höhepuncten all[illegible] europäiſchen Fragen, auf denen ſie ſich ſeit dem funfzehnten Jahrhundert bis auf den heutigen Tag bewegt, nichts Neues zu der Weisheit Machiavelli's hinzuzufügen, ſondern ſie arbeitete immer von Neuem mit ſeinen alten Sätzen, die zum Theil

nur nach dem conventionellen Sinn jeder Epoche abgeſchwächt und polirt wurden.

Machiavelli, obwohl er ſo Gräuliches lehrte, ſtand in der inneren Größe ſeiner Geſinnung und in ſeiner Liebe zur Freiheit keineswegs unter den großen Ghibellinen, welche, durch den Geiſt Dante's geleitet, in den letzten Jahrhunderten vor Machiavelli die italieniſchen Nationalzuſtände zu reorganiſiren und in eine neue Einheit zu erheben geſtrebt hatten. Der alte Kern des italieniſchen Ghibellinismus lebte in den Gedanken und zum Theil in den Schriften Machiavelli's, aber die Natur des Mannes war geiſtig und genußbedürftig, und in allen Dingen auf das Wirkliche und Erreichbare gerichtet. Armuth, Einſamkeit und Verbannung konnte er für das alte ghibellinische Princip nicht auf ſich nehmen, um ſo weniger, da er dieſem Princip, das auf eine ſtarke und geſunde Umarmung mit dem Volksgeiſt berechnet war, keine Zeugungskraft mehr zugeſtehen konnte. Machiavelli hatte nicht Luſt, Märtyrer zu werden, und er zog es daher vor, das Verderben ſeiner Zeit zu ſyſtematiſiren und dadurch in der Praxis zu bleiben. Es iſt nicht von allen Naturen zu verlangen, daß ſie die Praxis aufgeben und ſich zum Eremiten und Bettler ihres Princips machen ſollen. Machiavelli konnte der politiſchen Einſamkeit und Verlaſſenheit keinen Geſchmack abgewinnen. Dieſe Einſamkeit wurde aber Schuld daran, daß er den Fürſten-Tractat ſchrieb, den er in der Verbannung und Verödung, in die ihn der Banquerott des demokratiſchen Princips zurückgeworfen hatte, ſich ausklügelte. Der ganze Sinn dieſer Abhandlung iſt der, die Praxis über das Princip zu ſtellen. Machiavelli wollte bei den Geſchäften bleiben. Wer kann wiſſen, ob er ſich nicht gedacht, daß mitten in den Geſchäften des Abſolutismus und durch dieſelben zur Kräftigung und Läuterung des Volksprincips wieder zurückzugelangen ſei. Wenn man die ganze Vergangenheit des Machiavelli ermaaß, hat man ſich dieſer Annahme nie enthalten können, obwohl darum nicht minder gewiß blieb, daß die Inſtructionen ſeiner Fürſtenlehre im vollen Ernſt und mit buchſtäblicher Ueberzeugung von ihm gegeben wurden.

Die europäiſchen Reformen, welche das Princip der modernen Revolution in ihrem Schooße trugen, hatten in Italien ſchon zwei Jahrhunderte lang gearbeitet, als ſie in Machiavelli ihren Banquerott und gleichzeitig in Deutſchland in den Reformatoren einen

neuen Wendepunct ihrer Bewegung ankündigten. Die wiſſenſchaftliche Bewegung der modernen Welt verband und durchdrang ſich in Deutſchland zum Erſtenmal mit dem Volksgeiſt und mit dem Volksbewußtſein. Sie pflanzte aber in dieſer univerſalen Doppelkraft nicht bloß die europäiſchen Reformen fort, ſondern ſie wurde jetzt auch die eigentliche Zeugerin des Revolutionsprincips. Deutſchland machte aus den europäiſchen Reformen eine Kirchen-Reformation, und leitete in dieſe den modernen oppoſitionnellen Volksgeiſt hinüber, wodurch die ganze neuere Welt in zwei feindliche Hälften geſpalten und der Keim zu einer neuen politiſchen und ſocialen Umwälzung gepflanzt wurde, den Frankreich ſpäter zum hohen Baum der Revolution entwickelte. Es iſt bemerkenswerth, wie in den neueren Franzoſen das Bewußtſein über dieſen Zuſammenhang klar und lebendig geworden. Namentlich hat es Louis Blanc in der Einleitung zu ſeiner Geſchichte der franzöſiſchen Revolution auf ganz beſtimmte Weiſe ausgedrückt, indem er dort, auf dem Wege einer ganz philoſophiſchen Unterſuchung, den eigentlichen Beginn der franzöſiſchen Revolution in die deutſche Theologie hinaufrückt und die Thaten des Johann Huß und Martin Luther als die erſten Entfeſſelungen des modernen Revolutionsgeiſtes bezeichnet. Das Hervorwachſen der franzöſiſchen politiſchen Bildung aus den Elementen des Proteſtantismus zeigt Louis Blanc zuerſt an jenen proteſtantiſchen Publiziſten Frankreichs, welche im ſechszehnten Jahrhundert, nachdem durch den Religionskrieg und die Bluthochzeit die religiöſen Ideen compromittirt geweſen, ſich zu einer eigenthümlichen politiſchen Partei organiſirten, und unter denen beſonders Hotmann und Hubert Languet in ihren vielverbreiteten Schriften an den Tag legten, wie hier ſchon die Ideen der franzöſiſchen Revolution auf dem Grunde der proteſtantiſchen Weltanſicht erwachſen und ſich vollſtändig ausbilden. In dieſen Schriften (beſonders in Hotmann's Franco-Gallia und in Hubert Languet's Vindiciae contra tyrannos) wird die abſolute Gewalt ſchon auf die mächtigſte Weiſe in Frage geſtellt, der Selbſtbeſtimmung des Individuums, namentlich aber der Autonomie in allen politiſchen Dingen, das höchſte Recht zugeſprochen, und das Grundweſen des conſtitutionnellen Princips aufgerichtet, letzteres ſogar in einem ſolchen Uebermaß geltend gemacht, daß dieſe proteſtantiſchen Publiziſten bereits eine Souverainetät der Stände wollen, der die Perſon des Königs ſich vollkommen unterzuordnen habe! —

Es iſt eine wichtige Einſicht auch für den heutigen Stand der Dinge, zu erkennen, wie die Strömungen der Revolution und Reaction im neueren Europa gleichzeitig ihren Ausgang aus dem ſechszehnten Jahrhundert genommen und ſich aus denſelben Quellen heraus in verſchiedener Richtung zertheilt und dann auch wieder vermiſcht haben.

Luther, der Freiheitsmann des Glaubens, hatte in politiſcher Hinſicht Richtungen, welche von denen des Machiavelli in ſeinem Fürſtenbuch nicht allzu abweichend befunden werden möchten. Luther wehrte ſich mit aller Entſchiedenheit und mit dem klarſten Bewußtſein gegen jene Conſequenz, welche Louis Blanc drei Jahrhunderte ſpäter aus der deutſchen Reformation und Theologie zog. Luther wollte nicht, daß aus ſeinem Werk eine weltliche Revolution gemacht würde, und er verband daher mit der Bewegung der geiſtigen Freiheit, die er leitete, zugleich die Abſichten der politiſchen Reaction. In ſeiner „Ermahnung zum Frieden auf die 12 Artikel der Bauerſchaft in Schwaben" treibt er die Reaction gegen den Volksgeiſt ſeines Jahrhunderts ſchon ſo weit, daß er ſich den armen Bauern gegenüber für die Aufrechterhaltung der Leibeigenſchaft entſcheidet, und Alles auf die „chriſtliche Freiheit" verweiſt. Die in Deutſchland verkündigte „chriſtliche Freiheit" ſtand aber einem ſolchen „Fürſten", wie ihn Machiavelli in derſelben Zeit für Italien conſtruiren wollte, durchaus nicht als Oppoſition gegenüber. Luther ſagte zwar auch den Fürſten ſeiner Zeit die derbſten und rückſichtsloſeſten Wahrheiten, und in einem Ton, wie ihn kaum ein moderner Demokrat hätte ſchärfer und ausgelaſſener erheben können. Aber mit dem Reactionnair Machiavelli konnte ſich der deutſche Volksmann darin nicht vergleichen. Machiavelli inſtruirte ſeinen „Fürſten" auf die Natur der „Beſtie", und ſah dabei von jeder göttlichen Einſetzung der fürſtlichen Gewalt ab, die er rein als ein Product der Eroberung, des Glücks und der Klugheit behandelte. Luther dagegen drängte die Reformen, ſo weit er ſie in die Hand nahm, vorzugsweiſe auf das Princip der göttlichen Einſetzung der Obrigkeit zurück. Der geiſtliche Aufruhr und der weltliche Gehorſam konnten ſich aber in ihm nicht ausgleichen, und er trat mit ſeinen Füßen, wenn auch wider ſeinen Willen, ein Rad der Geſchichte, das die Wogen der europäiſchen Revolution in die Höhe zu treiben beſtimmt war.

Machiavelli, der Zeitgenoſſe Luthers und der deutſchen Re

formation, trat das andere Rad der Geſchichte, durch welches die europäiſche Reaction ihre ſyſtematiſche Bewegung erhielt. Ein Demokrat mußte es ſein, welcher der Reaction ihre fundamentalen Geſetze gab, während die Revolution ihren erſten principiellen Anſtoß von einem Mann empfing, welcher, indem er das geiſtliche Autoritätsprincip zertrümmerte, dagegen für die Fürſtenthrone das Princip der göttlichen Einſetzung aufrecht erhalten wollte. Luther dachte nicht, daß das Princip der Autorität ein untheilbares ſei und entweder ganz behalten oder ganz aufgegeben werden müſſe.

Machiavelli griff zum politiſchen Abſolutismus, weil der kirchliche Abſolutismus Rom's den Verfall des italieniſchen Nationallebens verſchuldet hatte. Das durch den Clerus entſittlichte und geſchwächte Volk konnte aus ſich ſelbſt heraus keine Gegenwirkung mehr finden, um ſich zu ermannen, neu zu ſammeln und zu einigen. Der politiſche Abſolutismus in der ſtärkſten und eiſernſten Ausübung ſeiner Mittel ſchien dem Machiavelli bei weitem geeigneter dazu, als der das Volk ſchwächende und zertheilende Segen des geiſtlichen Principats.

Auf dieſen principiellen Schwebepuncten und ſeitdem alle politiſchen und geſellſchaftlichen Fragen hängen geblieben. Man wird auch ſtets zu Machiavelli zurückkehren müſſen, wenn man über Ausgangspunct, Ziel und Mittel der europäiſchen Politik klar werden und auf dieſe Klarheit die für jede Zeit nothwendigen Entſchlüſſe und Beſtrebungen bauen will. Ohne ſich mit Machiavelli auseinandergeſetzt zu haben, wird man ſich mit dem modernen Staat überhaupt nicht auseinanderſetzen können; ſo wie man auf Luther und ſeine Zeitſtellung immer wieder kritiſch zurückgehen muß, wenn es ſich um die Geſtaltung der Kirche handelt. —

---

2 Die Ausbildung des demokratiſchen Princips in Italien.

Was der Orient für die alten Völker war, nämlich der urſprüngliche Ausgangspunct ihrer Cultur, ihrer religiöſen, wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Bildung, das war für die modernen Völker im Mittelalter und beim Beginn der neueren Zeit Italien, aus dem alle neueren geiſtigen, kirchlichen und politiſchen Bewegungen herfließen. Italien hat der modernen Welt im Grunde

Alles gegeben, was ihre Umwälzungen in Staat, Kirche, Wiſſenſchaft und Meinung am Entſchiedenſten vorbereiten und anfeuern mußte.

Die Italiener waren durch die Eroberung der Barbaren zunächſt als Nation zu Grunde gegangen, aber ſie hatten in dieſer Zertrümmerung doch die Grundelemente eines nationalen Lebens ſich gerettet. Sie hatten ihre Städte, ihre Ortſchaften, gewiſſermaßen alle einzelnen Puncte ihrer Exiſtenz ſich erhalten, und das Lebensprincip der Nation, welches im Ganzen gebrochen worden, auf geſonderten Stellen kräftig bewahrt.

Dies war der Weg zur Bildung der italieniſchen Republiken, auf welchen Weg hier die italieniſchen Völker ganz naturgemäß hingedrängt wurden, weil nach der Auflöſung des allgemeinen nationalen Verbandes überall die politiſche und geſellſchaftliche Aſſociation in kleinen Mittelpuncten an die Stelle trat und die Volkskraft in der Sonderung doch wieder neu concentrirte. Die Italiener gaben hier ſchon früh dem ganzen übrigen Europa das merkwürdige Beiſpiel, wie nach der Auflöſung politiſcher Geſammtkörper das Werk der menſchlichen Aſſociation beginnt und wie dieſe in der Form der Republik zunächſt immer nur die Form ſucht für die Idee, ſich ſelbſt zu regieren und ſich ſelbſt zu beſtimmen: eine Idee, die aber weder in den italieniſchen Republiken, noch in irgend einer politiſchen Staatsform zu ihrer Verwirklichung gelangen konnte, und die nur als philoſophiſches und pſychologiſches Problem über allen Jahrhunderten ſtehen blieb.

Jene Culminations-Idee des europäiſchen Völkerlebens wuchs zuerſt auf dem Boden Italiens und in dieſen wunderbaren Lebensverſuchen der italieniſchen Republiken des Mittelalters auf, und verſtreute von hier aus ihre Keime und ihre Gährungstriebe durch alle europäiſchen Völkerſchaften, denn wenn Italien im Mittelalter der Sammelpunct aller Nationen war, wenn die Franzoſen, die Deutſchen und die Spanier hier auf Kriegszügen und in Expeditionen aller Art wie zu einer großen Völker-Aventure zuſammentrafen: ſo nahmen ſie zugleich auch die Anſchauungen einer großen Civiliſation und eines auf die höchſte Idee der Menſchheit begründeten politiſchen Strebens mit ſich in ihre Heimath fort.

Der Geiſt der italieniſchen Freiheit begründete ſich vornehmlich im elften und zwölften Jahrhundert in immer lebenskräftigeren

Formen. Das erſte Zeichen dazu wurde durch die Befeſtigung der italieniſchen Städte gegeben, welche ihre Mauern, die ihnen die barbariſchen Eroberer niedergeriſſen hatten, bald überall wieder aufführten und Schlöſſer und Thürme hinzufügten, ſo daß in dieſen Städten behagliche und ſichere Verhältniſſe zum Gedeihen eines in ſich kräftigen Bürgerthums ſich ausbildeten. Der Adel, dieſe Herzöge, Marcheſen, Grafen und Prälaten, ſuchte bald ein Gegengewicht gegen die ihm gefährliche Stärke des Bürgerthums dadurch zu gründen, daß er die ſeine Schlöſſer umgebenden Landbevölkerungen in ihren Laſten befreite und ſie bewaffnete, wodurch aber unter dieſem Theil der italieniſchen Bevölkerung der Geiſt der Unabhängigkeit und der ſelbſteigenen Kraft ſich verbreitete. Als die Könige oder Kaiſer den Städten das Recht wieder verliehen hatten, ſich Ringmauern aufzuführen, hatten ſie ihnen damit auch zugleich das Recht gegeben, alle ihre Bürger auf das Anſchlagen der großen Glocke verſammeln zu können. Dieſes Verſammlungsrecht bezog ſich nur auf die Männer, welche die Waffen zu tragen im Stande waren. Dies waren die erſten natürlichen Anfänge eines italieniſchen Parlaments, welches auf dem offenen Marktplatz zuſammentrat und jedes Jahr zwei Conſuln wählte, welche im Innern der Stadt Recht ſprechen und nach Außen hin die bewaffnete Macht in den Krieg führen mußten. Dies Parlament, welches die Conſuln ernannte, gab denſelben zu ihrem Beiſtand in der Regierung und Verwaltung auch einen geheimen Rath (credenza), der aus einer kleinen Anzahl von Mitgliedern beſtand, die aus jedem Stadtviertel entnommen wurden. Außerdem wurde ein großer Rath oder Volksrath gebildet, der die Beſchlüſſe vorzubereiten hatte, welche man dem Parlament unterbreiten wollte. Der Rath der credenza war zugleich mit der Verwaltung der Finanzen der Stadt beauftragt, welche aus den Geldern beſtanden, die an den Stadtthoren für das Eintrittsrecht erhoben wurden, und aus den freiwilligen Beiſteuern der Bürger, die ihnen in Zeiten der Gefahr abverlangt wurden.

In dieſen einfachen und natürlichen Formen legten ſich die erſten republikaniſchen Bildungen des italieniſchen Städtelebens dar, welches in der Mitte des zwölften Jahrhunderts durch den großen lombardiſchen Städtebund ſich immer feſter und gewaltiger entwickelte, ſo daß Kaiſer Friedrich Barbaroſſa, der im Intereſſe des römiſchen Kaiſerthums und der deutſchen Macht in Italien ſeinen großen Feldzug gegen die italieniſche Freiheit unternahm,

ſeine und des Kaiſerthums Macht daran gebrochen ſehen mußte. Sieben furchtbare Heereszüge wandte dieſer Kaiſer daran, um die Freiheit der Italiener zu zerſchlagen, bis er ſich zuletzt genöthigt ſah, mit den ſiegreichen Republiken Italiens um den Frieden zu unterhandeln. Die Idee der Republik und der Freiheit wuchs dadurch in Italien zu einem allmächtigen Lebensbegriff heran, und verband ſich in dem Geiſt des Volkes mit dem Ideal der alten römiſchen Republik, als deren Mitglied ſich jeder Italiener in ſeinen Gedanken betrachtete, und zu deren Wiederherſtellung oft die edelſten Beſtrebungen mit den abenteuerlichſten ſich vermiſchten.

Die Idee der republikaniſchen Freiheit ſchwächte ſich aber auch in Italien zuerſt von innen heraus im Staate und im Volke wieder ab, oder ſie erlag gewiſſermaßen ihrem eigenen Begriff, indem das uralte Widerſpiel zwiſchen Ariſtokratie und Demokratie, deren dialektiſches Umſchlagen ineinander der eigentliche Feind aller Freiheit iſt, zuerſt in den freien Verfaſſungen ſelbſt ſich regte. Die Freiheit wurde in den italieniſchen Republiken des funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts aus einem Volksbegriff allmählig ein erblicher Familienbegriff, der mit dem Anſehn der ariſtokratiſchen Geſchlechter, die ſich bald vorzugsweiſe im Beſitze der obrigkeitlichen Würden befanden, verwuchs. Wie die Demokratieen ſo leicht ariſtokratiſch überwachſen werden, und zuletzt wie zur Rettung vor ſich ſelbſt ihren Nacken unter den Despotismus beugen, davon zeichnen uns die Freiſtaaten Italiens im Mittelalter das lehrreichſte Beiſpiel auf. Wir ſehen hier ſchon, daß die Republik, die als politiſche Staatsform ſo wenig Material in der modernen Welt vorfindet, nur dann auf Beſtand rechnen kann, wenn ſie eine wirkliche Vergeſellſchaftung aller Volksintereſſen iſt, der aber der europäiſche Geiſt bisher mehr widerſtrebt hat, als daß es ihm gelungen wäre, Theorie und Form dafür aufzufinden. Die italieniſchen Republiken konnten nicht einmal zu einer inneren politiſchen und humanen Bildung des Volks- und Bürgergeiſtes gelangen, und ſie verſäumten darin, die geiſtige Grundlage aller Demokratie feſtzuſtellen. Die feinen Blüthen der Kunſt und des Geiſtes, welche ſich an dem Gelände der italieniſchen Demokratieen fortrankten, bezeichneten immer zugleich das Wachsthum der Ariſtokratie, welche ihren eigenen Samen mit dem der Cultur vermiſchte. Es iſt von jeher das Unglück der Demokratie geweſen, daß ſie ſich zu dem Geiſt in einem falſchen Verhältniß

befunden, aber das Mißtrauen zwischen Demokratie und Geist ist ein fundamentales und gewissermaßen historisch berechtigtes. Dies Mißtrauen empfängt seinen Ursprung schon aus der aristokratischen Geistesblüthe der italienischen Demokratieen, wobei aber der Grund-Irrthum nur der ist, daß aus der Republik überhaupt ein eigentlicher staatlicher Organismus gebildet werden könne.

Die italienischen Republiken kamen zuerst dahin, daß sie die politische Freiheit nicht für ein allgemeines Menschenrecht gelten ließen, sondern nur für einen besonderen Vorzug innerhalb ihrer Ringmauer, weshalb sie auch den Landleuten, die zu ihrem Gebiet gehörten, das Recht der politischen Repräsentation entzogen. Je mehr sie dann ihr Staatsgebiet erweiterten und ausdehnten, desto kleiner wurde die Anzahl ihrer politisch berechtigten Bürger, da sie die neu aufgenommene Bevölkerung nur wie einen Zuwuchs von rechtlosen Unterthanen behandelten. Sismondi[1] berechnet das in Italien allmählig entstandene politische Verhältniß so: daß zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts auf eine Bevölkerung von 18 Millionen Seelen in Italien kaum noch 16 oder 18,000 Italiener kommen, die in vollem Genuß ihrer bürgerlichen Rechte sich befanden, während im vierzehnten Jahrhundert sich die Zahl der politisch Berechtigten noch auf 180,000, im dreizehnten Jahrhundert aber auf 1,800,000 belaufen habe. Diese stufenweise Verminderung der politischen Freiheit in Italien enthält den Hauptgrund des gänzlichen Verfalls des italienischen Nationallebens, wodurch dasselbe schon im Mittelalter die hin und her gezerrte Beute fremder Völker werden konnte und in den Kriegen, mit denen Franzosen, Spanier und Deutsche unausgesetzt in dies Land einbrachen, sich sein bestes Mark aussaugen lassen mußte.

Die großen Geistes- und Lebenskämpfe Italiens, welche der Prototyp für die Entwickelung des europäischen Staats- und Volkslebens wurden, fanden eigentlich in dem deutschen Kaiser Friedrich II. ihren Mittelpunct und ihren entscheidenden Ausbruch. Die Gegensätze, die in der modernen europäischen Welt in Volk und Staat liegen und das eigentliche Princip ihrer Bewegung ausmachen, stellten sich in Italien im dreizehnten Jahrhundert zuerst als die Parteien der Guelfen und Ghibellinen gegeneinander auf.

1 Histoire des républ. ital. au moyen âge. XII. 17.

Diese Kämpfe, welche zunächst den tiefinneren principiellen Widerstreit zwischen den Mächten des Papstthums und des Kaiserthums, zwischen den Ideen der geistlichen und weltlichen Macht betrafen, hatten sich an die schon seit längerer Zeit existirenden Namen der Guelfen und der Ghibellinen geheftet. Diese miteinander streitenden Namen waren in Deutschland entstanden. Ein Lehnsgut oder Schloß Conrads des Saliers, welches Gheibeling oder Waibling genannt wurde und in der Diöcese Augsburg lag, hatte der Familie dieses Kaisers den Namen der Gheibelingen oder Ghibellinen beigegeben. Das Haus der Guelfen aber, auch Welf genannt, befand sich damals im Besitz Baierns, und war in vielfachen Streitigkeiten mit den von Conrad abstammenden Kaisern begriffen, wodurch der Name der Guelfen zur Bezeichnung der Oppositionspartei im Kaiserreich wurde. Diese Parteistellung spann sich weiter durch die Kämpfe, in welche mehrere Kaiser aus dem Hause der Ghibellinen mit den Oberhäuptern der Kirche geriethen, wobei die Guelfen als ihre Antagonisten sich zur Vertheidigung der Päpste schaarten [1].

Dadurch wurden Ghibellinen und Guelfen immer entschiedener die Träger dieses großen, das ganze Zeitalter erschütternden Gegensatzes, der im Reich und in Italien unter dem Banner dieser Namen alle Lebenszustände berührte, und die politische wie die geistige Welt in zwei getrennte Heerlager auseinanderspaltete. Denn auch das italienische Geistesleben, Literatur und Kunst, entschied und bestimmte sich wesentlich an diesen Gegensätzen.

In der Zeit Kaiser Friedrichs II in Italien entschieden diese Namen und Begriffe bereits über alle inneren und äußeren Verhältnisse des Nationallebens. Fast alle Städte der Lombardei und Toscana's hatten schon nach der einen oder der andern Seite hin Partei ergriffen. In mehreren Städten, wie in Florenz, theilten sich die Bevölkerungen in diese beiden Factionen und auf beiden Seiten standen die mächtigsten und angesehensten Familien der Stadt. Es gab Guelfen und Ghibellinen in einer und derselben Familie, der Vater hing dem Papst an und diente Rom, seine Söhne dienten dem Kaiserreich und den Ideen der weltlichen Macht, die ihnen ein neues Evangelium der Völker in der Form des Kai

1 Muratori Antich. ital. Dissert. 41. —

ſerthums verkündigt zu haben ſchien. Tiefer eingefreſſen in alle Lebensformen hatte ſich wohl ſchwerlich jemals der Bürgerkrieg, als zu dieſer Zeit in Italien, wo der Alles verzehrende Anſpruch der Parteiſtellung zu dem ſubſtantiellen Machtbegriff des ganzen Lebens wurde. Solche Zerklüftungen aller Lebenszuſtände haben ſich immer in großen Kriſen und beim Beginn neuer Weltepochen eingefunden. Sie erſcheinen dann bloß als die tief geriſſenen Furchen, in denen ſich der Acker des Völkerlebens neu beſtellt. Grüne Saaten decken einſt alle Tiefe ſchmerzenreicher Spaltungen wieder zu. So erzeugte ſich auch in Italien eine neue Geiſtes- und Lebens-Cultur gerade aus dieſen Gegenſätzen und Trennungen, und der Ghibellinismus, der die neue Macht eines in ſich freien Welt- und Volkslebens in jenen Zeiten ankündigt, zählte auf ſeiner Seite die edelſten und größten Geiſter der Nation, welche um dieſer Idee willen, gleich dem erhabenen Dante, in die Verbannung zogen.

Im funfzehnten und zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts zeigte das politiſche und ſociale Leben der Italiener denſelben Bruch ſeiner Principien und Formen, der in dieſer Zeit das ganze Staats- und Geſellſchaftsleben von Europa auseinanderklaffen ließ, und einen Kampf ankündigte, der ſeitdem die Geſchichte aller neueren, politiſch lebensfähigen Völker bis auf den heutigen Tag nicht aufgehört hat zu bewegen: nämlich den Kampf zwiſchen den abſolutiſtiſchen und volksthümlichen Ordnungen im Staatenleben, den Kampf um die Rechte und Formen einer modernen Tyrannei und Gewaltherrſchaft, welche ſich um ſo ſtärker und lebensgieriger zu begründen begann, je mehr das Volk ſelbſt in ſeiner eigenen Maſſe ſeine phyſiſche und moraliſche Kraft und damit das beſſere Bewußtſein ſeiner Berechtigungen verlor.

Es tritt hier derjenige Moment der neueren Völkergeſchichte ein, wo das Volk, entlaſſen aus den feſten Organiſationen des Mittelalters, in denen es eingeſchloſſen wie das Kind im Mutterleibe geruht hatte, ſich plötzlich einer gänzlich aufgelockerten und ſchwankenden Welt gegenüberſah, und nicht wußte, wo es mit ſeiner Exiſtenz hin ſollte. In dem germaniſchen Europa entſteht aus der ſich bereitenden Auflöſung der mittelalterlichen Lehnsverfaſſungen zuerſt dieſe blutige und herzzerreißende Tragödie des Bauernkriegs, welche mehrere hundert Tauſende der armen Leute (miseri homines) in den Tod jagt und damit ſchließt, daß die deutſchen Fürſten das abſolute Princip der obrigkeitlichen Gewalt neu befe-

ſtigen, und darin überhaupt die monarchiſche Autorität enger und undurchdringlicher, als eine Schutz- und Trutzmauer gegen ihre Völker, um ſich ziehn.

Machiavelliſtiſch in der Form war ſchon die Rede geweſen, mit welcher der Landgraf Philipp von Heſſen in der Schlacht gegen die Bauern (bei Frankenhauſen 1525) die Truppen anredete, indem er die unumſchränkte Macht der Obrigkeit und Regierung auf die Bibel ſelbſt begründete. Er ſetzte darin ſogar auseinander, daß eine Regierung dann am meiſten geachtet und geehrt werden müſſe, wenn ſie Unrecht gethan habe[1]!

In dem romaniſchen Europa aber wurde um dieſelbe Zeit, und nachdem eine innere und äußere Zerſetzung der republikaniſchen Verfaſſungen vorausgegangen war, an einem Aufbau der abſoluten Gewaltherrſchaften gearbeitet, der nicht mächtiger ſein konnte, und deſſen feſtgekittete Grundlage in dem Verbrechen der Fürſten, in der Schande des Volks und in der ſophiſtiſchen Weisheit einiger großen Tyrannenlehrer beſtand. Italien, als das prototypiſche Land für europäiſche Politik und Cultur, hat den Erſten und Größten dieſer Tyrannenlehrer aus der inneren Verderbniß ſeiner ſtaatlichen und volksthümlichen Zuſtände wie eine nothwendige Frucht ſich erzeugt. Und dies war zugleich in ſich ſelbſt der edelſte und freieſte Geiſt Italiens, der berühmte Secretair der florentiniſchen Republik, wie Niccolo Machiavelli in Italien vorzugsweiſe genannt zu werden pflegte.

Es war keine willkürliche Erfindung, welche Machiavelli mit ſeinem vielberühmten und vielgebrauchten Buch vom Fürſten (del principe) gemacht hatte. Der Machiavellismus lag als hiſtoriſche Bedingung in der Zeit gegeben und vorgebildet, und Machiavelli erſchien mit ſeinem Syſtem nur wie ein Actuarius, welcher den damaligen Thatbeſtand der europäiſchen Politik auf-

1 „Es gebürt Gott, Obrigkeit zu ehren, dann aber ſoll man ſie vornehmlich ehren, wenn ſie Ehre vornehmlich bedarf. Nun bedarf Obrigkeit dann am meiſten Ehre, wenn ſie geſchmäht wird, vielleicht auch geſchilt hat; ſo ſollen Unterthanen ſolche Schmach der Obrigkeit helfen tragen, ſie zu Ehren bringen und beden, wie Sem den bloßen Noah dedte, daß man in Frieden und Einigkeit bei einander bleiben und leben möge." Strobel, Leben Thomas Münzers 117—120. — Dieſe Rede des Landgrafen iſt öfter auch für ein Elaborat von Melanchthon gehalten worden.

nahm. Die machiavellistische Politik war in den italienischen Zuständen selbst, in denen und für die sie zunächst hervorging, schon vor dem Auftreten Machiavelli's thatsächlich vorhanden, oder, wie dies ein italienischer Schriftsteller Galeani Napione[1] zuerst geistreich ausgedrückt hat, der Machiavellismus war bei weitem früher als Machiavelli selbst. Machiavelli wurde nur der Theoretiker dieses Systems, für welches er schon die renommirtesten Persönlichkeiten der Zeitgeschichte als praktische Belege und Urbilder anführen konnte. In Spanien hatte schon Ferdinand der Katholische im Sinne der machiavellistischen Politik seine Völker unterjocht, und geistig, politisch wie religiös mit dem entschiedensten Glück vernichtet. In Frankreich war Ludwig XI. lange vor Machiavelli der verschlagenste und ausgelernteste Machiavellist gewesen. In Italien aber war das Haus der Borgia die eigentliche Fundgrube der machiavellistischen Politik geworden. In der Schule des politischen Mörders Cäsar Borgia hatte Machiavelli selbst seine erste diplomatische Bildung erhalten und auf diesen Fürsten weist er auch in seinem Tyrannen-Codex beständig hin, als auf einen zwar durch Verbrechen herrschenden Mann, den er aber für die italienischen Staatenverhältnisse offenbar als das Musterbild eines consequenten und im strengsten Zusammenhange handelnden Herrschers ansieht. Der Fürst des Machiavelli formte sich aus den treibenden Stoffen der ganzen Epoche, und sein Buch wurde ganz entschieden das Symptom dieses historischen Uebergangsmoments, in welchem das absolut monarchische Princip in Europa auf einer ausgeklügelten politischen Basis und auf einem raffinirten theoretischen Standpunkt sich erhob. Es wurde damit der erste große Banquerott angekündigt, welchen das demokratische Princip in Europa erlitt, indem es nicht vermochte, an die Stelle der organischen Verfassungen des Mittelalters zu treten und aus sich selbst eine neue, das Volk vereinigende Schöpfung zu werden. Das demokratische Princip mußte sich daher schon jetzt auf die elendeste Weise durch die Sophisterei der Gewalt ablösen lassen.

Wenn die italienischen Republiken allerdings durch ihre innersten Einrichtungen dazu beigetragen hatten, daß der Begriff der Freiheit verloren gehn mußte, so war dies noch bei weitem wir

---

1 Elogio di G. Botero. Annot. XII. Piemontesi illustri I. 273.

kungsreiche durch die italienischen Fürstenhäuser geschehen, die da, wo sie die einzelnen Staatsgebiete Italiens in der Hand der Souverainetät hielten, mit einer selten gesehenen Virtuosität an der Verschlechterung und Verwilderung aller Zustände arbeiteten. In Genua, Lucca, Siena, Bologna, Mailand, Ravenna, Neapel, überall bildeten sich mit rascher Vollendung, und zum Theil nach vorausgegangenen anarchischen Stürmen und Umwälzungen, diese Musterwirthschaften des Despotismus aus, welche auf ein vollkommenes System aller Gräuel und Schandthaten, deren nur die menschliche Natur fähig sein kann, sich stützten. Das italienische Fürstenwesen offenbarte sich hier ganz eigentlich in der Kunst, durch das Verbrechen zu regieren, wie denn diese Throne auch nur durch Gift, Meuchelmord, Laster und Intrigue begründet und behauptet wurden.

Machiavelli, sobald er sich entschlossen hatte, der Politiker der Gewalt zu werden, brauchte nur mit groben Strichen nach dem Leben zu malen, und sein System war fertig. Als Buch, als wissenschaftliche und politische Arbeit, war sein Tractat über den Fürsten nur ein untergeordnetes Machwerk, das in keiner Weise auf der Höhe seines Geistes, seines Verstandes und seiner Feder stand. Das Buch der politischen Corruption brauchte aber gar nicht wirksam und anziehend abgefaßt zu sein. Es kam als brennende Thatsache unter die rechten Leute. Die Literarhistoriker haben Listen geführt über die gekrönten Häupter, welche sich mit dem Buch vornehmlich zu schaffen gemacht. Interessant und lehrreich mögen die Anmerkungen gewesen sein, mit denen der Cardinal Mazarin (einer der europäischen Durchgangspunkte des Machiavellismus) sein Exemplar del principe durchschossen haben soll. Der Kaiser Karl V. soll es beständig in seiner Tasche mit sich herumgetragen haben, und bei den französischen Königen Heinrich III. und Heinrich IV. fand man es, als sie ermordet wurden. Von dem Papst Sixtus V. aber wird erzählt, daß er sich zu seinem Handgebrauch einen Auszug gefertigt. Katharina von Medici las ihren Kindern fleißig daraus vor, um den jungen Raubvögeln bei Zeiten diese Atzung widerfahren zu lassen. Karl IX. hatte sich den Tractat Machiavelli's auswendig gelernt. Wie er in alle Sprachen der Welt übersetzt wurde, so auch in's Türkische auf Befehl Mustapha's III., der es zu seinem eigenen und seiner Söhne

Unterricht gebrauchte: eine Ueberſetzung, welche noch in der Serail-Bibliothek des Großherrn vorhanden ſein ſoll [1].

3. Machiavelli's perſönliche Verhältniſſe.

Niccolò Machiavelli wurde am 3. Mai 1469 zu Florenz geboren, aus einer Familie, die väterlicher Seits ihren Urſprung auf die alten Marcheſe-Geſchlechter Toscana's zurück führte. Die Familie war jedoch zurückgekommen und Machiavelli's Vater, Bernardo, Rechtsconſulent und Schatzmeiſter der Marc Ancona, lebte nur von den mäßigen Einkünften ſeines kleinen Amtes. Seiner Mutter, Bartolommea di Stefano Nelli, wird das Talent einer Dichterin nachgerühmt, und ſo zeige ich auch hier wieder das mütterliche Element als ein einflußreiches bei dem Werden großer Männer.

Auf dem erſten Leben Machiavelli's bis zu ſeinem Eintritt in den Staatsdienſt lagert ein undurchdringliches Dunkel, und wir erhalten nur von dem Verhältniß zu ſeinem Lehrer Kunde, dem berühmten Marcello Virgilio, der Profeſſor der griechiſchen und lateiniſchen Literatur in Florenz war, aber zugleich in ſtaatsmänniſcher Thätigkeit ſich befand. Er ſcheint bei der neuen Regierung von Florenz, welche nach der Vertreibung der Mediceer eingeſetzt worden, einen bedeutenden Verwaltungspoſten der Republik bekleidet zu haben. Es ſcheint aber, als wenn Machiavelli mehr ſeine Studien in der Politik als in den alten Sprachen bei dieſem berühmten Meiſter gemacht hätte, denn in den letzteren brachte er es nach vielen Zeugniſſen zu keiner umfaſſenden Kenntniß. Dagegen ſcheint er bei Marcello Virgilio im Jahr 1494 zur Erlernung der Staatsgeſchäfte in der Eigenſchaft eines Privat-Secretairs eingetreten zu ſein, jedoch ſchon in den Staats-Bureaux ſelbſt gearbeitet zu haben. Nach vier Jahren eines ſtaatsmänniſchen Noviciats wurde er in ſeinem neunundzwanzigſten Lebensjahre bereits zum Kanzler der zweiten Kanzlei und unmittelbar darauf zum Secretair des Rathes der Zehn oder der Regierung der Republik ernannt [2].

1 Cinguéné histoire littér. d'Italie VIII. 121. Périès Histoire de Nicolas Machiavel (Paris 1823) p. 287

2 Périès Histoire de Nicolas Machiavel p. 12.

Die Verbannung der immer despotischer gewordenen Familie Medici war ein politischer Wendepunkt für den florentinischen Freistaat geweſen. Peter von Medici, der unfähige Sohn und Nachfolger ſeines berühmten Vaters Lorenzo, hatte durch ſeine unbeſonnenen Verwickelungen mit dem franzöſiſchen Carl VIII. die Exiſtenz des florentiniſchen Staats auf das Spiel geſetzt. Als der König von Frankreich auf ſeinem Zuge durch Italien in Florenz einrückte und den Palaſt der Mediceer mit allen ſeinen Kunſtſchätzen, Antiken, Büchern und Handſchriften der Plünderung ſeiner Soldaten preisgab, jauchzte ihm das florentiniſche Volk entgegen, und rief den fremden und feindlichen König als den restaurator et protector libertatis Florentinae aus. Nachdem die Verbannung des Hauſes Medici ausgeſprochen worden, ward zugleich die von den Mediceern immer ariſtokratiſcher gewendete Regierungsform verändert, und die Staatsgewalt in die Hände des großen Raths und eines auf Lebenszeit ernannten Gonfaloniere gelegt, zu welcher letztern Stelle Peter Soderini gewählt wurde: ein milder und volksfreundlicher, aber in den Zeiten der Gefahr zu ſchwach und charakterlos befundener Mann.

Machiavelli hatte ſowohl durch ſeine ganze politiſche Stellung in Florenz wie durch ſeine innerſte Geſinnung der Gegenpartei der Medici angehört. Er ſaß in ſeiner florentiniſchen Staatskanzlei und ſchien mit ſeinen hohen Geiſtesanlagen ganz befriedigt an den wichtigen und weitverzweigten Geſchäften, die ihm hier anvertraut waren. Dieſe Geſchäfte beſtanden in der Führung der ganzen inneren und äußeren Correſpondenz des Staats, in der Redaction der mit den benachbarten Mächten und mit fremden Souverainen abgeſchloſſenen Verträge und in der Einregiſtrirung der Rathsverhandlungen. Seine überlegenen Talente, mit denen er ſich ruhig in ſeinen Acten einſchloß, müſſen jedoch bald über dieſe mehr mechaniſchen Beſchäftigungen hinausgeragt haben, denn man begann ihn auch außer der Kanzlei zu verwenden, und die wichtigſten diplomatiſchen Sendungen und Aufträge ihm zu vertrauen. Machiavelli wurde der eigentliche florentiniſche Diplomat, der, außer vielfachen Miſſionen im Innern des Staats, zu dreiundzwanzig auswärtigen Legationen verwendet wurde, und darunter beſonders auch in Frankreich und Deutſchland geſandtſchaftliche Poſten verſah. Man hat von den Bethätigungen des Machiavelliſchen Geiſtes keine früheren Spuren, als die er auf ſeiner diplo-

matischen Laufbahn zeigte und in seinen Depeschen und Gesandtschaftsberichten niederlegte, von denen die aus Frankreich und Deutschland sich zu vollständigen Gemälden dieser Länder ausarbeiteten [1].

Machiavelli war mit Leib und Seele Diplomat, ehe er irgend etwas Anderes war, und als einen Diplomaten, d. h. als einen Rechenkünstler des politischen Erfolges, nicht aber als einen von der Wirklichkeit absehenden Idealisten, werden wir ihn in allen seinen Bethätigungen zu beurtheilen haben. Damit kann aber nicht geläugnet werden, daß Machiavelli nicht auch als Diplomat in den Dienst der höheren politischen Ideen seines Vaterlandes sich zu stellen gewußt. Bei seinen gesandtschaftlichen Stellungen ging er immer vornehmlich darauf aus, die Gesammtzustände der Länder, in denen er sich befand, zu studiren, und er benutzt in seinen Berichten nicht selten die gesammelten Erfahrungen zu patriotischen Rathschlägen für sein Vaterland. Hier war er schon nicht der gewöhnliche Diplomat, der nur in der kalten Algebra der Verhältnisse sich bewegt und über den Umfang seiner Instructionen hinaus weiter kein Herz und kein Gewissen hat. —

In Europa war damals das sogenannte Gleichgewichts-System der Staaten zuerst an die Tagesordnung gekommen, und die ganze Politik wurde dadurch in ihrem eigentlichsten Wesen Diplomatie, indem es sich überall nur darum handeln konnte, in gegenseitiger Beargwöhnung und Abschwächung diese künstliche Schwebe der Mächte aufrecht zu erhalten, in der die eifersüchtig bewachten Gränzen einer jeden Größe bald durch perfide und gesinnungslose Verträge, bald durch noch verrätherischere Kriege, gehütet wurden.

Unter diesen gekniffenen Schaukelungen der europäischen Staatsverhältnisse, die doch nur den Egoismus der einzelnen Machthaber zum Gegenstand hatten, nahm die diplomatische Politik diese ätzende und giftige Schärfe, diese verschlagene und ränkevolle Berechnung an, welche mit spielerischen Händen das Verderben der Andern ausstreute und Denjenigen als den größten politischen Genius erscheinen ließ, der am geschicktesten betrügen, fälschen und durch unerwartete Schläge überraschen konnte.

1 Ritratti delle cose dell' Alemagna. — Ritratti delle cose di Francia.

In Italien war zuerſt die politiſche Balancirkunſt zu einer Nothwendigkeit der Erhaltung für fünf Staaten geworden, welche unter den Trümmern und Halbheiten der ſtaatlichen Exiſtenzen noch obenauf erhalten hatten. Dieſe italieniſchen Hauptkörper waren Venedig, Rom, Mailand, Neapel und Florenz. In dieſe ſeit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts unabläſſig dauernden Bewegungen der Vergrößerungs- und Verkleinerungs-Politik trat nun Machiavelli wie in ſeine Schule ein, und dies kann bei einem ſo edel begabten und zart beſaiteten Geiſte nicht ohne eine Revolution ſeiner innerſten menſchlichen Natur abgegangen ſein. Wir müſſen annehmen, daß eine tiefinnere Scheidung als Menſch und als Politiker ſich in ihm bewerkſtelligt habe, ehe er ſich zum Meiſter in den Staatsgeſchäften ſeiner Zeit und ſolcher Zeit vollenden konnte. Seine Fortbildung als Politiker mußte in einem umgekehrten Verhältniß zu ſeiner Entwickelung als Menſch und zu ſeinem wahrhaft menſchlichen Bedürfniß nach politiſcher Freiheit ſtehen. Wir können nicht anders annehmen, als daß Machiavelli beſonders dadurch ein ſo ausgezeichneter Diplomat geworden ſei, weil er bei Zeiten ſein beſſeres menſchliches Theil in ſeiner Bruſt in Sicherheit gebracht und die Idee der Freiheit nur in den geheimen Cultus ſeines Herzens verwieſen, wo dieſelbe mit den Staatsgeſchäften ſich gar nicht zu berühren hatte.

Machiavelli lernte es früh in der diplomatiſchen Schule ſeines Vaterlandes, zwei gänzlich geſchiedene Welten in ſich zu beherbergen, und im Gegenſatz zu ſeinem innerſten Menſchen die vollendete Aeußerlichkeit eines ſtaatsgeſchäftlichen Charakters in ſich auszubilden: eines Charakters, der ganz für ſich lebte und handelte, und einen gewiſſen menſchlichen Punct ganz unberührt laſſen konnte. Dieſe Vergötterung der äußeren Thatſache, worin der Triumph des diplomatiſchen Charakters beſteht, war es, aus welcher ein Machiavelli einzig und allein ſeine poſitive und dienſtbare Stellung zum Despotismus ſeiner Zeit herleiten konnte.

Es handelt ſich dabei vor allen Dingen um die pragmatiſche Beweglichkeit des romaniſchen Naturells, die der, eigentlich nach keiner Seite hin Stand haltenden Gemüthsweichheit des germaniſchen Menſchen diametral gegenüberſteht. Wir haben hier in Machiavelli vorzugsweiſe den italieniſchen Charakter zu erkennen, der es in ſeiner Prallheit und in ſeiner prag-

matiſchen Anſtelligkeit zu den Geſchäften über ſich vermag, Menſch und Geſchäftsmann ganz in ſich zu trennen. Auf der menſchlichen Seite mußte es in Machiavelli troſtlos und verzweifelt ausſehn. Ueberall, wohin Machiavelli in ſeiner Zeit ſchaute, ſah er nur die Unfähigen und Schlechten am Ruder, und einer entarteten und verworfenen Volksmaſſe ſchien nur noch dadurch geholfen werden zu können, daß ſie von einem Meiſter der Schlechtigkeit geknechtet würde. Einen ſolchen Meiſter, der auch zugleich ein ſchöpferiſcher Ordner des Verderbens werden ſollte, ſtrebte Machiavelli in ſeinem Fürſten zu conſtruiren.

Mit dieſem ſtarren politiſchen Pragmatismus, dem ſich Machiavelli aus vollſter Ueberzeugung hingegeben hatte, verband ſich bei ihm auf der andern Seite die Genußſucht, die, wie aus ſeinen brieflichen und poetiſchen Bekenntniſſen hervorgeht, lediglich die Luſt in ihm war, mit allen möglichen Formen des Lebens zu experimentiren. Der kalte Staatskünſtler bedurfte auf der andern Seite ſeines Lebens der beweglichen Aventure, um ſeine Phantaſie friſch zu erhalten, und die productive Erfindungsfähigkeit, die ſelbſt mitten in den Geſchäften jeden Augenblick gebraucht werden kann, durch das Bad der Sinne zu ſtärken. In dieſer Weiſe hatten die kleinen zerſtreuenden Abenteuer, denen er beſtändig nachgehen mußte, einen nothwendigen Zuſammenhang mit allen ſeinen übrigen Eigenſchaften, und beſtanden keineswegs für ſich als ein bloßer Reiz der Schwelgerei oder Gemeinheit. Machiavelli war eine der Naturen, die das Leben an allen ſeinen Enden anfaſſen müſſen. Es gehörte bei ihm Alles mit zum Ganzen, und keine Einzelnheit kam bei ihm ſo weit in Betracht, um ſie wegen des Ganzen zu verſchmähen oder ihretwegen das Ganze aufzuopfern. Dies bezeichnet auch ſeinen politiſchen und ſtaatsmänniſchen Standpunct von Grund aus. Er wollte in allen Dingen die Wirkung, die der Erſchlaffung entgegengeſetzt iſt und dieſelbe überwindet. Es kam ihm Alles darauf an, die Zuſtände in Action zu erhalten. Die Grundſätze werden nur ein nebenhergehender Gegenſtand der ſubjectiven Abfindung, wenn man um jeden Preis das Leben will, und das Leben nicht entbehren kann. Das Leben iſt aber die Kraft, den Organismus zu brauchen und brauchbar zu machen, und aus dieſem Geſichtspunct glaubte Machiavelli die verfallenden italieniſchen Staaten durch die Kraft reizen zu müſſen, um ſie lebendig zu erhalten. Es iſt möglich, daß Machiavelli mit vollem Bewußtſein den Despotismus, den er lehrte, als einen Standpunct

der wohlthätig reagirenden Sinnlichkeit für das italieniſche Völkerleben auffaßte. Der ganzen Lebensanſchauung Machiavelli's würde dieſer allerdings ſehr künſtliche Standpunct durchaus entſprochen haben.

4. Die Entſtehung des Buches vom Fürſten.

Die Abfaſſung des Machiavelli'ſchen Fürſtenbuches fällt in die Zeit, wo wir Machiavelli plötzlich in ſeiner politiſchen Laufbahn unterbrochen ſehn und er, aller ſeiner Staatsämter entſetzt, in der Verbannung auf ſeinem Landgut lebte. Die Urſache zu dieſer Wendung ſeiner perſönlichen Schickſale lag in der gewaltſamen Wiedereinſetzung der Familie Medici in Florenz im Jahre 1512, die zu einer Veränderung des Gouvernements und zu einer Entſetzung und Vertreibung aller den Mediceern widerſtrebenden Perſönlichkeiten geführt hatte.

An die Mediceer mußte das ſchöne Florenz jetzt definitiv ſeine Freiheit und das Grundweſen ſeiner republikaniſchen Einrichtungen verlieren. Es fehlte in Italien nicht an Schmeichlern, welche die Geſchlechtsregiſter der Familie der Medici bis auf die Zeiten Karls des Großen hatten zurückführen wollen, obwohl dieſe Erfindung nur zu dem Zweck gemacht wurde, um dieſer vornehmen Kaufmanns-Familie in den Augen des Volkes das Anrecht auf eine fürſtliche Oberherrſchaft zu geben, nach welcher ſie namentlich mit Hülfe ihrer dem Handel entſtammenden coloſſalen Geldmittel ſtrebte [1].

Die Familie der Medici, die in Italien und für ganz Europa das ſprüchwörtlich gewordene Protektorat der Künſte und Wiſſenſchaften übernahm, gelangte zu ihrer auch in der Politik ſo hervorragenden Stellung nur durch die Macht des Banquierthums, welches damals zuerſt durch die Medici ſein Principat im neueren Europa ankündigte, und als ein künſtleriſches, wiſſenſchaftliches und politiſches Banquierthum, oder als der wahre Geldwucher auf dem Gebiete des Geiſtes und der Freiheit, ſich conſtituirte.

Dieſe hochbelobten Mediceer, wie ſehr ſie auch von dem hungrigen florentiniſchen Pöbel und von armen poetiſchen Schluckern, wie Angelo Politziano, als Götter geprieſen wurden, waren doch nichts mehr und nichts weniger als geiſtreiche Wucherer, die mit

1 Roscoe the Life of Lorenzo de' Medici I, 23.

einem rieſenhaften Talent für Handel und Geldmacherei beiſpielloſe Schätze anhäuften und dieſelben nicht nur zu einem unabweislichen Einfluß auf die Politik und die Kabinette ihrer Zeit, ſondern auch zu einem geiſtigen und wiſſenſchaftlichen Principat, wie es in der Richtung der damaligen Epoche lag, benutzten. Es ſtellen ſich in dieſer Kaufmannsfamilie und ihren Machtverhältniſſen die erſten Momente der Univerſalherrſchaft des Geldes für Europa dar.

Das Handelshaus Medici ward in ſeinem Glanz und ſeiner Größe vornehmlich durch Johann von Medici, der von 1360 bis 1428 in Florenz lebte, gegründet. Durch das Gelingen ſeiner kaufmänniſchen Geſchäfte erwarb er ſchon unermeßliche Reichthümer, die er ſeinen beiden Söhnen Cosmus und Lorenz hinterließ, wie zugleich die Anwartſchaft auf die höchſten Staatsämter von Florenz, die Johann von Medici ſchon in der Republik bekleidet hatte.

Cosmus von Medici vereinigte mit noch größeren Erfolgen die Regierungsgeſchäfte mit den ausgebreitetſten Handelsunternehmungen, und das Anſehen wie die Reichthümer der Familie ſtiegen durch ihn ſchon auf eine unberechenbare Höhe. Der berühmteſte und verdienſtlichſte Begründer der mediceiſchen Fürſtengewalt wurde aber Lorenzo von Medici, Pietro's Sohn und Cosmus des Großen Enkel, im Jahre 1448 zu Florenz geboren und mit dem Beinamen des Prächtigen beehrt, der größte Banquier und Kaufmann ſeiner Zeit, zugleich Dichter, Philoſoph und Platoniker, Kenner der claſſiſchen Literatur, ein Schüler des berühmten Marſilius Ficinus in der platoniſchen Philoſophie. Er trat nach dem Tode ſeines Vaters Pietro 1469 an die Spitze der florentiniſchen Republik, deren demokratiſche Elemente er allmählig umzubilden und zu entkräften ſuchte. —

Dieſe Familie wurde das eigentliche Schickſal für Machiavelli und ſeine politiſchen Richtungen. Man muß ihm nachſagen, daß er dem Einfluß wie der Wiedereinſetzung der Mediceer ſo lange widerſtand, als es ihm nur möglich war, und daß er kein Mittel unverſucht ließ, um die demokratiſchen Elemente ſeiner Vaterſtadt zu retten. Er organiſirte den Widerſtand von Florenz mit geiſtiger und militairiſcher Ueberlegenheit, und ſuchte hier ſchon zur Schutzwehr ſtatt der Miethsſoldaten eine eingeborene Nationalmiliz zu ſchaffen: worin er den in ſeinen ſpäteren Büchern über die Kriegskunſt von ihm aufgeſtellten Ideen bereits praktiſch vorangehen wollte. Unermüdlich flog er von einer Stelle zur andern, um das Gebiet der Stadt zu recognosciren und ihre Feſtungswerke in Stand zu ſetzen. Der Papſt und

der Kaiſer hielten ſich aber vereinigt, um den Florentinern durch Zurückführung der Medici die Freiheit zu rauben, und Frankreich, auf welches man in der Republik gehofft hatte, konnte keine Hülfe mehr gewähren.

Der Gonfaloniere Soderini mußte mit dem Einzug der Mediceer abdanken, und Machiavelli verlor durch den Sturz deſſelben ſeine Stellung. Er wurde unmittelbar nach dem Einzug des Lorenzo von Medici, der ſich jetzt zum Dictator von Florenz machte, durch ein Decret deſſelben (vom 8. November 1512) ſeiner ſämmtlichen Würden und Aemter entſetzt, und zwei Tage darauf auf ein Jahr aus der Stadt verwieſen. Dieſe Ausweiſung wurde wieder zurückgenommen und dem Machiavelli ein zeitweiſer Aufenthalt in Florenz geſtattet. Doch wurde er noch in demſelben Jahre 1512 der Theilnahme an einer republikaniſchen Verſchwörung verdächtig, welche unter Leitung von Agoſtino Capponi und Pietro Pagolo Boscoli eine Contre-Revolution zur Wiederherſtellung der Freiheit bezweckte und zunächſt gegen die Perſon des Kardinals Giovanni di Medici gerichtet war. Machiavelli, obwohl keine Beweiſe gegen ihn vorgelegen haben ſollen, ward ins Gefängniß geworfen und auf die Folter gelegt; er erduldete, wie er ſelbſt in einem ſeiner Briefe ſagt, Alles, was man nur erdulden kann, ohne gerade das Leben zu laſſen. Die Geſchichte dieſer Verſchwörung iſt hiſtoriſch niemals recht aufgehellt worden, und die älteren Quellen widerſprechen ſich darüber gerade in ihren weſentlichſten Angaben[1].

Als der Cardinal Johann von Medici unter dem Namen Leo's X. den päpſtlichen Thron beſtieg, ward auch Machiavelli in der allgemeinen Amneſtie, mit welcher der neue Papſt ſeine Herrſchaft begann, mitinbegriffen, und im März 1513 ſeines Gefängniſſes wieder entlaſſen. Machiavelli ſah ſich jetzt wieder frei, aber durchaus außer aller Wirkſamkeit geſetzt, dazu arm und mit einer zahlreichen Familie der Dürftigkeit überliefert, zugleich verſtoßen von ſeiner geliebten Vaterſtadt Florenz, der er vierzehn Jahre lang ſo wichtige diplomatiſche Dienſte geleiſtet hatte. Die erlauchten Signoren der Republik

---

1 Périès Hist. de Mach. 190. — Die Unſchuld und Nichttheilnahme Machiavelli's an dieſer Verſchwörung geht aus folgender Briefſtelle (Epist. XIX.) hervor: È miracolo — ſagt Machiavelli — „che io sia vivo, perchè mi è suto tolto l'uffizio, e sono stato per perdere la vita, la quale Iddio e l'innocenza mia mi ha salvata."

hatten ihren berühmten Staatsſecretair und Geſandten ſtets ſehr ſchlecht bezahlt, oft war ihm nur ein Ducaten täglich zu ſeinen Ausgaben bewilligt worden, und Machiavelli, obwohl er bei ſeinen Sendungen niemals mit dem eigentlichen Rang eines Ambaſſadeurs bekleidet geweſen, hielt es doch für nöthig, als Diplomat ſtets mit Geld um ſich werfen zu können. So brauchte er, da er zu ſtolz war, zu fordern, bei den Geſchäften der Republik ſein eigenes geringes Vermögen auf[1].

Es war dem Machiavelli nur noch ein kleines Landgut übrig geblieben, welches La Strada hieß und bei San Casciano, auf dem Wege von Florenz nach Rom, lag. Dorthin zog ſich nun der Exſtaatsſecretair Machiavelli zu einem ziemlich melancholiſchen Landleben zurück, in dem er aber die verlorene politiſche Wirkſamkeit ganz und gar nicht verſchmerzen konnte, ſondern Tag und Nacht darauf ſann, wie er wieder an die ihm unentbehrlich gewordenen Staatsgeſchäfte zurückgelangen könne.

Daß er dies um jeden Preis durchzuſetzen entſchloſſen war, belehren uns ſeine Briefe, welche er in dieſer Zeit an ſeinen vertrauteſten und bewährteſten Freund, Francesco Vettori, ſchrieb, den nämlichen Diplomaten, mit dem Machiavelli eine gemeinſchaftliche Sendung am Hofe des Kaiſers Maximilian gehabt, und der damals Botſchafter der florentiniſchen Republik in Rom war, überhaupt aber die geeignete Stellung bei den Medici hatte, um für Machiavelli eine paſſende Brücke zur Wiedererlangung ihrer Gunſt zu ſein. So ſehr bangte aber den Machiavelli nach einer neuen lebendigen Thätigkeit im Staat, daß er in dem merkwürdigen Brief vom 10. December 1513 ausruft: die Herren Medici müßten ihm zu thun gegeben, und wenn er auch anfangs Steine wälzen ſollte in ihrem Auftrage.

Mit Mühe findet ſich jetzt Machiavelli in ſeiner Verzweiflung und Vereinſamung zu literariſchen Arbeiten heran. Gegen die lebendige politiſche Thätigkeit ſcheint ihm die literariſche Wirkſamkeit des Schriftſtellers nur ein ſehr mangelhafter Erſatz. Nachdem Machiavelli bisher nur Depeſchen und Geſandtſchaftsberichte geſchrieben, wird er jetzt zum Erſtenmal in ſeinem Leben Schriftſteller. Theils

1 Aus den beiden Teſtamenten des Machiavelli vom 22. Novbr. 1511 und 27 Novbr. 1522 würde allerdings kein ganz unbedeutendes Beſitzthum hervorgehn. Périès Hist. de M. 273—280.

entwirft, theils arbeitet er hier diejenigen ſeiner Werke aus, welche ſeinem Namen in Politik und Literatur die entſcheidende und charakteriſtiſche Stellung gaben. Es entſtand hier ſein Buch über den Fürſten, welches er zuerſt in ſeinem Manuſcript de principatibus, nachher del principe betitelte. Gleichzeitig mit dieſem Tractat über den Fürſten arbeitete er auch an ſeinen Unterſuchungen über den Livius, welche er unter dem Titel Discorsi sopra la prima deca di Tito Livio ſchrieb, jedoch erſt mehrere Jahre ſpäter vollendete. Die gleichzeitige Entſtehung beider Werke iſt aber von großer Wichtigkeit für die Auffaſſung des politiſchen Standpunctes, auf dem ſich Machiavelli in dieſen Schriften zeigt und gewiſſermaßen aus einer in die andere hinein ergänzt. Einen weſentlichen Theil der Discurſe über den Livius muß er ſchon früher geſchrieben haben, als den Fürſtentractat. Im Anfang des „Fürſten" weiſt er darauf hin, daß er an dieſem Ort nicht über die Republiken ſprechen werde, weil er ſchon anderswo davon ausführlicher gehandelt habe [1].

In den Discurſen über den Livius nahm er ſeinen Ausgangspunct von den politiſchen Principien und Formen, und bewegte ſich deshalb hier auf der reinen Höhe ſeiner politiſchen und wiſſenſchaftlichen Einſicht und ſeines perſönlichen Gewiſſens. Dagegen ſchrieb er ſeine Abhandlung über den Fürſten lediglich zu dem Zweck, ſeine Perſon für die Staatsgeſchäfte wieder nothwendig zu machen, und ſich für die neuerrichtete Tyrannenwirthſchaft der Medici als Organ und Inſtrument zu empfehlen. Wie ihm dieſe Schrift während ſeiner unglücklichen Villeggiatur entſtanken, beſchreibt er uns ſelbſt in dem ſchon erwähnten Brief an Vettori: ein Brief, der mit ſeinem wichtigen und entſcheidenden Zeugniß lange unbekannt geblieben war und zu Rom in der Barberiniſchen Bibliothek ſich befunden hatte, von wo er aus einer authentiſchen Handſchrift zuerſt im Jahre 1810 durch Ridolfi in Mailand zum Druck befördert wurde [2].

1 Del Princ. c. II. „Io lascerò indietro il ragionare delle repubbliche, perchè altra volta ne ragionai al lungo." — Auch zu Anfang des 8. Cap. des Principe ſcheint Machiavelli ſich auf ſeine Unterſuchungen in den Discurſen zu beziehen: „Ma perchè di privato si diventa ancora in due modi principe, il che non si può al tutto o alla fortuna o alla virtù attribuire, non mi pare da lasciarli indietro, ancora che dell' uno si possa più diffusamente ragionare, dove si trattasse delle repubbliche." — Vergl. in den Discorsi lib. II. cap. I. 20. lib. III. cap. 42.

2 Michel Angelo Ridolfi: Pensieri intorno allo Scopo di N. Machiavelli nel libro il Principe.

Machiavelli ſchildert in dieſem Brief zuerſt das Leben auf ſeinem Landhauſe mit einer gewiſſen wehmüthigen Ironie. Einen ganzen Monat lang hat er ſich nur damit beſchäftigt, Krammetsvögel mit eigner Hand zu fangen, vor Sonnenaufgang aufzuſtehn, ſeine Ruthen mit Leim zu beſtreichen, und mit den Käfigen auf dem Rücken dann wieder heimzugehn. Oder er läßt in einem Gehölz Holz ſchlagen, und verbringt ſeine Zeit mit den Holzhauern, die ſich beſtändig zanken, und wenn er ſein Holz verkaufen will, wird er dabei von ſeinen Nachbaren betrogen und übervortheilt, was ihm dann die jämmerlichſten Händel und Geſchichten bereitet.

„Wenn ich das Gehölz verlaſſe — ſchreibt er weiter an Vettori [1] — gehe ich nach einer Quelle, und von da nach einer Vogelhütte, die mir gehört, mit einem Buche unter dem Arm, dem Dante oder Petrarca, oder auch einem dieſer geringeren Dichter, dem Tibull, Ovid, oder einem ähnlichen. Da leſe ich von ihren verliebten Leidenſchaften, ihren Liebſchaften, ich erinnere mich der meinigen, und ergötze mich eine Weile an ſolchem Sinnen. Sodann gehe ich nach der Schenke an der Landſtraße, rede mit den Vorüberziehenden, frage nach den Neuigkeiten ihrer Heimath, erfahre ſo mancherlei Dinge und beobachte die mannigfaltigen Neigungen und verſchiedenen Grillen der Menſchen. Unterdeß kommt die Stunde der Mahlzeit heran, wo ich mit meiner Familie ſolche Speiſen genieße, wie ſie mein armes Landgut und mein geringes Erbe mit ſich bringt.“

„Nach Tiſche gehe ich wieder in die Schenke; da treffe ich in der Regel den Wirth, einen Fleiſcher, einen Müller und zwei Ziegelbrenner. Mit dieſen verſpiele ich dann den ganzen Tag mit Cricca oder mit Trictrac, wobei es Tauſend Händel giebt, und Tauſend Schimpfereien, meiſtens um einen Quattrino; und ſchreien hört man uns bis nach St. Casciano. So verſenkt in dies gemeine Leben ſchleppe ich mich mit verſchimmeltem Gehirn und laſſe der Widerwärtigkeit meines Schickſals freien Lauf, indem ich mich darein füge, ſo von ihm mit Füßen getreten zu werden, um doch zu ſehen, ob es ſich nicht endlich darüber ſchämt. Kommt der Abend, ſo kehre ich heim und gehe auf mein Schreibzimmer, auf deſſen Schwelle ich mein bäuriſches Kleid voll Schmutz und Koth von mir werfe, und königliche Gewänder, und wie ſie am Hofe ſich ziemen, anlege; ſo, würdig

1 Zum Theil nach der Ueberſetzung von Heinrich Leo: „Die Briefe Machiavelli's an ſeine Freunde“ (Berlin 1826) S. 115.

angethan, beſuche ich die alten Hofhaltungen der Männer des Alterthums, und von ihnen freundlich empfangen, nähre ich mich von ſolcher Speiſe, die mir allein gehört, und für die ich geboren ward; da hält mich keine Schüchternheit ab, mit ihnen zu reden, und die Urſachen ihrer Thaten zu erforſchen, und ihre Humanität macht, daß ſie mir antworten. Vier Stunden lang, die ich ſo zubringe, empfinde ich nicht den mindeſten Ueberdruß, vergeſſe ich allen Kummer, fürchte die Armuth nicht, und ſelbſt der Tod erſchreckt mich nicht; ganz verſenke ich mich in jene. Und wie Dante ſagt: „daß es keine Weisheit giebt ohne das Erkannte zu behalten", ſo habe ich aufgezeichnet, was ich durch ihre Unterhaltung gewonnen habe, und ein Werkchen de principatibus ausgearbeitet, in welchem ich mich ſo tief als möglich in die Betrachtungen dieſes Gegenſtandes verſenke, indem ich unterſuche, was eine fürſtliche Herrſchaft (principato) ſei, wie viele Gattungen es davon giebt, wie ſie erworben, wie ſie aufrecht erhalten werden, wodurch ſie verloren gehn; und wenn Euch je einer meiner wunderlichen Gedanken zugeſagt hat, ſo dürfte Euch dieſer nicht mißfallen. Einem Fürſten, und beſonders einem neuen Fürſten, müßte er ſehr willkommen ſein; deshalb will ich es Sr. Magnificenz dem Julian zueignen. Filippo Caſavecchia hat es geſehn; er kann Euch Nachricht geben von der Sache ſelbſt ſowohl, als auch von den Geſprächen, die ich darüber mit ihm hatte. Indeß vervollſtändige ich es noch fortwährend und feile es aus."

Weiter unten fährt Machiavelli fort:

„Ich habe mit Filippo über mein erwähntes Werkchen geſprochen, ob ich's ihm (nämlich dem Julian Medici), wohl überreichen ſollte, oder nicht; und wenn ich's ihm überreichen ſollte, ob ich's ihm dann ſelbſt bringen, oder ſchicken ſollte. Wenn ich's ihm nicht gebe, muß ich befürchten, daß es von Julian jedenfalls doch geleſen wird und daß dieſer Ardinghelli die Ehre meiner letzten Arbeit davon trüge. Wenn ich's ihm aber gebe, komme ich in die Nothwendigkeit, mich auf alle Weiſe zu beeilen; denn ich gehe zu Grunde und kann es nicht lange ſo treiben, ohne durch meine Armuth verächtlich zu werden. Hernach hätte ich den Wunſch, daß dieſe Herren Medici mir zu thun geben möchten, und wenn ich anfangs Steine wälzen ſollte; denn ich müßte mich ſelbſt bemitleiden, wenn ich mir ſie nicht mit der Zeit gewinnen ſollte. Deshalb, wenn man's läſe, würde ſichtbar werden, daß die funfzehn Jahre, die ich mit dem Studium der Staatskunſt zugebracht habe, von mir weder verſchlafen, noch

verſpielt worden ſind, und es ſollte doch Jedem lieb ſein, Jemand zu ſeinem Dienſt zu haben, der auf Anderer Koſten ſich Erfahrungen geſammelt hat. An meiner Treue braucht Niemand zu zweifeln; ich werde nun nicht lernen, ſie zu brechen; denn wer 43 Jahre redlich und treu befunden worden iſt, wie ich, von dem könnte man doch annehmen, daß er ſeine Natur nicht ändere; von meiner Treue und Redlichkeit aber iſt meine Armuth der Beweis.

Ich wünſchte, daß Ihr mir ſchriebt, was Ihr über dieſe Sache denkt, und ich empfehle mich Euch. Sis felix. Die 10. Decembris 1513."

Dieſer Brief kann keine Zweifel über die Abſichten des Machiavelli bei ſeinem Buche übrig laſſen. Machiavelli wollte eigentlich kein Buch, keine literariſche oder wiſſenſchaftliche Arbeit ſchreiben. Es lag ihm ungemein wenig daran, ein künſtlicher Autor zu werden, und wenn er jetzt auch nach dieſer Seite hin etwas leiſten wollte, ſo fing er gleichzeitig an Komödien zu ſchreiben, wie denn ſeine berühmte Komödie Mandragora entweder zu derſelben Zeit, oder noch einige Monate früher als der Principe, entſtanden war.

In der Abhandlung über den Fürſten wollte Machiavelli nur ein Memoire ſchreiben, wie es bei Bewerbungen um einen Staatsdienſt abgefaßt und eingereicht zu werden pflegt, und worin er offenbar nur ſeine Anſtellungsfähigkeit und ſeine Brauchbarkeit zum Staatsdienſt auch unter den neuen, durch die Medici geſchaffenen politiſchen Verhältniſſen an den Tag legen wollte.

Man kann auch mit Beſtimmtheit annehmen, daß Machiavelli bei ſeiner Abhandlung gar nicht an den Druck dachte, und daß er die Abſicht hegte, dieſelbe ſolle lediglich ein handſchriftlicher Aufſatz zum Gebrauch der Medici bleiben. Man hat auf dieſen Umſtand bisher ſtets zu wenig Gewicht gelegt, aber er beſtätigt ſich auch dadurch, daß der Principe, obwohl ſchon im Jahre 1513 vollendet, erſt 5 Jahre nach dem Tode ſeines Verfaſſers (22. Juni 1527), alſo im Jahre 1532, zum Erſtenmal gedruckt worden iſt [1].

Wir haben es alſo nur mit einem Vortrag zu thun, mit einer Berichterſtattung über die neuen Principien der Gewalt in Italien, wobei ſich Machiavelli gewiſſermaßen wieder im Rath der Fürſten

1 Bayle führt eine Ausgabe von 1515 an; dieſelbe iſt aber in der Bücherwelt apokryphiſch geblieben und wohl von Niemanden mit Augen geſehen worden.

zugelaſſen träumte. Wie ein ächter Staatsdiener, der nur die Sachlage der Verhältniſſe aufnimmt, umzeichnet er in ſeinem Vortrag das Grundweſen der abſolutiſtiſchen Fürſtengewalt, leitet jedoch daraus zugleich die beſtimmteſten Regeln und Maximen für den Fürſten her, wie er die ihm vorliegenden politiſchen Verhältniſſe behandeln und gängeln ſolle, und wie er im Intereſſe der Herrſchaft ſich zu dem Volke, deſſen Bedürfniſſen und Neigungen zu ſtellen habe. Danach modificirt ſich für uns weſentlich der berühmte und oft angeführte Ausſpruch Baco's: daß man dem Machiavelli und ähnlichen Schriftſtellern Dank zu ſagen habe, weil dieſelben offen und unverhüllt darlegen, wie es die Menſchen zu treiben pflegen, nicht aber was ſie etwa thun ſollten[1]! Was an dieſer Auffaſſung des Baco richtig iſt, würden wir mehr in pſychologiſcher Hinſicht gelten laſſen, inſofern dabei der innere Seelenzuſtand, in dem ſich Machiavelli bei Abfaſſung ſeiner Schrift befunden, in die Erwägung treten könnte. Eine Art von Objectivität zu der Lehre des Despotismus, den er in ſeinem Buch gewiſſermaßen innerhalb der Nothwendigkeit ſeiner ganzen Maſchinerie entwickelt, würde dann dem Machiavelli nicht abzuſprechen ſein. Daß er aber den Despotismus (wenn auch aus noch ſo objectiver Anſchauung der politiſchen Verhältniſſe Italiens) gelehrt, und in der Doctrin auch die Anpreiſung einzelner Recepte nicht verſchmäht habe, geht einfach aus der Lecture ſeiner Capitel hervor.

Als ſpecifiſche Tyrannenlehre wurde auch das Buch Machiavelli's ſchon im Jahrhundert ſeines Erſcheinens, wo es eben friſch gebraucht wurde, beurtheilt. Das erſte kritiſche Wort über Machiavelli ſpricht in dieſem Sinne Jean Bodin in ſeinen six livres de republique (1577). Bodin, einer der tiefſten und eigenthümlichſten Geiſter Frankreichs im ſechszehnten Jahrhundert, gehört in die Reihe derjenigen Denker dieſer Epoche, die, wie in Deutſchland Theophraſtus Paracelſus, auf einen univerſalen Zuſammenhang aller Lebenserſcheinungen und auf eine Verjüngung der Geſellſchaft hinarbeiteten, welche ſie damals nur auf der Grundlage eines myſtiſchen Princips erſtreben konnten. Bodin ſtrebte zuerſt nach einer philoſophiſchen Begründung der Politik als Wiſſenſchaft und zwar im

1 Baco, de augmentis scientiarum lib. VII. c. 2. Est itaque quod gratias agamus Machiavello et hujusmodi scriptoribus, qui aperte et indissimulantes proferunt quid homines facere soleant non quid debeant.

Intereſſe einer freiſinnigen und gemäßigten monarchiſchen Richtung, in der er auch als oppoſitionelles Mitglied auf der Ständeverſammlung zu Blois thätig war. Von dieſem Standpunct aus ſucht er auch den Machiavelli abzuweiſen, von dem er freilich mit ziemlicher Wegwerfung nichts Anderes zu ſagen weiß, als daß er die Ränke der Tyrannei zur politiſchen Wiſſenſchaft erhoben, und durch ſein Buch über den Fürſten das ſüße Gift des Despotismus in den Adern Italiens verbreitet habe [1]. Es legt ſich aber darin nur die populaire Anſchauung dar, wie ſie ſchon ſo kurze Zeit nach dem Erſcheinen des Tractats del principe über die Politik Machiavelli's herrſchte, und wobei die öffentliche Meinung in Europa ebenſowenig Notiz von den ſonſtigen tiefumfaſſenden und weitangelegten Intentionen des Machiavelli nahm, als dies der gelehrte Bodin gethan hatte.

Die in neuerer Zeit öfter wiederholte Behauptung, daß Machiavelli's Principe keine allgemeine Lehrſchrift ſei und keine eigentliche politiſche Doctrin enthalte, kann in keiner Weiſe zu etwas führen. Sie ſpricht den Machiavelli weder von der ſchon durch ſeine Zeitgenoſſen gegen ihn vorgebrachten Anklage eines Tyrannenlehrers und Tyrannendieners frei, noch dient ſie zur Aufhellung der Widerſprüche zwiſchen der Richtung des Principe und manchen principiellen Ausführungen in ſeinen andern gleichzeitig entſtandenen Schriften. Wenn Leopold Ranke — in ſeinem bekannten Aufſatz über Machiavelli [2] — ebenfalls hervorhebt, daß der Principe keine allgemeine politiſche Lehre, ſondern nur eine auf den beſtimmten Charakter des Lorenzo von Medici berechnete Darlegung von Maximen enthalten ſolle: ſo iſt dies in letzterer Beziehung inſofern kein zuläſſiger Geſichtspunct, als Machiavelli, wie wir aus ſeinem Brief an Vettori erſehen haben, ſeinen Tractat urſprünglich mit der Abſicht geſchrieben, um ihn dem Julian von Medici zuzueignen, der ſich damals zuerſt an die Spitze der neuen Staatsgeſtaltungen in Florenz geſtellt hatte. Mithin konnte das Buch wenigſtens nicht ausdrücklich auf die perſönliche und politiſche Situation des Lorenzo berechnet ſein. Wenn es aber der einen Perſönlichkeit ebenſogut wie der andern gewidmet ſein konnte, ſo ging daraus hervor, daß das

1 Jean Bodin, Six livres de république in der Vorrede.

2 Leop. Ranke, Zur Kritik neuerer Geſchichtſchreiber (Leipzig und Berlin 1824) S. 194. 200.

Buch eine allgemeine Bedeutung für die ganze damalige Lage Italiens und für alle diejenigen haben mußte, welche in dieſer Lage ſich zu Lenkern und Schöpfern neuer Staatsorganismen machen wollten.

Machiavelli wollte die Inſtructionen für einen neuen Fürſten ſchreiben, wie er ſich denſelben für Italien als nothwendig dachte, und bei deſſen Politik und Unternehmungen er wieder als ſtaatsmänniſches Organ verwandt ſein wollte. Die Zueignung war ſeine Viſitenkarte, mit der er das Buch bei dem rechten Mann abgeben und ſich dadurch zur Beſchäftigung in der neu eröffneten Praxis empfehlen wollte. Der rechte Mann war hier für ihn nur derjenige, der ſich wirklich im Beſitz der Gewalt befand und auf den Stufen derſelben Ausſicht hatte, die Höhen italieniſcher Herrſchaft zu beſchreiten. Als ſich zeigte, daß Julian von Medici dieſer Fürſt nicht ſein würde, warf Machiavelli die Zueignung ſeiner Schrift um, und ſchickte dieſelbe nunmehr mit jenem klangvollen und unterwürfigen Widmungsſchreiben, welches wir vor dem Buche leſen, an dieſen Lorenzo, der damals erſt einundzwanzig Jahre alt war, und obwohl nur unter dem Titel eines Mitgliedes des Rathes, doch jetzt unumſchränktes Oberhaupt der florentiniſchen Republik wurde.

Der Papſt Leo X. trug ſich mit groſſen und umfaſſenden Herrſchaftsplänen für ſeine Familie und für Italien. Sein Bruder Julian und ſein Neffe Lorenzo ſollten die Träger dieſer Pläne ſein, durch welche Leo die Herrſchaft der Medici auf den Höhen Italiens befeſtigen wollte. Entweder beabſichtigte er, den einen zum König von Neapel und den Andern zum Herzog von Mailand zu machen, worauf auch die Aſtrologen in damaliger Zeit die Volkserwartungen hinwendeten[1], oder er wollte ihnen aus neu combinirten Ländergebieten ganz neue italieniſche Reiche bereiten. Dem Julian wurden ſogar Wunder und Weiſſagungen vorgemacht, um ſeine ſchwärmeriſche Seele zu politiſcher Thatkraft zu reizen. Julian war aber, wie ſein Bruder Leo X., mehr ein weichlich zerfloſſener Schöngeiſt und Vergnügling, als daß er die Garantieen eines wirkſamen politiſchen Tha-

1 Sismondi, Hist. des républ. ital. XI. 39, 40. — Roscoe the life and pontificate of Leo X. II. 278. Er citirt dort folgende Stelle aus Leo Vita di Francesco Maria, duce d'Urbino II. 165. „In lui (Giuliano) si discorreva che si fosse per far cadere il regno di Napoli; in lui il Ducato di Ferrara; a lui si procurasse di appropriare Lucca, Siena e Pisa; ed in somma Giuliano pareva che fosse sempre oggetto principale di tutti i pensieri e concetti del Papa."

rakters dargeboten hätte. Die Gefahren der Staatslaufbahn, die sich ihm gleich zu Anfang durch die Capponi'sche Verschwörung so drohend angekündigt, schreckten ihn, und aus eigenem Antrieb zog er es vor, sich zur Ausführung aller politischen Familienpläne ersetzen zu lassen durch seinen Neffen, den wilden und kriegerischen Lorenzo von Medici, der ein Sohn des im Jahre 1494 verbannten Peter von Medici war [1].

Die Seele dieses Lorenzo glühte von Rachegedanken, die er in der Verbannungszeit seiner Familie genährt, und zu dem italienischen Normal-Tyrannen, wie ihn Machiavelli in seine Gedanken gefaßt hatte, war er in der That körperlich wie geistig auf das Vollendetste ausgerüstet. Das Volk sprach öffentlich davon: daß er ein großes italienisches Gesammt-Königreich begründen werde, indem er alles Land zwischen dem tyrrhenischen und adriatischen Meer vereinigen werde [2]. Selbst Ulrich von Hutten glaubte einen König von Toscana in ihm begrüßen zu müssen.

Es war seit so langer Zeit ein volksthümlicher Glauben in Italien gewesen, daß Jemand kommen werde, um das zerfallene und daniedergeworfene Italien mit starker Hand wieder zu vereinigen und wiederherzustellen. In der päpstlichen Hofhaltung Leo's X. wurde ganz offen von solchen Plänen und Mitteln zur künftigen Gestaltung Italiens gesprochen. Was so unverhüllt dalag, konnte der Auffassung eines Machiavelli nicht entgehn. Es war der einzige noch productive Gedanke, der in der italienischen Politik übrig geblieben war, und Machiavelli, der Patriot und Diplomat, begründete eine doppelte Speculation auf ihn. Er wollte auf diesem Wege wieder in die Geschäfte kommen, und zugleich die letzte Möglichkeit einer neuen italienischen Volks- und Staatsentwicklung durch eine kraftvolle und einheitliche Tyrannis fördern.

Die Zueignung des Principe (al Magnifico Lorenzo di Piero de' Medici) ist bei weitem eleganter und sorgfältiger geschrieben, als man dies sonst von der leicht hingeworfenen und fragmentarischen Darstellung, welche in dem Buche selbst durchgeht, sagen kann. Die eigentliche Absicht des Buches wird dahin bezeichnet, dem Mediceer dazu behülflich zu sein, daß er die Größe erreiche, die ihm sowohl

1 Périès histoire de N. Machiavel 208.

2 Jovius, Vita Leonis III. 95. — Ranke, Kritik neuerer Geschichtschreiber 194.

durch das Glück als auch durch ſeine übrigen Eigenſchaften verheißen ſei[1]. Zu dieſem Zweck hat ſich Machiavelli dazu aufgeworfen, „der Fürſten Regierungen durchzugehn und in Regeln zu bringen" (discorrere e regolare i governi de' principi).

Dennoch mochte Lorenzo vielleicht ſich betroffen gefühlt haben über dies verſtändnißreiche und alle Mienen der Tyrannei enthüllende Spiegelbild, welches ihm Machiavelli zugeſandt. Er nahm das Buch an, aber er kümmerte ſich nicht um den Verfaſſer, den er mit Abſicht der Vergeſſenheit zu überlaſſen ſchien, ſowohl ſeine frühern Verdienſte, als ſeine neue Brauchbarkeit ignorirend. Entweder war ihm Alles läſtig, was an die frühere demokratiſche Herrſchaft in Florenz erinnerte und mit ihr zuſammengehangen hatte. Oder er hielt einen Mann zu den Staatsgeſchäften für gefährlich, der in die Geheimniſſe des despotiſchen Regiments faſt zu tief hineingeſchaut, und ſo unbequem werden konnte, wie es die Seher immer in der Wirklichkeit ſind. Lorenzo ſchien ſogar ſeit der Widmung jenes Werkes einen beſondern Widerwillen gegen ihn gefaßt zu haben, und erſt nach dem Tode deſſelben (1519) kam Machiavelli mit den Mediceern in eine etwas lebhaftere Berührung.

5. Die Stellung Machiavelli's zu den Medici nach dem Fürſten-Tractate.

Papſt Leo X., der durchaus gern ſchaffen und organiſiren wollte (wofür oft diejenigen, die ihre Zeit am wenigſten begreifen, die meiſte Leidenſchaft haben), beſchäftigte ſich ſeit einiger Zeit auch mit Reformen, die er dem florentiniſchen Staat geben wollte, zu deſſen Verwaltung er den Cardinal Giulio, einen Baſtard des älteren Julian, beſtellt hatte. Leo veranlaßte den Machiavelli, vielleicht um ihm ein Zeichen ſeines Vertrauens zu geben, zur Abfaſſung einer Denkſchrift über die florentiniſchen Staatszuſtände und deren Reorganiſation. Machiavelli erfüllte dieſen Auftrag, den gleichzeitig mit ihm andere italieniſche Staatsmänner empfingen, durch ſeinen in jeder

1 „Pigli adunque Vostra Magnificenza questo piccolo dono con quello animo che io lo mando; il quale se da quella fia diligentemente considerato e letto, vi conoscerà dentro un estremo mio desiderio, che ella pervenga a quella grandezza che la fortuna, e le altre sue qualità le promettono."

Hinſicht trefflichen Discorso sopra il reformare lo stato di Firenze fatto ad istanza di Papa Leone X. Dieſe Abhandlung, auf deren Bedeutung, namentlich für den politiſchen Charakter Machiavelli's, wir weiter unten eingehen werden, ſucht die diplomatiſche Klugheit der Rathſchläge, die er dem Mediceer ertheilt, mit der größten principiellen Ehrenhaftigkeit zu verbinden. An der Redlichkeit ſeines politiſchen Standpunctes dürfte hier nichts auszuſetzen ſein. Das Beſtreben leuchtet zwar noch durch, den Familienplänen der Mediceer Vorſchub zu leiſten, aber Machiavelli, wie es ſcheint, ſchon gereizt durch die Unempfindlichkeit dieſer Gewalthaber gegen ihn, unternimmt es nicht mehr, das demokratiſche Princip weiter umzubiegen, als es ihm ſeiner eigenen Ueberzeugung gemäß erſcheint.

Machiavelli ſcheint ſich ſeit dieſer Zeit wieder öfter in Florenz ſelbſt aufgehalten zu haben. Er kam dort wieder mit einem neuen Freundeskreis in Verbindung, in dem die ideellen Reſte florentiniſcher Freiheit einen eifrigen Cultus fanden, und der ſich um den Machiavelli als um einen politiſchen und wiſſenſchaftlichen Mittelpunct gruppirte. Dieſer Kreis trefflicher und freigeſinnter Männer verſammelte ſich in den berühmten Gärten des Rucellai, die durch ihre Schönheit in ganz Italien einen Ruf hatten. Bernardo Rucellai, der Großvater des Cosmus, der ſich auch als Geſchichtſchreiber ausgezeichnet, hatte dieſe Gärten geſtiftet, um darin zuerſt die platoniſche Akademie wiederherzuſtellen, welche durch den Tod ſeines Freundes, Lorenzo von Medici des Prächtigen, verwaiſt worden war. In dieſen Gärten hatte Leo Baptiſta Alberti, der zuerſt die künſtleriſche Architektur in Europa wieder begründete, alle Wunder ſeines ſchaffenden Genius offenbart, und die darin angelegten Bosquets und Spaziergänge, welche letztere in der Manier der Griechen mit dichtem Laubgehänge überſchattet waren, empfingen täglich zahlreiche und bedeutende Beſucher, die auch aus der Fremde herbeikamen, um die hier zuſammengebrachten koſtbarſten Kunſtwerke des Alterthums zu ſchauen [1].

Die Söhne des Rucellai hatten aus der platoniſchen Genoſſenſchaft einen erweiterten wiſſenſchaftlichen, künſtleriſchen und politiſchen Kreis gebildet, der jetzt auch den Machiavelli zu ſich heranzog und ihn zu ſeinem Lehrer und Führer in dieſen Zuſammenkünften machte. In dieſem Kreiſe war es noch nicht vergeſſen worden, daß

1 Périès, Hist. de N. Mach. 211.

die Florentiner ſeit der Begründung ihres Staats unter dem Volksregiment gelebt hatten, und man ſchien es hier, wo von den begabteſten Männern mit allen freien Künſten zugleich die tiefſte politiſche und wiſſenſchaftliche Einſicht gepflegt wurde, weniger als anderswo verſchmerzen zu können, daß Florenz, einſt ein Volksſtaat, jetzt in die Hände einer einzigen Familie gefallen ſei.

Ein inniges Freundſchaftsband exiſtirte vornehmlich zwiſchen Machiavelli und dem jungen Coſimo Rucellai, einem bedeutenden, obwohl körperlich verwahrloſten Jüngling, der, von Kindheit an lahm, ſich in einem Rollwagen durch ſeine prächtigen Gärten fahren laſſen mußte. Zu dieſem Bündniß gehörten auch Zanobi Buondelmonti, Lorenzo Strozzi, Jacobo da Diaccето, Luigi Alamanni, die beſtimmt waren, in der italieniſchen Literatur und Kunſt eine hohe Stelle einzunehmen [1].

Dem Coſimo Rucellai und dem Buondelmonti eignete auch Machiavelli ſeine Diſcurſe über den Livius zu, welche in der Form, in der ſie Machiavelli zuletzt abſchloß, aus den in dieſen Gärten gepflogenen politiſchen und ſtaatswiſſenſchaftlichen Unterredungen zwiſchen ihm und ſeinen neuen Freunden entſtanden waren, obwohl Entwurf und theilweiſe Ausarbeitung dieſer eigenthümlichen Tractate ſchon in der verzweifelten Villeggiatur des Machiavelli zu San Caſciano erfolgt war. Machiavelli hatte die erſten zehn Bücher des römiſchen Geſchichtſchreibers zu Anknüpfungen für die weitere Ausführung ſeiner eigenen politiſchen Principien benutzt. Den Jünglingen in den Oricellariſchen Gärten, die ſeine Lehre und ſeine politiſche Direction in einem gewiſſen Zuſammenhang verlangten, glaubte Machiavelli keine beſſere Koſt bieten zu können, als die Weisheit des alten Hiſtorikers und der alten römiſchen Freiheit, an der er die Erwägungen über das moderne politiſche Bedürfniß aufrankte. So entſtanden ihm dieſe ſtaatswiſſenſchaftlichen Fragmente, die oft nur ſehr zufällig mit dem Livius zuſammenhängen, jedoch ein innerlich ſehr ausgearbeitetes und gewiſſermaßen abgerundetes Syſtem einer zuſammenhängenden Staatsanſicht enthalten, durch welche die in dem Fürſten-Tractat mit abſichtlicher Einſeitigkeit und Schroffheit niedergelegten Maximen weſentlich ergänzt und commentirt werden.

Aus dieſen Gärten ging eine neue Verſchwörung gegen die

1 Tiraboschi, Storia della letteratura italian. VI (Edit. Mut. a. 1790) p. 105, 658, 806.

Medici hervor (1522), die unmittelbar aus der geiſtigen Wirkſamkeit, welche Machiavelli hier in dem Kreiſe junger florentiniſcher Demokraten gewonnen, ſich entwickelt zu haben ſcheint. Der Plan der Unternehmung beſtand darin, die Medici von Neuem aus Florenz zu vertreiben und dort das alte republikaniſche Gouvernement wieder herzuſtellen [1]. Die Verſchwörung ward aber vorzeitig entdeckt. Peter Alamanni (der Bruder des Dichters Luigi) und der Dichter Diacceto, welche als die Häupter und Leiter des wahrſcheinlich noch ſehr ideell gebliebenen Unternehmens angeſehen wurden, mußten ihr Leben auf dem Schaffot laſſen. Den übrigen Vorſchworenen gelang die Flucht. Luigi Alamanni fand am Hofe Franz I. eine auch ſeiner Bedeutung als Dichter geltende ausgezeichnete Aufnahme, und Buondelmonti entkam mit Hülfe ſeiner Frau, die ſeine Flucht leitete, in die wilden Gebirgsſchluchten der Garfagnana, wo der Dichter Arioſto, der dort im Dienſte des Herzogs von Ferrara als eine Art von Gouverneur fungirte, ihm eine Freiſtätte bei ſich eröffnete [2]. Alle übrigen Beſucher der Oricellariſchen Gärten ſcheinen in dieſe demokratiſche Verſchwörung mehr oder weniger verwickelt geweſen zu ſein.

Dies waren die neuen Freunde Machiavelli's, welche an ſeinem Munde gehangen und denen er in ſeinen Livianiſchen Unterhaltungen die gediegenen Bilder der alten römiſchen Freiheit und ihrer Einrichtungen zur tiefſten Würdigung, Nacheiferung und Anwendung aufgeſtellt hatte. In ſolchem Kreiſe wirkte Machiavelli, zehn Jahre nachdem er das Buch vom Fürſten in ſeinem Manuſcript vollendet hatte. Daß dies Buch damals noch ein handſchriftliches Geheimniß in den Händen der Familie Medici geweſen, kann man aus der ganzen Stellung entnehmen, in der Machiavelli ſich noch zur italieniſchen Demokratie befand. Das damalige junge Italien ſah in dem Machiavelli (obwohl er bereits die heimliche Blutſchuld des „Principe" auf ſich geladen) noch einen Lehrer und Führer, an deſſen politiſcher

1 Péries, Histoire de N. Machiavel 244.

2 Arioſto ſchien überhaupt dieſen ſpäten Märtyrern der italieniſchen Freiheit ein beſonderes Intereſſe gewidmet zu haben, was dem Hofbeamten Alfons I. beſonders hoch anzurechnen ſein möchte. Im Orlando furioso, Canto XXXVII, stanz. VIII. ſetzt er auch dem Luigi Alamanni (dem Verfaſſer des romantiſchen Epos Girone il Cortese, des didaktiſchen Gedichts la Coltivazione u. ſ. w.) ein Denkmal der Erinnerung.

Weisheit man ſich bilden und zur That ſtärken konnte. Dieſe ſeine neue Stellung in Florenz war ſo offenkundig, daß es ſeltſam geweſen wäre, wenn man ihn nicht wenigſtens als den geiſtigen Veranlaſſer der Alamanni-Buondelmonti'ſchen Verſchwörung hätte betrachten und beſchuldigen ſollen. Wie vertraut er mit Luigi Alamanni und Buondelmonti war, hatte er auch durch die Zueignung ſeines Lebens des Caſtruccio Caſtracani an den Tag gelegt, indem er dieſem Büchlein die Namen der beiden Freunde überſchrieb.

Um ſo mehr muß man ſich wundern, daß Cardinal Giulio, gegen deſſen Leben hauptſächlich jene Verſchwörung gerichtet geweſen, durchaus keinen Verdacht gegen den Machiavelli gehegt zu haben ſcheint, ſondern denſelben vielmehr jetzt immer deutlicher in ſeine Gunſt herübernahm. Es ſcheint im Anfang ein ganz gutes Einvernehmen zwiſchen den Gärten des Rucellai und dem Cardinal Giulio von Medici, dem Repräſentanten der neuen Gewalt in Florenz, beſtanden zu haben. Die florentiniſche Demokratie ſcheint noch auf einen Compromiß mit dem Cardinal gehofft zu haben, dem ſie unter den Medici wegen ſeines milden und fügſamen Charakters das meiſte Vertrauen ſchenkte[1]. Die jungen Dichter und Literaten, deren Haupt Machiavelli jetzt in Florenz geworden war, hatten, wie es ſchien, ein großes Gewicht auf das von ihrem Meiſter verfaßte Memoire über die florentiniſchen Staatsreformen gelegt, und Buondelmonti hatte, wahrſcheinlich gleichzeitig mit dem Machiavelli, ebenfalls eine Schrift über die Reorganiſation der florentiniſchen Zuſtände verfaßt. Dieſe beiden Schriften von Machiavelli und Buondelmonti mögen den Medici gegenüber das Parteiprogramm der noch hoffenden florentiniſchen Jugend geweſen ſein. Der Cardinal mochte wohl anfangs eine Haltung gezeigt haben, als ſei er geneigt, den Compromiß zwiſchen dem mediceiſchen Principat und dem demokratiſchen Princip abzuſchließen und zu einer Wahrheit zu machen. Aber die Jünglinge in den Gärten des Rucellai fühlten ſich bald wohl nur verſpottet von ſeiner ſcheinbaren Nachgiebigkeit gegen ihre Pläne und Hoffnungen,

1 Sismondi, Histoire des républ. ital. XI. 152 giebt dieſe Andeutung, indem er ſich dabei auf das Zeugniß des Nerli ſtützt: „Ils convenoient, que de toute sa famille c'étoit Jules qui avoit apporté le plus de douceur et de mesure dans son administration, et ils préféroient recouvrer leurs droits par un compromis, plutôt que de les lui arracher de force."

und ihre Täuſchung, nachdem ſie dieſelbe erkennen mußten, trieb ſie endlich zu jener revolutionairen Verſchwörung hin[1].

Machiavelli ſchien ſeine Perſon dabei mit großer Vorſicht ſicher geſtellt zu haben. Denn ſein Zuſammenhang mit jener Unternehmung ſeiner nächſten Freunde blieb ſogar unerörtert und brachte ihm jedenfalls keinen Schaden[2]. Die Medici konnten aber aus dem Discurs an Leo X. über die Reform von Florenz genau wiſſen, auf welchem principiellen Boden Machiavelli in dieſer Angelegenheit ſtand, und wie weit er bei einer neuen Geſtaltung des florentiniſchen Staats das demokratiſche Princip der mediceiſchen Familienherrſchaft untergeordnet ſehen wollte. Vor allen Dingen geht er in dieſer Abhandlung davon aus, daß die republikaniſche Form in Florenz aufrecht erhalten werden ſolle, und für dieſe Forderung, die ihm die erſte und unabweislichſte ſcheint, erhebt er hier mit einem gewaltigen Nachdruck ſeine Stimme. Er beginnt ſeine Ausführung mit der Vorausſetzung, daß es nur zwei wahre und haltbare Staatsformen gebe: entweder ein ächtes Principat (entſchiedene Fürſtenherrſchaft) oder eine Republik, die in ihren Parteien ſich darſtelle. Alle anderen Mittelformen ſeien eitel und immer von kürzeſter Dauer. Wo eine große Gleichheit der Bürger urſprünglich herrſche, werde es nur mit der allergrößten Schwierigkeit möglich ſein, ein Principat herzurichten, ſowie man da, wo eine große Ungleichheit der Bürger ſtattfinde, nur mit der allergrößten Schwierigkeit die Republik werde begründen können. Mailand führt er als denjenigen Staat an, der ſeiner ariſtokratiſchen Elemente wegen, die er in ſich beherberge, durchaus des Gegendrucks einer fürſtlichen Herrſchaft bedürfe. Dagegen ſcheint ihm die Einführung eines Principats in Florenz, dem Staat der am meiſten ausgebildeten Gleichheit, ebenſo ſchwierig, als es die künſtliche Einführung der Ungleichheit in den bürgerlichen Zuſtänden ſein würde. Man ſieht, Machiavelli (obwohl er die Kunſt des ausſchließlichen Principats in ſeinem geheim gehaltenen Buche bereits gelehrt hatte) hat doch nicht aufgehört, den principiellen Grundlagen der Völker und ihrer Zuſtände Rechnung zu tragen.

1 So ſtellt Pignotti, Storia della Toscana V. 48. dies merkwürdige Verhältniß dar.

2 Ebeling, Machiavelli's politiſches Syſtem S. 9. bemerkt: „Für Machiavelli hatte dieſe Verſchwörung nur die nachtheilige Folge, daß er in die dunkle Dürftigkeit des Privatlebens zurückkehren mußte.“ Es findet ſich jedoch kein ſicherer Beleg dafür.

Deshalb ruft er mit Lebhaftigkeit aus: eine Fürſtenherrſchaft zu machen, wo eine Republik beſtehen müßte, und eine Republik, wo eine Fürſtenherrſchaft beſtehen müßte, das iſt ein ſchwieriges, unmenſchliches und unwürdiges Ding für Jeden, der für einen rechtlichen und braven Mann gehalten ſein will[1]!

Indeß deutet auch Machiavelli in dieſer Reformſchrift ſofort jenen Compromiß an, welchen die demokratiſche Freiheit von Florenz mit der Autorität der Medici abſchließen könnte. Er weiß und ſpricht es ihm aus, daß Leo den Wunſch hege, ſeine Autorität in Florenz groß und ſtark werden zu laſſen, und die Sicherheit ſeiner Freunde und Anhänger dort zu befeſtigen. Er geſteht Seiner Heiligkeit, daß er darüber eifrig und viel nachgedacht habe, und deshalb bitte, ſich des Reſultats ſeiner Erwägungen zu bedienen und in dieſen die Abſicht ſeiner Dienſtbefliſſenheit erkennen zu wollen.

Die einzelnen Vorſchläge, die Machiavelli darauf für Florenz macht, beweiſen, daß es auch ihm keineswegs um die ſtricte Wiederherſtellung der alten republikaniſchen Formen zu thun iſt. Die Einrichtung eines Senats von 65 Mitgliedern von 45 Jahren ſoll die patriziſche Ordnung mit der prytaniemäßigen Einrichtung der alten Signorie verbinden. In dieſem neuen Körper will er die alten Signoren, die 8 della pratica und die 12 buoni nomini verſchmelzen. An die Stelle der früher beſtandenen Rathskörper ſetzt er ein Conſiglio von 200 Gliedern, die 40 Jahre alt ſein müſſen, und die ebenſo, wie der Senat der fünfundſechszig, ihre Aemter auf Lebensdauer verſehen ſollen. Dieſe beiden Staatskörper ſollen auf dem Wege der Ernennung durch Leo und den Cardinal hervorgehen; nach dem Tode dieſer mediceiſchen Gewalthaber ſoll das Ernennungsrecht wieder an das Volk zurückfallen. Außerdem will aber Machiavelli noch einen Rath von 1000 Mitgliedern, der alle Aemter durch ſeine Wahl beſetzen ſoll, bis auf diejenigen, die zu den beiden vorgenannten Räthen gehören. Wenn die Mediceer todt ſind, ſoll dieſer allgemeine Volksrath die Beſetzung ſämmtlicher Stellen im Staat zu ſeiner Befugniß haben. Für dieſen Zeitpunct ſollen auch noch andere republikaniſche Einrichtungen vorbehalten ſein.

---

1 „Ma perchè fare principato dove starebbe bene republica, e fare republica dove starebbe bene principato, è cosa difficile, e per esser difficile, inumana e indegna di qualunque desidera esser tenuto pietoso e buono.“

Die Abſicht Machiavelli's geht mithin dahin, gewiſſermaßen einen mediceiſchen Ausnahmezuſtand für die Republik einzurichten, in dem das republikaniſche Princip und zugleich die Autorität Leo's und des Cardinals gewahrt bliebe. Dieſe Theilung der demokratiſchen Formen durch die mediceiſche Autorität ſollte eine Uebergangsepoche für die florentiniſchen Zuſtände bilden. Doch feſſelt Machiavelli die Dauer dieſer Epoche ausdrücklich an die Exiſtenz der Medici. Die Stellung, welche er ihnen in Florenz einräumen will, iſt immerhin eine ſehr eigenthümliche und zweifelhafte. Zur Conſtruction einer abſoluten Gewaltherrſchaft reicht ſie nicht aus, und es iſt immer die Spitze einer Republik, welche er dem Thron der Medici anweiſt. Dieſer Gipfel iſt etwas ſchwindelnd, da unten das Thor offen gelaſſen bleibt, durch welches die republikaniſche Volksbewegung jeden Augenblick wieder nachſtürzen kann. In einer ſolchen Verfaſſung würde man ſogar die geheime Aufforderung an jeden wahren Republikaner ſehen können, den Medici nicht länger das Leben zu laſſen, weil erſt nach ihrem Tode die ächte florentiniſche Republik wiedererſtehen könnte. Auf der andern Seite thut Machiavelli durch dieſen Verfaſſungsplan dar, daß er die republikaniſchen Einrichtungen jetzt überhaupt modificirt zu ſehen wünſche. Machiavelli vermißte, wie er dies auch an andern Orten angedeutet[1], in den italieniſchen Republiken die Raſchheit der Executive, und hielt die Autorität Weniger, wenn ſie mit den demokratiſchen Formen organiſch verbunden wird, für geeignet, der Republik eine ſtarke und dauerhafte Lebensäußerung zu geben.

Wenn man es genauer erwägt, will er die Medici nur zu Reformatoren des demokratiſchen Princips in Italien machen. An dieſe Rolle ſie zu feſſeln, ſcheinen ihm die Zuſtände in Florenz weſentlich geeignet. Gegen das Ende dieſer Reformſchrift macht er ihnen mit einem gewiſſen Pathos vorſtellig, wie hoch die Aufgabe eines organiſirenden Reformators ſei, und wie es keine größere Würde und Ehre gebe, als die man freiwillig von dem Vaterlande zuertheilt erhalten habe. In dieſer letzteren Wendung war der demokratiſche Beigeſchmack freilich ſchon ziemlich ſtark. Man kann ſich nicht wundern, wenn die auf etwas ganz Anderes abzielenden Medici es verſchmähten, ſich dieſer Weisheit der Gärten des Rucellai ernſtlich zu bedienen.

1 Discorsi sopra la prima deca di Tito Livio l. 34.

Dies Verhältniß wirft auch ein eigenthümliches Licht auf den politiſchen Standpunct, welcher in den Discurſen über den Livius durchſcheint, und beſondere Sätze aufſtellt, die zu der im „Principe" niedergelegten Doctrin theils im entſchiedenſten Widerſpruch ſtehen, theils dieſelbe ergänzen und berichtigen. Wenn Machiavelli in ſeinem Fürſten-Tractat von der Perſönlichkeit des Herrſchenden ausging, ſo nahm er in den Unterredungen über den Livius ſeinen Ausgangspunct in der Idee des Staates ſelbſt, und in den verſchiedenen Regierungsformen, die er hier mit genauen principiellen Unterſcheidungen behandelt, und wobei er die Entwicklungen des antiken Staatslebens, beſonders aber die Geſchichte Roms, mit tiefſter Einſicht zu Grunde legt.

In den Discorſi finden ſich allerdings zum Theil dieſelben Anſichten über Natur und Charakter des Fürſten wieder wie im „Principe". Machiavelli bringt auch in den Discorſi zunächſt den Betrug und die klug berechnete Gewaltſamkeit als die wirkſamſten Elemente des fürſtlichen Weſens zur Anerkennung. Auch hier ſtützt er von vorn herein die Nothwendigkeit eines ſtarken Herrſchers auf die Schlechtigkeit und Verderbniß der öffentlichen Zuſtände wie auf die Schlechtigkeit der menſchlichen Natur überhaupt. Die ſchneidendſte Stelle findet ſich in dieſer Beziehung im dritten Capitel des erſten Buchs, wo Machiavelli geradezu ſagt: Jeder, der einen Staat gründen und demſelben Geſetze geben will, muß vorausſetzen, daß alle Menſchen bösartig ſind, und daß ſie ohne alle Ausnahme alsbald ihre innere Bösartigkeit auslaſſen werden, ſobald ſie dazu eine günſtige Gelegenheit finden [1].

Der principielle Ausgangspunct, welchen Machiavelli hier nimmt, iſt der Grundſtein der abſolutiſtiſchen Staatswiſſenſchaft: die urſprüngliche Bösartigkeit der menſchlichen Natur. Machiavelli konnte auch in ſeiner Zeit und in den Zuſtänden ſeines Vaterlandes nur die Aufforderung finden, das Grundweſen der menſchlichen Natur für ſchlecht und böſe anzunehmen, und ſo

1 Discorsi I. 3. Come dimostrano tutti coloro che ragionano del vivere civile, e come ne è piena di esempj ogni istoria, è necessario a chi dispone una repubblica ed ordina leggi in quella, presupporre tutti gli uomini essere cattivi, e che gli abbiano sempre ad usare la malignità dell' animo loro, qualunque volta ne abbiano libera occasione. Aehnliche Stellen I. 9 II. 13.

ſpricht er es auch an einer andern Stelle der Discorſi geradezu aus, daß die Mittel, die namentlich ein neuer Fürſt anzuwenden habe, um das Neuerworbene zu behaupten, höchſt grauſam ſeien, und allen chriſtlichen nicht nur, ſondern überhaupt allen menſchlichen Geſetzen widerſtritten, weshalb jeder Menſch lieber als Privatmann leben müßte, denn als König unter ſolchem Ruin der Menſchheit [1].

Zugleich aber ſchüttet Machiavelli in dieſen Livianiſchen Unterhaltungen ſein ganzes Herz aus, wie es in ſeinem Innerſten für das Volk, für die Freiheit und für Italien ſchlägt! Es kommt hier mit der größten Entſchiedenheit die andere moraliſche und menſchliche Seite der Politik zu ihrem Recht, indem Machiavelli, was er am Schluß des „Principe" nur künſtlich und allgemein angedeutet hatte, hier principiell und mit vollſter Hingebung an die Idee der Freiheit ausführt, nämlich: daß auch der Despot ſeinen letzten Zweck immer nur darin haben könne, dem Volke zu helfen und als endliches Werkzeug ſeiner Rettung benutzt zu werden. In den Discorſi führt er es mit der Begeiſterung eines ächten Volksmannes aus, daß die Vereinigung der italieniſchen Völker unter dem Scepter eines ſtarken und mächtigen Fürſten das einzig wirkſame Gegengift gegen die politiſche und menſchliche Corruption in Italien ſei. Am Schluß des „Principe" hatte er dieſe Idee gewiſſermaßen an das Haus Medici adreſſirt, an welches er nach aller politiſchen Inſtructionen, die er ſeinem Fürſten gegeben, zuletzt die Aufforderung richtet, Italien von der Fremdherrſchaft der Barbaren zu befreien und aus ſeiner gewaltſamen Zerſtückelung und Zerriſſenheit zu einem neuen lebensfähigen Organismus zu einigen. Dies iſt die Spitze aller Politik des Machiavelli, die wir uns hier ſchon notiren müſſen.

Machiavelli macht dabei in den Discorſi eine merkwürdige Unterſcheidung zwiſchen dem romaniſchen und germaniſchen Europa. Er erblickt Italien an der Spitze der politiſchen Corruption, von der er auch Frankreich und Spanien bereits bedeutend angefreſſen ſieht. Und wenn in dieſen beiden letzteren

[1] Discorsi I. 26. Sono questi modi crudelissimi, e nimici d'ogni vivere, non solamente christiano, ma umano; e debbegli qualunque uomo fuggire, e volere piuttosto vivere privato, che re con tanta rovina degli uomini.

Ländern noch nicht so große Verwirrungen und Unordnungen wahrgenommen würden, als in Italien jeden Tag entstehen, so liege dies nicht an der innern Tüchtigkeit der Völker Frankreichs und Spaniens, die auch zum guten Theil schon dahin sei, sondern es entspringe daher, weil diese Völker einen König hätten, der sie geeinigt erhielte, nicht bloß durch seine Kraft, sondern auch durch die innere Verfassung jener Königreiche, die noch nicht so verderbt und verfault sei [1]. Von Mailand und Neapel bemerkt er an einer andern Stelle, wie hier die Verderbtheit schon so weit gediehen sei, daß kein Ereigniß irgend einer Art, möchte es auch noch so bedeutend oder gewaltig sein, im Stande sein würde, diese Staaten wieder frei zu machen, wie man dies seit dem Tode des Filippo Visconti gesehen, der die Freiheit in Mailand wiederherstellen wollte, sie aber dort mit aller Anstrengung nicht erhalten konnte [2].

Indem Machiavelli allen romanischen Völkerschaften eine größere oder geringere Verderbtheit (corruzione) zuschreibt, hebt er dagegen merkwürdiger Weise bei den Völkern Deutschlands einen unverletzter gebliebenen Lebenskern mit vieler Vorliebe hervor. Die Illusionen, denen er an dieser Stelle der Discorsi (I. 55) hinsichtlich Deutschlands sich überläßt, können uns freilich nicht anders als im Lichte der wehmüthigsten Komik erscheinen. Machiavelli rühmt den deutschen Völkern nach, daß sie noch durch ihre innere Tüchtigkeit und durch die Religion sich einen Halt gegeben hätten, der in vielen ihrer Staaten die Freiheit befestigt und dieselben stark gegen jede Occupation von Innen oder von Außen gemacht habe. In den Reichen Deutschlands sei noch ein guter Theil von antiker Tüchtigkeit (antica bonta) anzutreffen. Machiavelli träumt noch von einem Deutschland, welches zufrieden sei mit den Gütern, die es in sich trage, mit den Producten seiner Felder und mit der Schaafwolle seiner Heerden. Deutschland habe sich seine Unschuld vor jeder Corruption bewahrt, weil es stets in wenigen Berührungen mit den benachbarten Völkerschaften gestanden, und so habe es die Sitten der Franzosen, Spanier und Italiener nicht annehmen können, von welchen Machiavelli sagt, daß sie zusammengenommen die Verderbniß der Welt sind (le quali nazioni tutte insieme sono la corruttela del mondo). Am seltsamsten ist ein an

1 Discorsi I. 55.
2 Discorsi I. 17.

derer Grund dieſes politiſchen Glücks der Deutſchen, welchen Machiavelli anführt. Dies komme nämlich Alles daher, weil die Deutſchen nicht duldeten, daß bei ihnen ein Bürger als Edelmann lebe, das heißt: (wie Machiavelli zur Erläuterung dieſes Namens hinzufügt) als ein ſolcher, der müßig und ohne etwas zu thun in Ueberfluß von dem Ertrag ſeiner Güter lebe und ſich weder des Ackerbau's noch irgend eines andern nützlichen Geſchäfts befleißige. Denn bei den Deutſchen herrſche die vollkommenſte Gleichheit, ſie ſeien die erklärteſten Feinde aller vornehmen Herren und des Adels, der ihr Land bewohne, und wenn Einer von dieſen ihnen zufällig unter die Hände gerathe, ſo brächten ſie ihn als Urſache aller Verderbniß und als Grund jedes Aergerniſſes erbarmungslos um [1].

Machiavelli bezeichnet die Exiſtenz eines ſolchen müßiggängeriſchen und arbeitsloſen Adels als verderblich für jeden Staat und jedes Land. Am gefährlichſten ſeien aber dieſe Leute noch, wenn ſie auf ihren Schlöſſern ſitzen und über Unterthanen zu gebieten haben. Von dieſer Gattung Menſchen wimmele es in Neapel, im Gebiet von Rom, in der Romagna und in der Lombardei, und deshalb habe es in dieſen Ländern eigentlich niemals einen Staat oder ein politiſches Leben gegeben. Denn dieſe Geſchlechter ſeien überhaupt jeder bürgerlichen Freiheit Feind. Um dieſe Länder zu reorganiſiren — fährt Machiavelli fort — giebt es nur einen einzigen Weg, ein Königreich daraus zu machen. Denn wo der Stoff ſo corrumpirt und entartet iſt, daß die Geſetze nicht mehr ausreichen Ordnung zu ſchaffen, da bedarf es der ſtärkeren Kraft einer königlichen Hand, welche mit abſoluter und übermäßiger Gewalt der übermäßigen Ehrſucht und Verderbniß der Großen einen Zügel umwerfe! Machiavelli kommt hier auch wieder auf die Zuſtände von Florenz zurück. Dort gebe es keinen Burgadel mehr

1 Discorsi I. 55. L'altra cagione è, che quelle repubbliche dove si è mantenuto il vivere politico ed incorrotto, non sopportano che alcun lor cittadino sè sia nè viva ad uso di gentiluomo; anzi mantengono fra loro una pari equalità, ed a quelli signori e gentiluomini che sono in quella provincia, sono inimicissimi; e se per caso alcuni pervengono loro nelle mani, come principj di corruttela e cagione d'ogni scandalo gli ammazzano. E per chiarire questo nome di gentiluomini quale e'sia, dico che gentiluomini sono chiamati quelli, che oziosi vivono dei proventi delle loro possessioni abbondantemente senza avere alcuna cura o di coltivare, o di alcun' altra necessaria fatica a vivere.

und überhaupt nur ſehr wenig Edelleute, und Alles ſei daſelbſt dazu angethan, daß ein kluger und mit der Kenntniß des antiken Bürgerthums begabter Mann leicht ein politiſches Leben in Florenz begründen könne. Aber das Unglück dieſes Staats ſei immer ſo groß geweſen, daß bis zum gegenwärtigen Augenblick nie ein Mann aufgeſtanden, der dies gewollt oder gekonnt [1].

Einen beſtimmteren und deutlicheren Keſſer auf den Standpunct, welchen Machiavelli im Fürſten-Tractat eingenommen, konnte er nicht zurückwerfen, als er an dieſer für ſein ganzes politiſches Syſtem ungemein aufklärenden und gewiſſermaßen fundamentalen Stelle gethan.

Die Grundſätze, welche er in den Discorſi und in den Gärten des Rucellai entwickelt, waren nur die überall bei ihm wiederkehrenden Spitzen der Machiavelliſtiſchen Politik, die nach zwei Seiten hin bewegt werden konnten und nichts als die uralte Dialektik von Abſolutismus und Freiheit waren. Die Medici trauten offenbar dieſem Standpunct nicht und hatten das Manuſcript vom Fürſten, wie es ſchien, mit einem unheimlichen Gefühl bei Seite gelegt. Die Vereinigung von Fuchs und Löwe, die er ihnen darin empfahl, war für ſie wahrſcheinlich eine zu künſtliche Aufgabe [2]. Sie würden den Mann gern gebraucht haben, wenn er eine geringere Ueberlegenheit des Geiſtes gehabt hätte, und wenn ihm nur zu trauen geweſen wäre. Es muß höchſt unbequem ſein, ein Genie als Creatur gebrauchen zu ſollen. Creaturen nimmt man gern aus ganz gemeinem Stoff, oder führt ſie durch irgend eine untergeordnete Bedienſtung auf denſelben zurück. Was war aber mit Machiavelli zu machen? Sein Name hatte bei den Florentinern noch einen guten Klang, und er verlor denſelben erſt, als Giulio wirklich anfing, den Machiavelli zu gebrauchen.

Dies geſchah, nachdem der Cardinal unter dem Namen Clemens VII. den päpſtlichen Stuhl eingenommen hatte. In Folge der diplomatiſchen und kriegeriſchen Verwicklungen, in welche dieſer ſchwankende und zweideutige Papſt mit Kaiſer Karl V. gerathen, war auch Florenz von den kaiſerlichen Heeren bedroht worden. Florenz, das jetzt von Rom aus regiert wurde, war wie ein mediceiſches Landgut geworden, an deſſen Erhaltung aber dem Papſt um ſo mehr

1 Discorsi I. 55.
2 Del Principe c. XVIII.

gelegen war, je weniger er auf einen ſtarken Widerſtand dieſer Stadt gegen das unter der Anführung des Connetable von Bourbon heranrückende kaiſerliche Heer zu rechnen ſchien. Es kam dem Papſt darauf an, Florenz neu zu befeſtigen, und in dieſer Bedrängniß gab er dem Machiavelli den Auftrag, die dazu nöthigen Arbeiten zu leiten und Florenz zu einem feſten Kriegsplatz umzuſchaffen [1].

Machiavelli mußte dazu aus zweierlei Geſichtspuncten beſonders geeignet erſcheinen. Einmal kannte er die Oertlichkeiten der Stadt genau, und dann hatte er in ſeinen Sieben Büchern über die Kriegskunſt (die wir an einer andern Stelle zu betrachten haben werden) die gründlichſte Sachkenntniß aller auf den Krieg und die Befeſtigungskunſt bezüglichen Gegenſtände an den Tag gelegt. Er wird zum Leiter und gewiſſermaßen Unternehmer der neuen Feſtungswerke gemacht, und hat auch die Geldverwendungen dabei zu verwalten. In ſeinen Briefen an Guicciardini klagt er aber über die Sparſamkeit der Geldmittel, welche der Papſt dazu angewieſen. Aus einem dieſer Briefe geht auch hervor, daß er an dieſe Verwendung, die er erhalten, die Hoffnung anknüpfte, man werde ihm jetzt wieder eine dauernde und bedeutendere Stellung geben, durch welche er auch das Schickſal ſeiner zahlreichen Familie verbeſſern könne [2]. Wir haben ſchon oben angedeutet, wie es nicht in der Taktik der Medici liegen konnte, ihm eine ſolche Stellung zu gewähren.

Indeß hat der neue Moment, in dem ſich Italien befindet, wieder die hohen Nationalgefühle des Machiavelli im ſchönſten und edelſten Maaße entzündet. Er richtet an ſeinen Freund Guicciardini in dieſer Zeit die glühendſten Aufforderungen, für die Befreiung Italiens zu wirken, und erinnert daran, daß man in Italien bisher immer nur die Gelegenheiten verſäumt und über dem Abwarten von Zeit und Glück Alles verloren habe. Er ruft ihm zu: Liberate diuturna cura Italiam: extirpate has immanes belluas, quae hominis praeter faciem et vocem nihil habent.

Dieſe Verwicklungen wurden aber verhängnißvoll für die letzten Tage Machiavelli's, und für die Endreſultate ſeines ganzen

---

1 Man vergleiche in Machiavelli's Schriften die Relazione di una visita fatta da Niccolò Macchiavelli, per fortificare Firenze und die Lettera al Imbasciatore (Guicciardini).

2 Périès, Histoire de N. Machiavel 253.

politiſchen Lebens und Wirkens. Er ſollte jetzt die Probe der Stellung machen, die ihn in den letzten Jahren zwiſchen Praxis und Princip hin- und hergeworfen hatte, und an dieſer Probe ſehen wir ihn gerade ſterben. Nach vielen zweideutigen Schwankungen hatte der Papſt Clemens VII. endlich geglaubt, dem kaiſerlichen Heer die Spitze bieten zu müſſen, das den Verbündeten in Italien an Mannszucht und Mitteln weit unterlegen war. Der Connetable von Bourbon wurde von ſeinen eigenen Truppen, die nur dem Inſtinct der Plünderung nachgingen, in wilden und unregelmäßigen Bewegungen hin- und hergezerrt, und, ſtatt ſie zu führen, mußte er ſich von ihnen dorthin treiben laſſen, wo ſie die beſte Beute erſahen. So fürchteten auch die Florentiner, daß die Reihe endlich doch an ihre Stadt kommen möchte, und ſie ſandten deshalb Machiavelli an Guicciardini ab, welcher in Modena die Truppen des Kirchenſtaats befehligte. Francesco Guicciardini, der freiſinnige Staatsmann und Hiſtoriker, deſſen Talent von den Medici unter großen Auszeichnungen erkannt und benutzt wurde, war von Clemens VII. zum Gouverneur der ganzen Romagna, und in dem zwiſchen Karl V. und dem Papſt ausgebrochenen Krieg zum Generallieutenant der römiſchen Truppen ernannt worden. Machiavelli ſtand mit ihm in einem wahrhaften und auf geiſtige Verwandtſchaft gegründeten Freundſchaftsverhältniß, und beide Männer hatten auch in einem edeln Wettkampf um die Palme der italieniſchen Geſchichtſchreibung gerungen.

Der Auftrag Machiavelli's an Guicciardini ging jetzt ohne Zweifel dahin, ihm den gefährlichen und unglücklichen Zuſtand der Stadt Florenz auseinanderzuſetzen, in der es an Geld und Truppen und an einem von dem allgemeinen Vertrauen getragenen Anführer fehlte [1]. Es ſchien, daß Guicciardini in dieſer Angelegenheit nichts Beſtimmtes anzuordnen wußte. Zu Anfang des Jahrs 1527 reiſte Machiavelli zum zweiten Mal zu ihm ab. Offenbar ſollte Guicciardini Alles daran ſetzen, um durch die Truppen der Verbündeten den Feind von Florenz abzuhalten. Es iſt auch möglich, daß Machiavelli den Florentinern über die Bewegungen und Stellungen der päpſtlichen und kaiſerlichen Truppen authentiſche Berichte abſtatten ſollte, wozu um ſo mehr das Bedürfniß vorhanden war, da die verſchiede-

1 In den Werken Machiavelli's: Legazione di N. Machiavelli a Francesco Guicciardini.

nen Parteien im Innern der Stadt die abenteuerlichsten Gerüchte über die eigentlichen Vorgänge ausstreuten [1]. Machiavelli scheint sich auch dieser Aufgabe mit dem glühendsten Eifer unterzogen zu haben, und er wirkte nach beiden Seiten hin ermuthigend und anfeuernd, indem er sowohl seine Mitbürger zu einer kräftigen und würdigen Haltung zu erheben suchte, als er auch von Guicciardini sowohl wie von dem Herzog von Urbino, dem Ober-General der Armee der Ligue, in den vertrauteren Kriegsrath zugelassen wurde. Man ehrte in Machiavelli noch einmal die staatsmännische Erfahrung und den tiefen Weltblick, mit dem er alle Verhältnisse zu durchdringen und zu entscheiden verstand. Machiavelli entfaltete eine rastlose Beweglichkeit, um sich thätig und hülfreich zu zeigen. Es mochte ihn glücklich machen, daß die Florentiner ihn wieder brauchten und daß diejenigen, in deren Händen im gefahrvollsten Augenblick das Schicksal Italiens lag, sich an seine Autorität wandten. Wenn er einer Wiederherstellung seines politischen Charakters bedurfte, so konnte der Moment für ihn nicht günstiger gefallen sein. Es war eine wunderbare Situation für ihn. Fast wäre der Tyrannenlehrer doch noch in der elften Stunde zum Retter Italiens erklärt worden, und er hätte sein vielfach zweifelhaft gewordenes Tagewerk auf den Höhen der italienischen Freiheit beschlossen. Es war aber nur ein trügerischer Abendschimmer, welcher die Stirn des Machiavelli noch einmal umflog, und ihn bald darauf nur um so verzweifelter in den nächtlichen Abgrund seines Lebens versinken ließ.

Die päpstlichen Truppen entbehrten, wie sich immer mehr ergeben, einer wahrhaften militairischen Organisation, und sie waren in ihrem ganz auseinanderfallenden Zustande nur ein wirkungsloses Instrument in den Händen ihrer rathlosen Führer. Der Herzog von Urbino war schon so weit gekommen, sich deshalb an die Schriftgelehrten zu wenden, denn anders kann man es nicht auffassen, wenn ein commandirender General zu einem Staatsmann und Diplomaten geht, um ihn zu bitten, daß er ihm doch ein Regiment nach neuer Theorie einexerciren möchte. Diesen Antrag machte er dem Machiavelli, aus dessen sieben Büchern von der Kriegskunst der Herzog eine hohe Meinung von dem militairischen Talent und Wis-

1 Nach der Darstellung von Varchi, Storia Fiorentina I. 58.

ſen Machiavelli's geſchöpft hatte [1]. Machiavelli lehnte indeß mit richtigem Takt dieſe Gelegenheit ab, aus einem militairiſchen Theoretiker plötzlich zum Praktiker zu werden. Vielleicht ſchien ihm dem drohenden und drängenden Moment gegenüber dieſe raſche Umwandlung aus der Theorie in die Praxis eine zu gewagte. Auch liegt die Vermuthung nahe, daß der Herzog von Urbino, dem man eine geheime Verräther-Rolle an ſeiner eigenen Sache zutraute und der vielleicht durch kaiſerliches Gold beſtochen war [2], den Machiavelli bloß zu dieſer Rolle auserſehen haben mochte, um durch den idealen Theoretiker eine neue Verwirrung in die Reihen des päpſtlichen Heeres bringen zu laſſen.

Indeß leitete ſich der Sturm, welcher Florenz bedroht hatte, auf Rom ab. Die ewige Stadt erlag am 6. Mai 1527 der Eroberung und barbariſchen Verwüſtung der kaiſerlichen Truppen, und erlebte die unter dem Namen des römiſchen Sackes (il sacco di Roma) in die neuere Völkergeſchichte eingezeichnete Schreckenszeit, von der Guicciardini als Augenzeuge eine ſo ergreifende und meiſterhafte Darſtellung lieferte. Kaum aber war dieſer verhängnißvolle Umſchlag eingetreten und Clemens VII. zum Gefangenen auf der Engelsburg gemacht worden, als die Florentiner ſich wie mit einem Schlage erhoben, und, eigentlich ohne jeden gewaltſamen und blutigen Act, das Joch der Mediceer abſchüttelten, um zur Wiederherſtellung ihrer Freiheit zu ſchreiten. Machiavelli befand ſich in dieſem Moment fern von Florenz, und verweilte entweder noch bei Guicciardini oder hielt ſich in den Geſchäften, mit denen er betraut war, an andern Orten auf. Es ſcheint, daß der allgemeine Gedanke, Italien von der Fremdherrſchaft und von ſeinem Untergange zu retten, bei ihm in der letzten Zeit die individuelle Angelegenheit von Florenz und das unglückliche Verhältniß ſeiner Vaterſtadt zu den Medici überragt hatte.

Der nie beſchwichtigte Haß des Volkes gegen die Medici wurde aber jetzt das Triebrad bei dem neuen Umſchwung der Dinge in Florenz. Die Herrſchaft der Medici hatte eigentlich auf dem

1 Das Buch dell' Arte della Guerra war das einzige der Werke Machiavelli's, welches noch bei Lebzeiten des Verfaſſers im Druck erſchienen war (zuerſt 1521), und deshalb damals in Italien allgemein geleſen ſein konnte.

2 Périès, Histoire de N. Machiavel 261

Boden des florentinischen Staats niemals Wurzel geschlagen. Seitdem Clemens VII. Papst geworden, hatte er Florenz zweien Bastarden, dem Hippolyt und Alexander von Medici (von denen der erstere ein natürlicher Sohn des Julian, der andere des Lorenzo war) überlassen. Da sie aber beide noch unreife Knaben waren, so wurde die Verwaltung für sie durch mehrere Prälaten geführt, unter denen namentlich der Bischof Gheri von Pistoja und der Cardinal von Cortona die schädlichsten Einflüsse ausübten. Als Fremde waren sie den florentinischen Gewohnheiten fremd, und trugen durch Uebermuth, Schwelgerei und Gewaltthat Alles zur Verwilderung und gänzlichen Herabdrückung der Zustände bei. Es schien überhaupt darauf abgesehen, Florenz zu entkräften und auszusaugen, das auch zu den von den Medici geführten Kriegen einen großen Theil der Kosten hatte hergeben müssen [1]. Es bedurfte also nur eines einigermaßen günstigen Anstoßes in Florenz, um zu einer Umwandlung der Dinge zu führen, die jetzt namentlich von derjenigen Partei vollbracht wurde, welche sich zwar damit einverstanden erklärt hatte, daß sich die Medici an der Spitze der öffentlichen Gewalt befanden, die aber der unbedingten Herrschaft derselben widerstrebte und die aristokratisch gemäßigte Republik aufrecht erhalten wissen wollte. An der Spitze dieser Partei standen vornehmlich Niccolò Capponi und Filippo Strozzi, und ihr Standpunct war im Grunde derselbe, der von der Gesellschaft in den Gärten des Rucellai und nicht minder von Machiavelli selbst in seiner florentinischen Reformschrift aufgefaßt worden war. Machiavelli war auch der Partei des Capponi ohne Zweifel befreundet, obwohl aus keinem einzigen Zeugniß erhellt, daß er mit den Plänen derselben in Verbindung gestanden oder dieselben auf irgend eine Weise gefördert habe, wie er denn auch in dem Moment ihrer Ausführung entfernt von Florenz war.

Bei der Neugestaltung der Dinge in Florenz wurde Capponi zum Gonfaloniere der Justiz auf ein Jahr ernannt. Er war ein Vermittelungs-Mann und suchte in diesem Sinne auch die verschiedenen Parteien, welche den Boden der Republik spalteten, zu versöhnen. Der Volkshaß gegen die Medici verlangte aber seine Opfer und seine Bacchanalien. Dem Cardinal von Cortona war es noch gelungen, mit den beiden Neffen des Papstes nach Pisa zu entkommen. Bald nach Wiedereinsetzung der demokratischen Regierung

1 Guicciardini, Historia sui temporis lib. XVIII. p. 668. (Ed. Basil. 1566.)

begann aber die Wuth des Volkes gegen Alles, was mit den Medici zusammengehangen, sich zu rächen. Der Namen und die Familienwappen des Papstes wurden von allen öffentlichen Gebäuden herabgerissen, man zerbrach das Standbild Clemens VII., welches soeben erst in der Kirche dell' Annunciata errichtet worden, und confiscirte alle Besitzthümer, welche dem Papst in der Stadt gehörten [1].

Machiavelli war bei den ersten Nachrichten von der neuen Bewegung in Florenz dorthin geeilt. Es konnte ihm nicht anders zu Muthe sein, als daß er dort jetzt die Ernte seines ganzen Lebens halten würde. Für die demokratische Freiheit von Florenz hatte er die Folter der Medici, Verbannung und Armuth gelitten. Er schien nicht darauf gefaßt, daß man ihm seine letzten freundlichen Verhältnisse mit den Medici entgelten lassen würde. Denn der Ertrag der Gunst, die er von ihnen genossen, lag kaum als nennenswerth vor Aller Augen da. Was er aber in den letzten Angelegenheiten für den Papst Clemens gethan, war nur der nationalen Erhebung von ganz Italien gewidmet gewesen, und im Auftrage der Florentiner selbst geschehen.

Machiavelli sah jedoch bei seiner Rückkehr nach Florenz sogleich, daß das florentinische Volk ihn nicht als berechtigten Genossen seiner neuen Freiheit anerkennen wollte, sondern ihn von jeder Theilnahme daran zurückwies. Er fühlte in dem Moment, welcher der größte seines Lebens hätte werden können, den öffentlichen Haß so erdrückend auf sich lasten, daß er demselben erliegen mußte. Dies Ende des Machiavelli war lehrreich und schmerzlich, und wir müssen den Verfasser des „Principe" bei seinem Tode fast wie den Helden einer politischen Tragödie bemitleiden. Das Volk übte Gerechtigkeit an ihm, aber es sprach ihn durch diese Gerechtigkeit zugleich frei von der Verdammung.

Man konnte und wollte ihm jetzt nicht vergeben, daß Er, der bis zum Jahre 1512 der entschiedenste Freund der Freiheit gewesen, seitdem beständig nur Annäherungsversuche an die Medici gemacht, durchaus aber nichts Entschiedenes und Erfolgreiches mehr für die Sache des Volkes gethan habe. Die Einen erinnerten sich daran, daß Machiavelli zur Zeit der Bewegung des Savonarola (und die Partei desselben existirte noch unter dem Namen der Fratesch) diesem

1 Périès, Histoire de N. Machiavel p. 265.

demokratiſchen Propheten nur widerſtrebt und nichts als Worte der Geringſchätzung für ſeinen Fanatismus gehabt habe. Die Andern hatten von einem heimlichen Manuſcript del Principe gehört, und wenn ſie auch den Inhalt deſſelben nicht kannten, ſo reichte es doch hin zu wiſſen, daß Machiavelli daſſelbe einem Medici zugeeignet habe, und die Abſicht, in der dies nur geſchehen ſein konnte, ließ ſich jetzt hinlänglich ausbeuten. Vielleicht circulirten auch einige Abſchriften von dem verhängnißvollen Buch, worauf die Erzählung hinzudeuten ſcheint, daß Machiavelli ſich in der letzten Zeit ſeines Lebens viele Mühe gegeben habe, alle davon vorhandenen Copieen an ſich zu bringen und zu vernichten [1]. Die umherlaufenden Gerüchte hatten aber die Farben nicht geſpart, um den im „Principe" verborgenen Inhalt auf das Grellſte und Fürchterlichſte zu malen. Es hieß damals nach einem ſehr verbreiteten Schlagwort: daß Machiavelli in jenem Buche die Methode gelehrt, wie man den Reichen ihr Geld, den Armen ihre Ehre und beiden die Freiheit nehmen könne [2].

Das Volk erhebt bei neuen Bewegungen, die es nach langer Knechtſchaft unternimmt, gewöhnlich auch den Anſpruch, neue Menſchen als Träger und Führer derſelben zu ſehn. Das Volk will ſich dann nur von Menſchen geleitet ſehn, die gar nicht befleckt von der Vergangenheit ſind, die abgeworfen und überwunden werden ſoll. Es iſt dies eine rührende und zum Theil ſchöne Dummheit, aber zugleich ein großer politiſcher Fehler, an dem in der Regel Kraft und Ziel der vom Volke unternommenen Bewegung ſcheitern. Das Volk wendet ſich dann in dieſem ſeinem Drange nach neuen Menſchen nur den Mittelmäßigen und Schwachen zu, von denen es ſich in ſeinen großen Tagen am liebſten führen läßt. Es mißtraut den Bedeutenden, auch wenn ſie ihm zur Zeit der Knechtſchaft mit der Kraft der Freiheit vorgeleuchtet haben, und zieht es vor, ſich

1 Varchi, Storia Fiorentina lib. IV. — Dieſe Erzählung trägt kein großes Gepräge der Wahrſcheinlichkeit an ſich. Vor dem Druck des Buches über den Fürſten gab es ſchwerlich Abſchriften davon.

2 Varchi, Storia Fiorentina IV. p. 210. ſetzt zur Anführung dieſer Worte hinzu: daß dies eben der Grund geweſen, weshalb der Tod des Machiavelli allen Guten wie allen Schlechten willkommen war. — Varchi, der Zeitgenoſſe des Machiavelli, ſchrieb ſeine Zeitgeſchichte freilich durchgängig im Intereſſe der Medici, die er vielleicht auch von dem Vorwurf der Unerkenntlichkeit gegen Machiavelli freiſprechen wollte.

durch Unbekannte und Unfähige zu einem neuen Untergang fortleiten zu laſſen. Die alten und neuen Demokratieen bieten unzählige Beiſpiele von dieſer Naivetät des Volkswillens dar. So konnte das Florentiniſche Volk den Machiavelli nicht gebrauchen, und gab ſeine alte Secretairſtelle, die neu zu beſetzen war und mit deren Wiedererlangung Machiavelli ganz zufrieden geweſen wäre, lieber einem gewiſſen Giannotti, den kein Menſch gekannt hatte und der weder dem Volke noch dem Staat etwas nützen konnte. Machiavelli, deſſen innerſte Hingebung an die Demokratie nicht bezweifelt werden konnte, würde durch ſein großes ſtaatsmänniſches Organiſationstalent und durch ſeine gar nicht zu erſetzenden politiſchen Erfahrungen der florentiniſchen Staatsbewegung einen dauernden und feſten Abſchluß haben geben können. Und doch geſchah ihm ſein Recht, wenn man ihn jetzt lieber an der Verſchmähung ſterben ließ. Aber es war dies ein Schaden, der auch nicht minder die florentiniſche Republik traf, denn ſie pfuſchte mit den Mitteln und Perſonen, mit denen ſie arbeitete, ihre neue Freiheit doch nur höchſt oberflächlich zuſammen und führte ein Gebäude auf, das keine Dauer gewinnen konnte. Es währte nicht lange, ſo folgte der Wiederherſtellung der Freiheit in Florenz die Aufrichtung der vollſtändigſten und gründlichſten Tyrannei.

Machiavelli's Freunde, unter denen auch Zanobi Buondelmonti und Luigi Alamanni wieder an der Spitze der Bewegung in Florenz ſich befanden, hatten ſich alle Mühe gegeben, ihren Lehrer, deſſen Innerſtes ſie kannten, von Neuem bei dem florentiniſchen Volke in Anſehn und Aufnahme zu bringen. Aber das Volk wollte den Machiavelli nicht. Nach einer ſolchen Probe des ganzen Lebens bleibt nichts übrig als zu ſterben. Der Tod des Machiavelli, der am 22. Juni 1527 erfolgte, wurde ſchon in zeitgenöſſiſchen Berichten dem Schmerz und der Verzweiflung über ſeine geſcheiterte Stellung zugeſchrieben[1]. Zugleich hatte ihn ſein altes Magen Uebel

1 Varchi, Storia Fiorentina lib. IX. p. 210. führt dieſe Auffaſſung auf einen Brief zurück, welchen Buſini unter dem 23. Januar 1549 an ihn geſchrieben. Dieſer Brief findet ſich in der Collectio veterum aliquot monumentorum ad historiam praecipue litterariam pertinentium Arretii 1752. — Varchi hält jedoch dieſe Darſtellung für falſch, obwohl ſie ſich durch die von ihm beigebrachte Notiz, daß Machiavelli früher geſtorben ſei, als Giannotti wirklich für jene Stelle habe ernannt werden können, keineswegs entkräftet ſieht. Die

wieder ergriffen, zu deſſen Bekämpfung er ſich ſeit längerer Zeit der Pillen des Zanobi Bracci bediente, die aber vielmehr eine innerlich zerſtörende Wirkung auf ihn ausgeübt zu haben ſcheinen. Er ſelbſt hielt ſo viel von dieſen Pillen, daß er ſie noch im Jahre 1525 ſehr lebhaft ſeinem Freunde Francesco Guicciardini zum Gebrauch empfohlen hatte [1]. Daß er an dem Uebermaaß des Gebrauchs dieſer Arzenei geſtorben, geht aus einem Schreiben ſeines Sohnes Pietro hervor, welches dieſer an ſeinen Vetter Francesco Nelli, der Profeſſor zu Piſa war, richtete, und worin er das von Machiavelli gegen ſein Unterleibsleiden gebrauchte Mittel geradezu als die Urſache ſeines Todes angiebt [2]. Aus demſelben Schreiben geht auch hervor, daß Machiavelli arm geſtorben und ſeine Familie in der größten Dürftigkeit zurückgelaſſen habe.

Der Lehrer und Syſtematiker der modernen Gewaltpolitik ging alſo ohne jegliche Frucht ſeiner Arbeit hin. Nur der Welt hinterließ er in ſeiner Fürſtenſchrift ein üppiges Vermächtniß, welches der europäiſche Abſolutismus Zins auf Zins anlegte und deſſen Capital ſich ins Unglaubliche vermehrte. Sein Grab, welches er in der Kirche zum heiligen Kreuz in der Gruft ſeiner Familie erhalten, wurde länger als dritthalb Jahrhunderte hindurch von einer faſt ſchmachvollen Vergeſſenheit umgeben. Im Jahre 1787 ließ zuerſt der Großherzog Leopold dem Machiavelli ein Denkmal in Marmor errichten, welches die Muſe der Geſchichte darſtellt, die ſich mit der einen Hand auf ein Medaillon ſtützt, welches das Bruſtbild Machiavelli's umfaßt. Es ſteht in der Kirche zum heiligen Kreuz in Florenz neben den Büſten Galilei's und Michel Angelo's [3].

Darſtellung es Buſini erſchöpft durch ihre innere Wahrhaftigkeit die ganze Situation de Machiavelli.

1 Machiavelli's Briefe an ſeine Freunde, herausg. von H. Leo. Brief vom 17. Auguſt 1525. Das Recept lautet: Aloe patico dr. 1½ Carmandeos 1, Zafferano ½, Mirra eletta ¼, Bettonica ½, Pimpinella ½, Bolo armonico ½.

2 Périès, Histoire de Machiavel p. 269.

3 Périès, Histoire de Machiavel p. 271.

6. Machiavelli's Florentiniſche Geſchichte.

Zu den bedeutendſten Beweisſtücken über die innere und geiſtige Unabhängigkeit, in der ſich das Verhältniß Machiavelli's zu den Medici erhalten, gehört auch ſeine Florentiniſche Geſchichte. Er ſchien es in dieſem Werke darauf abgeſehn zu haben, ein Kunſtwerk der Geſchichtſchreibung zu liefern, und unter dieſem Geſichtspunct macht es in edler und feinbegränzter Arbeit in der That den Anfang moderner kunſtgebildeter Hiſtorik. Auch in dieſer Darſtellung iſt es mehr das hiſtoriſche und politiſche Intereſſe des ganzen Italiens, das er vor Augen hat, und in das er die Entwicklung der florentiniſchen Zuſtände beſtändig hinüberlenkt.

Die italieniſche Hiſtorik hatte überhaupt vorzugsweiſe als florentiniſche Geſchichtſchreibung begonnen. Die Begründer derſelben, Maleſpini, Dino Compagni und Giovanni Villani waren ſämmtlich von der Idee ausgegangen, daß Florenz, die große Tochter der großen Mutter Rom, dazu beſtimmt ſei, das mehr und mehr verfallende und ſeinem Sturz zueilende Rom in ſeiner Weltbedeutung abzulöſen und zu erſetzen. Florenz ſoll Rom werden: dies iſt der Grundgedanke der alten italieniſchen Geſchichtſchreiber, in dem ſie ihr hiſtoriſches Pathos und die wahre begeiſternde Kraft ihrer Darſtellung finden, und dieſer Gedanke, den zuerſt Villani in ſeinem Geſchichtswerk am umfaſſendſten ausgedrückt, war es auch, welcher den Machiavelli bei der Abfaſſung ſeiner florentiniſchen Geſchichte am meiſten geleitet hat, obwohl bei ihm die Idee der politiſchen Weltgröße ſeiner Vaterſtadt ſchon in einem mannigfach gebrochenen Lichte erſcheinen mußte. Dies mag ihn auch von innen heraus gehindert haben, ſeine florentiniſche Geſchichte ganz zu Ende zu bringen.

Machiavelli unternahm es im Auftrage Clemens VII., die Florentiniſche Geſchichte zu ſchreiben, und er begann damit vielleicht zwei Jahre vor der Thronbeſteigung dieſes Papſtes. Clemens veranlaßte ihn zu dieſer Arbeit wahrſcheinlich, um ihm doch einigermaßen zu zeigen, daß er mit ihm zu thun haben wolle, wenn er ihn auch nicht eigentlich in die politiſchen Geſchäfte herübernehmen könne. Es iſt möglich, daß er den Machiavelli damit noch genauer hinſichtlich ſeiner Gedanken über die Familie Medici und ihre Stellung in Italien prüfen wollte. Die Veranlaſſung hatte aber ſo ſehr die Form eines Auftrags, daß dabei in ganz beſtimmter Weiſe von

einem Honorar die Rede gewesen zu sein scheint. Machiavelli vollendete die erste Partie dieser Geschichte, die bis zum Tode Lorenzo's des Prächtigen geht, im Jahre 1525.

Er verstand den ihm gewordenen Auftrag wohl. In der Einleitung sagt er, daß der ursprüngliche Plan seines Werkes eigentlich der gewesen, die Geschichte seines Vaterlandes nur von der Zeit an darzustellen, wo die volksthümliche Herrschaft der Medici in Florenz beginnt. Es überkam ihn aber bei dieser Geschichte von Florenz, die eigentlich eine Hofgeschichte der Mediceer hatte werden sollen, unwillkürlich die höhere und ideale Natur des Historikers, und er setzt sein Hauptthema darein, den Kampf der aristokratischen und demokratischen Parteien in Florenz historisch aufzuklären, und aus den innersten Gründen des florentinischen Staatswesens seit seiner Entstehung zu erforschen. Zu dem Ende beginnt er sein Werk mit der nordischen Völkerwanderung und dem Untergange des abendländischen Kaiserthums, wovon er aber nur einen summarischen Bericht abstattet. Am ausführlichsten behandelt er aber die Partieen, in denen die beständig rivalisirenden Elemente der Volks- und Adelsherrschaft gegeneinanderstoßen, und er sucht hier als Historiker gewissermaßen das vermittelnde Princip beider Staatsmächte, in dem sie sich organisch verbinden und zur vollendetsten politischen Verfassung zusammenschließen könnten.

Seinen Leser selbst erhält Machiavelli beständig auf diesem ideellen Standpunct, auf dem er ihn zur Lösung eines politischen Problems mit fortreißt und ihn immer anregt, über die Grundprincipien des modernen Staatswesens sich zu entscheiden. Die Proömien, mit denen er jedes Buch einleitet, sind oft durchaus geschichts-philosophische Betrachtungen, welche dem ganzen Werk eine ungemeine Würde verleihen. Die ganze politische Geschichtsweisheit des Machiavelli scheint sich oft in diesen Einleitungen zusammenzudrängen. Die Parteistellungen in Rom und Florenz, und ihre Rückwirkung auf den ganzen Organismus dieser Staatskörper, die Colonialverhältnisse in Italien, die natürlichen Wende- und Wandelpuncte der Staatskörper, die Gefahren einer Vernachlässigung der Militair-Disciplin, werden mit meisterhaftem Ueberblick erörtert [1].

Mit der Geschichte der Mediceer selbst macht sich Machiavelli hier nur bis zum Tode Lorenzo's zu thun, und diese ihre

1 Machiavelli, Istorie Fiorentine lib. II. III. IV. V. VI. init.

frühere Periode, in der sie nur erst die Vorbereitungen zur Gründung einer Tyrannenherrschaft treffen, war leichter zu behandeln, ohne dem (schon durch seinen Auftrag) zu einer Rücksicht verpflichteten Geschichtschreiber zu große Opfer auf Kosten der historischen Wahrheit aufzuerlegen. Macchiavelli erscheint hier keineswegs als der begeisterte Lobredner der Medici, wie er sich am Schluß des Principe zeigt. Doch geht er auch wieder leicht und scheinbar gedankenlos darüber hin, wo er die ersten Spuren einer Erschleichung der tyrannischen Gewalt durch die Familie Medici und den ersten Raub an der Freiheit des Vaterlandes hätte mit schneidendem Griffel einzeichnen müssen. Mehrere Glieder der mediceischen Familie tadelt er aber heftig wegen der von ihnen befolgten Politik, und weist die Irrthümer derselben nach, wie er auch die Vorzüge der Gegner der Medici mehrfach in ein gerechtes Licht hebt. Dies zeigt sich namentlich bei seiner Anerkennung Soderini's [1]. Bedeutsam sind auch die Worte eingestreut, welche er den sterbenden Johannes von Medici, den Vater des Cosmo, zu seinen Söhnen sprechen läßt, indem er darin den Quellpunct der Schicksale des Hauses Medici andeuten zu wollen scheint, und alle ihre Mißgeschicke daraus herleitet, weil sie sich nicht innerhalb der Pflichten eines guten und bescheidenen Bürgers begränzt hätten [2]. Mit dem Tode Lorenzo's aber bricht er seine historische Darstellung ab. Von dieser Zeit an, welche Macchiavelli's Gegenwart berührte, würde ihm sowohl die Wahrheit wie die Lüge sauer geworden sein.

Es ist dem Macchiavelli nachgesagt worden, daß er sein Geschichtswerk nicht weiter fortgesetzt habe, weil ihm Clemens VII., nachdem Macchiavelli ihm die erste vollendete Partie überreicht, nur die geringfügige Summe von 100 Ducaten als Honorar dafür überreichen ließ. Aus einem Brief Macchiavelli's an Guicciardini geht jedoch hervor, daß er nach Empfang jener Summe im Gegentheil entschlossen war, mit frischen Kräften weiter zu arbeiten, indem er nun dazu übergehen wolle, „die Fürsten anzuklagen, die Alles gethan hätten, um uns auf den gegenwärtigen Punct zu bringen [3]. Die Verachtung des italienischen Fürstenwesens bildet

1 Macchiavelli, Istorie Fiorentine lib. VII.

2 Istorie Fiorentine lib. IV. V. VII.

3 „Io ebbi quell' augmento infino in cento ducate per l'Istoria. Comincio ora a scrivere di nuovo, e mi sfogo accusando i Principi, che hanno fatto ogni cosa percondurci qui." Brief an Guicciardini.

überhaupt einen Grundzug seiner historischen Darstellung. Alles Unheil Italiens leitet er nur davon her, weil in den Fürsten kein Streben nach ächtem Ruhm gewesen, und in den öffentlichen Dingen keine einzige der Anerkennung werthe Institution geschaffen worden sei. Um dieser Anschauung willen schärft und spitzt er auch stets die Vergleiche, welche er zwischen der antiken und der neueren Zeit Italiens zieht. Man glaubt hier zuweilen aus seinem Munde die starke hochtönende Sprache Dante's zu vernehmen. Nur aus den Thaten und dem Wesen der Fürsten will er es erklärbar finden, daß Italien von Neuem das Opfer der Barbaren geworden, und daß so viel hochedle Völker von so schwachen und schlechtgeführten Kriegerschaaren gezwungen worden seien. Wenn in seiner Darstellung dieses verderbten Zeitalters nicht von der Kraft des Kriegers, von der Weisheit des Herrschers, von der Liebe des Bürgers zu seinem Vaterlande die Rede sein könne: so werde er dagegen klar zu machen suchen, welche Betrügereien und Ränke die Fürsten, die Soldaten und die Lenker der öffentlichen Angelegenheiten angewandt hätten, um das Ansehn zu erlangen, welches sie niemals verdienen konnten. „Denn — ruft Machiavelli hier aus — wenn jene freien Geister der alten Zeit zu ihrer Nacheiferung die Gemüther zu entzünden pflegten, so fordert unser Zeitalter nur dazu auf, solche Beispiele zu fliehen und zu vertilgen." Deshalb meint er auch, daß die Einsicht in dies neuere Verderbniß dem Leser von nicht geringerem Nutzen sein werde, als die ruhmwürdigen Thaten der Alten selbst [1].

An dieser Stelle der Florentinischen Geschichte klingt auf merkwürdige Weise die politische Taktik durch, welche die Freunde des Machiavelli ihm bei dem Buche über den Fürsten beigemessen haben. Es ist dies die Taktik: durch die Offenlegung der fürstlichen Corruption den Organismus der Staaten und Völker zu neuer Gesundheit reizen zu wollen. Daß Machiavelli einen Standpunct dieser Art in seinem Bewußtsein trug, geht aus diesem Prooemium des fünften Buchs seiner Geschichte unwiderleglich hervor. Auf diese Stelle konnte im Grunde Jean Jacques Rousseau seine so oft für bizarr gehaltene Aeußerung über Machiavelli's Fürstenbuch stützen, welches er das „Buch der Republikaner" genannt hat [2].

1 Machiavelli, Istorie Fiorentine lib. V. im Eingang.

2 J. J. Rousseau, Contrat social III. 6. „Le Prince de Machiavel est le livre des républicains." Rousseau giebt bei dieser Gelegenheit, ab

Machiavelli würde es aber auch aus innerlichen Gründen nicht vermocht haben, eine Darſtellung fortzuführen, die ihn offenkundig mit ſeiner ganzen Stellung überwerfen mußte, denn als Politiker konnte er mit der Schlechtigkeit ſeiner Zeit unterhandeln, als Geſchichtſchreiber hätte er nicht zum Verräther an der hiſtoriſchen Thatſache werden können. Dies geht ſchon aus der Art hervor, wie er in ſeinen erſten acht Büchern die Päpſte behandelt, wobei er keineswegs darauf Rückſicht nimmt, daß ein Prälat und ein Medici ihn zum florentiniſchen Hiſtoriker beſtellt hatte. Denn er erſpart dem Papſtthum keineriei Aufzählung des Unheils und öffentlichen Skandals, an dem es ſchuldig geworden, und ſeine Anklage, daß gerade durch die Päpſte die fremden Mächte und Waffen nach Italien gerufen worden ſeien, mußte namentlich auch den Papſt Clemens VII. ſelbſt treffen. Machiavelli führt nicht nur aus, daß die Kraft und Stärke Italiens ſtets von den Päpſten gebrochen worden ſei, ſondern er fügt noch hinzu, daß es fortdauernd die Päpſte ſeien, durch welche Italien geſchwächt und ſeiner Einheit beraubt worden ſei[1]. Mit einem gewiſſen Stolz weiſt auch

weichend von aller traditionellen Kritik über den Machiavelli, demſelben das Zeugniß, daß er ein ehrlicher Mann und ein guter Bürger geweſen (Machiavel etoit un honnete homme et un bon citoyen) und daß er, weil er an das Haus Medici gefeſſelt war, darnach gezwungen worden ſei, in der Unterdrückung ſeines Vaterlandes ſeine Liebe zur Freiheit zu maskiren.

1 Machiavelli, Istorie Fiorentine lib. I. Die Hauptſtellen ſind folgende: „Tutte le guerre che dopo questi tempi furono da' barbari fatte in Italia, furono in maggior parte dai Pontifici causate; e tutti i barbari che quella inondarono, furono il più delle volte da quelli chiamati. Il qual modo di procedere dura ancora in questi nostri tempi; il che ha tenuto e tiene l'Italia disunita ed inferma. Pertanto nel descrivere le cose seguite da questi tempi ai nostri, non si dimostrerà più la rovina dell' Imperio, che è tutto in terra, ma l'augumento de' Pontifici, e di quelle altri principati che dipoi l'Italia infino alla venuta di Carolo VIII. governarono. E vedrassi come i Papi, prima colle censura, dipoi con quelle e con le armi insieme mescolate con le indulgenze erano terribili e venerandi; e come per avere unito mal l'uno e l'altro, l'uno hanno el tutto perduto, dell' altro stanno a discrezione d'altri." — Nur weiter unten, wo er erzählt, daß der Papſt Hadrian V. den Kaiſer Rudolph nach Italien gerufen habe: „Così Pontifici ora per carità della religione ora per loro propria ambizione non cessavano di chiamare in Italia uomini nuovi, e suscitare nuove guerre: e poichè egline avevano fatto potente un Principe, se ne pentivano, e cercavano la sua rovina; nè permettevano che quella provincia, la quale per loro debolezza non potevano possedere, altri la possedesse."

Machiavelli darauf hin, daß Italien immer darin vorangegangen sei, sich dem Uebermuth des päpstlichen Wesens entgegenzustellen und dasselbe einem scharfen und gerechten Urtheil zu unterwerfen. Bei dem Papst Alexander III. hebt er hervor, daß, obwohl derselbe bei den auswärtigen Fürsten großes Ansehn genossen, er es doch nicht dahin habe bringen können, daß ihm das römische Volk gehorchte, denn er habe von demselben auf keine Weise erlangen können, daß es ihn in Rom aufnahm, obwohl er das ausdrückliche Versprechen abgelegt, sich nur mit den kirchlichen Angelegenheiten beschäftigen zu wollen. Von der Schmach, welche dieser Papst dem König von England, Heinrich II. auflud (wegen der Ermordung des Thomas Becket) sagt Machiavelli: daß sich der König einer solchen Demüthigung unterzogen, „die heut nicht einmal ein Privatmann auf sich nehmen würde [1]." Nicht minder geißelt er die weltliche Ehrsucht der Päpste, und ihr Bestreben, ihren Anverwandten erbliche Würden und Principate zu stiften, die aber nie von langer Dauer gewesen. Der Herrschsucht der Päpste schreibt er es vornehmlich zu, daß das Papstthum allmählig alle Gewalt verloren habe und jeder Kraft ledig geworden sei [2]. So scharf und ohne alle Illusionen wurde in Italien von denen, die dem päpstlichen Wesen am nächsten standen, dasselbe stets gewürdigt. —

Die Entwürfe und Zettel, welche Machiavelli für eine Fortsetzung seiner florentinischen Geschichten hinterlassen, wiesen allerdings darauf hin, daß ein neuntes Buch derselben schon vollständig angelegt war. Es ist jedoch wahrscheinlicher, daß dies die Aufzeichnungen waren, aus denen Machiavelli später die Denkwürdigkeiten seiner Zeit zusammenstellen wollte, von denen er in seinen Briefen spricht. Guicciardini, mit dem Machiavelli vielfach über seine eigene historische Arbeit verhandelt, wurde der Erbe dieser Papiere, und benutzte sie, natürlich so weit die Standpuncte beider Männer übereingingen, in seinem großen Geschichtswerk. Guicciardini war kein Freund der demokratischen Regierungsformen und er schrieb auch nicht im Sinne derselben die „Geschichte Italiens", aber seine Darstellung maaß mit einer darüberstehenden staatsmännischen und politischen Gerechtigkeit die Thatsachen wie

1 Machiavelli, Istorie Fiorentine lib. I. Vgl. Hume History of England I. ch. VIII.

2 Istorie Fiorentine lib. I.

die Perſönlichkeiten ab. So ſchonte auch Guicciardini in ſeiner Geſchichte keineswegs die beiden mediceiſchen Päpſte Leo X. und Clemens VII., ſeine perſönlichen Gönner und Wohlthäter, welche, obwohl er ſie in gemilderten Umriſſen zeichnet, doch auch den Spruch der hiſtoriſchen Wahrheit an ſich vollziehen laſſen müſſen. Ueberhaupt wurde Guicciardini's Darſtellung der römiſchen Hofverhältniſſe dadurch merkwürdig, daß er die Kirchenfürſten Rom's ſchon unter einen rein politiſchen Geſichtspunct ſtellte und ihre Fehler wie die Mißbräuche ihrer Macht von dem Standpunct einer allgemeinen Staatsanſicht aus beurtheilte.

Dies waren immerhin große Uebereinſtimmungen der Standpuncte zwiſchen Guicciardini und Machiavelli, doch war es wünſchenswerth, daß Machiavelli's hinterlaſſene Notizen wieder zu ihrer ſelbſtändigen Geltung kamen, wie dies durch ihre neuere Auffindung und Zuſammenſtellung in geordneter Auswahl geſchehen iſt[1]. Man gewinnt aus ihnen erneuerten Anlaß, Machiavelli als den eigentlichen Meiſter ſeiner Zeit zu erkennen, der alle Pulsſchläge des öffentlichen Lebens in ſich fühlen und bemeſſen konnte. Wenn Alles um ihn her geſund geweſen wäre, würde man ihn ſelbſt als die politiſche Normal-Natur haben anerkennen und benutzen müſſen.

In der Literatur wird Machiavelli's Geſchichte immer als ein Meiſterwerk des hiſtoriſchen Stils anerkannt bleiben. Sowohl das ganze dramatiſche Gefüge der Darſtellung iſt bewundernswerth und von höchſtem Eindruck, als er auch die Kunſt der alten Hiſtoriker, die hiſtoriſchen Hauptperſonen in ausführlichen Reden auftreten zu laſſen, ſich ungemein glücklich angeeignet hat[2]. Machiavelli erſcheint uns in dieſer Arbeit überhaupt als Fortbildner der antiken Geſchichtſchreibung auf modernem Grunde. Wenn man ihm mehr getraut hätte, würde man ſchon zu ſeiner Zeit gefunden haben, daß er mit dem ſcharfen welt- und zeitverachtenden Blick des Tacitus die von ihm dargeſtellten Zuſtände gemeiſtert hat. Doch mildert er

1 Machiavelli's hiſtoriſche Fragmente, herausgegeben von Heinrich Leo. Hannover 1828.

2 Ranke, Zur Kritik neuerer Geſchichtſchreiber 185, vergleicht den Stil der florentiniſchen Geſchichte, um deſſen bewußten künſtleriſchen Charakter darzuthun, mit der Behandlung in den Legationsberichten. — Gervinus, hiſtoriſche Schriften I. 163 flgd. giebt eine treffliche und gründliche Analyſe der Machiavelli'ſchen Hiſtorie.

dieſen ſcharf geätzten Grund dann auch wieder durch herodoteiſche Weichheit und Fülle. —

7. Die politiſchen Ausgangspuncte im Fürſten-Tractat.

Das erſte Capitel des Buches del principe handelt von den verſchiedenen Herrſchaftsformen (principati) und von der Art, wie ſie erworben werden können.

Machiavelli beginnt ſeine Ausführung mit dem entſchiedenen Gegenſatz zwiſchen Fürſtenherrſchaft und Volksfreiheit. Er geht hier ſogleich von dem Gedanken aus, daß das Principat und die Freiheit zwei durchaus entgegengeſetzte Dinge ſind, die ſich gar nicht miteinander vereinigen laſſen. Man wird hier verſucht, ſofort an die Stelle des Tacitus im Agricola zu denken, der ſeine unumwundene Kürze wohl nie ſchneidender an den Tag gelegt hat, als durch jene einfache Gegenüberſtellung von Fürſtenherrſchaft und Freiheit, die er ganz unvereinbare Dinge nennt[1]. In dieſer Gegenüberſtellung drückt ſich zunächſt die einfache Anſicht antiker Staatsbildung aus, welche ſich zu einem Miſchſyſtem, in dem die Fürſtenherrſchaft mit der Volksfreiheit verſchmelzen oder concurriren muß, nicht bequemen kann, und dieſen Vermittelungsproceß, welchen die moderne politiſche Reflexion in dem conſtitutionellen Weſen eingeſchlagen, nicht bei ſich ausfindig zu machen oder über ſich zu gewinnen vermocht hat.

Machiavelli ging in der Conſtruction ſeines „Fürſten" überhaupt von antiken Staatsanſchauungen aus, wie er ja in dem Brief an Vettori die Entſtehungsgeſchichte ſeines Buches zunächſt auf antike Studien zurückgeführt hat. Die alte Welt hatte den Gegenſatz von fürſtlicher Gewalt und Volksherrſchaft am ſchärfſten und reinſten ausgebildet, und dieſe Spitzen waren es, mit denen

1 Tacit. Agricol. c. 3. I. Res dissociabiles, principatum et libertatem. — Die Commentatoren des Machiavelli, namentlich Amelot de la Houssaye, führen hier überhaupt viele Belegſtellen aus dem Tacitus an, in denen er in derſelben Auffaſſung, mit der Machiavelli beginnt, Königthum und Freiheit als zwei grundverſchiedene Begriffe und Lebensformen gegen überſtellt und auch hiſtoriſch auseinanderfallen läßt, beſonders Annal. I. 1, 1. Romam a principio Reges habuere, libertatem L. Brutus instituit. — Histor. IV. 64, 5. Haud facile libertas et domini miscentur.

Machiavelli operiren mußte, wenn er mit ſeiner Darſtellung überhaupt eine beſtimmte Wirkung erzielen wollte.

Er beginnt mit dem Anſchein, eine gründliche Staatslehre ſchreiben zu wollen und verſteckt dabei zuerſt ſeine Abſichten in die hohen Falten der ſtaatstheoretiſchen Doctrin. Aber es fällt ihm für ſeinen Zweck wohlweislich nicht ein, auf den natürlichen Urſprung aller Staatsformen zurückzugehen, und das Naturrecht und den Geſellſchaftsvertrag als die erſten Grundformen alles Staatslebens der Völker ins Auge zu faſſen. Machiavelli geht, wie der epiſche Dichter, gewiſſermaßen in medias res, und nimmt den Beſtand der politiſchen Corruption auf, wie er dieſelbe in ſeiner Zeit vorfindet, indem es darnach bloß ein Spiel des Zufalls zu ſein ſcheint, ob ein Volk frei iſt oder unter einem Fürſten ſich befindet.

Die Abſicht ſeines Tractats ſcheint von vorn herein, uns in die Geheimniſſe der Fürſtenherrſchaft, in die Myſterien der Tyrannei einzuführen, und dazu erwähnt er nur ganz flüchtig des Gegenſatzes zwiſchen Republik und Fürſtenthum, beſchreibt aber ſofort näher den ganzen Organismus, in welchem ſich ein Principat oder Fürſtenthum darzuſtellen oder zu bewegen hat. Das eigenthümliche Merkmal dieſes Organismus findet er beſonders in dem dynaſtiſchen Element, indem die Herrſchaft längere Zeit hindurch bei einer und derſelben Familie ſteht, und in der Erblichkeit dieſer Herrſchaft. Den erblichen und erblich erworbenen Fürſtenthümern ſtellt er hier ſchon zu Anfang die neuen gegenüber, die entweder ganz neu entſtanden ſind oder aus der Zuſammenfügung verſchiedener Territorialglieder hervorgehen. Durch die Waffen Anderer oder durch die eigenen, durch Glück oder durch Verdienſt, werden ſolche neue Herrſchaften begründet. Machiavelli ſpielt hier gleich mit großer Unbefangenheit das Hauptſtichwort ſeiner Politik und ſeines Syſtems aus: nämlich die Begründung einer neuen Herrſchaft. Denn dies iſt der Punct, von dem aus ſich die ganze Maſchinerie der Machiavelliſtiſchen Politik in Bewegung ſetzt [1].

1 Principe c. 1. Tutti gli stati, tutti i dominj, che hanno avuto ed hanno imperio sopra gli uomini, sono stati e sono o repubbliche o principati. I principati sono o ereditarj, de' quali il sangue del loro signore ne sia stato lungo tempo principe, o e' sono nuovi. I nuovi o sono nuovi tutti, come fu Milano a Francesco Sforza, o e' sono come membri aggiunti allo stato ereditario del principe che gli acquista, come è il regno di Napoli al re di Spagna. Sono questi do-

Er bleibt zunächſt bei den erblichen Fürſtenthümern (principati ereditarj) ſtehen. Daß er aber die Gewalt einer herrſchenden Familie nicht organiſch mit dem Begriff der Freiheit ſelbſt zu vereinigen weiß, ſondern den Fürſten und die Freiheit ſofort in einem unlösbaren Gegenſatz zu einander auffaßt, iſt gewiſſermaßen von vorn herein eine beleidigende Perſpective für das Weſen und die Beſtimmung eines Fürſten. Dieſe Beleidigung hat unter den neueren Fürſten vornehmlich Friedrich der Große in ſeinem Anti-Machiavel herausgefunden, und dieſer preußiſche König iſt es, welcher zuerſt den von Machiavelli hier indirect hingeworfenen Fehdehandſchuh mit ſeinem Tact aufgehoben hat [1].

Friedrich der Große ſagt in dem erſten Capitel ſeiner Schrift, worin er dies erſte Capitel des Machiavelli commentirt, ſehr richtig, daß Machiavelli, ehe er vom Unterſchied der Regierungsformen geſprochen, nothwendig auf den Urſprung der Fürſten (origine des princes) hätte eingehen, und die Gründe erörtern müſſen, welche freie Menſchen bewegen können, ſich ſelbſt einen Herrn zu geben.

Es hat wohl kaum jemals ein Fürſt ein beſſeres Gewiſſen und eine größere Zuverſicht zu ſich ſelbſt an den Tag gelegt, als Friedrich der Große durch dieſe Provocation auf den naturrechtlichen Urſprung der fürſtlichen Gewalt.

---

minj così acquistati o consueti a vivere sotto un principe, o usi ad esser liberi; ed acquistansi o con le armi di altri o con le proprie, o per fortuna o per virtù.

1 Die neue berliner Ausgabe der Oeuvres de Frédéric le Grand Tom. VIII. (Oeuvres philosophiques Tom. I.) hat den Anti-Machiavel glücklicher Weiſe nach der erſten und urſprünglichen Ausgabe des van Duren zum Wiederabdruck gebracht, wodurch die armſeligen Voltaire'ſchen Correcturen und Milderungen, von welchen die ſpäteren Ausgaben entſtellt wurden (zum Theil allerdings nach dem Wunſche des ängſtlich gewordenen Königs), wieder aus ihrer Geltung zurücktreten. Jene erſte Ausgabe, der mehrere ungemein kräftige und auch für die Politik Friedrichs des Großen charakteriſtiſche Schlagſtellen eigenthümlich ſind, erſchien bekanntlich unter Beihülfe Voltaire's unter dem Titel: L'Antimachiavel, ou Examen du Prince de Machiavel, avec des notes historiques et politiques. A la Haye, chez Jean van Duren 1740. Vgl. den Vorbericht zu der neuen Ausgabe des Anti-Machiavell (Oeuvres philosoph. I. p. XIII.) Dieſe Ausgabe liefert auch in demſelben Band die Réfutation du Prince de Machiavel zum Erſtenmal nach einem vollſtändigen und genauen Manuſcript des Königs (mit Ausnahme des fehlenden zweiten Capitels).

Friedrich der Große konnte ſich bekanntlich in der Theorie an dem Gedanken, daß der Fürſt nur der erſte Diener und Unterthan des Staats ſei, und er machte dieſen mit einer gewiſſen Liebhaberei von ihm ausgemalten Standpunct auch ſofort zur Widerlegung des Machiavelli geltend [1]. Er wirft ihm demgemäß entgegen: daß die Völker es zu ihrer eignen Ruhe und Erhaltung für nöthig befunden hätten, Richter, Beſchützer und Oberherren zu haben, weshalb ſie gleich Anfangs unter ſich diejenigen erwählt hätten, welche ſie für die Klügſten, die Billigſten, die Uneigennützigſten und die Tapferſten gehalten, um ſie zu regieren. Gerechtigkeit und Volkswohlfahrt ſeien daher das Einzige, worauf ein Fürſt ſein Augenmerk zu richten habe, denn er ſei keineswegs ein unumſchränkter Herr der Völker, die unter ſeiner Botmäßigkeit ſtehen, er ſei unter ihnen nichts Anderes als ihr oberſter Richter.

Zum Schluß ſeines erſten Capitels gegen Machiavelli ſagt Friedrich der Große noch: „Es giebt nur drei rechtmäßige (legitimes) Arten, um Herr eines Landes zu werden: entweder durch die Erbfolge, oder durch die Wahl des dazu berechtigten Volks, oder wenn man durch einen gerecht unternommenen Krieg dem Feinde einige Provinzen durch Eroberung abnimmt."

Es iſt in hohem Grade bemerkenswerth, daß Friedrich der Große durchaus auf ein ſittliches und natürliches Princip für die Entſtehung der fürſtlichen Gewalt zurückgehen will und daß er ſich auch in der Politik, wie er in der Religion gethan, gewiſſermaßen als Rationaliſt bewährt. Denn es fällt ihm nicht ein, das Königthum aus einer myſtiſch-religiöſen Idee oder aus dem territorialen Princip des Grundeigenthums entſtehen zu laſſen, worin die neueren abſolutiſtiſchen Staatsrechtslehrer, namentlich in Deutſchland, die weſentlichſten und heiligſten Quellen

1 In dem Essai sur les formes du gouvernement et les devoirs du souverain (Oeuvres posthumes VI. 41. 60.) befinden ſich die klaſſiſchen Stellen der Bekenntniſſe Friedrichs des Großen über die beſchränkte Geltung der fürſtlichen Gewalt: *Qu'on s'imprime bien que la conservation des lois fut l'unique raison qui engagéat les hommes à se donner des supérieurs, puisque c'est la vraie origine de la souveraineté. Le magistrat était le premier serviteur de l'état. — — Le souverain n'est que le premier serviteur de l'état, obligé d'agir avec probité, avec sagesse et avec un entier désintéressément, comme si à chaque moment il devait rendre compte de son administration à ses concitoyens.*

der Gewalt aufgefunden haben. Der große König von Preußen bewies dadurch zugleich, wie ihn die Ideen der Revolution bereits angehaucht hatten.

Für Machiavelli lag es aber hier durchaus nicht in seiner Aufgabe, sich um das, was Friedrich der Große von ihm verlangte, nämlich um die Entstehung der fürstlichen Gewalt aus der Entschließung und dem Zugeständniß freier Menschen, zu bekümmern. Für den Politiker der fürstlichen Gewalt, die er bloß in Handlung und in Scene setzen wollte, konnte die naturrechtliche Begründung des Staats an dieser Stelle ganz und gar kein Interesse haben.

Nur die revolutionnaire Politik ist zugleich metaphysisch, d. h. sie geht auf den Naturgrund des Staats zurück und sucht in den ursprünglichen Ideen der Gesellschaft die bestehenden Zustände aufzulösen.

Die Politik der reinen Gewalt ist dagegen unendlich praktisch. Wie die Volkspolitik auf den Naturzustand zurückdrängt, von dem sie freilich immer nur ganz allgemeine und höchst unbestimmte Vorstellungen hat, so appellirt die Gewaltpolitik beständig an die politische Corruption, deren Zustände sie genau erkennen und mathematisch veranschlagen kann, worin eben der Vortheil aller Gewalt und ihre größere Aussicht auf den Sieg beruht. Es kommt in der Gewaltpolitik immer nur darauf an, factische Zustände zu behaupten, und die Macht der ursprünglichen Ideen der Gesellschaft dadurch zu kürzen.

Die eigentliche Regierungs- und Herrscherkunst, wie sie Machiavelli in seinem „Fürsten" lehren will, besteht auch nicht darin, nach den Ideen oder aus den Ideen heraus zu regieren und zu herrschen. Die durch sich und um ihrer selbst willen herrschende Gewalt ist der Egoismus der Ideenlosigkeit. Es giebt aber einen Egoismus starker und in Rohheit großer Menschen, dem sich die Leute der Ideen oft genug unterordnen müssen, an den sich die Ideen anklammern müssen, um nur nebenher noch zu einiger Geltung in der Welt zu gelangen. Denn es ist merkwürdig, daß die Ideen immer nur nebenher in der Geschichte behandelt zu werden scheinen und gewissermaßen das Aschenbrödel in der Weltgeschichte spielen müssen. Aber dies ist nur ein wunderbarer Schein, welcher durch die ganze Entwicklung des Menschengeschlechts geht. Nachdem die Ideen lange bei der Gewalt um ihre Existenz gebettelt zu haben

ſcheinen, ſind ſie es doch zuletzt, welche Alles entſcheiden und der Gewalt immer noch zur rechten Zeit den Stuhl vor die Thür ſetzen.

Wir haben ſchon früher die Frage erwogen: wie Machiavelli, indem er in ſeinem Fürſtenbuch die unbedingte und conſequente Befeſtigung der herrſchenden Gewalt, und zwar rein um ihrer ſelbſt willen, lehrt und anräth, dabei zugleich die ewigen Ideen der Geſellſchaft und des Staats im Hintergrunde ſeiner Gedanken feſtgehalten, und wiefern er damit auf den einſtigen Untergang der Gewalt durch die Ideen ſpeculirt haben möchte. Es iſt in dieſer Beziehung noch bemerkenswerth, daß Jean Jacques Rouſſeau, der Syſtematiker der reinen Volkspolitik, in ſeinem Capitel über die Monarchie[1] die Perſon des Herrſchenden oder des Königs gerade unter denſelben Grundbedingungen auffaßt, auf welche Machiavelli das Ideal ſeines Fürſten hinweiſt. Rouſſeau ſagt: die Könige wollen immer abſolut ſein, und man rufe ihnen dann beſtändig zu, das beſte Mittel es zu ſein beruhe darin, ſich von ihren Völkern lieben zu laſſen. Dieſe Maxime ſei ſehr ſchön und auch in gewiſſer Hinſicht wahr, aber unglücklicher Weiſe habe man ſich an den Höfen noch immer über dieſe Doctrin moquirt. Die beſten Könige — ſetzt Rouſſeau hinzu — wünſchen nur böſe und niederträchtig ſein zu können, ſoviel es ihnen beliebt, und dabei die Herrſchaft zu bewahren; ein politiſcher Prediger mag ihnen immerhin verſprechen, daß die Gewalt des Volkes auch die ihrige ſei und daß ihr größtes Intereſſe darin beſtehe, ihr Volk zahlreich, blühend und gefürchtet zu machen; die Fürſten wiſſen ſehr wohl, daß dies nicht wahr iſt. Ihr perſönliches Intereſſe iſt vor allen Dingen, daß ihr Volk ſchwach und erbärmlich ſei, und daß es ihnen niemals widerſtehen könne. Hier verweiſt Rouſſeau zu ſeiner Beſtätigung auf die Politik Samuels unter den Hebräern, und auf die Lehren, welche Machiavelli den Königen und den Völkern zugleich gegeben habe.

Die rein praktiſche Gewaltherrſchaft aber, wie ſie Machiavelli ohne Rückſicht auf die Moral lehren will, kann immer nur in der allgemeinen Verderbniß der öffentlichen Zuſtände ihre Stelle finden und auf dieſelbe ſich begründen. Dazu giebt Machiavelli mit allem Ernſt und auf eine durchaus unzweideutige Weiſe die

1 Rousseau, Contrat social III. 6.

Anleitung und die Theorie. Denn die abſolute Gewalt, wie ſie in ihrem innerſten Weſen geſetzlos iſt, iſt auch ideenlos, und befindet ſich darin in einem beſtändigen Widerſpruch mit der urſprünglichen Einſetzung der Staatsgewalten, die immer und überall nur aus den ewigen Ideen der menſchlichen Geſellſchaft heraus aufgerichtet worden ſind.

8. Das Syſtem der Eroberungs-Politik.

Machiavelli handelt in ſeinem zweiten Capitel nur ganz flüchtig von den „erblichen Fürſtenthümern". In dieſen erblichen, an den Stamm ihrer Fürſten gewöhnten Staaten giebt es, wie Machiavelli hier ſagt, weit geringere Schwierigkeiten, ſie zu behaupten, als in den „neuen", weil es dort ſchon genug ſei, daß man ſeiner Vorgänger Ordnung nicht überſchreite, und dann Schritt mit den Umſtänden halte. Dergeſtalt werde ſich ein ſolcher Fürſt, wenn er nur ein ganz gewöhnliches Geſchick hat (ordinaria industria), immer in ſeinem Staate behaupten, es müßte ihn denn eine außerordentliche und übergewaltige Macht darum bringen, und wär' er auch ſchon darum gebracht, werde er ihn durch das geringſte Unglück des Eroberers wiedererlangen.

Machiavelli ſchildert hier die in ruhigen Geleiſen der Ueberlieferung feſtgeſeſſenen Zuſtände der Völker und Staaten, in denen das als ein Heiligthum feſtgehaltene Princip der Erblichkeit alle Verhältniſſe und Ideen beherrſcht und bedeckt, und die Zeit gewiſſermaßen den Punct nicht findet, auf dem ſie die alten und vielverwurzelten Traditionen von Beſitz und Recht durchbrechen kann. Solche Staatspetrefacten, die gar keine Veränderung mehr in ſich zu erleiden ſcheinen, hat es zu allen Zeiten gegeben, und man hat oft die Höhe der ſtabilen und conſervativen Principien darin erblickt. Dieſen alten Landesherren, welche durch das Geſetz der Gewohnheit regieren, weiß Machiavelli weiter keine Lehre zu geben, und ſie ſind es nicht, welche in den Begriff des von ihm aufzuſtellenden Principe fallen. Der „Fürſt", deſſen Gewalt er conſtruiren, deſſen Wirkſamkeit und Herrſchaft er ſyſtematiſch begründen und ausbilden will, dieſer Fürſt iſt der neue Fürſt (nuovo principe), den er ſofort in ſeinem dritten Capitel vor uns in Action treten läßt.

Dies Capitel iſt überſchrieben von den gemiſchten Fürſtenthümern (de' principati misti), worunter Machiavelli vornehmlich diejenigen verſteht, wo ein Land durch Eroberung und Kriege mit neuen Ländermaſſen verbunden und zu einem neuen Organismus vereinigt wird.

Der neue Fürſt aber, auf deſſen Bildung und Stellung er ſeine Lehren verwendet, iſt ein Emporkömmling und Eroberer zugleich, der mit dem Glück und der Stärke der Waffen, durch die er geſiegt hat, im Begriff ſteht, ſich einen neuen und großen Länder-Complex zu gründen, auf dem er zugleich als Geſetzgeber und als kriegeriſcher Reformator auftritt. An dieſe neue Stellung, die damals in Italien allerdings von umfaſſender Bedeutung für das geſammte Nationalleben und ſeine Wiedervereinigung zu werden verſprach, knüpft Machiavelli ſeine eigenthümliche Fürſten-Pädagogik an, an der wir ſogleich die entſchiedene und ganz bewußt vorhandene Kluft zwiſchen Moral und Politik anſtaunen müſſen.

Machiavelli entwickelt hier in raſchen Zügen die Geheimniſſe der Eroberungs-Politik[1]. Er leiht dieſer Politik

1 Prine. c. 3. — Dico pertanto, che questi stati, i quali acquistandosi si aggiungono a uno stato antico di quello che acquista, o sono della medesima provincia e della medesima lingua, o non sono. Quando e' siano, è facilità grande a tenerli, massime quando non siano usi a vivere liberi; e a possederli sicuramente basta avere spenta la linea del principe che li dominava; perchè nelle altre cose, mantenendosi loro le condizioni vecchie, e non vi essendo disformità di costumi, gli uomini si vivono quietamente, come si è visto che ha fatto la Brettagna, la Borgogna, la Guascogna e la Normandia, che tanto tempo sono state con Francia. — — — L'altro migliore rimedio è mandare colonie in uno o in due luoghi, che siano quasi compedi di quello stato; perchè è necessario o far questo, o tenervi assai gente d'armi e fanterie. Nelle colonie non ispende molto il principe, o senza sua spesa, o poca, ve le manda e tiene, e solamente offende coloro, a chi toglie i campi e le case per darle ai nuovi abitatori, che sono una minima parte di quello stato; e quelli che egli offende, rimanendo dispersi e poveri, non gli possono mai nuocere; e tutti gli altri rimangono da una parte non offesi, e per questo si quietano facilmente, dall' altra paurosi di non errare, per timore che non intervenisse a loro come a quelli che sono stati spogliati. — — Per il che si ha a notare, *che gli uomini si debbono o vezzeggiare o spegnere*, perchè si vendicano delle leggieri offese, delle gravi non possono; sicchè l'offesa che si fa all' uomo deve essere in modo, che la non tema la vendetta.

zunächſt das ganze Rüſtzeug des modernen Jeſuitismus, wie ihn ſoeben die Kirche zu erfinden im Begriff war, den ſie als revolutionnairen Kämpfer und Agenten für ihre alte Weltherrſchaft gebrauchen wollte. Machiavelli war auf denſelben Gedanken um einige Decennien früher gekommen als die Kirche. Der Machiavellismus wurde der politiſche Jeſuitismus, durch den es in Italien nur noch möglich ſchien, den Beſtand des nationalen Staatslebens zu retten, ſowie die Kirche durch dieſelbe Maſchinerie den Beſtand ihrer Organiſation wie ihrer Principherrſchaft retten wollte. Die Erfindung des Jeſuitismus bewies ſowohl für die Kirche wie für den Staat die große Mühe, welche ſich die Menſchen und Völker von jeher mit der Verderbniß gegeben haben. Der Zerfall ängſtigt ſie, aber ſie fürchten ſich vor der Kraft der neuen Ideen mehr, als vor ihrer eigenen Schwäche. Mit der Verderbniß ein künſtliches Experiment zu machen, dies wurde das Programm des neuen Jeſuitismus. In dem großen Scheidungsproceß der legitimen und revolutionnairen Principien, der im Jahrhundert der Revolution in ganz Europa ſich vollbringt, beſteht die Klugheit und Selbſthülfe der Gewalt auf geiſtlichem wie auf weltlichem Gebiet darin, der Revolution die Mittel und die Kunſtgriffe abzulernen und in der Form der revolutionnairen Agitation das Legitimitätsprincip neu zu ſichern.

Der Beſtand des nationalen Staatslebens, für den Machiavelli in allen ſeinen übrigen Schriften auftritt, befand ſich aber nicht auf gleicher Stufe mit dem Beſtand der kirchlichen Organiſation. Die letztere war von Machiavelli und der italieniſchen Volkspartei als unrettbar und der nationalen Geſtaltung Italiens feindſelig aufgegeben worden. Der kirchliche Jeſuitismus wurde aber dazu erfunden, die römiſche Hierarchie gerade in ihrem feindſeligen Widerſpruch mit den Zeit- und Volksideen aufrecht zu erhalten und ſie mitten durch dieſelben unangefochten und ſicher hindurch zu geleiten. Darin unterſchied ſich Machiavelli's politiſches Syſtem. Er wollte durch daſſelbe nicht die Ideen verfälſchen und abhalten, ſondern auf dem Grund und Boden derſelben bleibt er in allen ſeinen gleichzeitigen und ſpätern Schriften ſtehen. Aber er ſtattete ſeinen „neuen Fürſten", den er lediglich auf die Eroberung und auf die militairiſche Reorganiſation von Ländermaſſen verweiſt, zugleich mit allen revolutionnairen Eigenſchaften und Mitteln aus, und dadurch ordnete er ihn wieder dem ideellen Pro-

zeß unter, der mit jeder revolutionnairen Bewegung unzertrennlich verbunden iſt.

Alle Arten von Rechtsverletzungen gruppirt Machiavelli seinem „Fürſten" zu einem feſten Syſtem. Er empfiehlt ihm (c. 3.), in den eroberten und neu erworbenen Ländern das Geſchlecht der alten Fürſten ſogleich zu vertilgen, dem einen Theil ſeiner Bevölkerung ihre Felder und Häuſer zu nehmen, um ſie den neuen Bewohnern zu geben, und die er dadurch in ihrem Beſitz kränkt, gleich durch völlige Armuth und Vertreibung unſchädlich zu machen. Als entſcheidende Grundmaxime dieſer Politik ſpricht er es gleich ganz offenherzig aus: daß man den Menſchen entweder ſchmeicheln oder ſie gründlich verderben müſſe!

Die Politik erſcheint hier ſo rein abgetrennt von dem Moralſtandpunct, daß es dabei gar nicht auf die Unterſuchung ankommt, ob dieſe politiſche Handlungsweiſe mit den Geſetzen der Moral zuſammenfalle. Man könnte faſt ſagen, daß es der Standpunct eines rein wiſſenſchaftlichen Experimentators iſt, auf den ſich dieſe Politik ſtellt, ſowie der Naturforſcher ohne Rückſicht auf den Schmerz und die Zerſtörung ein lebendiges Thier zerſchneidet, um dadurch zur Aufſtellung ſeines wahren Organismus zu gelangen. Der italieniſche Nationalcharakter, der im Machiavelli ganz normal ausgeprägt lag, trug Vieles dazu bei, dieſe Politik der Falſchheit und der Grauſamkeit als eine achtunggebietende einzubürgern und ihr das erſte Anrecht auf die Organiſation der Zeit einzuräumen. Auch für die Beurtheilung der Laſter wie der Tugenden ſind die Ausgangspuncte der Nationen und der Zeiten verſchieden. Dem pragmatiſchen Charakter des Italieners gilt überall nur das Ziel und der Erfolg. Der Italiener iſt gewohnt, in allen Verhältniſſen ſeines Lebens ſchnell und verſteckt zu handeln, und in der geſchickteſten Intrigue die größte Ehre ſeiner Handlungsweiſe in Anſpruch zu nehmen. Nach dieſem individuellen Maaßſtab geſtaltet ſich ihm auch ſein Held, den er bewundern, dem er folgen ſoll. Er findet ſich am meiſten in der Lage, in der Größe des Verbrechens, des Betruges, des Mordes die perſönliche Größe ſelbſt anzuerkennen. So mißt er die Handlung, die That gewiſſermaßen nach ihrer quantitativen Beſchaffenheit, nach dem Umfang ihrer Dimenſionen. Wäre dies nicht eine italieniſche National-Anſchauung, die im ganzen Volke für berechtigt gegolten, ſo hätten nicht ſo blutige und laſtervolle Geſtalten, wie

Cäſar Borgia, Caſtruccio Caſtraccani, Franz Sforza, eine ſo allgemeine Bedeutung und Wirkſamkeit in Italien erlangen können. Nach dieſen Männern, die auf ſolchem Grunde nationaler Lebensanſchauung ganz naturgemäß emporgewachſen waren, hatte auch Machiavelli ſeine politiſchen Lebensſtudien gemacht. Wir werden ſpäter die Urbilder ſeiner praktiſchen Politik näher ins Auge zu faſſen haben.

Wie man auf einem anderen Bildungsgebiet der modernen Welt Poeſie und Moral als zwei gänzlich voneinander getrennte und durchaus nichts miteinander gemein habende Sphären geſchieden, ſo hatte man zuerſt in Italien auf eine ganz ſyſtematiſche Weiſe die Trennung von Politik und Moral vollbracht. Auch hierin liegt ein Schlüſſel für den eigenthümlichen Standpunct, auf den Machiavelli ſich in ſeiner Fürſtenlehre ſtellen konnte. Dieſer Standpunct hat viel mit der dramatiſchen Kunſt gemein, der Machiavelli in einer andern Sphäre ſeines Geiſtes mit Vorliebe angehörte. Der „Principe" trägt überhaupt in vieler Hinſicht ein dramaturgiſches Gepräge. Es iſt mehr vom Einſtudiren einer Rolle, als von einer zuſammenhängenden Doctrin die Rede. Die Anerkennung des Böſewichts in der Tragödie vertheilt ſich aber auf die ganze Fabel des Stücks. Er dient am Ende nothwendig dazu, die Idee des Ganzen hervorbringen zu helfen.

Die Idee des Ganzen iſt aber in Machiavelli's Politik immer die Einheit Italiens, und dieſelbe erſcheint auch als das einzige Ziel der von ihm gelehrten Eroberungs-Politik, deren Katechismus eigentlich das Buch del Principe iſt. Dabei hat Machiavelli dieſe ganz beſondere Species von Fürſten vor Augen, welche er auch mit dem ſpecifiſchen Kunſtausdruck ſeiner Lehre die „neuen Fürſten" nennt. —

9. Die Politik der kriegeriſchen Reorganiſation.

Machiavelli's Buch erſcheint auch darin als ein großes welthiſtoriſches Symptom, daß es zuerſt den Gedanken ſyſtematiſch aufſtellt, wie das nationale Einheitsbedürfniß, welches in verderbten politiſchen Zuſtänden ſich immer am dringendſten bei einem Volke geltend macht, nur auf dem Wege einer kraftvollen Eroberungspolitik von Oben herab befriedigt und gelöſt werden

könne. Dieſe Anſicht gehört allerdings der Corruption aller öffentlichen Nationalzuſtände an, ſie bezeichnet aber diejenigen Wendungen, welche in der Geſchichte eines entwickelungsreichen Volkes immer eintreten werden und die in den Beſtrebungen um die Einheit Italiens eine ebenſo große Rolle geſpielt haben, als ſie ſpäter in der Geſchichte der Einheit Deutſchlands die eigentlich entſcheidenden Bewegungspuncte bildeten.

Die politiſche Zerfahrenheit Italiens, für deren einheitliche Wiederzuſammenfügung Machiavelli einen ſtarken Tyrannen und einen erobernden Reformator ſuchte, wird überhaupt mit der uralten Zerſplitterung Deutſchlands und mit ſeinen neueſten Einheitskämpfen vielfach in Vergleich geſtellt werden können.

Machiavelli ſtattete ſeinen neuen Fürſten, welcher eben dieſer mit dem Schwert reorganiſirende Held der Zeit iſt, zugleich mit allen Eigenſchaften und Mitteln der Revolution aus, wie wir dies im dritten Capitel des „Principe" geſehen. Er lehrte ihn gewiſſermaßen die Anarchie ſyſtematiſch betreiben, und dies iſt eigentlich der Höhepunct der Taktik, auf den der erobernde Fürſt, der mit den Waffen in der Hand große und neue Gebiete gründen oder alte durch umfaſſende Ausrundungen und Reorganiſationen ergänzen will, hinauszutreten hat. Den Volksrevolutionen wird gewöhnlich die Anarchie, die von ihnen unzertrennlich iſt, als das eigentliche Muttermaal ihrer Schande angerechnet, und die Revolutionen, die das Volk macht, ſterben auch gewöhnlich an den Umarmungen dieſer ihrer Mutter, der Anarchie. Die Volksrevolutionen haben noch keinen Machiavelli gefunden, der ſie das Syſtem der Anarchie und die Weisheit der Umwälzungen gelehrt hätte. Die Revolution, welche an den Naturgrund der Dinge appelliren will, hat es bisher noch immer verſchmäht, vom Jeſuitismus das aufzunehmen, was der Jeſuitismus ſehr bereitwillig von der Revolution aufgenommen hat. Inſofern giebt es von Hauſe aus nichts Ehrlicheres als eine Revolution. Der in neuerer Zeit erfundene paſſive Widerſtand war aber ſchon eine Entartung der naturrechtlichen Mittel der Revolution, und der Anfang, einen Machiavellismus der Revolution ſyſtematiſch zu begründen.

Die Anarchie von Oben herab fand frühzeitig ihre Lehrmeiſter und Syſtematiker, und man kann allerdings nicht anders ſagen,

als daß Machiavelli aus Patriotismus und nationaler Speculation zur Entwerfung dieſer Theorie gelangte. Die Geburt neuer Lebenszuſtände wird immer eine chaotiſche ſein, und wie das Chaos den feſten Ordnungen der ganzen Schöpfung vorangeht, ſo iſt es das elementariſche Reich der Gewalt, in welchem allein verdorbene Zuſtände wieder zu einer geſunden und ihrer Natur entſprechenden Erneuerung geführt werden können.

In Italien gab es zur Zeit des Machiavelli keine gültigen Normen für Verfaſſung und Rechtsweſen mehr. Die demokratiſchen wie die ariſtokratiſchen Formen hatten die innere Kraft der Conſtituirung verloren, und die in dieſen Formen liegenden Ideen konnten der dazwiſchen zertheilten und zerfleiſchten Nation nicht mehr die Grundlage zu einer ſicheren Feſtſtellung ihrer Exiſtenz gewähren. Der Verdorbenheit der Ariſtokratie und ihrer Ordnungsgefährlichkeit, welche ſich namentlich auf den romaniſchen Gebieten in offnen Aufſtänden und Tumulten aller Art gezeigt hatte, hielt die Entartung des republikaniſchen Lebens in den übrigen Theilen Italiens vollkommen das Gleichgewicht. Die Aufrichtung einer umfaſſenden und einheitlichen Autorität mußte dagegen als ein Volksbedürfniß ſelbſt erſcheinen und in ſolchen Zeiten der allgemeinen Gefahr giebt es dann nur das monarchiſche Princip, zu dem immer wieder zurückgegriffen werden muß, und deſſen alte ſchöpferiſche Bedeutung man dann wieder anzuerkennen geneigt iſt.

In der antiken Staatswelt iſt es dann die Dictatur, welche ſogar mit der Natur republikaniſcher Einrichtungen und mit der Idee der Freiheit ſich ganz verträglich erweiſt. Das monarchiſche Princip in der modernen Welt begründet ſich auch weſentlich auf die Theorie der Dictatur, in der Alle gewiſſermaßen auf der Flucht vor ſich ſelbſt ſich unter den Einen retten und dieſer Eine dadurch die Kraft Aller in ſich concentrirt, wodurch er die Willkür ſeines Einzelweſens allmählig zu der umfaſſenden Bedeutung einer Idee ſteigert. Die moderne Welt, in der ſich Alles ideell verknüpfen muß, hat überhaupt nicht umhin gekonnt, der Gewalt ſofort eine Idee zu ſubſtituiren, worin ſie ſo weit fortging, dem Despotismus ſogar eine religiöſe Begründung und Entſtehung zu geben.

Die Lehre von der Göttlichkeit der abſoluten Gewalt bezeichnet den Gipfel dieſes Idealismus der modernen Welt, ſchließt aber zugleich die revolutionnairen Wendepuncte, welche der neueren Geſchichte überhaupt grundthümlich eigen ſind, recht eigentlich in

ſich. Denn die ächt moderne Dialektik zwiſchen Gewalt und Idee iſt eine ſehr gefährliche für das aus ſich ſelbſt zu entnehmende Fortbeſtehen der Gewalt. Die moderne Welt iſt darin von Hauſe aus unendlich freiheitliebend und geiſtiger Unabhängigkeit voll, daß ſie das Bedürfniß gehabt hat, die Gewalt immer auf eine Idee zu ſtützen. Es entſteht ihr aber dabei auch wieder von Zeit zu Zeit das Bedürfniß, die Gewalt in der Idee aufzulöſen, und dies iſt der revolutionnaire Grundcharakter aller neueren Geſchichte.

Machiavelli conſtruirte die fürſtliche Gewalt in ſeiner Zeit auf der neuen Grundlage einer nationalen Eroberungs-Politik, durch welche er allein noch einen Rettungsweg für die Einheit Italiens und für den nationalen Fortbeſtand ſeines der Fremdenherrſchaft verfallenen Volkes ſah. Wir haben uns vorher im Zuſammenhang dieſer Ideen unwillkürlich an die Einheit Deutſchlands erinnert, in der ſich auch bei den neueſten Geſtaltungsverſuchen derſelben ſeit dem Jahre 1848 dieſelben Symptome durchgeſpielt haben, welche die Geſchichte der italieniſchen National-Einheit zur Zeit des Machiavelli und bis in die neueſte heutige Epoche herein bezeichneten, und die in der Politik des Machiavelli gerade den Hauptgeſichtspunct ausmachten. Die deutſche Nationalverſammlung in Frankfurt, nachdem ſie über die Conſtituirung der deutſchen Einheit ſich in den verſchiedenſten Parteiſtellungen und in manchen unnatürlichen Coalitionen der Standpuncte umhergeworfen, konnte zuletzt keinen praktiſcheren Gedanken finden, als den der deutſchen Kaiſerwürde, durch welche ſie aber in der That eine Dictatur der deutſchen Einheit aufzurichten beabſichtigte. Denn dies wurde die eigentlich praktiſche Spitze der in Frankfurt beſchloſſenen deutſchen Nationalverfaſſung vom 28. März 1849, daß die Ausführung der Einheit Deutſchlands, wie ſie auch immer principiell und in den Grundrechten feſtgeſtellt ſein mochte, nur durch die geſtaltende Kraft der preußiſchen Kaiſerwürde möglich ſein werde. Die deutſche Kaiſerwürde Preußens war aber in dieſer Idee und in dieſer Abſicht nichts als die Anweiſung auf eine nationale Eroberungspolitik. Es lag darin das Zugeſtändniß, welches auch Machiavelli dem Verfall des Volkes wie der Ideen-Verwirrung ſeiner Zeit machen mußte, daß nämlich die nationale Einheit als ein reales Gebilde nur auf dem Wege der Eroberung geſtaltet werden könne. Der König von Preußen weigerte ſich perſönlich, dieſe nationale Eroberungspolitik, zu welcher die deutſche Einheits-

ſache werden mußte, in die Hand zu nehmen. Er hatte die ganz richtige Erkenntniß, daß man ihm in der Scheide der Kaiſerwürde das Schwert in die Hand drückte, welches ſchon Machiavelli ſeinem neuen Fürſten für die Reorganiſation Italiens unbedingt überantwortet hatte. Es war dies in der That ein ungeheurer Moment der deutſchen und preußiſchen Geſchichte. Das deutſche Volk griff aller Orten mit einem merkwürdigen Inſtinct nach dieſer Idee. Die Idee der Nationaleinheit ſelbſt hatte unſer Volk im Frühling 1848 keineswegs reif in ſich ausgetragen, ſondern unter den Stürmen dieſes Jahres war ihm auch dieſes große Blatt von dem Baum der deutſchen Geſchichte wieder zugeweht worden. Eine zerriſſene und mit ſich überworfene Nation kann aber nie aus ſich ſelbſt heraus einheitlich geſtaltet werden, und am allerwenigſten taugt dazu das republikaniſche Princip, welches darum auch Machiavelli, der in ſeinem innerſten Weſen durch und durch Republikaner blieb, doch für ſeine Zeit theils verließ, theils modificirte.

Die Nationen erneuern und reorganiſiren ſich überhaupt nie aus ihrer eigenen Maſſe heraus, ſondern nur durch die ſchöpferiſche Kraft eines Einzelnen, dem es gegeben iſt, den Verjüngungsact zu beherrſchen und in ſeinen nothwendigen Ausdruck zu richten. Dies ſind die großen Chancen, welche für das monarchiſche Princip von Zeit zu Zeit immer wieder in der Geſchichte und unter den Völkern hervortreten, und wodurch daſſelbe auf allen Wendepuncten der modernen revolutionnairen Welt ebenſo in Frage getreten als ſich von Neuem geltend zu machen gewußt hat. Im Frühling 1849 erhob ſich das deutſche Volk in mehreren Gegenden mit Gewalt, um ſeine angeſtammten Landesherren zu zwingen, dem König von Preußen das ausſchließliche Mandat der deutſchen Einheit zu überlaſſen, was nur ſoviel heißen konnte, als zu Gunſten des deutſchen Nationalkaiſerthums die Particular-Souverainetäten für erobert und beſeitigt zu erklären. Obwohl man nur den Geiſt der Revolution in dieſer Richtung des deutſchen Volksgeiſtes geſehen, ſo hätte man doch auch ebenſo ſehr eine Anerkennung des monarchiſchen Princips und ſeiner höchſten plaſtiſchen Machtoffenbarung daraus entnehmen können. Der Identificirung der Einheitspolitik und Eroberungspolitik konnte Preußen freilich auch auf ſeinen nachfolgenden Wegen, die es in der Conſtituirung Deutſchlands durch das Bündniß vom 26. Mai betrat, nicht entgehn. Jetzt waren es Oeſterreich und die ihm ſich verbündenden deutſchen Cabinette, welche in

dem, was Preußen unter deutſcher Einheit wollte und bezweckte, nur die Tendenzen der Eroberung und der Machtvergrößerung erblickten.

Zu dieſer Vergleichung neueſter Zuſtände mußte uns die Politik des Machiavelli um ſo mehr hinabführen, als dieſe die Fundamentalpolitik für alle Situationen iſt, in denen es ſich um verderbte und auseinandergefallene Nationalzuſtände handelt, und in denen das Volk ſich ſelbſt nicht mehr helfen kann. Es tritt dann die Politik der kriegeriſchen Reorganiſation ein, in der die Momente der Eroberung und der Wiedergeburt, der Einheit und des Zwanges zuſammenfallen müſſen. Einen ſolchen zwingenden Geſtalter, einen ſolchen militairiſchen Plaſtiker wollte der große, ſein Volk tief durchſchauende Machiavelli aus ſeinem neuen Fürſten machen.

10. Die Idee des National-Kaiſerthums.

Die Idee eines Volkskaiſerthums war in Italien ſchon zu Dante's Zeiten lebendig und populair geweſen. Was der Dichter Dante mit ſeinem Kaiſer Heinrich von Lützelburg gewollt, war dem Machiavelli allerdings noch in ſeinen innerſten Gedanken lebendig, als er ſeinen „neuen Fürſten" in die verhängnißvolle Lehre nahm. Nur trug der „neue Fürſt" ſchon die Fäulniß der fortgeſchrittenen Corruption in ſich, und konnte dem zerrütteten National-Organismus nur noch die Heilung durch Eiſen und Feuer darbieten.

Die Wiederherſtellung des Kaiſerthums in Italien war ſchon im vierzehnten Jahrhundert die größte Angelegenheit der europäiſchen Politik geworden. Die Idee des römiſchen Kaiſerthums war eigentlich ein politiſcher Myſticismus geweſen. Es erſchien den Völkern des Mittelalters wie ein geheimnißvoller Cultus, in dem das Geſchlecht dieſer Zeit ſein Bedürfniß nach einer Einheit und nach einem Gleichgewicht aller herrſchenden Gewalten ausdrücken zu wollen ſchien. Seit dem Untergang der Hohenſtaufen war aber jene eigenthümliche Weltſtellung des deutſchen Kaiſerthums in Verfall gerathen, und es waren ſeitdem die mit der Idee des deutſchen Reichs verbundenen kaiſerlichen Hoheitsrechte über Italien nicht mehr in der alten Kraft ausgeübt worden. Die Her-

zen der italieniſchen Ghibellinen-Partei ſchlugen dieſer Erneuerung des Kaiſerthums immer ſehnſuchtsvoller und ungeduldiger entgegen, und dieſer Partei lieh Dante ſeine mächtige Dichter- und Prophetenſtimme, welche den neuen Retter Italiens in König Heinrich von Lützelburg anrief. Dante machte ſich zum Verkündiger und Dolmetſcher der Pläne Heinrichs von Lützelburg, deſſen Wahl zum römiſchen Kaiſer, wie der von ihm nach ſo langer Zeit wieder beſchloſſene Römerzug, große Hoffnungen in Italien erweckt hatte.

An die Idee eines neuen Kaiſerthums hatte Dante ſeinen ganzen Dichtergeiſt, ſein patriotiſches Herz und ſelbſt ſeine philoſophiſch-politiſche Speculation feſtgehangen. Auch Dante's Vaterſtadt war Florenz, wo ſich gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts die demokratiſche Verfaſſung in den weiteſten Formen ausgebildet hatte. Der große Dichter hatte ſich ſelbſt an der Leitung der Staatsangelegenheiten betheiligt, und war von den Florentinern im Jahre 1300 zu einem der Prioren der Republik erwählt worden. Denn ſeit dem Jahre 1282, wo eine Art von Verſöhnung zwiſchen den Guelfen und Ghibellinen in Florenz ſtattgefunden, wurde hier eine Verfaſſung eingerichtet, als deren Grundlage man ſechs Hauptgewerbe des Staats (Arti genannt) annahm, die durch ſechs Repräſentanten (Priori dello Arti) vertreten wurden. Dieſe ſechs Prioren bildeten als die ausübende Regierungsgewalt ein Collegium oder die Signoria, durch welche die Republik repräſentirt wurde, und die im öffentlichen Palaſte immer verſammelt blieb, worauf nach zwei Monaten wieder neu gewählte Prioren eintreten mußten. Zehn Jahre ſpäter wurde an die Spitze dieſer Signoria der Gonfaloniere der Juſtiz geſtellt, der ebenfalls nur auf zwei Monate aus der Mitte der Repräſentanten der Künſte, der Gewerbe und des Handels gewählt wurde, und der eine ſolche Macht hatte, daß, wenn er das Banner des Staats, Gonfalon genannt, entfaltete, alle Bürger ſich erheben und für die Vollziehung der Geſetze einſtehen mußten [1].

In dieſer Amtsthätigkeit mußte es Dante als Vorwurf hören, daß er eine der florentiniſchen Parteien, welche unter dem Namen der Weißen thätig geworden war, begünſtige, und ſeine Amtsgewalt zum Nachtheil der Schwarzen anwende. Dieſe Schwarzen und Weißen (Bianchi und Neri) waren aus den Parteiungen des

1 Sismondi, Histoire des républ. ital. IX. 27.

wilden und blutgierigen Adels von Piſtoja entſtanden und hatten ſich von dort allmählig auch in Florenz verbreitet, welches zum Schiedsrichter in jenen Streiten aufgefordert worden war. Die genannten Parteien ſtanden ſich in denſelben Richtungen gegenüber, wie die Guelfen und Ghibellinen, und hatten nur andre Stichwörter und Masken für dieſelben Spaltungen. Die guelfiſchen Schwarzen, von den Donati geleitet, vertraten das befeſtigte Ariſtokraten- und Pfaffenthum; die Weißen aber, unter Führung der Cerchi, ſtellten die ghibelliniſche Geſinnung und die Begeiſterung für die Herſtellung eines neuen italieniſchen Kaiſerthums dar[1]. Bei dieſen Bewegungen ſcheint Dante zum Erſtenmal als politiſcher Parteigänger herausgetreten zu ſein.

Der Papſt Bonifacius VIII. machte in dieſen Parteiungen ſeiner gewaltſamen Gemüthsart dadurch Luft, daß er Karl von Valois, den Bruder Philipps des Schönen, welchen er zur Leitung einer Expedition gegen Sicilien nach Italien berufen hatte, mit einer kriegeriſchen Vermittelung in der Republik Florenz beauftragte, woraus aber eine Brandſchatzung wurde. Der Franzoſe verband ſich hier mit der ariſtokratiſchen Guelfen-Partei der Schwarzen, und die Weißen wurden in die Verbannung geſchickt, darunter vor Allen Dante und Petracco dell' Ancifa, der Vater des Dichters Petrarca. Dante hatte ſich als Geſandter der Republik in Rom befunden, als ſeine Verbannung in Florenz ausgeſprochen wurde, nachdem er ſich geweigert, ſich dort zur Verantwortung zu ſtellen und die ihm auferlegte Geldbuße zu zahlen. Der florentiniſche Pöbel plünderte ſein Haus und die Regierung confiscirte Dante's Güter[2].

Der verbannte Dichter begab ſich darauf nach Siena und half eine ghibelliniſche Kreisſchaar organiſiren, welche ihren Hauptſitz in Arezzo nahm und den Grafen Aleſſandro da Romena zu ihrem Anführer wählte. Dante gehörte zu den zwölf ghibelliniſchen Räthen, welche von dieſen Verbannten zur Leitung der Angelegenheiten ihrer Partei ernannt wurden. Mit zahlreicher gewonnenen Mannſchaften unternahmen die Weißen zweimal Kriegszüge nach Florenz.

1 Macchiavelli, Istorie Fiorentine lib. II. läßt die Weißen von einer Donna Bianca abſtammen, wonach ſich alle ihre Anhänger Bianchi nannten, und im Gegenſatz dazu ihre Gegner Neri.

2 Villani lib. VIII. c. 49.

mußten aber jeden Verſuch einer Eroberung geſcheitert ſehen. In Dante's Seele ſcheint ſich aber jetzt erſt, nachdem ihn die Verbannung aus ſeiner ſchmerzlich geliebten Vaterſtadt getroffen, die ghibelliniſche Geſinnung zu einem beſtimmten politiſchen Syſtem befeſtigt zu haben, obwohl er auch den Undank wie die Verwilderung ſeiner Partei erfahren zu haben ſcheint, worüber er ſelbſt bitter klagt[1]. Wahrſcheinlich durchwanderte Dante jetzt ganz Italien, um alle ſeine Verbindungen für die Idee des italieniſchen Kaiſerthums neu zu gewinnen und aufzurufen. Auf dieſen Wanderungen durch Italien irrte der Verbannte oft wie ein Bettler in Noth und Drangſal umher, und er macht uns darüber in ſeinem Buch „Convito" die rührendſten Geſtändniſſe. Es waren dieſe Wanderungen zugleich wie Pilgerfahrten nach der Einheit und Freiheit Italiens anzuſehn, und mitten in dieſen Beſtrebungen überkamen ihn auch die erſten Gedanken ſeines großen Gedichts, das er in ſeinem Grundriß und in ſeinen erſten Anlagen in Verona, in der ihm dort von dem Fürſten Alboin della Scala eröffneten Freiſtätte, entworfen zu haben ſcheint.

Er verſuchte aber zugleich durch Flugblätter auf den öffentlichen Volksgeiſt in Italien einzuwirken. Die in dieſer Abſicht von ihm ausgehenden Schriften ſollten zugleich ein italieniſcher Nationalgruß ſein für den neuen König Heinrich von Lützelburg, der ſchon ſeinen großen Zug nach Italien rüſtete und dazu ſelbſt die begeiſterte Zuſtimmung des Reichstags von Speier erhalten hatte. Man wußte, daß in dieſem Fürſten eine bedeutende hiſtoriſch friſche Perſönlichkeit und ein hoher romantiſcher Geiſt, der die Aufgabe der Hohenſtaufen in Italien vollenden wollte, wirkſam war. Der Papſt ſelbſt hatte ihn dringend eingeladen, das zerriſſene und an tauſend Wunden blutende Italien mit heilender und neu zuſammenfügender Kaiſermacht zu betreten, weil er durch die Erneuerung des kaiſerlichen Anſehns auch eine Wiederherſtellung des päpſtlichen erwartete, und dies ganz richtig nach der alten mittelalterlichen Schätzung dieſer Begriffe, wo alle weltlichen Hoheitsrechte doch nur aus dem Gnadenborn der Kirche emanirten und der letzteren zu ihrer eigenen Darſtellung bedurften.

So hatte ſich denn Heinrich von Lützelburg, oder, wie ihn die Italiener nannten, Arrigo di Lucemborgo, zuerſt am 15. De-

1 Dante, Divina Commedia Parad. Cant. XVII.

cember 1310 in der St. Ambroſiuskirche zu Mailand mit ſeiner Gemahlin die eiſerne Krone nach dem alten Brauch aufſetzen laſſen. Als ein heißer Liebes- und Hoffnungsgruß der Ghibellinen war ihm aber jener Brief Dante's entgegengeflogen, welchen der heimathlos umherirrende Dichter um dieſe Zeit unter folgender Ueberſchrift ausgehen ließ: „Allen insgeſammt, ſowohl jedem Könige von Italien, als auch dem Senator von Rom, den Herzögen, Markgrafen und Grafen und allen Völkerſchaften, der demüthige und unverdient verbannte Italiener, Dante Alighieri in Florenz, Heil und Frieden!“ [1]

Unter dieſem eine etwas allgemeine Adreſſe enthaltenden, aber doch ſehr bezeichnungsvollen Titel ließ Dante ein politiſches Sendſchreiben ausgehen, in dem er Italien ermahnt, ſich zu ſeinem einzigen Heil dem neu heranziehenden Sieger und Befreier zu unterwerfen. Der Ton dieſer Schrift gefällt ſich oft in einer ſeltſam wilden Ueberſchwänglichkeit. So heißt es zum Beiſpiel: „Du Blut der Lombardei, lege ab Deine bisherige Grauſamkeit, und wenn noch etwas vom Saamen der Trojaner und Lateiner in Dir iſt, ſo mache ihm Raum, daß, wenn er, der erhabene Adler, dem Wetterſtrahle gleich herniederfahrend, da iſt, er ſeine Jungen nicht vertrieben erblicke und ſeine Heimath eingenommen finde von jungen Raben; ſo bereite Dir denn getroſt, Du Volk der Scandinavier, die Gegenwart, und nicht verleite Dich die betrügliche Begier, nach Art der Sirenen, indem ſie durch Schmeichelei die Wachſamkeit der Vernunft belügt. Laſſet demnach das Bekenntniß der Unterwerfung auf eurem Antlitz ſich kundthun und ſtimmt an den Pſalter der Buße, indem Ihr zu Herzen nehmt, daß, wer der Obrigkeit widerſteht, gleich iſt dem Ohnmächtigen, welcher gegen den Stachel leckt; ſchwer aber iſt es, wider den Stachel zu lecken!“

Zugleich nennt er den neuen Fürſten den „Bräutigam Italiens“, er ſieht in ihm den „Cäſar und Mehrer“, der ſich anſchickt, zur „Hochzeit des italieniſchen Volkes“ zu kommen. Mit dem neuen Cäſar, den er für Italien erſiebt, verbinden ſich ihm die Ideen einer nationalen Wiedergeburt Italiens auf das Engſte und Innigſte.

1 Abgedruckt vor der Ausgabe der Göttlichen Komödie von Baldaſſare Lombardo. Rom 1820. — Vgl. Barthold, der Römerzug König Heinrichs von Lützelburg. I. 339.

An andern Stellen dieſer Schrift ergeht ſich Dante in philoſophiſchen Begründungen der Idee des Kaiſerthums und des Papſtthums, und zeigt darin die ariſtoteliſch-ſcholaſtiſche Conſtructions-Manier, durch welche auch ein Geiſt ſeiner Art ſeinen Zuſammenhang mit den formalen Gedankenfeſſeln ſeines Jahrhunderts bekennt. In dieſer Weiſe ſchrieb aber Dante vornehmlich ſeinen Tractatus de Monarchia [1], eine Schrift, die ſpäter auf päpſtlichen Befehl verbrannt wurde, und worin Dante auf dem Wege wiſſenſchaftlicher und theoretiſcher Entwicklung ebenfalls nur der politiſchen Richtung des Ghibellinismus dienen wollte.

In dieſem Tractat begründet und verherrlicht Dante mit den ſcharfſinnigſten Argumentationen die Idee eines allgemeinen Kaiſerthums, das eine ſtarke und unerſchütterliche Einheit für alle weltlichen Autoritäten darſtellen ſollte, ſowie die Kirche, unbefleckt und undurchbrochen von allen weltlichen Einmiſchungen, die Einheit für das geiſtige und innere Leben der Völker darzuſtellen hätte. Die Idee der Monarchie gewinnt auf dieſem Standpunct in Dante zugleich die Bedeutung einer idealen und univerſalen Macht, die freiheitbringend, löſend und vereinigend wirken ſoll: welchen Gedanken Dante im „Convito“ ebenfalls in einigen energiſchen Zügen angedeutet hat.

Nicht das monarchiſche Princip als ſolches iſt es, als deſſen Vertreter und Vertheidiger Dante auftritt, ſondern um die Begründung der Idee einer Univerſal-Monarchie handelt es ſich ihm, in der das freie und auf ſich geſtellte Weltleben der Völker gewiſſermaßen die höchſte Spitze ſeiner Entfaltung finden ſoll. Wie wenig es Dante darauf ankam, in dieſem Tractat das monarchiſche Princip als ſolches zu einer ausſchließlichen Geltung zu bringen, geht vornehmlich auch aus dem zweiten Buch deſſelben hervor, worin Dante ausführlich und mit Begeiſterung auf das Staatsleben der alten Römer hinweiſt, und in ihren politiſchen Einrichtungen, deren Höhepunct und weſentlicher Charakter die Republik war, das eigentliche Ideal alles Staatsweſens zu erkennen ſcheint. Dante befand ſich darin in keinem größeren Widerſpruch mit ſich ſelbſt, als Machiavelli, der ſpäte Jünger der ghibellinſchen Politik, den die vorgerückte Verderbniß der Zeiten

1 Abgedruckt in Simon. Schardii Opus de jurisdictione (Basil. 1566) p. 237.

dann trieb, aus dem Ghibellinismus den Machiavellismus zu machen. Machiavelli nahm dieſelben Ausgangspuncte wie Dante, indem er die einheitliche Monarchie Italiens ſuchte und dabei ſeinen Blick beſtändig auf den republikaniſchen Freiheitskern des altrömiſchen Staatsweſens gerichtet hielt.

Im dritten Buche des Tractatus de Monarchia ſtellt Dante allerdings den Satz auf: daß die Macht der Könige und Völkerbeherrſcher, als naturgemäßes Reſultat der ewigen Schöpfungsgeſetze, von Gott komme. Er will aber daraus nur in der Weiſe eines Kettenſchluſſes, in der ſich die ganze Darſtellung dieſes Buches bewegt, die Schlußfolgerung herleiten: daß die weltliche Macht, deren Repräſentanten in dieſem Zuſammenhange die Könige ſind, der Macht der Kirche nicht untergeordnet ſein könne und dürfe. Dante will damit nicht die erſt ſpäter hervorgetretene Theorie des Königthums von Gottes Gnaden beweiſen, ſondern er will damit nur die freie, auf ſich ſelbſt göttlich begründete Macht der Weltlichkeit im Völkerleben darthun, und zwar im entſchiedenen und nächſten Gegenſatz zu der übergreifenden und ausſchließlichen Herrſchaft der Kirche. So lange die Könige dieſe freie Macht der Weltlichkeit repräſentiren, paſſen ſie in Dante's Univerſalmonarchie; die ſpätere abſolutiſtiſche Entartung des freien Weltprincips würde auch von Dante nicht mehr als eine folgerichtige Entwicklung ſeiner Ideen anerkannt worden ſein. Denn dieſe Gnade Gottes auf dem Throne wurde nichts Anderes, als die weltliche Umkehrung des kirchlichen Abſolutismus, oder die Anwendung des Papſtthums auf den Staat, wobei die Fürſten, je ketzeriſcher ſie ſich gegen die Autorität Roms zu verhalten anfingen, um ſo begieriger jene ausſchließliche Zwangs-Autorität auf ſich ſelbſt und ihre politiſchen Rechte übertrugen.

Dante's philoſophiſche Unterſuchungen über die Idee der Monarchie und die Bedeutung der kaiſerlichen Würde geben eigentlich denſelben Ideengang, der ſich auch in der Göttlichen Komödie als der grundthümliche Charakter ſeines Gedichts zeigt. Dante ſtellt die Unabhängigkeit der weltlichen Macht von der geiſtlichen als das neue Dogma des Völkerlebens auf, und berührt darin ſchon die Auseinanderſetzung der weſentlichſten Grundelemente des modernen Staats, in der er ſich allein frei, wahr und ächt menſchlich geſtalten kann. Wenn er im Fegefeuer der Göttlichen Komödie den Verfall und die ſchmutzige Verwilderung der römiſchen

Kirche davon ableitet, daß ſie zwei Herrſchaften in ſich verſchmolzen habe[1]: ſo ſteigert er dieſe ketzeriſche Anſicht als Politiker noch dadurch, daß er in dem Tractatus de Monarchia, beſonders im letzten Capitel des dritten Buchs, die Thatſache der Conſtantiniſchen Schenkung auf das Unumwundenſte angreift.

Von der angeblichen Donation Conſtantin's hatte die Kirche Rom's vorzugsweiſe und factiſch ihre Anſprüche auf weltliche Herrſchaft und auf die Beſchlagnahme auch des weltlichen Gebiets hergeleitet. Merkwürdiger Weiſe war es ein Dichter und Freiheitsmann, welcher zuerſt die Berufung auf die Gültigkeit dieſer Urkunde beſtritt. Dante ſuchte an der angeführten Stelle die Unmöglichkeit der geſchehenen Schenkung überhaupt zu beweiſen, indem er ausführte, daß Conſtantin nicht eine ſolche Handlung habe vornehmen können, von der er eine Zerſtückelung und Herabwürdigung ſeines Reichs nothwendig vorausſehen mußte. Der Refrain der Dante'ſchen Schrift über die Monarchie iſt daher der, daß die Macht der Kaiſer durchaus nicht von der Macht der Päpſte abhänge, und daß die Kirche in den Dingen des Staats nichts zu gebieten und feſtzuſtellen habe. Bei ſeinen Beweisführungen: wie eine in ſich unabhängige weltliche Macht, in ihrer höchſten Stufe durch das Kaiſerthum dargeſtellt, zum Heil der ganzen Welt nothwendig ſei, geht Dante beſtändig auf Argumente der Ariſtoteliſchen Philoſophie zurück, er ſchmückt aber auch ſeine Sätze mit allerhand Stellen aus den römiſchen Dichtern, namentlich dem Virgil, wie auch aus der heiligen Schrift.

Um das Staatsleben der modernen Völker aus den Banden der geiſtlichen Autorität zu erlöſen und auf das eigene Rechtsgebiet des Volksgeiſtes hinüberzuführen, thut Dante den erſten bedeutungsvollen Schritt, indem er ſich zu einem Parteigänger der Ideen der Monarchie macht, womit er aber, wie dies unter den ghibelliniſchen Bewegungen des damaligen Italiens nicht anders verſtanden ſein konnte, eine neue Geſtaltung der Dinge im Sinne des Volkes und der Volksrechte verbindet. Der Ghibellinismus hatte ſich das Ideal eines Volkskaiſerthums aufgerichtet, wie es für ganz Italien als ein Gedanke der

---

1 Di hoggi mai che la chiesa di Roma
Per confonder in se due reggimenti
Cade nel fango e se brutta e la soma.

Rettung der Nation aus ihrer tiefſten Zerrüttung und Zerſpaltung erſchien. Der Ghibellinismus war überhaupt die allgemeine politiſche Zeitrichtung, welche die Reformen des ganzen Volks- und Nationallebens in ſich bewegte und dieſelben unter den Schutz eines einheitlichen mächtigen Kaiſerthums ſtellen wollte. Solche Zeitrichtungen verändern ſtets mit den Zeiten ſelbſt ihre Namen, behandeln aber unter verſchiedenen Formen und Aushängeſchildern faſt immer dieſelben Probleme in Volk, Staat und Geſellſchaft.

Die Bedeutung der ghibelliniſchen Politik, an deren Spitze wir Dante ſehen, iſt darum ſo wichtig für die ganze moderne Staatsbewegung, weil darin zum Erſtenmal das Verhältniß von Kirche und Staat ſich auseinanderſetzen will und nach einem politiſchen wie ächt menſchlichen Rechtsbegriff ſich zu ordnen ſtrebt. Für den modernen Staat war es die Grundquelle aller unheilvollen Verwickelungen, daß ſeine Anfänge auf dieſer trüben und gefährlichen Miſchung der Elemente beruhen, in welcher bald aus der Religion Politik, bald aus der Politik Religion gemacht werden ſollte. Auf dem Gränzgebiet zwiſchen Kirche und Staat iſt es bei den modernen Völkern nie recht geheuer geweſen, und Lug und Trug der Staatskunſt wie des Gewiſſenszwanges haben von jeher in dieſen zweifelhaften Gränzdämmerungen geniſtet. Schon Dante und die Ghibellinen ſahen nur in der gänzlichen Trennung von Kirche und Staat die Bürgſchaft für Völkerfreiheit und Menſchenrecht, aber ſelbſt der proteſtantiſche Staat konnte nicht ſofort von dieſem Grundübel des modernen Lebens geneſen, da die Reformation Luther's, nachdem ſie eben aus dem Princip der Freiheit des Bewußtſeins die Scheidungen des geiſtlichen und weltlichen Gebiets vollbracht, doch in demſelben Augenblick das Kirchenregiment wieder an die Fürſten abgab, und ihnen in dem jus circa sacra den alten Einfluß auf die officielle Verpflichtung der Gewiſſen und auf die ſtaatliche Uniformirung des Glaubens, wie ſie ſonſt nur der Papſt beſeſſen, verliehen hatte. Der proteſtantiſche Staat war dadurch nicht minder als früher der Kirchenſtaat dieſe polizeiliche Anweiſung zur Seligkeit geworden, welche, je conſequenter ſie gehandhabt wurde, um ſo mehr eine Geiſt und Gewiſſen verpfuſchende Regierungskünſtelei nöthig machte. In neueſter Zeit wurde die Trennung von Kirche und Staat eine feſte verfaſſungsmäßige Kategorie, auf die man beim Neubau der heutigen conſtitutionellen Staaten außerordentlich viel hielt. Die Zweiſchneidigkeit, die in allen ſoge-

nannten verfassungsmäßigen Kategorieen liegt, deutete sich aber auch hier bald auf das Bedenklichste an. —

Dante hatte auf seinen Heinrich von Lützelburg, den ersehnten Ghibellinen-Kaiser, in seinem ersten Sendschreiben an alle Italiener, wie Johannes der Täufer auf den herannahenden Heiland hingewiesen. Aber jener Arrigo stand noch immer zögernd an den Marken Italiens, und Dante's Herz verging bald vor Ungeduld über sein Kommen, so daß er am 16. April 1311 abermals ein ghibellinisches Sendschreiben ausgehen ließ, welches er aus „Toscanella unter der Quelle des Arno" datirte, und das dem Kaiser wahrscheinlich in Cremona zu Händen gegangen sein wird [1]. Dies neue Sendschreiben führte den Titel: „Dem ruhmreichen und glückseligen Sieger und alleinigen Gebieter Herrn Arrigo, durch die göttliche Vorsehung König der Römer und allzeit Mehrer, küssen seine Knechte, Dante Alighieri, ein Florentiner und unverdient verbannt, sowie alle Toscaner insgemein, welche Frieden begehren, den Boden vor seinen Füßen."

Dante läßt es in diesem, im alttestamentlichen Prophetenstil gehaltenen Schreiben mit seinen Schwärmereien und Schmerzen auf's Aeußerste kommen. Er redet ihn darin unter Anderem so an: „So wie Du, Nachfolger Cäsar's und Augustus, den Rücken der Apenninen herabstiegst, und die glorwürdigen Banner vom Tarpejischen Felsen gefaßt hattest, stockten auf einmal die langen Seufzer und vertrockneten die Fluthen der Thränen, und es glänzte für Italien die neue Hoffnung des bessern Jahrhunderts auf, wie wenn die vielgeliebte Sonne sich erhebt. Damals sangen viele, ihren Wünschen vorausschreitend, im Jubel mit Virgil: „so kehren zurück die Reiche des Saturn, wie der Jungfrau." Jetzt dagegen, sei es, daß unsere Furcht, oder die Wirkung der Ungeduld, oder das Antlitz der Wahrheit zu uns redet, müssen wir glauben, daß du dort weilst oder rückwärts zu gehen gedenkest, wie wenn Josua oder der Sohn des Amos es befehle. Wir müssen zweifeln an der Gewißheit und ausbrechen in die Worte: „Bist Du, der da kommen soll, oder sollen wir eines Andern warten?"

---

1 Dieser Brief findet sich nur in der von Zatta veranstalteten Venetianischen Ausgabe des Dante (V. 280.) abgedruckt und ist dort wahrscheinlich nur eine italienische Uebersetzung des ursprünglich lateinischen Textes. — Eine vollständige deutsche Uebertragung giebt Barthold, Römerzug König Heinrich's von Lützelburg I. 535.

Aber wie sehr auch Heinrich von Lützelburg durch seine Person und seine Begabung vom Schicksal dazu ausersehen schien, Italien als ein solcher Einheitskaiser zu führen und zu retten, so scheiterten doch alle seine Anstrengungen an der Uebermacht und Wehrhaftigkeit der Guelfen, welche sich namentlich in Florenz und vielen andern Städten des toscanischen Gebiets mit gewaltigen Rüstungen und Kriegsvorräthen festgesetzt hatten. Zu einer einheitlichen Durchführung ihres Kriegsplans hatten die Guelfen die Herrschaft über Florenz auf fünf Jahre dem König Robert von Neapel, Heinrich's Nebenbuhler, übertragen.

Das kaiserliche Heer, zu dessen Kern eine Menge verbannter Ghibellinen gehörte, war unter Anführung Heinrich's von Lützelburg gegen Florenz aufgebrochen, und hatte dort ein die Stadt umschließendes Lager aufgeschlagen. Heinrich erkannte jedoch die Ueberlegenheit der Guelfischen Vertheidigungs-Anstalten, und mußte es aufgeben, die Stadt mit Gewalt zu nehmen, weshalb er sich mit seinem Heere gegen Siena zurückzog. Hier erkrankte er und starb am 24. August des Jahres 1313 zu Buonconvento.

Dies war das Schicksal des nationalen Ideen-Kaisers, den die ghibellinische Politik zur Erreichung ihrer principiellen Zwecke aufgestellt hatte. Dieser Gedanke wurde in Italien seitdem ein unabweisbarer und mit den Zuständen sich fortbildender. Auch Petrarca, obwohl die italienische Nationalbewegung in ihm bereits nicht mehr rein blieb, wurde mitten in den zweideutigen Schaukelungen seines Lebens von diesem großen Gedanken ergriffen. Wie Dante durch seine Sendschreiben den Lützelburger herbeirief, so hatte auch Petrarca im Jahre 1350 einen langen und wortreichen Brief an Karl IV. gerichtet, worin er diesen Kaiser aufforderte, nach Italien zu kommen und allen unglückseligen Wirren durch seine Gegenwart ein Ende zu machen, indem er sich dabei einer unpraktischen Anwendung der Ideen des alten römischen Kaiserthums überließ [1]. Erst nach drei Jahren antwortete ihm der Kaiser, und setzte ihm darin sehr treffend den wesentlichen Unterschied der alten und der neuen Zeiten auseinander.

Die Idee des Nationalkaiserthums schwächte sich bis zu Machiavelli herab auch in ihrer principiellen Bedeutung ab.

1 Dieser Brief steht unter dem Titel: De pacificanda Italia exhortatio abgedruckt in der Baseler Ausgabe des Petrarca von 1581 (p. 531).

Machiavelli ſuchte in dieſer Figur bereits einen Organiſationsmann des Verderbens, und es war nicht ſeine Schuld (wenigſtens nicht ſeine politiſche Schuld), wenn er dieſer durch ſo alte Nationaltraditionen hindurchgegangenen Idee in ſeiner Zeit das Maaß eines Cäſar Borgia oder eines mediceiſchen Emporkömmlings nahm. Je mehr ſich die öffentlichen Zuſtände verſchlechterten, um ſo ſchlechter mußte der zur öffentlichen Reorganiſation derſelben taugliche Kaiſer werden. Wo einem geſunden Volke noch ein Gott helfen kann, da muß für ein entartetes und ſelbſtvergeſſenes Volk ſchon zu einem Büttel gegriffen werden. Es wird aber immer ein gefährliches und in gewiſſem Betracht nutzloſes Experiment bleiben, auf dem Wege der Mißhandlung die Lebenskraft eines Organismus neu zu erwecken.

Auch in Deutſchland wurden zur Zeit der Reformation die Ideen eines Nationalkaiſerthums vielfach lebendig. Die erſten Bewegungen einer deutſchen Nationalreform ſtützten ſich weſentlich auf dieſen Gedanken, der, wenn die Pläne eines Franz von Sickingen und Ulrichs von Hutten hätten reifen können, einzig und allein im Stande geweſen wäre, eine neue Conſtituirung des deutſchen Nationallebens zu begründen. Wie organiſch ausgebildet erſchien dieſe Richtung ſchon mitten in der Blut- und Schmutz-Tragödie des deutſchen Bauernkriegs durch Wendelin Hipler in Oſtfranken, der ſich in einem zuſammenhängenden Entwurf zur Idee einer allgemeinen Reichsreform erhob, und einen neuen nationalen Organiſationsplan entworfen hatte, wonach ein deutſches Kaiſerthum an der Spitze freier Gemeinden hergeſtellt werden ſollte[1]. Dieſer Plan hätte verdient, von den Vertretern des deutſchen Volkes im Jahre 1848 berückſichtigt zu werden.

Auch Luther, obwohl der conſequenten politiſchen Durchführung einer Nationalreform abſichtlich abgewandt, hat in ſeiner Schrift „an den chriſtlichen Adel deutſcher Nation" (Juni, 1520) und ſonſt Anklänge von der Aufrichtung eines Nationalkaiſerthums, auf welches er eine neue Reorganiſation Deutſchlands zu einem lebensfähigen Ganzen verweiſen wollte. In ſeinen Tiſchreden vergleicht er Deutſchland mit einem ſchönen weidlichen Hengſt, der Futter und alles genug hat, was er bedarf, es fehle ihm aber an einem „Reiter". In ſeiner an den deutſchen Adel gerich-

1 Mitgetheilt in Oechsle's Geſchichte des Bauernkriegs in Oſtfranken.

teten Schrift bewegt er ſich ganz in denſelben Auseinanderſetzungen zur Trennung der geiſtlichen und weltlichen Gewalt, mit denen Dante in ſeiner Schrift über die Monarchie die europäiſchen Reformen eingeleitet hatte. Was Dante für die italieniſche Nation verlangt hatte, fordert Luther für die deutſche ein, nämlich ihre weltliche Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit im vollſten Umfange. Luther beantragt, daß der Papſt ferner keine Gewalt mehr über den Kaiſer haben ſolle, als daß er ihn auf dem Altar ſalbe und krône. Vor allen Dingen aber verlangt er, daß keine weltliche Sache mehr nach Rom gegeben oder von Rom abhängig gemacht werden ſolle, und daß durch ein allgemeines Nationalgeſetz, oder, wie ſich Luther hier ſehr eigenthümlich ausdrückt, durch „ein kayſerlich oder gemeiner Nation Geſetze" beſchloſſen werden ſolle, die Annaten dem römiſchen Stuhl nicht mehr zu bezahlen, ſondern zurückzubehalten. Einen deutſchen Kaiſer will Luther, der „recht und frei Kaiſer" ſei[1].

So taucht die Volkskaiſer-Idee (als Symptom entarteter und aus ihrem Mittelpunkt herausgefallener National-Verhältniſſe) überall da auf, wo es ſich um die Errettung aus kranken und preisgegebenen Zuſtänden handelt. Dieſem uralten politiſchen Inſtinct war auch die deutſche Nationalverſammlung in Frankfurt gefolgt. —

11. Die großen Macht-Conſtructionen.

Es iſt wichtig, dem Machiavelli in ſeinen weitern Feſtſtellungen zu folgen, durch welche er für die Eroberung neuer Staaten die Doctrin zu begründen ſtrebt.

Wenn die durch Eroberung erworbenen Staaten nach ihren eigenen Geſetzen und frei zu leben gewohnt ſind, ſo giebt es, wie Machiavelli im fünften Capitel des Principe lehrt, drei Wege ſie zu behaupten. Der erſte Weg iſt, ſie zu Grunde zu richten; der zweite, perſönlich darin zu wohnen; der dritte, ihre Verfaſſung ihnen zu laſſen, indem man ein Jahrgeld aus ihnen erhebt, und eine Regierung von Wenigen einſetzt. Denn jene Regierung, als das Ge-

1 Luther's politiſche Schriften, herausg. v. Th. Mundt (Berlin 1844) I. 147.

ſchöpf des Fürſten, ſei ſich wohl bewußt, daß ſie nicht ohne ſeine Macht und Freundſchaft ſich behaupten könne und deshalb Alles thun müſſe, ihn aufrecht zu erhalten. Wer von einer an Freiheit gewöhnten Stadt Herr wird, und dieſe Stadt nicht ſelbſt zerſtöre, der werde immer erwarten müſſen, von ihr zerſtört zu werden, weil ihr als Zuflucht der Empörung immer der Name ihrer Freiheit und alten Ordnungen dienen werde, welche weder durch die Länge der Zeit noch durch Wohlthaten je in Vergeſſenheit kämen[1]. Beſonders aber hinſichtlich der Republiken empfiehlt Machiavelli es als den ſicherſten Weg, ſie entweder zu vernichten oder in ihnen ſelbſt zu wohnen, weil in den Republiken mehr Leben ſei, mehr Haß, mehr Sehnſucht nach Rache, und das Gedächtniß ihrer alten Freiheit ſie nimmer ruhen laſſen könne.

In dieſen raſch und kurz hingeſtellten Sätzen entwickelt Machiavelli einige Hauptgeheimniſſe der modernen Politik, und legt darin die Grundſätze bloß, nach denen in der neuern Geſchichte große Staatengebiete zuſammengebracht und zuſammengehalten worden ſind. Die hier vornehmlich von ihm aufgeſtellte Lehre, daß man freie Staaten und Völker vernichten müſſe, wenn man ſie nach der Eroberung ſicher beſitzen wolle, kann nur dahin verſtanden werden, daß man ihnen die Eigenmacht ihrer nationalen und politiſchen Selbſtändigkeit entreißen müſſe, um ſie dadurch zu einem willenloſen Material für den oberſten Herrſcherwillen zu machen.

Das Weſen des centraliſirenden Abſolutismus iſt es überhaupt: die Völker als Stoff zu verbrauchen; denn wer zum bloßen Material herabgewürdigt iſt, kann ſich ſelbſt nicht mehr beſtimmen, ſondern unterliegt der ſiegreichen Hand, die ihn nach dem Princip der bloßen Herrſchaft knetet. Das nationale Element, welches auf Seiten des ganzen Volkes daſſelbe bedeutet, wie die individuelle Freiheit für jeden Einzelnen, kommt dann bei den Conſtructionen

1 Principe c. 5. E chidiviene padrone di una città consueta a vivere libera, e non la disfaccia, aspetti di essere disfatto da quella, perchè sempre ha per refugio nella ribellione il nome della libertà, e gli ordini antichi suoi, i quali nè per lunghezza di tempo, nè per beneficj mai si dimenticano, e per cosa che si faccia o si provvegga, se non si disuniscono o dissipano gli abitatori, non sdimenticano quel nome, nè quelli ordini, ma subito in ogni accidente vi ricorrono, come fe' Pisa dopo cento anni che ella era stata posta in servitù dai Fiorentini.

großer Herrſchaften nur als todter Bauſtein, nicht als lebendiger Organismus in Betracht.

Nach dieſer Theorie, welche Machiavelli zuerſt in eine beſtimmte Formel gebracht, haben ſich allerdings alle großen Staaten der neueren Zeit ſeit dem Mittelalter gebildet und erweitert. Wir betreten hier die Schöpfungsſtätte und zugleich die Ruinen der modernen europäiſchen Politik. Große Nationalitäten gehen verloren oder müſſen ſich zertheilen und verflüchtigen, um dem Aufbau eines großen Reiches zu dienen, das zunächſt durch die Kraft eines dynaſtiſchen Intereſſes und durch die einheitliche Politik der Herrſcher-Familie zuſammengehalten wird. Machiavelli empfiehlt zu Grunde gerichtete freie Völker als Bauſteine großer Reiche, und dieſer verhängnißvollen Lehre hat die moderne Staatenbildung ſich nicht entziehen können. Die Ungarn, die Böhmen, die Italiener, die Polen ſind in der neuern Geſchichte weſentlich dieſer große Sauerteig für die Amalgamirung und Ausgeſtaltung des modernen Staatenweſens geworden. Es lagen in dieſen Nationen, die man auch als die verlornen Söhne der modernen Geſchichte beklagt hat, die erſten urſprünglichen Keime der europäiſchen Freiheit, Geſittung und Völkerkraft ausgeſtreut. Ihr Unglück und der Gang der modernen Politik hat aber Material aus ihnen zu machen geſucht, und die von Machiavelli gelehrte Zerſtückelung und Vernichtung der Volksexiſtenzen wurde an ihnen vollbracht, um damit große territoriale Macht-Conſtructionen vollenden zu können.

Ludwig XIV. von Frankreich hatte auch bereits die Deutſchen dazu reif gehalten, dermaßen als Stoff und Dünger für die Machtpolitik verbraucht zu werden, denn ſeine kriegeriſchen Abſichten auf Deutſchland hatten nur den Zweck, Frankreich in Deutſchland auszurunden und Herrſchaftsmaterial daran zu gewinnen. Die Reunions-Kammern Ludwigs XIV. konnten bereits für eine gute praktiſche Anwendung der Machiavelliſchen Ausrundungs-Theorie gelten. Wenn man aber die Schwankungen und Schickſale des deutſchen Volkes überblickt, muß man ſich in der That wundern, daß es noch nicht, wie die Polen, Ungarn, Böhmen, Italiener, der materiellen Aſſimilations-Politik als Stoff verfallen iſt. Aber Deutſchland trat bisher nur kleine Nationaltheile zur Ausfüllung fremder Machtgebiete ab, wie den Elſaß an Frankreich, wo man freilich ſagen muß, daß die deutſchen Elſäſſer ungeachtet der Bewahrung ihrer Sprache bei weitem mehr Franzoſen geworden ſind,

als die Italiener, Böhmen und Ungarn jemals Oeſterreicher geworden ſind oder noch zu werden ſcheinen, oder als die Polen ſich jemals in die ruſſiſche, preußiſche und öſterreichiſche Staats-Individualität zertheilen könnten. An einem andern Ende Deutſchlands iſt erſt in den letzten Jahren der Kampf um Schleswig-Holſtein weſentlich als dieſer Kampf um die nationale Integrität Deutſchlands geführt worden, und es gewann darum dieſer Krieg mitten in der neuen National-Erhebung Deutſchlands mit Recht dieſe bedeutungsvolle und hervorragende Stellung. Denn eine Nation muß ſtets ein klares und beſtimmtes Bewußtſein über die Gränzen ihres Gebiets haben, und jede fremde und falſche Poſition, die ſie dort duldet, iſt ſchon der Anfang, ihren innern nationalen Beſtand zu gefährden. Das Londoner Protokoll von 1850 bezeichnet freilich ſchon den Anfang, den die europäiſche Politik machen zu können glaubt, um Deutſchland als bloßen Stoff für die großen Macht-Conſtructionen zu verbrauchen.

Die deutſche Nation iſt aber ein Begriff, der nicht ſo leicht verloren gehen und verderben kann. Es liegt eine ideelle Widerſtandskraft in unſerer Nation, die alle ihre äußeren Schickſale überdietet. Schon im Mittelalter lebte der Gedanke in Deutſchland, daß es gewiſſermaßen ein allgemeines chriſtliches Weltreich ſei, welches die Miſſion des Geiſtes in der modernen Welt habe, und dieſe ideale Selbſtanſchauung begünſtigte ſtets das Bewußtſein der Deutſchen, daß ihnen ein einheitlicher politiſcher National-Organismus nicht in demſelben Grade nothwendig ſei, als andern Völkern. In dieſer idealen Annahme lag aber von jeher auch die Gefahr des Untergangs für die deutſche Nation. Auch über ein ſolches Verhältniß enthält das fünfte Capitel des Machiavelli eine merkwürdige Andeutung. Er ſagt von eroberten Ländern, daß der Name ihrer Freiheit und ihre alten Ordnungen, worunter er vornehmlich auch den nationalen Beſtand verſteht, nur dann völlig zu Grunde gehen können, wenn man die Bewohner unter ſich verunreinigt und ſie zerſtreut. Man wird verſucht, bei dieſem Ausſpruch an einen Satz des Tacitus zu denken, wo es heißt: Quoties concordes agunt, spernitur Parthus: ſo oft ſie einig waren, fürchteten ſie die Parther nicht. Die neueſte deutſche Politik hat freilich auch dieſe unheilvolle Wendung der inneren Uneinigkeit und Zerworfenheit der deutſchen Stämme genommen, wodurch der Parther für Deutſchland jetzt allerdings ſehr zu fürchten iſt. Denn die militairiſche Erobe-

rung, wie ſie Machiavelli als Organiſationsmittel lehrt, drohte ſchon längſt in der Geſtalt der ruſſiſchen Politik am äußerſten Ende der deutſchen Einheitsbeſtrebungen.

Friedrich der Große hat in ſeinem Anti-Machiavel das fünfte Capitel etwas zu materiell aufgefaßt, und ſich die eigentlich politiſche Bedeutung dieſer Lehren des Machiavelli nicht recht klar gemacht, während er ihnen doch ſelbſt bei der Theilung Polens folgte[1]. Er erzählt uns eine Geſchichte von einem Engländer in London, der die Thorheit begangen habe, ſich umzubringen, worauf man auf ſeinem Tiſch einen Brief gefunden, in dem er ſeine That rechtfertigte: er habe ſich nämlich deswegen das Leben genommen, damit er niemals krank werden möchte. Dies ſei, fügt Friedrich der Große hinzu, der Fall eines Fürſten, der, wie Machiavelli lehrt, einen Staat zerſtöre, um ihn niemals zu verlieren. Er meint, daß dies nicht die Macht vergrößern heiße, wenn man die bedeutenden Koſten der Eroberung an ein Land wende, und es dann ſogleich wieder zu Grunde richte, ehe man noch ſeinen Verluſt daraus habe erſetzen können.

Machiavelli ſpricht aber hier nicht geradezu von der materiellen Verwüſtung eines eroberten Landes, ſondern vielmehr von der Zerſtörung ſeiner politiſchen und organiſchen Selbſtändigkeit, wodurch es allein zum ſicheren Theil eines neuen Ganzen gemacht werden könne. In der Regel wird freilich der materielle Ruin dem Sturz der politiſchen und nationalen Selbſtändigkeit folgen, denn die Freiheit und Unabhängigkeit eines Volkes iſt zugleich das eigentlich producirende Element, aus dem die Quellen der Nationalwohlfahrt herfließen.

Es herrſcht in der Geſchichte kein Zweifel mehr darüber, welchen weſentlich beſtimmenden Einfluß Friedrich der Große bei dem erſten Gedanken der Theilung Polens ausübte. Er erwies ſich dabei als einen ungemein praktiſchen Schüler des Machiavelli, deſſen Theorie er gleichwohl von einem moraliſchen und ſentimentalen Standpunct aus zu entkräften ſuchte. So ruft er zum Schluß ſeines Commentars über das fünfte Capitel aus: „Unſinnige, die wir ſind! Wir wollen Alles erobern, gleich als ob wir die Zeit hätten, Alles zu beſitzen, und die geſetzte Friſt unſrer Dauer kein Ende hätte. Unſre Zeit vergeht nur zu geſchwind, und oft, wenn man

1 Oeuvres de Frédéric le Grand VIII. 76.

nur für ſich ſelbſt zu arbeiten glaubt, arbeitet man für unwürdige oder undankbare Nachfolger[1]." Wir müſſen aber bei Friedrich dem Großen den König und den Schriftſteller, den praktiſchen Staatsmann und den Gelehrten oft in zwei Perſönlichkeiten trennen, die weder innere noch äußere Berührungen miteinander gemein haben. Als Schriftſteller in ſeinen die Welt fliehenden Lucubrationen ſchaukelte ſich der große König oft ganz behaglich auf den Polſtern, auf denen er die Ideale aller Völker und die Gedanken der Freiheit gaſtfreundlich neben ſich Platz nehmen ließ. Die Formen der damaligen franzöſiſchen Literatur hauchten ihm dabei eine gewiſſe ſentimentale Liebenswürdigkeit an, durch die er ſich noch unabhängiger von dem Egoismus der reinen Machtpolitik zu machen ſchien. Als König dagegen verfolgte er die durchaus praktiſche Politik der jungen preußiſchen Macht auf der äußerſten Spitze ſeines Schwertes.

Ein Staat, wie Preußen, konnte und kann nur auf dem Eroberungsprincip zu der ihm beſtimmten europäiſchen Stellung heranwachſen, und hierin iſt Preußen derſelbe neue Staat, den Machiavelli in Italien ſucht und conſtruiren will, und durch deſſen militairiſche Aſſimilationskraft Machiavelli noch den Einheitsmangel der italieniſchen Nation erſetzt und vermittelt zu ſehen hofft. Indem Friedrich der Große dieſen Grundgedanken des preußiſchen Staats ſchöpferiſch in ſich trug, machte er ſich dadurch ſelbſt zu dem kriegeriſchen Reformator, oder, wie ihn Machiavelli auch in ſeinem ſechsten Capitel nennt, zu dem bewaffneten Propheten, in deſſen Schwertesſchärfe ſich ſchon die Zukunft einer ganzen Nation ſpiegelte. Im fünften Capitel ſeines Anti-Machiavel ſpricht Friedrich der Große den liebenswürdigen Gedanken aus, daß ein Fürſt, der eine Republik erobert, nachdem er gerechte Urſachen gehabt ſie zu bekriegen, ſich dann wohl begnügen könne ſie geſtraft zu haben, und daß er ihr alsdann ihre Freiheit wiedergeben müſſe. Wenn der König in der wirklichen Politik nach dieſer Maxime gehandelt hätte, ſo würde er niemals Friedrich der Große geworden ſein. Als es ſich

1 Oeuvres de Frédéric le Grand VIII. 78. Insensés que nous sommes! nous voulons tout conquérir, comme si nous avions le temps de tout posséder, et comme si le terme de notre durée n'avait aucune fin; notre temps passe trop vite, et souvent, lorsqu' on ne croit travailler que pour soi-même, on ne travaille que pour des successeurs indignes ou ingrats!

zuerſt um den Gedanken einer Theilung Polens handelte, fiel es ihm nicht ein, daß der Organismus einer Nation heilig ſei und daß, wie der Baum in der Mythe bei ſeinem Zerſchneiden Blut weinte, einer ſolchen Operation ſchmerzhafte und gefährliche Erſchütterungen durch ganz Europa und durch alle Zeiten folgen würden.

Die Machiavelliſtiſche Politik, ſoweit wir ſie jetzt ſchon aus den erſten fünf Capiteln des Principe nachweiſen können, wird ſich uns vorzugsweiſe als die ſtoffartige Verarbeitung der Volksexiſtenzen zur Ausführung einer großen Macht-Organiſation erweiſen müſſen. Zu dieſer Lehre hatte Machiavelli vornehmlich drei große Schüler, welche in Befolgung der Machiavelliſtiſchen Grundſätze von einem fundamentalen Einfluß auf die Geſtaltung der europäiſchen Politik geworden ſind. Dies waren in Frankreich Richelieu und Mazarin, und in Deutſchland Metternich. Wenn man dem Machiavelli oft nachgeſagt hat, daß ſeine Lehre vom Fürſten nur ein indirectes Reizmittel der Revolution geweſen ſei, ſo zeigte ſich dieſer Erfolg wenigſtens durch die gewaltigen Zöglinge ſeiner Schule und durch die factiſchen Reſultate ihres Wirkens. Die Politik des großen Cardinals von Richelieu hatte Machiavelli ſchon im vierten Capitel ſeines Principe faſt buchſtäblich für Frankreich vorgezeichnet. Machiavelli lehrte dort, daß es in der franzöſiſchen Politik vorzugsweiſe darauf ankommen werde, die Großen des Reiches (alſo die Ariſtokratie) zu bändigen oder ſich mit ihnen abzufinden, da dieſelben ſich immer leicht zu Häuptern neuer Veränderungen aufwürfen. „Wenn du ſie weder zufriedenſtellen noch aus dem Wege ſchaffen kannſt, verlierſt du einen ſolchen Staat, ſobald ſich die Gelegenheit dazu bietet[1].“ Und dies war der Hauptgedanke der Politik des Car-

1 Principe c. 4. — Il re di Francia è posto in mezzo di una moltitudine antiquata di signori riconosciuti dai loro sudditi ed amati da quelli; hanno le loro preminenze; nè le può il re torre loro senza suo pericolo. — — Il contrario interviene de' regni governati come quello di Francia, perchè con facilità tu puoi entrarvi, guadagnandoti alcun barone del regno; perchè sempre si trova dei malcontenti, e di quelli che desiderano innovare. Costoro per le ragioni dette ti possono aprire la via a quello stato, e facilitarti la vittoria; la quale dipoi a volerti mantenere si tira dietro infinite difficultà, e con quelli che ti hanno ajutato, e con quelli che tu hai oppressi. Nè ti basta spegnere il sangue del principe; perchè vi rimangono quelli signori che si fanno capi delle nuove

dinals Richelieu geweſen, durch Erniedrigung der Großen die königliche Macht in Frankreich zu erheben, worin ihm Mazarin mit den weiteren Conſequenzen folgte, daß er die Parlamente angriff und zu einem bloßen Schatten ihrer Bedeutung herunterbrachte. Durch dieſe Politik, welche den Widerſtand der Volkskraft reifen mußte, wurden allerdings die Grundkeime der Revolution im franzöſiſchen Staat zuerſt ausgeſtreut.

Eine andere Seite des Machiavellismus war in Metternich zur giftigſten Blüthe aufgegangen. Es war dies das Regieren mit zu Grunde gerichteten Nationalitäten, wie es uns Machiavelli in ſeinem fünften Capitel gelehrt hat. Daſſelbe diplomatiſche Spiel, welches Metternich mit den Ungarn, Böhmen, Italienern, Polen getrieben, aus deren gegenſeitiger Erniedrigung er das Gleichgewicht der öſterreichiſchen Staatsmaſchine ſchöpfte, daſſelbe Spiel hatte er auch mit den Deutſchen im Sinne. Deutſchland ſollte ebenfalls mit der Zeit nur ein geographiſcher Name werden, wozu nach Metternichs vielwiederholtem Ausſpruch Italien bereits geworden war. Deutſchland war in der alten Bundesverfaſſung und in den Tractaten von 1815 auf dem Wege, dieſen mit ſtarrer Klugheit gegängelten Conſequenzen des Metternich'ſchen Syſtems anheimzufallen, wenn nicht dies Syſtem eben, weit mehr als das Vorbild Frankreichs, die Quellen der deutſchen Revolution aus ſich entlaſſen hätte. —

12. Der bewaffnete Prophet.

Im ſechsten Capitel des Principe handelt Machiavelli eigentlich davon, daß nur die Gelegenheit den Helden mache, oder daß das glückliche Zuſammentreffen der Gelegenheit mit der Kraft es ſei, wodurch allein bedeutende Männer ſchöpferiſch wirken könnten.

An Moſes, Cyrus, Romulus, Theſeus, Hiero von Syrakus hebt er es vornehmlich hervor, wie immer eine ineinander hängende

alterazioni; e non li potendo nè contentare, nè spegnere, perdi quello stato qualunque volta venga l'occasione.

Kette von Umſtänden vorhanden ſein mußte, um dieſen Männern Raum zu den durch ihre Namen bezeichneten Thaten zu geben.[1]

Der idealen Politik, die rein nach Ideen ſchaffen will, wendet ſich alſo Machiavelli entſchieden ab. Er kennt nur die Politik nach gegebenen Thatſachen, und dieſe iſt auch die einzig mögliche, welche in den Epochen der öffentlichen Corruption eintreten kann und noch wirkſam zu werden vermag.

Machiavelli iſt der Erſte, in dem ſich das Bewußtſein darüber feſtgeſtellt, daß Politik machen nichts weiter heißt, als die gegebenen Umſtände ſo zu treiben, daß ſie ſich in eine beabſichtigte Wirkung formen müſſen, wobei es ſich nicht darum handelt, Ideen zur Darſtellung zu bringen, ſondern vielmehr den Ideen auf die geſchickteſte Weiſe auszuweichen oder ſie faktiſch zu zerſetzen. Dieſe Politik der gegebenen Umſtände iſt immer nur Diplomatie, und die europäiſchen Cabinette haben es ſeit der Zeit des Machiavelli zu keiner andern Politik gebracht als zur Politik der Diplomatie. Alle Staatsverfaſſungen haben den Punkt noch nicht ſicher feſtſtellen können, auf welchem der Volksgeiſt, der ſtets die Negation aller gegebenen Umſtände iſt, ſeine ſchöpferiſche Kraft regelmäßig in den Staat einzulaſſen vermöchte. In dem Volke liegt die treibende und zeugende Kraft der Ideen, denn wo ſollte ſie ſonſt anders liegen? Die Cabinette aber ſuchen zu ihrer Erhaltung ſtets ein Gegengewicht gegen die treibenden Ideen, und ſie finden dies nur in einer glücklichen Benutzung der gegebenen Umſtände, zwiſchen denen ſie am liebſten die Ideen zerreiben. Der „neue Fürſt", den Machiavelli conſtruiren will, iſt der Held der gegebenen Umſtände, und dieſer moderne politiſche Held bedarf auf der einen Seite der Gewalt der Waffen, auf der andern Seite muß er ein geheimer Scheidekünſtler und geſchickter Ideen-Zerreiber ſein. Das iſt das Heldenthum der politiſchen Corruption, das Machiavelli zuerſt in ein Syſtem gebracht hat, und für welches er beſtändig Anknüpfungen an den politiſchen Geſtalten des Alterthums ſucht.

---

1 Principe c. 6. Ed esaminando le azioni e vita loro, non si vede che quelli avessero altro dalla fortuna che l'occasione, la quale dette loro materia da potere introdurvi dentro quella forma che parse loro; e senza quella occasione la virtù dell' animo loro si sarebbe spenta, e senza quella virtù l'occasione sarebbe venuta invano.

Es ist sehr bemerkenswerth, daß Machiavelli in seinem sechsten Capitel auch davor warnt, neue Ordnungen der Dinge anders als mit Gewalt der Waffen einzuführen. Er hebt überhaupt die Schwierigkeiten für denjenigen hervor, der sich dazu aufwerfen will, eine neue Verfassung (nuovi ordini) einzuführen: „weil der sie Einführende alle diejenigen zu Feinden bekommt, die bei der alten Ordnung sich gut befanden, und alle die zu lauen Vertheidigern, die bei der neuen sich gut befinden würden, welche Lauigkeit theils aus Furcht vor den Gegnern, welche die Gesetze auf ihrer Seite haben, theils aus der Kleingläubigkeit der Menschen entspringt, die etwas Neues nie für wahr halten, wenn sie nicht davon schon eine sichere Erfahrung gemacht sehen." — „Man muß also, um diesen Punct auf's Reine zu bringen, wohl erwägen, ob diese Neuerer auf sich selbst gestellt sind, oder von Andern abhängen, das heißt, ob sie zur Ausführung ihres Werkes sich auf gütliche und bittende Vorstellungen legen müssen, oder ob sie Zwang anwenden können. Im ersteren Falle kommen sie übel an und bringen nichts zu Stande; wenn sie aber von sich selbst abhängen und Zwang anwenden können, dann werden sie selten eine Gefahr laufen. Daher kam es, daß alle bewaffneten Propheten siegreich gewesen sind und die unbewaffneten erlagen; denn zu dem oben Gesagten kommt noch, daß die Natur der Völker wankelmüthig ist, und man sie zwar leicht zu Etwas überreden, aber schwer bei einer Ueberzeugung erhalten kann. Deshalb muß man so eingerichtet sein, daß, wenn sie nicht mehr glauben, man sie mit Gewalt glauben machen kann[1]."

Machiavelli nimmt hier plötzlich einen Anlauf, um seinem Corruptionshelden einige ideale Lineamente hinzuzufügen, denn er steigert denselben mit einer raschen Wendung zu einem bewaffneten Propheten. Diese bewaffneten Propheten (profeti armati), die er der zum Handeln schwankenden und wankelmüthigen Natur des Volkes gegenüberstellt, erscheinen ihm als die eigentlichen Fortbeweger der Geschichte, und als diejenigen, welche den Völkern zum

1 Principe c. 6. Di qui nacque che tutti i Profeti armati vinsero ed i disarmati rovinarono, perchè oltre alle cose dette, la natura de' popoli è varia, ed è facile a persuadere loro una cosa, ma è difficile fermarli in quella persuasione. E però conviene essere ordinato in modo, che quando non credono più, si possa far loro credere per forza.

Theil wider ihren Willen und zum Theil zu deren Beſten ihre Zukunft machen. Der Widerſpruch der innerſten Geſinnung, welcher dem Autor bei ſeinem ganzen Buch in allen Gliedern gelegen, macht ſich hier zum Erſtenmal Luft, gewiſſermaßen durch eine ideelle Schwenkung, welche Machiavelli gegen ſich ſelbſt unternimmt. Vom kriegeriſchen Despoten, den er eigentlich zunächſt erziehen will, läßt er hier den ideellen Uebergang zum bewaffneten Propheten durchſchimmern, und zieht plötzlich ſogar einen Volksmann, wie Savonarola, in den Kreis dieſer Betrachtung. Er ſagt von ihm: daß ſeine neue Verfaſſung ſelbſt ihn geſtürzt habe, ſobald die Menge anfing ihm nicht mehr zu glauben, und er der Mittel ermangelte, um die, welche geglaubt hatten, feſt zu halten, und die Ungläubigen glauben zu machen [1].

Machiavelli deutet an dieſer Stelle ſein in vieler Beziehung bemerkenswerthes Verhältniß zu Savonarola an, ſeinem Zeitgenoſſen, mit deſſen demagogiſcher Prophetenrolle, die derſelbe in Florenz übernommen, ſich der ſtaatsmänniſche und diplomatiſche Takt Machiavelli's niemals hatte einverſtanden erklären können. Savonarola hatte mit ſeinen phantaſtiſchen Predigten und allerhand wunderbaren myſtiſchen Schauſpielen, die er dem Volke gab, darauf hingearbeitet, den demokratiſchen Formen in Florenz die weiteſte Ausdehnung zu geben. Er wollte aber ſeine neue Demokratie auf ein von der römiſchen Kirche freies Chriſtenthum ſtützen, und er ſagte dem florentiniſchen Volke, daß Chriſtus ſelbſt ſich herablaſſen wolle, ſein Souverain zu werden. Sich ſelbſt nannte er den Geſandten der Florentiner bei der Gottheit: was eine Art von myſtiſcher Diplomatie war, die bei dem praktiſchen Machiavelli keinen Eingang finden konnte. Aus den Freuden des italieniſchen Carnevals machte Savonarola trübſinnige allegoriſche Mummereien, oder er ergötzte das Volk durch Aufrichtung von Scheiterhaufen, auf denen er die ſeltenſten und ſchönſten Werke der Literatur verbrannte, namentlich auch den Boccaccio, alle Gemälde und Kunſtſachen, alle Luxus- und Putzgegenſtände, ja ſogar alle Schachſpiele. Dem Lorenzo von Medici, deſſen Beichtvater Savonarola geweſen, hatte er noch auf ſeinem

---

1 Principe c. 6. — come ne' nostri tempi intervenne a frate Girolamo Savonarola, il quale rovinò ne' suoi ordini nuovi, come la moltitudine cominciò a non credergli, e lui non aveva il modo da tenere fermi quelli che avevano creduto, nè a far credere i discredenti.

Todbette die Absolution verweigert, und er wollte sie ihm nicht eher ertheilen, als bis der Sterbende sich durch einen ausdrücklichen Act bereit erkläre, die florentinische Freiheit und die volksthümliche Regierungsform der Republik wiederherzustellen, wozu aber der Mediceer selbst im Angesicht des Todes sich nicht entschließen konnte [1].

Unter Machiavelli's Briefen befindet sich auch einer, worin er die letzten Predigten Savonarola's beurtheilt, die derselbe zwei Monate vor seinem Fall gehalten, und man ersieht auch hier, wie überlegen der Staatsmann in den Dingen der politischen Wirklichkeit dem demokratischen Propheten ist! Doch wurde dem Machiavelli, wie wir bereits früher sahen, diese Ueberlegenheit, die er dem Savonarola gegenüber geäußert, von der demokratischen Partei sehr übel genommen und sogar in dem entscheidenden Moment nachgetragen, wo Machiavelli auf dem Gipfel seines Lebens nur mit dem Volke und mit der florentinischen Demokratie gehen wollte. Das Volk sympathisirt immer mehr mit dem Träumer, als mit dem staatsklugen Praktiker. —

Savonarola, der demokratische Prophet, der in der ersten Frühstunde der europäischen Reformen aufging und wieder verblaßte, hatte keine Waffen und kein Heer, und vermochte darum mit allen seinen Ideen nichts zu gründen. Moses, Cyrus, Theseus und Romulus aber, welche dem Machiavelli als Muster bewaffneter Propheten gelten, würden ihre Einrichtungen (le loro costituzioni) nicht lange aufrecht erhalten haben, wenn sie ohne Waffen gewesen wären. Es scheint dem Machiavelli auf seinem Standpunct gleichgültig, durch wen dem Volke geholfen wird. Hätte der italienische Volksmann das Heer gehabt, so würde Machiavelli sich am Ziel seiner Staatsweisheit bekannt haben. Wenn aber der Mann des Volks und der Ideen nur der unbewaffnete Prophet sein konnte, so muß dafür gesorgt werden, daß der im Besitz der Gewalt Herrschende zu einem bewaffneten Propheten werde, d. h. durch die Mittel der Gewalt am Ende dem Volke den Dienst erweise, den der waffenlose Prophet ihm nicht hatte erweisen können, **den Dienst der Befriedigung aller Interessen des Volks durch neue und dauerhafte Ordnungen.**

Wie dieser Umschlag der Tyrannei in die Volksbeglückung ausfallen könne, diesen Proceß, der in der That der ächt historische ist,

1 Sismondi, Histoire des républiques ital. XII. 69.

hat uns Machiavelli weder in ſeinem Principe, noch in ſeinen andern Schriften näher veranſchaulicht. Es liegt hier das große Geheimniß der politiſchen Verzweiflung begraben, welches die Seele eines Machiavelli innerlichſt bewohnte, und aus dem er ſeine Anſchauungen über die noch einzig mögliche Reorganiſation des italieniſchen Staatslebens ſchöpfte.

13. Die revolutionnaire Situation innerhalb des Verhältniſſes von Staat und Kirche.

Machiavelli konnte in ſeiner Zeit nur die Revolution von Oben nach Unten lehren, aber er berührt und organiſirt damit ſchon, gleichviel von welchem Ausgangspunct aus, die revolutionnaire Situation, von welcher das neuere politiſche Europa gerade ſeit jener Zeit, ſeit dem ſechszehnten Jahrhundert, ſich nicht wieder loszuringen vermag. Durch den principiellen und ſittlichen Zerfall der alten Kirche waren die Bande zuerſt gelockert worden, in denen Völker und Staaten ſich harmoniſch und einheitlich bewegt hatten, und in welchen ſie die inneren Widerſprüche ihrer Exiſtenz für gelöſt hielten.

Alle Stürme der politiſchen und hiſtoriſchen Welt hängen innerlichſt mit der Religion und dem Verfall der kirchlichen Einrichtungen zuſammen, und wir ſehen in der ganzen neueren Geſchichte, daß politiſche Bewegungen und Umwälzungen immer durch religiöſe eingeleitet und hervorgerufen, zum Theil auch durch dieſelben erſetzt werden. Seit dem Ablauf des Mittelalters handelt es ſich in der modernen Welt beſtändig darum, bald aus der Religion Politik zu machen, bald wieder aus der Politik Religion. Es gleichen dieſe regelmäßig abwechſelnden Bewegungen dem Umherwerfen des Kranken auf ſeinem Schmerzenslager in verſchiedenen Stellungen, die ihn augenblicklich zu erleichtern ſcheinen, aber niemals geſund machen. Die Krankheit, woran unaufhörlich und ſeit Anbeginn der neueren Zuſtände gelitten wird, heißt die Revolution.

Dieſe Krankheit iſt eine Mitgift der Natur bei allen neueren Staats-Organismen ſeit der großen europäiſchen Kriſis im ſechszehnten Jahrhundert. Sie wird erſt dann geheilt werden, wenn die religiöſe Frage der neueren Menſchheit zu ihrem Entſcheid gekommen

iſt. Denn auch die ſociale Frage, die Frage von der Erlöſung der Geſellſchaft, welche zunächſt als die radicalſte Zukunftsbewegerin vor uns ſteht, wird nicht anders geſchlichtet werden können als im Zuſammenhang mit den großen Grundfragen, welche die menſchliche Natur in ihren höchſten Endpuncten betreffen, nämlich in ihrem Verhältniß zu der ewigen Welt des Gedankens und Glaubens, in dem Verhältniß, welches die menſchliche Organiſation zu den ewigen Ideen einnimmt.

Machiavelli hat zuerſt dieſen verhängnißvollen Iſisſchleier der europäiſchen Politik gelüftet. Er nimmt für ſein ganzes politiſches Syſtem den Ausgangspunct von dem Verfall der Religion und Kirche in ſeiner Zeit. Von dem Verderben der römiſchen Kirche leitet er auch das Verderben der Völker Italiens her. In dieſer erſten ſchneidenden Combination des Religiöſen und Politiſchen bezeichnet Machiavelli den großen Zerſetzungsproceß, welcher in der Epoche der Reformation beginnt und womit auch die politiſchen Speculationen der Völker auf ihr Heil beginnen. Bis dahin war das Heil nur in der Kirche und in ihren Gnaden-Einrichtungen gefunden worden, und mit dem Moment, wo die innere Desorganiſation in die Kirche trat, begannen die Völker an ihr Heil auf der Erde zu denken, und ſich, wie ſonſt mit dem Himmel und allen ſeinen Stationen, ſo jetzt mit ihren weltlichen Zuſtänden und deren Organiſation zu beſchäftigen.

Es lag in dieſer Abwendung von der Kirche, die zunächſt nur ein ſittlicher Effect war, zugleich auf Seiten des Völkerlebens allerdings ein neuer weltlicher Impuls, der zu einer verjüngenden Kraft für die politiſchen und materiellen Lebenszuſtände hätte werden können. In Deutſchland, in der deutſchen Reformation, wurden die Anläufe zu einer politiſchen und ſocialen Reorganiſation auf dieſen Abfall von einer verderbten Kirche begründet. Die Volkskraft konnte ſich in Deutſchland noch in dieſer neuen Stellung in ſich ſelbſt aufſchwingen, aber es knüpfte ſich kein Segen an dieſe deutſche Volkserhebung, wie ſie im Bauernkrieg und andern auf eine Nationalrevolution gerichteten Beſtrebungen auftrat. Die politiſche Seite der deutſchen Reformation wurde nur ein tragikomiſches und zum Theil ſehr burleskes Vorſpiel zu den großen Schlachttagen der franzöſiſchen Revolution. Luther, welcher zuletzt Alles daran ſetzte, die Reformation rein zu erhalten, d. h. ihren Umſchlag in eine weltliche Umwäl-

zung zu verhüten, war doch ſelbſt eigentlich von politiſchen Freiheitsideen ganz und gar, und man kann wohl ſagen, wider ſeinen eigenen Willen, angefüllt.

Es iſt von einem neueren Beurtheiler des Machiavelli ſehr treffend geſagt worden: „daß kein einzelner Mann ſo viel zur Bezwingung des Mittelalters gethan, als Machiavelli.“ Dies geſchah aber daher, weil er der Erſte war, der unmittelbar an den Selbſtzerfall der alten Kirche die politiſche Speculation anknüpfte, und, ohne weiter rückwärts nach ihr zu blicken, mit einem weltlichen Muth, der auf Alles gefaßt war, die Organiſation der menſchlichen Zuſtände auf dem entgegengeſetzten Gebiet, im Staatsleben, erſtrebte. Machiavelli war Demokrat, und wurde auch nach Abfaſſung des Principe wieder Demokrat. Es lag damals in dieſem Wort nicht nur die rein volksthümliche Conſequenz des republikaniſchen Staatslebens ausgedrückt, ſondern es deutete ſich darin auch die Selbſtändigkeit des Staatsbegriffs gegenüber der Herrſchaft der Kirche an.

In Deutſchland war in Folge der Reformation der erſte Verſuch mit einer Bewegung der Maſſen oder mit der Revolution von unten herauf gemacht worden. Machiavelli glaubte für Italien, daß dem Volke aus ſich ſelbſt heraus und durch ſeine eigene Unternehmung nicht geholfen werden könne. Dieſer Gedanke hat weſentlich ſein politiſches Syſtem beſtimmt, und ihn zu der indirect revolutionnairen Staatskunſt gebracht, welche ein zerwühltes und erkranktes Volk durch die Schärfe von Stahl und Eiſen in eine neue Organiſation treiben ſoll. Durch dieſen in Italien vollkommen gerechtfertigten Gedanken wurde er der Begründer des reactionnairen Staatsrechts, welches immer und ewig mit der Revolution buhlen wird und muß.

Den erſten Ausgangspunct dieſes Syſtems hat er auf eine ſehr klar zu erkennende Weiſe in ſeinen Discurſen über den Livius notirt. Dies iſt eben die Ideen-Verbindung, in der er das politiſche und nationale Verderben Italiens aus dem Verderben der römiſchen Kirche herleitet.

Er ſagt dort [1]:

---

1 Discorsi l. 12. Die fundamental Stellen: La quale Religione se ne' principj della Repubblica Cristiana si fosse mantenuta, secondo che dal datore d'essa ne fu ordinato, sarebbero gli stati e le repubbliche Cristiane più unite e più felici assai ch'elle non sono. *Nè si può fare*

„Wenn dieſe Religion in den Principien des chriſtlichen Staats ſo wäre aufrecht erhalten worden, wie ſie von ihrem Stifter urſprünglich angeordnet wurde, ſo würden die Staaten und chriſtlichen Republiken um vieles einiger und glücklicher ſein, als ſie es ſind. Von dem Verfall dieſer Religion kann man ſich aber keine ſtärkere Vorſtellung machen, als wenn man betrachtet, wie diejenigen Völker, die der römiſchen Kirche, dem Haupte unſerer Religion, näher ſind, um ſo weniger Religion haben. Und wer die urſprünglichen Grundlagen unſerer Religion betrachtet, und den von denſelben ſo verſchiedenen Gebrauch erwägt, den man gegenwärtig von ihr macht, der wird urtheilen müſſen, daß nahe ohne Zweifel der Untergang oder die Zuchtruthe ſei! Und weil doch Einige der Meinung ſind, daß die Wohlfahrt Italiens von der römiſchen Kirche abhänge, ſo will ich gegen dieſelbe einige Gründe vorbringen, die mir gerade einfallen, und beſonders zwei ſehr weſentliche anführen, die meines Erachtens keine Widerlegung dulden. Der erſte iſt, daß durch das ſchlechte Beiſpiel jenes Hofes dieſes Land alle Frömmigkeit und alle Religion verloren hat, was unendliche Mißſtände und unendliche Zerwürfniſſe mit ſich führt, denn wie man dort, wo Religion iſt, alles Gute vorausſetzt, ſo dort, wo ſie mangelt, das Gegentheil. Das haben wir alſo der Kirche und den Prieſtern Italiens vor allen Dingen zu danken, daß wir religionslos und entartet geworden ſind! Wir ſind aber noch zu einem größeren Dank gegen ſie verpflichtet worden, der die Urſache unſeres Ruins in ſich ſchließt, nämlich: daß die Kirche unſer Land zertheilt hat und in beſtändiger Zertheilung forterhält. Und wahrlich, niemals war ein Land einig oder glücklich, wenn es nicht entweder einer Republik oder einem Fürſten zugehört hat, wie es in Frankreich und Spanien geſchehen. Und die Urſache, daß Italien nicht an demſelben Ziel ſich befindet, und weder eine Republik hat noch einen Fürſten, der es regiert, iſt einzig und allein die Kirche; denn obgleich ſie hier ihren Sitz und ihre weltliche Herrſchaft hatte, ſo iſt ſie doch weder ſo mächtig geworden, noch hat ſie

---

altra maggiore congettura della declinazione di essa, quanto è vedere come quelli popoli che sono più propinqui alla chiesa Romana, capo della religione nostra, hanno meno Religione. E chi considerasse i fondamenti suoi, e vedesse l'uso presente quanto è diverso da quelli, giudicherebbe essere propinquo senza dubbio o la rovina o il flagello.

eine ſolche Kraft erlangt, daß ſie den übrigen Theil Italiens hätte erobern und ihm einen Fürſten geben können. Und doch iſt ſie wieder auf der andern Seite nicht ſo ſchwach geworden, daß ſie, aus Furcht ihre Herrſchaft über die weltlichen Dinge zu verlieren, nicht einen Mächtigen hätte anrufen können, um ſie gegen Den zu ſchützen, der in Italien zu mächtig geworden wäre, wie man von Alters her mit hinlänglicher Erfahrung hat erſehen können, wenn ſie durch Carl den Großen die Lombarden vertrieb, die gleichſam ſchon König von ganz Italien waren, oder wenn ſie in unſeren Tagen die Macht der Venezianer mit Hülfe Frankreichs brach, darauf aber die Franzoſen mit Hülfe der Schweizer verjagte. Da mithin die Kirche nicht mächtig genug war, Italien zu erobern, noch auch geſtattete, daß ein Anderer es eroberte, ſo wurde ſie dadurch die Urſache, daß Italien nie unter Ein Haupt kam, ſondern unter mehreren Fürſten und Herren blieb, woraus eine ſo große Zerworfenheit und Schwäche entſtand, daß Italien auf dieſem Wege die Beute nicht bloß der mächtigen Barbaren, ſondern des Erſten Beſten wurde, der es angriff. Dies danken wir Italiener der Kirche und Niemanden anders. Und wer ſich davon recht augenſcheinlich überzeugen wollte, der müßte die Macht beſitzen, den römiſchen Hof mit der ganzen Autorität, die er in Italien hat, in das Land der Schweizer zu verlegen, die heut noch die einzigen Völker ſind, die in der Religion und in ihren militairiſchen Einrichtungen im Sinne der Alten leben; und er würde dann ſehen, daß die traurigen Sitten dieſes Hofes in kurzer Zeit mehr Unordnung in dieſem Lande hervorrufen würden, als irgend eine andere Begebenheit, die ſich jemals ereignen könnte!"

Machiavelli erblickte alſo in dem Weſen der römiſchen Kirche die eigentliche Urſache, welche die Einheit und Freiheit Italiens hinderte, während der Katholicismus durch die Stärke ſeiner Organiſationsmittel allerdings im Stande geweſen wäre, dieſe Einheit und Freiheit zu tragen. Aber ein durch die Laſter des Clerus entſittlichtes Volk konnte zugleich keinen Anhalt für eine Maſſen-Erhebung oder für die Organiſirung der Revolution von Unten bieten, und doch erkannte Machiavelli ohne Zweifel ſchon, daß die eigentliche Fortbildungskraft der neueren Geſchichte eine revolutionnaire ſei, und daß in der neuen Weltepoche, die ihren Anfang vor ſeinen Augen nahm, nur durch die Krankheit zur Geſundheit zu gelangen ſein werde.

Machiavelli ſah den militairiſchen Abſolutismus als ein bei weitem beſſer arbeitendes Organ der Revolution an, als die Volkskraft ſelbſt. In die bewaffnete Einzel-Souverainetät wollte er den Proceß verlegen, welcher zwei Jahrhunderte ſpäter in Frankreich in die zerſtörende und zugleich neu organiſirende Volks-Souverainetät verlegt werden ſollte. Machiavelli und Rouſſeau ſtehen ſich hier an den beiden äußerſten Endpuncten einer Aufgabe gegenüber, welche einen neuen Staat, eine neue Geſellſchaft für die mit ſich ſelbſt überworfene europäiſche Menſchheit bezweckte. Aber zwiſchen ihren Mitteln liegt eine ganze Welt von Täuſchungen und Hoffnungen, und wenn man in vielem Betracht ſagen kann, daß Machiavelli auf Rouſſeau hinweiſt, wie das funfzehnte und ſechszehnte Jahrhundert überhaupt auf das achtzehnte und neunzehnte, oder wie etwa Luther auf Voltaire, und die deutſche Reformation auf die franzöſiſche Revolution hinweiſt, ſo können wir darin nur die fundamentale Bedeutung erblicken, die einem Genius, wie Machiavelli, auch in ſeinen Verirrungen zukommt.

Die franzöſiſche Revolution werden wir jedenfalls auch in der Geſchichte ſelbſt als die weſentliche Ergänzung der Machiavelli'ſchen Staatsweisheit und als den neuen Weg zur Löſung der von Machiavelli behandelten Probleme der neueren Geſchichte zu betrachten haben. Machiavelli urtheilte, wie man aus dem dritten Capitel des Principe erſieht, nicht ſehr günſtig von dem politiſchen Naturell der Franzoſen. Er führte dort an, was er zu dem Cardinal Rohan geſagt, der zu ihm äußerte, daß die Welſchen ſich nicht auf den Krieg verſtünden, worauf Machiavelli ihm antwortete: „und die Franzoſen verſtünden ſich nicht auf den Staat, weil, wenn ſie ſich darauf verſtünden, ſie nicht die Kirche ſo groß werden ließen [1].“ Es iſt merkwürdig, gerade den Machiavelli ſo urtheilen zu hören, daß er den Franzoſen, welche nachher durch ihre Revolution das eigentliche politiſche Bewegungs-Volk der neueren Geſchichte wurden, den Staats-

---

1 Principe c. 3. — Dicendomi il cardinale Rosno, che gli Italiani non s'intendevano della guerra, io gli risposi, che i Francesi non s'intendevano dello stato, perchè intendendosene non lascerebbero venire la Chiesa in tanta grandezza. E per esperienza si è visto, che la grandezza in Italia di quella, e di Spagna, è stata causata da Francia, e la rovina sua è proceduta da loro.

verſtand und die politiſche Befähigung abſpricht. Es liegt aber dennoch etwas außerordentlich Treffendes und Hellſehendes in dieſem Ausſpruch, denn die Franzoſen, deren urſprüngliches National-Naturell ein durchaus kriegeriſches und militairiſches iſt, bildeten ſich erſt ſpät und gewiſſermaßen auf künſtlichen Umwegen zu einem Volk der politiſchen Speculation heran.

Machiavelli iſt aber auch geneigt, es der chriſtlichen Religion ſelbſt zum Vorwurf zu machen, daß ſie die modernen Völker unfähig zur Freiheit und zur Entwickelung eines ſtarken politiſchen Lebens gemacht habe. Machiavelli erſcheint uns hier als der Reigenführer Derjenigen, welche das Chriſtenthum in politiſcher Hinſicht angeklagt, und Chriſtenthum und politiſche Freiheit als unverſöhnliche Gegenſätze einander gegenübergeſtellt haben. Er geht bei dieſer Betrachtung, die er ebenfalls in den Discorſi anſtellt, von der Verſchiedenheit der Religionen alter und neuer Zeit aus, und leitet das Ueberwiegen der republikaniſchen Form im Alterthum und die größere Freiheitsliebe der Alten vornehmlich aus dem eigenthümlichen Element ihrer Religion her.

Er ſagt dort [1]: „Wenn wir nun erwägen, woher es gekommen ſein mag, daß in jenen Zeiten des Alterthums die Völker die Freiheit mehr liebten als heutzutage, ſo glaube ich, daß hier dieſelbe Urſache obwaltet, welche die Menſchen heut weniger ſtark macht, nämlich die Verſchiedenheit unſerer Erziehung von der der Alten, welche ſich auf die Verſchiedenheit unſerer Religion von der antiken gründet. Unſere Religion lehrt uns als die Wahrheit und den wahren Weg des Lebens, daß wir die Ehre der Welt weniger achten ſollen; die Heiden aber, welche in die Welt ihr höchſtes Gut ſetzten, waren darum in ihren Handlungen gewaltiger und wilder. Man kann dies aus vielen ihrer Einrichtungen erſehen, wenn man die Prächtigkeit ihrer Opferhandlungen mit der niedrigen Demuth der unſrigen vergleicht, bei denen ein mehr zierlicher als prächtiger Aufwand ſtattfindet, aber durchaus keine wilde und heftige Handlung. — — Die antike Religion hat Niemand heilig geſprochen als die Männer des weltlichen Ruhms, wie es die Heerführer und Fürſten waren. Die chriſtliche Religion dagegen hat mehr die Männer der Selbſterniedrigung und Beſchaulichkeit verherrlicht. Sie

1 Discorsi II. 2.

hat überhaupt das höchſte Gut in die Niedrigkeit, in die Wegwerfung und in die Verachtung der menſchlichen Dinge geſetzt, während die Alten es in die Größe des Geiſtes, in die Stärke des Körpers und in alle diejenigen Dinge verlegten, welche dazu geeignet ſind, die Menſchen ſtark zu machen. Und wenn die chriſtliche Religion verlangt, daß du Stärke in dir haben ſollſt, ſo will ſie dies nur dazu, damit du mehr dulden, als etwas Starkes thun ſollſt. Dieſe Art zu leben nun ſcheint die Welt geſchwächt und ſie zur Beute der Böſewichter gemacht zu haben, welche eine ſolche Welt mit Sicherheit gängeln zu können glaubten, indem ſie ſahen, daß die ganze Menſchheit, um nur den Weg zum Paradieſe finden zu können, es für beſſer hielt, ihre Prügel auszuhalten als ſie jemals zu rächen. Und wenn die Welt dadurch verweichlicht und der Himmel entwaffnet worden zu ſein ſcheint, ſo rührt dies ohne Zweifel von der Verworfenheit der Menſchen her, welche unſerer Religion eine Deutung gegeben haben, die mehr dem Müſſiggang als der Kraft entſpricht! Hätten dieſe bedacht, daß die Religion die Erhebung und Vertheidigung des Vaterlandes geſtattet, ſo würden ſie geſehen haben, wie die Religion auch will, daß wir das Vaterland lieben und ehren und uns ſo ausbilden, um es vertheidigen zu können. Dieſe Erziehung und dieſe falſche Ausdeutung der Religion bewirken es alſo, daß man jetzt in der Welt nicht ſo viel Republiken ſieht, als in alter Zeit geſehen wurden, und daß man darum auch bei den Völkern nicht mehr ſo große Liebe zur Freiheit bemerkt als damals.[1]“

Machiavelli iſt der Erſte, welcher die gewiſſermaßen nothwendige Zerrüttung des modernen Staatsweſens von dieſem Standpunct aus betrachtet hat. Er unterſcheidet hier bereits, was ſeine ſpäteren Nachfolger auf dieſem Gebiet der Kritik meiſt unterlaſſen haben, die chriſtliche Religion von ihren Auslegern und Anwendern. Er ſcheint

---

1 E benchè paja che si sia effeminato il mondo, e disarmato il cielo, nasce più senza dubbio dalla viltà degli uomini, che hanno interpretato la nostra Religione secondo l'ozio, e non secondo la virtù. Perchè se considerassero come ella permette la esaltazione e la difesa della patria, vedrebbono come la vuole che noi l'amiamo ed onoriamo, e prepariamoci ad esser tali che noi la possiamo difendere. Fanno adunque queste educazioni, e cosi false interpretazioni, che nel mondo non si vedono tante repubbliche quante si vedeano anticamente, nè per conseguente si vede nei popoli tanto amore alla libertà quanto allora.

ſogar geneigt, das urſprüngliche Princip dieſer Religion ihrer Interpretation gegenüberzuſtellen. Freilich läßt auch er noch das Problem unerörtert, wie auf dem Grunde des chriſtlichen Princips, wenn daſſelbe in ſeiner urſprünglichen Reinheit feſtgehalten oder wiederhergeſtellt wird, mit der Bildung eines freien modernen Staatslebens vorzugehen ſein werde und in welchen politiſchen Formen ſich daſſelbe alsdann zu entwickeln haben würde. Wenigſtens drückt er ſich darüber nur ganz allgemein im Sinne der Freiheit und des republikaniſchen Standpunctes aus. Der Bedeutung des religiöſen Princips an ſich läßt er aber die tiefſte und durchgreifendſte Gerechtigkeit wiederfahren. Denn er ſieht in der Religion und ihren Anſchauungen eigentlich das innerlichſt plaſtiſche Princip zur Darſtellung eines politiſchen Staatslebens. Für ſeine Zeit mußte ihm freilich die Religion mit ihren prieſterlichen Vertretern und mit ihrem damaligen kirchlichen Organismus zuſammenfallen. Dies brachte ihn in den Ruf eines Religionsverächters und Atheiſten, den viele ſeiner Beurtheiler, wie der Jeſuit Poſſevin, Binet, Spizelius, Marchant, zu den märchenhafteſten Geſchichten über Machiavelli ausgebeutet haben[1]. Machiavelli ſchrieb der Kirche freilich, wie wir geſehen haben, nur einen zerrüttenden und desorganiſirenden Einfluß auf alle menſchlichen und politiſchen Lebenszuſtände zu, aber den höhern und wahren Begriff der Religion hatte er in ſeinen Gedanken ausgebildet, wie dies die in allen ſeinen Schriften niedergelegten Anſchauungen beweiſen.

Die innere Selbſtzerſtörung der alten Kirche, welche mit dem ſittlichen Zerfall ihrer Verwaltung begann, wurde durch die geiſtigen Entwicklungen der Jahrhunderte, durch Wiſſenſchaft, Philoſophie und Pantheismus weiter gefördert. Der Pantheismus iſt auf dem religiöſen Gebiet dieſelbe Macht, welche die Demokratie auf dem Gebiet des Staats auszuüben ſich berufen hält. Der Pantheismus iſt die allgemeine Auflöſung der Kirche, wie die Demokratie die allgemeine Auflöſung des Staats iſt. Beide Richtungen gehen urſprünglich von demſelben Abſolutismus der Idee aus,

1 Possevin, Iudicium de Nunc, militis Galli, Joh. Bodini, Phil. Mornaei et Nic. Machiavelli quibusdam scriptis (Rom. 1592). — Binet, du Salut d'Origène p. 359. — Spizelius, Scrutinium Atheismi historico-aetiologicum p. 132. — Marchant, Hort. Pastor. tract. I. lect. VI. propos. 2.

da ſie keine einzige beſtehende Form der Wirklichkeit entſprechend und genügend finden, ſodaß ſie es nur dem Individuum als ſolchem überlaſſen zu können glauben, ſich nach dem Maaß ſeines Bedürfniſſes die durch keine Formel und kein Geſetz mehr beſchränkte Befriedigung zu ſchaffen. Es iſt daher nur der Individualismus, welchen Pantheismus und Demokratie in religiöſer und politiſcher Hinſicht brauchen können, denn die Herrſchaft des Individuums iſt es, welche ſie an die Stelle von Staat und Kirche treten laſſen wollen. Der Pantheismus, in deſſen Syſtem es keine Individualität giebt, kann doch der Kirche nur dadurch den Krieg erklären, daß er ſich ihr gegenüber auf die Macht der Individualität ſtützt und Alles, was es giebt, in der Denkkraft des Individuums untertauchen und untergehen läßt. Er vernichtet die Form durch das Individuum Kraft der Idee, um dann das Individuum wieder durch die Idee aufzulöſen. Daſſelbe Schickſal ſteht dem Individuum auf dem politiſchen Gebiet bevor, wenn diejenigen Pläne der Demokratie, welche auf eine Auflöſung des Staats durch das Individuum gerichtet ſind, in Erfüllung gingen. Denn es würde dies eine Umarmung der Menſchen mit der Freiheit werden, welche das Geſchlecht nicht zu ertragen vermag, ſondern in der es vergehen müßte gleich der Semele in den Donner-Umarmungen des alten Gottes.

Auf dieſem Entzündungspunct aller modernen Richtungen ſtand Machiavelli als das Individuum, in welchem dieſer innerſte Zwieſpalt der ganzen neueren Welt ſeinen allſeitigen Ausbruch zuſammendrängte. Seine Stellung war eben in dieſer Allſeitigkeit des Zwieſpalts, dem er unterlag, zugleich eine iſolirte. Der Kirche gegenüber war er Pantheiſt und Demokrat zugleich. Für dieſe Zeit war es das Wichtigſte, ſich mit der Kirche auseinanderzuſetzen, und in dieſer Beziehung konnte ſelbſt der politiſche Abſolutismus, wie ihn Machiavelli bilden half, als revolutionnaires Werkzeug gegen die Kirche gerichtet werden. Denn je kräftiger und ſelbſtändiger der politiſche Abſolutismus ſein Syſtem baute, um ſo mehr nahm er der Kirche von dem Grund und Boden ihrer Alleinherrſchaft hinweg. Dem Staat gegenüber trug Machiavelli den Fluch dieſes geſpaltenen Bewußtſeins. Die Situation der ganzen Welt war zu künſtlich, um den Organismus der Freiheit noch rein anſchauen zu können. Er ſah ſich daher in eine Stellung hineingetrieben, in der er der Reaction ihre Mittel und Waffen ſchmiedete, um ſelbſt an der Idee der Freiheit zu Grunde zu gehn.

Machiavelli hatte in derſelben Zeit, wo er die Capitel über den Principe ſchrieb, auch eine Komödie gedichtet, die gewiſſermaßen die ſociale Ergänzung zu dem politiſchen Fürſten-Tractat bildet und die Stellung, in der ſich Machiavelli zu ſeiner Zeit befand, uns erſt vollſtändig überliefert. Machiavelli hat darin, als der Erſte unter allen neueren Luſtſpieldichtern, das Element der Tartufferie in ſocialer und religiöſer Hinſicht aufgegriffen, und darin die innere Verderbtheit des geiſtlichen Standes in ſchlagenden Zügen enthüllt. Boccaccio hatte in ſeinen Novellen daſſelbe mit einer Leichtfertigkeit des Humors gethan, die zugleich als mildernde Farbe für das Gemälde diente. Machiavelli aber wirft ernſte und große Schlagſchatten auf die ganze Welt- und Geſellſchafts-Exiſtenz, indem er in dem Pater Timotheus, der die niederträchtigſten Scheinmereien in dieſer Komödie verknüpft und unter dem Siegel der kirchlichen Autorität vollbringen hilft, die Mittel und Organe der Kirche in ihrer Auflöſung und in dem grellſten Widerſpruch mit ihrer Idee zeigt. Die Art, wie dieſer Mönch eingeführt wird, iſt auch in dramatiſcher Hinſicht meiſterhaft, und giebt gewiſſermaßen eine Phyſiologie des geiſtlichen Gewiſſens, die nicht ſchneidender entwickelt werden konnte. Die Intriguen und Schandthaten, um die es ſich handelt, werden zu ihrer eigentlichen Verſchlingung an Dogmen und Ritus der chriſtlichen Kirche, ja ſelbſt an ihre Sacramente angeknüpft. Der Papſt Leo X. ließ dieſe Komödie des Machiavelli auf ſeine eigene Veranſtaltung in Rom aufführen, nachdem er die Schauſpieler, von denen er das Stück früher in Florenz darſtellen geſehen, nebſt allen dazu gehörigen Decorationen zu dieſem Zweck hatte nach Rom ſchaffen laſſen[1]. Wenn der leichtſinnige Leo von der damaligen gefährlichen Stellung der Kirche nur eine Ahnung gehabt hätte, ſo würde er vor innerem Grauen nicht eine Komödie zu ſeiner Lieblings-Unterhaltung gewählt haben, in welche ſich der reformatoriſche Stachel des Jahrhunderts ſo verletzend und blutig eingedrückt hatte.

1 Paulo Giovio, Elog. c. 87. Das Stück wird hier nach ſeiner Hauptfigur Ricia genannt, iſt aber mit der Mandragora eines und daſſelbe. — Varillas, Anecdotes de Florence p. 208 läßt das Stück ſogar auf die beſondere Veranlaſſung Leo's entſtehen, der es als Cardinal bei Machiavelli beſtellte, um ſich an der Schilderung einiger bekannter florentiner Perſönlichkeiten darin zu ergötzen.

14. Das Urbild des neuen Fürsten.

Machiavelli ſchwebt, wie wir ſchon früher andeuteten, mit ſeiner Abſicht, dem politiſchen Abſolutismus eine Normal-Perſönlichkeit zu conſtruiren, keineswegs in der Luft, ſondern er hat lebende Vorbilder, die auf ſeine eigene politiſche Entwickelung den größten Einfluß ausgeübt hatten. Zu dieſen muß vor Allen Cäſar Borgia gerechnet werden, deſſen Politik Machiavelli im ſiebenten Capitel des Principe einer genaueren Kritik in ihrem Geiſt wie in ihren Einzelnheiten unterwirft.

Cäſar Borgia, welcher in Italien Herzog Valentin genannt wurde, wegen des Erzbisthums Valenzia, welches ihm ſein Vater, Papſt Alexander VI., übertragen, war in ſeinem Charakter am glänzendſten und furchtbarſten dazu ausgerüſtet, das Syſtem einer mörderiſchen Politik kunſtvoll und erfinderiſch zu begründen. Das wilde ſpaniſche Blut, welchem das edle Haus der Borgia entſtammte, miſchte ſich in dieſen fürſtlichen Verbrechern auf eine ungemein berechnete Weiſe mit der Verſchlagenheit des italieniſchen Naturells, und Cäſar Borgia wußte dieſe Elemente auf ihren Gipfelpunkt zu ſteigern. Seine weitverzweigten Pläne, ſich Gewalt und Herrſchaft zu erwerben und italieniſche Ländergebiete in ſeinen Beſitz zu bringen, hatten ihn zum Feind und Verfolger aller begüterten römiſchen Familien gemacht, aus deren Trümmern er die ſchaudervolle Größe des Hauſes Borgia aufrichtete und worin er durch ſeinen Vater, den Papſt, wie durch ſeine Allianz mit dem franzöſiſchen König Ludwig XII. mit Kriegsmitteln aller Art unterſtützt wurde.

So hatte ſich Cäſar Borgia ſchon faſt der ganzen Romagna bemächtigt, war aber, als er im Jahre 1502 auch Abſichten auf den Erwerb von Bologna faßte, mit ſeinen bisherigen Freunden, den mächtigen Familien der Vitelli und Orſini, zerfallen. Die Florentiner, welche mit denſelben Adelsgeſchlechtern in feindlicher Verwickelung lebten, fühlten um dieſe Zeit das Bedürfniß nach einem Freundſchaftsbund mit Cäſar Borgia, der nach der Eroberung der ganzen italieniſchen Halbinſel zu trachten ſchien. Machiavelli ward von ihnen (1502) zur Vermittelung dieſes für ſehr wichtig gehaltenen Verhältniſſes abgeſandt.

Wir ſehen jetzt Machiavelli, den Mann mit dem feinſten geiſtigen Spürblick und der durchdringendſten Menſchenkenntniß, dieſem Herzog Valentin gegenüber, der nur Dolch und Gift als

die täglichen Inſtrumente ſeiner Vergrößerung handhabte, und ſeinen politiſchen Weg bisher nur durch den blutigen Glanz ſeiner Verbrechen und unmenſchlichen Grauſamkeiten bezeichnet hatte. Es war dies eine Geſandtſchaft, bei welcher es darauf ankam, die Politik eines Cäſar Borgia in ihren geheimſten Verſtecken zu ergründen und gewiſſermaßen mit dem Tiefblick eines Weiſen ſich in den ganzen Zuſammenhang einer verbrecheriſchen Tyrannenſeele hineinzuverſetzen.

Machiavelli war zu dieſem Studium der geeignete Mann, und es begann nun zwiſchen Beiden das diplomatiſche Widerſpiel der abgemeſſenen Stellungen und der ausgeſuchteſten Demonſtrationen, bald durch eine erheuchelte Offenherzigkeit des Betragens, bald durch ein Zurückziehn in eine geheimnißvolle und wortkarge Poſition, bald durch ein lügneriſches Vorgeben neuer Zwiſchenereigniſſe, die gar nicht exiſtiren, bald durch ein ſcheinbares Abbrechen der Unterhandlungen in demſelben Moment, wo die größte Neigung zu Zugeſtändniſſen da iſt.

Machiavelli zeigt ſich einem Cäſar Borgia in dieſen Schlangenwindungen der Diplomatie durchaus gewachſen, er weiß genau, auf welchem Punkt der Herzog Florenz zu berücken gedenkt, indem er die täuſchende Maske des Wohlwollens gegen daſſelbe aufſteckt. Und wenn der Herzog immer karger wird mit ſeinen Audienzen, ſtudirt Machiavelli das Lächeln ſeiner Hofleute, und ſchreibt daraus für ſeine Signoren in Florenz, die ihn um Berichte drängen, die wichtigſten Depeſchen auf. Oder wenn der Herzog plötzlich einen Argwohn gegen die Abſichten der Florentiner affectirt, weiß Machiavelli ihm einige witzige Querfragen zu thun, welche den Cäſar Borgia zum Lachen bringen müſſen. Die ſyſtematiſche Zurückhaltung des Herzogs, die mit ſcheinbarer Mittheilſamkeit wechſelt, offenbart ſich in einer Reihe dramatiſcher Stellungen, welche die Kunſt der Diplomatie auf ihren Höhepunkten zeigen.

Wie tief Machiavelli dieſen Charakter ſtudirte und durchſchaute, hat er in den Briefen und Berichten über ſeine Geſandtſchaft, die ſich unter ſeinen Schriften finden, hinlänglich gezeigt und ſelbſt in der meiſterhafteſten Darlegung aller Momente entwickelt[1].

1. Legazione al Duca Valentino und der Aufſatz del modo tenuto dal Duca Valentino nello ammazzare Vitellozzo Vitelli, Oliverotto da Forma, il Signor Pagolo e il Duca di Gravina Orsini. — Opere (ed. Florent.) T. III.

Wir müſſen aber dabei zugleich ſehn, wie ſich in dem Studium auch die Bewunderung in Machiavelli's Herz ſchleicht, die Bewunderung für einen dermaßen ausgerüſteten politiſchen Charakter, für einen ſo ſyſtemartig abgeſchloſſenen und vollendeten Tyrannen, der in ſich ſelbſt gewiſſermaßen allen Gründen überlegen, und weil er nichts kennt als ſein Ziel, nämlich ſich ſelbſt, eben dadurch unüberwindlich iſt, und in dieſem Bewußtſein ſeiner Sicherheit zugleich dies leichte und ſarkaſtiſche Sichgehenlaſſen ſeiner Perſönlichkeit gewinnt. So wird Machiavelli auch kaum überraſcht, als er plötzlich, noch mitten in ſeinen diplomatiſchen und politiſchen Verhandlungen, ein Hauptthema, um das es ſich gehandelt, nämlich das Verhältniß der Orſini und Vitelli und ihrer Genoſſen zu Cäſar Borgia und zu Florenz, durch einen Meuchelmord entſchieden ſieht, indem der Herzog ſeine Gegner theils gewaltſam erdroſſeln, theils hinrichten läßt. Der Herzog beruft den Machiavelli plötzlich in der Nacht um zwei Uhr zu ſich, und kündigt ihm triumphirend das blutige Ereigniß an, indem er verlangt, er ſolle den Signoren in Florenz melden: dies ſei die Rache, die Cäſar Borgia den Florentinern an ihren Feinden, den Vitelli und Orſini, verſchafft habe! Man hat den Machiavelli ſogar als einen Mitſchuldigen Cäſar Borgia's bei der Begehung dieſes Mordes bezeichnen wollen, der allerdings auch die bitterſten Feinde der florentiniſchen Republik traf, aber es giebt keinen thatſächlichen Beweis für dieſe Anklage, obwohl Machiavelli im vierundvierzigſten ſeiner Geſandtſchaftsbriefe der Signoria von Florenz dies Ereigniß als ein höchſt erfreuliches für die Republik anzeigt.

Machiavelli ſelbſt war mit Verſtand und Gefühl dem beſtechenden Reiz des größten politiſchen Verbrechers erlegen, und wie rein ſtaatsgeſchäftlich und politiſch er dieſe ganze Erſcheinung auffaßte, geht vornehmlich auch daraus hervor, daß er in ſeinen Berichten über dieſe Legation niemals auch nur den geringſten menſchlichen Schauder über die Nähe eines ſolchen ſtaatsklugen und bluttriefenden Ungeheuers durchblicken ließ. Vielmehr ſtellt er die Bewunderung ſeiner außerordentlichen Begabung an die Spitze aller Betrachtungen über ihn[1]. Zugleich bildet ſich hier ſchon ſeine Anſicht, daß dies das Muſterbild eines Fürſten ſei, wie er unter

1 Legazione al Duca Valentino, lettera XXIII.

den verworfenen Zuſtänden Italiens zur Rettung und Wiederherſtellung erſehnt werden müſſe.

Im ſiebenten Capitel des Fürſten-Tractats, worin Machiavelli von den neuen Fürſtenthümern handelt, die man durch fremde Gewalt und durch Glück erwirbt, nennt er ausdrücklich den Cäſar Borgia als denjenigen Typus eines neuen Fürſten, der alle Anforderungen in ſich vereinige, um eine ausſchließliche Höhe der Herrſchaft zu behaupten. Nachdem er auch an dieſer Stelle die Eigenthümlichkeiten der Cäſar Borgia'ſchen Blut- und Mord-Politik in ihrer ungeheuern Conſequenz wie in ihren fürchterlichſten Kraft-Offenbarungen geſchildert, und auch in manchen Einzelnheiten derſelben die Fehler nachgewieſen hat, die ihm von ſeinem Standpunct aus nur eben als Klugheitsfehler erſcheinen, ſtellt er folgendes Schluß-Urtheil über dieſe Perſönlichkeit eines kriegeriſchen Herrſchers feſt: „Alle dieſe Handlungen des Herzogs nun zuſammengenommen, wüßte ich ihn nicht zu tadeln; vielmehr ſcheint er mir, wie ich ſchon geſagt habe, allen denen zur Nachahmung aufzuſtellen, welche durch Glück und durch die Waffen Anderer zur Herrſchaft gelangt ſind. Denn da er einen hohen Geiſt und ein hohes Streben hatte, konnte er ſich nicht anders benehmen, und ſeinen Plänen widerſetzte ſich bloß die kurze Lebensdauer Alexanders (des Papſtes) und ſeine eigene Hinfälligkeit. Wer es alſo für nothwendig erachtet, in ſeiner neuen Herrſchaft ſich der Feinde zu verſichern, Freunde zu gewinnen, durch Gewalt oder durch Liſt zu ſiegen, ſich geliebt oder gefürchtet beim Volke zu machen, Gehorſam und Achtung beim Heere zu erlangen, die, welche ihm ſchaden können und müſſen, hinwegzuräumen, die alten Ordnungen durch neue Verfaſſungen umzuändern, ſtreng und gelind, großmüthig und freigebig zu ſein, die ungetreue Miliz zu vernichten und ſich eine neue zu ſchaffen, die Freundſchaft der Könige und Fürſten ſich zu erhalten, dergeſtalt, daß ſie entweder mit Gunſt ihn fördern oder mit Rückſicht ihn beleidigen müſſen: der kann keine friſcheren Beiſpiele finden, als die Handlungen dieſes Mannes[1]".

1 Principe c. VII. Chi adunque giudica necessario nel suo principato nuovo assicurarsi degl' inimici, guadagnarsi amici, vincere o per forza o per fraude, farsi amare o temere dai popoli, seguire e riverire da' soldati, spegnere quelli che ti possono o debbono offendere, innovare

In dieſer Weiſe hat Machiavelli in einer ganz klaren und unzweifelhaften Formel die Normalperſönlichkeit ſeines Herrſchers, wie er denſelben zu den von ihm beabſichtigten kriegeriſchen Zwangs-Organiſationen des italieniſchen Nationallebens einzig und allein für tauglich hält, hingeſtellt. Es iſt dies ſein kriegeriſcher Reformator, ſein bewaffneter Prophet; in neueſter Zeit, wo dieſer Typus wieder auf den hiſtoriſchen und politiſchen Schauplatz getreten, auch die bewaffnete Vorſehung genannt, welchen Ausdruck (providence armée) man neulich in einer franzöſiſchen Zeitung ganz naiv gebraucht finden konnte, wo von gewiſſen Generälen der heutigen franzöſiſchen Republik die Rede war.

An dieſe Anſchauungen knüpft Machiavelli unmittelbar ſeine Doctrin von den gut gebrauchten und von den ſchlecht gebrauchten Grauſamkeiten (crudeltà male o bene usate). Er entwickelt dieſe eigenthümliche Doctrin im achten Capitel des Principe, indem er die politiſch-mörderiſchen Handſtreiche erzählt, durch welche Oliverotto von Fermo, der in der Zeit des Machiavelli lebte, und Agathokles von Syrakus, vermittelſt der ſchwärzeſten Verbrechen zur Behauptung einer feſten und wohlgeordneten Gewalt gelangten. Die Nutzanwendungen, denen wir am Schluß dieſes Capitels begegnen, ſind für das ganze hier entwickelte politiſche Syſtem von beſonderer Wichtigkeit, indem ſie daſſelbe an dieſer Stelle gewiſſermaßen pſychologiſch ausrunden helfen. Machiavelli ſagt dort: „Gut gebrauchte Grauſamkeiten — wenn es anders erlaubt iſt, Gut vom Böſen zu ſagen — können wir diejenigen nennen, die man auf Einen Zug begeht, in der Nothwendigkeit ſich ſicher zu ſtellen, und dann nicht weiter dabei beharrt, ſondern, ſo viel als man nur kann, zum größeren Nutzen der Unterthanen verwendet. Die ſchlecht gebrauchten ſind diejenigen, welche, obwohl ſie im Anfang nur gering auftreten, doch im Laufe der Zeit vielmehr ſich häufen, ſtatt daß ſie aufhören ſollten. Die, welche die erſte Weiſe befolgen, können mit Gott und den Menſchen für ihren Staat wohl noch Rettungswege finden, wie

---

con nuovi modi gli ordini antichi, essere severo e grato, magnanimo e liberale, spegnere la milizia infedele, creare della nuova, mantenersi le amicizie de' re o dei principi, in modo che ti abbiano a beneficare con grazia, o ad offendere con rispetto, non può trovare più freschi esempj, che le azioni di costui.

Agathokles ſie fand. Den Andern wird es unmöglich ſein ſich zu behaupten. Deshalb iſt wohl zu merken: daß bei der Ergreifung eines Staats der Beſitznehmer deſſelben alle Unbilden, die er zu verüben genöthigt iſt, auf Einen Zug verüben muß, um ſie nicht jeden Tag erneuern zu dürfen und um durch Vermeidung dieſer Erneuerung die Menſchen ſicher zu machen und ſich durch Gutesthun ihre Geneigtheit zu erwerben. Wer anders handelt entweder aus Furchtſamkeit oder weil er ſchlecht berathen iſt, iſt immer gezwungen, das Meſſer in Händen zu halten und kann ſich niemals auf ſeine Unterthanen ſtützen, weil auch ſie wegen der beſtändigen und friſchen Beleidigungen ſeiner ſich nicht verſichert halten können. Man muß daher die Beleidigungen alle auf einmal erweiſen, damit ſie um ſo weniger geſchmeckt werden und um ſo weniger verletzen. Die Wohlthaten dagegen muß man nach und nach erweiſen, damit ſie um ſo beſſer geſchmeckt werden können. Und es muß ein Fürſt vor Allem ſo mit ſeinen Unterthanen leben, daß ihn kein Zufall weder im Böſen noch im Guten zu einer Veränderung nöthigen kann, weil, wenn mit der ſchlimmen Zeit die Nöthigung eintritt, du für das Böſe nicht ſchon zu ſpät kommſt, und was du Gutes thuſt, dir nichts nützt, weil man es für erzwungen hält und dir keinen Dank dafür wiſſen wird."

Dieſe niederſchlagenden Lehren ſind auf die Schwäche und Verderbtheit der menſchlichen Natur und des Volkes gegründet, auf dieſelben Anſchauungen, welche ſpäter von Hobbes und Haller zur wiſſenſchaftlichen Grundlage des abſolutiſtiſchen Staatsrechts erhoben worden. Der moderne Abſolutismus, wie er durch Hobbes und Haller in einem wiſſenſchaftlichen Syſtem gefaßt wurde, iſt nichts Anderes als jene „gut angewandte Grauſamkeit", die Machiavelli lehrt, und welche eigentlich das Princip der ſogenannten väterlichen Gewalt auf den Thronen iſt. Das väterliche Regiment iſt das wohlwollende Spiel mit der Schwäche des Volks, es züchtigt die Seinen nach einem beſtimmt angenommenen Syſtem, und zeigt ſich liebevoll, um deſto mehr gefürchtet zu werden und um deſto ſicherer in ſeinen Gewaltthaten zu ſein.

Dies väterliche Regiment im Staat, welches Machiavelli wie eine Art von Schachſpiel nach einem gewiſſen Angriffsplan und Zug um Zug auszuüben lehrt, iſt in jener ſtaatsrechtlichen Schule von Hobbes und Haller weſentlich auf das Chriſtenthum

und auf die ſogenannte chriſtlich-germaniſche Weltanſchauung zurückgeführt worden. Dies iſt heutzutage ein Parteiſtandpunct geworden, der ſich auch in unſern neueſten Staatskämpfen auf eine immer andringlichere Weiſe wieder vertreten hat. Die patriarchaliſche Staatsgewalt iſt aber am allerwenigſten chriſtlichen Urſprungs, ſondern ſie iſt ein rein chineſiſches Spielzeug, welches, aus dem in dem uralten Reich der Mitte heimiſchen Bambusrohr geſchnitten, ſeltſamer Weiſe als ein heiliges Symbol unter die Völker verhandelt worden iſt; ſo wie es oft vorgekommen iſt, daß man in den erſten Zeiten des Chriſtenthums aufgefundene heidniſche Götzen für Marien- und Chriſtusbilder gehalten oder dieſelben daraus gefertigt hat. Nicht auf das Kreuz des Chriſtenthums, ſondern auf den die Fußſohlen kitzelnden Bambus des Chineſenthums iſt das patriarchaliſche Staatsprincip zurückzuführen, denn das Chriſtenthum kennt in ſeinen urſprünglichen Anſchauungen nur das Volksbewußtſein, an welches es anknüpft, und das es in ſeiner gereinigten und gewiſſermaßen göttlich reſtaurirten Grundlage zum Träger der neuen Weltgeſtaltungen machen will. Wie die chriſtliche Religion an ſich weſentlich Volksreligion iſt und ſogar die Gewalten des Himmels in einer organiſchen Dreigliederung ebenſo getheilt als geeinigt hat, ſo kann auch an ihre Lehre kein Staatsprincip geknüpft werden, welches nichts als eine mechaniſche Einheit durch einen einzigen außerhalb des Volkes ſtehenden Willen aufgerichtet ſehen will.

Die Lehre vom chriſtlichen Staat war daher nie etwas Anderes als eine ſophiſtiſche Lüge, die zum Verderben der Gewalt ſelbſt erſonnen iſt, denn das ſogenannte chriſtliche Regieren, wie es früher zu einer Lieblingsformel der abſoluten Monarchie geworden war, widerſtrebt an ſich durchaus der chriſtlichen Weltanſchauung, die von vorn herein auf einem volksthümlichen und organiſchen Lebensgrunde ſteht. Das chriſtliche Regieren war in ſeinem eigentlichſten Weſen immer nur jene väterlich applicirte Tracht Prügel, welche Machiavelli ohne alle religiöſe Heuchelei, denn dieſe ſtand ihm fern, die „gut angewandte Grauſamkeit“ nennt. Er macht aus derſelben kein Princip, wie die neueren chriſtlich-germaniſchen Staatsrechtslehrer gethan, welche die Corruption der Staatsidee wiſſenſchaftlich vollbracht haben, während Machiavelli, den wir auch in ſeinen ausſchweifendſten Tyrannen-Vorſchriften nie auf einer inneren Verfälſchung der Principien ertappen werden,

in jener „gut angewandten Grauſamkeit" nur eine Rettungs-Maſchinerie aufſpannen will, eine Maſchinerie, durch welche er das Verhältniß zwiſchen Fürſt und Volk ſichern und nutzbar machen zu können glaubt.

Machiavelli erſtrebt nicht, wie ſeine ſpäteren und heutigen Nachfolger im Staatsrecht, eine lügenhafte Baſis der politiſchen Gewalt, denn die Anſchauung des verderbten Kirchenregiments in ſeiner Zeit hat ihm ſchon hinlänglich dargethan, wie Alles ſchmählich zu Grunde gehen muß, wenn man die Principien liederlich verwirthſchaftet und verzettelt, und mit falſchen Ideen ſpeculirt, was Machiavelli im Grunde nur mit falſchen Thatſachen geſtatten will. Die Lehre des Machiavelli geht eigentlich dahin, die Politik ſeiner Zeit durch eine kühne Corrumpirung der Thatſachen neu zu geſtalten, und ſie auf dieſem Wege factiſcher Fälſchungen zu einem Ziel hinüberſchlagen zu laſſen, in dem am letzten Ende auch das Princip der Freiheit, welches doch das höchſte in allen Staatsgeſtaltungen bleibt, als das ſiegreiche und unverlierbare wieder heraustritt.

In die Idee einer chriſtlichen Staats-Conſtruction konnte ſich ein Machiavelli nicht verlieren, da dieſelbe ein theokratiſch-polizeiliches Element in ſich ſchließt, welches Machiavelli, der dem Zerſetzungsprozeß des römiſchen Kirchenlebens räumlich und zeitlich ſo nahe ſtand, ſchon in der Entartung der alten Kirche für verurtheilt anſehen mußte. Die „gut angewandte Grauſamkeit", welche er zum Hauptſymbol ſeines Fürſten macht, hat er ſich daher wohl gehütet chriſtlich zu maskiren, obwohl ihm dies ein Leichtes geweſen wäre, wenn er über die ſeiner Natur durchaus widerſtrebende religiöſe Heuchelei hätte hinwegkommen können. Machiavelli würde die Chriſtianiſirung der politiſchen Gewalt im Intereſſe der Gewalt ſelbſt für ein ſchlechtes Geſchäft gehalten haben. Er wollte einen durch die Gewalt ſchöpferiſchen Fürſten, der die Zuſtände reorganiſirt, während der väterlich herrſchende Fürſt, wenn er wirklich aus dem Princip der chriſtlichen Liebe ein Staatsprincip machen will, dies nur in ſchon geſchaffenen, dauernd geordneten Zuſtänden vermag, in Zuſtänden, wie ſie das noch nie dageweſene Paradies der Geſchichte conſtituiren würden. Mitten im Kampf und in den Bewegungen der Geſchichte iſt nicht Zeit zu einem väterlichen Regieren, da aus demſelben ſonſt leicht eine Lüge und eine Ohnmacht werden müßte. Es kommt hier darauf an, ſich

der Thatſachen mit ſtarker Hand zu bemeiſtern. Das väterliche Princip, welches ſeine Zeugungskraft gewiſſermaßen ſchon verſchoſſen hat, und nur noch zur Erziehung und Leitung einer bereits vorhandenen Welt taugt, kann ſich nicht zum Geſtalter hiſtoriſcher Ereigniſſe machen, ſondern es trägt den wahren Tod der Geſchichte in ſich ſelbſt. Wer in ſolchen Zeiten väterlich und bloß chriſtlich regieren will, iſt der übelberathene Fürſt, von dem die Geſchichte immer an den beſſer zu berathenden Fürſten appelliren wird. Er ſtößt ſich dadurch aus dem hiſtoriſchen Entſcheidungspunct der Zeiten hinweg. In ſolchen Zeiten der geſchichtlichen Kriſis iſt ein ſtarker ſchöpferiſcher Fürſt, der zugleich der volksthümliche zu werden vermag, das eigentliche Problem, das geſucht und gelöſt werden muß. Der Mann der ſchaffenden Gewalt, der zugleich in der Liebe des Volkes ſteht, iſt das große Geheimniß dieſer Epochen. Der volksthümliche Monarch, zur rechten Zeit erſcheinend und wirkend, würde in ſolchen Kriſen immer den höchſten und ſegensreichſten Triumph der menſchlichen Kraft feiern können.

15. Fürſt und Volk.

Auch Machiavelli dachte daran, aus ſeiner Fürſtenſchule am liebſten den volksthümlichen Despoten hervorgehen zu ſehn, und er entwickelt dies mit einer außerordentlichen dialektiſchen Schärfe im neunten Capitel des Principe, welches vom bürgerlichen Fürſtenthum (del principato civile) überſchrieben iſt. Unter dem bürgerlichen Fürſtenthum verſteht hier Machiavelli dasjenige, welches nicht, wie die bisher von ihm betrachteten, auf dem Wege der Frevel und durch Gewaltſamkeiten hervorgegangen, ſondern zu dem man ſich, wie er ſagt, „entweder durch die Gunſt des Volkes oder durch die Gunſt der Großen emporſchwingt.“ Machiavelli giebt hier dem durch das Volk entſtandenen und auf daſſelbe geſtützten Fürſtenthum den Vorzug in Dauer und ehrenhaftem Beſtehen, indem er der durch die Ariſtokratie aufgerichteten Gewalt ſein Mißtrauen ausſpricht und dieſelbe für unſicher und gefährdet hält. Es heißt in dieſem merkwürdigen Capitel: „Das Fürſtenthum wird entweder vom Volke oder von den Großen hervorgebracht, je nachdem die eine oder die andere dieſer Parteien die Gelegenheit dazu hat. Denn wenn die Großen ſehen,

daß ſie dem Volke nicht widerſtehen können, ſo fangen ſie an, einem Einzigen aus ihrer Mitte das Anſehen zuzuwenden, und ſie machen ihn zum Fürſten, um unter ſeinem Schatten ihre Triebe auslaſſen zu können. Auch das Volk wendet einem Einzelnen alles Anſehen zu, ſobald es ſieht, daß es den Großen nicht widerſtehen kann, und macht ihn zum Fürſten, um durch ſeine Autorität geſchützt zu werden. Der, welcher zum Fürſtenthum mit Hülfe der Großen gelangt, behauptet ſich mit größerer Schwierigkeit, als der, welcher es mit Hülfe des Volkes wird, denn er findet als Fürſt Viele in ſeiner Umgebung, welche ihn für ihres Gleichen halten, und die er deshalb nicht nach ſeiner Weiſe befehligen oder gängeln kann. Wer aber durch die Volksgunſt zur Fürſtenherrſchaft gelangt, ſteht dort allein, und hat Keinen oder doch nur ſehr Wenige neben ſich, die nicht bereit wären ihm zu gehorchen. Außerdem kann man den Großen auch nicht mit Ehren und ohne Verletzung der Andern willfährig ſein, ganz gewiß aber dem Volke, denn des Volkes Abſicht iſt ehrlicher als die der Großen, indem dieſe nur unterdrücken wollen, jenes aber nichts weiter begehrt, als nicht unterdrückt zu werden. Dazu kommt noch, daß gegen ein feindſeliges Volk ein Fürſt ſich niemals ſichern kann, weil ihrer zu viele ſind; der Großen aber kann er ſich verſichern, weil ihrer Wenige ſind. Das Schlimmſte, was ein Fürſt von einem ihm feindlichen Volke erwarten kann, iſt das, von ihm verlaſſen zu werden, von den feindſeligen Großen aber muß er nicht nur fürchten verlaſſen zu werden, ſondern auch, daß ſie ihn angreifen. Denn da ſie einen ſchärferen Blick und größere Liſt beſitzen, ſo erſehen ſie immer noch ſo viel Zeit, um ſich ſelbſt zu retten, und ſuchen ſich die Gunſt desjenigen zu erwerben, in dem ſie den Sieger erhoffen. Auch iſt der Fürſt genöthigt, immer mit einem und demſelben Volke zu leben, aber er kann ſehr wohl ohne dieſelben Großen beſtehen, indem er deren alle Tage ein- und abſetzen und ihnen nach ſeinem Belieben Anſehen geben und nehmen kann".

Machiavelli berührt hier auf eine ungemein entſchiedene Weiſe den inneren Gegenſatz der politiſchen Elemente, aus denen die Staatsgeſellſchaft in ihren weſentlichſten Gliederungen ſich aufbaut. In den ariſtokratiſchen und demokratiſchen Elementen und in deren unausbleiblichen Conflicten ſieht er, wie ihm dies die Geſchichte aller italieniſchen Republiken und ſeine tägliche politiſche Erfahrung vor Augen führte, den Grund aller Erſchütterungen

und Geſtaltungen für den ſtaatlichen Organismus. Er nimmt dabei zu Gunſten der Gewalt und Macht ſeines Fürſten Partei für die Volksſeite, dem nur auf ſeinen particulairen Egoismus verſeſſenen Adel gegenüber, und während Machiavelli ſonſt das Volk ſeiner Zeit verachtet und es nicht mehr für ſtark genug erklärt, um die nächſte hiſtoriſche Entwicklung Italiens durch ſeine Maſſe tragen zu können, giebt er ihm hier aus dem Princip heraus gewiſſermaßen eine Ehren-Erklärung, indem er ſagt: „des Volkes Abſichten ſind ehrlicher als die der Großen". Er fügt die Verſicherung hinzu, „daß das Volk bloß begehre nicht unterdrückt zu werden", was für die Volkskraft als ſolche allerdings nicht beſonders ſchmeichelhaft iſt, den urſprünglich reinen und kindlichen Charakter des Volks aber auf eine faſt rührende Weiſe bezeichnet. Im weiteren Verfolg des Capitels fügt er noch die merkwürdige Aeußerung hinzu, daß ein entſchloſſener und thatkräftiger Fürſt, der zu befehlen verſtehe, der ein Herz habe, in der Noth nicht verzagt ſei, auch ſonſtige Vorkehrungen nicht verabſäume, ſich nie von dem Volke getäuſcht ſehn und immer finden werde, daß er „auf guten Grund gebaut habe[1]". Wir ſtoßen alſo hier inmitten der Tyrannenlehre auf eine Art von Verherrlichung des Volksgeiſtes in ſeinem innerſten Charakterweſen. Es klingen dieſe Stellen in dem Fürſtenbuch wie ein froher Seufzer aus verzweifelter und gepreßter Bruſt.

In den an den Livius angeknüpften Betrachtungen verſchafft ſich Machiavelli bei weitem öfter die Genugthuung, auf die innerſte ideale Natur des Volkes mit Anerkennung und Bewunderung zurückzugehn. In dem mehr wiſſenſchaftlichen Zuſammenhange dieſer Discorſi überläßt er ſich auf der einen Seite auch ſeiner grundthümlichen Liebe zum Volke um ſo lebendiger und freier, während er auf der andern Seite auch hier deſſen politiſche Schwäche und Kleinlichkeit und ſein Alles verderbendes Ungeſchick auf dem Gebiete der Organiſation anklagt. Die in den Discorſi enthaltene poſitive Anerkennung, welche Machiavelli dem Weſen des Volksgeiſtes ausſpricht, läßt ſich ungefähr auf folgende Hauptpuncte zurückführen.

---

1 Principe c. 9. Ma essendo un principe quello che sopra vi si fondi, che possa comandare, e sia un uomo di cuore, nè si sbigottisca nelle avversità, e non manchi delle altre preparazioni, e tenga con l'animo e ordini suoi animato l'universale, mai si troverà ingannato da lui, e gli parrà aver fatti i suoi fondamenti buoni.

Das Volk und ſein Bewußtſein gelten ihm doch im eigentlichſten Sinne für die Grundlage aller Staatseinrichtungen. Die Trefflichkeit einer Staatsverfaſſung ſteht ihm mit der Trefflichkeit des Volkes, für das ſie beſtimmt iſt, in dem genaueſten und innigſten Zuſammenhange. Auch traut er ihm zu, daß es von Hauſe aus den richtigen Inſtinct hat, das Beſte zu wollen, und die Lage der Dinge mit geſundem Blick zu beurtheilen und wahrzunehmen. Die Fürſten hält er bei weitem mehr der Corruption und Entartung zugänglich als das Volk, welches oft viele Jahrhunderte hindurch ſelbſt unter ungünſtigen Verhältniſſen ſeine ungeſchwächte Kraft und ſeine Unverdorbenheit bewahre. Nur Eines kann er dem Volke auch in dieſem günſtigen Zuſammenhange nicht zutrauen: nämlich die Kraft des politiſchen Schaffens. Darin ſcheint ihm ſelbſt ein wenig talentvoller Fürſt doch einem begabten Volke weit überlegen. Dem Fürſten vertraut er am meiſten, wo es auf die Schöpfung neuer Ordnungen ankommt, während er das Volk für tauglicher dazu hält, beſtehende und ſchon geſchaffene Zuſtände in einem gerechten und vernünftigen Fortgang zu erhalten. Es iſt merkwürdig, daß Machiavelli in dem Volke bei weitem mehr die Kraft zur Erhaltung des Beſtehenden, als die Fähigkeit der Umwälzung und Umgeſtaltung anerkennt. Die Blüthe und den raſchen Aufſchwung ſolcher Staaten, wo die Herrſchaft beim Volke iſt, weiß er auch in den Discorſi nicht genug bemerklich zu machen. Aber wenn die Zuſtände aus ihrem Geleiſe geworfen ſind und neuer Geſetzgebungen bedürfen, traut er dem Volke nicht mehr. Den Fürſten dagegen mißt er ſeltſam genug am meiſten revolutionnaires Element bei, indem ſie nach ſeiner Anſicht vorzugsweiſe Kraft und Geſchick dazu haben, die Dinge zum Bruch zu treiben und alle Zuſtände umſchlagen zu laſſen. Damit hängt ihm auch das Talent der Fürſten zur Geſetzgebung zuſammen. Es ſind dies auch hier nur die Keime ſeiner Idee, daß eine National-Revolution für Italien am beſten von Oben herab vollbracht werden könne.

Machiavelli geht noch weiter in dieſen Behauptungen, welche das Fundament ſeines ganzen politiſchen Syſtems ſowohl nach der poſitiven wie nach der negativen Seite deſſelben bilden. Fürſten und Völker ſtehen ihm immer in einem umgekehrten Verhältniß zu einander, ſowohl was ihre Beſtrebungen und Leiſtungen, als auch was ihre Stellung zur Freiheit anbetrifft. Er ſpricht es

in den Discorsi öfter aus, daß das Volk nur durch den Mangel einer freien Verfassung schlecht und entartet wird. Alle Fehler der Völker leitet Machiavelli von den Fehlern der Fürsten her. Dies Verhältniß tiefster Verbundenheit erklärt er aber nur aus dem Verhältniß des innersten Widerspruchs und Widerstrebens zwischen beiden Gewalten. Denn darin beweist er auch als Reactionsmensch die Zähigkeit seiner demokratischen Grundnatur, daß er überall von der Unvereinbarkeit der Interessen der Fürsten mit den Interessen der Völker ausgeht, und ihre Stellung zu einander nur als eine sich gegenseitig ausschließende auffaßt, so daß, was den Völkern nützt, nothwendig den Fürsten schaden müsse, und umgekehrt. In einer andern seiner Schriften (in den Büchern über die Kriegskunst) spricht er dagegen die merkwürdige Forderung aus: daß, wenn Regierung und Volk sich nicht gegenseitig zu Grunde richten sollen, sie einander ähnlich gemacht werden müssen! Diese Forderung ist freilich der vieldeutigsten Art. Sie spricht aber das eigentliche Ziel eines freien und vernünftigen Staatslebens aus. Ueber die politische Form, in der dies Ziel erreicht und aufgestellt werden könnte, hat sich aber Machiavelli nirgend definitiv erklärt. In seiner Zeit und zum Theil durch ihn selbst begann eben die Ungewißheit darüber. —

Machiavelli betrachtete aber im neunten Capitel des „Fürsten" die fürstliche Gewalt gewissermaßen als eine Schutzform, welche bald vom Volke gegen die Großen, bald von den Großen gegen das Volk aufgerichtet wird, indem dann durch diese dazwischen geschobene Instanz das eine Element dem andern am besten auszuweichen, das eine das andere am besten von sich zurücktreiben zu können glaubt. In dieser Dialektik der Staatsgewalten, aus welcher Machiavelli, wie er es nennt, das bürgerliche Fürstenthum, das principato civile, entstehen läßt, streift er schon an die Idee des constitutionnellen Staatsorganismus hinan, in welchem aus dem künstlich geleiteten Gegeneinanderstoßen jener Elemente die beschränkte Regierungsgewalt gefunden wird.

Der schleppende Prozeß der constitutionnellen Vereinbarungs-Theorie war aber dem Machiavelli in seinen Gedanken und Theorieen noch gänzlich fremd, obwohl sich in seinen Schriften, namentlich aber in den Discursen über den Livius, auch mehrfache

Spuren und Andeutungen darüber finden, wie auch Machiavelli über die Beſchränkung der fürſtlichen Macht vermittelſt einer theoretiſchen Conſtruction nachgedacht. Für ſeine Zeit und für ſeine großen Gedanken, welche weſentlich nur auf die italieniſche Einheit, auf die Wiedervereinigung des italieniſchen Nationallebens gehen, konnte Machiavelli den conſtitutionnellen Prozeß durchaus nicht gebrauchen. Er ahnt in jenem Capitel des Principe entſchieden, daß die Bewegung dieſer Idee einſt in die Geſchichte treten werde, indem er an einer Stelle den Gegenſatz zwiſchen bürgerlicher und abſoluter Staatsverfaſſung hervorhebt, und davon ſpricht, daß dieſe Fürſtenthümer, von denen er hier gehandelt hat, am meiſten in dem Augenblick Gefahr laufen, wo ſie von der bürgerlichen Verfaſſung zur abſoluten übergehn. Zugleich warnt er aber hier den Fürſten davor, nur mittelſt Obrigkeiten zu befehlen, ſtatt durch den eigenen fürſtlichen Willen, „durch ſich ſelbſt". Die erſtere Regierungsweiſe nennt er bei weitem ſchwächer und gefährdeter, weil ſie in allen Stücken vom Willen der Bürger abhängig ſei, welche die obrigkeitlichen Würden bekleiden [1].

Machiavelli erſcheint aber auch hier als der große Phyſiolog des modernen Staatslebens, indem er der Erſte iſt, welcher die Gegenbewegungen des ariſtokratiſchen und demokratiſchen Elements in ihrer Bedeutung für den Staatsorganismus ſelbſt und deſſen Entwicklung betrachtet. Die Idee des Verfaſſungs-Staats, der in England ſchon lange ſeine naturwüchſige Gliederung gefunden, wurde erſt durch Montesquieu, als Gewinn großer und gründlicher Studien des engliſchen Conſtitutionalismus, auf die Höhe des politiſchen Bewußtſeins der modernen Welt hinaufgeführt, namentlich durch ſeinen zuerſt im Jahre 1749 erſchienenen Esprit

1 Principe c. 9. Sogliono questi principati periclitare, quando sono per salire dall' ordine civile allo assoluto; perchè questi principi o comandono per loro medesimi, o per mezzo de' magistrati. Nell' ultimo caso è più debole e più pericoloso lo stato loro, perchè egli stanno al tutto con la volontà di quelli cittadini, che sono preposti a' magistrati, i quali, massime ne' tempi avversi, gli possono torre con facilità grande lo stato, o con fargli contro, o col non l' ubbidire; e il principe non è a tempo ne' pericoli a pigliare l'autorità assoluta, perchè i cittadini e sudditi, che sogliono avere i comandamenti da' magistrati, non sono in quelli frangenti per ubbidire a' suoi, ed avrà sempre ne' tempi dubbj penuria di chi si possa fidare.

des loix. Ein deutſcher Hiſtoriker ſagte ſehr treffend von Montesquieu[1]: daß den von ihm in franzöſiſche Erde ausgeſtreuten brittiſchen Saamen die Ariſtokraten mit ihren damals breiten Hufen ſo tief niedergedrückt hätten, daß er erſt im Jahre 1789 habe aufkeimen können. Wenn aber Montesquieu durch ſeine engliſchen Staatsſtudien zuerſt das conſtitutionnelle Bewußtſein in Europa geſtaltete und befruchtete, ſo war es Machiavelli, der dieſen großen Staatsprozeß der neueren Zeit weſentlich dadurch einleitete, daß er in faſt allen ſeinen Schriften der Gegeneinanderbewegung der ariſtokratiſchen und demokratiſchen Elemente und Parteien im Staatsleben ſeine Hauptaufmerkſamkeit widmete, und dieſe Phänomenologie des modernen Staatsweſens auf eine für alle Zeiten lehrreiche und fundamentale Weiſe beſchrieben hat.

Dies Capitel, in welchem Machiavelli das Principat aus den Gegenbewegungen der Großen und des Volks oder aus den Conflicten des demokratiſchen und ariſtokratiſchen Elements herleitet, hat auch vorzugsweiſe dazu gedient, die Anſichten des Machiavelli auf die Politik des Ariſtoteles zurückzuführen. Wir wollen dieſem für die Beurtheilung des Machiavelli oft ſchon ins Gewicht getretenen Umſtand an dieſer Stelle noch eine kurze Erörterung widmen.

Der erſte Gedanke einer Parallele zwiſchen Machiavelli und Ariſtoteles hinſichtlich ihrer politiſchen Lehren wird gewöhnlich dem vielgelehrten Hermann Conring, dem Begründer der deutſchen Rechtsgeſchichte, zugeſchrieben, der in der Vorrede zu ſeiner lateiniſchen Ueberſetzung des „Fürſten" (1660)[2], wie auch in einigen ſeiner politiſchen Anmerkungen, die er dazu geliefert, zuerſt darauf hingewieſen, daß Machiavelli die Politik des Ariſtoteles vor Augen gehabt und viele ihrer Hauptbeſtimmungen in ſeinem Buch entlehnt habe. Nach einer Anführung von Ginguené[3] iſt jedoch dieſe Anſicht ſchon in Italien im Jahrhundert des Machiavelli ſelbſt ausgeſprochen worden, und zwar durch den italieniſchen Politiker Botero, der ein Gegner des Machiavelli war und ihn vielleicht dadurch zu verkleinern trachtete. Der deutſche Gelehrte

1 Schlözer, Staatsgelahrtheit I. 91.

2 Wieder abgedruckt im zweiten Band der Opera Herm. Conringii (ed. Goebel. Braunſchweig 1730) Tom. II.

3 Histoire littéraire d'Italie VIII. 90.

Conring aber war der Erſte, welcher eine energiſche und durchgreifende Ehrenrettung Machiavelli's gegen alle Verdächtiger und Ankläger ſeines Charakters unternahm, und vielleicht mochte es ihm in dieſer Hinſicht auch zweckdienlich erſcheinen, den Machiavelli auf die Ariſtoteliſche Politik pfropfen zu können. Bis ins Einzelne führte dieſe Vergleichung in neuerer Zeit Ranke[1], der in ſeinem mehrerwähnten Aufſatz überhaupt den Conring'ſchen Anmerkungen zum Machiavelli mehrfach gefolgt iſt. Die aufgefundenen Uebereinſtimmungen ſind jedoch ſo allgemeiner und phraſenhafter Natur, daß die verſchiedenartigſten Schriftſteller in ſolchen Sätzen zuſammentreffen können, ohne daß das geiſtige Eigenthum des Einen oder des Andern dabei in Frage käme. Wenn z. B. beide die Anſicht ausdrücken wollen, daß der Fürſt vor Allem religiös erſcheinen müſſe, Machiavelli: non è cosa più necessaria a parere d'avere, che religione, Ariſtoteles: τὰ πρὸς θεοὺς φαίνεσθαι δεῖ ποιοῦντα διὰ παντὸς μᾶλλον διαφερόντως, oder Machiavelli: „daß die Fürſten alle ſchwer verantwortlichen Dinge von andern müſſen verwalten laſſen, die Gnadenſachen aber ſich ſelbſt vorbehalten[2]", Ariſtoteles: τοὺς μὲν ἀνωτέρω αὐτὸς, τὰς δὲ κολάσεις δι' ἑτέρων (c. XI): ſo ſind dies Sätze, die unmöglich eine eingreifendere Parallele begründen können.

Wo es dagegen auf beſtimmtere politiſche Begriffe ankommt, zeigt ſich zwiſchen Beiden der weſentliche Unterſchied, der in ihrer ganzen inneren und äußeren Stellung liegt, und der beſonders auch aus ihren beiderſeitigen Sätzen über Königthum und Tyrannei hervorgeht. Ariſtoteles ſagt: das Königthum (βασιλεία) entſtehe πρὸς βοήθειαν τῶν ἀπὸ τοῦ δήμου τοῖς ἐπιεικέσι, um die Vornehmen vor dem Volke zu beſchützen; die Tyrannei dagegen (welche der Grieche in einem entſchiedenen Gegenſatz zum Königthum faßt), um das Volk vor den Großen zu ſchützen, ἐκ τοῦ

1 Zur Kritik neuerer Geſchichtſchreiber 195 flgg.

2 Principe c. XIX. — Ivi che si può trovare un altro notabile, che i principi debbono le cose di carico loro amministrare ed altri, e quelle di grazie a loro medesimi. Merkwürdiger Weiſe knüpft Machiavelli dieſe Lehre an das franzöſiſche Parlament, worin er eine beſondere Klugheits-Einrichtung erkennt, durch welche die Großen darniedergehalten und die Kleinen begünſtigt werden, und zwar beides lediglich zur Sicherung des Königs und der Monarchie.

δήμου καὶ τοῦ πλήθους ἐπὶ τοὺς γνωρίμους, ὅπως ὁ δῆμος μηδὲν ἀδικῆται ὑπ' αὐτῶν". Wenn aber bei Machiavelli, auf ſeinem verwickelten und geſuchten politiſchen Standpunct, der Begriff des Fürſten und des Tyrannen durchaus zuſammenfällt, ſo kann er doch unmöglich gerade aus jener Stelle des Ariſtoteles geſchöpft haben, wenn er in jenem neunten Capitel des Principe die Entſtehung des Principats ebenfalls aus den Gegenbewegungen der Großen und des Volks herleitet. Es bedurfte dazu in Machiavelli's Zeit freilich nur eines Blickes auf das Schickſal der italieniſchen Republiken. Machiavelli bekennt aber in einem Briefe an Vettori, vom 26. Auguſt 1513, ausdrücklich ſeine Unbekanntſchaft mit den politiſchen Theorieen des Ariſtoteles, und dieſer Brief iſt in demſelben Jahre geſchrieben, in dem Machiavelli gerade ſeinen Tractat vom Fürſten verfaßte[1].

1 Man darf die Unbekanntſchaft des Machiavelli mit dem Ariſtoteles jedoch auch nicht ſo ausſchließlich auffaſſen, als es Heinrich Leo (Briefe des Machiavelli, Vorrede S. XX) gethan. Leo hat dabei die Stelle in den Discorsi (lib. III. c. XXVI.) gänzlich überſehen, wo Machiavelli ſich ausdrücklich auf den Ariſtoteles bezieht: „Ed Aristotele tra le prime cose che mette della rovina de' tiranni, è l'aver ingiuriato altrui per conto di donne, o con stuprarle, o con violarle, o corrompere i matrimonj". Die Stellen des Ariſtoteles, auf welche ſich Machiavelli dabei bezogen haben kann, ſind jedenfalls folgende: (Polit. ed. Schneid. p. 191) Πολλαὶ δ' ἐπιθέσεις γεγίνηνται καὶ διὰ τὸ εἰς τὸ σῶμα αἰσχύνεσθαι ὑπό τῶν μοιχόντων τινός. (p. 232) Διὰ γυναικῶν ὕβρεις πολλαὶ τυραννίδες ἀπολώλασιν. (p. 235) Περὶ πάσας δὲ δυοῖν, τῆς τε εἰς τὰ σώματα (καὶ ἁπλῶς) καὶ τῆς εἰς τὴν ἡλικίαν. Auch im Principe c. XIX findet ſich dieſelbe Vorſchrift an den Fürſten, daß er ſich vor Frauen ſeiner Unterthanen enthalten müſſe, um ſich nicht verhaßt zu machen: Odiano lo fa sopra tutto, come io dissi, lo essere rapace, ed usurpatore della roba e delle donne de' sudditi, di che si debbe astenere. In demſelben Sinne ſpricht er ſich ausführlicher auch in den Discorsi, lib. III. c. VI. aus. Man kann auch wohl annehmen, daß Machiavelli, im Fortgang ſeiner Arbeit an den Livianiſchen Unterſuchungen, die genauere Bekanntſchaft des Ariſtoteles nachgeholt, die ihm zur Zeit ſeiner Abfaſſung des Fürſten-Tractats noch fehlte. Denn die Ausführung der Discorſe über den Livius ſcheint den Machiavelli bis in ſeine ſpätere Lebenszeit hinein begleitet zu haben.

16. Machiavelli und der Cardinal Richelieu.

Nichts erſchien dem Machiavelli in der Staatsgeſellſchaft verderblicher als das ariſtokratiſche Princip, welches dem in der Demokratie gebildeten Staatsmann freilich für gleichbedeutend mit der Unterdrückung der Volksfreiheit gelten mußte, während er ſich den unumſchränkten Herrſcher noch in Uebereinſtimmung mit der Liebe des Volkes, auf die er ſich ſeiner Lehre nach vorzugsweiſe ſtützen ſoll, denken kann. Seine Schickſale als florentiniſcher Demokrat mußten dieſen Haß gegen die Ariſtokratie vorzugsweiſe in Machiavelli begründet haben.

Die Auffaſſung, welche Machiavelli der politiſchen Stellung des Adels gab, entwickelte ſich für das moderne Staatsleben zu einer vollſtändigen Doctrin. In Frankreich war es beſonders der Cardinal Richelieu, welcher in ſeinem politiſchen Teſtament die Lehren des Machiavelli zuerſt an den franzöſiſchen Thron brachte, und ſie zu den geltenden Maximen für die franzöſiſche Staatsentwicklung zu erheben ſuchte. Unter dem Titel Maximes d'État ou Testament politique ſtellte Richelieu auch als Autor die Theorieen ſeiner Staatsweisheit, und zwar in Form eines politiſchen Vortrags an den König Ludwig XIII. zuſammen. Er entwickelte darin hauptſächlich auch die Theorie von der nothwendigen Beſchränkung und Niederhaltung des Adels in demſelben Sinne und zum Theil ganz in demſelben Gedankengange, in dem Machiavelli Volk, Adel und Thron einander gegenübergeſtellt hatte.

Dieſer politiſche Cardinal, der eigentlich der intellectuelle Urheber und Begründer der abſoluten Monarchie Frankreichs war, ſchliff die Ideen dieſer großen Maſchinerie vornehmlich auf dem Schleifſtein der Machiavelliſchen Politik. Von dieſem Standpunct ausgehend, kam er zuerſt auf die eigenthümliche Idee, daß der Adel disciplinirt werden müſſe, wenn der abſolute Thron feſtſtehen ſolle, und er ermahnt ſeinen König, das Volk gegen den Adel zu ſtützen, und keine Gewaltthätigkeiten gegen das Volk zu begehen[1]. Die Disciplinirung der Ariſtokratie will er dadurch voll-

[1] Richelieu, Testament politique Chapitre III. de la noblesse Sect. I. „La Noblesse ayant témoigné en la guerre heureusement terminée par la paix, qu'elle était héritière de la vertu de ses Ancêtres, qui

bringen, daß er den Adel lediglich auf den Kriegsdienſt verweiſt, da er ſonſt, wenn er nicht zum Kriege diene, dem Staat nicht nur unnütz, ſondern auch eine gefährliche Laſt deſſelben ſei. Er führt hier eine ungemein ſtrenge Sprache gegen den Adel, die, wenn ſie nicht einem ganzen Syſtem angehörte, auffallend wegen ihrer Härte erſcheinen müßte. Richelieu räth geradezu, den Adel der Vorrechte ſeiner Geburt zu berauben, und ihn dazu zurückzuführen, einen Theil der Laſten des Volkes zu tragen, wenn er nicht mit ſeinem Degen und ſeinem Leben der Krone dienen wolle, und zwar mit der Ausdauer und der Feſtigkeit, welche die Geſetze des Staats verlangten.

In dieſer Theorie hatte aber Richelieu mit dem richtigen Inſtinct des Despotismus das große Geheimniß der abſoluten Staatsmaſchine Frankreichs entdeckt. Auch Richelieu lehrte (mit Machiavelli aus einem Munde), daß der abſolute Fürſt ſich auf die Liebe ſeines Volkes ſtützen müſſe. Im zweiten Bande des Testament politique (Sect. VIII.) hat er einen eigenen Abſchnitt darüber: daß die Macht der Fürſten auf ihrem letzten Punct nur im Beſitz der Herzen ihrer Unterthanen beſtehe (que le dernier point de la puissance des princes doit consister en la possession du coeur de ses sujets). Er erinnert an dieſer Stelle auf eine merkwürdige Weiſe daran, wie die alten Könige von Frankreich ſo ſehr nur in der Liebe ihres Volkes regiert hätten, daß einige derſelben deshalb lieber König der Franzoſen (Roi des Français) als König von Frankreich (Roi de la France) hätten ſein wollen: eine Be-

---

donna lieu à César de la préférer à toute autre: il est besoin de la discipliner, en sorte qu'elle puisse acquérir de nouveau et conserver sa première réputation, et que l'État soit utilement servi. — Ceux qui étoient préjudiciables au public ne lui sont pas utiles. Il est certain que la Noblesse, qui ne lui sert point à la guerre, n'est pas seulement inutile, mais à charge à l'État, qui peut en ce cas être comparé au corps qui supporte le bras paralytique, comme un faix qui le charge, au lieu de le soulager. — Comme les Gentilshommes méritent d'être bien traités lorsqu'ils font bien, il faut leur être sévère, s'ils manquent à ce à quoi leur naissance les oblige. Et je ne fais aucune difficulté de dire, que ceux qui dégénérant de la vertu de leurs ayeux manquent de servir la couronne de leurs épées et de leurs vies, avec la constance et la fermété que les loix de l'État requièrent, mériteront d'être privés des avantages de leur naissance, et réduits à porter une partie du faix du peuple."

zeichnung, die Louis Philipp nach der Juli-Revolution von 1830, als er die jüngere Linie der Bourbonen auf den franzöſiſchen Thron führte, nicht ohne einige demokratiſche Affectation annahm.

Wenn aber Machiavelli und Richelieu zuerſt unter allen Staatslehrern Europa's die Liebe des Volkes zu einem Haupteinſchlag in das Gewebe des abſoluten Fürſtenthums machen, ſo geſchieht es bei ihnen nicht aus Achtung vor dem Volksbegriff ſelbſt, deſſen politiſche Richtigkeit bei beiden die Vorausſetzung iſt. Richelieu ſagt in ſeinem ſehr kurz gedrängten Abſchnitt vom Volke ausdrücklich, daß das Volk belaſtet ſein müſſe, weil es ſonſt aufhören würde, gehorſam zu ſein. Die Vernunft, führt er weiter aus, erlaubt nicht, daß die Völker von allen ihren Laſten befreit werden, weil ſie ſonſt die Marke ihrer Unterwerfung (la marque de leur sujétion) verlieren möchten und das Gedächtniß ihrer urſprünglichen Lage ihnen entſchwinden würde. Der große Richelieu ſagt an dieſer Stelle, daß man die Völker mit den Maulthieren vergleichen müſſe, welche, an das Laſttragen gewöhnt, durch ein langes Ausruhen bei weitem mehr verdorben würden, als durch die Arbeit[1].

Seit Machiavelli's Principe bis auf Richelieu, welches nur ein kurzer Zwiſchenraum iſt[2], war die Achtung vor dem Volksbegriff ſchon wieder um mehrere Procente weiter geſunken. Es war dies

1 Richelieu, Testament politique I. Sect. V. du peuple. „Tous les politiques sont d'accord que si les peuples étoient trop à leur aise, il seroit impossible de les contenir dans les règles de leur devoir; leur fondement est qu'ayant moins de connoissance que les autres ordres de l'état beaucoup plus cultivés ou plus instruits, s'ils n'étoient retenus par quelque nécessité difficilement demeureroient ils dans les règles qui leur sont prescrites par la raison et par les loix. — La raison ne permet pas de les exempter de toutes charges, parcequ'en perdant en tel cas la marque de leur sujétion, ils perdroient aussi la mémoire de leur condition, et que s'ils étoient libres de tributs, ils penseroient l'être de l'obéissance. Il les faut comparer aux muletz, qui étant accoûtumés à la charge, se gâtent par un long repos plus que par le travail; mais ainsi que ce travail doit être modéré, et qu'il faut que la charge de ces animaux soit proportionnée à leurs forces. Il en est de même des subsides à l'égard des peuples, s'ils n'étoient modérés, lors même qu'ils seroient utiles au public, ils ne laisseroient pas d'être injustes.

2 Die erſte Ausgabe des Testament politique erſchien 1688 in Amſterdam.

ein Papier, dem in der abſoluten Monarchie Frankreichs durch den großen Staatsrechner Richelieu nur noch ein Zwangs-Cours gegeben wurde, um damit gegen die oppoſitionnelle Eigenmacht der Ariſtokratie zu operiren. Machiavelli ſprach dagegen in ſeinem neunten Fürſten-Capitel noch mit einer gewiſſen wehmüthigen Zartheit vom Volke, das er in ſeinen grundehrlichen Abſichten über den Adel ſtellt, während er ihm aber doch nur eine größere Gemüthlichkeit zuzutrauen ſcheint, mit der es am Ende eine kraftvoll feſtgeſtellte Knechtſchaft erträgt. Machiavelli ſpricht auch noch in ſeinem Principe vorzugsweiſe vom Volke, popolo, von den Bürgern, cittadini, ſeltener, und gewiſſermaßen nur nebenher, von Unterthanen, sudditi. Dagegen wird in Richelieu's Staatsmaximen ſchon der Ausdruck der Unterthanen, der sujets, zu der eigentlich techniſchen Bezeichnung des Verhältniſſes zwiſchen Fürſt und Volk, und das Wort peuple (Volk) wird eigentlich nur noch als Ueberſchrifts-Fractur gebraucht. Auch in der franzöſiſchen Charte von 1814, in der Eingangs-Formel, kommt noch mehrmals das Wort sujets vor, obwohl zugleich das voll- und naturwüchſige Wort peuple in die Grundbeſtimmungen dieſer conſtitutionnellen Verfaſſungs-Urkunde aufgenommen wird. Dieſelben Begriffs- und Wortſpiele bezeichnen auch mehrere Wendepuncte der deutſchen Geſchichte auf eine höchſt charakteriſtiſche Weiſe. Während der Befreiungskriege von 1812 bis 1814 war in allen königlichen und kaiſerlichen Proclamationen nur vom Volke mit einem hohen Accent die Rede. Auf dem Wiener Congreß wird ſchon wieder nur von Unterthanen geſprochen, und höchſtens werden noch die Klaſſen der Nation in dieſen Verhandlungen erwähnt, da Nation allerdings ſchon ein weit gelehrteres und diplomatiſch gelehrigeres Wort iſt als Volk. Das Volk ſelbſt unterſtützt in der modernen politiſchen Welt beſtändig dies Verſteckſpiel mit ſeinem Begriff und Namen, denn es iſt blöde und linkiſch mit ſeinen Rechten, und ſtempelt dieſelben dadurch häufig zu einem Unrecht.

17. Quellen und Verlauf der franzöſiſchen Politik.

Wie Machiavelli das, was er im neunten Capitel des Principe das „bürgerliche Fürſtenthum" nennt, aus dem Gegenſtoß de-

demokratiſchen und ariſtokratiſchen Richtungen entſtehen läßt, ſo zeigt ſich auch in Frankreich, daß das conſtitutionnelle Weſen ſich dort nicht anders als aus der beſtändigen Dialektik zwiſchen Volk, Adel und Krone entwickelte, und daß die erſten conſtitutionnellen Einrichtungen in Frankreich gewiſſermaßen nur eine Sophiſterei waren, welche die Krone zu ihrer Selbſterhaltung bald gegen das Volk bald gegen die Großen und oft nach beiden Seiten zugleich ſpielen ließ. Machiavelli iſt es, welcher uns dieſe Einſicht in das Grundweſen der franzöſiſchen Staatsentwicklung zuerſt eröffnet, und dadurch ſchon in ſeiner Zeit den weſentlichen Geſichtspunct aufſtellt, aus dem die Politik Frankreichs in ihren erſten Quellen wie in ihrem Verlauf zu beurtheilen iſt.

Schon zu Anfang des Fürſten-Tractats (c. 4) berührt Machiavelli mit einer gewiſſen Prophetie die inneren Verhältniſſe von Frankreich, und erkennt in dem ſelbſtändigen ariſtokratiſchen Element, welches dort den Königen gegenüber geſtanden, den erſten Anlaß zu den inneren Umwälzungen und beſtändigen Neuerungen. Machiavelli deutet hier ſchon in Frankreich das prototypiſche Land der modernen Revolution an, welches aber ſeine erſten verfaſſungsmäßigen und freiheitlichen Entwickelungen, die Inſtitution ſeiner Parlamente, und überhaupt die erſten und drängendſten Keime der Revolution, aus nichts Anderem als aus der überragenden und unruhigen Stellung der franzöſiſchen Ariſtokratie ſchöpfte[1]. In ſeinem neunzehnten Capitel geht Machiavelli näher auf das Weſen der franzöſiſchen Staatseinrichtungen ein, und erwähnt vornehmlich das Parlament und ſeine Autorität, worauf er die Anerkennung zurückzuführen

1 Principe c. 4. — Il contrario interviene de' regni governati come quello di Francia, perchè con facilità tu puoi entrarvi, guadagnandoti alcun barone del regno; perchè sempre si trova dei malcontenti, e di quelli che desiderano innovare. Costoro per le ragioni dette ti possono aprire la via a quello stato, e facilitarti la vittoria, la quale dipoi a volerti mantenere si tira dietro infinite difficultà, e con quelli che ti hanno ajutato, e con quelli che tu hai oppressi. Nè ti basta spegnere il sangue del principe; perchè vi rimangono quelli signori, che si fanno capi delle nuove alterazioni; e non li potendo nè contentare nè spegnere, perdi quello stato qualunque volta venga l'occasione. — Und gegen den Schluß des Capitels: Ma gli stati ordinati come quello di Francia è impossibile possederli con tanta quiete.

ſcheint: daß Frankreich zu den wohlgeordneten und wohlregierten Staaten gehöre, und ſo viele gute Einrichtungen darbiete, durch welche die Freiheit und Sicherheit des Königs verbürgt werde. Machiavelli zeigt ſich an dieſer Stelle weit entfernt davon, das innere Weſen der parlamentariſchen Staatsverfaſſung als etwas Vorzügliches und Anerkennenswerthes herauszuſtellen. Das Lob, welches er dem Begründer der franzöſiſchen Reichs-Inſtitutionen zollt, führt er nur darauf zurück: daß derſelbe den Ehrgeiz der Mächtigen und ihre Frechheit gekannt, und es darum als eine Nothwendigkeit eingeſehen habe, ihnen einen Zaum in den Mund zu legen, der ſie zügelte, wie er auch andrerſeits den auf die Furcht gegründeten Haß der Menge gegen die Großen gekannt habe, und darum die Aufrechthaltung der Sicherheit nicht zu einer beſonderen Aufgabe und Sorge des Königs machen wollte. Um dem König den Vorwurf zu erſparen, welchen ihm die Großen machen könnten, wenn er das Volk begünſtige, oder das Volk, wenn er die Großen begünſtige, ſei darum ein dritter Richter conſtituirt worden. Dieſer dritte Richter ſei dazu beſtimmt: die Großen niederzuhalten und die Kleinen zu begünſtigen, ohne daß daraus ein Vorwurf für den König ſelbſt entſtehen könne[1]! —

Man kann das conſtitutionnelle Weſen in allen ſeinen Vorausſetzungen und Folgerungen unmöglich ſchärfer auffaſſen, als es hier ſchon Machiavelli gethan. Er bringt zuerſt den conſtitutionnellen Grundgedanken zur Anſchauung, welcher in den erſten parlamentariſchen Einrichtungen Frankreichs gewiſſermaßen noch

---

1 Principe c. 19. Intra i regni bene ordinati e ben governati a' nostri tempi è quello di Francia, ed in esso si trovano infinite costituzioni buone, donde dipende la libertà e sicurtà del re, delle quali la prima è il parlamento e la sua autorità, perchè quello che ordinò quel regno, conoscendo l'ambizione de' potenti, e la insolenza loro, e giudicando esser necessario loro un freno in bocca che li corregesse, e dall' altra parte, conoscendo l'odio dell' universale contro i grandi, fondato in su la paura, e volendo assicurarlo, non volle che questa fusse particolar cura del re, per torgli quel carico che e' potesse avere con i grandi, favorendo i popolari, e con i popolari favorendo i grandi, e però costituì un giudice terzo, che fusse quello, che senza carico del re, battesse i grandi, e favorisse i minori. Nè puote essere questo ordine migliore, nè più prudente, nè che sia maggior cagione della sicurtà del re e del regno.

unbewußt verborgen lag. Machiavelli bezeichnet darin ſchon mit der entſchiedenſten Einſicht den Gleichgewichts- und Zerſetzungsprozeß der Staatsgewalten, welchen die modernen Verfaſſungsſtaaten zu ihrer inneren Sicherung in ſich aufgenommen haben. Aber der große Staatspraktiker iſt keineswegs geneigt, in dieſen organiſch ſein ſollenden Gegeneinanderbewegungen der ſtaatlichen Gewalten eine Gewährleiſtung der politiſchen Sicherheit zu erblicken. Vielmehr ſtellt er Frankreich damit als den von vorn herein unterwühlten, in beſtändiger Schaukelung begriffenen, und dem Windſtoß jeder Neuerung ausgeſetzten Staat hin. Denn die gewiſſermaßen ſophiſtiſche Bedeutung, welche er dem franzöſiſchen Parlament beilegt, indem es als dieſe dritte Inſtanz ſowohl die Großen und das Volk durch einander bedinge und lähme, als auch dieſen gegenüber den König in einer unverantwortlichen und darum geſicherteren Stellung erhalte, erſcheint ihm wohl als eine künſtliche und bewundernswerthe, aber durchaus nicht als eine ſichere Conſtruction.

Die franzöſiſche Politik hat aber ihren unabweisbaren Einfluß auf die europäiſchen Staatsgeſtaltungen gerade durch dieſe Ausgangspuncte gewonnen, auf welche Machiavelli hier ſchon mit ſo klarer und umfaſſender Einſicht hindeutet. Es iſt dies die principiell feindliche Aufſtellung, in der ſich die Staatsgewalten gerade in ihrem innerſten Verbande zu einander verhalten, und wodurch ſie den Bürgerkrieg der Principien zuerſt in die moderne politiſche Welt geſchleudert haben. Die Verſöhnung und Ausgleichung, die ſchon in den erſten Einrichtungen des franzöſiſchen Parlaments ausgeſprochen liegt, erweiſt ſich auch ſofort nur als ein ſtaatskluger ſtrategiſcher Plan, durch welchen der eine Theil den andern zu berücken, hinzuhalten, und für ſeine Intereſſen unſchädlich zu machen, oder auch den einen Feind durch den andern zu ſchwächen und zu ſchlagen trachtet. —

Die Entwicklung des politiſchen Geiſtes in Frankreich erſcheint in der Geſchichte überhaupt als der dritte Act des großen europäiſchen Freiheitsdrama's, welches in Italien den erſten Act der ideellen Anlage und Expoſition, in Deutſchland aber den zweiten Act der wiſſenſchaftlichen, mit verfehlten politiſchen Anſätzen vermiſchten Bewegung gefunden hatte. In Frankreich wurden zuerſt die in Italien und Deutſchland reif gewordenen Ideen auf den Staats Organismus ſelbſt ange-

wandt. In der franzöſiſchen Nationalität handelt es ſich weſentlich um den vielverzweigten modernen Mythus von der Revolution, die hier mit dem Volksgeiſt ſelbſt gewiſſermaßen identiſch wird.

Vor der Revolution von 1789 und vor der Conſtitution von 1791 gab es in Frankreich durchaus keine feſten und organiſchen Beſtimmungen über eine eigentliche Verfaſſung des Staats, über die Gränzen der königlichen Gewalt, und über die Befugniſſe der Stände und des Volks. Frankreich war in den erſten dreizehn Jahrhunderten ſeiner Geſchichte durchaus kein Land und Volk von politiſcher Bildung und verfaſſungsmäßiger Organiſation geweſen, und das Beiſpiel Englands ſchien in dieſer Hinſicht nichts Lockendes für die Franzoſen gehabt zu haben. Das ſchlagende Wort der Frau von Staël: C'est la liberté qui est ancienne, et le despotisme qui est moderne[1] bezeichnet die politiſche Geſchichte Frankreichs in ihrem ganzen Charakter. Denn hier ſteht die fortſchreitende Nationalbildung lange in einem durchaus natürlichen Verhältniß zu den Ideen des Königthums und des Despotismus, und die abſolut monarchiſche Gewalt wird die wahrhaft moderne Erfindung für die Nation, während in den uralten März- und Maifeld-Verſammlungen unter Karl dem Großen und den Merovingern Freiheit und Volksrechte ſchon reich gegrünt hatten, und die Nation darin das Stimmrecht über alle ihre Angelegenheiten, welches jedem freien Manne zukam, im weiteſten Umfang ausübte. Karl der Große hatte zuerſt auch das Volk zu den Märzfeld-Verſammlungen zugelaſſen, und die franzöſiſche Nation beſtand aus drei Ständen, Adel, Geiſtlichkeit und Volk: in welcher urſprünglichen Dreitheilung der Nation gewiſſermaßen ein uraltes Recht geſetzgebender Gewalt ausgeübt wurde. Die Entwicklung der franzöſiſchen Geſchichte zeigte ſich aber gleichwohl Jahrhunderte lang nur darin, die Königsmacht durch alle Adern des Nationallebens zu vertheilen, um ſie zur eigentlichen Wurzel aller nationalen und politiſchen Inſtitutionen zu machen. Und wo verfaſſungsmäßige Körper und Einrichtungen aufrecht erhalten wurden, geſchah es, wie ſchon Machiavelli ſo ſcharf hervorgehoben, eben nur deshalb, weil die monarchiſche Gewalt es bequem fand, ſich darauf zu ſtützen und ſich nach irgend einer Seite hin hinter ihnen zu verſchanzen. In dieſer Weiſe wur-

[1] Considérations sur la Révolution française par Madame de Staël I. chap. 2.

den die allgemeinen Reichsſtände, die alten Parlamente und die Gemeinde-Verfaſſungen von Seiten der Könige zu den geſchickteſten Operationen gegen die Uebermacht des Adels und der Geiſtlichkeit benutzt und gefördert.

Die alten Nationalverſammlungen waren faſt fünf Jahrhunderte hindurch in Vergeſſenheit gerathen und unterbrochen worden, als ſie Philipp der Schöne durch ſeine Berufung der General-Stände (états-généraux) im Jahr 1302 wieder aufnimmt, und zu einem weſentlichen Element derſelben auch die bürgerlichen Abgeordneten der Städte, den eigentlichen tiers-état erhebt. Dieſem König wären die alten gallofränkiſchen Volksverſammlungen ſchwerlich in die Erinnerung gekommen, wenn er nicht bei den vernichtenden Schlägen, welche er gegen den Papſt, den Adel und die Geiſtlichkeit führte, einer neuen Gewalt bedurfte, auf die er ſich lehnen konnte, wozu er die friſche Kraft des dritten Standes ſich auserſah, der ſeitdem ein fortdauernder Beſtandtheil der allgemeinen Reichsſtände blieb. Aber freilich waren die Befugniſſe, welche die drei Stände der Nation in den états-généraux ausübten, noch ſo beſchränkter Art, daß ſie als wirklich verliehene Rechte auf keiner Seite angeſehen werden konnten. Die Generalſtände dienten vorzugsweiſe dazu, Gelder zu beſchaffen, aber wo es ſich um Berathung oder Ablehnung von Geſetzen handelte, waren ſie nur auf demüthige Bitten oder auch auf ſchimpfliche Klagen angewieſen, welche die beiden privilegirten Stände, Adel und Klerus, aufrechtſtehend vorbringen durften, der dritte Stand aber, in dem die ganze Nation vertreten wurde, nicht anders als auf den Knieen. Auch hatten dieſe General-Stände durchaus keine regelmäßige und auf irgend ein Geſetz begründete Geſtalt. Ihre Verſammlungen waren ſtets nur außerordentliche geweſen, die von der Lage der öffentlichen Dinge, oder von der Laune und dem Bedürfniß des Hofes abhingen. Zuweilen wurden auch an ihrer Stelle Verſammlungen von Notablen einberufen, welche aus Räthen beſtanden, die von den Miniſtern gewählt wurden, obwohl ihnen gerade die Aufgabe zugewieſen war, die Miniſter zu controliren[1].

Inzwiſchen hatte der dritte Stand keineswegs gezögert, die Anerkennung, welche er durch ſeine Berufung zu den allgemeinen Reichsſtänden gefunden, in einem weitern Sinne zu einer prin-

1 Lanjuinais, Constitutions de la Nation française (Paris 1819) I. 29.

cipiellen Behauptung der Volksrechte zu benutzen. Schon im Jahre 1355 wirkte er in den états-généraux dahin, daß keine Auflage und Steuer mehr ohne Einwilligung der Nation erhoben werden ſolle. Aber die königliche Gewalt ſuchte dem dritten Stande ſofort begreiflich zu machen, daß er nur als ein Product der egoiſtiſchen Berechnung der Krone in's Leben getreten ſei, und für ſich ſelbſt in keinem eigenen Recht ſtehe. Dies wurde der erſte Anlaß zu den Kämpfen zwiſchen Demokratie und Königthum in Frankreich, die ſchon damals zu blutigen und revolutionnairen Verwicklungen führten, obwohl der Bürgerſtand ſich nach kurzer Empörung wieder beugen mußte, und mit ſeinem Blut nur flüchtig die Stelle röthete, auf welcher die Geſchichte in ſpätern Jahrhunderten ihre größte Aernte halten ſollte.

Tiefere Wurzel, als in den allgemeinen Reichsſtänden, ſchlug der dritte Stand in Frankreich in den Parlamenten, die als eine neben den états-généraux beſtehende und eine Zeit lang gleichzeitig mit ihnen fortgehende Inſtitution gebildet worden waren, obwohl auch in dieſen bei ihrer ganzen Einrichtung nur ein bequemes und wirkſames Inſtrument der königlichen Gewalt, und eine größere Befeſtigung der Selbſtherrlichkeit der Krone beabſichtigt war. Dieſe alten Parlamente waren die Gerichtshöfe der Krone, in denen nach dem Königsgeſetz Recht geſprochen werden ſollte, und worin der König ſich ſelbſt und den Prinzen von Geblüt Sitz und Stimme vorbehalten hatte. Der dritte Stand hatte aber bei dieſen oberſten Gerichten ſchon um deswillen bereite Aufnahme und große Wirkſamkeit finden müſſen, weil es ſich, nachdem Ludwig IX. die gerichtlichen Zweikämpfe verboten, beim Rechtſprechen ſchon mehr und mehr um Gelehrſamkeit, um Kenntniß der Geſetze und um die Geſchicklichkeit einer kunſtreichen und ſcharfſinnigen Auseinanderlegung ſchwieriger Rechtshändel handelte, wozu der Bürgerſtand vorzugsweiſe hervorragende Talente darbot. So wurden dieſe Parlamente, die in der Hauptſtadt wie in den Provinzen beſtanden, allmälig zu Grundſäulen der Volksgewalt, und zu Bildungsſchulen der Freiheit und des nationalen Rechts in Frankreich. Und die Könige, welche die Parlamente als eine Schutzmauer gegen die autonome Gewalt des Adels und der Geiſtlichkeit um ſich her aufgeführt, hatten ſich darin wider ihr Wiſſen und ihren Willen eine Macht erzogen, in welcher der ſouveraine Begriff des Volkes ſich ſchon in ſtarken Keimen und oft unabweis-

lich hervordrängte, und woraus die eigentliche Saat des Verderbens für das franzöſiſche Königthum emporwuchs.

Man begegnet den Spuren dieſer franzöſiſchen Parlamentskörper ſchon im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert. Ihre Mitglieder wurden anfänglich nur auf ein Jahr vom König ernannt, und in dieſer königlichen Ernennung lag zugleich ihr ganzes Recht und ihre ganze Vollmacht, da ſie noch keinen höhern ideellen Grund ihres Beſtehens und ihrer Machtvollkommenheit hatten, den ſie ſich erſt aus ſich ſelbſt ſchaffen mußten. Zu einem zweideutigen Werkzeug der königlichen Gewalt beſtimmt, bildeten die Parlamente gerade durch den ſittlichen Widerſtand gegen das mit ihnen beabſichtigte Spiel die Ideen der politiſchen Freiheit und der Volksrechte um ſo innerlicher vor. Auf der einen Seite hatten die Könige ſcheinbar ihre Souverainetätsrechte an die Parlamente abgetreten, wenn es darauf ankam, gegen die Uebergriffe der Ariſtokratie und des Klerus ſich hinter dieſe Organe zu verſchanzen, die auf eine allen Parteien und Ständen überlegene objective Rechtsſtellung ſich ſtützen konnten. Gegen die Parlamente ſelbſt zogen ſich aber die Könige wieder in das ganze undurchdringliche Dunkel der königlichen Souverainetätsrechte zurück, und ſchnitten damit jede Anforderung ab, welche in dieſelben hinübergreifen wollte.

Die ſcheinbare Beſchränkung durch das Parlament, welche ſich die Krone mit der Miene einer freien Hingebung an die Nation auferlegte, beſtand vornehmlich darin, daß alle königlichen Verordnungen, Beſchlüſſe und Geſetze in die Regiſter des Parlamentes eingetragen werden mußten, und erſt dadurch ihre rechtliche Sanction erhalten konnten. Wenn auch dieſe Beſtimmung, in welche die Könige ſchwerlich anders als in ſophiſtiſcher Abſicht eingewilligt hatten, in jeder Weiſe und durch tauſend Mittel illuſoriſch gemacht werden konnte, ſo lag doch darin ſchon ein gewaltiges Zugeſtändniß Seitens der königlichen Macht, das die höchſte principielle Bedeutung für das ganze Staatsweſen in ſich tragen mußte. Das Parlament war ein Diener des Königs und konnte daher auch zur Eintragung ſeiner Verordnungen in die Genehmigungsbücher gezwungen werden, wie dies nicht ſelten geſchah. Aber daß die Krone auf dieſe Formalität ein Gewicht legen zu müſſen glaubte, daß ſie ſchon eine gewiſſermaßen nothwendige Ergänzung ihrer Gewalt durch einen aus der Nation entſtandenen Rechtskörper darin anerkannte, dies gab dem Parlament die höhere Stellung eines dem

Könige, ſeiner Perſon und ſeiner Willkür überlegenen Princips, das zwar noch vielfach verletzt, unterdrückt und hingehalten werden konnte, in welchem aber ſchon eine in die Rechte des Volksgeiſtes ſelbſt verlegte Entſcheidung über die Angelegenheiten der Nation und mithin auch des Königs ſelbſt zugeſtanden wird. Mit dem ſcharfen Inſtinct des Despotismus ſuchten daher die franzöſiſchen Könige die Parlamente niederzuhalten und abzuſchwächen, ſo gut es noch gehen wollte.

Unter Ludwig XIII., wo Cardinal Richelieu, als erſter Schüler der Machiavelliſtiſchen Politik, den Adel gänzlich zu den Füßen des abſoluten Königsthrones niederſtreckte, und demſelben dadurch ſein letztes Gegengewicht nahm, blieb das Parlament als die einzige Kraft übrig, welche den Anmaßungen der Krone entgegenſtand und die Rechte des Volks gegen dieſelben zu vertheidigen unternahm. Seltſamer Weiſe hatte gerade in der Zeit der Begründung der abſoluten Monarchie das franzöſiſche Parlament ſeine höchſte ideelle Richtung zu nehmen angefangen, denn im Jahre 1615 erklärte es ſich für principiell nothwendig im Beirath des Königs, und ſprach den eigenthümlichen Gedanken aus, daß es an die Stelle der alten März- und Maifeld-Verſammlungen des franzöſiſchen Volkes getreten ſei.

Ludwig XIV. hatte ſchon während ſeiner Minderjährigkeit mit Verachtung dieſe Kämpfe angeſehen, welche er der abſolutiſtiſchen Herrſchergewalt, die er in Europa in einem moderniſirt-orientaliſchen Stil zur höchſten Ausbildung bringen ſollte, für unwürdig hielt. Seine erſte Heldenthat, ſobald er zur Regierung kam, war daher die, daß er der in den Parlamenten keimenden Hydra der Volksgewalt das Haupt abzuſchlagen ſuchte. Er gab ſein Edict vom Jahr 1657 (erneuert 1673), wodurch er dem Parlament jedes Einreden und jede Uebergriffe in die Handlungen und Verordnungen der Regierung verbot. Zu dem Sturz des Adels, der ſchon durch Richelieu ſich vollendet hatte, fügte Ludwig XIV. den des dritten Standes, dem er auch die Wurzeln der altbeſtandenen Provinzial-Freiheiten und Gemeinde-Ordnungen abſchnitt.

Auf den Trümmern der organiſchen Lehnsverfaſſungen und der mittelalterlichen theokratiſchen Welt erhob ſich der neue moderne Despotismus als ein unglaublich nüchternes, weltfreies, aber auch weltverlorenes Reich, welches, geiſtig und äſthetiſch glänzend, doch innerlich unendlich verarmt und vereinſamt war, und dem Volke

wie eine fremde magiſche Wundererſcheinung, die auch in Indien und Perſien hätte ſpielen können, gegenüberſtand. Der mediceiſche Despotismus in Italien, der in den induſtriellen und geiſtigen Aufſchwung der Republiken ſich eingeniſtet hatte, war nur die Vorſchule für Frankreich geweſen. Machiavelli ſelbſt, der die Tyrannen-Politik eigentlich auf ganz materielle Grundlagen ſtützte und ſeinen Fürſten mit keiner andern Kunſt in Verbindung ſetzte als mit der des Schwertes und der Eroberung, war auf das äſthetiſche Element im Despotismus noch nicht aufmerkſam geweſen. Mit den Mediceern hatte er einige Berührungen dieſer Art, aber es wurde dabei nicht an das Volk gedacht, wie aus dem naiven Intereſſe hervorging, welches Leo X. an der kirchenfeindlichen Komödie des Machiavelli genommen. Es geht auch aus dieſem Verhältniß anſchaulich genug hervor, daß Machiavelli den Despotismus des Schwertes und der Eroberung nicht dazu aufrichten wollte, um das Volk von innen heraus zu verderben und zu erſchlaffen, wie dies in den Berechnungen des äſthetiſchen Despotismus liegt. Die zerfloſſene Schöngeiſterei der Medici war dem Machiavelli gewiß das Verhaßteſte an ihnen. Die Lehrſchrift des Principe war eigentlich darauf berechnet, aus den Fürſten *vollendete Barbaren* zu machen, um dadurch eine naturkräftige Erneuerung aller ſtaatlichen Zuſtände zu bewirken. Der franzöſiſche Abſolutismus dagegen bedurfte auf ſeinem Höhepunct auch wieder der geiſtigen und äſthetiſchen Richtungen, aber er verwandte dieſelben lediglich in ſeinen Dienſt, in dem er Alles zu concentriren verſtand.

In dem *Reiche Ludwigs XIV.*, das zu einer Muſterwirthſchaft des modernen Despotismus wurde, gab es kein Volk, keinen Staat, keine Kirche, keine Gemeinden, keinen Adel, ſondern es gab nur einen Hof, einen König, eine befohlene Cultur, eine liederliche Aufklärung, die ſich nach Bedürfniß der Nerven und der Sinne in eine noch liederlichere Religioſität umwandeln konnte. In dieſen excluſiven Hofbegriffen, die Alles galten, hatte ſich gewiſſermaßen die ganze vorangegangene Völkerbildung mit ihren ſämmtlichen Errungenſchaften und Anſprüchen aufgelöſt. Dieſe neuen Hofbegriffe wurden der privilegirte Niederſchlag der großen mittelalterlichen Weltcultur, welche in der organiſchen Einheit ihrer Geſtaltungen jetzt abgelöſt wurde durch die Einheit der abſolutiſtiſchen Königsgewalt, die auch auf dieſe Einheit ein beſonderes Gewicht legte, dieſelbe aber nur aus dem ſinnlichſten Egoismus,

aus dem gottverlaſſenen Ich des Herrſchers, herleiten und begründen konnte. In dieſem Ich hatte Ludwig XIV. alle Stände, das Volk, den Adel und ſelbſt die Geiſtlichkeit, die er in den goldenen Dunſtkreis des Throns gebannt, eingefangen. Doch gebrauchte auch er das Parlament zur Bekämpfung und Abſchwächung der päpſtlichen Gewalt, indem er die Freiheiten der gallikaniſchen Kirche (1682) zu Reichsgeſetzen erheben ließ, und ſie dadurch, ſo oft es ihm paßte, in die Rechtsſphäre des Parlaments verlegte, welches dadurch nach ſeinem Belieben eine dem päpſtlichen Stuhl feindliche Inſtanz für ihn abgeben mußte. So werden in der Grundlegung der abſoluten Monarchie die Saaten der Revolution ſelbſt ſchon auf das Beſtimmteſte angepflanzt, denn mit dem geiſtlichen Autoritäts-Princip, welches der weltliche Despotismus nicht aus geiſtigem Recht, ſondern aus frivoler Ichſucht umſtieß, ſank auch die Kraft des blinden Gehorſams dahin, der alle Stände bis dahin in ihren materiellen und geiſtigen Schranken gehalten; und das Signal zur Umwälzung aller Zuſtände von innen heraus war gegeben.

Unter Ludwig XV. zeigte ſich die Gefahr ſchon in einem faſt verzweifelten Ringen der königlichen Gewalt mit den Parlamenten, die plötzlich in die günſtige Stellung verſetzt worden waren, der Zwangs-Autorität gegenüber ein Vertheidigungs-Inſtrument der religiöſen Freiheit zu ſein, um ſo mehr, da dieſer König, ohne Zweifel im Inſtinct einer politiſchen Angſt, wieder zu den ſtrengen Normen der römiſch-katholiſchen Kirche zurückgekehrt war. Hinter dem Parlament zeigt ſich jetzt ſchon die vollwüchſig nachſchießende Kraft des dritten Standes, der immer ſelbſtmächtiger drängte und durch ganz neue geiſtige Elemente gereizt und genährt worden war: nämlich durch die philoſophiſche Bildung und negative Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts. An der Bruſt der ungläubigen atheiſtiſchen Philoſophen hatte der dritte Stand in Frankreich dieſe ſcharfe, reizende Nahrung gefunden, die ihn zu Thaten berauſchte, nachdem Adel, Geiſtlichkeit und Königthum ihn Jahrhunderte lang nur das entnervende Gift der Knechtſchaft hatten trinken laſſen. In den Parlamenten unter Ludwig XV. floß dieſe neue Kraft des dritten Standes zuerſt über, und bewährte ſich in dem Widerſtand, welchen die Parlamente den in das Eigenthum aller Stände übergreifenden Geldforderungen des Hofes entgegenſtellten. Dies wurde bereits von beiden Seiten ein hitziger Kampf, die Parla-

mente wurden verbannt und abgesetzt, und sämmtliche Parlamente von Frankreich schlossen sogar (1756) ein Bündniß untereinander, worin sie sich schon gewissermaßen wie eine constitutionnelle Volksmacht dem Hofe gegenüber aufpflanzten.

Ludwig XVI. konnte in seinen unseligen Wirrnissen schon keinen anderen Rettungsgedanken mehr fassen, als sich auf den dritten Stand zu stützen, den er bei seinem Regierungsantritt unter den Trümmern des ganzen Staatswesens obenaufstehend erblickte. Der dritte Stand hatte schon in dem Klerus und Adel Freunde gefunden, die als Vertheidiger seiner principiellen Rechte auftraten, wie Abbé Sieyes und Graf d'Entraigues. Es war der Dämon seines Unglücks, der dem König jetzt die Wißbegierde einflößte, zu erfahren, was eigentlich der dritte Stand sei, und wie eine wahrhaft volksthümliche und nationale Ständeversammlung gestaltet werden könne. Die Schrift des Sieyes: Qu' est-ce-que le tiers-état? war eigentlich eine Antwort auf diese Frage des Königs, und der Herzog von Orleans gab sogar die Druckkosten zu dieser Abhandlung her. Die Verdoppelung der Abgeordneten des dritten Standes war der entscheidendste Gedanke auf diesen verhängnißvollen Vorstufen der Revolution, aber zugleich entscheidend für den Untergang des Königs, der die neuen Ideen eines politisch berechtigten Bürgerthums nur zu seinem Verderben ergriffen haben sollte. Die königliche Verordnung vom 24. Januar 1789, welche die Urversammlungen der Wähler zu den allgemeinen Reichsständen anberaumte, wurde das eigentliche historische Actenstück für die Existenz des dritten Standes. In dieser Verordnung hieß es, daß „alle den dritten Stand bildenden Einwohner, eingeborne oder eingebürgerte, die 25 Jahre alt, angesessen und in den Steuerrollen enthalten, den in allen Pfarreien und Gemeinden eröffneten Urversammlungen beiwohnen sollten, um bei der Ernennung der Abgeordneten zu den allgemeinen Reichsständen mitzuwirken." — So nahte die Allgemeine Ständeversammlung von 1789, welche sich den Namen der Nationalversammlung beilegte.

Im Beginn der Versammlung der allgemeinen Reichsstände war der Kampf der drei Stände untereinander wie ein Lebenskampf der ganzen Nation, die sich in allen ihren Grundelementen durcharbeitete, sonderte und vereinigte. Die beiden, bis dahin privilegirt gewesenen Stände, Klerus und Adel, glaubten auch in-

mitten dieſer Verſammlung noch die alten Trennungen durchführen zu können, indem ſie zuerſt den dritten Stand von ſich abzulöſen ſuchten und die Berathungen der Verſammlung in iſolirten Standſchaften halten wollten. Der dritte Stand zeigte ſich aber ſchon mit unwiderſtehlicher Kraft als das eigentlich reorganiſirende Element der Nation, in welchem ſich alle ihre Lebenstheile wahrhaft zuſammenfügen ſollten, und das jetzt auch, obwohl der König ſelbſt die Abſonderung der drei Standſchaften als unveränderliche Bedingung aufſtellte, die beiden andern Stände mit allgewaltigen Organen gewiſſermaßen in ſich aufſog. Der Drohung des Hofes gegenüber, die Gemeindekammer, wenn ſie ſich nicht füge, gänzlich von den Berathungen über das Staatswohl auszuſchließen, faßte ſich der dritte Stand, nachdem er ſich ſchon für eine „Nationalverſammlung" erklärt, als die Nation ſelbſt auf, und behauptete, Kraft dieſer Bedeutung, daß er nicht wieder vom Platze weichen werde. Es war Mirabeau, welcher dem Großceremonienmeiſter des Königs die für den dritten Stand conſtitutiv gewordenen Worte erwiderte: „Wir ſind hier durch den Willen des Volkes, und werden uns nur durch die Macht der Bayonnette wieder von hier entfernen laſſen"!

Die franzöſiſche Nationalverſammlung hatte es noch nicht mit der Durcharbeitung real gegebener Zuſtände zu thun, ſondern ihre Beſtimmung war eine vorherrſchend gedankenmäßige und ideelle, indem ſie aus den Principien der politiſchen Freiheit, aus welchen die neue Zeit ihre Lebensfrage gemacht, erſt zu einer nationalen Wirklichkeit vorzuſchreiten und dieſe ſchöpferiſch zu geſtalten hatte. Es war eine politiſche Ur-Aufgabe, welche jener Nationalverſammlung Frankreichs zugefallen war, und in der es ſich darum handelte, neue Grundordnungen des Staats- und Volkslebens zu legen, und die conſtitutionnellen Fundamentalſätze einer neuen politiſchen Zeit zu begründen. Dieſe damals noch ſehr weit gefaßten Sätze waren hauptſächlich: die Beſchränkung des Königs auf einen bloßen Bevollmächtigten der vollziehenden Gewalt; die mit der Unverletzlichkeit des Königs genau zuſammenhängende Verantwortlichkeit der Miniſter; der ſchaffende Antheil der Nation an der Geſetzgebung, welche durch den König nur ihre Sanction erhält; das Steuerbewilligungsrecht und Anleiherecht der Nation; die Heiligung der perſön-

lichen Freiheit; die Freiheit der Preſſe. Dieſe Sätze entwickelten ſich in der welthiſtoriſch gewordenen Sitzung der Nationalverſammlung am 4. Auguſt 1789 zu der Erklärung der Menſchenrechte, in der aus dem Standpunct der metaphyſiſchen Staatslehre das Gericht über alle ausgelebten Autoritäts-, Feudal- und Privilegienrechte der neueren Menſchheit erging und die politiſchen und ſocialen Ideale der neueren Völker an ihren Spitzen ergriffen wurden. Aus der Metaphyſik der Nationalverſammlung verſuchte zuerſt die conſtituirende Verſammlung von 1791 wirkliche Politik zu machen. Dieſe zweite Nationalverſammlung hatte die Aufgabe, eine Conſtitution zu ſchaffen, in der die Ueberzeugungen der neuen Zeit in den Staatsformen ſelbſt durchgeführt werden ſollten. Die neue Verfaſſung ſtellte die von Mirabeau redigirte Erklärung der Menſchenrechte an ihre Spitze, aber ſie ſetzte zugleich feſt, daß nur derjenige einen thätigen und berechtigten Antheil am Staatsleben haben könne, welcher eine directe Abgabe von Geld, wenigſtens im Werth von drei Arbeitstagen, bezahle. Die ſchneidenden Unterſchiede des citoyen actif und des citoyen passif traten mitten in dieſe neue Freiheitsſchöpfung hinein, und als activer Bürger wurde nur der erkannt, welcher Geld hatte, welcher Eigenthum beſaß. Dies Moment gründete zuerſt den unheilvollen Gegenſatz zwiſchen Bourgeoiſie und Volk, der die Quelle aller nachfolgenden Revolutionen wurde.

Die franzöſiſche Conſtitution von 1791 wurde nur ein Scheinvertrag zwiſchen Fürſt und Volk, der in Wahrheit von keiner Seite mit Erfolg hätte gehalten werden können, und der mehr dazu beſtimmt war, die Zerfallenheit aller Staats- und Geſellſchafts-Elemente in einem politiſchen Actenſtück an den Tag zu legen, als ſie in einer realen Organiſation wieder zu heilen und zuſammenzufügen. Durch dieſes Verfaſſungs-Document ſollte allerdings die neugeborene Demokratie in ihre geſetzlichen Rechte eingeſetzt und zugleich in ihrer möglichen Vereinbarung mit dem Königthum dem Staatsweſen einverleibt werden. Aber die conſtituirende Verſammlung hatte den wahren Ausweg zwiſchen zwei Gedanken, die ihr offenbar vorſchwebten, nicht finden können, und dieſe beiden Gedanken waren auf der einen Seite eine königliche Demokratie, und auf der andern Seite ein demokratiſches Königthum. Sie machte ein Gemiſch aus dieſen beiden Inten-

tionen, welches weder der Sicherheit der königlichen Gewalt, noch der wahren Dauer eines auf ſich ſelbſt geſtellten Volkszuſtandes genügen und dienen konnte. Für die Volksintereſſen war die Conſtitution von 1791 nicht ausreichend, weil ſie nur eine einzige Kammer (mit zweijährigen Seſſionen) errichtete, die mehr oder weniger eine überragend ariſtokratiſche Bedeutung annehmen mußte, indem der zum Grunde gelegte Wahl-Cenſus die nichtbeſitzenden Klaſſen davon ausſchloß. Dem König aber war die Initiative der Geſetzgebung, das abſolute Veto, das Recht des Krieges und Friedens, genommen, und er war dadurch für ein gänzlich zerſchelltes Element erklärt, auf das Niemand ſich ſtützen konnte, auch das Volk nicht, wenn es ſeiner bedurfte. Dieſe Verfaſſung wurde durch die Ereigniſſe zerriſſen, und ihre Stücke verwehten in den Stürmen der Republik.

Die conſtituirende Verſammlung wurde durch den National-Convent abgelöſt, der alle Sophiſtereien des conſtitutionnellen Princips durch die thatſächlichen Geſtaltungen der Demokratie abſchneidet, und in deſſen inneren Bewegungen es ſich nicht mehr um principielle Stellungen und um parlamentariſche Rednerſiege, ſondern um Leben und Blut derer handelt, die ſich hier als die verſchiedenen Organe des Volkswillens entſcheidend aufſtellen. Nodier ſagt daher ſehr treffend: daß jede Sitzung des Convents entweder eine Schlacht oder eine Tragödie geweſen. Die Partei der Girondiſten trug geiſtige Keime der Vermittelung in ſich, durch welche ſie der Revolution noch mitten in ihren ausgebrochenen Schreckniſſen eine ideale Geſtaltung anträumen zu können glaubten; aber der Moment für ſolche Träume war längſt abgelaufen, und noch weniger hatten die Vertreter dieſer Partei die Kraft dazu, das revolutionnaire Verderben, mit dem ſie bereits ſelbſt geſpielt, nach gedankenmäßigen Normen und nach Idealen des Hellenismus zu meiſtern. Vergniaud war ein Charakter in dieſem Sinne, ein leichtblütiger Träumer, der mitten in der Schlacht noch an die Kraft der Gedanken glaubt, aber auch, wenn er Alles für ſich verloren ſieht, mit der lächelnden Wehmuth eines Weiſen ſein Leben hingiebt, ohne die Erhaltung deſſelben einer beſondern Mühe für werth zu erachten. Das von ihm im National-Convent geſprochene Wort: „Die Revolution iſt wie Saturn; ſie wird alle ihre Kinder verſchlingen!“ enthielt nicht nur die Ahnung ſeines eigenen Schickſals, ſondern es bezeichnete mit einem Schlagwort das dialektiſche

Weſen aller modernen Revolutionen, die nicht anders können als ſtets in ihr Gegentheil wieder umzuſchlagen und ihre eigenen Werkzeuge und Führer zu vernichten.

Zu thatſächlichen Geſtaltungen ihrer Ideen wurde allen modernen Revolutionen außerordentlich wenig Friſt gegeben. Die Ideen treiben immer nur als Stürme vorüber, durch welche zeitweiſe die Luft gereinigt und der ſchwere Horizont der Menſchheit gelichtet wird. Nachher ſteht aber alles wieder finſterer und unglücklicher aus als jemals. So wechſelten ſich in Frankreich wie durch eine Naturnothwendigkeit die Revolutions-Ideen mit der dynaſtiſchen Reſtauration und ihren neuen Maſken ab. Die Wiederherſtellung der Bourbonen im Jahre 1814 legte den Grund zu den conſtitutionnellen Sophiſtereien zwiſchen Fürſten- und Volksgewalt, die ſeitdem ein charakteriſtiſches Element der neueſten Staatsentwicklungen in Europa geblieben ſind. Nach Rückkehr der alten Dynaſtie handelte es ſich in Frankreich um eine neue conſtitutionnelle Charte, welche zuerſt von dem Senat vorgeſchlagen worden, und der die verbündeten Mächte im Voraus ihre Zuſtimmung und Verbürgung ertheilt hatten. Sogar der ruſſiſche Kaiſer Alexander hatte zu den Senatoren geſagt: „Gebt Eurem Lande ſtarke und liberale Inſtitutionen, wie ſie der Aufklärung der Zeit angemeſſen ſind, und deren Frankreich niemals wird entrathen können.“

In der neu vorgeſchlagenen Verfaſſung hatte aber der Erhaltungsſenat ausdrücklich erklärt: das franzöſiſche Volk beruft frei auf den Thron Ludwig Stanislaus von Frankreich unter der Bedingung, daß dieſer Fürſt das jüngſt verkündete Grundgeſetz beſchwören werde! Ludwig XVIII. behielt ſich jedoch vor ſeinem Einzuge in Paris die Entwerfung einer anderen Conſtitution vor, indem er ſich verpflichtete, eine ſolche mit einer aus Mitgliedern des Senats und des geſetzgebenden Körpers gewählten Commiſſion ausarbeiten zu laſſen und ſie dieſen beiden Körpern alsdann vorzulegen (mettre sous les yeux de ces deux corps).

Hiermit begann ſchon das dialektiſche Verfaſſungsſpiel der Reſtauration, in dem die neue Stellung der königlichen Gewalt darin beſtand, ſich unter dem Schein freier und volksthümlicher Inſtitutionen unvermerkt wieder in den Beſitz der alten Tyrannei zu bringen, und dieſelbe durch eine künſtliche Benutzung und Zu-

richtung der constitutionnellen Formen neu zu befestigen. Im Eingang seiner neuen Charte nannte sich Ludwig XVIII. schon wieder „von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra", und berief sich auf das göttliche Recht, welches ihn in seine Staaten zurückgeführt, während der Erhaltungs-Senat seine Rückkehr ausdrücklich an den freien Willen der Nation gebunden hatte. Durch dieses Manoeuvre wollte sich der König den seiner Meinung nach günstigen Anschein retten, daß er sich selbst und aus eigener Bestimmung die constitutionnellen Gränzen der Herrschermacht feststelle, und er hinterließ damit seinem Nachfolger die gefährliche Waffe einer octroyirten Charte, deren zweischneidige Natur den, welcher sie egoistisch zu seinem Schutz zu gebrauchen denkt, leicht selbst zum Tode verletzt.

Die constitutionnelle Charte Ludwigs XVIII. wies fast in erstaunlicher Fülle alle Herrlichkeiten der modernen politischen Freiheit auf, nach denen man in den vorangegangenen Völkerkämpfen nur irgend gerungen hatte. Aber diese Charte sah wie ein schönes Gemälde von Früchten aus, welches man einem hungerigen Volke zeigt. Was helfen gemalte Lebensmittel in einer Hungersnoth?

In der Repräsentativ-Verfassung Ludwigs XVIII. war die englische Staatsverfassung als Vorbild genommen und in ihren Hauptgrundzügen, jedoch mit einigen Abänderungen, auf Frankreich übertragen worden. Eine wesentliche Abweichung von der englischen Constitution zeigt sich aber darin, daß durch die neue französische Charte, die eben als ein königliches Geschenk sich erweisen soll, das Uebergewicht der ganzen Staatsbewegung in die Krone verlegt wird. Die Krone hat sich die Initiative und das ausschließliche Recht der Gesetzgebung vorbehalten, da kein Gesetz ohne den Vorschlag des Königs und ohne seine Bestätigung ins Leben treten kann. Nach dem Muster der englischen National-Repräsentation wird auch die französische in zwei Kammern getheilt. Die erste Kammer führt zur Erblichkeit der Pairie und wird dadurch zu einem neuen Bollwerk der Aristokratie, der durch die Gesetze über die Majorate und über das Recht der Erstgeburt ein specifisches Uebergewicht im Nationalkörper wiedergegeben werden sollte. Die Preßfreiheit steht in der Charte ausgesprochen, aber sie wird zu einer trügerischen Illusion, die nur dem Namen nach wirken soll, da Staatsregierung sowohl wie Kammern es für angemessen finden, ihr die Censur unterzuschieben, und das Recht der freien Gedanken-

Aeußerung, in dem wesentlich die Volks- und Bürgerkraft ruht, durch dieses Fälschungsmittel alles Lebens und aller Wahrheit zu berauben. Dieselbe dialektische Farce wird mit der Verantwortlichkeit der Minister gespielt, die ebenfalls in der Charte als Princip ausgesprochen ist, aber die Restaurationsperiode entfaltet ihre treulose Kunst und Kenntniß eben darin am meisten, daß sie sich aller nothwendigen Principien klar bewußt ist, aber nur um sie desto sicherer in ihrer innersten Mitte fassen und entzweibrechen zu können. Was man Restaurations-Politik nennt, ist überhaupt in der eigentlichsten Bedeutung eine Principien-Fälschung, und die Restauration ist dadurch ein so wichtiger und gefährlicher Moment für die politische und nationale Bildung aller Völker in Europa geworden. Die Verantwortlichkeit der Minister konnte unter der französischen Restauration zu keiner Wahrheit werden, weil es keine unverfälschten Organe gab, durch welche eine Anklage der Staatsbeamten an den Thron oder an die Nation hätte gelangen können, denn alle diese Organe befanden sich in den Händen der Staatsbeamten selbst, welche alle Mittel anwenden konnten, um die Freiheit der parlamentarischen Rede wie der Presse nach ihrem Bedürfniß zu zügeln. In derselben Weise verhält es sich auch mit der Freiheit der Wahlen zur Deputirten-Kammer, die in der Charte feierlich zugesichert worden, die aber durch die geheimen Wahlumtriebe der Regierung, wie auch durch den Umstand, daß die letztere jedem Wahl-Collegium den zehnten Theil der Wähler hinzufügen kann, illusorisch wird.

Das sophistische Gewebe, welches die Revolution ausgespannt hatte, wurde durch die Juli-Revolution von 1830 zerrissen, die zuerst als eine augenblickliche Vernunft-That des französischen Nationalbewußtseins erschien. Die Juli-Revolution ging in ihrem ersten Ausgangspunct auf den innersten Volksgrund des constitutionnellen Systems zurück, und strebte, denselben aus der Schlinge zu befreien, welche die octroyirte Charte und die stets mit einer solchen verbundenen Hinterhalte der königlichen Gewalt über denselben gelegt. Die Juli-Charte, als ein freies Product des Volksbewußtseins hervorgegangen, und wie ein nothwendiger logischer Moment der Staatsentwicklung durch einen fast geistigen Umwälzungs-Act gebildet, stellte zuerst den Willen der Nation als den gesetzgebenden auf eine bestimmte und staatsorganische Weise fest. Louis Philipp, Herzog von Orleans,

wurde, wie es in den Schlußworten dieſer Charte hieß, „durch das allgemeine und dringende Intereſſe des franzöſiſchen Volks auf den Thron berufen", und die Abänderung des königlichen Titels aus „von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra" in die einfache Beſtimmung „König der Franzoſen" ſollte die Verneinung der göttlichen und geheimnißvollen Privilegien der Königsmacht und jeder dem Volke feindlich gegenüberſtehenden Sonderſtellung des Herrſchers ausſprechen. Es war dies zunächſt nur ein Wortſpiel, durch welches ſich das Volkselement als der Urbeſtandtheil und die natürliche Grundlage alles Staatslebens geltend machen wollte, indem die Perſon des Königs ſelbſt in die allgemeine Volksſubſtanz aufgenommen, und nur als die hervorragende Spitze gelten gelaſſen wurde.

Die Juli-Verfaſſung trug jedoch das tiefe Gebrechen in ſich, daß, während ſie der königlichen Gewalt auf der einen Seite alle Selbſtherrlichkeit der Stellung und jede ſelbſtſchaffende, perſönliche Größe nahm, ſie nach der andern Seite hin das Volks-Element noch zu beſchränkt auffaßte, und demſelben doch keine natürliche Anerkennung und großartige Ausbildung, ſondern nur noch ein Eindringen durch einzelne Spalten und Ritzen des Staatsgebäudes, nach einem zwar erweiterten, aber doch immer noch ſehr künſtlich deſtillirten Wahl-Cenſus zuließ. Dieſe auf noch nicht ausgegohrenen Ideen und auf halben Entſcheidungen beruhende Stellung der Juli-Regierung enthielt nach drei Seiten hin gefährliche Elemente in ſich, welche ihre Dauer in allmähligen Zerreibungen abſchwächen und untergraben mußten. Auf Seiten der königlichen Gewalt und der Regierungsmacht war die Kabinets-Intrigue herausgefordert, die in immer erneuerten und veränderten Poſitionen den günſtigen Spielraum ſich erſah, um die Herrſchaft des Volks-Elementes zurückzudrängen, künſtlich zu bedingen und auf jede Weiſe illuſoriſch zu machen. Auf Seiten des Volks aber drängte der nothwendige und natürliche Widerſtand vorzugsweiſe auf die politiſche Wahlfähigkeit als auf den organiſchen Punct hin, auf dem das Volk im Verfaſſungs-Staat lediglich zu ſeiner Berechtigung und zu einer mitſchaffenden productiven Stellung gelangen kann. Es war dies der tödtliche Fleck der Juli-Regierung, auf dem ſie in ſich zuſammenſtürzen und mit ihrer Vernichtung endigen mußte, und die Reform-Bankette wurden das verhängnißvolle Symbol dieſer Vernichtung, die in der Februar-

Revolution von 1848 das ganze conſtitutionnelle Staats-Syſtem in Trümmer warf, und die Republik ſcheinbar als die einzige organiſche Möglichkeit für die politiſche und geſetzliche Geſtaltung des Volkswillens hier übrig ließ. Zwiſchen der intriguanten Kabinets-Bewegung und der von unten herauf reformirenden Volks-Bewegung ſtand als das dritte Element die parlamentariſche Kammer-Bewegung in der Mitte, in der ſich von den beiden andern Seiten her alle Grundſtoffe und Kräfte entluden, und die im Februar 1848 der eigentliche Ausgangspunct der neuen Republik wurde.

Die Geſchichte der Juli-Regierung iſt weſentlich eine parlamentariſche Geſchichte, in der es ſich um die Aufführung der verſchiedenſten und oft auf das Künſtlichſte maskirten Schlachtſtellungen zwiſchen Thron und Volk handelt, und worin das Redetalent und die Macht der Debatte eine weſentlich entſcheidende Stellung gewinnen. In dieſer Periode von 1830 bis 1848 hat ſich das Weſen einer von Beredtſamkeit und Debatte abhängigen parlamentariſchen Regierungsform in allen ihren Nuancen ausgearbeitet und erſchöpft. Die bedeutendſten Talente haben ſich ſowohl im Intereſſe und Dienſt einer liberal conſervativen, d. h. in ihrem eigentlichſten Sinne reaktionnairen Regierung, wie des auf ein radicales Ziel losgebenden Volkes abgearbeitet, um von beiden Seiten eine Aufgabe zu löſen, welche die innern Widerſprüche eines demokratiſchen und royaliſtiſchen Princips in einer geſchickten und künſtlichen Poſition einigen und dieſe Einigung zu der herrſchenden und Alles beſtimmenden Staatsmacht erheben ſoll. Größere Anſtrengungen, ein in ſich verwickeltes und uneiniges Staatsprincip in eine organiſche Geltung zu erheben und zum einheitlichen Leben zu bringen, ſind kaum je in einem Staat gemacht worden. Was ſich mit dieſen Mitteln und unter dieſen Umſtänden leiſten ließ, iſt in Frankreich jedenfalls auf die glänzendſte und impoſanteſte Weiſe geleiſtet worden. Die parlamentariſche Geſchichte Frankreichs, welche ſich in dieſen Zeitraum weſentlich zuſammendrängt und auf eine erſtaunliche Höhe des Talentes und der Wirkung hinaustritt, arbeitet ſich darin zugleich in ihren Kräften, wie in ihren Zielen ab, und dieſe große Komödie, die der Ausgleichung aller Staatsgewalten gewidmet iſt, dient am Ende nur zu einer völligen Zerreibung und Auflöſung derſelben.

Der Constitutionnalismus der Juli-Regierung hatte ſich in ſeinen zweideutigen Richtungen vornehmlich auf zwei mit einander verwandte Syſteme geſtützt, die weſentlich Zerreibungs-Syſteme für die öffentliche Nationalkraft waren, und zu deren Durchführung bedeutende Talente in der Staatsverwaltung ſowohl, wie auf der Redner-Tribune verwandt wurden. Dieſe Syſteme waren das Juſte-Milieu und der Doctrinarismus, deren künſtliche und kunſtreiche Aufgabe mehr oder weniger die ſein ſollte, den Thron durch die Förderung der Volksintereſſen und das Volk durch die Feſtigkeit des Thrones zu ſtützen, wobei jedoch auf dem letztern, dem Thron, der eigentliche Nachdruck und die Spitze aller Beſtrebung beruhte. Das Juſte-Milieu-Syſtem, erfunden von dem Heros dieſes Princips, von Caſimir Périer, der ſehr characteriſtiſch urſprünglich Banquier und Kaufmann geweſen, bildete den erſten organiſchen Anfangspunct der Juli-Regierung, ſo wie der aus dem Juſte-Milieu hervorgegangene Doctrinarismus, der ſeine höchſte und ſubtilſte Ausbildung durch Guizot erlangte, den verhängnißvollen Endpunct dieſer Periode bezeichnete und hervorrief.

Caſimir Périer, ehemals ein mächtiger Stimmführer der Oppoſition, hatte am 13. März 1831 das vielgeſchmähete Miniſterium des Juſte-Milieu gegründet, in welchem er aus umfaſſenden und theilweiſe auch edlen Abſichten dies Neutraliſations-Syſtem ausbildete, das die entfeſſelten Kräfte der Parteien in ſich ſelbſt bannen und die Staats- und Volksbewegung durch die richtige Mitte, die bald ein dialektiſcher Terrorismus werden mußte, feſſeln, entkräften und um ihr eigentliches Ziel betrügen wollte. Caſimir Périer wandte ohne Zweifel eine großartige Begabung an dieſe theoretiſirende Vermittelungs-Stellung, die in gewiſſem Betracht ein politiſches Kaufmanns- und Handels-Princip war, und trotz aller aufgewandten Klugheit doch nur mit einem Banquerott endigen konnte. Er war ein Meiſter der parlamentariſchen Taktik und Redekunſt, aber er brachte es damit nur zu dem tragiſchen Eindruck, daß man einen auf die kunſtvollſte Weiſe ſich ſelbſt Vernichtenden und Zerreibenden in ihm erblickte. Seine Beredtſamkeit war edel, voll ſtarker Mittel, äußerlich haltungsvoll bei innerer Heftigkeit und ſtürmiſcher Erregung, und nur zuweilen ſah man dieſe letztere Herr über ihn werden und ihn zu gewaltſamen Ausbrüchen ſeiner widerſpruchsvollen Stellung treiben. Er mußte

an ſeiner Aufgabe, die ihm ſelbſt perſönliche Mißhandlungen zugezogen, verzweifeln, und den leiblich und geiſtig Erſchöpften ergriff zuletzt die Cholera, und ein ſtiller Wahnſinn trat hinzu, um die Verfinſterung ſeines Lebens zu vollenden. —

Der Doctrinarismus wurde eigentlich nur noch eine ſtaatsklugere und wiſſenſchaftlich geſchürzte, aber auch bereits lügenhaft ausartende Befeſtigung des Juſte-Milieu. Der proteſtantiſch dialektiſche Geiſt Guizot's ſchien ganz berufen dazu, dies neue doctrinaire Syſtem in der ſcheinbar edlen, vernünftigen und wiſſenſchaftlich gediegenen Haltung, und doch mit der ganzen innern Durchtriebenheit und Verlorenheit der politiſchen Intrigue, zu vollenden. In den erſten Stadien ſeines Wirkens hatte Guizot durch ſein bedeutendes Rede- und Organiſations-Talent ohne Zweifel viel dazu beigetragen, die Entwicklung der Volkskraft und die nationale Bedeutung der Kammern zu heben, aber im trügeriſchen Fortgang der öffentlichen Ereigniſſe wurde er es auch wieder, welcher die parlamentariſche Gewalt von innen her untergrub und zu einem Verderbniß aller öffentlichen Staats- und Lebens-Organe der Nation die Hand bot, welche den Ausbruch der Februar-Revolution von 1848 unaufhaltſam machte. Ein beſſerer Weg konnte der Republik nicht gebahnt werden, als durch dieſe Abſchwächung aller alten Staatsgewalten und Autoritäten, wie ſie durch die doctrinaire Intrigue und Lüge allmählig vollzogen wurde. Der mit dem ganzen Staats-Syſtem zugleich erfolgende perſönliche Sturz und Untergang Guizot's ſchließt die wichtigſte Lehre für alle Leiter des modernen Staatsweſens in ſich, nämlich die, daß heutzutage nur noch der regieren kann, der ſich mit aufrichtigem Herzen auf den Standpunct der Volksbedürfniſſe ſtellt, und dieſelben nach ihrem eigenen Maaße, das immer ein gerechtes und organiſationsfähiges ſein wird, durchzubilden und feſtzuſtellen verſteht.

Eine Art von volksthümlicher Gegenbewegung gegen Juſte-Milieu und Doctrinarismus hatte ſchon der ſogenannte Tiers-Parti, eine parlamentariſche Nuance, die zuerſt von Dupin begründet wurde, aufzuſtellen geſucht. Dieſe Nuance hatte wenigſtens ein geſunderes Blut und Naturell, das von der demokratiſchen Grundnatur, in der es wurzelte, herſtammte, und darum auch nicht ſo ganz und gar verfälſcht und verdorben werden konnte. Der Tiers-Parti wurde aber auch am Ende nur die Lüge und Gri-

maſſe des Demokratismus, ſo wie Juſte-Milieu und Doctrinarismus die Lüge und Grimaſſe des Abſolutismus waren. Die nicht minder ſophiſtiſche Nuance des Tiers-Parti wurde miniſteriell, als Thiers, der eben die Verſchanzungen der Doctrinairs verlaſſen hatte, als Conſeils-Präſident des Miniſteriums vom 22. Februar 1836 ſich dieſer neuen, ſeiner eigenſten perſönlichen Natur zuſagenden Richtung zuwandte, und ſie durch ſein ganz dazu geeignetes Talent ſyſtematiſch ausbildete und bewaffnete. Der Tiers-Parti wurde die eigentliche Advocaten-Richtung der neueren Politik, und ſo konnte man auch Thiers bei allen ſeinen glänzenden Gaben nur einen Caſuiſten der politiſchen Freiheit nennen, der von derſelben jedesmal nur einen ſo ſtarken Gebrauch zu machen wußte, als ihm die Portion gerade für die Verhältniſſe und für die Stellung ſeiner eigenen Perſon wünſchenswerth ſchien. In den Kammer-Verhandlungen von 1848, welche die Verendung des conſtitutionnellen Syſtems in Frankreich bezeichneten, hielt er noch zu Gunſten der freien Nationalbewegungen in Italien und der Schweiz ſeine letzten Meiſterreden, die zugleich, ohne daß er es ahnte, der Abſchluß für ſeine beſſere politiſche Wirkſamkeit waren. Die Republik umging ihn in den erſten Momenten ihrer Geſtaltung, obwohl er mit den Männern des Tiers-Parti, namentlich mit dem geſchickten parlamentariſchen Operateur Odilon Barrot (einem Anempfinder des demokratiſch-conſtitutionnellen Princips), ſich der neuen Regierung Frankreichs zur Dispoſition geſtellt hatte. Bei den weitern ſtaatlichen Organiſations-Verſuchen derſelben mußte aber Thiers mit ſeinem Redetalent und mit ſeiner durchdringenden Kenntniß der Staatsgeſchäfte wieder nothwendig werden.

18. Der Weg des Krieges zur Einheit.

Das zehnte Capitel des Principe führt die Ueberſchrift: „Nach welchem Maaßſtab die Kräfte aller Fürſtenthümer zu meſſen ſind.“ Machiavelli unterſucht darin kurz die Wehrhaftigkeit und Vertheidigungsfähigkeit derjenigen Fürſtenthümer, welche er in dem vorigen Capitel ihrer Entſtehung nach betrachtet hat. Er räth ſolchen Fürſten, die keine regelmäßigen militairiſchen Kräfte haben,

nur ihre Stadt gehörig zu befeſtigen, und ſich in Hinſicht des übrigen Regierungsweſens in dem bereits gelehrten Sinne mit ihren Unterthanen zu verſtändigen. Einen merkwürdigen Blick wirft Machiavelli bei dieſer Gelegenheit auf die deutſchen Reichsſtädte, welche er unter den città d'Alemagna, von denen er an dieſer Stelle ſpricht, offenbar verſteht, und deren Freiheit und Stärke er preiſt. Er ſagt hier:

„Die freieſten ſind die deutſchen Städte, ſie haben wenig plattes Land, und gehorchen dem Kaiſer, wann ſie es wollen, und fürchten weder dieſen noch einen andern Gewaltigen in ihrer Nähe, denn ſie ſind dermaßen befeſtigt, daß Jeder die Erſtürmung derſelben für läſtig und ſchwierig halten muß, weil ſie alle die nöthigen Gräben und Mauern haben, ausreichendes Geſchütz beſitzen, und in den öffentlichen Magazinen immer auf ein Jahr zu trinken, zu eſſen und zu brennen haben. Und außerdem, um das gemeine Volk ernähren zu können, und zwar ohne Schaden für das Gemeinwohl, haben ſie immer in der Gemeinde auf ein Jahr lang Vorrath, um Arbeit in denjenigen Beſchäftigungen geben zu können, welche der Nerv und das Leben dieſer Städte und derjenigen Betriebſamkeit ſind, von der das Volk ſich ernährt; auch halten ſie die Kriegsübungen in Anſehn, und beſitzen darüber viele Verordnungen, um ſie aufrecht zu erhalten[1].“

Dieſe Auffaſſung der deutſchen Reichsſtädte ſcheint allerdings etwas phantasmagoriſch zu ſein und zum Theil wohl unter die glücklichen und idylliſchen Illuſionen gerechnet werden zu müſſen, denen Machiavelli überhaupt hinſichtlich der politiſchen und natio-

1 Principe c. 10. Le città d'Alemagna sono liberissime, hanno poco contado, ed obbidiscono all' imperatore quando le vogliono, e non temono nè questo, nè altro potente che le abbiano intorno, perchè le sono in modo fortificate, che ciascuno pensa la espugnazione di esse dovere essere tediosa e difficile, perchè tutte hanno fossi e mura convenienti, hanno artiglieria a sufficienza, e tengono sempre nelle camere pubbliche da bere, da mangiare, e da ardere per un anno. Ed oltre a questo per potere tenere la plebe pasciuta, e senza perdita del pubblico, hanno sempre in commune per un anno da poter dar loro da lavorare in quelli esercizj, che sono il nervo e la vita di quella città, e dell' industria de' quali la plebe si pasca; tengono ancora gli esercizj militari in riputazione, e sopra di questo hanno molti ordini a mantenerli.

nalen Zuſtände Deutſchlands ſich hingegeben hatte. Er ſchildert uns hier die deutſchen Reichsſtädte faſt wie ein paradieſiſches Lager des verwirklichten Communismus, wenn auch nicht zu läugnen iſt, daß dieſelben in der Zeit des Machiavelli in einer vollen und eigenthümlichen Lebenskraft entfaltet ſtanden, von der wir ſie heutzutage gänzlich heruntergefallen und zu klapperigen Maſchinen engherzigſter Staatspedanterie entartet ſehn.

Friedrich der Große ſpricht in ſeinem Anti-Machiavel bei Gelegenheit dieſes Capitels ſehr verächtlich von der militairiſchen Lage dieſer deutſchen Reichsſtädte. Sie ſeien alle ſchlecht befeſtigt; die meiſten hätten alte Mauern, auf denen hier und da große Thürme ſtänden, und ihre Gräben ſeien von der nachgeſchoſſenen Erde faſt wieder ausgefüllt. Einige deutſche Reichsſtädte hätten zwar ziemlich gutes Geſchütz, aber das würde nicht hinlänglich ſein, ſich dem Kaiſer zu widerſetzen, der gewohnt ſei, ſie ihre Schwäche ziemlich oft empfinden zu laſſen.

Friedrich der Große benutzt dieſes Capitel des Machiavelli überhaupt dazu, den Krieg als eine Sache, die einzig und allein großen Fürſten zukomme, zu behaupten. Machiavelli lehrt hier, daß auch die kleinen Fürſten, welche keine Armee ins Feld ſtellen können, ihre Hauptſtadt militairiſch befeſtigen ſollen, um ſich bei einem Angriff mit ihrer Bevölkerung in dieſe hineinwerfen zu können[1]. Die Fürſten, denen Machiavelli dieſen Rath ertheilt, ſind die kleinen Oberherren, welche er an einer andern Stelle auch die Principini nennt; und Friedrich der Große, der hier als der kriegeriſche Genius Preußens und Deutſchlands einige Zukunftsblitze aus ſeiner antimachiavelliſtiſchen Schreibfeder ſchüttelt, kann ſich nicht enthalten, dabei auf die deutſche Kleinſtaaterei einen vernichtenden Blick zu werfen.

1 Principe c. 10. E per chiarire meglio questa parte dico come io giudico coloro potersi reggere per se medesimi, che possono o per abbondanza d' uomini o di danari mettere insieme un esercito giusto, e fare una giornata con qualunque li viene ad assaltare; e così giudico coloro aver sempre necessità di altri, che non possono comparire contro al nimico in campagna, ma sono necessitati rifuggirsi dentro alle mura, e guardare quelle. Nel primo caso si è discorso, e per l'avvenire diremo quello che ne occorre. Nel secondo caso non si può dire altro, salvo che confortare tali principi a munire e fortificare la terra propria, e del paese non tenere alcun conto.

Der große König zielt ganz unmittelbar auf die deutſchen Principini hin, wenn er ſagt, daß die Fürſten, von denen Machiavelli hier redet, eigentlich nur Zwitter von Oberherren und Privatperſonen ſeien, und daß ſie die Rolle eines großen Herrn nur mit ihren Bedienten ſpielten. Friedrich räth dieſen Kleinfürſten und Kleinſtaaten, ſtatt einer Armee ſich höchſtens nur eine Wache zu halten, um die Räuber von ihrem Schloßhofe zu verſcheuchen, wenn dieſelben etwa ſo hungrig wären, daſelbſt ihren Unterhalt zu ſuchen. Es würde, ſetzt der König hinzu, am beſten ſein, wenn ſie alle Bollwerke, alle Mauern, und was ſonſt ihrer kleinen Reſidenz den Schein eines feſten Platzes geben könne, ſchleifen ließen, weil ſie ſich durch die ungemeine Hochachtung, welche dieſe Herren vor ihren alten und berühmten Geſchlechtern und vor ihren Wappenſchildern hätten, einen Aufwand zuzögen, durch den ſie ihren Untergang finden und in der Miſere und im Hospital endigen müßten. Der große König verſpottet an dieſer Stelle das Weſen der deutſchen Principini auch dahin, daß ſich der jüngſte Sohn des jüngſten Sohnes einer abgetheilten Linie noch immer einbilde, mindeſtens ebenſoviel zu ſein als Ludwig XIV., und daß er ſich, wie dieſer, ſein Verſailles baue, ſeine Maitreſſen habe, und ſeine Armeen halte. Wenn ſolche Herren Krieg führen wollten, ſchließt er zuletzt, ſo glichen ſie demjenigen, der das Getöſe des Donners nachmache, und ſich einbilde, er wäre Jupiter.

Es muß für uns und unter den heutigen Tageszuſtänden Deutſchlands etwas Wohlthuendes haben, wenn wir ſehen, wie kräftig und ſchonungslos hier Friedrich der Große ſeine Geißel über die deutſche Kleinſtaaterei ſchwingt, denn die Zuſtände dieſer affectirten und frivolen Miniatur-Souverainetät können nur in das unglückliche Gemälde unſerer deutſchen Nationalzerklüftung paſſen. Wer fühlt hier nicht dem großen Friedrich einen hiſtoriſchen Aerger an über jene kleinfürſtlichen Schmarotzer-Exiſtenzen, welche auf dem herrlichen deutſchen Nationalkörper liegen und den ganzen Organismus deſſelben von jeher entſtellt, geſchwächt und lebensunfähig gemacht haben? Man kann aus dieſen hohen Zornesſeufzern eines ächt hiſtoriſchen Geiſtes ermeſſen, welche geſtaltende Thatkraft auch in dieſen Beziehungen von ihm und ſeinem Schwert ausgegangen ſein würde, wenn auch die Einheit und nationale Reorganiſation Deutſchlands

zu ſeiner Aufgabe gemacht worden wäre. Daß Friedrich der Große bereits die Luſt und den Sinn für eine ſolche militairiſche Reorganiſation Deutſchlands gehabt, und zwar gerade in demſelben Sinne, in dem Machiavelli die militairiſche Reorganiſation Italiens durch ſeinen Helden und Fürſten, durch ſeinen bewaffneten Propheten, bezwecken wollte, dies ſcheint uns aus dieſer erregten Gemüthsſtelle ſeines Anti-Machiavel unzweifelhaft genug hervorzugehn.

Friedrich der Große unterwirft aber nicht nur die deutſchen Kleinfürſten im Allgemeinen ſeiner überlegenen hiſtoriſchen Kritik, ſondern er faßt auch ganz beſtimmte Perſönlichkeiten dabei ins Auge. „Es giebt — ſagt er — gegenwärtig (in Deutſchland) einen gewiſſen apanagirten Fürſten[1] eines großen Hauſes, der, mit einem raffinirten Haſchen nach Größe, zu ſeinem Dienſt genau alle die Truppenkörper hält, welche das Haus eines großen Königs bilden, und zwar ſo ſtark in der Verkleinerung, daß man eines Mikroſkops bedarf, um jede dieſer Truppengattungen beſonders wahrnehmen zu können; ſeine Armee würde vielleicht ſtark genug ſein, um eine Schlacht auf dem Theater von Verona darzuſtellen[2]".

---

1 In der Handſchrift des Königs heißt es: un certain prince d'Allemagne. — Es kann darunter nur der Herzog Ernſt Auguſt von Sachſen-Weimar verſtanden ſein, der ſich ein Bataillon von 700 Mann, eine Lehr-Escadron von 180 Mann und eine Compagnie berittener Cadetten hielt (bei 400 Thalern jährlicher Einkünfte.) — Oeuvres de Frédéric le Grand. VIII. 95. (Berlin 1848.)

2 Dieſer merkwürdige Angriff Friedrichs des Großen auf die Kleinſtaaterei war nur in der erſten van Duren'ſchen Ausgabe des Anti-Machiavel vollſtändig enthalten und verſchwand aus den ſpäteren Ausgaben wieder. In der neuen Berliner Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen iſt die ganze Stelle wieder aufgenommen worden, und lautet dort (VIII. 94.) im Original: „Machiavel parle en suite des principini, de ces souverains en miniature qui, n'ayant que de petits Etats, ne peuvent point mettre d'armée en campagne. L'auteur appuie beaucoup sur ce qu'ils doivent fortifier leur capitale, afin de s'y renfermer avec leurs troupes en temps de guerre. — Les princes italiens, dont parle Machiavel, ne sont proprement que des hermaphrodites de souverains et de particuliers; ils ne jouent le rôle de grands seigneurs qu'avec leurs domestiques. Ce qu'on pourrait leur conseiller de meilleur servit, ce me semble, de diminuer en quelque chose l'opinion infinie qu'ils ont de leur grandeur, de la vénération extrême qu'ils ont pour leur ancienne et

Friedrich der Große zeigte durch dieſe Stellen hinlänglich, wie tief er die Unwürde und Lächerlichkeit der deutſchen National-Exiſtenz hinſichtlich ihres politiſchen Organismus in ſich empfunden. Er wollte den Krieg lediglich durch die *großen Fürſten* geführt ſehen, und wenn dieſe Forderung auf Deutſchland und ſeine politiſchen Nationalverhältniſſe angewandt werden ſollte, ſo war dabei die Reorganiſation der Kleinen in die Großen der erſte Weg, um zu einer feſten und einheitlichen Geſtaltung Deutſchlands zu gelangen. Man erſieht aus dieſen Andeutungen, wie der preußiſche König ſchon vom militairiſchen Standpunct aus ſich bewogen geſehen haben würde, dieſen einzig möglichen Weg einer nationalen Reorganiſation Deutſchlands zu betreten.

Machiavelli hoffte, wie wir ſchon früher angedeutet haben, für Italien nur noch etwas von einer *militairiſchen Reorganiſation*. Mit der Organiſationskraft der *Kirche* hatte er ſich völlig abgefunden. Im elften Capitel des Principe hatte er noch mit einer gewiſſen Ironie von dem inneren Beſtande der kirchlichen Fürſtenthümer ſelbſt geſprochen und dabei namentlich die weltliche Macht Rom's einer höchſt zweideutigen Auseinander-

illustre race, et du zèle inviolable qu'ils ont pour leurs armoiries. Les personnes sensées disent qu'ils feraient mieux de ne figurer dans le monde que comme des seigneurs qui sont bien à leur aise, de quitter une bonne fois les échasses sur lesquelles leur orgueil les monte, de n'entretenir tout au plus qu'une garde suffisante pour chasser les voleurs de leur château, en cas qu'il y en eût d'assez affamés pour y chercher subsistance, et de raser les remparts, les murailles et tout ce qui peut donner l'air d'une place forte à leur résidence. En voici les raisons: la plupart des petits princes, et nommément ceux d'Allemagne, se ruinent par la dépense, excessive à proportion de leurs revenus, que leur fait faire l'ivresse de leur vaine grandeur; ils s'abiment pour soutenir l'honneur de leur maison, et ils prennent par vanité le chemin de la misère et de l'hôpital; il n'y a pas jusqu'au cadet du cadet d'une ligne apanagée qui ne s'imagine d'être quelque chose de semblable à Louis XIV: il bâtit son Versailles, il a ses maitresses, il entretient ses armées. — Il y a actuellement un certain prince apanagé d'une grande maison qui, par un raffinement de grandeur, entretient exactement à son service tous les corps de troupes qui composent la maison d'un grand roi, et cela si fort en diminutif, qu'il faut un microscope pour apercevoir chacun de ces corps en particulier: son armée serait peut être assez forte pour représenter une bataille sur le théâtre de Vérone.

ſetzung unterworfen. Seine feſtbegründete Anſicht, daß in der Kirche und ihrer falſchen weltlichen Organiſation der eigentliche Grund für das Verderben und den nationalen Verfall Italiens liege, führte ihn zu dem äußerſten weltlichen Gegenſatz der Kirche, zum Krieg. In ſeinem zwölften, dreizehnten und vierzehnten Capitel wendet er ſich in dieſem Uebergang mit ſehr praktiſchen und tiefdurchdachten Vorſchlägen zu der militairiſchen Reorganiſation Italiens.

Machiavelli handelt in dieſen Capiteln des Principe von den militairiſchen Verhältniſſen Italiens und von den beſten Einrichtungen, die zur Behauptung der fürſtlichen Macht dem Kriegsweſen gegeben werden müſſen. Es iſt die Organiſation des Militairſtaats, zu dem Machiavelli hier in ſeinen Lehren vorſchreitet, denn das eigentliche Ziel auf dieſer Seite der Machiavelli'ſchen Politik iſt immer nur die Aufrichtung des Militairſtaats mit allen Tugenden und Schreckniſſen deſſelben. Im vierzehnten Capitel erklärt er „den Krieg und die Ordnung und Disciplin deſſelben" für die einzige „Kunſt", durch welche die Fürſten ſich aufrecht erhalten können, und die Staatsidee ſcheint ihm dabei ſo weit herabzuſinken, daß er in dem Staat nichts Höheres als bloß den militairiſch organiſirten Frieden erblicken kann. Er weiſt gerade an dieſen Stellen ſtärker als ſonſt auf die Sklaverei und Schande Italiens hin[1], zu der Land und Nation unter der Herrſchaft der Miethſoldaten und durch die fremde Militairwirthſchaft gebracht worden. In der Staatsidee ſelbſt glaubt Machiavelli das ſtaatliche Leben Italiens nicht mehr reorganiſiren zu können. Sein Plan geht aber auf eine ſchöpferiſche Umgeſtaltung des Militairweſens, durch welche er den Staaten von innen her eine neue, gewiſſermaßen volksthümliche Kraft zuzuführen gedenkt, und dieſe Umgeſtaltung ſoll darin beſtehn, daß jeder Fürſt nur auf „eigene Waffen" ſich ſtützen ſolle, um der Miethſoldaten entbehren zu können. „Eigene Waffen — ſagt Machiavelli zu ſeinem Fürſten im dreizehnten Capitel — ſind diejenigen, welche entweder aus deinen Unterthanen, oder aus deinen Bürgern, oder deinen Dienern zuſammengeſetzt ſind".

Machiavelli will aber aus ſeinem Fürſten auch durchaus einen guten Taktiker und Strategen bilden. Er empfiehlt ihm

1 Principe c. 12. „Italia schiava e vituperata."

daher im vierzehnten Capitel des Principe: nachdem er die Seinigen in guter Ordnung und Uebung erhalten, d. h. ſie zu guten Unterthanen militairiſch einexercirt habe, dann auch ſelbſt fleißig auf die Jagd zu gehen, dadurch den Körper an Strapazen zu gewöhnen, und nebenher die Natur des Bodens zu erlernen, zu merken, wie die Berge ſich erheben, wie die Thäler ausgehen, wie die Ebenen ſich flächen, die Natur der Flüſſe und Sümpfe einzuſehen, und hierauf die größte Sorgfalt zu verwenden. Ueberhaupt ſchärft er ſeinem Fürſten ein, daß er keinen anderen Gegenſtand noch Gedanken haben dürfe, als den Krieg und die Ordnung und Disciplin deſſelben, weil dies das einzige Handwerk ſei, das dem Befehlenden gezieme [1].

Machiavelli will aber damit ſeinen Fürſten nicht etwa zu einem romantiſchen Spaziergänger abrichten, ſondern dieſe ganze Idyllik der Fürſtenmuße ſoll lediglich auf militairiſche und ſtrategiſche Zwecke und auf Fortifications-Arbeiten gehn, damit der Fürſt alle verwendbaren Poſten ſeines Landes genau kennen lerne. Man ſchaudert, wenn man alle dieſe Anſtalten überdenkt, durch welche Staat und Geſellſchaft gewiſſermaßen auf einen permanenten Kriegsfuß geſtellt werden, und die Maſchinerie eines immerwährenden Belagerungszuſtandes als der einzige Zügel

---

1 Principe c. 14 Debbe adunque un principe non avere altro oggetto, nè altro pensiero, nè prendere cosa alcuna per sua arte, fuori della guerra, ed ordini e disciplina di essa; perchè quella è sola arte che si aspetta a chi comanda; ed è di tanta virtù, che non solamente mantiene quelli che sono nati principi, ma molte volte fa gli uomini di privata fortuna salire a quel grado. E per contrario si vede, che quando i principi hanno pensato più alle delicatezze che alle armi, hanno perso lo stato loro. — Non debbe (un principe) pertanto mai levare il pensiero da questo esercizio della guerra, e nella pace vi si deve più esercitare che nella guerra, il che può fare in due modi: l'uno con le opere, l'altro con la mente. E quanto alle opere debbe, oltre al tener bene ordinati ed esercitati i suoi, star sempre in sulle caccie, e mediante quelle assuefare il corpo a' disagi, e parte imparare la natura de' siti e conoscere come sorgono i monti, come imboccano le valli, come giacciono i piani, ed intendere la natura de' fiumi e de' paduli, ed in questo porre grandissima cura. La qual cognizione è utile in due modi. Prima si impara a conoscere il suo paese, e può meglio intendere le difese di esso; dipoi mediante la cognizione e pratica di quelli siti con facilità comprendere ogni altro sito, che di nuovo gli sia necessario di speculare. — —

der verunglückten und banquerotten Menſchheit übrig geblieben iſt. Machiavelli hat dieſe traurige Auffaſſung des Staats als eines fortwährenden Kriegszuſtandes nach Innen und nach Außen zuerſt in die praktiſche Staatskunſt hinübergeführt. Der Ruin des republikaniſchen Princips in ſeiner Zeit und ſeiner Nation ſcheint ihn auf das Syſtem der allgemeinen Bewaffnung in ſeinen Gedanken hingeführt zu haben. Vielleicht glaubte er, der alte florentiniſche Demokrat, in der Idee der allgemeinen Bürgerbewaffnung einen Erſatz für die ihm untergegangene republikaniſche Idee finden zu können. Wir würden dann hier wieder auf die zweiſchneidigen Spitzen des Machiavelli'ſchen Syſtems ſtoßen. Machiavelli will dem Fürſten eigene Waffen geben, damit er durch die größere Stärke und Sicherheit derſelben das auseinanderfallende italieniſche Staatenleben wieder in einer feſten Organiſation, in der Organiſation des Militairſtaats, zuſammenfaſſen könne. Aber auch aus dem Bürger wird dann auf der andern Seite eine bewaffnete Perſönlichkeit, und die Waffe, die in ſeinen eigenen Händen ſteht, bringt ihn zugleich in ein neuberechtigtes Verhältniß zu ſeinem Fürſten, und ſchließt eine Vermittelung in ſich, welche auf dem Wege der politiſchen Principien nicht mehr zu erreichen war.

Machiavelli ſtreift im Principe eigentlich nur flüchtig dieſen Gegenſtand an, welchen er in einem beſonderen Werke mit ſyſtematiſcher Ausführlichkeit behandelt hat, nämlich in ſeinen „ſieben Büchern über die Kriegskunſt" (dell' arte della guerra sette libri). In dieſen merkwürdigen Büchern zeigt ſich recht eigentlich, wie weit Machiavelli und ſeine Freunde in ihren patriotiſchen Hoffnungen und Träumen für Italien gegangen waren.

Dieſe eigenthümliche dialogartig gehaltene Compoſition war ebenfalls als das Product der politiſchen Geſpräche in den Gärten des Rucellai anzuſehn, und der Verfaſſer hat ihr nach Art des platoniſchen Dialogs die Form gegeben, daß ſeine jungen Freunde ſich mit dem berühmten Fabrizio Colonna unterhalten, der, um Belehrung über die Kriegskunſt von ihnen angegangen, ihnen ſeine Ideen und die Reſultate ſeiner Erfahrung darüber entwickelt. Der Hauptgedanke dieſes Buches iſt die Herſtellung einer modernen volksthümlichen Kriegskunſt, welche auf die antiken Kriegseinrichtungen ſich ſtützen ſoll, wie ſich denn auch in den Discorsi

als das eigentliche Ideal Machiavelli's die altrömische Freiheit zeigt, und die Einrichtungen des altrömischen Staatslebens überhaupt, auf die er am liebsten die Wiedergeburt Italiens begründen möchte. In diesem Sinne berührt er nun auch die italienische Kriegführung, denn der Krieg war ein Haupt- und Grundelement der damaligen öffentlichen Zustände, und die italienischen Fürsten hatten neben der politischen Intrigue und neben der romantischen Aventure ihrer Hofhaltungen doch auch stets sehr ernstlich an den Krieg und dessen Betreibung zu denken. Sie bedienten sich aber dazu der Miethtruppen, unter Anführung der Condottieri, mit denen die Fürsten einen bestimmten Handel abschlossen, und die dann auf ihre Rechnung angeworbene und wild zusammen gerafft Kriegshaufen zum Dienst bereit hielten, so daß diese käuflichen Milize nicht viel besser als organisirte Räuberschaaren zu betrachten waren, und die Ursache der größten Uebel und der wahren Schwäche Italiens wurden. Machiavelli wollte nun in den Herzen der Italiener das wahre Feuer der militairischen Ehre anzünden und führte, zugleich mit einer bewunderungswürdigen Entwicklung militairischer Kenntnisse, die Theorie der Nationalmilizen aus. Er erscheint aber in diesen Büchern über die Kriegskunst durchaus als Prophet, denn seine darin aufgestellten Theorieen gelangten in den folgenden Jahrhunderten sämmtlich zur Ausführung, und die Herstellung einer guten Taktik, wie der Gedanke einer allgemeinen nationalen Bewaffnung, die erst im preußischen Landwehr-System sich vollständig verwirklicht, sind wesentlich auf Machiavelli zurückzuführen. Denn Machiavelli wollte nicht nur, daß das Kriegsheer eines Landes national sei, er verlangte auch, daß das Waffengeschäft nicht ein besonderer Beruf für sich sei, sondern daß jeder Bürger die Waffen kennen und führen solle. In den Dialogen führt er noch an, daß nach Beendigung eines Krieges Jeder wieder in seinen bürgerlichen Zustand zurückkehren solle. Hier deutet er freilich eine noch nicht erledigte Aufgabe der Zukunft an, welche die Abschaffung der stehenden Heere betrifft: ein Ideal, welches den Politikern der Gewalt heut nur ein gemüthliches Lächeln erregt.

Wir treffen den Machiavelli in seinen Büchern über die Kriegskunst auf der Höhe seiner idealen Stellung, und er überläßt sich derselben mit der Befriedigung eines die Wirklichkeit im Glanz seiner Begriffe schauenden Weisen. Der Standpunct der

politiſchen Corruption ſchwebt hier tief unter ſeinen Füßen. Der Gedanke, den Krieg als Organ einer neuen nationalen Politik zu handhaben und zu lehren, war an ſich ſchon geeignet, die Wirkung eines principiellen Reinigungsprozeſſes zu haben. Der Hauptgeſichtspunct war dabei der, die nachgeborene italieniſche Verderbtheit und Verkommenheit auf das nationale Urbild, auf die altrömiſche Tugend und Tapferkeit, zurückzuweiſen. Dies giebt den ſonſt ungemein praktiſchen und ſachgemäßen Ausführungen zugleich hier und da einen weichen und träumeriſchen Anflug, der den großen und charaktervollen Ernſt des Ganzen mit einem liebenswürdigen Hauch durchzieht.

In dieſem Sinne iſt ſchon gleich der hinreißende Eingang des Dialogs. Er iſt in der zarteſten Weiſe dem Gedächtniß ſeines Freundes Coſimo Rucellai geweiht. Zur Beſänftigung ſeiner Schmerzen um ihn ruft Machiavelli in ſich die Erinnerung an alle Worte und Thaten ſeines Freundes auf, wobei ihm denn deſſen Geſpräche mit dem berühmten Fabrizio Colonna über die Kriegskunſt, denen Machiavelli ſelbſt beigewohnt, als ein Glanzpunct hervortreten. Der ausgezeichnete und tapfere Feldherr Fabrizio Colonna, einer der angeſehenſten Edelleute des Kirchenſtaats, kommt auf ſeiner Reiſe von der Lombardei nach ſeinen Beſitzungen nach Florenz, und wird von Coſimo Rucellai in die Gärten eingeladen. Nach der Mahlzeit ſchlägt Coſimo ſeiner Geſellſchaft vor, zur Vermeidung der Hitze den übrigen Theil des Tages an den kühlen und dichten Schattenplätzen des Gartens zuzubringen. Man lagert ſich nun im Freien, Einige auf dem in beſtändiger Friſche erſchimmernden Raſen, Andere auf Seſſeln, die unter einer Gruppe herrlicher Bäume aufgeſtellt ſind. In der Geſellſchaft befinden ſich auch die Demokraten Zanobi Buondelmonti, Battiſta della Palla und Luigi Alamanni. Der edle Fabrizio verſichert, daß er die Annehmlichkeit des Orts nicht genugſam rühmen könne. Sein Wirth aber bemerkt zugleich, daß er ſich mit beſonderer Aufmerkſamkeit einige Bäume beſchaue, die ihm völlig unbekannt zu ſein ſchienen. Coſimo giebt ihm Auskunft darüber, daß dies einige Baumgattungen ſeien, die den Alten mehr als dem heutigen Geſchlecht bekannt ſeien. Sein Großvater Bernardo habe ſie mit beſonderem Eifer und Liebhaberei angebaut, und ſich ein eigenes Studium aus ihrer Cultur gemacht.

Colonna ruft hierauf aus: „Um wie viel beſſer würden doch

diejenigen thun, welche (ich will es im Frieden mit Allen ſagen) die Alten mehr im Kräftigen und Harten, als im Weichen und Ueppigen nachzuahmen trachteten, die ihnen nacheiferten in Dem, was ſie in der Sonne, nicht in Dem, was ſie im Schatten gethan, und welche die Sitten des wahren und vollendeten Alterthums, nicht die eines falſchen und verderbten, angenommen! Denn ſeitdem meinen Römern jene weichlichen Sitten gefielen, ging mein Vaterland Italien ſeinem Ruin entgegen."

Dies iſt der Ausgangspunct und die Spitze aller Betrachtungen und Belehrungen, die Machiavelli in dieſem Dialog aufzuſtellen beabſichtigt. Coſimo übernimmt darauf die Vertheidigung ſeiner Vorfahren, und führt an, daß Niemand ſo ſehr ein weichliches und verzärteltes Leben verabſcheut habe als Bernardo, und daß gerade er am meiſten die alte Strenge und Rauhigkeit der Sitten geliebt. Wegen der vorgeſchrittenen Verderbtheit des Zeitalters hätten aber weder Er noch ſeine Söhne dieſe Sitten-Strenge in ihren Handlungen ausdrücken können, da es mit den Italienern ſchon ſo weit gekommen ſei, daß der, welcher von dem allgemeinen Gebrauch abwich und etwa die Erziehung ſeiner Kinder nach Spartaniſcher Sitte hätte vornehmen wollen, nur Hohn und Verachtung auf ſich gezogen haben würde. Er habe daher den Alten nur da folgen können, wo er es mit geringerem Aufſehn zu thun vermocht. Fabrizio Colonna entgegnet ihm hierauf, daß er nur ſolche Einrichtungen der Alten im Auge gehabt habe, die auch der heutigen Zeit anpaſſend ſein könnten, und die von den Lenkern der öffentlichen Dinge ohne große Schwierigkeit im Staat einzuführen ſein würden. Er ſelbſt ſei niemals in irgend einer Sache von dem Beiſpiel ſeiner Römer abgewichen, und wenn man das Leben und die öffentlichen Einrichtungen derſelben betrachte, ſo werde man immer Vieles finden, das in einem Staat, in dem noch ein gutes und kernhaftes Element übriggeblieben, mit Leichtigkeit verwirklicht werden könne. Auf Befragen, worin dieſe heut noch erreichbaren Sitten der Alten beſtänden, nennt er: die Tugend ehren und belohnen, die Armuth nicht verachten, eine wohlgeordnete Kriegszucht hochhalten, die Bürger zwingen, daß ſie ſich gegenſeitig lieben, ohne Parteiungen leben und ihre Privatwohlfahrt der öffentlichen nachſetzen. Wer dieſe Dinge herſtelle und einrichte, werde Bäume pflanzen, unter deren Schatten die Menſchen glück-

licher und fröhlicher ruhen könnten, als unter dem, deſſen die Geſellſchaft in dieſem Augenblick genieße.

Auf dieſem Wege lenkt nun der Dialog in die Betrachtung des römiſchen Staats- und Kriegsweſens über, wobei Machiavelli Studien und Kenntniſſe entwickelt, in denen ihm noch kein anderer moderner Schriftſteller vorausgegangen war. Fabrizio Colonna erſcheint durchaus als das Organ Machiavelli's, der in dieſer Perſon ſeine eigenen Anſchauungen und Zwecke niederlegt. Dies geſchieht vornehmlich in allen politiſchen Wendungen des Dialogs, wo Machiavelli immer auf die Verderbtheit und Schlechtigkeit aller italieniſchen Staatseinrichtungen hinzielt. Dieſe leitet er vornehmlich von der Erbärmlichkeit der Fürſten her, durch welche er dem Vaterlande alle Uebel zugefügt ſieht. Das Heilmittel gegen dieſe Krankheit deutet er dann auch immer wieder in einem ſtarken und thatkräftigen Mann an, durch den allein geholfen werden könne.

Dieſe Anſicht zeigt ſich am Schluß des Dialogs auf ihrem Höhepunct. Nachdem Machiavelli das Soldatenweſen des damaligen Italiens in den lebhafteſten Farben geſchildert und die ganze darin liegende Verwilderung und Schmach hervorgehoben, fährt er in ſeiner Rede fort: „Wenden wir uns nun zu den Italienern ſelbſt, welche, da ſie nicht von geſunden Principien ausgegangen ſind, faſt keine einzige gute Einrichtung beſitzen. Es fehlte hier die Nothwendigkeit, welche die Spanier zwang, ſich eine beſſere Kriegseinrichtung zu geben. So wurden die Italiener die Schmach der Welt. Aber die Völker tragen davon nicht die Schuld, ſondern durchaus und allein ihre Fürſten, die damit gezüchtigt worden ſind, und für ihre Schuld und Thorheit damit die gerechte Strafe empfangen haben, indem ſie ſchmachvoll, und ohne im Geringſten Kraft und Tapferkeit zu beweiſen, ihre Staaten verloren. Und ſoll ich Euch zeigen, ob das, was ich ſage, wahr iſt? Erwägt nur, wie viel Kriege in Italien ſeit der Expedition König Carls bis auf den heutigen Tag geführt wurden. Während ſonſt die Kriege die Menſchen ſtreitbar und achtbar machen, haben dieſe, je wichtiger und bedeutungsvoller ſie waren, den Völkern und ihren Häuptern nur um ſo mehr alles Anſehn und alle Achtung entzogen. Dies entſprang einzig und allein daher, weil die beſtehenden Ordnungen nicht gut waren und nicht gut ſind, und weil es Niemand gab, der neue Ordnungen

zu beginnen gewußt hätte. Denn glaubet ja nicht, daß den italieniſchen Waffen je anders ihr Anſehn und ihre Ehre zurückgegeben werde, als auf dem Wege, den ich Euch gezeigt habe, und vermittelſt Derjenigen, die große und umfaſſende Staatengebiete in Italien behaupten; denn dieſe Form kann man nur einfachen, noch unverbildeten und eigenthümlich gebliebenen Menſchen aufdrücken, nicht aber verderbten, ſchlecht gehaltenen, und fremden. Denn man wird nie einen guten Bildhauer finden, der eine ſchöne Statue aus einem Stück ſchon verarbeiteten Marmors zu machen wüßte, wohl aber aus einem rohen Klotz. Unſere italieniſchen Fürſten glaubten aber, bevor ſie die Schläge der fremden Waffen zu erdulden gehabt, daß es für einen Fürſten hinreiche, wenn er verſtehe, eine vorſichtig zugeſpitzte Antwort zu ſchreiben, einen hübſchen Brief abzufaſſen, in Worten und Reden Schnelligkeit und Schärfe des Geiſtes zu beweiſen, Liſt und Betrug zu ſpinnen, mit Edelgeſtein und Gold ſich zu ſchmücken, mit größerem Glanz als alle anderen Menſchen zu ſchlafen und zu ſpeiſen, mit allen Genüſſen und Leichtfertigkeiten ſich zu umgeben, geizig und hochfahrend mit ſeinen Unterthanen umzugehen, in Faulheit zu zerfließen, die militairiſchen Ehrengrade aus Gnade zu vertheilen, Jeden zu verachten, der es wagen wollte, ſie auf einen andern rühmlichen Weg zu geleiten, zu verlangen, daß ihr Wort gleich der Stimme eines Orakels heilig gehalten werde; und dabei bemerkten die Elenden nicht, wie ſie alles nur ſo verwalteten, daß ſie dadurch die Beute des Erſten Beſten werden mußten, der ſie angriff. Daraus entſtanden im Jahre 1494 die großen ſchreckensvollen Erſchütterungen, das plötzliche Fliehen, und die beiſpielloſen Niederlagen; und auf dieſe Weiſe wurden drei der mächtigſten Reiche, die es in Italien gab, mehrmals verheert und auseinandergeriſſen. Was aber das Schlimmſte iſt, auch die jetzt beſtehenden Reiche unterliegen derſelben Verirrung und befinden ſich in derſelben Unordnung und Auflöſung[1]." —

1 Dell' Arte della Guerra l. VII. fine. Ma torniamo agl' Italiani, i quali per non avere avuti i loro principj savj, non hanno preso alcuno ordine buono, e per non avere avuto quella necessità, che hanno avuta gli Spagnuoli, non gli hanno per loro medesimi presi; tale che rimangono il vituperio del mondo. Ma i popoli non ne hanno la colpa, ma si bene i principi loro, i quali ne sono stati gastigati, e della ignoranza loro ne hanno portate giuste pene, perdendo ignominiosamente lo stato,

Machiavelli hatte ſich mit voller Ueberzeugung dem Gedanken hingegeben, daß die römiſchen Kriegs-Inſtitutionen, ihre National-Heere, ihr Fußvolk auch in den italieniſchen Staaten wieder eingeführt werden könnten. Ein ermunterndes Beiſpiel ſind ihm dabei auch die Schweizer, deren nationales Fußvolk er als außerordentlich wirkungsreich bewundert, und die ihm überhaupt in dem Kriegsweſen bedeutungsvolle Aenderungen hervorgebracht zu haben ſcheinen. So verweiſt er auch auf Carl VII. von Frankreich, der nach der Befreiung ſeines Landes von den Engländern die Nothwendigkeit einer Volksbewaffnung erkannte, und

---

e senza alcuno esempio virtuoso. Volete voi vedere se questo che io dico è vero? Considerate quante guerre sono state in Italia dalla passata del re Carlo ad oggi; e solendo le guerre fare uomini bellicosi e riputati, queste quanto più sono state grandi e fiere, tanto più hanno fatto perdere di riputazione alle membra ed a' capi suoi. Questo conviene che nasca che gli ordini consueti non erano e non sono buoni, e degli ordini nuovi non ci è alcuno, che abbia saputo pigliarne. Nè crediate mai che si renda riputazione alle armi italiane, se non per quella via ch'io ho dimostrata, e mediante coloro che tengono stati grossi in Italia, perchè questa forma si può imprimere negli uomini semplici, rozzi e proprj, non ne' maligni, male custoditi e forestieri. Nè si troverà mai alcuno buono scultore, che creda fare una bella statua d'un pezzo di marmo male abbozzato, ma sì bene d'uno rozzo. Credevano i nostri principi italiani, prima che egli assaggiassero i colpi delle oltramontane guerre, che a un principe bastasse sapere negli scritti pensare una acuta risposta, scrivere una bella lettera, mostrare ne' detti e nelle parole arguzia e prontezza, sapere tessere una fraude, ornarsi di gemme e d'oro, dormire e mangiare con maggiore splendore che gli altri, tenere assai lascivie intorno, governarsi co' sudditi avaramente e superbamente, marcirsi nell' ozio, dare i gradi della milizia per grazia, dispregiare se alcuno avesse loro dimostro alcuna lodevole via, volere che le parole loro fussero risposti di oracoli; nè si accorgevano i meschini che si preparavano ad essere preda di qualunque gli assaltava. Di qui nacquero poi nel mille quattrocento novantaquattro i grandi spaventi, le subite fughe, e le miracolose perdite; e così tre potentissimi stati che erano in Italia, sono stati più volte saccheggiati e guasti. Ma quello che è peggio, è che quelli che ci restano stanno nel medesimo errore, e vivono nel medesimo disordine. — An einer Stelle des erſten Buche ſpricht er allen Staaten ſeiner Zeit eine gute Verfaſſung und Einrichtung ab: Tanto più debbe un regno bene ordinato fugire simili artefici, perchè solo essi sono la corruttela del suo Re, ed in tutto ministri della tirannide. E non mi allegate all' incontro alcun regno presente, perchè io vi negherò, tutti quelli essere regni bene ordinati.

dazu die geeigneten Grundlagen ſchuf, die aber von Ludwig XI. wieder verlaſſen wurden. Mit anerkennenden Blicken verweilt er bei der deutſchen Infanterie, die er nur durch die ſpaniſchen Fußvölker und durch einige andere, die ihnen in der Bewaffnungsweiſe vorangehen, übertroffen ſieht[1]. Das Ideal der Kriegskunſt findet er aber bei den Römern zugleich mit Allem verwirklicht, was die neueren Heere etwa durch Bürgerbewaffnung, Disciplin, ſchwere oder gemiſchte Bewaffnung, Ausbildung der Infanterie, ſeitdem Vorzügliches und Eigenthümliches aufgeſtellt haben mögen. Die Kriegseinrichtungen des Alterthums hatten vornehmlich auch den Gegenſatz zwiſchen militairiſchem und bürgerlichem Leben aufgehoben, und Machiavelli ſieht die eigentliche Stählung und Heilung des italieniſchen Nationallebens in der Rückkehr der Zeiten, wo die großen Feldherren vom Pfluge geholt wurden und nach vollbrachten Kriegsthaten im Triumph wieder an denſelben zurückkehrten.

Machiavelli's Erwartung von der Wiederherſtellungsfähigkeit ſeiner Nation hat faſt eine ſacramentale Kraft in ihm. Das nationale Element iſt die jungfräuliche Stelle ſeiner Gewaltpolitik geblieben. Hier treffen ſeine Schwärmereien mit ſeiner tiefſten hiſtoriſchen Weisheit und Erkenntniß zuſammen. Dieſe nationale Wiedergeburt kann er aber nicht anders faſſen, als auf dem Punct, auf dem die Italiener ihre uralte Volksthümlichkeit verloren haben, und dieſer Punct iſt der Abfall des Italiſchen aus dem Altrömiſchen. Zu dieſem ſeinem nationalen Urſprung will er Italien wieder aufrichten, und daraus die Verjüngung und Umgeſtaltung aller politiſchen und ſocialen Verhältniſſe entnehmen.

---

[1] I Arte della Guerra lib. II. Filippo Visconti duca di Milano, essendo assaltato da 18000 Svizzeri, mandò loro incontro il conte Carmignuola, il quale allora era suo capitano. Costui con 6000 cavalli e pochi fanti gli andò a trovare e venendo con loro alle mani, fu ributtato con suo danno gravissimo. Donde il Carmignuola, come uomo prudente, subito conobbe la potenza delle armi nimiche, e quanto contro a' cavalli prevalevano, e la debolezza de' cavalli contro a quelli a pie così ordinati; e rimesso insieme le sue genti andò a ritrovare gli Svizzeri, e come fu loro propinquo, fece scendere da cavallo le sue genti d'armi, ed in tale maniera combattendo con quelli, tutti, fuori di 3000, gli amazzò; i quali veggendosi consumare senza avere rimedio, gittate le armi in terra, s'arrenderono.

Die militairiſche Erziehung und Reorganiſation des italieniſchen Volkes, welche Machiavelli auch im Allgemeinen zu einem ideellen Zielpunct ſeiner Politik gemacht hat, glaubt er praktiſch ſchon durch die Wiederaufnahme der altrömiſchen Militair-Einrichtungen einleiten zu können. Die ihm ſo leicht ſcheinende Verbindung römiſcher Bewaffnung, Taktik und Strategie mit den modernen politiſchen und ſtaatlichen Verhältniſſen faßt er zugleich im Sinne einer National-Pädagogik auf. An dem ſchon oben angezogenen Schluß der Kriegskunſt ſpricht er ſich noch über die Ausführbarkeit folgendermaßen aus:

„Ob es möglich oder nicht iſt — ſagt Fabrizio Colonna — von allen dieſen Dingen, die ich Euch heut erörtert habe, Etwas zur Ausführung zu bringen, will ich Eurem Urtheil überlaſſen. Wie ſollte ich Einen dieſer heutigen Soldaten bewegen, mehr Waffen zu tragen als er gewohnt iſt, und außer dieſen Waffen noch die Zehrung für zwei oder drei Tage, und die Hacke? Wie ſollte ich ſie dazu bewegen, zu graben, und jeden Tag viele Stunden unter den Waffen in Kriegsübungen zuzubringen, um dann im wirklichen Kriege ſelbſt tüchtig ſein zu können? Wie ſollte man ſie vom Spiel, von Schlemmereien, von den Ruchloſigkeiten und Frechheiten, die ſie jeden Tag begehen, zu entwöhnen vermögen? Wie ſollte man ſie zu der Zucht, zu dem Gehorſam und der Ehrfurcht zurückführen, die in dem geſetzlichen Zuſtand der antiken Heere ſo weit ging, daß ein Apfelbaum, der mitten im Lager ſtand, gänzlich unberührt blieb? Was könnte ich ihnen verſprechen, wodurch ich ſie dazu bringen würde, in Ehrerbietung mich zu lieben oder zu fürchten, wenn ſie nach Beendigung des Krieges nichts mehr mit mir zu ſchaffen haben? Vor was ſoll ich denen Scham und Scheu einflößen, die ohne Scham geboren und erzogen ſind? Warum ſollten ſie mir gehorchen, die mich nicht kennen? Bei welchem Gott oder bei welchem Heiligen ſoll ich ſie ſchwören laſſen? Bei denen, welche ſie verehren, oder bei denen, welche ſie läſtern? Die ſie verehren, deren weiß ich keinen, aber ich weiß wohl, daß ſie ſämmtliche läſtern! Wie ſoll ich glauben, daß ſie denen ihre Verſprechungen und Eide halten werden, welche ſie jede Stunde läſtern? Wie könnten die, welche Gott läſtern, die Menſchen ſcheuen? Was für eine Form würde das ſein, die man einem ſolchen Stoff aufdrücken könnte?“

Doch wird darum nichtsdeſtoweniger der Gedanke und die

Hoffnung festgehalten, daß es der jungen nachwachsenden Generation gelingen werde, die von Machiavelli entwickelte Militair-Reorganisation zur Ausführung zu bringen. Die letzten Schlußworte, welche er dem Fabrizio Colonna in den Mund legt, enthalten in ihrer schmerzlichen Bewegtheit die rührendsten Anklänge: „Der, welcher diese Gedanken verschmäht, wenn er ein Fürst ist, so verschmäht er damit zugleich sein eigenes Fürstenthum, wenn er ein Bürger ist, seine eigene Stadt. Und ich beklage mich über die Natur, die mir entweder nicht die Erkenntniß dieser Dinge hätte gewähren müssen, oder die mir zugleich die Fähigkeit geben mußte, sie zur Ausführung zu bringen. Und nun hoffe ich auch nicht mehr, alt wie ich bin, noch eine Gelegenheit dazu zu finden, und deshalb habe ich Euch Alles dieses mitgetheilt, damit Ihr, die Ihr noch jung und fähig seid, wenn Euch das von mir Entwickelte gefällt, zur geeigneten Zeit Eure Fürsten damit berathen und ihnen hülfreiche Hand leisten könnt. Ich will darum nicht, daß Ihr daran verzagt und verzweifelt, denn dieses Land scheint dazu erschaffen, das Todte wieder aufzuerwecken, wie man es an der Poesie, der Materei und Sculptur gesehen. Was aber mich anbetrifft, so kann ich, da ich in diesen Jahren stehe, mir dabei nichts mehr zutrauen. Und in der That, wenn das Schicksal mir früher einen Staat angewiesen hätte, der zu einer solchen Unternehmung ausreichte, so würde ich der Welt in sehr kurzer Zeit gezeigt haben, wie viel die alten Ordnungen werth sind; und ohne Zweifel würde ich meinen Staat mit Ruhm vergrößert oder ohne Schande verloren haben[1]!“

[1] Arte della Guerra lib. VII. fin. Colui adunque che dispregia questi pensieri, se egli è principe, dispregia il principato suo; s' egli è cittadino, la sua città. Ed io mi dolgo della natura, la quale o ella non mi doveva fare conoscitore di questo, o ella mi doveva dare facoltà a poterlo eseguire. Nè penso oggimai, essendo vecchio, potere avermo alcuna occasione; e per questo io ne sono stato con voi liberale, che essendo giovani e qualificati, potrete, quando le cose dette da me vi piaceranno, ai debiti tempi in favore dei vostri principi ajutarlo e consigliarle. Di che non voglio vi sbigottiate o diffidiate, perchè questa provincia pare nata per risuscitare le cose morte, come si è visto della Poesia, della Pittura e della Scultura. Ma quanto a me si aspetta, per essere in là cogli anni, me ne diffido. E veramente se la fortuna mi avesse conceduto per lo addietro tanto stato, quanto basta a una simile impresa, io crederei in brevissimo tempo avere dimostro al mondo, quanto

Wenn aber Machiavelli in der Rückkehr des Neu-Italiſchen zu dem Altrömiſchen das einzige nationale Heil erblickt, ſo macht ſich darin zugleich ſeine Grundanſchauung von den Zeiten des Mittelalters geltend. Machiavelli hält das ganze Mittelalter durchaus für eine Abartung in der hiſtoriſchen Entwicklung der neueren Völker. Dieſe Auffaſſung iſt rein italieniſch, aber für den ganzen politiſchen Standpunct des Machiavelli unendlich bedeutungsvoll. Die altrömiſche Einheit von Volks- und Staatsleben ſcheint ihm das einzig befriedigende Ziel aller politiſchen und nationalen Entwicklung. Auch in dieſer Beziehung leitet ihn der Gedanke, daß die römiſche Kirche, der er an einer andern Stelle die Zerſpaltung der italieniſchen Nationaleinheit Schuld gab, auch die Abartung Italiens von ſeiner großen und freien Vergangenheit und den politiſchen Sturz ſeines Volkes bewirkt habe. In dieſer Idee hat ſich Machiavelli ſo feſtgeſetzt, daß ſie ſelbſt auf ſeine Vorſtellungen und Urtheile im Einzelnen einwirkt. Er kann ſich darum auch mit der modernen Erfindung des Schießpulvers nicht recht vereinigen, worin ihn auch die geringen Wirkungen beſtätigen, welche die ſchlechte Artillerie der damaligen Zeit namentlich auf dem Schlachtfelde zeigt. Er ſcheint es aber noch nicht für möglich halten zu können, daß die Erfindung des Schießpulvers einen weſentlich umgeſtaltenden Einfluß auf die Bewaffnung und Aufſtellung der Soldaten haben könne.

19. Engliſche Politik.

Wir haben aus allem Vorhergehenden geſehen, wie Machiavelli's Staatskunſt eigentlich darin beſteht, daß er den Krieg an die Stelle der Politik ſetzt, wobei er zugleich der Militair-Organiſation, die er für die noch einzig übrig gebliebene Organiſation ſeiner Zeit erachtet, die Bedeutung eines ſchöpferiſchen Elements beilegt. Wir haben das Ideal kennen gelernt, welches er ſich von ſeinem bewaffneten Propheten, ſelbſt mitten in den verderbten und ſchmutzigen Conſtructionen ſeines

gli antichi ordini vagliano; e senza dubbio, e io l'avrei accresciuto con gloria, e perdato senza vergogna.

Principe zurechtgemacht hat. Die auf den Bahnen des Machiavelli fortſchreitende abſolutiſtiſche Staatswiſſenſchaft bemächtigte ſich bald dieſes Gedankens zur Grundlegung ihrer Theorie. Aus dem noch rein praktiſch hingeſtellten Gedanken Machiavelli's, daß der Staat der Krieg ſei und daß es in ſolchen Zeiten nur noch eine Militairpolitik geben könne, machte die abſolutiſtiſche Staatslehre bald einen allgemeinen Grundſatz, den Thomas Hobbes in England zuerſt als Krieg Aller gegen Alle (bellum omnium contra omnes) formulirte.

Wie die Staatsanſichten Machiavelli's durch den Kardinal Richelieu zuerſt in die franzöſiſche Politik überfloſſen und auf die innerſte Staatsentwicklung Frankreichs gerade im Moment der Begründung der abſoluten Monarchie angewandt worden waren: ſo war es in England Thomas Hobbes, der die Grundſätze des Machiavelli'ſchen Fürſten-Tractats auf die engliſche Politik und auf den Organismus des engliſchen Staats anzuwenden ſuchte.

Wie andere Völker Jahrhunderte lang an einem Canal gearbeitet haben, der Meere und Länder verbinden ſoll, ſo die Engländer mit demſelben unausgeſetzten Fleiß, mit der ganzen Hartnäckigkeit ihres politiſchen Naturells, an ihrer Verfaſſung, die dieſer meer- und länderverbindende Canal für ſie geworden iſt, durch welchen ſie ihr ganzes nationales Habe und ihre beſten Lebensgüter hindurchleiten. Die induſtrielle Richtung der engliſchen Nation, welche nicht wenig zu ihrer politiſchen Freiheit beigetragen hat, bethätigt ſich auch in dieſem beſtändigen Ausbauen der engliſchen Verfaſſung, die hierin wie ein politiſches Product der engliſchen National-Induſtrie erſcheint. Das engliſche Volk gleicht darin dem olympiſchen Gott, der eine Kette vom Himmel herunterhängen ließ, auf der ſich alle andern Götter ſchaukeln und wiegen konnten, ohne ihn ſelbſt herunterzuziehen. Und dieſe ewige Kette, welche das engliſche Volk aus ſich heraus aufgeſpannt hat, iſt ſeine Verfaſſung, die wahre Götter-Kette, an der alle andern Ideen des Daſeins hängen, und durch die ſich nur die unverrückbare Feſtigkeit und Freiheitskraft des Nationalgeiſtes verherrlicht.

Die conſtitutionellen Formen des engliſchen Staats haben ihre Urgeſchichte, in der ſie an ſich dunkel und ungewiß erſcheinen, aber zugleich ſchon mit der ganzen Begründung

eines engliſchen Nationallebens innerlich wie äußerlich zuſammenhängen. In dem Weſen der germaniſchen Völker lag die Idee der Freiheit wie eine göttliche Naturkraft urſprünglich gegeben, aber ſie war ein Saamenkorn, das die Deutſchen auf ihrem eigenen Acker und für ihr eigenes Haus nicht gut aufziehen und verwirthſchaften konnten. So ſehr die Freiheit bei den Deutſchen als der eigentliche Ehrenbegriff des Mannes feſtſtand, ſo ſcheint doch die deutſche Perſönlichkeit als ſolche immer von der Art geweſen zu ſein, daß ſie ſich mit der Freiheit ſtets ſehr unglücklich benahm. Schon die alten Deutſchen verwetteten ihre Freiheit im Würfelſpiel, und ließen ſich nach Ausfall der Würfel zu Sklaven machen. Glück brachten dagegen die deutſchen Stämme den fremden Völkern, welche ſich von ihnen erobern ließen, und in der Vermiſchung mit dem germaniſchen Volkskern ein neues Nationalleben entwickelten. So die Engländer durch die alten Sachſen, welche letzteren ſchon früh einen eigenthümlichen Sinn für Geſetzgebung und politiſche Organiſation zeigten, und in ihrer Wittena Gemote die erſte Grundlage einer Ständeverſammlung im neueren Europa ſchufen.

Die Art und Weiſe einer politiſchen Vertretung in den älteſten Nationalverſammlungen der modernen Völker iſt freilich ſehr im Dunkeln geblieben. Dieſe Verſammlungen gingen aber überall aus dem auf beiden Seiten zur Geltung gekommenen Bedürfniß hervor, den Gemeinen oder dem Volk einen lebendigen Antheil an dem Regierungs- und Verwaltungsweſen zuzugeſtehen, oder das Volk wenigſtens als eine Art von zuſchauendem und berathendem Gewiſſen der Machthaber dazu zu berufen. Davon zeugen viele überraſchende Aeußerungen in Verordnungen und geſchichtlichen Zügen, ſelbſt in ſolchen Zeiten, in denen ſonſt noch keineswegs der Entwicklung der Volksrechte Raum verſtattet war, und wo der Adel eigentlich alle Rechte der Nation in ſich abſorbirte. In den alten ſächſiſchen Rathsverſammlungen der Wittena Gemote, auf welche der erſte Urſprung des engliſchen Parlaments zurückzuführen ſein möchte[1], hatte das Volk, wenn auch nicht als organiſch

1 Eine Anſicht von Blackstone, Commentaries on the laws of England I. 147. — Die Zuziehung der Weiſen Männer (Wites) zu dieſen Verſammlungen ſcheint die erſten Keime einer Gemeinde-Repräſentation in ſich zu ſchließen. Vgl. A. Henning's philoſophiſche und ſtatiſtiſche Geſchichte des Urſprungs und des Fortgangs der Freiheit in England S. 23.

berechtigter und mitwirkender Theil, doch jedenfalls als eine moraliſch dabei in Betracht kommende und ihren geiſtigen Einfluß ausübende Perſon, offenen Zutritt und eine allgemeine Beziehung dazu. In den Fortſchritten des engliſchen Staatsweſens fanden ſich bald mehr oder weniger beſtimmte Formen dafür ein. So wurde unter Ethelwolf (855), auf einer zu Wincheſter abgehaltenen großen Rathsverſammlung, ein Zehnte für die Kirche ausgeſchrieben, der „von dem Könige, den Baronen und dem Volke in einer unendlichen Zahl" bewilligt ward, obwohl nur der Adel dieſe Urkunde unterzeichnete[1]. Unter den erſten angelſächſiſchen Königen in England iſt es beſonders Alfred, der mit einer wunderbaren und allſeitigen politiſchen Bildnerkraft erſcheint, und ſchon jährlich zwei ſtändiſche Verſammlungen nach London einberuft, wie er auch in dem Doom-Book die erſte Geſetzſammlung veranſtaltete[2].

Wenn aber auch die ſtändiſchen Rechte in England, wie bei anderen neueren Völkern, urſprünglich nur als Ausübung der ariſtokratiſchen Macht der Großen, als Befugniſſe der Barone, erſcheinen, ſo wuchſen doch darin auch die Volksrechte allmählig zu einer ſelbſtändigen Bedeutung empor, da der hiſtoriſch begründete Widerſtand der Ariſtokratie gegen den Thron ſich hier vorzugsweiſe auf das Volk als auf ſeinen natürlichen Boden ſtützte. Aus dem Kampf der engliſchen Barone gegen den mit allen Willküren des Throns übergreifenden König Johann erwuchs den Engländern das älteſte geſchriebene National-Document ihrer Freiheit, jenes ſo berühmt gewordene Stück Papier, welches die magna charta genannt wurde (19. Juni 1215)[3]. Die engliſche magna charta iſt das hervorragendſte Beiſpiel dieſes dialektiſchen Umſchlagens der Rechte der Barone in die Volksrechte und in die allgemeine nationale Freiheit. Es ſollten in dieſer Charte zunächſt die Vorrechte der Geiſtlichkeit und die Lehnsverhältniſſe der Barone, gegen den von den Königen ausgeübten militairiſchen Zwang, beſtimmt werden, aber zugleich wurden fünfundzwanzig

1 Vgl. F. Schulte, das engliſche Parlament. Organiſation und Geſchäftsverfahren S. 3.

2 Hume, History of England I. 96.

3 Blackstone, Commentaries on the laws of England I. 85 nennt es das älteſte geſchriebene Geſetz, welches in England übrig geblieben ſei.

Barone als Wahrer der öffentlichen Freiheit ernannt, welche über die Rechte des Volks und der Städte wachen ſollten, wie auch aus jeder Grafſchaft zwölf Ritter durch Wahl der Freeholders zuſammentraten, welche in den Grafſchaften Verſammlungen zur Wahrung der allgemeinen Freiheit des Volkes hielten. Der berühmte neununddreißigſte Artikel der magna charta iſt es aber vornehmlich, auf welchen die perſönliche Freiheit der Engländer ihre erſten Grundbeſtimmungen zurückführt, indem dadurch zuerſt Perſon und Eigenthum als unverletzlich bezeichnet und zugleich feſtgeſtellt wurde, daß Jeder nur von Seinesgleichen gerichtet und keiner andern Gewalt, als den Geſetzen des Landes unterworfen werden könne [1].

Die magna charta iſt immer als die erſte und weſentlichſte Grundlage der engliſchen Parlaments-Einrichtungen angeſehen worden, wie auch der Name des Parlaments in dieſer Zeit zuerſt für die großen politiſchen Rathsverſammlungen gebraucht wurde. Von einer wirklichen politiſchen Vertretung des Volkes iſt dabei freilich nur noch wenig oder nach einem ſehr beſchränkten und dürftigen Maaße die Rede. Indeß wurde jetzt bald auch der dritte Stand in England als ein nothwendiges und nicht mehr außerhalb zu belaſſendes Element des Staatslebens herangezogen, was in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts unter der Regierung Heinrichs III. und in den Conflicten dieſes Königs mit ſeinen Baronen zuerſt geſchah. Die Engländer gehen allen neueren europäiſchen Völkern mit der Anerkennung des dritten Standes voran, dem bei ihnen die Schranken des Staats zuerſt durch das Parlament eröffnet werden, welches der gegen Heinrich III. empörte Graf von Leiceſter, der an der Spitze der oppoſitionellen Adelspartei ſtand, in London (1265) verſammelte. Zu dieſem Parlament wurden zum erſten Mal auch Abgeordnete der Städte und Burgflecken einberufen, die eine noch nie geſehene Erſcheinung in der engliſchen Nationalverſammlung waren, und in der Einführung des bürgerlichen Elements in die Nationalrepräſentation die erſten Keime des engliſchen Unterhauſes legten. In Deutſchland wird der dritte Stand erſt beinahe drei Jahrhunderte ſpäter durch den Lichtreiz der Revolution zum Leben erweckt, kann aber in dem bloß geiſtigen und innerlichen Element,

1 De Lolme Constitution of England (London 1777) I. 27 flgd.

als deſſen Träger er auch ausſchließlich in die Geſchichte hinaus tritt, noch keine beſtimmte Berechtigung und Form ſeines Daſeins erlangen. In Frankreich erhebt ſich der dritte Stand zuerſt als revolutionnaire Macht, und wirkt mit den Erſchütterungen des ganzen beſtehenden Zuſtandes auf die Feſtſtellung freier, aus dem allgemeinen, nationalen Bewußtſein ſelbſt hervorgebildeter Staatsformen. In England aber iſt es eine politiſche Berechnung und Combination, welche den dritten Stand zuerſt für mündig und befugt erklärt, ein mitlebender und mitbeſtimmender Theil des Staatsganzen zu ſein. Der Gedanke Leiceſter's, zur Bändigung der königlichen Gewalt in dem Augenblick, wo er die Perſon des Monarchen gefangen geſetzt hatte, ein Parlament zu bilden, in welchem auch die Abgeordneten der Bürger einen berechtigten Sitz einnahmen, dieſer Gedanke ſchloß allerdings noch keine principielle Anerkennung des Volkselements in ſich, da das letztere hier zunächſt nur als die Stütze ehrgeiziger ariſtokratiſcher Pläne aufgegriffen erſcheint. Die engliſche Politik deutet aber hier ſchon den Weg an, welchen ſie ſpäter bei ihren Hauptentwicklungen vorzugsweiſe einhält, und wodurch der engliſche Staat immer mehr der Fortbewegung durch die Reform, als durch die Revolution zugewandt geblieben iſt. Dies iſt die Richtung, mit ſtufenweiſen Combinationen vorzuſchreiten, und durch ein allmähliges Abwägen und Ausgleichen der politiſchen Gegenſätze das Geſetz des politiſchen Gleichgewichtes zu finden.

Der dritte Stand in England erhob ſich aber bald auch auf der ihm eigenthümlichen Baſis zu einer kräftigen, ſeine politiſchen Rechte ausfüllenden und nothwendig aus ſich erzeugenden Stellung. Dies geſchah vornehmlich in jenem beſondern Moment des modernen Staatslebens, wo die Feudalgewalt eine gefährliche Mitbewerberin um die Macht an der aufkeimenden Induſtrie erhält, indem in dieſer letztern das ſtädtiſche und bürgerliche Element überhaupt mehr und mehr als ein ſelbſtändiges emporwächſt. Die Feudalgewalt ſchwächte ſich ſchon inſofern durch die, vorzugsweiſe auf die Arbeitskraft des Volkes geſtützte Induſtrie, als die ländliche Bevölkerung (die wichtigſte Grundlage für die ariſtokratiſche Macht der Barone) dadurch immer mehr zuſammenſchmolz, und mit der Annahme eines gewerblichen Charakters zugleich in die Städte überging, wo ſich die freie, ſelbſtändige Bürgerkraft daraus entwickelte. Die allmähligen Abſtrömungen des Mittelalters

werden beſonders dadurch bezeichnet, daß die freie Arbeitskraft mehr und mehr zu einer öffentlichen Macht im Staate wird, und an die Stelle der mit ſingulairen und erblichen Vorrechten ausgeſtatteten Perſönlichkeit tritt. Es verallgemeinern ſich dadurch die politiſchen und menſchlichen Rechte, indem die Alles zertheilende Gewalt der Induſtrie auch den großen Grundbeſitz zu ſcheiden und beweglich zu machen anfängt oder ihm wenigſtens in den gewerbtreibenden Volksklaſſen, die in den Beſitz des Geldes gelangen, eine nicht mehr abzuweiſende Nebenbuhlerſchaft und Gleichberechtigung erweckt.

Sobald ſich in England die Feudalzuſtände mehr und mehr in Geldverhältniſſe auflöſen, ſtellt ſich der Antheil des Volkes an der geſetzgebenden Gewalt immer beſtimmter feſt. Die Könige ſelbſt können mit den perſönlichen Dienſten ihrer Barone nicht mehr ausreichen, und indem die ritterliche Perſönlichkeit des Adels als ſolche ihren Werth und ihre Brauchbarkeit verliert, treten dagegen die Geldbewilligungen der Stände ein, welche für das Staatsoberhaupt bei weitem wichtiger werden. Das ſich verändernde Syſtem der Kriegführung, in welchem die feudalen Ritterdienſte nach und nach durch angeworbene Truppen erſetzt werden, wirkt auf dieſe organiſche Umgeſtaltung im Staat bedeutend ein. Es wird dadurch die Aufbringung des Geldes mehr als früher eine dringende Regierungs-Angelegenheit, und dies veranlaßte beſonders den kriegeriſchen Eduard I. von England, den Städten, in welchen die Induſtrie immer reichere Geldquellen geöffnet hatte, und die deshalb zur Deckung der Staatsausgaben vielfach in Anſpruch genommen werden mußten, auch mehr und mehr den Beſitz politiſcher Rechte zu ſichern. Die Städte wurden daher zum erſtenmal in eine regelmäßige parlamentariſche Vertretung hineingehoben, und nach der Anſicht Hume's war dies nur eine bequemere Combination für den beſtändig geldbedürfenden König, der viel leichter mit den Städten unterhandeln konnte, wenn dieſelben ihre beſtimmten Abgeordneten im Parlament ſitzen hatten[1]. In dieſen Anordnungen und weil der Adel es ſeiner Würde für angemeſſen hielt, ſich mit den bürgerlichen Abgeordneten nicht zu

---

1 Hume, History of England II. 273. — A. Henning's philoſophiſche und ſtatiſtiſche Geſchichte des Urſprungs und des Fortganges der Freiheit in England (Kopenhagen 1783). S. 89.

einer und derſelben Verſammlung zu vereinigen, bildete ſich das Haus der Gemeinen, das engliſche Unterhaus (1295), das anfänglich nur aus rein bürgerlichen und ſtädtiſchen Elementen zuſammengeſetzt war, obwohl nachmals auch Ritter als Repräſentanten der Städte darin erſcheinen. Der Geldpunct wurde in den weitern Entwicklungen des engliſchen Parlamentes das eigentlich conſtitutionnelle Princip, in welchem ſich die Rechte der Nation auf allen Seiten ausbildeten. In den Statuten Eduard's I. werden ſchon die Grundſätze einer organiſchen Theilung zwiſchen Macht und Leiſtung im Staat, worauf eigentlich das Weſen einer conſtitutionnellen Verfaſſung hauptſächlich beruht, mit aller Beſtimmtheit ausgeſprochen. Dieſe Grundſätze beſtanden vornehmlich darin, daß das, was Alle angehe, auch von Allen gebilligt werden müſſe, wie auch: daß gemeinſchaftliche Gefahr immer mit vereinigten Kräften abzuhalten ſei. Der König dachte hierbei an ſeine vielen Geldbedürfniſſe, das Volk aber machte ſich ſeine Rechte daraus. Seit der Hervorbildung der engliſchen Freiheit aus den Geldbewilligungen der Parlamente iſt bis in die neueſte Zeit hinein das Geld immer das treibendſte conſtitutionnelle Princip der Völker geweſen. Die Geſchichte der Gerechtſame des engliſchen Parlaments fließt lediglich und ausſchließlich aus ſeinen Geldbewilligungen her, an welche Bitten (petitions) und Bedingungen geknüpft wurden, und wer Bedingungen vorzuſchreiben hat, deſſen Einfluß iſt auch bei der Geſetzgebung nicht mehr zurückzuweiſen. Die legislative Macht des engliſchen Volkes, wie ſie im Parlament ausgeübt wird, ſteht für ewige Zeiten ſicher durch die finanziellen Hebel, auf welche ſie geſtützt worden iſt. Es kam bald dahin, daß dem Volk keine Steuern und Abgaben mehr auferlegt werden konnten, welche nicht vorher die Prüfung und Bewilligung des Parlaments erlangt hatten. (1297).

Die engliſche Verfaſſung wuchs aus einer allgemeinen hiſtoriſchen Grundlage heraus, die zunächſt ungemein wenig Einzelnheiten feſtſtellte und darin gewiſſermaßen dem National-Inſtinct und dem conſtitutionnellen Naturell der Engländer vertraute. Ein ſolches Naturell war hier urſprünglich vorhanden und muß als die eigentliche Urſache angeſehen werden, weshalb das conſtitutionnelle Regieren in dieſem Lande ſo dauerhafte und glänzende Früchte trug. Ueber die Gränzen der königlichen Prärogative und der im Parlament vertretenen Volksrechte war lange durchaus nichts Be-

ſtimmtes und Principielles feſtgeſtellt worden. Es fehlte zwar auch hier nicht an den ſophiſtiſchen Schwankungen, denen das conſtitutionnelle Element immer ausgeſetzt ſein wird. Dieſe Sophiſterei beſteht darin, daß der Wille des Königs und der Wille der Nation ſich zu einer und derſelben Kraft vereinigen ſollen und erſt in dieſer Vereinigung ſchaffend und geſtaltend wirken können. Das corrumpirte Parlament unter Heinrich VIII. ſah ſchon nichts Beſſeres mehr ein, als durch eine beſondere Acte einfach zu erklären: daß die Befehle des Königs an ſich ſchon die Geltung eines Geſetzes hätten und daß die Nation in allen weltlichen wie geiſtlichen Angelegenheiten keiner anderen Beſtimmung unterworfen ſei, als dem eigenmächtigen Willen ihres Herrn[1]. Es zeigte ſich mithin auch in England, was Machiavelli ſchon von den franzöſiſchen Parlamenten hervorhebt, daß ſie ſo leicht nur zu vorgeſchobenen Fechterſtellungen entarten, hinter denen die lediglich um ihrer ſelbſt willen operirende Macht ſich verſchanzt. Für die Engländer aber war es charakteriſtiſch, daß ſie die parlamentariſchen Formen und Rechte von vorn herein nur im Sinne eines Privilegiums auffaßten. Die „Privilegien des Hauſes" ſind der eigentliche Kunſtausdruck für die conſtitutionnelle Freiheit der Engländer. Die engliſche Freiheit wurde dadurch ein Beſtandſtück der Nation, welches, wie dies dem handeltreibenden Geiſt entſprach, den politiſchen Begriff faſt zu einem induſtriellen machte. Dieſe ſolide Grundlage der engliſchen Politik wirkte auf alle ihre ſpäteren Entwicklungen maaßgebend ein, und ſchnitt in dieſem Lande gewiſſermaßen die tiefere und ſtürmiſchere Bewegung der Principien ab. England wurde auf dieſem Wege das Muſterland der regelmäßigen conſtitutionnellen Freiheit, das aber ſeine Vortheile hier mehr ſeinem politiſchen und induſtriellen Naturell als den Paragraphen ſeiner Verfaſſung verdankte.

So brach auch die engliſche Revolution, als es zu einer ſolchen kam, zuerſt nicht anders als in der Form einer parlamentariſchen Staatsdialektik aus. Es war hier nicht die entfeſſelte Kraft der Ideen und vernunftrechtlichen Speculationen, auf welche

1 Hume, History of England IV. 222. They were not ashamed of thus expressly declaring, that they took their religion upon trust, and had no other rule, in spiritual as well as temporal concerns, than the arbitrary will of their master.

die Revolution in England ſich ſtützte. Auch die revolutionnaire Bewegung ſchloß ſich zunächſt in dem engliſchen Parlament zuſammen und gewann dadurch von vorn herein einen mehr praktiſchen und geſchäftsmäßigen Charakter. Den bachantiſchen Principientaumel der franzöſiſchen Revolution kannte man hier nicht. Der engliſche Parlamentskörper ſelbſt verwandelte ſich in alle Phaſen der Revolution, und machte bald die Politik des Schreckens, bald übte er die Gewalt einer conſtituirenden Verſammlung aus, bald gab er ſich eine kriegeriſche Organiſation durch Anwerbung eines eigenen Heeres. Es wurde dabei zum erſten Mal tiefer auf die principiellen Rechte der Nation zurückgegangen, welche in der magna charta und in den Statuten Eduard's I. und Eduard's III. verbürgt worden waren, aber in dieſen alten politiſchen Documenten mehr naturwüchſig gelebt hatten und daraus noch zu keiner beſtimmten ſtaatlichen Formel hervorgetreten waren. Es waren dies die Urrechte der Nation, mit denen die Herrſcher-Praxis lange das willkürlichſte Spiel getrieben hatte, und auf deren Erneuerung und Wiederherſtellung das Parlament in der berühmten Petition der Rechte drang. Nicht minder gab aber auch das engliſche Parlament ſchon eine politiſche Erklärung der Menſchenrechte ab, und zeichnete darin der franzöſiſchen Nationalverſammlung den zu nehmenden Gedankengang als einen fundamentalen vor. Es wird darin von der allgemeinen Glückſeligkeit als von dem eigentlichen Zweck der Geſellſchaft ausgegangen und die weſentliche Aufgabe einer Staatsregierung dahin beſtimmt, dem Menſchen den Genuß ſeiner natürlichen und unverjährbaren Rechte zu ſichern. Freiheit, Gleichheit, perſönliche Sicherheit und Eigenthum werden für die nothwendigen Grundſäulen der glücklichen Staatsgeſellſchaft erklärt. Die höchſte Souverainetät beruht in der Nation, und die conſtitutionnelle Verfaſſung wird gewiſſermaßen als ein natürlicher Ausfluß dieſer Souverainetät behauptet, indem durch eine ſolche Verfaſſung allein die Theilnahme aller Bürger am Staat möglich gemacht und die Freiheit der Geſellſchaft geſichert werden könne. Auch in England floß auf dieſe Erklärung der Menſchenrechte das Blut eines Königs.

In dieſer Zeit war es, wo die Reaction die neu erkannten Naturgeſetze auf das Weſen des Staats anzuwenden unternahm. Thomas Hobbes, einer der eifrigſten Anhänger Karl Stuarts, hatte dieſen Gedanken auf der Flucht gefaßt, zu der ihn ſeine

Parteinahme gegen die Revolution getrieben. Auf dieſer Flucht ſchrieb er ſein Buch de Cive, welches zuerſt im Jahre 1642 erſchien, und worin er, wie ſpäter auch in ſeinem Leviathan (1651), zuerſt den abſoluten Staat wiſſenſchaftlich und ſyſtematiſch conſtruirte. Er legte dabei die von Machiavelli gebrauchte Idee des Krieges als eines Organiſationsmittels der Geſellſchaft zum Grunde. Indem Hobbes die Geſellſchaft überhaupt als den permanenten Kriegszuſtand auffaßte, ging er in ſeiner ſtaatlichen Conſtruction noch beſtimmter, als es dem Machiavelli vorgeſchwebt hatte, auf die allgemeinen Naturgeſetze und die Geſetze der Phyſik zurück. Aus den ewig wirkenden Geſetzen der Anziehung und Abſtoßung läßt Hobbes auch den Staat entſtehen. Er beginnt mit der uranfänglichen Naturwildheit der menſchlichen Zuſtände, die nur durch die gegenſeitige Furcht, welche die Menſchen vor einander haben, und durch ihre Neigung einander anzufallen, in eine feſte bürgerliche Ordnung hinübergeführt wird[1]. Die Nothwendigkeit des abſolut monarchiſchen Staatsprincips ergiebt ſich ihm ebenfalls aus den Fundamentalgeſetzen der Natur. Wie der in der Mitte des Weltalls ſtehende Lichtkörper den Zwang aller Ordnung, Belebung und Bewegung ausübt, ſo will Hobbes auch den oberſten Herrſcherwillen ausgeübt ſehen, der denſelben unabweislich geſtaltenden Einfluß auf das Leben des Staats geltend machen ſoll. In dem Naturgeſetz wurzelt für dieſe Staatsanſchauung zugleich alle Religion und Moral. Zu dieſem düſtern Syſtem führte das neu erkannte Princip der Naturlehre, welches die Sonne als den ſchaffenden und zwingenden Mittelpunct des Welt-Organismus begriffen hatte.

---

1 Der hauptſächliche Ausgangspunct ſeiner Staats-Conſtruction iſt folgender (Hobbes, Elementa philosophica de cive Cap. I, XII.): Ad naturalem hominum proclivitatem ad se mutuo lacessendum, quam ab affectibus, praesertim vero ab inani sui aestimatione derivant, si addas jam jus omnium in omnia, quo alter *jure* invadit, alter *jure* resistit, atque ex quo oriuntur omnium adversus omnes perpetuae suspiciones et studium, et quam difficile sit praecavere hostes parvo numero et apparatu, cum animo non praevertendi opprimendique invadentes, negari non potest, quin status hominum naturalis antequam in societatem coiretur, *bellum* fuerit; neque hoc *simpliciter*, *sed bellum omnium in omnes*. Bellum enim quid est, praeter tempus illud, in quo voluntas certandi per vim verbis factisve satis declaratur? Tempus reliquum pax vocatur.

20. Der Natur-Prozeß der Staaten.

Im Zeitalter der Reformation, wie die große scharfe Scheidelinie genannt wird, welche die nach den Abströmungen des Mittelalters entstandene große Kluft der europäischen Menschheit bezeichnet, war zuerst die Idee des Organismus gefunden worden. Copernicus hatte das alte ptolemäische Weltsystem vernichtet, dessen Lehre von dem unbeweglichen Ruhen der Erde im Mittelpunct des Weltalls dieselbe stabile Anfesselung des menschlichen Bewußtseins darstellte, wie das System der römischen Hierarchie es in den Kreisen des Geistes gethan. Die neue Naturansicht der Zeit, auf die von Copernicus und Kepler neu aufgefundenen Gesetze der Bewegung sich stützend, hätte eigentlich der freien historischen Entwicklung des Völkerlebens dienen müssen. Die Völker machten aber von den ihnen in der Natur demonstrirten Gesetzen der Bewegung keine so glückliche Anwendung für die Reorganisation ihrer Zustände, als dies auf der andern Seite die Staatslehrer und Begründer der absolutistischen Fürstengewalt in Europa thaten.

Auf den Kreislauf alles organischen und unorganischen Lebens, auf die physischen Bedingungen der Körperwelt überhaupt, führt auch Machiavelli so oft seine Anschauungen von den Bewegungen der Staatskörper und von den politischen Verhältnissen zurück. An vielen Stellen seiner Schriften, namentlich aber in den Discursen über den Livius, geht er wesentlich von dem Grundgedanken aus, daß auch die Entwicklung der Staaten lediglich den Naturgesetzen folge und der Theorie des Wechsellaufes der menschlichen Dinge sich anbequemen müsse. Er sagt in dieser Beziehung vornehmlich Folgendes[2]: „Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß alle Dinge der Welt ein bestimmtes Ziel ihres Lebens haben. Aber nur diejenigen Dinge legen ihren vollständigen Lauf, der ihnen vom Himmel angeordnet ist, zurück, welche ihren Körper nicht zerrütten, sondern ihn so geordnet halten, daß er sich entweder nicht verändert, oder, wenn er sich verändert, es zu seinem Heil gereicht und nicht zu seinem Schaden. Diejenigen Veränderungen werden aber besonders zum Heil der Staaten gereichen, welche dieselben auf ihre Principien zurückführen. Und deshalb

2 Discorsi sopra la prima deca di Tito Livio lib. III cap. 1.

ſind diejenigen Staaten am beſten geordnet und haben die längſte Lebensdauer, welche vermittelſt ihrer inneren Einrichtungen ſich häufig erneuern können, oder auch durch zufällige Ereigniſſe, welche außerhalb dieſer Einrichtungen ſtehen, zu einer ſolchen Erneuerung gelangen. Denn es iſt ſo klar wie das Sonnenlicht, daß diejenigen Körper, welche ſich nicht in ſich ſelbſt erneuern, nicht dauern können. Die Art der Erneuerung iſt nun, wie geſagt, daß man ſie auf ihre Principien zurückführt, denn die Principien aller Staaten, der Republiken wie der Königreiche, müſſen urſprünglich in ſich etwas Gutes haben, durch welches ſie auch ihr erſtes Anſehn wieder herſtellen und zu ihrem urſprünglichen Inhalt zurückkehren können. Es wird aber im Verlauf der Zeiten dieſes gute Element ſo verderbt, daß, wenn nicht Etwas dazwiſchen tritt, das den urſprünglichen Keim wieder aufnimmt, der Körper nothwendig aufgerieben werden muß."

Machiavelli ſieht in der erſten Bildung der Staatskörper überhaupt ein Zuſammenwirken natürlicher und materieller Nothwendigkeiten, aus denen durch die Entwicklung des Staats ſelbſt erſt die geiſtigen Begriffe, die das geſetzliche und vernünftige Zuſammenleben bilden, ſich feſtſtellen. Die natürlichen Schwankungen und Entartungen, denen die Staatskörper in ſich unterliegen, bedingen dann auch die Veränderungen in den Staatsformen ſelbſt. In den einleitenden Capiteln der Discurſe über den Livius macht er über das Natur-Element, welches bei der Entſtehung der Staaten und dem Wechſel ihrer Formen mitwirkt, in dieſem Sinne die lehrreichſten Bemerkungen. In den Staatsverfaſſungen folgen ſich immer die Gegenſätze, die ſich durch einander aufheben, und dadurch immer wieder auf den urſprünglichen Begriff der Freiheit zurückarbeiten. Der natürliche Kreislauf der Staaten bewegt ſich nach ſeiner Anſchauung immer von den äußerſten Gränzen der Tyrannei bis zu den äußerſten Gränzen der Demokratie. Die Demokratie ſtiftet die erſte Vereinbarung mit ihrem Gegenſatz, dem Königthum, durch das allgemeine Wahlrecht ſelbſt, indem ſie dies Recht plötzlich zur Berufung eines Monarchen verwendet. Die auf dieſem Wege durch ein demokratiſches Mittel entſtandene Monarchie geht in erbliches Königthum und in Tyrannei über, und erweckt ſich zuerſt wieder in der Ariſtokratie das feindliche Element, welches auf ihren Sturz hinwirkt. Die Ariſtokratieen ſchlagen dann wieder in Oligarchieen um, die zur

Republik zuſammenſtürzen müſſen. Die Republik erliegt aber wieder der Anarchie und Pöbelherrſchaft, und wie zur Rettung vor ſich ſelbſt kehrt dann der Staat abermals zum Principat zurück. Es ſind dies ſämmtliche Leidens- und Marter-Stationen der Staaten-Entwicklung, in deren Anſchauung und Beſchreibung Machiavelli natürlich dem Geſichtspunct ſeiner Zeitverhältniſſe, wie auch den politiſchen Normal-Bildern des Alterthums folgt. Machiavelli meint, daß ein einzelner Staat wohl hundertmal dieſen Kreislauf der Formen in ſich durchlaufen könne, wenn er die natürliche Kraft dazu in ſich trage; dies werde aber nur äußerſt ſelten der Fall ſein. Er neigt ſich vielmehr zu der Anſicht, daß ein ſolcher Staat, welcher den Rundlauf aller politiſchen Formen bereits in ſich durchgemacht hat, in der Regel eine vollſtändige Erſchöpfung ſeiner Exiſtenz verwirkt habe, und ſich dann nur noch dazu eigne, von einem anderen mächtigeren und noch naturkräftig verbliebenen Staat erobert und demſelben einverleibt zu werden. Auch dieſer gewiß ganz freie Gang der Betrachtung führt den Machiavelli wieder auf ſeinen im Fürſten-Tractat eingenommenen Standpunct zurück, nämlich zu der militairiſchen Reorganiſation verderbter und zerfallener Staatskörper zu einem neuen und großen Ganzen, zu einem einheitlichen Univerſal-Staat. Er will jedoch noch nach dem Grad der Erſchöpfung bei dieſen Staaten unterſcheiden, und danach entweder eine Geſammt-Erneuerung oder eine partielle Erneuerung als möglich zulaſſen. Eine Geſammt-Erneuerung des inneren Organismus eines Staats würde nach ſeiner Meinung die ſein, wo aus den aufgelöſten Elementen der Ariſtokratie und Demokratie wieder ein neues Principat geſchaffen werden kann. Eine theilweiſe Erneuerung würde ſich als genügend erweiſen, wo es gelingt, eine Oligarchie wieder zu einer geordneten Ariſtokratie zurückzuführen oder eine Ochlokratie zu einer lebensfähigen Republik umzugeſtalten.

Dieſen feinſinnigen Unterſcheidungen in dem Verfall und der Reſtaurationsfähigkeit der Staaten wird man das hiſtoriſche Gewicht nicht abſprechen können. Wie wir geſehen, erſcheint ihm die Rückkehr zu dem urſprünglichen Princip eines Staats immer als das eigentliche Mittel zu ſeinem Heil und ſeiner Wiederherſtellung. Dieſe Rückkehr muß nach ſeiner Anſicht entweder aus einem auswärtigen Ereigniß oder aus innerer Staatsklugheit entſpringen. In erſterer Beziehung hebt er es in dem angeführten

Capitel der Discorſi als nothwendig hervor, daß Rom von den Galliern genommen wurde, damit es auf dieſem Wege ſeine Wiedergeburt und in der Wiedergeburt ein neues Leben und neue Kraft erlangte, ſowie auch eine Wiederbefeſtigung ſeiner religiöſen und geſetzlichen Begriffe, die bereits zu entarten begonnen hatten. Er fügt hinzu, daß das Nämliche auch bewirkt werden könne durch die Aufrichtung neuer Verfaſſungs-Ordnungen und Geſetze. Die Erneuerung der Staatskraft in den Republiken ſieht er am zweckmäßigſten entweder aus der Kraft eines einzelnen Mannes oder aus der Kraft einer neuen mächtigen Ordnung entſpringen. Unter den neuen Ordnungen, welche die römiſche Republik auf ihr Princip zurückführten, hebt er beſonders das Inſtitut der Volkstribunen, der Cenſoren und derjenigen beſchränkenden Einrichtungen hervor, welche gegen Ehrgeiz und Frechheit der Menſchen getroffen wurden. Solche neue Ordnungen können nur durch außerordentliche Männer ins Leben gerufen werden. Als wirkſame Ereigniſſe bezeichnet er auch in dieſem Zuſammenhange die Hinrichtung der Söhne des Brutus, den Tod der zehn Bürger und des Melius Frumentarius, den Tod des Manlius Capitolinus und den Tod des Manlius Torquatus, und mehreres Andere dieſer Art, welches durch ſeine außergewöhnliche und hervorragende Wirkung die Menſchen auf das Urſprüngliche zurückführte. Wenn ſolche Ereigniſſe ſeltener wurden, ſo erhielten die Menſchen dadurch nur mehr Spielraum ſich zu corrumpiren und immer ſchlechter zu werden. Er geht in dieſer Betrachtung auch auf die florentiniſchen Staatszuſtände wieder zurück, und bemerkt, wie es nothwendig geweſen ſei, den Staat alle fünf Jahre durch eine Erneuerung wiederaufzunehmen, wenn man ihn überhaupt erhalten wollte. Ein großes Gewicht legt aber Machiavelli auch auf die Kraft des einzelnen Mannes, der es, unabhängig von irgend einem Geſetz, unternimmt, den Staat auf ſein urſprüngliches Princip zurückzuführen. Er nennt unter den alten Römern beſonders Horatius Cocles, Scävola, Fabricius, die beiden Decius, den Regulus Attilius und einige Andere, welche durch ihre ſeltene Kraft in Rom denſelben Einfluß ausübten, der nur von Geſetzen und beſtimmten Verfaſſungs-Einrichtungen ausgehen kann. Seit dem Marcus Regulus aber erblickt er kein ähnliches Beiſpiel wieder in Rom, denn obwohl ſeitdem die beiden Catonen wieder auftraten, ſo war doch der ſtattgefundene Zwiſchenraum

schon so groß, daß dieselben vereinzelt blieben und ihre trefflichen Beispiele keine thatsächliche Wirkung mehr ausüben konnten'.

---

1 Discorsi III. 1. Questa riduzione verso il principio, parlando delle repubbliche, si fa o per accidente estrinseco, o per prudenza intrinseca. Quanto al primo, si vede come egli era necessario che Roma fusse presa dai Francesi, a volere che la rinascesse, e rinascendo, ripigliasse nuova vita e nuova virtù, e ripigliasse l'osservanza della Religione e della Giustizia, le quali in lei cominciavano a macolarsi. Il che benissimo si comprende per l'istoria di Livio, dove si mostra che nel trar fuori l'esercito contro a' Francesi, e nel creare i tribuni con potestà Consolare, non osservarono alcuna religiosa cerimonia. Così medesimamente, non solamente non privarono i tre Fabj, i quali contra jus gentium avevano combattuto contro ai Francesi, ma li crearono tribuni. E si debbe facilmente presupporre, che dell' altre costituzioni buone, ordinate da Romolo e da quelli altri principi prudenti, si cominciasse a tenere meno conto, che non era ragionevole e necessario a tenere il vivere libero. Venne adunque questa battitura estrinseca, acciocchè tutti gli ordini di quella città si ripigliassero, e si mostrasse a quel popolo, non solamente essere necessario mantenere la Religione e la Giustizia, ma ancora stimare i suoi buoni cittadini, e far più conto della loro virtù, che di quelli comodi ch' e' parevano loro mancare mediante le opere loro. Il che si vede che successe appunto, perchè subito ripresa Roma, rinnuovarono tutti gli ordini dell' antica Religione loro, punirono quelli Fabj che avevano combattuto *contra jus gentium*, ed appresso stimarono tanto la virtù e bontà di Camillo, che posposto il Senato e gli altri ogni invidia, rimettevano in lui tutto il pondo di quella repubblica. È necessario adunque, come ho detto, che gli uomini che vivono insieme in qualunque ordine, spesso si riconoschino, o per questi accidenti estrinsechi, o per gl' intrinsechi. E quanto a questo conviene che nasca o da una legge, la quale spesso rivegga il conto agli uomini che sono in quel corpo, o veramente da un uomo buono, che nasca infra loro, il quale con suoi esempj e con le sue opere virtuose faccia il medesimo effetto che l'ordine. Surge adunque questo bene nelle repubbliche o per virtù d'un uomo, o per virtù d'un ordine. E quanto a questo ultimo, gli ordini che ritirarono la Repubblica Romana verso il suo principio, furono i Tribuni della plebe, i Censori, e tutte le altre leggi che venivano fatte contro all' ambizione ed alla insolenza degli uomini. I quali ordini hanno bisogno d'esser fatti vivi dalla virtù d'un cittadino, il quale animosamente concorra ad esiguirli contro alla potenza di quelli che gli trapassano. Delle quali esecuzioni, innanzi alla presa di Roma dai Francesi, furon notabili la morte de' figliuoli di Bruto, la morte de' dieci cittadini, quella di Melio Frumentario: dopo la presa di Roma, fu la morte di Manlio Capitolino, la morte del figliuolo di Manlio Torquato, la esecuzione di Spirio Cassio contro a Fabio suo maestro de' Cavalieri, l'accusa degli Sci-

Auch in dieſer Hervorhebung der geſtaltenden Einzelkraft, die weſentlich antik iſt, knüpft ſich bei Machiavelli wieder die Verbindung zwiſchen der Volkspolitik und derjenigen abſolutiſtiſchen Fürſtenpolitik, wie er ſie in dem Tractat del principe gelehrt hat. Wir glauben nicht genug Belege aus Machiavelli's Schriften

---

pieni. Le quali cose perchè erano eccessive e notabili, qualunque volta ne nasceva una, facevano gli uomini ritirare verso il segno; e quando le cominciarono ad essere più rare, cominciarono ancora a dare più spazio agli uomini di corrompersi, e farsi con maggior pericolo e più tumulto, perchè dall' una all' altra di simili esecuzioni non vorrebbe passare il più dieci anni, perchè passato questo tempo, gli uomini cominciano a variare co' costumi, e trapassare le leggi; e se non nasce cosa per la quale si riduca loro a memoria la pena, e ritrovisi negli animi loro la paura, concorrono tosto tanti delinquenti, che non si possono più punire senza pericolo. Dicevano a questo proposito quelli che hanno governato lo Stato di Firenze dal mille quattrocento trentaquattro infino al mille quattrocento novantaquattro, come egli era necessario ripigliare ogni cinque anni lo Stato, altrimenti era difficile mantenerlo: e chiamavano ripigliar lo Stato, mettere quel terrore e quella paura negli uomini, che vi avevano messo nel pigliarlo, avendo in quel tempo battuti quelli che avevano secondo quel modo di vivere male operato. Ma come di quella battitura la memoria si spegne, gli uomini prendono ardire di tentare cose nuove, e di dir male; e però è necessario provvedervi, ritirando quello verso i suoi principj. Nasce ancora questo ritiramento delle repubbliche verso il loro principio dalle semplici virtù di un uomo, senza dipendere da alcuna legge, che ti stimoli ad alcuna esecuzione; nondimanco sono di tanta riputazione e di tanto esempio, che gli uomini buoni desiderano imitarle, e gli tristi si vergognano a tener vita contraria a quelle. Quelli che in Roma particolarmente fecero questi buoni effetti, furono Orazio Cocle, Scevola, Fabrizio, i due Decj, Regolo Attilio, ed alcuni altri, i quali con i loro esempj rari e virtuosi facevano in Roma quasi il medesimo effetto che si facessero le leggi e gli ordini. E se le esecuzioni soprascritte, insieme con questi particolari esempj, fossero almeno seguite ogni dieci anni in quella città, ne seguiva di necessità che la non si sarebbe mai corrotta: ma come e' cominciarono a diradare l'una e l'altra di queste due cose, cominciarono a moltiplicare le corruzioni, perchè dopo Marco Regolo non vi si vide alcun simile esempio: e benchè in Roma surgessero i due Catoni, fu tanta distanza da quello a loro, e intra loro dall' uno all' altro, e rimasero sì soli, che non poterono con gli esempj buoni fare alcuna buona opera. E massime l'ultimo Catone, il quale trovando in buona parte la città corrotta, non potette con l'esempio suo fare che i cittadini diventassero migliori. E questo basti quanto alle repubbliche. —

zuſammenfinden zu können, um überall darzuthun, daß er auch die übergreifende Kraft einer ſtarken Perſönlichkeit nur dazu in Bewegung geſetzt ſehen will, um zu dem Princip zurückzuleiten.

Den principiellen Standpuncten als ſolchen ſcheint Machiavelli durchaus keine ausſchließliche Dauer und Wirkung zuzugeſtehen oder ſie von denſelben erwarten zu wollen. Im Wechſel aller Principien ſieht er den Naturverlauf des ſtaatlichen Zuſammenlebens. Die Maſſe des Volks müßte in ſich freier, reiner und unverdorbener ſein, wenn die vollendete Herrſchaft eines einzigen politiſchen Princips erklärt werden könnte. Zugleich aber rettet ſich die Volksmaſſe durch das beſtändige Umherwerfen in allen Principien vor der Fäulniß, die immer jeder Maſſe in ſich ſelbſt droht. Mit dem natürlichen Organismus iſt es am Ende derſelbe Fall. Er erhält ſich nur durch ſeine Gegenſätze in ſeinem Gleichgewicht, und indem Alles nur dazu vorhanden ſcheint, um ihn zu verwüſten ſowohl durch feindſelige Zerreibung als durch den Wechſel der Zeiten, kann er ſich nur durch den fortdauernden Widerſtand behaupten, den er abwechſelnd auf verſchiedenen Puncten auszuführen hat.

Die Princip Reiterei gehörte nicht zu Machiavelli's politiſcher Kunſt. Der Wechſelgang aller Principien, der ſich im Naturprozeß anſchaulich macht, ſcheint ihm auch das einzig natürliche Auskunftsmittel für die Erhaltung politiſcher Körper. Als Jünger der antiken Politik und als eingeborener italieniſcher Demokrat ſucht er allerdings das republikaniſche Princip immer als Grundprincip voranzuſtellen und wieder auf daſſelbe zurückzukommen. Machiavelli folgt darin keineswegs bloß dem Musterbild des antiken Lebens, wie ſehr ihn auch daſſelbe immer leitet, ſondern zunächſt ſtellt ſich ihm der Grundbegriff aller politiſchen und menſchlichen Freiheit nicht anders als in der republikaniſchen Staatsform dar. Schon jener Naturprozeß des ſtaatlichen Lebens, der beſtändige Veränderungen zur Erhaltung des politiſchen Körpers ſelbſt bedingt, ſcheint ihm in der Republik eine weſentlich erleichterte und günſtigere Durchführung zu finden, als in der Monarchie. Er ſagt deshalb ausdrücklich[1]: daß eine Republik größeres Leben und ein länger ausdauerndes günſtiges Geſchick

1 Discorsi III. IX.

mit ſich führe, als eine Fürſtenherrſchaft, weil die Republik ſich beſſer der Verſchiedenheit und Beweglichkeit der Zeiten anſchmiegen könne, wegen der Verſchiedenheit und Beweglichkeit der Bürger ſelbſt, was einem Fürſten nicht möglich ſei. In der Volksnatur findet er überhaupt urſprünglich mehr Treue, mehr Weisheit, mehr Dankbarkeit, ja in der Herrſchaft des Volkes ſelbſt mehr Beſtändigkeit als in der Perſon eines Fürſten. Den von ihm ſo entſchieden aufgefaßten Gegenſatz zwiſchen Fürſten-Natur und Volks-Natur behandelt er noch an einer andern Stelle der Livianiſchen Discurſe[1] mit aller Gründlichkeit.

Es heißt dort: „Wie die Staaten der Fürſten ihre Dauer gehabt haben, ſo haben auch die republikaniſchen Staaten immer hinlänglich gedauert, und die einen wie die andern haben nach Geſetzen geordnet werden müſſen; denn ein Fürſt, der machen kann was er will, iſt ein Narr, und ein Volk, das machen kann was es will, iſt nicht weiſe. Vergleicht man alſo einen an die Geſetze gebundenen Fürſten und ein von den Geſetzen gezügeltes Volk, ſo wird man mehr Tugend und Kraft im Volke als bei dem Fürſten finden; vergleicht man die Zügelloſigkeit und Willkür des Einen und des Andern, ſo wird man weniger Fehler beim Volke als beim Fürſten wahrnehmen, und zwar um Vieles geringere, für die es auch leichtere Abhülfe giebt. Denn zu einem zügelloſen und verwilderten Volke kann ein tüchtiger Mann ſprechen, und daſſelbe leicht wieder auf einen guten Weg zurückführen, zu einem ſchlechten Fürſten aber kann Niemand reden und es giebt kein anderes Heilmittel gegen ihn als das Schwert. Daraus kann man den richtigen Schluß auf die Bedeutung der Krankheit des Einen und Andern ziehen, denn wenn Worte hinreichen, um die Krankheit des Volkes zu heilen, für die Krankheit des Fürſten aber das Schwert erforderlich iſt, ſo wird Jeder urtheilen, daß da, wo das Heilmittel ſtärker iſt, auch die Gebrechen ſtärker ſein müſſen. Wenn ein Volk losgelaſſen iſt, ſo fürchtet man nicht gerade die Thorheiten, die es begeht, noch hat man Beſorgniß vor dem augenblicklich daraus hervorgehenden Uebel, ſondern vielmehr vor dem, was daraus zu entſtehen vermag, indem aus ſo großer Verwir-

1 Discorsi I. 58. Schon die Ueberſchrift dieſes Capitels lautet mit dürren Worten: La moltitudine è più savia e più costante che un principe.

rung ein Tyrann hervorgehen kann. Allein bei ſchlechten Fürſten verhält es ſich umgekehrt: man fürchtet bei ihnen das gegenwärtige Uebel und hofft auf die Zukunft, indem die Menſchen ſich der Meinung hingeben, daß das niederträchtige Treiben eines Fürſten immer nur die Freiheit erblühen laſſen könne! So erkennt man den Unterſchied zwiſchen dem Einen und Andern, der ſo groß iſt, wie zwiſchen den Dingen, welche gegenwärtig oder zukünftig ſind. Die Grauſamkeit der Menge iſt immer nur gegen Diejenigen gerichtet, von denen zu befürchten ſteht, daß ſie einen Eingriff in das öffentliche Gut unternehmen werden, die eines Fürſten aber gegen Solche, von denen er einen Eingriff in ſein Privatgut beſorgt. Allein die gegen das Volk gerichtete Meinung wächſt dadurch, weil von dem Volke Jeder ohne Furcht Uebles redet, und ganz ungeſcheut ſelbſt dann, wenn das Volk die Herrſchaft hat, von den Fürſten aber ſpricht man immer mit tauſend Aengſten und Rückſichten."

Nach dieſer Grundanſchauung des Machiavelli konnte kaum noch von einer Vereinbarung zwiſchen dem republikaniſchen Princip und der monarchiſchen Autorität die Rede ſein. Wo wir den Machiavelli bei einer ſolchen Vereinbarung betreffen, ſehen wir ihn zugleich an die Nothwendigkeit gebannt, der Corruption der öffentlichen Verhältniſſe Rechnung zu tragen und derſelben zum Beſten eines neuen Umſchwungs ſich anzuſchmiegen. In ſeiner Denkſchrift über die Staatsreform von Florenz, die wir früher betrachtet haben, hat er es namentlich mit dieſer zweiſchneidigen Aufgabe zu thun. Von der principiellen Unvereinbarkeit des republikaniſchen Princips und der monarchiſchen Autorität geht er auch bei dieſem Organiſationsplan aus, aber wir bemerkten ſchon früher, wie er hier vermittelſt der republikaniſchen Formen nur eine Schein-Monarchie aufrichten will, von der ſo wenig Halt in ſich ſelbſt zu erwarten iſt, daß ſie bald nur der vollendeten Herausarbeitung der wahren Republik wird dienen müſſen. Der Reinheit und Wahrheit des republikaniſchen Princips macht er auch hier, dem Papſt Leo X. gegenüber, an den er dieſe Staatsvorſchläge richtet, die beſtimmteſten Zugeſtändniſſe. Er fängt mit der Behauptung an, daß eine Regierung entweder rein republikaniſch oder rein monarchiſch ſein müſſe. Mit dieſem Grundſatz hätte ſich aber unter den beſtehenden Verhältniſſen in Florenz nichts organiſiren laſſen. Denn die Medici wollten ſich bei jeder

politiſchen Organiſation nur die vollſtändige Beſitznahme der Gewalt ablauern, während das Volk auf die Wiederherſtellung der republikaniſchen Inſtitutionen hoffte. Beiden Erwartungen wollte Machiavelli durch die neue Organiſation von Florenz ein Genüge geſchehen laſſen. Der Machiavellismus ſchleicht ſich hier beſonders bei der Einrichtung der dritten Staatsklaſſe ein, welche die Maſſe der Bürger in ſich vereinigt, der man nach Machiavelli's Anſicht durchaus ihre Autorität zurückgeben oder wenigſtens zurückzugeben verſprechen müſſe, wenn man irgend einen Erfolg haben wolle. Den Bürgern dieſe Autorität ganz und auf Einmal zurückzugeben, kann Machiavelli, wenn er im Intereſſe der Medici rathen ſoll, unmöglich anempfehlen, da dies gegen die Sicherheit derſelben und aller ihrer Anhänger gerichtet ſein würde. Die ausweichende Poſition, den Bürgern ihre Autorität theils wirklich theils nur ſcheinbar wieder zurückzugeben, erſcheint ihm daher als das Räthlichſte. Er erklärt es für nothwendig, den Saal des Rathes der Tauſend wieder zu eröffnen, oder ihn wenigſtens zu ſechshundert Bürgern von Neuem zu organiſiren. Dieſem Rath ſollte dann die Beſetzung der Staatsſtellen und Magiſtratswürden zugeſtanden werden. Hier beginnt nun die Taktik der Verfälſchung. Machiavelli empfiehlt Seiner Heiligkeit den Kunſtgriff, acht Scrutatoren zu ernennen, die im Geheimen wirkſam ſein und die Stimme Dem geben könnten, welchem ſie wollten, ohne daß ſie irgend Einem genommen würde. Und damit das Volk glaube, daß Die wirklich in die Wahlurne gekommen ſeien, welche ihm beliebt hätten, müßte erlaubt werden, daß der Rath zweien durch Stimmenmehrheit gewählten Bürgern den Auftrag gebe, Zeugen des Wahlgeſchäfts zu ſein. Wenn er ſich dies künſtliche Ausgleichungswerk nochmals überdenkt, ſo ſcheint ihm in der That an der Form der Republik nichts zu fehlen, ſobald man von der Autorität der Medici dabei abſieht; wenn man aber dieſe Zuſtände wieder unter den Bedingungen betrachte, die ihnen während der Lebensdauer der Medici auferlegt ſeien, ſo ſei es eine Monarchie[1]!

1 Discorso sopra il riformare lo stato di Firenze fatto ad istanza di Papa Leone X. — Resta ora satisfare al terzo ed ultimo grado degli uomini, il quale è tutta la universalità dei cittadini, a'quali non si satisfarà mai, e chi crede altrimenti non è savio, se non si rende loro, o promette di render la loro autorità; e perchè si renderia tutta ad un

Man wird freilich nicht vergeſſen dürfen, daß die Wahlverfälſchungen, die namentlich bei der Ernennung der Magiſtratsperſonen ſtattfanden, in Florenz von jeher an der Tagesordnung geweſen waren. Dies kann natürlich die Moralität des Machiavelli'ſchen Vorſchlags nicht günſtiger erſcheinen laſſen; die Corruption bleibt aber doch mehr innerhalb der ſchon beſtandenen republikaniſchen Praxis ſtehen. Man wird aber den Machiavelli für dieſe Taktik nicht ſchlimmer in Verantwortung ziehen dürfen, als für Alles, was er in dem Fürſten-Tractat ſagt[1]. Die revolutionnaire Spitze blickt aber auch bei dieſem Organiſationsplan deutlich genug heraus. Machiavelli hat ſich überall entſchieden genug gegen die Vermiſchung entgegengeſetzter Regierungsformen erklärt, und auch in dieſer Reformſchrift kommt er immer auf den fundamentalen Satz zurück: daß nur eine wahre Republik oder eine wahre Monarchie für ein ſicheres Staatsgebäude gelten könne und daß alle dazwiſchen liegenden Regierungsformen nicht bloß

tratto non ci sarebbe la sicurtà degli amici vostri, nè il mantenimento dell' autorità della Santità Vostra, è necessario parte renderla, e parte promettere di rendella, in modo che siano al tutto certi di averla a riavere; e però giudico che sia necessario di riaprire la sala del Consiglio dei mille, o almeno dei secento cittadini, i quali distribuissero in quel modo, che già distribuivano tutti gli uffizj e magistrati, eccetto che i prenominati Sessantacinque, Dugento, e Otto di Balia, i quali durante la vita di Vostra Santità o del Cardinale fussero deputati da voi. E perchè gli amici vostri fussero certi, andando a partito nel Consiglio, d'essere imborsati, deputasse Vostra Santità otto Accoppiatori, che stando al secreto potessero dare il partito a chi e' volessero, e non lo potessero torre ad alcuno. E perchè l'universale credesse che fussero imborsati quelli che lui vincesse, si permettesse che il Consiglio mandasse al secreto duoi cittadini squittinati da lui per essere testimonj delle imborsazioni. — — Parci, considerato tutto questo ordine come repubblica, e senza la vostra autorità, che non le manchi cosa alcuna, secondo che di sopra si è a lungo disputato e di corso; ma se si considera vivente la Santità Vostra, e Monsignore Reverendissimo, ella è una monarchia.

1 Jacob Venedey: Machiavelli, Montesquieu und Rouſſeau I. 101 figd. ſieht in dieſen Vorſchlägen den Gipfel aller Machiavelli'ſchen Nichtswürdigkeit. Es iſt aber zu bedauern, daß der treffliche Abgeordnete der Frankfurter National Verſammlung bei ſeiner Beurtheilung des Machiavelli keine anderen Farben als Schwarz und Weiß kennt, und nur die ſtereotypen Verdammungs-Phraſen über ihn fortzupflanzen ſich bemüht.

unhaltbar ſeien, ſondern auch die ſtete Gefahr des Umſchlagens und der Umwälzung in ſich trügen. Indem er den Medici die Vermiſchung der republikaniſchen Formen und monarchiſchen Abſichten anräth, weiß er ſelbſt ſehr wohl, daß damit keine Dauer ihrer Herrſchaft in Florenz gewonnen werden kann. Die ganze Organiſation ſoll ja überhaupt nur für die Lebensdauer der mediceiſchen Herrſcher ausreichen. Was nachher kommt oder noch früher, hofft er in ſeinen Gedanken von der Geſchichte und dem guten Genius Italiens. Man kann den Rath nicht einmal beſonders treulos in Bezug auf die Perſonen nennen, denen er ertheilt wird. Aus den florentiniſchen Verwicklungen war ohne eine Vereinbarung zwiſchen den Medici und den republikaniſchen Formen vor der Hand gar nicht herauszukommen. Es konnte weder das Eine noch das Andere aufgegeben werden, wenn überhaupt noch eine Sicherheit der florentiniſchen Staatsexiſtenz beſtehen ſollte. Machiavelli empfiehlt daher nur, zur Organiſation der unumgänglichen Nothwendigkeit zu ſchreiten, und mehr kann man von dem Staatsmann, der von dem Machthaber um Rath gefragt wird, nicht verlangen. Wer bloß Mann des Princips ſein will und ſein kann, wird ſich entweder auf ein ſolches ohnehin wenig nützliches Rathgeben nicht einlaſſen, oder er wird, wenn die Situation ſich dazu anläßt, dem Herrſcher die Alternative zwiſchen Revolution und principienmäßiger Organiſation ſtellen.

Ein Hauptſtichwort für die republikaniſchen Wiederherſtellungen in Florenz war ſeit längerer Zeit die Wiedereröffnung des Saales der Tauſend geweſen[1]. Dies Stichwort mußte Machiavelli vor Allem auch bei der mediceiſchen Reform von Florenz aufnehmen, und er thut dies zunächſt mit dem vollſten Zugeſtändniß an das republikaniſche Princip. Er ſagt in der Reformſchrift ausdrücklich, daß man dem Volke genugthun müſſe, wenn man eine dauernde Republik gründen wolle; daß man aber dem florentiniſchen Volk nie genugthun werde, wenn man nicht den Saal wiedereröffne[2]. Die Anknüpfung an die demokratiſchen Inſtitu-

1 Der Ruf: la sala, riaprire la sala, raassettare la sala war zu einer feierlichen Demonſtration für das republikaniſche Princip geworden.

2 Machiavelli ſagt: Senza satisfare all' universale non si fece mai alcuna Repubblica stabile. Non si satisfarà mai all' universale dei cittadini Fiorentini, se non si riapre la sala; però conviene, al volere fare

tionen von Florenz ſcheint ihm unerläßlich, um weiterzukommen und wieder zu einem Staat zu gelangen. Machiavelli ging aber überhaupt bei Staatsveränderungen von der Anſicht aus, daß man bei ſolchen Einrichtungen immer das Neue an den Schatten des Alten anknüpfen müſſe, wenn man mit Erfolg etwas zu Stande bringen wolle. Er ſtellt dieſen Satz eigentlich ohne alle Begränzung in den Discurſen über den Livius auf, und begründet denſelben mit pſychologiſcher Politik, indem er hinzufügt, daß der größte Theil der Menſchen ſich ebenſo gut am Schein als an der Wirklichkeit ſättige und ſich deshalb auch viel beſſer an den ſcheinbaren Dingen als an den wirklichen entwickele und fortbewege. Auch dieſe Anſicht lehnt ſich an den Naturprozeß und die phyſiſchen Geſetze an. Die Körper verändern ſich immer auf allmähligen und gemiſchten Uebergangsſtufen, auf denen das Alte und Neue zuſammenfließt, bis das Alte neu und das Neue alt geworden und daraus erſt wieder eine veränderte und vollendete Geſtaltung hervorgeht.

Das monarchiſche Princip tritt immer als das rein ſchöpferiſche ein, wo die Volkskraft noch nicht entwickelt oder wo ſie in der Verderbniß der öffentlichen Zuſtände aufgegangen iſt. Machiavelli faßt aber die Republik keineswegs als eine zum Leben bequeme und leichte Form auf. Im republikaniſchen Staatsleben ſcheint ihm die Anwendung ſtrenger Maßregeln bei weitem mehr erforderlich und nothwendig als in der Monarchie. Wir haben ſchon früher aus ſeinem Munde gehört, wie er nach der harten Tugend der Alten das politiſche Leben der Neueren reformirt ſehen will. In den Discurſen giebt er die durchdachteſten Lehren über die Einrichtung und Verwaltung einer Republik. Die Gewalt in der Republik will er nicht länger als auf ein Jahr verliehen ſehen, weil ſie ſonſt leicht der Perſönlichkeit und den individuellen Eigenſchaften Deſſen verfalle, der ſie beſitzt. Was er in den Discurſen über die Würde des Präſidenten einer Republik ſagt, iſt ebenſo praktiſch als ſtaatsweiſe, und nimmt einen Standpunct ein, der ſeitdem durch Politik und Geſchichte noch nicht überholt worden iſt. Die vollziehende Gewalt erkennt er dem Präſidenten der Republik ausſchließlich zu, und geſtattet ihm ſogar das Vorrecht rettender

---

Repubblica in Firenze, riaprire questa sala e rendere questa distribuzione all' universale.

Thaten, wo es darauf ankommt, indem ihn kein vernünftiger Staatsbürger wegen einer ſolchen außerordentlichen Handlung (azione straordinaria) tadeln werde, wenn nur der Erfolg ihn rechtfertige. Am meiſten warnt er aber den Präſidenten davor, die ihm übertragene und vielleicht durch außerordentliche Ereigniſſe verſtärkte Gewalt erblich machen zu wollen. Auch einer auf republikaniſchem Boden unausweichlichen Hinneigung zu ſocialiſtiſchen Auffaſſungen entgeht Machiavelli nicht. Es findet ſich in den Discurſen ſchon der Satz, daß in einem wirklich freien Staate nur die Gemeinden, nicht aber die einzelnen Bürger Reichthümer beſitzen dürfen.

Wie die neuere Zeit über den diplomatiſchen Standpunct des Machiavelli nicht hinausgekommen, ſo hat ſie auch dem von ihm umzeichneten republikaniſchen Standpuncte nichts Neues und Eigenthümliches hinzugefügt. Was man in der neueren Geſchichte Republik genannt, hat ſeit Machiavelli weder in der Feſtſtellung noch in der Ausbildung des republikaniſchen Princips etwas gewonnen oder producirt. Die neueſten Geſtaltungen der Republik bewegen ſich ſtets innerhalb derſelben Klippen, welche Machiavelli als die nothwendigen Schaukelungen des Princips bezeichnet hat und die ſeitdem nur dazu gedient haben, den politiſchen Begriff der Republik immer unſicherer und haltungsloſer zu machen. Das republikaniſche Princip iſt in neueſter Zeit, wie es auch ſchon in Machiavelli ſich andeutete, nur zu einer revolutionnairen Uebergangsform geworden, in welcher der Staat ſich wieder in die Urbeſtandtheile der Geſellſchaft aufzulöſen ſtrebt. Die franzöſiſche Februar-Republik hat für Europa dieſen Punct fixirt, auf dem der Staat Republik wird, weil er nach langen Zuckungen und Täuſchungen an allen politiſchen Formen und an der ſtaatlichen Organiſation ſelbſt verzweifeln mußte. Die franzöſiſche Republik wurde der Anfang, mit der Staatloſigkeit zu experimentiren, um damit nicht bloß die Freiheit des Individuums, ſondern die Freiheit jedes Individuums in dem ganzen Umfang ſeiner natürlichen und menſchlichen Berechtigungen zu begründen. Dieſer neue, aus den materiellen Zerrüttungen der Geſellſchaft und aus den ſocialen Uebervortheilungen des Individuums hervorgewachſene Standpunct iſt der: daß der Staat endlich durch das Individuum getheilt werden ſoll! Die ſociale Republik (denn eine andere giebt es in der heutigen politiſchen Welt nicht

mehr) will den Staat aber nur deshalb in die Individuen auflösen, damit dieſelben vom Leben und Eigenthum des Staats Beſitz ergreifen und an den allgemeinen Nahrungsquellen, die für Alle ſtrömen ſollen, ſich niederlaſſen können. Die Umwandlung der belaſteten und ſich gegenſeitig bedingenden Staatsgenoſſenſchaft in die freie, im Namen der Menſchheit genießende und auf die Gleichberechtigung des Genuſſes gegründete Geſellſchaft hat jetzt in der Republik ihre Formel gefunden. Die heutige politiſche Welt ſcheint dadurch nur der Düngerhaufen der Zukunft geworden. Indeß darf man nicht vergeſſen, daß ſchon Machiavelli auf ſolchen Reſten der europäiſchen Staatsformen zu ſtehen glaubte und das Durcheinanderſchütten alles Unraths der politiſchen Welt anempfahl, um daraus Verjüngung und neues Wachsthum des Staatslebens herzuleiten. Machiavelli zog indeß ſeine Hoffnungen auf die Wiedergeburt der politiſchen und nationalen Freiheit und Einheit nicht aus der Zukunft, ſondern aus der Vergangenheit, aus der Rückkehr zum Alterthum und zum antiken Ideal. Die Antike hat aber an den neueren Völkern ſeitdem ihre Dienſte erſchöpft. Zwiſchen der Reformation und Revolution liegen die Illuſionen einer Wiederherſtellung der antiken Freiheit und Schönheit in unendlicher und faſt rührender Fülle ausgegoſſen. Die Reformation, die den eigenſten Prozeß des modernen Gedankenlebens in ſich ſchloß, wurde durch dieſen erweckenden Abglanz der antiken Welt gezeitigt, und in den erſten Phaſen der franzöſiſchen Revolution ſchimmerten die Götterbilder des alten Hellas und Rom durch und miſchten ſich in die politiſchen Auffaſſungen wie in die Verſuche neuer künſtleriſcher Productionen. Es konnte aber keine neue Organiſation auf dieſe idealen Combinationen gepfropft werden, und auch Machiavelli, welcher der Möglichkeit eines ſolchen Experiments noch am nächſten ſtand, ſah ſich damit ſowohl in der Kriegskunſt wie in der Staatsform einer Praxis gegenüber, deren Verwilderung nicht mehr durch die Idee zu durchbrechen war. Der Republikaner Machiavelli appellirte noch an die Stärke und Größe der antiken Staatseinrichtungen und Menſchen, und hielt an dieſen mitten in der ſchlechten Arbeit feſt, die er an den verrenkten Gliedern ſeiner Zeit zu verrichten hatte. Inſofern iſt ſeine Stellung eine ganz eigenthümliche und abgeſchloſſene, denn ſie wurzelt in der Vergangenheit des antiken Freiheitslebens. Die Vergangenheit iſt aber kein minder ſchwieriges Maaß für die Wirklichkeit, als die Zukunft es iſt.

Die Zukunft ist immer zugleich das eigentliche Glück der Menschheit, von dem auch die Vorstellung des materiellen Wohlergehens unzertrennlich ist. Die Entwicklung der Staaten wird aber in heutiger Zeit immer vorzugsweise dem Socialismus zuneigen, weil sie eben auf die Zukunft gerichtet ist. Dies ist die Gefahr für den Bestand aller staatlichen Organismen in der gegenwärtigen Epoche. Die französische Republik hat das Signal zu diesem Auflösungsprozeß gegeben, der den Kampf zwischen Staat und Gesellschaft für ganz Europa angekündigt hat. Es ist hier nur noch ein Waffenstillstand durch die ausgleichenden und vermittelnden Staatstheorieen denkbar, wenn sich dieselben auf das richtig erkannte Bedürfniß der Zeit mit organisatorischer Kraft stützen können. Der hier zu betretende Rettungsweg ist nur der, daß der Staat die unabweisliche und unerschütterliche Grundlage aller Beglückungen bleibt, welche die Menschen nur immer von ihrer Zukunft erwarten können.

21. Die Physiologie der fürstlichen Persönlichkeit.

Nachdem Machiavelli in den zuletzt von uns betrachteten Capiteln seines Principe alle Grundlagen geordnet, welche seinem Fürsten zur wahren Machtbehauptung nothwendig sind, und nachdem er diese Macht wesentlich auf das Fundament einer kriegerischen und strategischen Stellung zurückgeführt, geht er in den folgenden Capiteln dazu über, die Persönlichkeit des Fürsten selbst zu construiren, und gewissermaßen die Physiologie einer fürstlichen Persönlichkeit zu schreiben. Wir betreten in diesen Capiteln die Höhepuncte der Machiavelli'schen Fürsten-Theorie und Fürsten-Praxis.

In der ersten Hälfte des Tractats hatte es Machiavelli mit den Mitteln zu thun, durch welche die fürstliche Macht begründet werden müsse. In dem folgenden Theil lehrt er im Grunde: die fürstliche Gewalt als eine organisirte Bestialität zu handhaben. Er steigt dabei in die innerste Natur und Structur eines solchen Principe hinab, und nachdem er die Bestie constituirt, lehrt er sie zuletzt: Schauspieler werden. Im funfzehnten Capitel deckt Machiavelli

zuerſt noch einige Raiſonnements über ſein Gewiſſen, und kommt mit einigem Umſchweif zu dem Geſtändniß: wie es einem Fürſten, der ſich behaupten wolle, nöthig ſei, daß er lerne: nicht gut ſein zu können, und hiervon Gebrauch oder nicht zu machen, nachdem es noththue. Er erklärt ausdrücklich, daß es ihm auch hier nur darauf ankomme, der thatſächlichen Wahrheit der Dinge nachzugehen[1]. Dann eilt er, die künſtliche Maſchinerie der Schlechtigkeit, deren Erfindung er gemacht, mit allen ihren Schraubſtöcken und geheimen Federn auseinanderzulegen. Er lehrt ſeinen Fürſten, nur die Schande derjenigen Laſter zu fliehen, die ihm den Staat entreißen würden, ſich aber nicht zu kümmern, wenn er ſich die Schande derjenigen Laſter zuziehe, ohne welche er ſich ſchwerlich den Staat erhalten würde. Eine auf die Bravourrolle der Schande ſich einſtudirende Perſönlichkeit zeichnet er in ſeinem Fürſten, von dem er die ganze theatraliſche Beweglichkeit des Schauſpielers verlangt, der die Verſtellung ſo üben muß, daß Kunſt und Natur nicht mehr zu unterſcheiden, und der dadurch, daß er ſich ſelbſt ganz und gar in ſeiner Gewalt hat, auch unaufhörlich die Gewalt über die Anderen erlangt und ausübt. Der Fürſt muß alſo ſeine innerſte menſchliche Perſönlichkeit ruiniren, um auf Koſten derſelben die Herrſchaft zu behaupten und den Staat zu regieren. Machiavelli nimmt es dabei als eine factiſche Nothwendigkeit an, daß es eine ſo verderbte und mit dem Talent der Schlechtigkeit ausgeſtattete Race in der menſchlichen Geſellſchaft geben müſſe, wie er ſie in den fürſtlichen Häuptern, die aus dem Samen ſeiner politiſchen Theorie hervorſchießen ſollen, erzeugen will. Den Beweis für dieſe von ihm angenommene Nothwendigkeit mußte er in menſchlicher Hinſicht ſchuldig bleiben; aber ſelbſt in politiſcher Hinſicht ſcheint die Corruption ſeiner Zeit zu einem ſolchen über alle Natur und Sitte hin-

1 Principe c. 15. Ma sendo l' intento mio scrivere cosa utile a chi l' intende, mi è parso più conveniente andare dietro alla verità effettuale della cosa, che all' immaginazione di essa: e molti si sono immaginati repubbliche e principati, che non si sono mai visti, nè conosciuti essere in vero, perchè egli è tanto discosto da come si vive a come si dovrebbe vivere, che colui che lascia quello che si fa per quello che si dovrebbe fare, impara piuttosto la rovina che la preservazione sua; perchè un uomo che voglia fare in tutte le parti professione di buono, conviene che rovini infra tanti che non sono buoni. Onde è necessario a un principe, volendosi mantenere, imparare a potere essere non buono, ed usarlo e non usarlo secondo la necessità.

ausschreitenden Gewalt-Experiment nicht den genügenden Anlaß zu bieten. Die völlige Trennung von Politik und Moral lag zwar, wie dies schon früher erörtert wurde, in dem nationalen Charakter des italienischen Staatsmanns und Diplomaten, dessen Staatskatechismus vielmehr nur eine Staatsdramaturgie ist, in der einzig und allein der Erfolg über Alles entscheidet. Aber die principielle Trennung von Politik und Moral kann nicht dazu führen, die menschliche Gesellschaft mit Ungeheuern zu bevölkern, die, wenn sie nothwendig wären, eher die andere Nothwendigkeit klar machen würden, den Staat überhaupt aufzulösen, und mit ihm in den Urgrund der Gesellschaft zurückzukehren, in dem nicht bloß das schlechthin böse Princip der menschlichen Natur vorgefunden werden möchte. Die Schriftsteller, welche über die Verwerflichkeit des Schauspiels und Theaters geschrieben, haben, wie dies namentlich auch J. J. Rousseau gethan, ihre Ausführungen vornehmlich darauf gefügt, daß die Kunst des Schauspielers nur von einem solchen Menschen geübt werden könne, der seine ganze menschliche und sittliche Natur erst so zerrüttet und preisgegeben habe, um sie zur Grundlage eines solchen raffinirten Scheinlebens machen zu können. Aus diesen Gründen und im Namen der Menschheit trug Rousseau darauf an, lieber die Theater als Stätten einer solchen menschenverderbenden Kunst zu schließen. Aus denselben Gründen müßte man darauf antragen, den Staat zu schließen, wenn derselbe überhaupt nur durch einen Machiavelli'schen Fürsten regiert und aufrecht erhalten werden kann.

Machiavelli steht in der That schon in seiner Zeit auf diesem schwindelnden Gipfel des modernen Staatenwesens, zu dem die heutigen Staats- und Gesellschaftsbewegungen vorzugsweise hinanzustreben scheinen. Auch dem Machiavelli sind die Staatsformen als solche bereits gleichgültig und gewissermaßen unwesentlich geworden. Die große Lebensidee seiner Jugend, die Republik, hat er in der vollen Bedeutung des Princips preisgegeben, und seine Politik dreht sich nicht mehr um die Frage: ob Republik? ob Monarchie? Wie kann es aber auch anders sein, da er in dem Volk nur noch Pöbel sieht, was er im achtzehnten Capitel des Principe ausdrücklich und mit einer gewissen rührenden Naivetät gesteht, indem er ausruft: „in der Welt ist nichts als Pöbel!" (e nel mondo non è se non volgo.) Wenn aber das Volk dem Machiavelli längst nicht mehr stark genug schien, um die Auseinandersetzung der Grundfragen der menschlichen

Geſellſchaft tragen zu können, ſo hat ſich dadurch nur ſeine Anſicht von der Nothwendigkeit befeſtigt, daß der Staat erhalten werden müſſe! Dieſe Erhaltung des Staats um jeden Preis dünkt ihn für die kritiſche Lage ſeiner Nation und ſeiner Zeit dringender und wichtiger als jede andere Idee und jede andere Formfrage.

Die Auflöſung der ſtaatlichen Körper Italiens ſieht er ſchon vor ſich, aber er ſieht zugleich, wie dieſer Auflöſungsprozeß mit der Barbarei eine und dieſelbe Sache iſt. Darum will er, daß der Staat erhalten und neu zuſammengefügt werde, wofür er keinen andern Weg mehr erblicken kann, als den Weg des Militair-Despotismus. Und dies iſt der Refrain, in den die Betrachtung ſeines Principe, man mag dieſelbe anſtellen von welchem Standpunct aus man will, beſtändig ausmünden wird.

Es kommt ihm daher auch darauf an, das ſchöpferiſche Element, welches in der Grauſamkeit und Wildheit liegt, zu organiſiren. Daß er zum Anhalt und zur Grundlage dieſes Prozeſſes eben nur die Perſönlichkeit eines Fürſten zu machen weiß, konnte ihm von den Anhängern des monarchiſchen Princips nie als eine Huldigung deſſelben ausgelegt werden. Die merkwürdigen Ausführungen des ſiebzehnten und achtzehnten Capitels des Principe bilden den Culminationspunct dieſer Abhandlung. Dieſelben haben vorzugsweiſe dazu gedient, dem Namen des Machiavelli ſeinen ſpecifiſchen Stempel in der Politik und in der populairen Meinung aller Nationen aufzudrücken. Die zweiſchneidige Spitze ſeines ganzen politiſchen Standpunctes tritt aber auch in dieſen gewiſſermaßen klaſſiſchen Tyrannen-Recepten hervor. Es konnte daher nicht fehlen, daß ſie vielfach als helle Ironie auf die ganze moraliſche und menſchliche Stellung der fürſtlichen Perſönlichkeit aufgefaßt wurden, und die politiſche Verzweiflung des Verfaſſers mag hier wohl auch auf manche Einzelnheiten den Accent des Muthwillens gelegt haben. Denn das Aeußerſte und Schlechteſte beluſtigt bald und ſchleicht ſich dadurch um ſo ſicherer in die Gemüther ein.

Im ſiebzehnten Capitel handelt er in dieſem Sinne zuerſt von der Grauſamkeit und Milde, und berührt dabei die für jeden Herrſcher ungemein kitzlige Frage: ob es beſſer ſei, gefürchtet oder geliebt zu werden? Er führt hier zum Theil nur aus, was er ſchon an einer früheren Stelle über die „gut angewandte Grauſamkeit“ gelehrt. Auch hier ſieht er ſich wieder nach den Alten um, und um die Nothwendigkeit der Grauſamkeit für „neue Fürſten“ zu begrün-

den, nimmt er ſogar der Dido des Virgil einen Spruch aus dem Munde, mit dem ſie die Unmenſchlichkeit ihrer Herrſchaft eben durch die Neuheit derſelben entſchuldigt[1]. Die Liebesfrage behandelt und entſcheidet er wieder aus der zum politiſchen Princip gewordenen Annahme: daß die Menſchen ſchlecht und böſe ſind. Auf die Frage: ob es beſſer ſei, geliebt zu werden als gefürchtet, oder beſſer, gefürchtet zu werden als geliebt? ſagt Machiavelli: „Ich würde antworten, daß man wünſchen müßte, das Eine wie das Andere zu ſein; weil es ſich aber ſchwer zuſammen vereinigen läßt, iſt es bei weitem ſicherer, gefürchtet als geliebt zu ſein, wenn man Eines von Beiden entbehren müßte. Denn man kann von den Menſchen im Allgemeinen ſagen, daß ſie undankbar, veränderlich, heuchleriſch, vor Gefahren zurückſchreckend und begierig nach Gewinn ſind; und ſo lange du ihnen Gutes thuſt, ſind ſie alle dein, bieten dir Blut, Rock, Leben, Kinder, wie ich ſchon oben geſagt, wenn nämlich noch nicht ſobald davon Gebrauch gemacht werden kann; ſowie aber das Bedürfniß dazu nahe tritt, empören ſie ſich. Und der Fürſt, der ſich ganz auf ihre Worte geſtützt, wenn er nicht ſonſt noch Vorkehrungen getroffen hat, geht zu Grunde; denn die Neigungen, welche man um Lohn ſich erwirbt und nicht durch Größe und Adel des Geiſtes, ſind auf Zinſen gegeben, aber man hat ſie nicht in Händen und kann ſie nie zur rechten Zeit verwenden. Und die Menſchen nehmen weniger Anſtand, Einen, der ſich geliebt macht, zu beleidigen, als Einen, der ſich gefürchtet macht; denn die Liebe hängt nur an einem Bande der Verpflichtung, welches, da die Menſchen ſchlimm ſind, bei jeder Gelegenheit von dem Eigennutz zerriſſen wird; hingegen die Furcht hängt feſt an der Bangigkeit vor Strafe, welche dich nie verläßt. Es muß nichtsdeſtoweniger der Fürſt ſich dergeſtalt gefürchtet machen, daß, wenn er die Liebe auch nicht gewinnt, er doch den Haß vermeidet, da es ſehr wohl zuſammen beſtehen kann, gefürchtet und nicht gehaßt zu werden, was er immer erreichen wird, wenn er ſich nur des Eigenthums ſeiner Bürger und Unterthanen, wie auch ihrer Frauen zu enthalten weiß. Und wenn er dennoch in die Nothwendigkeit gerathen ſollte,

---

1 Principe c. XVII. Onde Virgilio per la bocca di Didone escusa l'inumanità del suo regno per essere quello nuovo, dicendo:

Res dura, et regni novitas me talia cogunt
Moliri, et late fines custode tueri.

gegen das Leben irgend eines Bürgers zu verfahren, ſo darf er es nur thun, wenn eine hinreichende Rechtfertigung und eine offenbare Urſache dazu vorhanden iſt. Aber vor Allem muß er ſich des Eigenthums der Andern enthalten, weil die Menſchen eher den Tod ihres Vaters als den Verluſt ihres väterlichen Erbguts verſchmerzen. Außerdem fehlt es zur Wegnahme der Güter niemals an Gründen, und immer findet Der, der vom Raube zu leben anfängt, Gründe, das Eigenthum der Andern in Beſchlag zu nehmen; wogegen die wider das Leben gerichteten Anläſſe bei weitem ſeltener ſind und es eher daran fehlt. Aber wenn der Fürſt mit ſeinen Heeren iſt und eine Menge von Soldaten unter ſeinem Befehl hält, dann iſt es für ihn durchaus nothwendig, daß er ſich nicht um den Namen des Grauſamen kümmert, weil ohne dieſen Namen niemals ein Heer in Einheit noch geneigt für eine Sache erhalten wurde."

Das achtzehnte Capitel[1] vollendet das Bild des Fürſten zu der Höhe des machiavelliſtiſchen Standpunctes, auf der Ideal und Carikatur ineinanderzufließen ſcheinen. Es heißt dort an den Hauptſtellen: „Wie löblich es an einem Fürſten ſei, Treu und Glauben zu halten, und mit Lauterkeit zu leben und nicht mit Liſt und Trug, weiß Jedermann. Nichtsdeſtoweniger lehrt die Erfahrung in unſeren Zeiten, daß eben die Fürſten Großes vollbracht haben, welche auf die Treue wenig gegeben und die der Menſchen Gehirn mit Liſt zu berücken gewußt, und daß ſie zuletzt Diejenigen überwältigt, welche ſich nur auf ihre Rechtlichkeit geſtützt haben. Ihr müßt daher wiſſen, daß es zwei Arten zu kämpfen giebt: die eine vermittelſt der Geſetze, die andere vermittelſt der Gewalt. Die erſte Art iſt den Menſchen eigen, die zweite den Thieren; aber da die erſte ſehr häufig nicht ausreicht, ſo muß man zu der zweiten ſeine Zuflucht nehmen. Denn für einen Fürſten iſt es nöthig, daß er Thier und Menſch zu gebrauchen wiſſe. Dieſe Rolle wurde den Fürſten auf verblümte Weiſe von den alten Autoren gelehrt, welche ſchreiben, wie Achilles und viele andere jener alten Fürſten dem Centauren Chiron zur Pflege gegeben wurden, damit er ſie unter ſeiner Zucht bewachte, welches nichts Anderes ſagen will, als daß bei einem Erzieher, der halb Thier halb Menſch iſt, der Fürſt die eine wie die andere Natur anzuwenden lernen müſſe, und daß die eine ohne die andere

1 „Auf welche Weiſe die Fürſten Treue und Glauben halten müſſen" (in che modo i principi debbano osservare la fede).

nicht Halt zu gewinnen vermöge. Da also ein Fürst genöthigt ist, die Bestie gut anwenden zu können, so soll er von derselben den Fuchs und den Löwen sich nehmen, weil der Löwe nicht vor den Schlingen sich hüten kann, der Fuchs aber gegen die Wölfe sich nicht zu sichern vermag. Er muß daher Fuchs sein, um die Schlingen zu erkennen, und Löwe, um die Wölfe zu schrecken. Die, welche sich einfach nur auf den Löwen legen, verstehen es nicht. Es kann deshalb ein kluger Herr die Treue nicht bewahren, noch darf er es, wenn die Bewahrung derselben ihm zum Schaden ausschlagen sollte und die Gründe, aus denen er die Treue versprach, erloschen sind. Und wären die Menschen alle gut, so würde diese Vorschrift es nicht sein; weil sie aber schlimm sind und dir auch keine Treue halten werden, so hast du sie ihnen auch nicht zu halten. Und niemals werden einem Fürsten gesetzliche Gründe zur Beschönigung seiner Wortlosigkeit fehlen. Hiervon könnte man unzählige neuere Beispiele geben, und zeigen, wie viele Friedensschlüsse, wie viele Versprechungen durch die Treulosigkeit der Fürsten rückgängig gemacht und vereitelt worden sind, und wie Der, welcher am besten den Fuchs anzuwenden verstanden, auch am besten gefahren ist. Aber es ist nothwendig, daß man diese Natur zu beschönigen verstehe und in der Kunst sich zu stellen und zu verstellen groß sei. Auch sind die Menschen so einfältig und gehorchen so sehr der augenblicklichen Nöthigung, daß Der, welcher betrügt, immer Einen finden wird, der sich betrügen läßt. Ich will von ganz frischen Beispielen nur Eines nicht verschweigen. Alexander VI. that nie etwas Anderes als die Menschen betrügen, noch dachte er je auf etwas Anderes und fand auch immer den Gegenstand dafür. Es hat niemals einen Menschen gegeben, der größere Nachdrücklichkeit gezeigt, etwas zu betheuern, und der mit höheren Schwüren etwas versichert und es so wenig gehalten hätte. Nichtsdestoweniger gelang ihm immer sein Betrug vollkommen ad votum, weil er diesen Theil der Welt sehr wohl kannte. Einem Fürsten ist es also nicht nöthig, alle die oben bezeichneten Eigenschaften zu besitzen, wohl aber ist es nöthig, daß er sie zu besitzen scheine. Ja ich wage zu sagen, daß, wenn er sie hat und immer befolgt, sie schädlich sind, und wenn er sie nur zu haben scheint, nützlich, als: gütig, treu, fromm, menschlich, redlich scheinen und sein, aber das Gemüth in solcher Fassung zu halten, daß, wenn es nöthig ist es nicht zu sein, du das Gegentheil herauszukehren wissest und könnest. Und zu beachten ist vornehmlich dies,

daß ein Fürſt, und beſonders ein neuer Fürſt, nicht alles Das beobachten kann, um deſſentwillen die Menſchen für gut gehalten werden, indem er, um den Staat zu erhalten, häufig genöthigt iſt, gegen die Treue, gegen die Liebe, gegen die Menſchlichkeit, gegen die Religion zu wirken. Er muß darum einen Geiſt haben, der beſtändig bereit iſt ſich zu drehen, wie es die Winde und die Wechſel des Glücks ihm gebieten, und der, wie ich oben ſagte, vom Guten nicht abgeht, aber auch in die ſchlimme Nothwendigkeit einzutreten verſteht. Es muß daher ein Fürſt ſich ſehr hüten, aus ſeinem Munde irgend Etwas kommen zu laſſen, welches nicht voll der oben bezeichneten fünf Eigenſchaften wäre; wenn man ihn ſieht und hört, ſcheine er ganz Güte, ganz Treue, ganz Menſchlichkeit, ganz Redlichkeit, ganz Religion. Und zwar iſt nichts nothwendiger, daß man es zu beſitzen ſcheine, als dieſe letztere Eigenſchaft, da die Menſchen im Allgemeinen mehr nach den Augen, als nach den Händen ſchließen, weil zu ſehen einem Jeden gegeben iſt, zu fühlen aber Wenigen. Jeder ſieht was du ſcheinſt; Wenige aber fühlen was du biſt, und dieſe Wenigen wagen es nicht, ſich der Meinung der Vielen gegenüberzuſtellen, welche die Majeſtät des Staates zum Schutze für ſich haben; und bei den Handlungen aller Menſchen, und beſonders der Fürſten (gegen die man ſich an kein Gericht wenden kann) wird auf das Ende geſehen. Es trachte daher ein Fürſt nur dahin, die Oberhand zu behaupten, um den Staat zu erhalten, die Mittel dazu werden immer für ehrenvoll angeſehen und von Jedem gelobt werden, denn der Pöbel wird immer nur von Dem, was ſcheint, und von dem Erfolg der Dinge befangen, und in der Welt iſt nichts als Pöbel, und die Wenigen finden nur dann eine Stelle darin, wenn die Vielen keine Stütze haben, an welche ſie ſich lehnen können. Ein gewiſſer Fürſt dieſer Zeit, den man am beſten nicht nennt, predigt nichts Anderes als Frieden und Treue, und von dem Einen wie dem Andern iſt er der ärgſte Feind, und wenn er das Eine wie das Andere beobachtet hätte, würde es ihn mehrmals ſchon entweder ſein Anſehn oder den Staat gekoſtet haben."

Machiavelli weiſt hier die fürchterlichſten Hülfsquellen der Tyrannei und des politiſchen Betruges nach. Dieſe Hülfsquellen liegen in der Niederträchtigkeit der öffentlichen Meinung. In der Gewaltpolitik kann es allerdings nur darauf ankommen, die öffentliche Meinung zu mißhandeln, weil ſie Dem, der dies am über-

raſchendſten und zugleich mit Erfolg auszuführen verſteht, nothwendig zufällt. Es kann hier aber nur von der öffentlichen Meinung die Rede ſein, welche ſich augenblicklich geltend zu machen weiß, und dieſe iſt immer für jeden Staatsſtreich und für alle ſtaatsmänniſchen Ränke zu gewinnen. Es hat ſich dies ſeit Machiavelli bis auf die neueſten Zeiten bewährt. Dieſe öffentliche Meinung verhält ſich aber zu dem wahren Volksbewußtſein und deſſen Stimme, wie der Pöbel zum Volke. Der Pöbel iſt in allen Schichten der ſtaatlichen Geſellſchaft incarnirt, und er iſt eben deshalb Pöbel, weil er ſeine Genugthuungen nie aus einem Princip ſchöpft, ſondern immer aus der That, welche dem Princip gegenüber und in ſiegreicher Feindſeligkeit gegen daſſelbe mächtig geworden iſt. Durch die principfeindlichen Thaten hat ſich aber die Geſchichte immer am meiſten vorwärts bewegt. Der Pöbel freut ſich dann, daß überhaupt etwas geſchieht und zu Stande kommt, er nimmt ein theatraliſches Intereſſe an den Begebenheiten, über deſſen Effect er die innere Schlechtigkeit der dabei handelnden Perſonen vergißt oder dieſer Schlechtigkeit leicht ſich dankbar verpflichtet fühlt für den raſchen Wechſel der Handlungen. Denn der dramatiſche Reiz, welchen die Principien durch ihre Hervorbringungen gewähren, iſt für den Pöbel gering, weil die principielle Entwicklung zu langſam geht, in ihrem Zuſammenhang häufig unterbrochen wird und in der Regel auf den unſcheinbaren Puncten ſiegt, auf denen alle Welt eine Niederlage erwartet hatte.

Und in der Welt iſt nichts als Pöbel! (e nel mondo non è se non volgo) ſagt Machiavelli in dieſem Capitel, und ſchürzt damit den eigentlichen Knoten aller Gewaltpolitik zu. Wenn das Volk als ſolches in der Welt und im Staat wäre, würden die Principien den Reiz gewähren, den der Pöbel nur an der principloſen Handlung nimmt. Das Volk ſteht aber immer als das geiſtige Gewiſſen hinter dem Pöbel, wie das Princip hinter jeder verrätheriſchen Handlung ſteht. In den ſchönſten Momenten der Geſchichte, wo das Menſchengeſchlecht ſich ſeines höheren Urſprungs erinnert, hat das Volk immer den Pöbel durchbrochen, und das iſt derſelbe Moment, wo auch das Princip in Handlung getreten iſt. Machiavelli ſtützt auch nur die äußerſten Erfolge der Gewaltpolitik auf den Umſtand, daß die Welt mit Pöbel angefüllt iſt. Sein Fürſt ſoll aber auch wieder klug ſein, und damit er ſtets die breite und willige Grundlage hat, auf der er die Maſſe nach ſeinen eigenen

perſönlichen Trieben kneten kann, ſoll er es möglichſt vermeiden, ſich geringgeſchätzt oder gehaßt zu machen. Es liegt darin auch wieder ein Zugeſtändniß an die Volksexiſtenz, und Machiavelli ſpricht in ſeinem neunzehnten Capitel, wo er der Tyrannei auch Accommodations-Lehren giebt, zur Abwechſelung wieder einmal von dem Volke, neben den Unterthanen.

„Da ich die wichtigſten der oben erwähnten Eigenſchaften beſprochen habe — ſagt hier Machiavelli — ſo will ich die andern kurz unter dieſe allgemeine Regel faſſen: daß der Fürſt, wie ſchon oben geſagt worden, darauf bedacht ſei, alle Dinge zu vermeiden, die ihn verhaßt oder verächtlich machen[1]; und ſobald er alles dies vermeidet, wird er ſeine Pflichten wohl erfüllt haben, und bei allen andern Schändlichkeiten, die er begeht, durchaus ohne Gefahr ſein. Verhaßt macht es ihn vor Allem, wie ich ſagte, wenn er raubgierig iſt und ſich des Eigenthums und der Frauen ſeiner Unterthanen bemächtigt, weſſen er ſich enthalten muß. Und ſo lange man dem großen Haufen der Menſchen nur nicht ihr Eigenthum und ihre Ehre nimmt, leben ſie zufrieden, und man hat nur mit dem Ehrgeiz einiger Wenigen zu kämpfen, der ſich auf vielerlei Weiſe und mit Leichtigkeit zügeln läßt. Verächtlich macht ihn, wenn man ihn für wankelmüthig, leichtfertig, weibiſch, kindiſch, unentſchloſſen hält, weshalb ein Fürſt ſich davor wie vor einer Klippe hüten und dahin ſtreben muß, daß man in ſeinen Handlungen Größe, Beherztheit, Würde, Feſtigkeit erkenne, wie er auch in den Privatangelegenheiten der Unterthanen ſeinen Spruch unwiderruflich geltend zu machen und in ſich eine ſolche Meinung zu erhalten hat, daß Niemand ihn zu berücken oder ihm etwas vorzuſpiegeln ſich beikommen laſſe. Der Fürſt, der dieſe Meinung von ſich erweckt, iſt angeſehen genug, und wer genugſam angeſehen iſt, gegen den verſchwört man ſich nicht leicht, und er wird nicht leicht überfallen, wofern man nur von ihm weiß, daß er trefflich iſt und von den Seinigen verehrt. Darum ſoll ein Fürſt zwei Befürchtungen haben: eine innere hinſichtlich der Unterthanen, eine äußere hinſichtlich der fremden Mächte. Vor dieſen ſchützt man ſich durch gute Waffen und gute Freunde, und wenn er gute Waffen hat, wird er auch gute Freunde haben, und immer werden die inneren Angelegenheiten feſtſtehen, ſobald die äußeren feſtſtehen, ſie müßten denn durch eine Verſchwörung geſtört werden. Und wären auch ſchon

1 Principe c. XIX. Che si debbe fuggire l' essere dispregiato ed odiato.

die äußeren Angelegenheiten erschüttert, so wird er doch immer, wenn er sich so einrichtet und lebt, wie ich gesagt habe, und sich nur niemals selbst aufgiebt, jeden Angriff bestehen, wie ich sagte, daß der Spartaner Nabis es gethan. Aber was die Unterthanen anbetrifft, so hat er, wenn die äußeren Angelegenheiten nicht erschüttert sind, zu fürchten, daß sie sich heimlich verschwören, wovor ein Fürst sich genugsam sichert, wenn er es vermeidet, gehaßt und geringgeschätzt zu werden, und das Volk mit sich zufrieden erhält, was man nothwendig erreichen muß, wie oben des Weiteren auseinandergesetzt worden ist. Und eines der kräftigsten Gegenmittel, welche ein Fürst wider Verschwörungen hat, ist eben, von der Menge nicht gehaßt und geringgeschätzt zu werden, denn Der, welcher sich verschwört, glaubt immer durch den Tod des Fürsten dem Volke eine Genugthuung zu geben; wenn er es aber zu beleidigen glaubt, so faßt er das Herz nicht, einen solchen Schritt zu unternehmen, da die Schwierigkeiten auf Seiten der Verschworenen dann unzählige sind."

Als ein Mittel, dem Volkshaß durch eine balancirende Bewegung auszuweichen, zieht Machiavelli auch in diesem Capitel wieder das französische Parlament und die französische Verfassung heran. Wir haben davon schon in einem früheren Abschnitt gehandelt. Das constitutionnelle Wesen erscheint dabei als das eigentliche Element der Staatsklugheit, welches den Fürsten gewissermaßen durch eine Neutralisir-Maschine außerhalb der politischen Verantwortlichkeit für die Staatshandlungen stellt. In diesem Sinne zeigt sich Machiavelli geneigt, den Werth der parlamentarischen Verfassung Frankreichs anzuerkennen. Es ist seltsam, daß ihn mitten in diesem Laboratorium, wo er das absolute Fürstenwesen zurechtmacht, der Gedanke an das constitutionnelle Sicherheits-Ventil beschlichen hat. Das Abtreten der politischen Verantwortlichkeit des Fürsten an eine objective Staatsmaschinerie hat aber weder der Größe der herrschenden Personen noch der Sicherheit der Staaten gedient. Mit Ausnahme Englands, wo wir die Ausnahme-Motive aus dem National-Charakter der Engländer erörtert, sind alle constitutionnelle Staaten nur verunglückte Monarchien gewesen. Der constitutionnelle Staat ist in seiner besten Bedeutung doch nur die Vorschule dazu: wie der Fürst entbehrt und das Volk zum Herrschen und Regieren erzogen werden kann. Der Fürst schien aber in diesem Verhältniß immer nur auf die In-

trigue, wie das Volk auf eine künstliche und verdeckte Revolution angewiesen zu sein. In Deutschland wurde der Constitutionalismus gewissermaßen nur die Emeute der anständigen Leute, die oft genug mit einem patriotischen Zweckessen geendigt hat. Diejenigen deutschen Staaten, in denen das constitutionnelle Wesen am eifrigsten und lebhaftesten und mit dem eigentlichen liberalen Enthusiasmus getrieben wurde, haben sich in der gegenwärtigen historischen Krisis am undauerhaftesten erwiesen, und sind am raschesten der politischen Ohnmacht verfallen, wie Baden, Würtemberg, Sachsen. Frankreich war als constitutionnelle Monarchie zu Grunde gegangen, und dem „revolutionnairen Zufall" (der Februar-Republik) erlegen, weil es durch die constitutionnelle Komödie, und durch die Selbstzerfleischung und Selbstverhöhnung des constitutionnellen Parteiwesens schon bei der innerlichsten Erschöpfung angelangt war. Die constitutionnelle Republik konnte aber nichts als der volkssouveraine Despotismus werden. Da die Republik heutzutage nur social constituirt werden kann, so ist sie auf einen idealen Prozeß der Eigenthumsverhältnisse angewiesen, durch den auch allein die von der Demokratie projectirte Auflösung des Staats durch die Gesellschaft vor sich gehen kann. Man hat aber noch keine der Wirklichkeit gegenüber haltbare Grundlage der socialen Republik erfinden können. Der Communismus, der bloß eine augenblickliche Speculation der Schmerzen der Gesellschaft sein konnte, würde immer nur zu einer neuen Feudalisirung des Eigenthums hingeführt haben, denn die individuelle Auflösung des Eigenthums muß in den Feudalismus zurückschlagen, wo alles Eigenthum nur übertragen ist. In der Feudalwelt, welche der individuelle Communismus war, wurde alles Eigenthum ursprünglich von der höchsten Spitze der herrschenden Gewalt übertragen und in dieser Spitze gewissermaßen aufgelöst. In der communistischen Welt würde dagegen die Uebertragung des Eigenthums durch die Gesellschaft stattfinden, in welcher letzteren das Eigenthum ebenfalls aufgelöst wird.

Für den italienischen Uebergangs-Staat, welchen Machiavelli vermittelst seines dazu angelernten Fürsten aufstellen wollte, forderte er nichts als „Gesetze und Waffen". Sollte der Gang der europäischen Politik uns heute wieder auf denselben Punct zurückgebracht haben, wo einer in allen ihren Principien und Thatsachen verrotteten politischen Welt nur durch die Umwälzung und Neuge-

haltung ihres ganzen territorialen und organiſchen Beſtandes zu helfen ſein würde: ſo möchte es auch in dieſem neuen Moment moderner Geſchichte am allerwenigſten auf die Staatsconſtructionen ankommen. Die „Waffen", die auf allen Seiten unentbehrlich ſind, fördern den Uebergangs-Staat zu dem nationalen und principiellen Ziel, zu welchem er immer, wenn das richtige hiſtoriſche Drängen ſtattfindet, umſchlagen muß. Die „Geſetze" werden aber ſelbſt für die heutige Uebergangspolitik nur auf volksthümlichem Wege zu beſchaffen ſein, denn an die ſchaffende und geſetzgeberiſche Kraft des Tyrannen glaubt man in der heutigen Welt nicht mehr. Die fürſtlichen Perſönlichkeiten haben auf dem Boden der neueſten Geſchichte ihre Productivität verloren. Wir haben ſchon oben unſere Zweifel darüber ausgedrückt, ob die Fürſten ihr politiſches Zeugungsvermögen durch die conſtitutionnelle Maſchinerie werden erſetzen können. Aber auch zur Darſtellung einer volksthümlichen Monarchie, wenn dieſelbe ohne conſtitutionnelle Staatsſchrauben möglich iſt, gehört Perſönlichkeit. Wir ſuchen alſo immer noch den neuen Fürſten, wie ihn ſchon Machiavelli ſuchte. Die Schwierigkeiten, denſelben geboren werden zu ſehen, ſind aber ſeitdem geſtiegen. Für den ächten und richtig begabten Tyrannen wird es zwar nie ſchwer ſein, ſich volksthümlich zu machen. Die heutige Welt verlangt aber ausdrückliche Garantieen, mit denen ſie ſich wenigſtens die vielen durch Täuſchung geſchlagenen Wunden ausſtopfen kann. Die volksthümliche Monarchie würde heut alle bureaukratiſchen und polizeilichen Elemente von ſich auszuſcheiden haben, und eine Controle und Zerſetzung der Bureaukratie durch das Volk zulaſſen müſſen. Auch würde ſie volksthümlich conſtituirte Geſetzfinder haben müſſen, mit denen der Schwindel conſtitutionneller Abgeordneten nicht verbunden wäre! Denn die parlamentariſche Vertretung in der hergebrachten Weiſe iſt eigentlich ein neuer Souverainetäts-Schwindel, welcher vor der individuellen Tyrannei wenig voraus hat. Eine gewiſſe Zahl freier Bürger tritt ihren Willen und ihren Antheil am Staat einem Abgeordneten ab. Die All-Souverainetät tritt ſich wieder an die Einzel-Souverainetät ab. Es klingt dies recht ſchön, aber es läßt ſich weder Vernunft noch Praxis dabei herausfinden, und darum iſt bei den Völkern, in welchen eine principielle Bewegungskraft vorhanden iſt, namentlich bei den Franzoſen und Deutſchen, niemals ein Reſultat aus dieſer ebenſo künſtlichen als froſtigen

Dialektik hervorgegangen. Auch der conſtitutionnelle Staatsbürger kommt aus den ängſtlichen Reibungen nie heraus. Der ganze Staat gewinnt mehr das Anſehn eines beſtändigen Krankheitsprozeſſes als einer geſunden Vollbringung der menſchlichen und geſellſchaftlichen Lebens-Aufgabe. Könnte das fortwährende Mißtrauen, auf welches die conſtitutionnelle Staatsform begründet iſt, in Vertrauen und Liebe und in eine freie Garantie der Brüderlichkeit umgewandelt werden, ſo würde der conſtitutionnelle Krankheitsprozeß die einzige Anwartſchaft künftiger Geſundheit und Glückſeligkeit in ſich tragen. Man glaubte immer, das conſtitutionnelle Princip ſei die Erfindung der politiſchen Schutzpocken-Impfung, die jeder Staat, der geſund und unverſehrt bleiben wolle, mit ſich vornehmen müſſe, und wobei die Impfung eben in der organiſchen Verarbeitung des revolutionnairen Gifts beſtehen ſoll. Aber alle Organismen ſcheinen dieſen Blattern-Proceß nicht vertragen zu können, ſondern erliegen demſelben auf die eine oder die andere Weiſe. Im politiſchen Leben der Völker iſt freilich ſchon die relative Nützlichkeit etwas werth, und die Möglichkeit der ſtaatlichen Glückſeligkeit iſt immer noch beſſer als die vollſtändige Unmöglichkeit. Der Staat iſt überhaupt entweder die Uebervortheilung der individuellen Exiſtenz oder er dient derſelben zur willkürlichen Ausbeute. Der conſtitutionnelle Staat ſucht ein Mittleres zwiſchen dieſen beiden Extremen, und geht darin dem Ideal der praktiſchen Möglichkeit nach. Wenn beide Parteien wollen, kann in dieſem Geſchäft recht gut gewirthſchaftet werden, und es liegen Garantieen darin, die unter allen Umſtänden erhalten werden müſſen, wenn ſie nicht durch etwas Beſſeres und Zuverläſſigeres erſetzt werden können. Die Vorausſetzung hat zwar immer etwas Störendes, daß Regierende und Regierte in einem ſchlechthin feindlichen Verhältniß ſich gegenüberſtehen, und daß zwei Feinde, um ſich den Frieden gegenſeitig zu gewährleiſten, ſich unauflöslich und auf jedem Schritt aneinander ketten müſſen. Darum iſt in dem conſtitutionnellen Reflexions-Staat weder die großartige Naturwüchſigkeit der Volksherrſchaft noch die dem Fleiß und der Schaffenskraft förderliche äußere Disciplin der Monarchie erreichbar.

Machiavelli lenkt in ſeinem einundzwanzigſten Kapitel doch wieder etwas ein, um das von ihm entworfene Urbild des auf alle Schrecklichkeiten und Liſten einſtudirten Fürſten noch mit einigen menſchlichen Tinten zu überziehn. Die Meiſterſchaft der Conſtru-

ction, auf die es ihm ankommt, liegt hier in der schmalen Gränzlinie, welche vom schrecklichen Herrn zum gütigen Herrn hinüberführt. Man höre ihn nur in diesem Capitel, wie er sich auch zum Lehrmeister der Liebenswürdigkeit eines niederträchtigen Fürsten aufwirft, und demselben zumuthet, daß er sich auch als Liebhaber der Tugend und des Verdienstes zeigen und die Ausgezeichneten in jeder Kunst ehren und belohnen solle. Auch speciell als einen Bürgerfreund will er ihn auftreten sehen, der zu Handel, Ackerbau und Industrie, zu allen öffentlichen Unternehmungen, die für Staat oder Stadt nützlich werden können, Ermunterungen und Anregungen von sich ausgehen läßt. Er unterweist seinen Fürsten hier ganz gut in der Rolle des volksthümlichen Tyrannen, und berührt dabei fast das innerste Wesen des volksthümlichen Herrschers. Der Principe soll auch mit den Zünften und Corporationen fleißig verkehren und sich mit Milde und Freigebigkeit zu ihnen gesellen, wobei er ihm jedoch einschärft, die Majestät seiner Würde stets aufrecht zu erhalten, weil dieser unter keinen Umständen etwas vergeben werden dürfe. Natürlich muß er auch in den schicklichen Zeiten des Jahres das Volk mit Festen und Schauspielen beschäftigen.[1]

Die Lehren der vollendeten Niederträchtigkeit und des planvollen Betruges, welche Machiavelli in seinem Fürsten-Tractat so systematisch zusammenfaßt, gehören jedoch nicht bloß der eigenthümlichen Sphäre dieses Buches an, sondern kommen in derselben Weise auch in den Livianischen Discursen vor, in denen sogar auf die in dem Fürsten-Tractat gegebenen ausführlichen Vorschriften des Treubruchs, der Gewaltsamkeit und Hinterlist hingewiesen

1 Principe C. XXI. Debbe ancora un principe mostrarsi amatore della virtù, ed onorare gli eccellenti in ciascuna arte. Appresso debbe animare i suoi cittadini di poter quietamente esercitare gli esercizj loro, e nella mercanzia, e nell' agricoltura, ed in ogni altro esercizio degli uomini, acciochè quello non si astenga di ornare le sue possessioni per timore che le non gli siano tolte, e quell' altro di aprire un traffico per paura delle taglie; ma deve preparare premj a chi vuol fare queste cose, ed a qualunque pensa in qualunque modo di ampliare la sua città o il suo stato. Debbe oltre a questo ne' tempi convenienti dell' anno tenere occupati i popoli con feste e spettacoli; e perchè ogni città è divisa o in arti o tribù, debbe tener conto di quelle università, ragunarsi con loro qualche volta, dare di se esempio di umanità e di munificenza; tenendo sempre ferma nondimanco la majestà della dignità sua, perchè questo non si vuole mai che manchi in cosa alcuna.

wird.[1] Durch dieſe Uebereinſtimmung zeigt ſich, daß auf den Spitzen jener Lehren allerdings das Grundweſen der menſchlichen und politiſchen Anſchauungen Machiavelli's zuſammentrifft.[2] Die menſchliche Seite iſt dabei die Ungewißheit der menſchlichen Natur überhaupt, und die Vermiſchtheit des menſchlichen Weſens, welches ſich nie weder zum Guten noch zum Böſen ganz entſchieden entſchließen kann.[3] Die politiſche Seite ruht auf der Abſicht, durch eine unternehmende Perſönlichkeit den hiſtoriſchen Umſchlag herauszufordern und dadurch neue Geſchichte zu machen. Wie ſehr dieſe Abſicht in Machiavelli als ein beſtimmt ausgebildetes Bewußtſein vorhanden war, mußte uns überall aus ſeinen Schriften in den verſchiedenartigſten Beziehungen erſichtlich werden. Dieſer Standpunct macht ſich auch in dem Schluß-Capitel des Principe, welches unmittelbar an das Haus Medici gerichtet iſt, gewiſſermaßen als die letzte Formulirung aller in der Abhandlung gegebenen Lehre geltend.

„Und wenn, wie ich ſagte,[4] um die Trefflichkeit des Moſes zu ſehen, es nöthig war, daß das Volk Iſrael in die Knechtſchaft der Aegypter gerathen mußte, und wenn, um die Geiſtesgröße des Cyrus zu erkennen, die Perſer von den Medern unterjocht wurden, und, damit die Herrlichkeit des Theſeus an den Tag käme, die Athenienſer zerſtreut werden mußten: ſo that es gegenwärtig Noth, wenn noch Kraft und Werth eines italieniſchen Geiſtes erkannt werden ſollte, daß Italien an die Gränze hingeführt wurde, an der es gegenwärtig ſteht: daß es mehr Sklavin wurde als die Hebräer, knechtiſcher

1 Discorsi lib. III. c. 42. E non solamente non si osservano tra i principi le promesse forzate, quando e' manca la forza, ma non si osservano ancora tutte le altre promesse, quando e' mancano le cagioni che le fanno promettere. Il che se è cosa laudabile o no, o se da un principe si debbono osservare simili modi o no, largamente è disputato da noi nel nostro trattato del principe; però al presente lo taceremo. — Dies Capitel der Discorsi führt ganz im Geiſte des Principe die Ueberſchrift: Che le promesse fatte per forza non si debbono osservare.

2 Die mit den Stellen im Principe zuſammentreffenden Aeußerungen in den Discorsi finden ſich beſonders lib. I. c. 16, 17, 18, 19, 25, 29, 30, 40, 48. lib. III. c. 3, 4, 30, 32.

3 Discorsi lib. I. c. 26. Ma gli uomini piglinno certe vie del mezzo, che sono dannosissime; perchè non sanno essere nè tutti buoni, nè tutti cattivi — ein Thema, das ſich überall wiederholt: lib. I. c. 27, 30. lib. II. c. 23. lib. III. c. 2, 6, 40.

4 Principe c. XXVI. Esortazione a liberare l' Italia da' barbari. — Vgl. auch Machiavelli Istorie Fiorent. lib. V. zu Anfang.

als die Perſer, mehr zerſtreut und zerworfen als die Athenienſer, ohne Oberhaupt, ohne Verfaſſung, zerſchlagen, ausgeplündert, zerfleiſcht, überrannt, und daß es jede Art des Verderbens zu erdulden gehabt hatte. Und wenn ſich auch bisher an Dieſem und Jenem ein ſchwacher Hauch gezeigt hat, aus dem man hätte ſchließen mögen, daß er von Gott zu ſeiner Errettung berufen wäre, ſo hat man ihn doch nachher wieder auf der höheren Bahn ſeiner Thaten vom Glück verſtoßen geſehn, ſo daß Italien, ſchon wie leblos, harrt, wer es doch ſei, der ſeine Wunden heilen werde, der endlich ein Ziel ſetze den Plagen und den Plünderungen der Lombardei, den Erpreſſungen und Räubereien im Königreich und in Toskana, und der es heile von jenen ſeinen Schäden, welche durch die Länge der Zeit ſchon vereitert ſind. Wir ſehen, wie es Gott anfleht, daß er ihm Einen ſenden möge, der es von dieſen barbariſchen Grauſamkeiten und Frevеln erlöſe. Wir ſehen, wie es ganz bereit und dazu eingerichtet iſt, einem Banner zu folgen, wenn nur Einer da wäre, der es ergriffe. Nichts aber erblicken wir in der Gegenwart, worauf es mehr ſeine Hoffnung ſetzen könnte, als auf Euer erlauchtes Haus, welches durch ſeine Tugend und ſein Glück, begünſtigt von Gott und der Kirche, deren Fürſt es gegenwärtig iſt, ſich an die Spitze dieſer Erlöſung ſtellen könnte! Und dieſes würde nicht beſonders ſchwierig ſein, wenn Ihr die Handlungen und die Lebensweiſe Derer vor Augen nehmt, welche ich Euch im Obigen genannt habe. Und obwohl ſolche Menſchen ſelten und faſt dem Reich der Wunder angehörig ſind, ſo waren es doch Menſchen, und Keiner von ihnen hatte eine ſo große Gelegenheit, als die gegenwärtige iſt, denn ihr Beginnen war nicht gerechter, nicht leichter als dieſes, noch war Gott mehr ihr Freund als der Eure. Hier iſt hohe Gerechtigkeit, denn der Krieg iſt gerecht, welcher nothwendig iſt, und die Waffen ſind fromme Waffen, auf die man einzig und allein nur noch hofft. Hier iſt die geeignete Fügung aller Umſtände, und wo dieſe Fügung vorhanden, kann es keine Schwierigkeiten mehr geben, wenn eben nur Mittel ergriffen werden, wie jene Männer gethan, die ich Euch zum Muſter aufgeſtellt habe. Außerdem ſehen wir hier außerordentliche beiſpielloſe Führungen Gottes: das Meer hat ſich aufgethan, eine Wolke hat Euch den Weg gezeigt, der Fels hat das Waſſer ausgeſtrömt, hier hat es Manna geregnet, Alles hat zu Eurer Größe mitgeholfen: das Uebrige müßt nun Ihr thun. Gott will nicht Alles thun, um uns nicht den freien Willen zu rauben, und den Theil

des Ruhmes, welcher uns gebührt. Auch ist es nicht zu verwundern, wenn Mancher von den Italienern, die ich vorgenannt, das nicht hat thun können, was man von Eurem erlauchten Hause hoffen darf. Und wenn bei so vielen Umwälzungen Italiens, bei so vielen Kriegsunternehmungen es scheint, daß der Kriegsgeist hier erloschen sei, so rührt dies nur daher, daß die alten Einrichtungen in unserm Lande gut gewesen, und Niemand war, der neue zu finden verstanden hätte. Nichts macht aber einem Manne, der neu auftritt, so große Ehre, als neue von ihm gefundene Gesetze und Einrichtungen. Diese Dinge, wenn sie wohl begründet sind, und eine gewisse Größe in sich tragen, machen ihn angesehen und bewundert, und in Italien fehlt es nicht an Stoff zur Einführung jeder Form. Hier ist die Kraft in den Gliedern groß, wenn sie nur nicht in den Häuptern fehlt!"

Nachdem er darauf das Mittel einer nationalen Militair-Organisation empfohlen, auf welche er allein neue rettende Thaten stützen zu können glaubt, schließt er seinen ganzen Tractat mit folgenden nachdrücklichen und ungemein schwungvollen Worten ab: „Und diese (militairischen) Dinge sind nun eben solche, die, neu geformt, einem neuen Fürsten Ansehen und Größe verleihen müssen. Man darf daher diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, damit Italien nach so langer Zeit seinen Erlöser erscheinen sehe. Und nicht zu sagen ist es, mit welcher Liebe man ihn empfangen würde in allen den Provinzen, die unter diesen Fremdlingsfluthen gelitten haben, mit welchem Durst der Rache, mit welcher standhaften Treue, mit welcher Frömmigkeit, mit welchen Thränen! Welche Thore würden sich ihm wohl verschließen? welche Völker würden ihm den Gehorsam verweigern? welche Mißgunst würde sich ihm widersetzen? welcher Italiener ihm zu folgen zögern? Jeden stinkt diese Barbaren-Herrschaft an. Ergreife demnach Euer erlauchtes Haus diese Sache mit dem Muth und der Hoffnung, mit der gerechte Unternehmungen ergriffen werden, damit unter seinem Banner dies unser Vaterland wieder veredelt und unter seinem Zeichen das Wort Petrarca's erfüllet werde:

Virtù contro al furore
Prenderà l'arme, e fia il combatter corto:
Che l'antico valore
Negli Italici cuor non è ancor morto."

22. Machiavellismus und Napoleonismus.

Die eigentliche Spitze der Machiavelli'schen Staatskunst war der Krieg geworden, den er jedoch zugleich als Organ einer neuen nationalen Politik angesehen und gehandhabt wissen wollte. Um diesen dialektischen Umschlag von Gewalt und Princip zu vermitteln, war Machiavelli namentlich in seinen Büchern über die Kriegskunst auf Geist und Form der militairischen Einrichtungen und des Kriegshandwerks selbst zurückgegangen. Bei einer Neugestaltung des Heerwesens nach dem Muster der antik-römischen Kriegsverfassung war es ihm aber nicht bloß darauf angekommen, einzelne Vorzüge der altrömischen Militair-Einrichtungen wieder zur Aufnahme zu bringen, sondern er wollte zugleich das antike Princip der Kriegführung in dem modernen Staatswesen wieder eingesetzt und in Geltung gebracht sehen. Der principielle Hauptsatz, welchen Machiavelli in dieser Beziehung aufstellte, war der: daß der Krieg nicht das Handwerk der Individuen sein dürfe, sondern nur von den Staaten und Regierungen als solchen ausgeübt werden könne, in welcher Weise auch das alte Rom lediglich den Krieg geführt habe. Jeder Einzelne, der einen andern Zweck in der Ausübung des Krieges suche, sei ein schlechter Bürger, und jeder Staat, in dem es anders eingerichtet sei, ein schlecht constituirter Staat[1].

1 Dell' Arte della Guerra I. Fabrizio: Io mi voglio cominciare dalle parole vostre, dove voi mi diceste che nella guerra, che è l'arte mia, io non aveva usato alcune terribile astuzie. Sopra a che dico, bene sendo questa un' arte, mediante la quale gli uomini d'ogni tempo non possono vivere onestamente, non la può usare per arte se non una repubblica o un regno: e l'uno e l'altro di questi, quando sia bene ordinato, mai non consentì ad alcuno suo cittadino o suddito usarla per arte; nè mai alcuno uomo buono l'esercitò per sua particolare arte. Perchè buono non sarà mai giudicato colui che faccia uno esercizio, che a volere d'ogni tempo trarne utilità, gli convenga essere rapace, fraudolento, violento ed aver molte qualitadi, le quali di necessità lo facciano non buono: nè possono gli uomini che l'usano per arte, così i grandi come i minimi, esser fatti altrimenti, perchè questa arte non li nutrisce nella pace. Donde che sono necessitati o pensare che non sia pace, o tanto prevalersi ne' tempi della guerra, che possano nella pace nutrirsi. — Debbe adunque una città bene ordinata volere che questo studio di guerra si usi ne' tempi di pace per esercizio, e ne' tempi di guerra per necessità o per gloria, ed al pubblico solo lasciarla usare per arte, come fece Roma. E

Machiavelli begründete damit die für ſeine Zeit und ſeinen Standpunct merkwürdige Forderung: daß das Soldatenhandwerk nicht anders als in der Idee des Staats ſelbſt ausgeübt werden könne, und mithin eine Entgegenſetzung von Soldat und Bürger innerhalb des Staats ſelbſt nicht bloß eine principielle Unmöglichkeit ſei, ſondern auch einem Verbrechen gleichkomme. Machiavelli ſpricht zugleich die Meinung aus, daß die Durchführung dieſes Princips keineswegs bloß in der Republik möglich ſei, ſondern vor Allem auch in einer wohlorganiſirten Monarchie bezweckt werden müſſe. Auf die Entgegnung des Coſimo (in dem Dialog über die Kriegskunſt), daß ſeiner Meinung nach gerade ein König ſich mit Männern umgeben müſſe, die aus dem Krieg ihren einzigen Lebensberuf gemacht hätten, läßt Machiavelli den Fabrizio gerade im Gegentheil erwiedern: daß die wahre Monarchie aus allen Kräften Zuſtände vermeiden müſſe, die nur dazu dienen könnten, den König entarten zu laſſen und Werkzeuge der Tyrannei zu bilden. Den Monarchieen zur Zeit Machiavelli's wird bei dieſer Gelegenheit jede wahre Organiſation abgeſprochen; nicht eine einzige derſelben ſcheint Machiavelli für gut conſtituirt gehalten zu haben. Von der gut conſtituirten Monarchie aber verlangt er, daß ſie dem König durchaus keine abſolute Gewalt einräume, mit Ausnahme des Oberbefehls über das Kriegsheer, über welches nothwendig ein einziger Wille und eine einzige Macht gebieten müſſe. In allen andern Angelegenheiten aber dürfe ein König nichts ohne einen Rathskörper (consiglio) thun, und dieſer habe nichts mehr zu fürchten, als daß ſich in der Umgebung des Monarchen eine Klaſſe von Menſchen befinde, die in den Zeiten des Friedens beſtändig den Krieg zu wünſchen hätten, weil ſie ohne denſelben nicht zu leben vermöchten. Machiavelli geht an dieſer Stelle ſeines Dialogs ſogar ſo weit, zu behaupten, daß der König ſelbſt diejenigen fürchten müſſe, welche den Krieg als Lebensberuf und Handwerk treiben. Machiavelli kommt in dieſem Zuſammenhange ſchon auf ſeinen militairiſchen Hauptſatz, daß die Infanterie der eigentliche Nerv eines Heeres ſei. Er findet aber, daß ein König verloren iſt, wenn er ſich nicht ſo eingerichtet hat, daß ſeine Infanterie in Friedenszeiten wieder an den häuslichen Heerd zurückzukehren wünſcht, um dort ihre eigenthümlichen bürger-

---

qualunque cittadino, che ha in tale esercizio altro fine, non è buono; e qualunque città si governa altrimenti, non è bene ordinata.

lichen Gewerbe auszuüben. Denn diejenige Infanterie sei die gefährlichste, die aus Solchen zusammengesetzt ist, welche kein anderes Gewerbe als den Krieg haben. „Du bist alsdann — sagt Machiavelli — genöthigt, entweder immer Krieg zu machen, oder sie immer zu bezahlen, oder Gefahr zu laufen, daß sie dir die Herrschaft über deine Staaten entreißen. Immer den Krieg zu machen, ist aber unmöglich, und immer zu zahlen ist es nicht minder, so bliebe dann nur die Nothwendigkeit, sich der Gefahr auszusetzen, daß man seine Staaten verliert. Meine Römer, so lange sie weise und rechtlich waren, erlaubten niemals, daß ihre Bürger den Krieg als ihr einziges Gewerbe betrieben, nicht etwa weil sie nicht zu jeder Zeit sie bezahlen konnten, denn sie führten in der That beständig Krieg, sondern weil sie die Gefahren fürchteten, die ihnen aus einer solchen ununterbrochenen Ausübung des Kriegshandwerks erwachsen konnten. Obwohl bei ihnen die Zeitumstände nicht wechselten, so wechselten doch unaufhörlich die Menschen, und sie hatten die Dienstzeit ihrer Legionen dermaßen geregelt, daß dieselben immer in funfzehn Jahren erneuert waren [1]."

---

1 Dell' Arte della Guerra I. — Perchè i regni che hanno buoni ordini, non danno l'imperio assoluto ai loro re se non negli eserciti, perchè in questo luogo solo è necessaria una subita deliberazione, e per questo che vi sia una unica potestà; nelle altre cose non può fare alcuna cosa senza consiglio, ed hanno a temere quelli che lo consigliano, ch'egli abbia alcuno appresso che ne' tempi di pace desideri la guerra, per non potere senza essa vivere. Ma io voglio in questo essere un poco più largo, nè ricercare un regno al tutto buono, ma simile a quelli che sono oggi; dove ancora da' re debbono esser temuti quelli che prendono per loro arte la guerra, perchè il nervo degli eserciti, senza alcun dubbio, sono le fanterie. Tale che se un re non si ordina in modo, che i suoi fanti a tempo di pace stieno contenti tornarsi a casa, e vivere delle loro arti, conviene di necessità che rovini; perchè non si trova la più pericolosa fanteria che quella che è composta di coloro che fanno la guerra come per loro arte, perchè tu sei forzato o a fare sempre mai guerra, o a pagarli sempre, o a portare pericolo che non ti tolgano il regno. Fare guerra sempre non è possibile, pagarli sempre non si può; ecco che di necessità si corre ne' pericoli di perdere lo stato. I miei Romani, come ho detto, mentre che furono savi e buoni, mai non permessero che i loro cittadini pigliassero questo esercizio per loro arte, non ostante che potessero nutrirli d'ogni tempo, perchè d'ogni tempo fecero guerra; ma per fuggire quel danno che poteva fare loro questo continuo esercizio; poi che il tempo non variava, ciò variavano gli uomini, e andavano

Machiavelli kehrt hier wieder auch in der Auffaſſung des Kriegs die zweiſchneidigen Spitzen heraus, die ſein politiſches Syſtem überall charakteriſiren. Seinem „neuen Fürſten" hatte er zur Erreichung der Zwecke, die er ihm vorzeichnet, kein wirkſameres Inſtrument in die Hand geben können, als den Krieg, durch den er vorzugsweiſe die neuen Herrſchaften entſtehen läßt. In den Büchern über die Kriegskunſt aber warnt er auch wieder vor der Situation, in welcher der Kriegsfürſt durch ſein eigenes Heer genöthigt werden könne, beſtändig Kriege zu führen, um die Soldatenmaſſen, die als eine unauflösliche Macht ſeine Perſon umgeben und denen er dadurch gewiſſermaßen ſein Schickſal anvertraut hat, in fortwährender Beſchäftigung nach Außen hin zu erhalten, weil er ſonſt leicht in den Fall kommen könnte, ſich ſeiner Herrſchaft durch ſie beraubt zu ſehen. Machiavelli, der überhaupt das Verdienſt hat, die Hauptwendepuncte der modernen Politik typiſch und vorausbeſtimmend gezeichnet zu haben, enthüllt in dieſem ſo einfach dargelegten Verhältniß eine hiſtoriſche Maſchinerie, die eigentlich erſt in den neueſten Geſchichtszeiten in großartigen Wirkungen zur Anwendung gekommen iſt. Dies iſt das Syſtem des Napoleonismus, deſſen eigentliche Machtoffenbarung darin beſteht, Krieg und Politik in ihren innerſten Elementen zu vermiſchen und den Staat in unaufhörliche militairiſche Action zu ſetzen, wodurch die neue Gewaltherrſchaft, auf die es ankommt, zugleich als ein Sieg über alle Ideen und Principien, aber auch unter den Bedingungen und Gefahren, die Machiavelli ſchon bezeichnet hat, begründet wird.

Der Napoleonismus, der in ſeinem eigentlichen Weſen nichts Anderes als der militairiſch organiſirte Machiavellismus iſt, hat den letzteren ohne Zweifel zu den glänzendſten Erfolgen in der neueren Geſchichte erhoben, und ihn erſt auf der Höhe ſeines Syſtems gekrönt. Wie viel täuſchenden Schimmer auch die Herrlichkeit des Kriegsruhms lange Zeit über Napoleon den Großen ſelbſt in den Augen der Völker, die ſeine Siege niederwarfen, ausgeſchüttet haben mag, ſo wird er doch in letzter Inſtanz nur als Einer von den neuen Fürſten des Machiavelli in den Annalen der Geſchichte eingezeichnet werden können. Den großen Kriegskaiſer als machiavelliſtiſchen Principe enthüllt zu haben, iſt ein Verdienſt, welches Rie-

---

temporeggiando in modo con le loro legioni, che in quindici anni sempre le avevano rinnovate.

manden anders als dem Neffen Louis Napoleon verdankt wird, der die unerhörten Erfolge seines Auftretens dem machiavellistischen Geiste, in dem er das napoleonische System aufgefaßt, oder vielmehr der einheitlichen Verbindung des Napoleonismus und Machiavellismus zu einem und demselben System, zuzuschreiben hat. Die überraschende Richtigkeit dieser Combination, die ihren siegreichen Moment nicht verfehlen konnte, mußte in der ganzen heutigen politischen Welt empfunden werden, und übte zugleich an Napoleon Bonaparte eine Kritik aus, die ihn seiner positiven Größe entkleidet und seine weltgeschichtliche Geltung auf das Maaß einer rein persönlichen Gewalt- und Militair-Politik zurückgeführt hat. Der Neffe hat die französische Kaiser-Politik zu einem persönlichen Herrschafts-System gestempelt, das zwar nicht ohne Zusammenhang mit den Fortbewegungs-Ideen der Geschichte ist, dieselben aber entweder nur als Hebel der Macht benutzt, oder sie durch die Ausübung der Macht an ihnen in ihrer principiellen Bedeutung zerreibt und vernichtet.

Machiavelli hatte sich in Cäsar Borgia, wie wir früher gesehen, das Urbild seines „neuen Fürsten" gedacht und entworfen, und in dieser Gestalt die Normal-Persönlichkeit construirt, welche, mit Anwendung der machiavellistischen Lehren im Ganzen wie im Einzelnen, ein neues, ganz Italien in sich hinein reorganisirendes Principat aufrichten sollte. Das Haus der Borgia hatte für die damaligen Staatenverhältnisse Italiens dieselbe übergreifende und zusammenfassende Bedeutung gewonnen, wie die Familie Napoleon für die politischen und territorialen Verhältnisse Frankreichs und Europa's seit der französischen Revolution. Die Familie Borgia trug durch ihre spanische Abstammung ebenso ein fremdnationales Element in sich, als die Familie Napoleon durch ihr corsikanisches Blut, das ihrer Verschmelzung mit dem französischen Naturell einen pikanten und starken Grundton gab. Die Politik des Cäsar Borgia, die auf Intrigue, Waffenglück und Thatkraft gestützt war und das machiavellistische Geheimniß von der „gut angewandten Grausamkeit" in sich schloß, hatte den innern und äußern Zerfall der italienischen Demokratieen zu ihrer Grundlage und Operationsbasis. Die italienischen Republiken, die nur in der nationalen und politischen Einheit Italiens hätten fest und sicher getragen werden können, waren der allgemeinen Zerrüttung der italienischen Staatsverhältnisse auch mit ihrem Princip erlegen, das freilich

ſchon in ſich ſelbſt weſentliche Umbiegungen erlitten hatte. Das demokratiſche Princip wird ſich überhaupt nie auf vereinzelten Territorien dauernd entwickeln können, ſondern es muß dazu von einer großen Nationaleinheit umſpannt werden, in der es ſich zugleich aus einer geiſtigen Totalität ergänzt, wo es ſonſt, in der Vereinzelung, der Intrigue der Perſönlichkeiten und dem materiellen Gewicht der Eigenthums-Intereſſen leicht verfällt. Die Aufrichtung einer großen umfaſſenden Herrſchaft aus den Trümmern der Demokratie war daher einem beſtändig ſpeculirenden Geiſt, wie Machiavelli, als der einzig zu betretende Rettungsweg für Italien erſchienen. Er glaubte ſelbſt auf Koſten der Demokratie mit der Nationaleinheit anfangen zu müſſen, um in derſelben das demokratiſche Princip ſich von Neuem und dann auf nicht mehr zu erſchütternden Grundlagen austragen und wiedergebären zu laſſen. Ein ſo wilder, kriegeriſcher und zugleich diplomatiſch ſchlauer Mann, wie Cäſar Borgia, war ihm als der eigentliche Held dieſer Zerſtörungs- und Eroberungspolitik erſchienen, welche das demokratiſche Princip in die große Intrigue der Gewalt hineinziehen und aus dieſem Corrumpirungs- und Ueberrumpelungs-Act die neue große Herrſchaft entſtehen laſſen ſollte. Daſſelbe Verhältniß, in dem Cäſar Borgia zur italieniſchen Demokratie ſtand, hatte Napoleon zur franzöſiſchen Revolution und zu den Ideen von 1789, die durch ihn vor den Triumphwagen einer großen Despotie geſpannt werden ſollten.

Napoleon war nicht höher und größer begabt als jener Cäſar Borgia, deſſen Charakter von Machiavelli ſo meiſterhaft auseinandergelegt worden. Aber der Zerfall der politiſchen Organiſationen in Europa war beim Eintritt der franzöſiſchen Revolution und in ihren Folgen ſchon ſtärker und weitergreifend, als im Jahrhunderte Cäſar Borgia's und Machiavelli's. Dadurch gewann die Napoleoniſche Herrſchaft dieſen univerſalen Machtcharakter, mit dem ſie ſich ebenſo ſtark über die europäiſchen Territorien ergoß als ſie unter dem Schein, das Product der demokratiſchen Principien zu ſein, die Bewältigung und die Feſſel derſelben in ſich darſtellte. Der Napoleonismus wurde ein Syſtem, das den großen Weltkampf zwiſchen den demokratiſchen und abſolutiſtiſchen Staatsordnungen, der die abendländiſchen Völker ſeit den Zeiten Machiavelli's bewegte, zum Stillſtand zu bringen und in eine durch die Gewalt repräſentirte Vermittelungsphaſe hinüberzuheben ſtrebt. Der große Urheber dieſes Syſtems, Napoleon Bonaparte, war perſönlich von einer

enthuſiaſtiſchen Hingebung an das demokratiſche und republikaniſche Princip ausgegangen, das ſich aber ſchon frühe in ſeinem ganzen Weſen mit dem überwiegenden militairiſchen Element und mit dem Gedanken einer welterobernden Kriegführung gemiſcht hatte. Als Eroberer wollte Napoleon jedoch zugleich conſtituirender Politiker ſein, wie er ſchon bei der Expedition nach Aegypten bewies, für welches er mitten im Kriege einen Verfaſſungs-Entwurf ausarbeitete. Ein principieller Niederſchlag der Revolution, gefeſtigt durch das Glück der Waffen und der Aventure, wurde der bewußte Charakter ſeiner Beſtrebungen, nachdem er am 18. Brumaire zuerſt ſeine Perſon als den entſcheidenden Moment für die fernere Entwickelung und Geſtaltung Frankreichs hingeſtellt hatte. Dieſer Moment wäre der größte in der modernen Geſchichte geworden, wenn Napoleon in dem Augenblick, wo er als Conſul der franzöſiſchen Republik eintrat, ſich zugleich zum ſchaffenden und verſöhnenden Helden der Freiheit hätte machen wollen, wozu er als Geſetzgeber der Republik durch eine dauernde und lebensfähige Grundlegung ihrer politiſchen und ſocialen Elemente die Macht in den Händen hatte. Aber ſchon die Conſularverfaſſung ſpitzte unter dem künſtlichen Schein einer gegliederten Conſtitution die geſammte Staatsgewalt in der Perſon Napoleons zu, der in der ihn umſtehenden Dreiheit des geſetzgebenden Corps, des Tribunats und des Senats ſeine perſönliche Allmacht nicht theilen, ſondern nur mit den bequemen und wirkſamen Organen ſeines Willens verſehen wollte.

In dieſer Maſchinerie alle Parteien zu fangen, war die erſte Klugheitsmaxime in ſeinen weitausſehenden Herrſcherplänen geworden. Allen Principien und Intereſſen gegenüber kam es nur noch darauf an, der Dictatur, die an die Stelle aller Inſtitutionen getreten war, eine permanente Form und einen möglichſt organiſchen Anſchein zu geben. Die mit den Principien zerfallene oder aus einer Corrumpirung derſelben hervorgegangene Regierung kann überhaupt nur noch in einer Dictatur beſtehen, die es zu glänzenden Gewaltäußerungen und zu umfaſſenden Herrſchaftsbefeſtigungen zu bringen vermag, aber weder moraliſche und geiſtige Würde noch ſchaffende Kraft für die Entwickelung der inneren Nationalzuſtände jemals in ſich auftreiben wird. Das Schickſal der modernen Regierungen iſt es überhaupt, in das Weſen der Dictatur überzuſchlagen, weil ihre Einrichtungen in der Regel ſo ſchlecht getroffen und ſo zweifelhaft geſtellt ſind, daß es ihnen nur immer darauf ankommt, den Moment zu behaupten

und von der Hand in den Mund zu leben. Die Staatsorganisation, die nur eine momentane Gewaltfristung ist, macht aber zugleich in der Volkskraft selbst den Prozeß des Verderbens anhängig. Je mehr die Regierungen Dictaturen werden, desto mehr entarten die Völker zum bloßen Material des Herrschaftswillens und zeitigen oder entscheiden die Lebensstufe, auf der die Nationen ihren historischen Untergang finden. Diese Dictaturen sind aber auch auf der andern Seite nur Verewigungen des innern Revolutionszustandes, dessen Mächte dadurch immer wieder gestärkt und auf den entscheidenden Punct hinausgelockt werden, auf dem sie mit immer neuen Anrechten auf Sieg und Herrschaft hervortreten. Es ist dies das eigentliche Naturgesetz, dem Machiavellismus und Napoleonismus unterliegen, obwohl Machiavelli diese Umschlagstheorie sich nur in seinem demokratischen Bewußtsein vorbehalten hatte, Napoleon aber, in richtiger Beurtheilung der heutigen europäischen Menschheits- und Völkerzustände, den Kampf mit der Revolution für einen permanenten hielt, der durch auswärtige Kriege und innere Intriguen abzuleiten, und im Einzelnen auch unter demokratischen Masken zu führen sei, der aber zugleich durch ein ununterbrochenes polizeiliches und militairisches Vertheidigungssystem in Aussicht genommen werden mußte.

So wurde der Napoleonismus dies neue Regierungs-System des Revolutionszeitalters, das an Stärke und an Erfolgen, an Größe, Glück und Ansehn allen andern künstlichen Reactions- und Restaurations-Regierungen überlegen wurde, jedoch zugleich als der kalte und eiserne Reifen erschien, der sich um das Herz Frankreichs und seine innersten Bewegungen legte und dieselbe Fesselung der Geister auf das ganze europäische Völkerleben auszudehnen trachtete. Die sogenannte Größe Napoleons, die unter dem rein militairischen Gesichtspunct unbestritten ist, und auf dem strategischen Gebiet durch eine geniale und zauberähnliche Anwendung des Offensiv-Systems sich offenbarte, ist in seiner historischen und politischen Stellung doch nur einer glänzenden Nebelwolke vergleichbar, die in sich selbst zerfließt, ohne eine lebenzeugende Wirkung von sich ausgehen lassen zu können. Im Grunde stand Napoleon auch als Regent immer nur auf dem Standpunct der Offensive, die er in den größten seiner gewonnenen Schlachten mit oft so wunderbaren Erfolgen wirken ließ, die er aber auch innerhalb der Staatsorganisation in einer beständigen Angriffsposition gegen alle Parteien und Principien zur An-

wendung brachte. Der Napoleonismus wurde auch dadurch das eigentliche System der revolutionnairen Reaction im modernen Europa, daß er es in der Einrichtung des Polizeiwesens zu der höchsten Stufe der Organisation brachte und dem polizeilichen Element die Kraft und Geschicklichkeit gab, das innerste Leben des Staats und der Bevölkerung in allen seinen Fasern zu zersetzen und zu unterbinden. Die innere Geistesöde des napoleonischen Reichs sollte auf der anderen Seite durch das religiöse Element und den Katholizismus ausgefüllt werden, dem Napoleon ohne Zweifel durch einen ursprünglichen Zug seines Naturells hingegeben war, das aber bei ihm, wie alle seine Institutionen, zugleich mit dem polizeilichen Element in die bestimmteste Wechselwirkung trat, so daß es jeden Augenblick sichtlich wurde, wie die Religion die Polizei und die Polizei die Religion decken sollte.

Dies sind die sogenannten „napoleonischen Ideen", die, mit einigen phrasenhaften Anschauungen von der Heiligkeit der Familie und des Eigenthums versetzt, die Grundlage dieses politisch-militairisch-polizeilichen Eroberungs-Systems bildeten, und damit zugleich die National-Eitelkeit der Franzosen ins Spiel brachten, welcher der Beruf zur französischen Weltherrschaft vorgespiegelt wurde. Der Neffe hat mit einer ungeahnten Geschicklichkeit dies System zu einer Zeit wieder aufgenommen, wo Frankreich in den Irrgängen der Februar-Republik keinen Ausweg mehr wußte, und wo die politischen Parteien in so verwickelten und darum thatlosen Stellungen einander gegenüberstanden, daß der Napoleonismus, der ursprünglich die Neutralisirung aller Parteien Frankreichs ist, dadurch mit einer gewissen Nothwendigkeit wieder an die Spitze der Bewegung treten und in seine alte Aufgabe zurückversetzt werden konnte. Wenn Louis Napoleon in bei weitem kleinern Dimensionen, als der große Kaiser, der „neue Fürst" des Machiavelli ist, so übertrifft er sein Urbild, dem er seine Existenz in den einzelnsten Zügen und Motiven nachgepinselt hat, fast noch in der durchdringenden Spürkunst, den richtigen Moment zu erlauern und denselben in einem unabweislichen Zusammenhang mit der ganzen europäischen Weltlage auszubeuten. Der Staatsstreich des 2. December 1851, durch welchen die französische Revolution von 1789 in eine neue Phase getreten ist, faßte mit einem unvergleichlichen Handgriff die Spitzen der ganzen europäischen Situation zusammen, und bog ihre principiellen wie ihre factischen Gefahren mit einer Virtuosität nieder, die alle

alten Reactionnairs beſchämte und die großen Cabinette vor Bewunderung und Neid betroffen machte. Der Napoleonismus, den wir in ſeinem eigentlichen Weſen nur als eine moderne Vollendung des Machiavellismus auffaſſen können, konnte in ſeiner neuen Offenbarung durch den Neffen nur die genaue Wiederholung aller in ſeinem Syſtem eingeſchloſſenen Züge ſein. Die einzige Abweichung, welche ſich Louis Napoleon bei der Proclamirung ſeines neuen Reiches geſtattete, war die, daß er das Wort Frieden an die Stelle ſetzte, wo im Syſtem der Krieg mit unabweislicher Nothwendigkeit eingezeichnet ſteht.

Es war zuerſt in der auf ſeiner imperialiſtiſchen Probereiſe in Bordeaux gehaltenen Rede, daß Louis Napoleon das Kaiſerthum des Friedens proclamirte, worin er ſich aber nur der Verſtellungskunſt bedienen wollte, die Machiavelli vor Allem dem neuen Fürſten zur Pflicht gemacht hat, und worin Louis Napoleon auf eine ſeltene Weiſe durch ſein ganzes Naturell unterſtützt wird. Durch ein napoleoniſches Friedenskaiſerthum, wenn es an ſich möglich wäre, würde der Napoleonismus zugleich in eine poſitive Stellung übergehen, um darin die Früchte ſeines Syſtems zu ernten. Aber dieſe Früchte können, wie ſich auch die Dinge wenden mögen, nie und nimmer andere ſein als die Früchte der Revolution, denn auch der Napoleonismus kann nur das ernten, was er geſäet hat. Der Ideen-Kreis des Napoleonismus iſt aber ein von vornherein abgeſteckter und geſchloſſener, der ſich auch nicht durch eine einzige neue Nüance erweitern laſſen dürfte. Am wenigſten aber erſcheint Louis Napoleon als der Mann, neue Ideen auf den Stapel zu bringen, er, der die Politik des Onkels wie eine vorgezeichnete Schach-Partie nach einem Lehrbuch weiter ſpielt, und dabei dieſelben Berechnungen mit denſelben Abſichten verbinden muß. Indem er den Napoleonismus wieder als dieſe Rettungs-Maſchinerie für die revolutionnaire Geſellſchaft aufzog, war er mit allen ſeinen Mitteln und Kräften auch in den Kreis jener „napoleoniſchen Ideen" gebannt, in denen Soldaten, Polizei und Clerus, und die dem Socialismus gegenüber vielleicht neu arrangirten Phraſen von Familie und Eigenthum, als die eigentlich bewegenden Factoren und Triebfedern erſcheinen. Es iſt aber auch nicht nöthig, dieſe Motive als „Ideen" zu bezeichnen; der Name Napoleons, der hier gleichbedeutend mit den Ideen ſelbſt gebraucht wird, reicht allein ſchon aus, das ganze Herrſchaftsſyſtem in ſeinen äußeren und inne-

ren Beziehungen erſchöpfend feſtzuſtellen, alle Principien abzuweiſen und nach den abgewieſenen Principien alle Thatſachen zu regeln, und zugleich alle nur irgend denkbaren Berechtigungen zu erſchließen.

Der Napoleonismus des Friedens, der an ſich nur eine diplomatiſche Phraſe iſt, würde die erſte Neuerung in dem napoleoniſchen Syſtem ſein, durch die daſſelbe ſeiner eigentlichen Natur und damit jeder weitgreifenden Wirkſamkeit entzogen werden müßte. Der König Louis Philippe wurde ſeiner Zeit auch ein Napoleon des Friedens genannt, und man bezeichnete damit das von ihm ausgebildete Schaukel-Syſtem, das den politiſchen Gegenſätzen gegenüber, deren einer durch den andern im Schach gehalten und dialektiſch zerrieben werden ſollte, auch als die Despotie der Vermittelung erſcheinen konnte. Das conſtitutionnelle Syſtem, mit ſeinen die öffentliche Meinung ausſaugenden und überreizenden Debatten, mit ſeinen perſönlichen und principiellen Intriguen, mit ſeinen illuſoriſchen Majoritäts-Abſtimmungen, bildet die geeignete Grundlage für eine ſolche Regierungs-Politik, die unter dem künſtlichen Schein, Alle zu befriedigen, ſich die Macht erobern will, Niemanden Etwas zu gewähren, und damit nur die unumſchränkte Geltung des herrſchenden Einzelwillens zu behaupten. Der Friedensnapoleonismus, der immer auf die Macht der Debatte angewieſen ſein wird und nur in den beſtändigen Transactionen mit ſeinen Gegnern ſeine Stärke finden kann, wird doch zuletzt dem parlamentariſchen Element wieder verfallen und demſelben immer neue und immer weitergreifende Zugeſtändniſſe machen müſſen. Es war deshalb die Anarchie des Parlamentarismus, in der das Reich Louis Philippe's nothwendig ſein Ende finden mußte. Die Februar-Republik von 1848 hatte den conſtitutionnellen Parlamentarismus nur beerbt, aber nicht überwunden. Das geckenhafte Ringen und Meſſen der Wort-Gladiatoren begann in der Republik ſich noch nachtheiliger in die innerſten Lebenszuſtände hineinzufreſſen, da die Spitze des Königthums fehlte, an der ſich ſonſt alle Debatten wie an ihrem letzten Ziel gebrochen hatten und ſich nun die Angriffe unmittelbar gegen die Exiſtenz des beſtehenden Geſellſchaftszuſtandes wandten. Der Parlamentarismus, der ſtets zum Deckmantel der verſchiedenſten politiſchen Intriguen gebraucht werden konnte, war in der Republik zu einer offenen Verſchwörung gegen die republikaniſche Staatsform ſelbſt und zu einem Tummelplatz für die verſchiedenen dynaſtiſchen Wühlereien geworden. Louis Napoleon ſuchte zunächſt

die ſpecifiſche Eigenthümlichkeit ſeiner Miſſion gerade darin auszuprägen, daß er mit Einem Schlage den Sturz der parlamentariſchen Formen und Notabilitäten zuwege brachte, und auf dieſem reingefegten Boden Frankreichs eine neue Epoche ankündigte, die ſich von allen Elementen der Reſtauration, der Juli-Monarchie und der Februar-Republik weſentlich unterſchied.

An die Stelle des Parlamentarismus, der ſelbſt als Werkzeug der Macht-Intrigue und zur ſcheinbar geſetzlichen Billigung ungeſetzlicher Regierungshandlungen verbraucht und dadurch vertrauenslos geworden war, ſetzte Louis Napoleon die Operation mit dem allgemeinen Stimmrecht, das ein ebenſo zweideutiger aber bei weitem populairerer und friſcherer Begriff als das redehaltende und abſtimmende Repräſentantenweſen war. Wenn die europäiſchen Mächte, die dem franzöſiſchen Conſtitutionalismus die ganze Schuld der revolutionnairen Bewegungen von 1848 beimaßen, das kurze Umſpringen Louis Napoleons mit den parlamentariſchen Gewalten und Perſönlichkeiten in ſtiller Bewunderung angeſehen hatten, ſo erſchien es ihnen ohne Zweifel noch wichtiger, das allgemeine Stimmrecht, welches mit der offenen und permanenten Revolution für gleichbedeutend gehalten wurde, als Mittel zu einer neuen Herrſchafts-Stabilität und als Zauberſtab einer alle Volksrechte vernichtenden Politik gebraucht zu ſehen. Es erſcheint dies ohne Zweifel als der höchſte politiſche Kunſtgriff, die Revolution mit ihren eigenen Waffen zu ſchlagen und ihr als ein Product ihres eignen Willens und ihrer höchſten Freiheit eine neue Knechtſchaft unterzuſchieben. Der Machiavellismus tritt hier in eine moderne Organiſation, die das Muſter einer polizeilichen Einniſtung in den Volkswillen darbietet und denſelben durch Triebfedern und Machinationen aller Art dazu bringt, feierlichſt ſeine eigene Abſetzung zu decretiren. Es kommt hierbei nicht darauf an, wie viele von den Millionen Stimmen, welche für Louis Napoleon abgegeben worden ſind, lediglich der Corrumpirung der öffentlichen Verhältniſſe und Organe zugeſchrieben werden müſſen. Die Kunſt iſt die, das ganze Schein-Manoeuvre auf eine unwiderſtehliche und überwältigende Weiſe vollbracht zu haben und dem neuen Herrſchaftsſpiel eine Rechtsphraſe zu gewinnen, die revolutionnairen Urſprungs, aber von contrerevolutionnairer Bedeutung iſt.

Das allgemeine Stimmrecht, welches ſo leicht von der politiſchen Charlatanerie ausgebeutet werden kann, trägt jedoch auf

ſeinem innerſten Grunde Elemente in ſich, die jeden politiſchen Sieg mit demſelben als gefährlich und zweideutig erſcheinen laſſen müſſen. Das allgemeine Stimmrecht iſt ein rein materielles und ſociales Element, und ſpitzt ſich weſentlich als Eigenthumsfrage zu, wohinter die politiſchen Regierungsformen als ziemlich gleichgültig und bedeutungslos zurücktreten. Die Erfolge, die man zur Erlangung einer beſtimmten Regierungsform durch das allgemeine Stimmrecht davonträgt, ſind daher ſehr zweifelhafter Natur, weil daſſelbe in unaufhaltſamer Richtung über den Staat hinausgeht und denſelben zu einem Auflöſungsproceß treiben will, aus dem die Geſellſchaft als ſolche in ihren natürlichen Anforderungen und Berechtigungen und in ihrer ideellen Unbedingtheit ſich reorganiſiren ſoll. Die eigentliche Formel für das allgemeine Stimmrecht iſt der Socialismus geworden, welcher überhaupt jetzt den ganzen Begriff der Revolution in ſich hineingenommen hat, ſeitdem das politiſche Element bei jeder künftigen revolutionnairen Umwälzung inſofern zu einem untergeordneten geworden iſt, als Staatsformen und Verfaſſungsweſen ihre ſpecifiſche und ausſchließliche Bedeutung ganz und gar verloren haben. Der Staat als ſolcher, und ſoweit es ſich in ihm um eine beſtimmte organiſche Geſtaltung handelt, kann natürlich mit dem allgemeinen Stimmrecht nicht beſtehen, er kann durch daſſelbe nur geſellſchaftlich aufgelöſt werden. Schon die franzöſiſche Februar-Republik war kein Staat mehr, ſondern nur der erſte Verſuch ſocialiſtiſcher Desorganiſation, der aber in der peinlichen Schwebe, in der er hängen blieb, zu keiner Entſcheidung gelangen konnte, weil die alten dynaſtiſchen und parlamentariſchen Parteien noch zu ſtark geblieben waren und inmitten der neuen republikaniſchen Organiſation ſich vertreten durften.

Wie glücklich auch die Operation Louis Napoleons mit dem allgemeinen Stimmrecht im Intereſſe der factiſchen Machtpolitik erſcheinen mag, ſo hat doch das darauf neubegründete napoleoniſche Kaiſerthum damit von dem Socialismus ein Handgeld angenommen, dem es früher oder ſpäter wird gerecht werden müſſen. Aus dieſer Auffaſſung iſt die merkwürdige Schrift hervorgegangen, welche P. J. Proudhon über den Staatsſtreich vom 2. December[1] hat erſcheinen laſſen. In der ſchlagfertigen und ſtarkmüthigen

1 La Révolution sociale démontrée par le coup d'état du 2. Decembre, par P. J. Proudhon. Paris 1852.

Weiſe dieſes Autors wird darin die ſiegreiche Politik und Perſon Louis Napoleons als eine hiſtoriſche Bürgſchaft der kommenden ſocialen Revolution ſelbſt entwickelt, als deren nothwendiges Organ derſelbe in ſeiner Erſcheinung wie in allen ſeinen Handlungen anerkannt wird. Dieſe logiſche und geiſtreiche Entwickelung ſtützt ſich einmal darauf, daß durch die Herrſchaft Louis Napoleons der Banquerott aller politiſchen Staatsformen entſchieden worden ſei, und dann auf die Annahme, daß der Sturz aller politiſchen Parteien, der weſentlich im Bunde mit den ſocialiſtiſchen Kräften des allgemeinen Stimmrechts zu Stande gebracht worden, der darauf begründeten Herrſchaft von ſelbſt eine neue Bahn anweiſe, auf der die ökonomiſchen Intereſſen der Geſellſchaft ſich zu einer ausſchließlichen Geltung drängen würden. Es iſt dies allerdings der zweifelhafte Punct der napoleoniſchen Situation, auf welchem das alte und das neue Kaiſerthum in verſchiedenen und unähnlichen Richtungen auseinanderlaufen dürften. Denn wenn auch die Geſchichte ſcheinbare Wiederholungen zuläßt, ſo giebt es doch dabei ebenſo wenig ganz gleichartige Ereigniſſe und Verläufe, als in der Natur, nach der bekannten Behauptung des Leibnitz, auch nur zwei gleichgeformte Blätter gefunden werden können. Das zweite franzöſiſche Kaiſerthum wird aber mit ſeinem Urſprung, den es aus der revolutionnairen Intrigue genommen, und mit den Zugeſtändniſſen, die es an das allgemeine Stimmrecht und den Socialismus gemacht, auf allen ſeinen künftigen Stadien behaftet bleiben und dadurch nothwendig bedingt werden. Will es ſeinen unläugbaren revolutionnairen Verpflichtungen gehorchen, ſo wird es den an die Spitze ſeines Programms geſtellten Beruf, die Revolution für immer zu ſchließen, doch nur dadurch in eine befriedigende Activität ſetzen können, daß es ein Reich der Revolution in organiſchen Formen aufbaut, weshalb es ſich auch von vornherein als die wahre Erfüllung der Ideen von 1789 proclamirte. Ob dies Friedensreich der Revolution in die Phantaſiewelt der ſocialen Utopieen zu ſetzen ſei, wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen. Es würde aber zu einer Verwirklichung dieſes Planes einer gottähnlichen Schöpfungskraft bedürfen, die nicht bloß über das Intrigantenthum, ſondern auch ſelbſt über das hiſtoriſche Heldenthum hinausgeht.

Seinen innerlichſt revolutionnairen Verpflichtungen kann Louis Napoleon nur durch Kriegführung im altnapoleoniſchen Sinne ausbiegen, und das Programm ſeiner Eroberungen, auf die er

zur Behauptung ſeiner perſönlichen Stellung angewieſen iſt, ſteht ihm dabei auf eine faſt fataliſtiſche Weiſe vorgezeichnet. Er bedarf dazu eines ſeinem Willen gehorſamen Heeres, welches, auf einer undurchbrechlichen militairiſchen Organiſation ruhend, dadurch den eigentlichen Staat im Staate darſtellt und die weſentlichſte Lebenskraft der Geſellſchaft in ſich aufſaugt. Das napoleoniſche Herrſchaftsſyſtem, welches auf den Trümmern der politiſchen Parteien aufgerichtet iſt, bedarf aber zugleich nach Innen einer Prätorianer-Armee, wie ſie zuerſt von Auguſtus und Tiberius gegen das römiſche Volk geſchaffen wurde, und welche zuletzt die Kaiſer nicht nur machte, ſondern auch abſetzte, und den Untergang des römiſchen Reichs unaufhaltſam herbeiführte. Machiavelli führt ſchon dieſes jede Staatsorganiſation zuletzt zerſtörende Prätorianerweſen auf die Ausartungen der Perſönlichkeits-Politik zurück[1]. Das napoleoniſche Syſtem iſt nichts Anderes als die bewaffnete Perſönlichkeits-Politik, die ſchon in der alten Welt an die Stelle aller ſtaatlichen Organiſationen ſich ſetzte, und den Untergang ganzer Epochen ſymptomatiſch verkündigt, oder auch den Ruin einer geſammten Volks- und Staatsexiſtenz in ſich trägt. Das Heerweſen, durch das Geheimniß der Disciplin und durch die Magie gewiſſer Formen und Aeußerlichkeiten zuſammengehalten, ſcheint beſtimmt, jedesmal dieſe äußerſten Entwickelungsproceſſe der Geſchichte, bei denen es ſich unter dem Schein einer individuellen Gewaltherrſchaft um die Heraufbildung eines neuen Weltprincips handelt, zu tragen und zu decken. Die Regimenter löſen dann auf eine Zeit lang die Parteien ab, obwohl beide

1 Dell' Arte della Guerra I. Perchè Ottaviano prima, e poi Tiberio, pensando più alla potenza propria, che all' utile pubblico, cominciarono a disarmare il popolo romano per poterlo facilmente comandare, ed a tenere continuamente quelli medesimi eserciti alle frontiere dell' imperio. E perchè ancora non giudicarono bastassero a tener in freno il popolo e senato romano, ordinarono un esercito chiamato Pretoriano, il quale stava propinquo alle mura di Roma, ed era come una rocca addosso a quella città. E perchè allora ei cominciarono liberamente a permettere che gli uomini deputati in quegli eserciti usassero la milizia per loro arte, ne nacque subito la insolenza di quelli, e diventarono formidabili al senato e dannosi all' imperatore; donde ne risultò, che molti ne furono morti dall' insolenza loro, perchè davano e toglievano l'imperio a chi pareva loro; e talvolta occorse che in un medesimo tempo erano molti imperatori creati da vari eserciti. Dalle quali cose procedè prima la divisione dell' imperio, ed in ultimo la rovina di quello.

im Grunde nichts als eine andere Geſtalt der Maſſenherrſchaft ſind, in welcher der ſchöpferiſche Urgrund aller Geſchichte und alles Staatslebens von Neuem in Bewegung geſetzt wird. In der Partei-Organiſation, die im conſtitutionnellen Staat die eigentliche Lebenskraft deſſelben wird, iſt die Freiheit des Individuums ebenſo aufgezehrt und illuſoriſch gemacht, als in der Ordnung der Regimenter, in der das Individuum nur der bewegliche Punct iſt, auf dem die in Action geſetzten Maſſen ſich ineinandergeſchoben haben. Dieſe Organiſationen zu einem perſönlichen Zweck ausbeuten, iſt das eigentliche Weſen der Herrſchaft. In der conſtitutionnellen Monarchie Louis Philippe's beſtand die Regierungskunſt vornehmlich darin, die Balancirſtange der Parteien zu tragen und dieſelben ſo gegen einander aufmarſchiren zu laſſen, daß auf ihren im Kampfe emporgehaltenen Schildern der repräſentative Thron ruhen konnte. Wie geſchickt aber auch die Berechnung dieſer Parteiſtellungen gemacht worden ſein mag, die auch zum Theil an künſtlichen Gängelbändern geleitet wurden, ſo bleibt doch dabei leicht ein Reſt, der ſich allem Calcül entzieht, und der dann durch den revolutionnairen Zufall in eine ſiegreiche Poſition eintritt. Dies zeigte ſich in Frankreich in der Februar-Nacht 1848, wo die republikaniſche Partei, die bei den Verwickelungen der Reform-Banquet-Frage bisher gar nicht in Betracht gekommen war, unerwartet das Heft in den Händen behielt. Der revolutionnaire Zufall in der Geſchichte gleicht der Ueberrumpelung mancher tugendhaften Frau, die an die Situation preisgiebt, was ſie grundſätzlich nie verſtattet haben würde, und der dann am Ende nur ihr Recht damit geſchieht. Solche Momente ſind immer der Prüfſtein ganzer Exiſtenzen und ganzer Epochen. Mit der Auflöſung der Parteien hatte der Conſtitutionnalismus ſein Herrſchafts-Material verloren, und ein neuer Organiſateur mußte die Regimenter marſchiren laſſen, um durch ſie die Möglichkeit einer neuen Staatsgewalt herbeizuführen, und der in lauter Widerſprüchen auseinandergefallenen Situation den Zwang eines einheitlichen Herrſcherwillens anzuthun. Die charakteriſtiſche Bedeutung einer ſolchen Herrſchaft hat Machiavelli in ſeinen Lehren des Principe Ein für allemal feſtgeſtellt und die Typen dafür entworfen, die in Geſchichtskriſen dieſer Art beſtändig gleichartig wiederkehren müſſen. Herrſchaft heißt auf dieſem Punct nichts Anderes, als wenn Alle auf dich ſchimpfen und ſich Alle vor dir beugen! Ein Volk, welches ſich ſolchen Einflüſſen gefangen giebt und nur in

dieſer ſchmachvollen Dialektik noch eine factiſche Befeſtigung ſeiner Zuſtände erlangen kann, verfällt dadurch allerdings einer zeitweiſen Barbarei, die zunächſt in der Verwilderung ſeines geiſtigen Nationallebens, in dem Untergang von Literatur, Wiſſenſchaft und Kunſt, und in der Corrumpirung der Preſſe und der öffentlichen Meinung ſich zu erkennen geben wird. Es war die kühne Hypotheſe Machiavelli's, in dieſer Durchgangsperiode der Barbarei einen neuen Weg für die geſunde Reaction der Volkskraft eröffnet zu ſehn. Auch darin ſtimmen Napoleonismus und Machiavellismus miteinander überein, daß beide in der neuen Herrſchaft ein fürſtliches Retteramt für die zerfallene Geſellſchaft begründen wollen. Machiavelli verlangte eine die Schlechtigkeit charaktervoll ſyſtematiſirende Perſönlichkeit zum Träger dieſer Rettungs-Politik, die bei ihm freilich ganz eigenthümliche nationale Vorausſetzungen hatte. Dagegen proclamirte ſich der Napoleonismus ſowohl im Onkel wie im Neffen von vornherein als der Staats- und Geſellſchafts-Retter in dem unmittelbaren Sinne, daß durch ihn die Ueberlieferungen der Revolution geſchloſſen und an die Stelle der umwälzenden Ideen ein neuer ſtabiler Organismus, deſſen Principien freilich dahingeſtellt blieben, geſetzt werden ſolle. Machiavelli's Fürſt, der ſchon an Dante's Volkskaiſer einen idealen aber nicht glücklicheren Vorgänger gefunden, und deſſen Verwirklichung auch in der Perſon des Cäſar Borgia nicht umfaſſend genug gerieth, iſt nicht dazu gelangt, die ihm zugedachte Retter-Aufgabe an dem großen und unglücklichen Italien zu vollziehen. Nicht beſſer wird es dem Napoleonismus mit dem ſchönen und nicht minder unglücklichen Frankreich ergehen. Ein Volk rettet man nicht, oder höchſtens aus den Händen ſeiner Retter. Dauernd zu helfen iſt ihm nur durch Gott und durch ſich ſelbſt.

Druck der Teubner'ſchen Officin in Leipzig.

Cagliostro in Petersburg.

Hiſtoriſche Novelle

von

Theodor Mundt.

Prag und Leipzig,
Verlag von J. L. Kober.
1858.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

	Seite
Erſtes Capitel. Kulnoff Iwanowitſch	1
Zweites Capitel. Eine Ohrfeige	10
Drittes Capitel. Das Geheimniß der Verjüngung . . .	30
Viertes Capitel. Lorenza	64
Fünftes Capitel. Die Prophezeihung	80
Sechſtes Capitel. Die falſche Banknote	116
Siebentes Capitel. Das Rendezvous und die Politik . .	129
Achtes Capitel. Kaliſtalbſcherſton	153
Neuntes Capitel. Kaiſer Joſeph II. in Petersburg . .	167
Zehntes Capitel. Die Staatsconferenz	197
Elftes Capitel. Der Ball des Miniſters des Innern . .	205

Cagliostro in Petersburg.

Erſtes Capitel.

Kulnoff Iwanowitſch.

Der Geheimrath von Gelagin, der Cabinetsminiſter der Kaiſerin Katharina II., hatte ſoeben eine Botſchaft erhalten, welche ihn in demſelben Augenblick in das Winterpalais vor die Czarina berief, die eine mündliche Auskunft in einer gerade vorliegenden Sache von ihm verlangte.

Herr von Gelagin ſah ſich durch dieſen unerwarteten Befehl der Kaiſerin heut auf das Unangenehmſte berührt, denn er hatte in ſeinem eigenen Hôtel eingeladene Gäſte zu empfangen, die ſchon in einer Stunde zum Diner bei ihm eintreffen ſollten.

Es war dadurch eine Art von Verlegenheit für den Miniſter entſtanden, die ihm eine ſehr verdrießliche Laune zu bereiten ſchien.

Während er von ſeinem Kammerdiener die letzte Hand an ſeine feierliche Toilette legen ließ, in welcher er

vor der Czarin zu erscheinen hatte, unterhielt er sich gleichzeitig mit seinem Secretair und Vertrauten, Herrn Kulnoff Iwanowitsch, der in dem anstoßenden Cabinet am Schreibtisch saß, über die mögliche Störung, die das heutige Diner erleiden konnte.

Gelagin war jedoch nicht der Mann, der sich anhaltend über Etwas zu beunruhigen vermochte. Er war einer der fröhlichsten und sorgenlosesten Charaktere in Petersburg, und strich sich auch jetzt mit einer lustigen Geberde über die Stirn, indem er es aufgab, sich ferneren Zweifeln über die Pünktlichkeit seiner Rückkehr zu überlassen. Sein Secretair, auf dessen Gewandtheit er sich verlassen durfte, hatte für alle Fälle die nöthigen Verhaltungsbefehle von ihm empfangen.

Kulnoff Iwanowitsch war zu seinem Herrn in das Gemach getreten, und stand zögernd an der Thür, als wenn er noch mit einigen Bedenken, die ihm jedoch schwer zu äußern fielen, hervorzutreten beabsichtige. Der Minister war noch damit beschäftigt, nach vollendeter Toilette sein Bild in den venetianischen Spiegel fallen zu lassen und nach allen Seiten hin prüfend zu überschauen. Gelagin war ein Lebemann im cavaliermäßigsten Sinne des Wortes, und dieser Charakter prägte sich in dem ganzen heitern und leichtfertigen Ausdruck seiner Persönlichkeit auf das Vollständigste ab. Obwohl ein starker und über-

mäßiger Verbrauch des Lebens auf seinen Gesichtszügen ausgesprochen lag, so hatte das Genußleben, dem Gelagin wie irgend Einer unter den Großen an Katharina's Hofe huldigte, ihm doch zugleich eine gewisse Elasticität und Jugendlichkeit erhalten, welche mit der Zahl seiner Jahre in keinem Verhältniß zu stehen schien. Ein Mann von vierzig Jahren, schien er in seiner schlanken, hoch emporgewachsenen Gestalt kaum das Aussehen eines dreißigjährigen Junggesellen zu haben.

Von dem Spiegel trafen die befriedigt lächelnden Blicke des Ministers auf seinen Secretair, der mit einer wunderlichen Geberde an der Thür stand.

„Was ist Dir, Kulnoff Iwanowitsch?" fragte Gelagin, indem er ihn verwundert betrachtete.

Kulnoff schüttelte langsam den Kopf, und sagte dann, sich bis zur Erde verneigend: „Ew. Excellenz haben mir Ihre Aufträge gegeben, die ich mit der größten Pünktlichkeit befolgen werde. Auch fürchte ich nicht die Laune des durchlauchtigsten Fürsten Potemkin, wenn er vor Eurer Excellenz hier eintreffen sollte. Er hat schon öfter geruht, sich gnädigst von mir unterhalten zu lassen, und da die Prinzessin von Santa Croce und die Sängerin Gabrieli wahrscheinlich auch frühzeitig zum Diner anlangen werden, so wird dem Fürsten die Zeit des Wartens nicht schwer

verſtreichen. Aber Ew. Excellenz ſagten, daß der Graf Caglioſtro ſchon ſogleich hier erſcheinen würde?"

„Wie ich Dir geſagt, habe ich den Grafen Caglioſtro eine Stunde vor Beginn des Diners in mein Cabinet beſtellt, weil ich allein mit ihm Etwas zu verhandeln habe," erwiederte Gelagin. „Wenn er kommt, mußt Du mich bei ihm entſchuldigen, und ihn mit allem Aufgebot Deines Geiſtes und Witzes zu unterhalten und zu feſſeln ſuchen, damit er nicht wieder von dannen geht und vielleicht auch zum Diner nicht wieder zurückkehrt, wie er es mir ſchon einmal gemacht hat. Es iſt möglich, daß ich ſchon in einer halben Stunde wieder aus dem Winterpalaſt zurückkehre, und wären es auch nur einige Minuten, die ich noch für eine vertraute Unterredung mit dem ſeltenen Mann gewinnen könnte, ſo würde ich es ſchon für ein unſchätzbares Glück anſchlagen. Jedesmal, daß ich mit dieſem außerordentlichen Menſchen zuſammen bin, fühle ich die Kräfte meiner Erkenntniß gewachſen, ich fühle, daß ich mächtiger und klüger werde, und daß den Mächtigen und Klugen, die es verſtehen, Alles gehört! Darum paſſe auf, mein lieber Freund Kulnoff. Ich mache Dich mit Deinem Kopfe dafür verantwortlich, daß Graf Caglioſtro nicht von hinnen geht, bis ich wieder zurückgekehrt bin. Und Du wirſt Dich mit aller Liebenswürdigkeit und Fein-

heit, die Dir zu Gebote steht, dieses Auftrages zu entledigen wissen."

Kulnoff, der mit seiner langen hageren Gestalt sich kerzengerade emporgerichtet hielt, zögerte noch mit seiner Antwort. Aus seinen dunklen, stechenden Augen schoß endlich ein leuchtender Blitz zu seinem Herrn hinüber, und das ernste Gesicht Kulnoff's nahm ein Lächeln an, das sogar etwas vom Hohn in sich trug und in eine unheimliche Verzerrung aller seiner Gesichtszüge überging.

„Ich wollte, Eure Excellenz beauftragten mich nicht, den Grafen Cagliostro während Ihrer Abwesenheit zu unterhalten," brach Kulnoff endlich mit einigem Ungestüm los. „Ich bitte um Verzeihung, aber ich kann es nicht bergen, dieser spanische Oberst, wofür er sich ausgiebt, flößte mir von dem ersten Tage an, wo er sich hier bei Eurer Excellenz melden ließ, das größte Mißtrauen ein. Geben Eure Excellenz Acht, er trägt eine Maske, und wenn Sie wollen, werde ich sie ihm herunterreißen, und zwar mit einem solchen Eclat, daß es einen lauten Jubel geben soll in ganz Petersburg!"

„Du bist ein ausgemachter Narr und Sonderling!" lachte Gelagin, indem er sich von seinem Kammerdiener den Hut und den Stock mit dem großen goldenen Knopf darreichen ließ. „Ich sage Dir, auch Du wirst, wie so viele andere Ungläubige in Petersburg, noch Deinen Platz

zu den Füßen des großen Meisters finden. Bis dahin sei klug und gehorsam, ich schärfe es Dir nochmals ein. Du siehst, welchen Segen bereits der Graf Cagliostro meinem Hause bringt. Der Allmächtigste des Landes, Fürst Potemkin, mit dem ich sonst leider nicht in den freundlichsten Verhältnissen stand, läßt sich bei mir zum Diner ansagen, blos um die Bekanntschaft des Grafen Cagliostro bei mir zu machen. Und bald wird die Czarin selbst den wunderbaren Fremdling empfangen, und seinem Genius, dem alle Kräfte der Natur gehorchen, auch ihr kaiserliches Haupt neigen müssen."

„In den Gemächern der Kaiserin spricht man anders darüber," versetzte Kulnoff mit einer leisen und ehrfurchtsvollen Stimme. „Die Czarin soll sehr abgeneigt sein, den Grafen Cagliostro jemals vor ihr erhabenes Antlitz treten zu lassen."

„Und von wem hast Du das in Erfahrung gebracht?" fragte Herr von Gelagin erschrocken, indem er, schon im Begriff, das Zimmer zu verlassen, wieder umkehrte und näher zu seinem Secretair herantrat.

„Die Frau des ersten Secretairs Seiner Excellenz des Staatsministers Grafen Panin hat mir dies erzählt," erwiederte Kulnoff Iwanowitsch mit würdiger Fassung.

„Ah, bläst der Wind daher?" erwiederte der Minister Gelagin, aus vollem Halse lachend. „Das begreift

ſich, daß der tugendhafte Panin, der beſſer in die Tonne des Diogenes paßte, als in ein Miniſterhôtel und an den Hof einer Katharina II., der Einführung des Grafen Caglioſtro bei der Czarina widerſtrebt. Leute ſeiner Art halten das Wunder für das größte Verbrechen, weil ſie es in keinen actenmäßigen Vortrag bringen können. Aber es giebt noch einen Fürſten Potemkin am ruſſiſchen Hofe. Der Fürſt liebt das Geniale und Ungewöhnliche, weil er ſelbſt ein außerordentlicher Charakter iſt, den die hergebrachte und abgeſtandene Proſa der täglichen Exiſtenz anekelt. Er intereſſirt ſich bereits für Caglioſtro, und durch den Fürſten werden wir es durchſetzen, daß Caglioſtro im Cabinet der Kaiſerin empfangen wird."

Kulnoff ſchüttelte langſam ſeinen Kopf.

„Kerl, Du wagſt es, abermals Zweifel zu hegen?" rief der Miniſter, indem ein heftiger Ausbruch des Zorns ſich auf ſeiner Stirn ankündigte.

„Der Fürſt intereſſirt ſich nicht für den Grafen Caglioſtro," erwiederte Kulnoff Iwanowitſch mit vollſtändiger Ruhe. „Dem Fürſten liegt blos daran, die Bekanntſchaft der ſchönen Prinzeſſin von Santa Croce zu machen, die Eure Excellenz heut ebenfalls zum Diner eingeladen haben. Dieſe Prinzeſſin von Santa Croce iſt ja auch etwas Wunderbares. Niemand in der ganzen Welt kennt ſie und ihre Dynaſtie, und man würde glau-

ben, daß ſie aus den Wolken herabgefallen ſei, wenn nicht der Herr Graf Caglioſtro ſie mitgebracht hätte und gewiſſermaßen als ihr Ritter oder als ihr Director mit ihr herumzöge. Verzeihen Eure Excellenz einem alten treuen Diener dieſe wohlgemeinten Bemerkungen."

Herr von Gelagin aber ſchien in eine ſolche Wuth gerathen zu ſein, daß er ſich kaum noch zu halten vermochte. Schon hob er ſeinen reichvergoldeten Stock in die Höhe, um ihn auf die Schulter des Kulnoff Iwanowitſch herabfallen zu laſſen. Aber der Anblick des gravitätiſch ernſthaften Mannes, der ihm mit der Unbeweglichkeit einer Bildſäule gegenüber ſtand, veränderte auf einmal die Stimmung des Miniſters. Er mußte plötzlich in ein lautes Lachen ausbrechen, und reichte dann dem wackern Kulnoff die Hand, indem er zu ihm ſagte: „er halte ſich verſichert, daß Kulnoff, wie immer, Alles mit Eifer und Treue ausführen werde, was von ihm begehrt worden, denn ihm ſei außerordentlich Viel daran gelegen."

Dann warf Herr von Gelagin noch einmal einen Blick in den Spiegel, und tänzelte da in ſeiner leichtfertigen Manier lachend und ſingend zur Thür hinaus.

Kulnoff Iwanowitſch ſtand noch einen Augenblick in den tiefen Gedanken und Betrachtungen, denen er hingegeben ſchien, auf derſelben Stelle. Dann that er mit wunderlicher Haſt und Unruhe einige Schritte durch das

Zimmer, und ſchob eine Tapetenthür zurück, die zu einem an der andern Seite des Salons befindlichen verborgenen Gemach führte. Dort brodelte auf einem kleinen Schmelzheerd über einer ſtillen, langſam hinglühenden Flamme ein kupfernes Gefäß, in dem metalliſche Körper einem Scheidungsprozeß zu unterliegen ſchienen. Retorten, Büchſen und Gläſer aller Art, mit verſchiedenen dampfenden Eſſenzen gefüllt, ſtanden umher, und vervollſtändigten den Eindruck des geheimnißvollen Cabinets, in dem ſich die Werkſtatt einer ſchwarzkünſtleriſchen Betriebſamkeit darſtellte.

Kulnoff Iwanowitſch hatte nicht unterlaſſen können, ſich fürerſt mit einem Zeichen des Kreuzes gegen dieſen Anblick zu ſchützen. Dann, nachdem er Alles genau und emſig betrachtet, ſchloß er den Vorhang wieder mit einem tiefen Seufzer, und ſagte: „Der arme Gelagin! Er will und muß Gold machen, weil die Sängerin Gabrieli nicht mehr mit Silber zufrieden iſt. Daß es ihm niemals gelingen wird, konnte er aber ſchon daraus entnehmen, weil der Stein der Weiſen nöthig iſt, um Gold zu machen. Wie käme denn ein Gelagin zum Stein der Weiſen?“

Er kehrte durch den Salon in das Cabinet zurück, in dem er vorher geſchrieben, und nahm jetzt mit eifriger Geſchäftigkeit von Neuem ſeine Arbeiten zur Hand.

Zweites Capitel.

Eine Ohrfeige.

Während Kulnoff im Cabinet des Miniſters emſig weiter arbeitete, ließen ſich plötzlich im Saal auf- und niedergehende Schritte vernehmen. Kulnoff horchte auf, und drehte ſeinen Kopf verſtohlen ſeitwärts, um die eigenthümliche Geſtalt, die ſoeben in den Salon eingetreten war, fürerſt prüfend zu betrachten.

Es war der Graf Caglioſtro, welchem der Kammerdiener mit einer gewiſſen feierlichen Scheu und Ehrfurcht die Flügelthüren geöffnet hatte, und der jetzt in die Mitte des Salons vorgetreten war. Kulnoff hielt ſich noch ſtill, und wollte ſich, wie es ſchien, die ihm übertragene Pflicht, den Grafen zu empfangen, ſo lange als irgend möglich erſparen.

Caglioſtro war heut in der glänzenden Uniform des ſpaniſchen Oberſten erſchienen, während er ſonſt auch nur in der gewöhnlichen franzöſiſchen Cavalier-Kleidung ſich darſtellte. Es lag ihm aber daran, bei jeder feierlichen Gelegenheit ſeinen ſpaniſchen Militair-Rang, unter dem er vorzugsweiſe in Petersburg aufgetreten war, mit allem dabei möglichen Prunk und Schmuck an den Tag zu legen.

Die Gestalt des berühmten Grafen entsprach nicht ganz dieser glänzenden Weise, in der man ihn sich zu erkennen geben sah. Er war klein und dick, und seine breiten, mächtigen Schultern, die Kraft und Entschlossenheit ausdrückten, schienen wenigstens nicht in das Reich des Zaubers und der Geister, als dessen Beherrscher und Meister Cagliostro bereits in vielen Kreisen von Petersburg geglaubt wurde, hineinzupassen. Aber sein feuriges gluthvolles Auge, das forschend und durchdringend auf allen Gegenständen ruhte, schien für seine außerordentliche und übermächtige Begabung zu sprechen, und gab ihm, wie versichert wurde, eine besondere Einwirkung auf Alle, denen er sich genähert hatte.

Cagliostro war einige Male in dem Saal auf- und niedergegangen, und hatte, da er sich allein und unbeobachtet glaubte, seine Blicke spähend und suchend nach allen Seiten hin umherschweifen lassen. Er begann erst mit den Augen, dann mit den Händen, Alles zu untersuchen. Er ging an den Wänden umher, betastete dieselben und schien die Raumverhältnisse ausmessen zu wollen, indem er dazu seine Arme ausspannte und sich mit allerhand wunderlichen Bewegungen und Sprüngen geberdete.

In diesem Augenblick trat Kulnoff, der sich nicht länger zurückhalten zu dürfen glaubte, hervor, und begrüßte den Grafen, welchen er in einer so seltsamen Be-

ſchäftigung antraf, mit einer ſehr gewandten Höflichkeit, die aber zugleich nicht ohne eine ſpöttiſche und ſtechende Färbung war.

„Ah willkommen, tauſendmal willkommen, mein lieber Herr Geheimſecretair!“ rief Caglioſtro, indem er ihm ſehr zuvorkommend entgegentrat und die beiden Hände des Kulnoff Iwanowitſch herzlich ſchüttelte. „Sie wundern ſich, daß ich hier im Salon des Herrn von Gelagin mit einem Tanz debutire. Wiſſen Sie wohl, mein vortrefflicher Herr Kulnoff Iwanowitſch, daß dies die einzige Art iſt, wie ich mich in Ihrem kalten Petersburg, in dem ich beſtändig friere, noch einigermaßen erwärmen kann? Ja, mein Freund, ich muß tanzen, um mein Blut aus der Erſtarrung zu bringen, der es durch Euer fürchterliches Klima unterworfen wird.“

„Ich wundere mich blos darüber, daß der Herr Graf nicht auch durch bloßes Ausſtrecken ſeiner Hand Meiſter der Wärme und Kälte iſt,“ erwiederte Kulnoff Iwanowitſch mit dem liſtigſten Ausdruck, deſſen ſein grundehrliches Geſicht nur fähig war. „Aber ich bitte den Herrn Grafen,“ ſetzte er mit einer tiefen Verneigung hinzu, „einſtweilen auf dieſem Divan Platz nehmen zu wollen, und die Rückkehr des Miniſters, der plötzlich an den Hof gerufen worden, zu erwarten. Seine Excellenz hat mir aufgetragen, ihn ſo lange zu entſchuldigen, und danach zu

ſtreben, daß Eure Gnaden bis zu ſeiner Rückkehr geduldig ausharren, da Herr von Gelagin auf jede Minute, die er noch vor dem Diner für eine vertraute Unterredung gewinnen kann, den höchſten Werth legt."

Kulnoff hatte aus reinem Pflichtgefühl dieſen Anlauf genommen, um den ſtrengen Befehlen ſeines Herrn in genügender Form nachzukommen. Jetzt aber mußte er einen Augenblick Athem ſchöpfen, um ſich von dieſer Höflichkeit, die er ſich zugemuthet hatte, wieder zu erholen. Indem er ſich die hellen Schweißtropfen von der Stirn trocknete, blieb er vor dem Grafen Caglioſtro ſtehn, der ſich in einer nachläſſigen Bewegung über den Divan geworfen hatte, und in ein tiefes Nachdenken, das ihn der Gegenwart ganz und gar zu entrücken ſchien, verſunken war.

Nach einer Pauſe, während welcher Kulnoff ihn zweifelhaft betrachtete, erwachte Caglioſtro wieder aus ſeinem Hinſtarren, und ſagte mit einem liebenswürdigen Lächeln, welches durch ſeine klugen, geiſtvollen Geſichtszüge flog: „Unterhalten wir uns ein wenig zuſammen, Herr von Kulnoff! Sie wunderten ſich vorhin, daß ich nicht auch Meiſter der Wärme und Kälte ſei? Sie haben damit einen ſehr merkwürdigen Punkt im Reiche der Erſcheinungen getroffen, und dies hat mir ſoeben die wunderbarſten Gedanken gegeben, die mich in eine ferne Zeit meiner Lebenserinnerungen verſetzten. Ich befand mich

hier zuletzt im Jahre 1703, als Peter der Große, dessen Bekanntschaft ich schon bei der Blockade von Asow gemacht hatte, den ersten Grund zur Erbauung von Petersburg legte. Der gewaltige Czar wohnte damals in einem kleinen holländischen Häuschen von Holz auf der Insel Ljust-Elant, wo er an der Mündung der Newa die Festungswerke von St. Petersburg erbauen ließ."

„Verzeihen Sie, Herr Graf," rief Kulnoff, ihn mit der größten Hast unterbrechend, „Sie können damals noch nicht gelebt haben! Wir schreiben heut die christliche Jahreszahl 1780, und Sie sind noch ein junger Mann, der sich ohne allen Zweifel erst in der Mitte der Dreißiger befindet."

„Meinen bürgerlichen Verhältnissen nach bin ich jetzt gerade siebenunddreißig Jahre alt," erwiederte Cagliostro mit einem gleichgültigen Ton. „Man lebt aber nicht blos nach seinem Taufschein, mein Freund, sondern man lebt auch als Geist, und umspannt mit des Geistes Kraft ferne und auseinanderliegende Zeiten. Aber hören Sie, wie es mir mit Peter dem Großen erging. Ich besuchte ihn in seinem holländischen Häuschen, in dem er eben den Plan der neuen Stadt Petersburg zeichnete, wozu ihm der Gedanke erst während des Festungsbaues gekommen war. Der große Czar saß in Hemdsärmeln, obwohl draußen ein empfindlich kalter Wintertag war, und der

Sturm durch die schlechtgefügten Balken des Daches einzelne Schneeflocken heruntertrieb. Eine dieser Schneeflocken löschte ihm die Tabakspfeife aus, die in seinem Munde hing. Der Czar bemerkte es erst nicht, denn er setzte mir mit einer glühenden Begeisterung, von der sein ganzes Gesicht leuchtete, den vor ihm auf dem Tische liegenden Plan seiner neuen Stadt auseinander. Plötzlich schauderte er in sich selbst zusammen, seine Zähne begannen zu klappern, er stampfte mit dem Fuß auf den Boden, und der hereinstürzende Diener mußte ihm den Pelz umlegen. Sein Gesicht war ganz bleich geworden. Ich weiß, was dem großen Czaren fehlt, rief ich beeifert. Dann streckte ich heimlich die Hand aus, und entzündete mit magischer Kraft, ohne daß der Czar es gewahr wurde, den erloschenen Funken in seiner Tabakspfeife, die er noch zwischen seinen Lippen gepreßt hielt. Auf Einmal durchfuhr es den Czaren wie ein elektrischer Schlag, die Pfeife dampfte von Neuem in seinem Munde, seine Wangen rötheten sich wieder, und er kehrte zu der Entwickelung der großartigen Gedanken über seine neue Welthauptstadt zurück. Ein kleiner Schneeflocken war im Stande gewesen, ihn zu unterbrechen, als die Zukunft Petersburgs und ihre Bedeutung für ganz Europa sich eben in seinem Geist entrollen wollte. Können Sie mir meinen vorigen Anfall von Fieberfrost erklären, der fast tödtlich war, und dem

dann wieder eine ſo wunderbare und entzückende Lebenswärme in allen Gliedern folgte? fragte mich Peter der Große, nachdem er die intereſſante Darlegung ſeines Planes beendigt hatte. Der Czar wußte, daß die Weisheit der ägyptiſchen Maurerei ſchon damals in mir lebendig war. Ich begnügte mich, ihm zu ſagen: daß Wärme und Kälte diejenigen Elemente ſind, die zur Demüthigung aller menſchlichen Größe geſchaffen worden, denn ſelbſt der erhabenſte und gottähnlichſte Geiſt vermöge nicht, Meiſter von Kälte und Wärme zu ſein! Alles, was erſchaffen worden, friert und brennt, je nachdem es iſt, und nur der Wiſſenſchaft der Maurerei, an der ich arbeite, wird es vorbehalten ſein, die Menſchheit von dem Fluch des Kalten und Warmen zu erlöſen. Merkt wohl auf, Kulnoff Iwanowitſch, daß ich ſchon damals den Ausdruck: „Meiſter von Kälte und Wärme“ brauchte, der heut über Euere Lippen gegangen iſt, und der den Beweis liefert, wie ſehr unſere Seelen von Uranfang her miteinander ſympathiſiren. Ich deutete dem Czaren an, daß die ägyptiſche Maurerei ihm unter der Hand wieder ſeine Tabakspfeife entzündet habe. Er ſah mich mit einem unvergeßlichen Blick an, und ſeine Freude und Dankbarkeit brach dann in einem lauten und herzlichen Gelächter aus. Denn er war zugleich ein Naturkind, das gern lachte, Euer großer Czar!“

Cagliostro war bei diesen Worten von dem Divan aufgesprungen, und klopfte die Schulter des Kulnoff Iwanowitsch mit einer gemüthlichen Vertraulichkeit, die er bei demselben für wohlangewandt hielt. Kulnoff aber entzog sich dieser beabsichtigten Liebkosung mit einer schnellen, fast angstvollen Bewegung, in der sich jedoch auch zugleich sein Widerstreben gegen den Grafen Cagliostro auf eine keineswegs mehr zurückhaltende Weise ausdrückte.

Kulnoff fuhr fort, ein ernsthaftes und böses Gesicht zu zeigen, wie sehr auch Cagliostro sich in der liebenswürdigsten Manier bemühte, ihm ein freundliches Wort abzugewinnen. Aber der Secretair des Ministers von Gelagin, der sich offenbar über die eben beendete Erzählung geärgert hatte, war nur zu den einsylbigsten Aeußerungen zu bringen, die nichts weniger als verbindlich lauteten. Der eigentliche Auftrag seines Herrn begann ihm dabei mehr und mehr aus dem Gedächtniß zu schwinden.

Plötzlich sagte er mit einem unverkennbaren Zug von Bitterkeit in seinem Gesicht: „Es ist doch ganz unmöglich, daß Sie schon den Czar Peter den Großen gekannt und gesprochen haben wollen! Der große Czar ist gestorben, noch ehe Sie geboren sein konnten. Sie entkräften die Glaubwürdigkeit aller andern Dinge, welche Sie hier in Petersburg vornehmen, Herr Graf, wenn Sie den Ver-

ſtand und das Urtheil Ihrer Zuhörer auf eine ſo grauſame Folter ſpannen!"

„Mein Gott," erwiederte der Graf mit einer leichten Wendung, „warum begegnet mir ſo viel Unglauben gerade in der Seele dieſes Kulnoff Iwanowitſch, die ich unter allen Seelen des heiligen ruſſiſchen Reichs mir am liebſten gewinnen möchte! Sie wollen daran zweifeln, daß ich ſchon mit dem großen Czar Peter in einer perſönlichen Verbindung geſtanden hätte? Würden Sie einen eigenhändigen Brief, den ich von dem Czaren empfing, und der mit ſeiner Namens-Unterſchrift gezeichnet iſt, als ächt zu erkennen vermögen?"

„Ich habe Actenſtücke und Documente genug geſehen, unter welche der große Czar eigenhändig ſeine Namens-Unterſchrift geſetzt hat," erwiederte Kulnoff mit einer ehrfurchtsvollen Bewegung ſeines Kopfes.

Caglioſtro nahm jetzt aus der Bruſttaſche ſeiner Uniform ein Porteſeuille, aus dem er, nach einigem Suchen, einen Brief hervorzog, den er mit großer Feierlichkeit entfaltete.

„Es iſt dies ein Brief," ſagte Caglioſtro, „worin mir der Czar Peter, unter dem 26. März 1711, mittheilt, daß er bei dem Vermählungsfeſt ſeines Sohnes Alexei mit der Prinzeſſin von Braunſchweig-Wolfenbüttel, welches er in Torgau bei der Königin von Polen gefeiert,

auch den berühmten Philosophen Leibnitz kennen gelernt habe, und mit demselben in ein höchst interessantes Gespräch gerathen sei. Leibnitz richtete dabei die Bitte an den Czar, daß er in seinem Reiche Beobachtungen über die Abweichung der Magnetnadel anstellen lassen wolle. Der Czar, den ich selbst zuerst in die Geheimnisse der Magnetnadel eingeweiht, ertheilt mir nun in diesem Brief, wie Ihr da seht, den ehrenvollen Auftrag, dies zur Ausführung zu bringen. So ist es gekommen, daß die ersten Beobachtungen über die Abweichung der Magnetnadel in Rußland von dem Grafen Cagliostro herrühren."

Kulnoff nahm ihm mit einem leisen Kopfschütteln den dargereichten Brief aus der Hand, durchflog noch einmal aufmerksam seinen Inhalt und schien die Schriftzüge und die Namensunterschrift mit Genauigkeit zu prüfen.

Nach dieser Pause, während welcher ihn Cagliostro lächelnd betrachtete, sagte Kulnoff Iwanowitsch: „Die Schriftzüge, auch im Namen, gleichen den politischen Documenten, welche man kennt, ziemlich treu, aber die Art, wie der große Czar seine Titel unterzeichnet hat, stimmt nicht mit der historischen Wahrheit überein. Der große Czar nahm den Titel eines „Kaisers aller Reußen" erst im Jahre 1721 an, nachdem ihn der Senat und die heilige Synode im Namen des Volkes dringend darum gebeten hatten. Nun müßte es gerade durch ein Mirakel

geſchehen ſein, daß der Czar ſich ſchon unter einem Schreiben vom Jahre 1711, wie dieſes hier iſt, als „Kaiſer aller Reußen" gezeichnet hätte."

Der Graf Caglioſtro lachte laut auf, und erwiederte dann mit einem flüchtigen Ton: „Dergleichen iſt in der Geſchichte mehr als einmal vorgekommen, mein Freund! Als ich einſt im Gefolge Ludwig's des Heiligen den Kreuzzug nach Paläſtina mitmachte, focht ich in der Schlacht von Maſſure an ſeiner Seite. Wir kämpften wie Raſende gegen die Uebermacht der Sarazenen, und ſchon glaubten wir von ihnen geworfen zu werden, als meine Blicke ſich unwillkürlich auf den tapfern König richteten, um deſſen Haupt ſoeben die ſcheidende Abendſonne eine wunderbare Strahlenkrone flocht. Er ſah in dieſem Augenblicke aus, als wenn Gott ſelbſt ihn geweiht hätte zu ſeinem Kämpfer gegen die Ungläubigen, und erſchüttert, hingeriſſen, rief ich mit einer gewaltigen Stimme, die alle Reihen des Heeres durchdrang: Es lebe Ludwig der Heilige! Der Sieg iſt unſer, denn uns führt Ludwig der Heilige! Dieſer Ruf tönte jetzt wie in einem vieltauſendſtimmigen Echoruf durch die ganze Schlachtebene mir nach, und noch ehe die Abendſonne ganz hinabgeſunken war, hielten wir den Sieg in unſern Händen. Ich war es alſo geweſen, der den frommen Heldenkönig zum Heiligen ausgerufen,

und doch wurde er erſt ſiebenundzwanzig Jahre nach ſeinem Tode von dem Papſt Bonifacius VIII. heilig geſprochen."

„Würden der Herr Graf auch die Gnade haben, mich zu unterrichten, wann der König Ludwig der Heilige geſtorben iſt?" fragte Kulnoff mit einer ſchüchternen, faſt tonloſen Stimme.

„Oh, es war in ſeinem neuen Kreuzzuge vom Jahre 1270, in dem wir zuſammen nach Afrika ſchifften und Tunis belagerten," rief Caglioſtro mit einem faſt wehmüthigen Accent. „Der König ſtarb in meinen Armen, von der Peſt ergriffen, die in unſerm Lager ausgebrochen war. Es war ein heißer Auguſttag des Jahres 1270 geweſen, und mir iſt in der That, als wäre es erſt geſtern geſchehen!"

„Ich kann es mir denken," entgegnete Kulnoff Iwanowitſch lakoniſch, indem er die Arme ineinanderſchlang und vor Aerger ſich in ein überaus komiſches Mienenſpiel hineinrettete. „Für den Herrn Grafen Caglioſtro iſt es nur ein Katzenſprung, aus einem Jahrhundert in das andere zu fliegen, und nachdem Sie im Jahre 1270 die Citadelle von Tunis mit der größten Leichtigkeit einnahmen, im Jahre 1780 vor den Pforten des Winterpalaſtes vergebens um eine Audienz bei der Kaiſerin Katharina II. ſich zu bemühen."

Caglioſtro biß ſich haſtig auf die Lippen, und ſchwieg

einen Augenblick lang, indem er das unerbittliche, Zweifel ausdrückende Geſicht des Kulnoff Iwanowitſch prüfend betrachtete.

„Ich verlange nicht, daß man an mich glaubt,“ ſagte er dann mit einem ruhigen, würdigen Ausdruck. „Auch iſt es kein Vorzug, den mir das Schickſal bewilligt hat, daß ich nicht an die gewöhnlichen Grenzen der irdiſchen Exiſtenz gebunden worden bin. Indem ich ſeit Anbeginn der Welt aus einer Zeit in die andere hinübergelebt habe, kämpfe ich alle Kämpfe und leide alle Leiden, die der ganzen Menſchheit im Wechſel der Perioden beſchieden ſind, unaufhörlich und ohne Unterlaß in meinem eigenen Herzen!“

„Seit Anbeginn der Welt?“ ſtotterte Kulnoff mit einem dummen Geſicht, in deſſen Falten der Zorn nur noch wie ein heimliches Wetterleuchten blitzte.

„Oder ich will lieber ganz genau in der Chronologie ſein, mein theurer Freund Kulnoff Iwanowitſch!“ rief Caglioſtro mit einer ſanften, ſchmeichleriſchen Stimme. „Damit Sie mir nicht Willkürlichkeit in meiner Zeitrechnung zum Vorwurf machen können, will ich es Ihnen mit der größten Wahrhaftigkeit ſagen: es war gerade kurz vor der Sündfluth, als ich zuerſt das Licht der Welt erblickte. Und zwar war ich auf jene verhängnißvolle Weiſe entſtanden, die im erſten Buche des Moſe, im

vierten Vers des sechsten Capitels, ebenso ausführlich als wunderbar beschrieben steht. Es heißt dort, daß dies die Zeit gewesen sei, wo die Kinder Gottes ihre Lust an den Töchtern der Menschen fanden, und sich mit denselben einließen, und ihnen Kinder zeugeten. Und es entstanden daraus Gewaltige in der Welt und berühmte Leute, wie sich die heilige Schrift an dieser Stelle ausdrückt. Aber diese Gewaltigen und berühmten Leute, welche bald die ganze Erde zu bevölkern anfingen, trieben so viel Unfug, daß Gott der Herr es nicht mehr aushalten konnte, und die Sündfluth heraufzuführen beschloß. Ich wurde durch meine Connexion mit Noah gerettet, der mich mit in den Kasten nahm, und mir dadurch Gelegenheit gab, in der interessantesten Gesellschaft in die neue Zeit der Weltschöpfung hinüber zu schwimmen."

Kulnoff Iwanowitsch fuhr jetzt wie entsetzt aus seinem Hinbrüten empor, und warf dem Grafen einen durchbohrenden, flammenden Blick zu, der beinahe eine unheimliche Drohung in sich trug.

„Hören Sie weiter, mein Freund," fuhr Cagliostro fort. „Nachdem ich darauf einen großen Theil meines Lebens in den Pyramiden Aegyptens verträumt und dort den besten Theil meiner Wissenschaft gewonnen hatte, begab ich mich eines Tages nach Syrien, und gelangte gerade in dem Moment an, als die Hochzeit zu Cana in

Galiläa gefeiert wurde. Die Verwandlung des Waſſers in Wein kann ich als unbefangener Augenzeuge beſtätigen. Es waren ſechs ſteinerne Waſſerkrüge, deren jeder zwei bis drei Maß enthielten, und das darin vorhandene Waſſer perlte plötzlich als köſtlicher Wein in den Gefäßen. Es war dies erſte Wunder Jeſu Chriſti vollbracht worden, ohne daß der Herr ſeine Hand ausgeſtreckt hätte. In dem bloßen Befehl, mit dem er ſprach: „füllet die Waſſerkrüge mit Waſſer," gewann ſchon der Wille der Verwandlung ſeine Kraft. Der Speiſemeiſter ließ zuerſt den Bräutigam und dann mich koſten und es ließ ſich kein Zweifel erheben gegen das, was geſchehen war. Ein Jubel, mit Rührung und Anbetung vermiſcht, wie man es nie geſehen, durchdrang das ganze Haus. Es entſtand ein wunderſames Lebensbild, und ich ſagte ſchon damals, daß es einſt von der Hand eines Meiſters in der Kunſt gemalt werden müſſe. Länger als funfzehnhundert Jahre ſuchte ich aber vergebens nach dem rechten Mann, dem ich meine Idee und meine Erinnerungen zur Ausführung übergeben konnte. Endlich traf ich in Venedig im Jahre 1570 den herrlichen Cagliari, der ſeitdem unter dem Namen des Paolo Veroneſe ſich die höchſten Lorbeeren der Kunſt errang, und ich darf wohl ſagen, daß dem Einfluß, den ich auf ihn gewann, ein großer Theil ſeines Ruhmes zuzuſchreiben iſt. Ich begeiſterte ihn zu ſeinem großen Bilde

von der Hochzeit zu Cana, und unter den 120 Perſonen, die er auf demſelben dargeſtellt hat, befinden ſich viele portraitähnliche Geſtalten, die ich ihm aus meinem Skizzenbuch überließ, in welches ich damals auf der Hochzeit ſelbſt die Figuren und Gruppen nach meiner Gewohnheit eingezeichnet hatte. Auf dieſe Weiſe iſt Paolo Veroneſe auch durch mich in den Stand geſetzt worden, das erſte wirklich hiſtoriſche Portrait von unſerm Herrn und Meiſter auf dieſem Bilde zu liefern. Auch mein eigenes Portrait finden Sie ungemein getreu und ganz unverkennbar unter den Hochzeitsgäſten."

Der ehrliche Kulnoff Iwanowitſch, der bei dieſer Erzählung in den äußerſten Grad von Unruhe und Ungeduld gerathen war, ſchien es jetzt nicht länger aushalten zu können. Es überfiel ihn in dieſem Zuſtande eine krampfhafte Bewegung, deren er nicht mehr Herr werden konnte. Er fuhr ſich zuerſt mit der linken Hand über Stirn und Augen, als verſuche er es noch, ſich zu beruhigen, dann aber holte er wie in einem convulſiviſchen Anfall mit der rechten Hand aus, und ließ ſeine Finger ſo ſtark und ſchallend gegen die Wange Caglioſtro's ſchlagen, daß derſelbe mehrere Schritte zurücktaumelte.

Caglioſtro hielt ſich die Wange und ſtammelte einige Worte der Ueberraſchung und des Schreckens. Kulnoff lehnte an der Wand und ſah bleich und verſtört aus.

„Klang das nicht hier wie eine Ohrfeige?“ fragte jetzt plötzlich eine Stimme. Es war die des Miniſters, der in dieſem Augenblick zurückgekehrt und unbemerkt von Beiden in den Salon getreten war.

„Mein Gott, was iſt vorgefallen?“ fügte Herr von Gelagin hinzu, indem er jetzt erſt den Grafen Caglioſtro erkannte, der ſich aus ſeiner kläglichen Stellung aufrichtete, um den Miniſter zu begrüßen.

„Sie hatten mir ein ſchlimmes Individuum zur Unterhaltung beigegeben,“ ſagte Caglioſtro, indem er mit dem höchſten Ausdruck des Zornes auf den zitternd in der Ecke ſtehen gebliebenen Kulnoff Iwanowitſch deutete. „Der böſe Geiſt, der ſich gegen die Erleuchteten auflehnt, iſt in ihn gefahren, und in dem Augenblicke, wo ich ihn würdigte, von meiner Anweſenheit auf der Hochzeit zu Cana zu hören, hat er die Hand des ruchloſen Schalks gegen mich erhoben.“

„Er hat es gewagt, der Elende!“ rief Herr von Gelagin außer ſich vor Entrüſtung, indem er zu Kulnoff herantrat und demſelben mit einem ſtarken Druck ſeine Hand auf die Schulter legte. „Ich werde das ſtrengſte Gericht über ihn halten.“

„Er mag ſein Gericht in dem Bewußtſein finden, daß ich ihn erkannt habe!“ ſagte Caglioſtro. „Kulnoff Iwanowitſch, wer biſt Du?. Soll ich Dich bei Deinem

rechten Namen rufen, um Dir zu zeigen, daß es für mich kein Geheimniß giebt, welches ich mit meinem gottbegnadigten Blick nicht zu durchdringen vermöchte? Ich enthülle Dir das Geheimniß Deiner Geburt. Kulnoff Iwanowitsch, die niedere Seele des Leibeigenen hat sich in Dir verrathen! Vergebens hat Dein Herr eine so zartsinnige Gnade an Dir geübt, daß er Dich ausbilden ließ zu der Stufe, die Du jetzt einnimmst, und den Hintergrund Deiner schimpflichen Geburt verdeckte. Edel, wie er ist, sagte er es Niemanden, daß Du sein Leibeigener seiest, und Du galtest in der Welt für einen freien Mann, aber die Maske der Leibeigenschaft blieb für mich tief in Dein Gesicht eingeschnitten! Ich erkannte Dich, sobald ich Dich sah, und jetzt hat es mir Deine Handlung bestätigt, daß ich mich nicht geirrt. Leibeigener Sclave, zittre und flieh, denn meine Blicke wollen Dich nicht länger ertragen!"

„Ist es möglich, Herr Graf?" rief Gelagin mit dem höchsten Erstaunen. „Sie haben es ihm angesehen, daß er einer der Leibeigenen meiner Güter ist? Er hat mir bisher so treu und ausgezeichnet gedient, daß ich einen Schleier über seine Geburt zog, und mir sogar die Zeit vorbehalten hatte, wo ich ihn gänzlich freigeben wollte."

„Die Natur des Leibeigenen hat sich in ihm noch nicht verwischt," sagte Cagliostro, indem er seinen Zeigefinger ausstreckte und damit auf die Lineamente in Kul-

noff's Gesicht hindeutete. „Sehen Sie nur dort, Herr von Gelagin, diesen wunderbaren, unbeschreiblichen Zug, der seine Mundwinkel umschließt. Es ist dies das nie zu verkennende Lineament des Leibeigenen. Das Bewußtsein, sich selbst nicht zu gehören, drückt sich in diesem halb verworfenen und schmutzigen, halb listigen, und doch unendlich leidenden Zug auf das Sprechendste aus. Und dann betrachten Eure Excellenz diese Stirn. Trotz des unverkennbaren Funkens der Intelligenz, die auf der Stirn Eures Kulnoff Iwanowitsch zum Durchbruch gekommen, seht doch diese dumpfe Scheu, diese knechtische Unterwürfigkeit, dieses Mißtrauen gegen sich selbst und die Andern, diese Feigheit und diese sich selbst kennende Ehrlosigkeit, die sich in starken Abschattungen dort hinlagern. Oh, es ist ein Jammer für ein die Menschheit liebendes Herz, daß es solche Creaturen giebt, die schon aus der Hand des Schöpfers in einem Widerspruch mit der Freiheit und Menschenwürde hervorgegangen sind!"

Kulnoff Iwanowitsch begann bei diesen Worten so heftig zu erzittern, daß seine ganze Gestalt schwankte und er sich kaum noch aufrecht erhalten zu können schien. Noch krampfte er sich einen Augenblick lang an der Wand fest, an der er bisher unbeweglich gelehnt, dann glitt er langsam hinunter und lag, die Arme über der Brust gekreuzt,

in einer Stellung, die etwas ungemein Rührendes hatte, auf seinen Knieen da.

In diesem Augenblicke wurde von dem eintretenden Kammerdiener die Ankunft des Fürsten Potemkin gemeldet. Dies versetzte den Minister von Gelagin plötzlich in die äußerste Beweglichkeit. Er gab rasch dem Kulnoff Iwanowitsch einen Wink, sich zu entfernen, rief ihm aber noch, als dieser sich aufraffte, mit der ihm eigenen Gutmüthigkeit nach, daß er seine Strafe zwar empfangen werde, daß er aber, wenn es ihm gelinge, die Verzeihung des Herrn Grafen zu erhalten, noch auf eine gnädige Berücksichtigung rechnen könne.

Kulnoff verneigte sich gegen seinen Herrn, indem eine Thräne in seinen Augen schimmerte. Als er aber an der Thür seine Blicke noch einmal auf Cagliostro zurückwandte, leuchtete darin ein unheimlich glühender, drohender Haß, der eine leidenschaftliche Rache verkündete.

Inzwischen hatte sich aber Herr von Gelagin beeilt, seinem vornehmsten und erlauchtesten Gast, der ihm heute die Ehre anthun wollte, an seiner Tafel zu diniren, bis an die Treppe entgegenzufliegen.

Mit der größten Feierlichkeit und unter den tiefsten, nicht enden wollenden Verbeugungen führte der Minister jetzt den Fürsten Potemkin in den Salon ein. —

Drittes Capitel.

Das Geheimniß der Verjüngung.

Die große gewaltige Gestalt des Fürsten schlenderte nachlässig in den Saal herein, und indem er sogleich den Grafen Cagliostro erblickte, rief er demselben ein lachendes Willkommen entgegen, und reichte ihm halb gutmüthig halb wegwerfend zwei Finger zur Begrüßung dar, ohne eine förmliche Vorstellung abzuwarten.

Die rücksichtslose Ueberhebung, welche in dieser Manier lag, wurde durch eine gewisse gemüthliche Vertraulichkeit aufgewogen, die sich gleichzeitig darin ausdrückte. Herr von Gelagin beeilte sich aber, die Vorstellung nachzuholen, indem er zuerst den Grafen Cagliostro mit einem gewissen ehrerbietigen und mysteriösen Ton nannte, dann aber unter der tiefsten Verneigung den Namen Seiner Durchlaucht kaum hörbar lispelte.

„Wir brauchten uns nicht vorgestellt zu werden, guter Gelagin," sagte der Fürst, indem er sich sogleich auf den Divan niederließ, seiner Gewohnheit nach ein Bein hoch über das andere schlug und dann, mit dem Ellenbogen auf seine Kniee gestützt, eine Zeitlang schweigend umherblickte.

Dann ſagte er plötzlich, aus ſeinem träumeriſchen Hinſtarren erwachend: „Sie brauchten mir wahrlich nicht erſt genannt zu werden, Herr Graf Caglioſtro! Ich ſah es Ihnen auf den erſten Blick an, daß nur Sie der außerordentliche Mann ſein können, deſſen Bekanntſchaft ich zu machen gewünſcht. Und nun ſpreche ich Ihnen meine Freude darüber aus, Sie zu ſehen.“

Caglioſtro verneigte ſich in einer ſtolzen Haltung, und ließ ſein ernſtes feuerſprühendes Auge unverwandt auf dem Geſicht des Fürſten ruhen, das er mit ſeinem durchdringenden Scharfblick ergründen zu wollen ſchien.

Potemkin hatte auf ihn bei ſeinem Eintreten offenbar einen ungewöhnlichen Eindruck gemacht, über den er nicht ſogleich mit ſich einverſtanden zu ſein ſchien.

Es gab offenbar einen merkwürdigen Widerſpruch in der Erſcheinung des Fürſten, der bei ſeinem erſten Anblick ebenſo überraſchen als befangen machen mußte. Der coloſſale, rieſenhaft emporgeſchoſſene Körper, der durchaus den Charakter des Heldenhaften an ſich trug, würde einen höchſt impoſanten Eindruck gemacht haben, wenn ſich nicht dieſem Ausdruck des Großartigen und Heroiſchen ein Zug von Schlaffheit, Weichlichkeit und melancholiſcher Träumerei beigeſellt hätte, dem man nur mit der größten Verwunderung und Betroffenheit bei ihm begegnete. Der hohe, ſtarkſchulterige Mann ſtellte in ſeinem ganzen Weſen

zugleich eine gewisse empfindsame Naivetät zur Schau, die nicht ganz ohne Anmuth war, wenn sie auch mit vieler Selbstgefälligkeit und Koketterie verbunden zu sein schien. Dieser Contrast wirkte bei der ersten Begegnung mit ihm um so auffallender, da man in demselben Augenblicke, wo man den Mann der außerordentlichsten Kühnheit, Leidenschaftlichkeit und Entschlossenheit vor sich zu sehen glaubte, zugleich einen in sich versunkenen Träumer erblickte, der nachlässig einherschwankte und jeder festen Haltung in sich selbst entbehrte.

Potemkin war in dieser Zeit noch ein junger Mann von vierunddreißig Jahren, obwohl er bereits durch die Gunst der Kaiserin, die ihm auch seit seinem Ausscheiden von dem officiellen Favoriten-Posten nur in einem sich immer steigernden Grade zugewandt geblieben, zu den höchsten Ehrenstellen des Staats und der Armee emporgestiegen war.

Der Fürst schien zu erwarten, daß Cagliostro die Unterhaltung beginnen solle, und sah, ihn neugierig betrachtend, zu ihm hinüber, indem er mit seinen, an der glänzenden Generals-Uniform herunterhängenden zahlreichen Orden spielte.

„Nun erzählen Sie, Graf Cagliostro!“ sagte dann Potemkin, mit der Naivetät, die ihm eigenthümlich zu sein schien.

„Was ſoll ich Euer Durchlaucht erzählen?“ fragte Caglioſtro mit einem verwunderten Ton. „Ich kann nur handeln, Fürſt Potemkin, aber nicht erzählen. Hoffentlich faſſen Sie Vertrauen zu mir, und dann entfaltet ſich Ihnen Alles, was ich weiß, um Ihnen die Huldigung darzubringen. Denn das würde der Triumph meiner Wiſſenſchaft ſein, wenn ſie den größten Mann Rußlands zu feſſeln vermöchte.“

„Sie nennen es eine Wiſſenſchaft, was Sie treiben?“ fragte Potemkin, indem er fortfuhr, mit einer faſt beleidigenden Genauigkeit und Unabläſſigkeit die Geſtalt des Grafen Caglioſtro bis in's Einzelnſte hinein zu muſtern. „Kann man dieſe Wiſſenſchaft lernen, oder bleibt man von ihrem Lehrmeiſter abhängig? Nun erzählen Sie!“

Es ſchien dies die Lieblingsredensart des Fürſten Potemkin zu ſein, die ſeiner Manier entſprach, beſtändig zu fragen und die Andern auszuforſchen, während er ſelbſt ſchwieg und in ſtiller Reflexion über Alles, was er hörte, brütete.

„Oder nein, erzählen Sie lieber jetzt nicht, Herr Graf!“ ſetzte Potemkin hinzu, indem er plötzlich mit einer gewiſſen Ungeduld von ſeinem Sitz emporſprang und einige Male mit heftigen Schritten im Zimmer auf- und niederging.

„Gelagin!“ rief er dann mit einer gebieteriſchen Stimme, indem er, lang empor gerichtet, in der Mitte

des Saals ſtehen blieb und den Miniſter zu ſich heran winkte. Herr von Gelagin ſtürzte unter unabläſſigen tänzelnden Verbeugungen zu ihm hin.

„Gelagin," ſagte Potemkin mit einer etwas gedämpften Stimme, „Ihr Diner ſcheint ſich zu verzögern, und ich habe einen ganz entſetzlichen Hunger. Wo bleiben denn Ihre Damen, die Sie mir angekündigt haben? Namentlich haben Sie mich ſehr neugierig auf Ihre ſchöne Prinzeſſin von Santa Croce gemacht, auf die ich die Ehre habe, nicht minder geſpannt zu ſein, als auf Ihr ſelbſterfundenes Lerchen-Ragout, von dem Sie mir ſchon ſo viel vorerzählt haben. Wenn ich mich aber erſt vor dem Diner bei Ihnen zu Schanden hungern ſoll, danke ich ganz gehorſamſt nachher für Ihre ſpaniſchen Prinzeſſinnen, deutſchen Lerchen und italieniſchen Nachtigallen. Denn auch die Sängerin Gabrielli, das holde capriciöſe Ungethüm, läßt ſich noch nicht in Eurem Salon blicken, mein werthgeſchätzter Gelagin."

Gelagin rieb ſich in der peinlichſten Verlegenheit die Hände und ſah mit ſteigender Angſt nach den Flügelthüren des Salons, die ſich noch immer nicht öffnen wollten, um die erwarteten Damen eintreten zu laſſen.

„Und Sie, Herr Graf," fuhr Potemkin, zu Caglioſtro gewendet, in ſeiner halb herriſchen, halb ſpaßhaften Manier fort, „warum ſorgen Sie nicht dafür, daß Ihre

Frauenzimmer pünktlicher zur Tafel erſcheinen? Oder erſtreckt ſich Ihre ſogenannte Wiſſenſchaft, vermöge deren Sie die Geiſter beherrſchen, nicht auch darauf, das Frauenzimmer zu regieren, was allerdings eine viel ſchwierigere Kunſt iſt?"

Der Fürſt brach bei dieſen Worten in ein übermäßiges Gelächter aus. Caglioſtro aber trat mit einer ſehr feinen Bewegung zu ihm heran und ſagte lächelnd: „Ueber die Kunſt, die Frauen zu regieren, habe ich freilich ſelbſt in den ägyptiſchen Pyramiden nichts gefunden. Dagegen würde ich bei Ihnen, mein Fürſt, ohne Zweifel ſehr viel davon lernen können. Fürſt Potemkin iſt ſelbſt der Herrſcher der Herrſcherinnen, und ſeinen Willen ehrt ſogar die Czarina als ihr Geſetz, welche ſonſt der halben Welt ihre Zügel angelegt hat."

„Ei, Sie loſer Graf," rief Potemkin, indem er mit einer nicht ganz zarten Handbewegung dem Grafen Caglioſtro den Mund zuhielt. „Man ſpricht aber von ſolchen Sachen in Petersburg nicht!" fügte er dann mit einem rauhen und abweiſenden Ton hinzu, von dem ſich Caglioſtro indeß nicht erſchreckt zu fühlen ſchien.

„Was die Prinzeſſin von Santa Croce anbetrifft," nahm Caglioſtro wieder das Wort, „ſo wird ſie mit ihrem Erſcheinen gewiß nicht mehr lange auf ſich warten laſſen. Denn zu den wunderbaren, kaum je geſehenen Vorzügen

ihrer Perſon fügt ſie auch den der größten Pünktlichkeit. Aber die Prinzeſſin hatte verſprochen, mit ihrem Wagen die Signora Gabrielli abzuholen, und dort mag der Aufenthalt eingetreten ſein."

„Ja, wahrhaftig, dort mag der Aufenthalt eingetreten ſein!" rief Fürſt Potemkin, aus vollem Halſe lachend. „O, wie recht haben Sie, Graf, mit Ihrem: dort mag der Aufenthalt eingetreten ſein! Dieſe Signora hat den leibhaften Teufel in ihrem Schwarzkopf ſtecken, ſie führt ganz Petersburg an der Naſe herum, und wenn es ihr einfällt, läßt ſie die Kaiſerin warten, ſo wie ſie uns jetzt warten läßt. Könnten Sie nicht einen reitenden Boten abſenden, Gelagin? Und ſchicken Sie vier Pferde mit, die Sie noch an den Wagen der Damen vorlegen laſſen, damit es raſcher geht. Denn, zum Teufel, ich kann es nicht mehr vor Hunger aushalten."

„Die Befehle Euerer Durchlaucht ſehen ſich bereits erfüllt!" rief Herr von Gelagin mit frohlockendem Ton und einer tiefen ceremoniellen Verbeugung, indem der Kammerdiener ſoeben mit der Anmeldung der Damen eingetreten war. „Die Prinzeſſin von Santa Croce und die Signora Katharina Gabrielli ſind in der Annäherung begriffen!"

In dieſem Augenblick wurden die Thüren des Salons auseinander geſchlagen, und die Damen traten in glänzen-

der und alle Blicke fesselnder Erscheinung, in der Jede mit der Andern zu wetteifern schien, herein.

Cagliostro überließ dem Minister den Vorzug, die Prinzessin von Santa Croce, eine Gestalt von strahlender Schönheit und Lebensfülle, dem Fürsten Potemkin vorzustellen, der sich ihr sogleich mit der größten Angelegentlichkeit und mit einem über den Zauber ihrer Erscheinung erstaunten Blick genähert hatte.

Die Prinzessin war eine große schlanke Figur, die ebenso prachtvoll als eigenthümlich gekleidet erschien. Perlen und Brillanten durchfunkelten auf eine phantastische Weise das schwarze Kleid, welches ihre üppig geformten Glieder umfloß, und in seinem seltsamen Schnitt ihr fast das Ansehen einer orientalischen Priesterin gegeben hätte, wenn nicht die leidenschaftliche und romantische Gluth, die auf ihrem Gesicht und in den dunkelblitzenden Augen lag, einer derartigen Auffassung zu stark gegenüber getreten wäre. Ein Diadem von strahlenden Diamanten schmückte ihre von rabenschwarzen Flechten eingefaßte Stirn.

Potemkin hatte sogleich eine lebhafte Unterhaltung mit der fremden Prinzessin begonnen, obwohl diese Unterhaltung nur in den abspringenden Hin- und Herfragen bestand, wie sie der Fürst fast ausschließlich liebte, und die hier bei den gänzlich unbekannten und räthselhaften Verhältnissen der Prinzessin um so gerechtfertigter erschienen.

Signora Gabrielli hatte inzwiſchen mit Gelagin einige leiſe Worte gewechſelt und an dem angelegentlichen Eifer, mit dem ihr der Miniſter zuſprach, indem er ihr dabei auf das Zärtlichſte die Hände küßte, konnte man ſehen, daß es ſich darum handelte, den Zorn der Signora zu beſchwichtigen.

„Ich bleibe dabei, es iſt unhöflich, abſcheulich, unerträglich, daß der Fürſt mich heut gar nicht beachtet, ſondern nur Augen für dieſe fremde Abenteurerin hat, die, je länger ich ſie beobachte, mir um ſo verdächtiger erſcheint. Der Fürſt iſt ein Narr, ich will es ihm nachher mit allen Variationen, die ſich dabei anbringen laſſen, in's Geſicht ſagen.“

„Um Gotteswillen, theuerſte, ſchönſte Freundin, laſſen Sie ſich nicht ſo von Ihrem Unmuth fortreißen!“ rief Gelagin, außer ſich vor Angſt, indem er befürchtete, daß der Fürſt, der nicht allzuweit von ihnen ſtand, die rückſichtsloſen Aeußerungen der Signora vernehmen könnte.

Die Signora war eben im Begriff geweſen, mit dem Fuße zu ſtampfen und ſah ſich nur noch durch den ſie beſchwörenden jammervollen Blick des Herrn von Gelagin, der jede ihrer Bewegungen beobachtete, gebunden.

„Geben Sie Acht, Kathinka, der Fürſt wird Sie ſogleich bemerken und dann mit ſeiner gewohnten Liebenswürdigkeit gegen Sie Alles wieder gut machen. Und hätte

ich ahnen können," fügte er faſt bittend hinzu, „daß Sie mit der Prinzeſſin nicht gern zuſammen wären, ſo würde ich ſie eher auf ein Gaſtmahl in Sibirien eingeladen haben, als zu einer Geſellſchaft mit meiner angebeteten Kathinka. Aber ich dachte, Sie liebten ſich Beide und in dieſem Gedanken muß ich heute noch beſonders beſtärkt werden, da ich ſehe, daß beide Damen ſogar die gänzlich gleiche Toilette angelegt haben, wodurch Sie ſich wie zwei in ihrer Schönheit und Grazie wetteifernde Schweſtern darſtellen."

Die Gabrielli ließ ihre dunkeln Feuerblicke raſch an ihrer eigenen, von Jugend, Schönheit und Pracht erſchimmernden Geſtalt heruntergleiten und ſagte dann achſelzuckend zu ihrem Freunde: „Es iſt wahr, mein heutiges Koſtüm beruht auf einer ſcherzhaften Verabredung mit der Prinzeſſin von Santa Croce. Wir wollten Beide Ihrem Diner Ehre machen, Gelagin, und haben darum dieſes phantaſtiſche Koſtüm gewählt, in dem wir ein intereſſantes Enſemble zuſammen bilden wollten. Aber ich ſehe jetzt erſt, daß ich mich ganz abſcheulich darin ausnehme, und dies vermehrt meinen Aerger, ſeitdem ich hier eingetreten bin, auf eine Weiſe, die mich mit allen Teufeln der Hölle plagt!"

„Wenn ich Sie verſichere, daß Sie ſchöner und reizender wie je ſind, Signora," rief Gelagin mit einer glühen-

den Extaſe, in welche ſeine vorher geäußerte Beſorglichkeit eine komiſche Färbung einſtreute, „ſo werden Sie ſich beruhigen, und mir heut, wo ich unſern allmächtigen Potemkin im vertrauten Cirkel bei mir haben darf, nicht etwa ein Gewitter Ihres göttlichen Zornes verurſachen. Ich bitte Sie inſtändigſt darum, Kathinka. Sie ſehen in dieſer Toilette hinreißend, himmliſch, wunderbar, unwiderſtehlich, originell aus, und wenn ich nicht ſchon ſterblich in Sie verliebt wäre, würde es mir in dieſem Augenblicke ſo ſehr geſchehn, daß ich zu Grunde gehen müßte!“

„Sie irren ſich, Gelagin!“ ſagte die Signora mit einem wegwerfenden Tone, indem ſie ſich von Neuem in dem über dem Kamin hängenden venetianiſchen Spiegel betrachtete. „Sie ſind nicht mein Freund, wenn Sie mir ſagen, daß ich gut ausſehe. Ich ſehe im höchſten Grade unvortheilhaft, mit Schmuck überladen und doch gemein und gaukelmäßig, halb feierlich und halb mesquin aus. Wie bedaure ich es, in einem Anfall von elender Gutmüthigkeit dieſem fabelhaften Einfall der fabelhaften Prinzeſſin nachgegeben zu haben! Aber ich werde der Sache bald ein Ende machen, denn ich wittere ſchon meine Ohnmacht, die mich ſogleich in Ihre Arme ſchleudern wird, mein guter Gelagin, und dann werden Sie mich ruhig nach Hauſe ſchaffen laſſen.“

Während Gelagin ſich vor Verzweiflung die Hände

rieb, und kein Wort mehr hervorzubringen wußte, betrachtete die Signora, ihm ihr Gesicht abwendend, sich unausgesetzt in dem gegenüberhängenden Spiegel, aber, wie man bemerken konnte, nicht bloß, um die bei ihr entstandenen Zweifel hinsichtlich ihres heutigen Kostüms zu einer letzten Entscheidung zu bringen, sondern vielmehr, um der Prinzessin von Santa Croce, mit deren Blicken sie sich im Spiegel begegnen mußte, Gesichter von der wunderbarsten Beschaffenheit zu schneiden.

„Ich versichere Sie, Sie sind heut entzückend schön, wie ich Sie noch nie gesehen habe!" begann Gelagin nochmals mit gesteigerter Herzensangst sein Heil bei ihr zu versuchen. „Die Fülle Ihrer mächtigen Gestalt wird durch dies an Ihnen ungewohnte schwarze Kostüm wunderbar begränzt, und in ein geheimnißvoll verschwebendes Clairobscür hineingehoben! Es ist durch die Wirkung des schwarzen Gewandes eine Perspective in Ihre herrliche Gestalt hineingetreten, die der Schönheit einen unendlichen Hintergrund von Nüancen giebt. Signora, man hat Sie immer wegen Ihres wunderbaren weißen Teints angestaunt, der bei einer Römerin wie ein märchenhafter Reiz erscheinen muß. Aber heut ist Ihr Teint der reinste Blüthenschnee, denn der schwarze Grund des Gewandes, auf dem er sich emporhebt, zaubert ihn in eine Klarheit hinüber, die mich wenigstens rasend machen könnte vor

Entzücken! Und dazu das mit ſeinen Sonnenroſſen ſtolz kutſchirende Flammen-Auge meiner Signora!"

„Gelagin, Sie langweilen mich heut auf eine unbeſchreibliche Weiſe," rief Katharina Gabrielli, indem ſie ſich gänzlich von ihm abwandte und ausſchließlich mit ihren Beobachtungen im Spiegel ſich beſchäftigte.

Der Fürſt Potemkin hatte ſich inzwiſchen mit der Prinzeſſin von Santa Croce in eine lebhafte Unterhaltung eingelaſſen, die ſogleich einen ſehr heiteren Charakter angenommen zu haben ſchien. Die Prinzeſſin antwortete wenig und einſylbig auf alle die ſtürmiſchen Fragen, die der Fürſt unaufhörlich an ſie richtete, doch erſetzte ſie ihren Mangel an Aeußerungen, der auch ihrer Ungefügigkeit in der franzöſiſchen Sprache zugeſchrieben werden konnte, durch ein leicht erregbares Lachen, das mit friſchem und anmuthigem Klang faſt beſtändig von ihren Lippen erſchallte.

Der Fürſt ergötzte ſich darüber ungemein, daß jedes Wort, welches er ſprach, von der Prinzeſſin mit einem ſo fröhlichen Lachen beantwortet wurde, und er begann in die heiterſte Laune zu gerathen.

„Nun erzählen Sie," ſagte er mit ſeiner Lieblingsredensart zu ihr, indem er ſie ſo drollig anſtarrte, daß es der Prinzeſſin von Neuem unmöglich wurde, eine ernſthafte Haltung zu beobachten.

„Aber nein, erzählen Sie lieber nicht!“ fügte er nach ſeiner Gewohnheit hinzu, indem er der Prinzeſſin mit einer verbindlichen Wendung den Arm reichte. „Wir werden jetzt zu Tiſche gehen, Prinzeſſin, denn der Herr von Gelagin, der ein kluger Mann iſt und ſeinen Gäſten nicht blos in das Herz, ſondern auch in den Magen ſchaut, wird uns doch wohl nicht länger warten laſſen wollen. Seine Säumniß iſt ſchon Schuld daran, daß ich mir einen Hunger zugezogen habe, der wie ein Aufruhr in meinen Gliedern tobt, und zu deſſen Beſchwichtigung mein Freund Gelagin in aller Eile noch ein Dutzend Faſanen mehr wird ſchießen laſſen müſſen. Und nun vorwärts, ſtürmen wir Beide den Speiſeſaal, als wenn es wieder einmal gegen die Türken ginge!“

Gelagin war aber jetzt dieſen Abſichten ſchon zuvorgekommen, indem er in demſelben Augenblick die Thüren des Speiſeſalons durch die Diener öffnen ließ, und den Fürſten erſuchte, mit der Prinzeſſin einzutreten.

Der Graf Caglioſtro, der in der letzten Zeit mit übereinander gekreuzten Armen und in das tiefſte Nachdenken verſunken in einer Fenſterniſche gelehnt, ſah ſich durch Gelagin veranlaßt, der Signora Gabrielli den Arm zu bieten.

Nachdem die Geſellſchaft ſich an der glänzend geſchmückten Tafel niedergelaſſen, und Potemkin den erſten

Gängen mit einem faſt ausſchließlichen Eifer und dem ungeheuern Appetit, der ihm eigen zu ſein pflegte, ſich hingegeben hatte, begann ſich ſeine befriedigte Stimmung auf das Behaglichſte auszulaſſen. Er bemerkte nicht, daß er faſt allein von den aufgetragenen Speiſen aß, indem Herr von Gelagin nur mit ſteigender Angſt die üble Laune ſeiner Freundin beobachtete, von der er jeden Augenblick einen Eclat befürchtete, während dieſe, den entbrannten Zorn unverkennbar aus ihren ſchönen Augen ſprühend, faſt unbeweglich daſaß und weder ihren Nachbar, den ebenfalls ſehr ſchweigſamen Caglioſtro, beachtete, noch auch mit dem Fürſten Potemkin die neckenden und übermüthigen Geſpräche unterhielt, die ſonſt zwiſchen ihnen an der Tagesordnung waren.

Der Grund ihrer Mißſtimmung, der in der ausſchließlichen Beſchäftigung des Fürſten mit der ſpaniſchen Prinzeſſin lag, war, ſeitdem man bei der Tafel ſaß, noch ſtärker hervorgetreten, da Potemkin nur Sinn für ſeine Nachbarin hatte und alle Bemerkungen an dieſelbe richtete.

Die Unterhaltung wurde in franzöſiſcher Sprache geführt, welches die einzige fremde Sprache war, in der ſich Potemkin überhaupt auszudrücken wußte, die er aber mit einer glänzenden Fertigkeit ſprach.

„Nun hören Sie, mein Herr Graf Caglioſtro," ſagte Potemkin, indem er ſich in dieſem Augenblick an den ihm

gegenüber sitzenden Grafen wandte, „die Welt sagt Ihnen nach, daß sie an dieser liebenswürdigen Prinzessin, in deren Begleitung Sie sich befinden, das höchste Meisterstück Ihrer Kunst vollzogen haben. Ich muß Ihnen aber bemerken, lieber Graf, daß die Natur doch wohl das größte Meisterstück an der Prinzessin gemacht haben wird, denn wahrhaftig, ich sehe an ihr nur Natur, die herrlichste Offenbarung der Natur, die jede Kunst weit überflügelt und hinter sich läßt. Ich begreife nicht, was Sie denn eigentlich an ihr vorgenommen haben können, wenn nicht etwa das Gerücht, welches Alles übertreibt, auch diese Ihnen so vielfach nachgerühmte Wunderthat übertrieben hat?“

„O nein,“ sagte die Prinzessin, indem sie für Cagliostro die Antwort übernahm, „der Graf ist mein Freund, mein Arzt und mein Retter, und was er an mir gethan, dafür wird ihm meine lebenslängliche Dankbarkeit nicht lohnen können! Wenn meine Augen noch Feuer und Glanz, meine Stimme noch frischen Klang, meine Glieder noch elastische Bewegung haben, so ist es das Werk des Grafen Cagliostro, des Mannes, der über Natur und Zeit seinen starken Arm legt, dem alle Kräfte und Elemente gehorchen müssen!“

Cagliostro warf ihr einen eigenthümlich leuchtenden Blick hinüber, mit dem er seine Freundin für ihre Ge-

ſchicklichkeit, womit ſie die ihr wahrſcheinlich einſtudirte Phraſe jetzt angewandt hatte, zu belobigen ſchien.

Die Prinzeſſin aber hatte ſich bei dieſen Worten mit großer Innigkeit zu dem neben ihr ſitzenden Fürſten gewandt, und legte mit dem wunderbaren Eifer, der ſie befallen, ihre blendend weiße Hand auf ſeinen Arm. Ihre glühenden, durchbohrenden Augen hefteten ſich auf ihn mit einer Gewalt, der Potemkin nicht widerſtehen zu können ſchien. Denn nachdem er dieſe Hand einige Augenblicke lang mit ſtummer Bewunderung betrachtet, konnte er ſich nicht enthalten, einen lebhaften Kuß auf die ſchlanken, zierlichen Finger zu drücken.

Die Gabrielli trat bei dieſem Anblick ihrem Nachbar, dem Herrn von Gelagin, mit einer krampfhaften Heftigkeit auf den Fuß, ſo daß der Miniſter einen leiſen Aufſchrei nicht unterdrücken konnte.

Potemkin hielt die Hand der Prinzeſſin in der ſeinigen feſt, und ſpielte mit den Fingern, deren ſeltene Weiße und Schönheit er pries. Dann ſagte er mit einem faſt ſchmelzenden Klang, der ſich ſonſt ſelten in ſein gewaltiges Organ verirrte: „Prinzeſſin, ich habe immer geglaubt, daß die Hand noch bei weitem mehr der Ausdruck des Charakters iſt, als das Auge. Und wenn man Ihre Hand ſieht, hat man Ihren ganzen Charakter, ja, ich behaupte, Ihre ganze Lebensgeſchichte verſtanden. Ich ſehe

aus dem Schnitt Ihrer Hand, daß Sie die liebenswürdigste Person auf der ganzen Welt sind, aber auch ein recht kleiner, kleiner, überaus charmanter Teufel!"

Die Prinzessin von Santa Croce überließ ihm noch immer ihre Hand, und sagte mit einem naiven Erstaunen: „Euere Durchlaucht können also aus der Hand wahrsagen? Nun, so sagen Sie mir doch auch, wenn es Ihnen gefällig ist, wie alt ich bin?"

„Mit welcher Frechheit diese Person sich zum Mittelpunkt der Unterhaltung zu machen versteht!" rief die Gabrielli fast hörbar vor sich hin. Gelagin ergriff vor Angst ihre Hand und küßte dieselbe, bittende Worte murmelnd, mit einer beschwichtigenden Zärtlichkeit.

„Wollen Sie mir etwa auch aus der Hand wahrsagen?" rief sie verächtlich, indem sie ihm mit einer wegwerfenden Heftigkeit ihre Hand entzog.

„Wie alt Sie sind, Prinzessin, soll ich Ihnen sagen?" fragte Potemkin, sie aus seinen kleinen blinzelnden Augen bedeutungsvoll anlächelnd. „Ei, bei jeder Andern würde ich mich hüten, in diese Falle zu gehen. Denn man macht seine Bévues nicht gern bei schönen Damen, die man verehrt. Aber da Ihre Hand mit allen ihren entzückenden Formen ebenso deutlich Ihre Schönheit als Ihre neunzehn Jahre predigt, so glaube ich leichtes Spiel mit Ihnen zu haben, und entledige mich damit Ihres gnädigen Befehls."

Die Prinzeſſin brach bei dieſen Worten in ein lautes Lachen aus, und ſagte mit einer triumphirenden Handbewegung, in die ſie einen pikanten Reiz zu verlegen wußte: „Sehr weit gefehlt, mein Herr Fürſt! Ich bin vor einigen Tagen in mein einundfunfzigſtes Jahr getreten.“

Der Fürſt ſprang wie entſetzt auf, und richtete ſich in der ganzen Größe ſeiner ungeheuern Geſtalt empor. Dann ſtarrte er die Prinzeſſin noch einmal mit weit aufgeriſſenen Augen an, verfiel aber nach einigen Minuten in ein herzliches, laut ſchmetterndes Gelächter, und ſetzte ſich wieder auf ſeinen Platz an der Seite der Prinzeſſin nieder. Es war eben eine neue Schüſſel umhergereicht worden, und da dieſelbe eine Lieblingspaſtete des Fürſten darbot, ſo vergaß derſelbe darüber augenblicklich das Thema, und folgte haſtig und mit ausſchließlichem Eifer der Anwandlung ſeines Appetits.

Es war eine plötzliche Stille in dem kleinen Kreiſe eingetreten, und man aß um ſo eifriger, da man die Verlegenheit, die eingetreten war, nicht anders zu überwinden wußte.

Sobald aber Potemkin ſeinen Teller geleert hatte, wandte er ſich wieder mit erneuerter Lebhaftigkeit ſeiner Nachbarin zu, und ſagte zu ihr mit der drolligen und faſt gutmüthigen Schalkhaftigkeit, die ihm eigen ſein konnte:

„Alſo einundfunfzig Jahre ſind Sie jung? Denn alt kann man bei Ihnen doch einmal nicht ſagen. Wahrhaftig, Prinzeſſin, einen luſtigeren Scherz hätten Sie nicht erfinden können, um das frohe Mahl bei unſerm Freunde Gelagin auf den ausgelaſſenſten Gipfel ſeiner Heiterkeit zu führen.“

„Das iſt ganz und gar kein Scherz,“ erwiederte die Prinzeſſin, indem ſich plötzlich ein tiefer Ernſt mit einem an Hoheit gränzenden Ausdruck auf ihrem Geſicht ſchattirte. „Ich beging vor einigen Tagen meinen einundfunfzigſten Geburtstag, aber das Leben iſt für Den, der es faſſen kann, reicher und länger, als die gewöhnliche Zeitrechnung ihm vorſchreibt. Mein großer Freund, der Graf Caglioſtro, hat mich das Leben faſſen gelehrt, und ſeiner Kunſt gehorchten meine Züge, meine Sinne, meine Pulſe und mein ganzes Leben, ſo daß an der Matrone von einundfunfzig Jahren eine jugendliche Geſtalt wieder aufblühte, wie ſie mir kaum in meinem neunzehnten Jahre zu eigen geweſen. Ich ſage dies ohne Eitelkeit, denn meine Geſtändniſſe würden ſich am allerwenigſten mit der Eitelkeit vertragen, aber wer bekennt es nicht freudig und laut, wenn ein ſo hohes Wunder an ihm vollbracht worden!“

„Gehen Sie, Prinzeſſin, Sie wollen uns foppen!“ rief der Fürſt Potemkin, indem er ſie noch einmal Zug für Zug zu muſtern und zu prüfen ſchien und ſich dabei in

eine ſo dichte Nähe zu ihr hinüberbeugte, daß er ſie einen Augenblick lang faſt in ſeine Arme genommen zu haben ſchien.

In dieſem Augenblick wurde ein ſcharfer klirrender Laut vernehmbar. Die Gabrielli hatte vor Wuth ihre Gabel vor ſich auf den Teller geworfen, und legte ſich dann, ihre Augen mit der Hand bedeckend, in den Stuhl zurück. Der Fürſt Potemkin ſchien davon nichts vernommen zu haben, und ſetzte ganz ungeſtört ſeine vertrauten Betrachtungen fort, die er der Prinzeſſin in's Geſicht hinein unternommen hatte.

„Die Prinzeſſin hat nur die Wahrheit bekannt!“ nahm jetzt Herr von Gelagin das Wort, indem ſeine leichtfertigen und hofmänniſchen Züge ſich plötzlich in den tiefſten Ernſt tauchten und eine gewiſſe Feierlichkeit verriethen. „Ich muß es jetzt endlich laut erklären, das große, herrliche Geheimniß! Das Lebenselixir des Grafen Caglioſtro iſt es, wodurch dies erſtaunliche Mirakel vollbracht worden. Eine größere Erfindung iſt noch keinem Sterblichen gelungen! Die tiefſten Geheimniſſe der Natur hat unſer wunderbarer Graf darin zu einer Wirkung zuſammengefaßt, welche die gewöhnlichen Geſetze des Lebens ſiegreich durchbricht! Der Widerſtreit zwiſchen Alter und Jugend, zwiſchen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, wird gelöſt, ſobald nur ein Tropfen dieſes köſtlichen Elixirs durch Eure Adern zu rinnen beginnt. Dieſem Extract

seiner göttlichen Weisheit ist es gelungen, das Individuum so schöpferisch zu durchdringen und so neu zu begaben, daß es nur noch Eine Blüthe, Eine Jugend, Eine Zeit an ihm giebt! Die Jugend wird dadurch dem Körper als ein Talent zurückgegeben, das unerschöpflich ist in seinem Inhalt wie in seinen Formen, und das ausgeübt werden kann an dem Körper, so lange er den Willen und den Reiz dazu behält!"

Es war bei diesen Worten eine seltsame Stille eingetreten, denn man hatte den Minister Gelagin noch nie mit einem so feurigen Enthusiasmus und mit einem so feierlichen, an Tiefsinn gränzenden Ernst sprechen gehört.

„Das kommt unmöglich aus Euch, Herr von Gelagin!" rief die Signora Gabrielli, die froh schien, zur Auslassung ihres Unmuths einen so bequemen Gegenstand, wie ihren Freund, gefunden zu haben. „Ihr haltet plötzlich eine Predigt, wie ein Pope, und wollt uns weiß machen, daß diese mystische Sprache aus der Kanzlei Eurer Gehirnkammern entnommen ist. Nein, mein guter Gelagin, ich weiß, daß Ihr sonst ein ganz verständiger Mann seid, und einen so kolossalen Unsinn konntet Ihr nur auf fremde Bestellung zu Markte bringen. Euer Herr und Meister, dieser Graf Cagliostro, hat seinen Schüler Gelagin schon recht wacker einexercirt. Aber corpo di Bacco, der Teufel halte diese Musik aus, die

man uns heut hier zum Besten giebt. Man wird doch nicht verlangen, daß auch die Gabrielli nach dieser unsinnigen Musik tanzen soll? Den Appetit habt Ihr mir schon verdorben, denn ich würde mich ermorden, wenn ich noch eine einzige Schüssel bei diesem formidablen Diner anrühren wollte!"

Die schönen großen Augen der italienischen Sängerin leuchteten bei diesem Ausbruch ihres Zorns, der eine vollständige Kriegserklärung in sich schloß, so wild und flammend auf, als wenn sie den größten leidenschaftlichen Moment im Drama auszudrücken gehabt. Mit einer heftig zuckenden Bewegung ihren prächtigen, idealisch geformten Arm über den Tisch hinwerfend, als wolle sie die ganze Gesellschaft zu einem Kampf herausfordern, blickte sie dann mit einem triumphirenden Stolz nach allen Seiten umher, aber Niemand wagte es, den Fehdehandschuh, den ihre trotzige Schönheit darbot, aufzunehmen.

Der Fürst Potemkin aber hatte sie mit dem größten Erstaunen betrachtet, und hob seinen mit dem ungeheuren Brillant geschmückten Zeigefinger drohend gegen die Signora auf. Gelagin hatte eine ihrer Hände zu erhaschen gewußt, und bedeckte dieselbe unaufhörlich mit seinen Küssen.

„Das nenne ich wieder einmal ein Furioso à la Gabrielli," rief Potemkin, indem er seine Lorgnette her-

vorzog, und durch dieſelbe mit einem maliciöſen Ausdruck ſeines Geſichts die Signora eine Zeitlang betrachtete.

Caglioſtro, der ſich bisher als ſchweigender Zuſchauer verhalten und nur, als Herr von Gelagin geſprochen, demſelben mehrmals freudig und belobigend zugenickt hatte, richtete ſich jetzt aus ſeiner geheimnißreichen Vertiefung in ſich ſelbſt empor. Da man ihm anſah, daß er das Wort nehmen wolle, entſtand eine tiefe, eigenthümlich geſpannte Stille in dem Kreiſe, und ſelbſt die Gabrielli, die mit übereinander geſchlagenen Armen daſaß und in einer übermüthig herausfordernden Stellung thronte, wandte mit einem unwillkürlichen Ausdruck von Intereſſe und Neugierde ihre funkelnden Augen ihm zu.

„Die Dinge, von denen die Rede iſt, ſind nicht zur Entzweiung da, ſondern alle Gemüther ſollen ſich daran verſöhnen, erbauen und ſtärken!“ nahm jetzt Caglioſtro mit einer leiſen, faſt ſchüchternen Stimme, die aber bald mächtig und donnerähnlich anſchwoll, das Wort. „Nicht an Allen gelingt es, den Triumph der Wiſſenſchaft ſo zu feiern, wie es an der herrlichen Prinzeſſin von Santa Croce, deren Bekanntſchaft ich vor drei Jahren in Madrid machte, mir vergönnt worden iſt. Die Prinzeſſin ſtand damals in ihrem neunundvierzigſten Jahre, und ſchon wollte ſie den Schleier nehmen, um in einem entlegenen Kloſter Spaniens den Reſt ihres Lebens zu vertrauern,

da ſie, obwohl noch immer die ſchönſte Frau am ſpaniſchen Hofe, ſich über ihr vorrückendes Alter ärgerte und ihren jüngeren Nebenbuhlerinnen nicht den Triumph gönnen wollte, ihre Züge verfallen, ihre Geſtalt hinſchwinden zu ſehn. Schon während meines Aufenthalts in den ägyptiſchen Pyramiden, wo alle Geheimniſſe der Natur mich umrauſchten, ſann ich auf die Compoſition eines Lebens-Elixirs, durch welches die Jugend an dem Leibe des Menſchen immer von Neuem hervorgezaubert werden könnte, ſowie die Sonne des Frühlings die Kraft hat, jeden winterlich erſtarrten Baum ſtets wieder in neues Grün und neues Blühen ausſchlagen zu laſſen. Lange Studien und Verſuche gehörten dazu, ehe ich die Kunſt fand, den Sonnenſtrahl zu deſtilliren, und daraus das Elixir zu bereiten, das auf den Menſchenleib, ſein Blut und ſein Fleiſch, ebenſo erneuernd und verjüngend wirken könnte, als die Frühlingsſonne auf die Hölzer und Gräſer des Waldes wirkt. Die ägyptiſche Maurerei iſt durch mich um dieſe Erfindung bereichert worden, und den Titel des großen Kophtha, den man mir ſeitdem beigelegt, habe ich mit Dank gegen Gott und die Natur, mit Stolz und mit Demuth zugleich, angenommen. Fünf Tropfen, um die fünfte Morgenſtunde, an jedem fünften Tage, von dieſem Elixir genoſſen, brachten in fünf Wochen dieſe mährchenhaft ſchöne Wirkung auf die Prinzeſſin von Santa Croce

hervor! Ihre Schönheit wird jetzt schön bleiben, ihre Jugend wird jung bleiben, und so steht sie in ihrer bewundernswürdigen Gestalt vor uns da, um mit glänzenden Zügen den Beweis von der Wunderkräftigkeit des forschenden Geistes zu führen. Es giebt aber kein höheres Wunder als die Natur, und der Natur müssen wir uns beugen, wenn wir die Prinzessin von Santa Croce bewundern!"

Der Graf Cagliostro hatte sich nach diesen pathetisch gesprochenen Worten wieder niedergesetzt, und überließ die Gesellschaft dem nachdenklichen Schweigen, das jetzt einen Augenblick lang bei ihr eingetreten war. Selbst Fürst Potemkin war in ein hinstarrendes Grübeln versunken, und vergaß dabei selbst die Nähe der schönen Prinzessin, die ihn von der Seite mit einem übermüthigen Lächeln betrachtete, und kaum noch verbergen zu können schien, wie sehr sie sich an diesem halb betäubten halb verwunderten Aussehn des Fürsten belustigte.

„Das sind ja merkwürdige Dinge, Herr Graf!" sagte Potemkin dann, indem er den Kopf in den Ellenbogen stützte, und in dieser Stellung ohne alle Rücksicht über den Tisch gelehnt, sich von Neuem in seinen stillen Betrachtungen schaukelte.

„Vielleicht ist nicht Alles gefaselt, was Ihr da vorgebracht habt!" fuhr er nach einer Pause wieder auf. „Auch ich habe oft über ähnliche Dinge nachgedacht, wenn

ich auch nicht, wie Ihr, in den ägyptiſchen Pyramiden gewohnt habe. Aber einſt ſchloß ich mich mehrere Tage lang in einem Kloſter bei Moskau ein, und fing, alle Hoffeſte fliehend, darüber zu grübeln an, wie man wohl Herr über die Natur werden könnte. Denn man kann — mußte ich mir ſagen — Herr einer Nation, Herr einer Kaiſerin, Herr einer Armee ſein, und man iſt doch nichts, wenn man nicht Herr der Natur iſt, und den Zeiger auf der Uhr des Lebens mit eigner Hand vorwärts oder rückwärts rücken kann, je nachdem es paßt oder beliebt. Ich quälte mich mit allen möglichen Experimenten ab, kaſteiete und marterte meinen eigenen Leib, und nahm ſogar zur Chemie meine Zuflucht, von der ich zufällig einiges profitirt habe. Ich werde Euch ſpäter etwas davon erzählen, Graf, denn ich erwarte Euren Beſuch morgen Nachmittag um drei Uhr in meinem Cabinet. Aber ich will Euch heut ſchon ſagen, daß das Reſultat meiner Beſtrebungen gleich Null war. Ich ſah ein, daß man nicht ſo viel Kraft über die Natur hat, um nur einen todten Hund wieder lebendig machen zu können, oder eine verwelkte Roſe wieder zum Blühen zu bringen. Beſchämt ſchlich ich mich aus meinem Kloſter wieder heraus, und ſtürzte mich in die Feſtgelage des Hofes. Bei der heiligen Mutter von Smolensk, es war Zeit geweſen, daß ich mich wieder aufraffte, denn mein armer Kopf begann mir bereits zu ſchwindeln!“

Graf Caglioſtro lächelte ruhig vor ſich hin, und warf dem Fürſten dann einen langen bedeutungsvollen Blick zu, der den magnetiſchen Eindruck, den das Auge Caglioſtro's ausübte, nicht zu verfehlen ſchien.

Die Prinzeſſin von Santa Croce wandte ſich aber wieder mit ihrem bezaubernden natürlichen Weſen ihrem Nachbar zu, und ſagte, faſt lauter lachend als es ſonſt in dieſem Geſellſchaftskreiſe zum guten Ton gehören konnte: „Euere Durchlaucht werden mich am Ende noch für ein altes Geſpenſt halten, denn einen ſo ſchauerlichen Argwohn glaube ich in den Blicken des Fürſten Potemkin zu leſen?“

„Nein, nein,“ entgegnete der Fürſt mit einer galanten Bewegung, „ſo etwas hält man nicht für ein Geſpenſt! Jedenfalls iſt es ein Geſpenſt von dem reizendſten Fleiſch und Blut, das ich hier vor mir ſehe. Und wenn man dieſe Fülle der erſtaunlichſten Reize ſieht, vergißt man gewiß, nach dem Taufſchein der Prinzeſſin von Santa Croce zu fragen. Dieſer Buſen hebt ſich wie ein lachender Blumenhügel, auf deſſen Knospen die Schmetterlinge der Jugend und der Liebe koſen! Und dieſer Mund, Prinzeſſin, ein Mund von unendlicher Friſche, friſch und üppig, wie ein Frühling des Südens nur ſein kann! Dieſe ſchwellenden Lippen, und die elfenbeinerne Pracht dieſer Zähne! Nein, das kann nicht Täuſchung, das kann nur die lebendige Wahrheit ſelber ſein! Potemkin ſchmei-

chelt ſich ein Kenner zu ſein, und daß dieſe Zähne ächt ſind, will er mit den heiligſten Eiden beſchwören. Nur verſtatte man ihm einen einzigen Forſchergriff im Intereſſe der Wahrheit und der Bewunderung!"

Die Prinzeſſin hielt ihm lachend ihren geöffneten Mund mit der glänzenden Reihe der ſchönſten Zähne hin, und Potemkin näherte ſich erſt mit einem ſo lebhaften Ausdruck ihren Lippen, als wolle er dieſelben mit ſeinen Küſſen bedecken. Während ſie aber dann Miene machte, ſich mit verſtelltem Zürnen von ihm zurückzuziehn, faßte er raſch mit einem Finger auf ihre Lippen und Zähne, und taſtete einen Augenblick lang mit einer barbariſchen Ruhe und Gleichgültigkeit in ihrem Munde umher.

„Wie abſcheulich! Wie gräßlich!" erklang es jetzt aus dem Munde der Signora Gabrielli. „Sie läßt ſich von ihm unterſuchen, wie man einem Pferde das Gebiß unterſucht, wenn man es kaufen will! So etwas Schauderhaftes habe ich noch nie geſehen, nein, das vermag ich nicht länger auszuhalten! Hülfe, zur Hülfe! Mir ſchwinden meine Sinne!"

Die ſchöne Italienerin erkünſtelte entweder mit ihrer meiſterhaften Mimik den Zuſtand, in dem ſie ſich jetzt darſtellte, und durch den ſie ihre längſt gehegte Abſicht, ſich zurückzuziehn, jetzt ausführen wollte, oder ſie wurde

in der That vor Aufregung und Aerger von einer Ohnmacht befallen.

Mit einem lauten Seufzer sank die stolze prächtige Gestalt der Signora in sich selbst zusammen. Ihre Augen schlossen sich, und die schönen Arme hingen schlaff und leblos über die Stuhllehnen herunter. Sie würde jetzt auf den Boden herabgeglitten sein, wenn nicht Gelagin, der zuerst vor Entsetzen über diesen Vorgang ganz erstarrt gewesen, sie jetzt in seinen Armen aufgefangen hätte.

Sämmtliche Anwesende waren jetzt voll Schrecken aufgesprungen, und umstanden den Minister, der sich bemühte, seine Freundin in seinen Armen fortzutragen, um sie auf dem Kanapee, welches im Hintergrunde des Zimmers stand, niederzulegen. Cagliostro zeigte sich bemüht, ihm dabei Hülfe zu leisten, und Beide trugen nun vereint die ohnmächtige Signora zu dem Ruhebett, um ihr dort jede mögliche Erholung angedeihen zu lassen.

Herr von Gelagin zeigte sich so ergriffen, daß er bleich und haltungslos einherschwankte und mit lauter Stimme zu klagen und zu jammern anfing. Dann gab er dem Bedienten Befehl, die Aerzte herbeizurufen, was aber der Graf Cagliostro mit einem stummen Wink als unnöthig bezeichnete.

„Die Signora wird gleich wieder erwachen," sagte

Cagliostro, indem er zu ihr herantrat und seine Hand auf ihre noch immer geschlossenen Augen legte.

Die Ohnmächtige schien bald den unwiderstehlichen Druck seiner Finger zu fühlen, sie begann sich zu regen und entfernte mit einer zuckenden Bewegung seine Hand von ihren Augen, indem sie dieselben plötzlich groß und leuchtend wie sonst öffnete. Sie winkte den Minister zu sich heran, und indem Gelagin sich mit der besorgtesten Zärtlichkeit zu ihr niederbeugte, flüsterte sie ihm ziemlich hörbar zu: „Lassen Sie sogleich Ihren Wagen anspannen und fahren Sie mich nach Hause. Ich bin krank geworden, und wie hätte es hier in dieser Gesellschaft anders sein können? Ich verlange aber, daß Sie mit mir fahren, denn ich bedarf der Begleitung, und außerdem habe ich Sie dringend zu sprechen!"

Gelagin sah sich mit einem verzweifelten Blick nach dem Fürsten Potemkin um, der sich in diesem Augenblick wieder auf seinem Platz an der Tafel niedergelassen hatte und von Neuem mit großem Eifer, und unbekümmert um alles Vorgehende, zu essen begann.

Der Minister schien in der That nicht zu wissen, wie er sich in diesem eigenthümlichen Fall verhalten solle. Die Signora hatte aber bei den an ihn gerichteten Worten ihre Hand so gebieterisch und des Gehorsams gewiß gegen ihn ausgestreckt, daß Gelagin, wenn er auch durchaus

noch nicht wußte, wie er es machen ſollte, ihr ſchon mit einem heimlichen Wink alle Gewährung zugenickt hatte. Er ertheilte dem Kammerdiener den Befehl, die Equipage auf das Schleunigſte anſpannen zu laſſen.

Fürſt Potemkin ſchien es aber jetzt unangenehm zu empfinden, daß er ſich noch immer allein an der Tafel ſehen mußte, und der Wirth wie die übrigen Gäſte noch zögerten, ſich zur Fortſetzung des Diners zu ihm zurückzubegeben.

Er ſprang jetzt wüthend auf, und näherte ſich mit lauten heftigen Schritten der Gruppe, in welcher Gelagin und Caglioſtro um die Gabrielli beſchäftigt waren. Der Fürſt trat jetzt dicht zu der Sängerin heran, und erfaßte ihren Arm, den er ziemlich unſanft rüttelte.

„Sie haben durch Ihre ungerechtfertigte Laune einen Aufbruch verurſacht, der mich um das Behagen des Diners gebracht hat, Signora!“ rief er mit ſchreiender ſcheltender Stimme. „Man kann ſich nicht einmal ſatt eſſen in Ihrer capriciöſen Geſellſchaft, und ich begreife in der That nicht, wozu Sie hier in Petersburg nützlich ſind. Man nennt Sie eine weltberühmte Sängerin, aber Ihre abſcheulichen Triller und Rouladen zerreißen mir das Ohr, und wenn man in Ihrer Geſellſchaft ſich amüſiren zu können glaubt, verderben Einem Ihre maliciöſen Ohnmachten allen Appetit. Der Teufel hole dieſe Anmaßung einer Sängerin,

die uns mit schlechter Lebensart und erbärmlichen Theater-Phantasieen gängeln zu können glaubt. Ich werde aber dafür sorgen, daß die Signora Gabrielli ihre Concerte künftig in Sibirien fortsetzt, wo die Bären ein dickeres Fell haben, um Alles ertragen zu können, was die Signora pfeift, singt, miaut, bellt, kratzt, beißt und mit ihrem Satans-Eigensinn anrichtet!"

Signora Gabrielli schrie jetzt laut auf, indem sie mit der Hand nach ihrem Herzen fuhr und dann von Neuem, unter krampfhaften Zuckungen, ohnmächtig zusammensank.

In diesem Augenblicke wurde gemeldet, daß der Wagen des Herrn Ministers vorgefahren sei. Sofort schlug die Signora ihre Augen wieder auf, und warf dem Minister einen ihrer flammenden, bedeutungsvollen Blicke zu, wodurch sich sein Entschluß sogleich auf unwiderrufliche Weise feststellte. Obwohl er gewiß war, daß er durch seine Entfernung dem Fürsten Potemkin eine Beleidigung zufügen würde, die dieser ihm nie vergeben möchte, und die unfehlbar seinen Sturz nach sich ziehen könnte, so sah er sich doch genöthigt, den ihm gebietenden Augen der Signora zu gehorchen.

Sie hatte sich jetzt wieder aufgerichtet und stand in ihrer kräftigen und elastischen Gestalt, die von Zorn und Leidenschaftlichkeit zitterte, in der Mitte des Salons da.

Mit einer imponirenden Hoheit hatte sie ihren schönen Kopf in den Nacken zurückgeworfen, und nach der Geberde, mit der sie sich dem Fürsten gegenüberstellte, schien es, als wenn sie ihm noch zum Abschied einige Worte ihres feurigsten Hasses zuschleudern wollte. Sie begnügte sich aber mit einer verächtlichen Handbewegung, mit der sie gegen ihn gesticulirte, indem sie dann den Arm Gelagin's ergriff, und an demselben in feierlicher Grandezza, mit dem Paradeschritt einer Triumphirenden, zur Thür hinausschritt.

Der Minister hatte zuvor versucht, sich bei dem Fürsten mit einigen Entschuldigungen, die er in der höchsten Verlegenheit herstammelte, zu beurlauben, indem er versprach, nach wenigen Minuten wieder zurückzukehren und der Befehle des Fürsten gewärtig zu sein. Potemkin aber hatte ihm nur mit seinem höhnischen, heisern Lachen erwiedert, das eine der geläufigsten Ausdrucksarten bei ihm war. Dann, als der unglückliche Gelagin mit der Sängerin sich schon in der Thür befand, rief ihm Potemkin nach: „Bringe erst Deine Signora zu Bett, armer geplagter Gelagin! Ich verzeihe Dir, denn ich weiß aus eigener Erfahrung, wie man dummen Frauenzimmern unterthan werden kann! Wir werden Dein Diner unterdessen fortsetzen, denn es ist gut und ich muß Dich darum loben!"

Viertes Capitel.

Lorenza.

Der Fürſt hatte der Prinzeſſin von Santa Croce den Arm gegeben und ſie wieder zur Tafel zurückgeführt, an der ihnen gegenüber auf ſeinen Wink auch der Graf Caglioſtro wieder Platz nahm.

Auf den von dem Fürſten ertheilten Befehl hatte die Dienerſchaft nicht geſäumt, den Gang der Schüſſeln von Neuem in Bewegung zu ſetzen und das Diner zu ſeinen Gipfelpunkten, zu denen es noch nicht vorgeſchritten geweſen, ſich erheben zu laſſen.

Potemkin ſchien zuerſt für die Wiederanknüpfung der Unterhaltung ſehr wenig empfänglich, denn er hatte es mit einem chineſiſchen Goldfaſan zu thun, welchen er erſt mit großer Kunſt und Kennerſchaft ſelbſt zerlegte, was er ſich niemals nehmen ließ, und den er dann faſt ausſchließlich ſeinem eignen Appetit vorbehielt. Die Schnelligkeit der Abfertigung war aber bei dem Fürſten eine außerordentliche, und mit wenigen haſtigen Biſſen, bei denen er noch nicht einmal die Grazie des Eſſens zu verletzen ſchien, hatte er faſt den ganzen Faſan hinuntergeſchlungen. Nur der Prinzeſſin war aus dem beſonderen Wohlwollen, welches

der Fürſt für ſie zu empfinden ſchien, ein von ihm ſelbſt wohlausgeſuchtes Stück des koſtbaren Geflügels überlaſſen und auf den Teller hinübergeſchoben worden. Zu Caglioſtro, der dabei leer ausgehen mußte, ſagte der Fürſt mit einem verbindlichen Lächeln: „Es iſt mir ſehr angenehm, Herr Graf, daß ich noch zu einem vertrauten Geſpräch heut mit Ihnen zuſammen geblieben bin. Sie ſind gewiß ein Mann von gewaltigen und ſeltenen Gaben, und ich will gleich noch einige mir ſehr wichtige Fragen an Sie richten. Sie werden ſich die Sache dann überlegen, und morgen, wenn ich die Ehre haben werde, Sie in meinem Cabinet zu empfangen, werden wir ſogleich eine beſtimmte Verabredung darüber treffen können."

Caglioſtro verbeugte ſich ſchweigend, und ließ ſeine ernſten Augen forſchend auf dem Antlitz des Fürſten ruhen.

„Ich erzählte Ihnen vorher von meinen Studien in Moskau," fuhr Potemkin fort. „Und wiſſen Sie, warum ich mich damals ſo abquälte, gewiſſe Geheimniſſe der Natur zu ergründen, und eine Erfindung zu machen, durch die ich einen Triumph über die Zeit und das Alter davontragen könnte? Nicht für mich wollte ich dieſen Triumph erringen, ſondern für eine Dame, deren Gunſt ich mich zu erfreuen hatte, und die mich durch das plötzlich eingetretene ſtarke Altern ihrer Reize ſehr zu geniren anfing."

„Ich wußte es, daß Eure Durchlaucht diese hohe Dame meinten," bemerkte Cagliostro mit einer Art von Ehrfurcht in seinem Tone.

„Ihr wußtet es?" fragte der Fürst mit dem höchsten Erstaunen. „Ihr seid also in der That der Hexenmeister, für den Euch die ganze Welt hält?"

Cagliostro zuckte mit den Achseln, und flüsterte dann leise: „Es ist gefährlich, die Dinge bei ihrem Namen zu nennen. Ein Name sagt stets zu viel und zu wenig. Auch der Name der erhabenen Frau, welche Sie verjüngen wollten, wird jetzt nicht über meine Lippen kommen. Sprechen Sie weiter, Fürst, und seien Sie meiner antheilsvollsten Aufmerksamkeit versichert!"

„So ist es gut, mein Lieber!" versetzte Potemkin, ihm einen stechenden bedeutungsvollen Blick zuwerfend. „Ihr wißt also, daß mich das zunehmende Alter der Dame sehr zu geniren anfing, weil ich Verpflichtungen der Zärtlichkeit gegen sie hatte. Schon faßte ich den verzweifelten Entschluß, die heiligen Weihen zu nehmen und mich zum Erzbischof salben zu lassen."

„Eure Durchlaucht wollten sich dadurch gegen alle fleischlichen Anforderungen sichern, welche von der erlauchten Dame noch an Euch gemacht werden könnten," warf der Graf Cagliostro mit einer leisen Ironie dazwischen.

„Wahrhaftig, man braucht kein Hexenmeister zu sein,

um das durchschauen zu können!" rief Potemkin, indem er diesen Worten ein brüllendes Gelächter nachschickte. Sein Lachen steckte auch die sehr zur Heiterkeit geneigte Prinzessin an, welche erst ihre Augen mit den feinen weißen Fingern bedeckt hatte, dann aber, ohne sich länger halten zu können, in dem muthwilligsten Gelächter losbrach.

„Die Sache ist doch eigentlich sehr ernst, meine lieben Freunde," nahm Fürst Potemkin jetzt wieder das Wort. „Und ich kann Euch versichern, daß mir damals sehr ernsthaft zu Muthe war. Wir feierten zu jener Zeit in Moskau unsere Siege über die Türken und über den Revolutionair Pugatschew. Aber um meiner Dame zu beweisen, daß wirklich eine innere Veränderung mit mir vorging, lebte ich wie ein Büßender in dem Kloster bei Moskau, beichtete täglich und legte mir die strengsten Fasten jeder Art auf, was bei meiner bekannten Leidenschaft für die Tafel nicht wenig sagen wollte. Aber in dieser Zurückgezogenheit brütete ich mit einem alten Mönch des Klosters, der von den geheimen Dingen etwas verstehen wollte, über ein Mittel, wie man alte Frauen wieder jung machen könne. Denn ich würde meine hohe Gebieterin, die über mein Herz und meine Glieder befahl, endlich geheirathet haben, wenn sie nur nicht allzu rasch die düsteren Zeichen des Greisenalters an sich entwickelt hätte. Dies flößte mir

ein Grauen und eine Geſpenſterfurcht ein, die ich nimmer bezwingen konnte."

„Die Sache unterliegt ja gar keinen Schwierigkeiten, Durchlaucht!" rief Caglioſtro lebhaft, indem er mit ſeinen unheimlich blitzenden Augen den Fürſten fixirte.

„Meint Ihr wirklich, Graf Caglioſtro?" fragte Potemkin. „Ihr würdet mich zu Eurem großen Schuldner machen, und ungeheure Schätze und Reichthümer verſpreche ich Euch auf das Wort Potemkin's! Damals konnte ich es mit meinem dummen Mönch, in deſſen Zelle ich mich Tage und Nächte eingeſchloſſen hatte, zu keinem Präparat bringen, von dem ich mir nur irgend einen ſichern Erfolg verſprechen durfte. Es waren alles handgreifliche Albernheiten, die er mir aufbürdete, und die auf keine Katze wirkten. Mit einer ehrlich gemeinten Ohrfeige trennte ich mich von ihm und ſtürzte mich in die Feſte von Moskau zurück, wo meine Gebieterin mich mit einem leidenſchaftlichen Blick und einer vielbedeutenden Geberde wieder zu ihren Füßen zurückkehren ſah. In eine Verheirathung mit mir, die mich zum mächtigſten Manne der Welt gemacht, würde ſie damals gern gewilligt haben, und ſie ließ mich die unzweideutigſten Anzeichen davon blicken. Wenn ich ſie betrachtete, mußte ich mir geſtehn, daß der eigenthümliche Reiz der Leidenſchaft und des Geiſtes noch immer ihre Geſtalt beherrſchte, und daß zugleich die ungeheure

Fleiſchesfülle, welche dieſe Geſtalt anzuſetzen begann, dem Greiſenalter einen Theil des Terrains ſtreitig machte. Aber ich faßte einen Entſchluß, der, wie ich glaube, meinem Charakter zur Ehre gereichte. Ich gelobte ihr und mir, ewig der treue Freund meiner Gebieterin zu bleiben und in ihrem Dienſt zu leben und zu ſterben. Aber ich lenkte ihre ewig brennenden Blicke auf zwei junge Männer, die ſich in dem Gefolge des Grafen Romanzow in Moskau befanden. Es waren dies Männer von einer herkuliſchen Körperſchönheit, und es gelang mir leicht, zu bewirken, daß ſie die Herren von Sawadowsky und von Besborodko zu ihren Secretairen engagirte."

Der Fürſt ſchwieg einen Augenblick, und ſuchte in den Mienen ſeiner Zuhörer die Eindrücke, welche ſeine Erzählung gemacht, zu leſen.

Die Prinzeſſin von Santa Croce legte ihre Hand auf ſeinen Arm, und ſagte: „Aber das iſt doch, nach Allem zu ſchließen, eine herrliche und ſeltene Partie, die Eure Durchlaucht ſich haben entgehen laſſen. Iſt denn das Bischen Jugend ſo viel werth, um ein ſolches Opfer zu bringen? Und beſitzt Graf Caglioſtro nicht ſein Elixir, dem es nichts Gleiches auf der ganzen Erde giebt?"

Caglioſtro ſah ernſt und ſinnend vor ſich nieder.

„Das iſt es ja, worauf ich hinaus wollte, meine Herrſchaften," rief Potemkin. „Und was ſagt Ihr dazu,

Graf Caglioſtro? Meint Ihr wirklich, hier etwas Euer Würdiges leiſten zu können?"

Nach einigem Beſinnen ſagte Caglioſtro jetzt: „Es kann Vieles geſchehen, aber ohne Ueberlegung geſtalten ſich ſelbſt die Wunder nicht. Die Dame, um die es ſich handelt, iſt jetzt einundfunfzig Jahre alt? Sie befindet ſich mithin ganz in demſelben Alter, wie hier unſere ſchöne und liebenswürdige Prinzeſſin von Santa Croce."

„Ja, es iſt wahr, Ihr wißt Alles erſtaunlich genau," ſagte Potemkin, ihn faſt ängſtlich anblickend. „Nun erklärt Euch! Ja oder Nein?"

„An dem Erfolg wird nicht zu zweifeln ſein," entgegnete Caglioſtro. „Aber die betreffende Perſon, die den Sieg der Jugend über den Kalender davontragen will, muß zugleich den feſten Willen dazu haben, daß ihr alſo geſchehe! Dieſen ihren Willen muß ich als ein hauptſächliches Agens in meine ganze Mixtur aufnehmen, die ich ohne denſelben nicht vollſtändig wirkſam machen kann. Denn der menſchliche Wille iſt unter allen Zaubermitteln das höchſte. Den Willen kann man aber erziehen und erzeugen, ſo wie man den Stein der Weiſen erziehen und erzeugen kann, der Alles hervorbringt, was Du ſchaffen willſt und was Du wünſcheſt. Den Stein der Weiſen nennt ſich das große Auflöſungsmittel, durch das die Metalle geſchieden werden, um Gold daraus zu machen,

und durch das alle Kräfte im Körper geschieden und neu eingesetzt werden, um die neue Jugend daraus hervorzubringen. Der Stein der Weisen muß sich aber mit dem Willen amalgamiren, um die große Tinktur erster Ordnung zu schaffen!"

„Mir wird bei Allem, was Ihr sagt, etwas flau zu Muthe, aber ich glaube Euch zugleich zu verstehn, und dann ist mir, als wenn Ihr da einige grandiose Wahrheiten zu Markte gebracht hättet!" sagte Potemkin, indem er den Andern unbeweglich anstarrte, und von den wunderbar in Bewegung gerathenen Mienen Cagliostro's seine Augen nicht mehr abwenden konnte.

„Es wird nun Alles darauf ankommen, Fürst Potemkin, daß Ihr mir Zutritt zu der erlauchten Frau verschafft," sagte Cagliostro mit einem bestimmten Ton. „Es wird mir dadurch zugleich erfüllt, wonach ich bisher ganz vergebens gestrebt habe. Denn denkt nur, daß es mir bisher durchaus unmöglich gewesen ist, eine Audienz bei ihr zu erlangen. Und doch ist es der die ganze Welt erfüllende Ruhm dieser Frau, der mich vor Allen hierher nach Petersburg gezogen hat. Denn wäre ich länger in Mitau geblieben, wo mir der Adel in Anerkennung meiner Verdienste und meiner Größe die kurländische Krone anbot, so würde ich die glänzendsten Vortheile haben davontragen können. Aber mich trieb es, die Semiramis des Nordens

kennen zu lernen, wie der große Voltaire ſie genannt hat. Und nun, als ich hier ankam, ſchien es mir, als ob ihr irgendwoher falſche Vorſtellungen gegen mich beigebracht worden. Mein Eifer, der hohen Frau zu dienen, ſoll aber darum jetzt nicht kälter auftreten, und Eure Durchlaucht werden ſich vollkommen auf mich verlaſſen können!"

„Und das wird gut ſein, mein Lieber!" entgegnete Potemkin, indem er ſich jetzt mit einer plötzlichen Bewegung erhob und das Zeichen zum Aufbruch der Tafel gab.

Nachdem er der Prinzeſſin von Santa Croce den Arm geboten und ſie in den Salon zurückgeführt hatte, ſagte er zu ihr und dem Grafen Caglioſtro, indem er Beiden mit vieler Verbindlichkeit die Hände ſchüttelte: „Und nun, meine Herrſchaften, wollen wir uns ſchönſtens trennen! Ich muß mich aus dieſer höchſt angenehmen Geſellſchaft beurlauben, denn wir haben wahrlich ſchon lange geſchwatzt, und obwohl unſer Unterhaltungsſtoff noch eben ſo gut vorhalten würde, wie dies wohlgelungene Diner des Schelmen Gelagin, ſo ſind es doch unabwendbare Geſchäfte, die mich um dieſe Stunde abrufen."

„Und nun," fuhr er, zu Caglioſtro gewendet, fort, „vergeſſen Sie nicht unſere Abrede! Finden Sie ſich morgen Vormittag gegen Ein Uhr in den Vorzimmern des Winterpalais ein. Denn ich werde um dieſe Zeit bei der Czarina ſein, und herauskommen, um ſogleich Alles

mit Ihnen zu bestimmen. Bereiten Sie sich darauf vor, die Kaiserin dann sogleich morgen zu sehn. Sie sagen, daß Sie auf den Fürsten Potemkin warten sollen, und Niemand wird Ihnen den Aufenthalt im Winterpalais streitig machen. Verrichten Sie dann aber auch Ihre Sache recht gut, mein lieber Graf! Oder sonst wird Sie der Teufel holen, den Sie doch jedenfalls als Ihren Herrn und Meister anerkennen werden. Die kurländische Krone aber lassen Sie sich nur vergehn, denn ich werde sie einst tragen, wenn ich es der Mühe werth befinden sollte."

Cagliostro verneigte sich schweigend.

Dann aber sagte Potemkin, indem er sich von der Prinzessin von Santa Croce mit einem Handkuß verabschiedete! „Und nun, meine charmante Prinzessin, gestatten Sie mir, mich von Ihnen als Ihr glühendster Cavalier und Ritter, wozu ich gern vor Ihren Augen würdig befunden werden möchte, zu beurlauben. Ah, Sie werden dem Fürsten Potemkin schon gönnen, daß er Ihnen seine Aufwartung machen darf? Er kommt angeflogen auf den Flügeln seiner heißen Bewunderung, und nicht wahr, Sie werden ihn dann aufnehmen, wie eine Heilige den Pilger aufnimmt, der zu ihren Wundern wallfahrten kommt, und den sie mit ihren Blicken speist und tränkt? Aber nehmen Sie sich in Acht, der Fürst Potemkin ist ein liebes Kind,

wenn er liebt, und ein ganz abscheulicher Barbar, wenn er nicht geliebt wird!"

Nachdem er diese Worte mit dem seltsamsten Ton gesprochen, der aus einer sentimentalen näselnden Weichheit zuletzt wieder in einen Anklang cynischer Rohheit überging, hüpfte er mit einer leichtfertigen Pirouette zur Thür hinaus.

Graf Cagliostro und die Prinzessin standen sich jetzt allein gegenüber.

Die Prinzessin brach, sobald der Fürst sich entfernt hatte, in ein lautes, übermäßiges Gelächter aus, und lief, indem sie sich vor Heiterkeit kaum zu lassen wußte, mit den tollsten Geberden und Capriolen im Zimmer auf und ab.

Cagliostro schien durch diese übertriebene Heiterkeit besorgt zu werden. Er war rasch in das Vorzimmer getreten, um zu sehen, ob der Fürst noch von diesem schallenden Gelächter etwas habe vernehmen können.

Dann kehrte er mit einer Miene strengen Vorwurfs zurück, und sagte verdrießlich: „Deine Albernheit, Lorenza, hätte uns die größte Unannehmlichkeit bereiten und Alles verderben können! Glücklicherweise war der Fürst schon fort, und ich hoffe, daß er Dich nicht mehr gehört haben wird!"

„Und haben wir nicht die größte Ursache, zu lachen?"

fragte sie, indem sie ihn mit ihren schönen muthwilligen Augen bedeutungsvoll anblickte. „Ist uns nicht Alles über Erwarten vortrefflich gelungen, und wird uns ferner gelingen? Und spiele ich nicht diese Prinzessin von Santa Croce, als wenn sie mir leibhaft angewachsen wäre? Als Deine Frau Lorenza war mir oft spanisch genug zu Muthe, und darum konnte ich mich auch gleich mit solcher Fertigkeit in eine spanische Prinzessin verwandeln, die selbst einem Fürsten Potemkin Fesseln schmiedete, und zwar sehr dauerhafte, wie ich glaube."

„Du hast ziemlich gut gespielt, Lorenza," erwiederte Cagliostro mit vorsichtig gedämpfter Stimme. „Aber es gilt jetzt mehr als je vorsichtig und klug zu sein, sonst erreichen wir mit allem Deinem schönen Spiel doch zuletzt nur die kläglichste Niederlage. Auf den Fürsten darfst Du Dir für Deine Person keine zu große Rechnung machen. Er ist, wenn es darauf ankommt, ein schäbiger Filz, und Lorenza Feliciani wird von ihm keine so guten Brillanten bekommen, wie sie in Mitau von dem kurländischen Adel in ihren Schooß regneten. Potemkin ist für mich nur das Werkzeug, zur Czarin zu gelangen, und weiter kann er für uns nicht in Betracht kommen."

„Das wird meine Sache sein, mein guter Freund," entgegnete Lorenza mit einem schnippischen Ausdruck. „Ich unterstütze Deine Pläne mit aller Feinheit und Koketterie,

wie ſie mir nur irgend zu Gebote ſteht, und verlange von Dir, daß Du mich meinerſeits ſchalten und walten läßt, wie ich es meinen Zwecken für angemeſſen finde. Außerdem bin ich hier nicht Deine Frau, ſondern die ſpaniſche Prinzeſſin von Santa Croce."

„Du biſt immer nur, was ich will!" erwiederte Caglioſtro mit barſchem Ton. „Uebrigens muß ich Dir ſagen, daß die Feinheit und Koketterie, deren Du Dich rühmſt, heut noch ſehr Vieles zu wünſchen übrig ließ. Du wareſt gleich zu zutraulich, zu hingegeben, und Dir fehlte jede noble Zurückhaltung. Du hatteſt in der Unterhaltung mit dem Fürſten ſogar einige unglückliche Momente, wo Du zu derb erſchieneſt, wie es eine Prinzeſſin nie und nimmer ſein kann. Ich bekam einen fürchterlichen Schreck darüber, denn ich glaubte wieder die Kupferſchmiedtochter Lorenza Feliciani aus Rom zu erblicken, die mich damals durch ihre kräftigen Reize ſo einnahm, daß ich ſie heirathete."

„Ach mein lieber Giuſeppe Balſamo," rief Lorenza, die Hände über den Kopf zuſammenſchlagend, „was waren Sie denn damals, als ich Sie mit meiner Hand beglückte? Sie lebten in der allerſchlechteſten Geſellſchaft und waren nichts mehr und nichts weniger, als der Secretair des ſpaniſchen Abenteurers Althotas, mit dem Sie in der Welt herumzogen, und dem Sie etwas Chemie

und Zauberei abguckten. Unterwegs auf einer Ihrer Glücksjagden fanden Sie auch Ihren Grafentitel, der irgendwo in einem Graben an der Landstraße lag, und den Sie als edler Finder bei sich behielten und recht wohl zu pflegen verstanden. Durch mich kamen Sie erst in beſſere Geſellſchaft, mein Herr! Ich gewann Ihnen die Blüthe des reichen Adels in Italien, Spanien, Portugal, und überall, wo wir reiſten, ſammelten ſich durch mich die Erſten und Vornehmſten um uns. Glauben Sie, daß der Fürſt Potemkin, ein Mann, vor dem ganz Rußland zittert und die große Czarin dazu, es der Mühe für werth gehalten haben würde, hier bei einem Narren, wie dieſer Gelagin iſt, und mit einem Narren, wie dieſer Caglioſtro iſt, und mit einer Närrin, wie dieſe ganz abſcheuliche und verrückte Gabrielli iſt, zu diniren, wenn es ihm nicht um die Gelegenheit zu thun geweſen wäre, ſich mir zu nähern und mir ſeine Huldigungen darzubringen?"

Lorenza fing bei dieſen Worten an, in eine immer geſteigerte Heftigkeit überzugehen, ein funkelnder Zorn ſtand in ihren großen ſchwarzen Augen, und ſie ſtieß die Hand, die ihr Caglioſtro wie zur Verſöhnung hinreichte, mit einem verachtungsvollen Trotz von ſich.

„Alſo Du meinſt, daß ſelbſt die große Czarin zuweilen vor dem Fürſten Potemkin zittere?" fragte Caglioſtro dann ſeine Gefährtin, indem er ſie mit einem eigenthüm-

lichen Lächeln ihrer ganzen Gestalt nach maß. „Und glaubst Du, daß es blos die Macht der Liebe ist, welche eine Katharina unter die Herrschaft eines Mannes, wie Potemkin, bringen kann?“

Lorenza sah ihn verwundert an und nickte ihm mit einer schmollenden Geberde zu.

„Nein,“ fuhr Graf Cagliostro fort, indem er die Hand seiner Frau rasch ergriff und ziemlich stark in der seinigen preßte, „ich will Dir das Geheimniß nennen. Man sagt, daß der Fürst sich in seinem Enthusiasmus für die große Czarina zuweilen so weit hinreißen läßt, seine Hand gegen sie zu erheben, und diese Hand soll sogar dann und wann mit einem Stock bewaffnet sein.“

„Er schlägt sie?“ fragte Lorenza erschrocken und ganz leise. „Du meinst, daß er es auf diese Art wagt —“

„Ja, er wagt es auf diese Art!“ rief Cagliostro, laut lachend. „Und weißt Du nicht, Lorenza, daß dies ein sehr gutes Mittel ist, um sich nachher desto schöner zu versöhnen?“

Er hatte sich bei diesen Worten so nahe an sie gedrängt, daß sie ihn furchtsam ansah und erst einige Schritte von ihm zurückwich, dann aber lachend und mit einer liebkosenden Bewegung sich ihm um den Hals warf.

„So, mein Kind,“ sagte er dann, indem er ihr die Stirn und das schwarze, glänzende Haar strich, jetzt wer-

den wir wieder in vollkommenſter Uebereinſtimmung handeln, und das wird uns glücklich machen. Deine Wege ſind meine Wege, und Du wirſt nun wieder an mich glauben. Wähne nie, daß Du mich überſehen kannſt, denn den letzten Grund der Dinge wirſt Du nie zu erkennen vermögen. Mag ich Dir heut ſo erſcheinen, morgen ſo, meine rechte Geſtalt wirſt Du nur erkennen, wenn Du an mich zu glauben fortfährſt. Denn einſt wird es Dir offenbar werden, daß nicht Alles Spiel war, was Kraft iſt, und daß jede Kraft ihre große, geheimnißvolle Zukunft hat!"

„Wollen wir jetzt nicht gehen, Aleſſandro?" fragte ſie, indem ſie ihn bittend an der Hand fortzog. „Wir ſind hier ganz allein von dieſem ſeltſamen Diner zurückgeblieben, und es gefällt mir nicht in dieſem öden Salon des Herrn von Gelagin. Laß uns nach Hauſe fahren, Aleſſandro. Ruhe Dich noch ein wenig bei Deiner Lorenza aus, ehe Du der Czarina die Schätze der Welt abnimmſt!" —

Beide ſchickten ſich jetzt an zu gehen, aber indem Caglioſtro noch einmal mit ſeinen forſchenden Augen den Saal durchflog, in dem ſie ſich bisher aufgehalten, erblickte er an der halb zurückgeſchlagenen Portière des anſtoßenden Cabinets den ernſten, lauſchenden Kopf Kulnoff's, der

ſich, als er ſich bemerkt ſah, mit Blitzesſchnelle wieder hinter den Vorhang zurückzog.

„Ah, Kulnoff Iwanowitſch!“ rief Caglioſtro, einen Augenblick überraſcht. „Nicht wahr, Du haſt uns behorcht? Nun, Herr von Gelagin hat mir Deine Züchtigung verſprochen! Und wehe Dir, wenn Du mir noch mehr Urſache zum Mißvergnügen giebſt! Ich vertreibe Dich aus Petersburg, und laſſe Dich nach Sibirien ſchleppen!“

Jetzt öffnete ſich wieder die Falte des Vorhangs, und der Secretair des Herrn von Gelagin blickte mit ſeinem hagern, verſtörten Geſicht noch einmal zurück. „Laſſen wir es darauf ankommen,“ rief er grinſend, „wer den Andern aus Petersburg vertreibt!“

Caglioſtro führte ſeine Frau jetzt eiligſt von dannen, ohne ihn einer nochmaligen Gegenrede zu würdigen. —

Fünftes Capitel.

Die Prophezeihung.

Fürſt Potemkin bewohnte ſeit der Zeit, wo er die im Zwiſchenſtockwerk des Winterpalaſtes, unter den Gemächern der Kaiſerin belegenen Günſtlingszimmer ver-

laſſen hatte, ein zur kaiſerlichen Eremitage gehöriges Haus, von wo er aber durch eine Galerie jeden Augenblick in den Winterpalaſt und in die Zimmer Katharina's gelangen konnte. Er benutzte dieſen vertrauten Zugang, den er ſich, faſt wider Willen der Kaiſerin, zu ihr offen gehalten, zu jeder ihm beliebigen Zeit in der allerbequemſten Weiſe, und oft befand er ſich noch im tiefſten Negligé, im Schlafrock oder auch in Hemdsärmeln, wenn er zu der Czarin hinüberſchlenderte, um ihre Befehle zu vernehmen oder in irgend einer Angelegenheit, mit der Katharina gerade beſchäftigt war, ſeinen entſcheidenden und unwiderſtehlichen Einfluß geltend zu machen.

Potemkin ſtand dann oft plötzlich, ehe die Kaiſerin ſich deſſen verſehen hatte, mitten in ihrem Gemach vor ihr, und überraſchte ſie bei irgend einem Regierungsgeſchäft, das ohne ihn nicht abgeſchloſſen werden konnte, oder bei einem Vortrag, welchen gerade einer der Miniſter ihr zu halten hatte, und wo dann das mächtige Wort des Fürſten Potemkin in die Wagſchale der Verhandlungen fallen mußte. Zuweilen trieb der Fürſt auch alle anweſenden Miniſter und Generäle aus den Zimmern der Kaiſerin fort, um ihr ſelbſt einen vertrauten Vortrag zu halten, der die überzeugendſten Beweismittel für die Czarina enthalten ſollte.

Heut hatte ſich Potemkin gegen Mittag auf dem ge-

wöhnlichen Wege zur Kaiserin begeben. Er befand sich schon in Uniform, worin er ihr selten um diese Zeit aufzuwarten pflegte. Katharina war eben im Begriff, einige ihr vorgelegte Papiere zu unterzeichnen, und warf dieselben rasch bei Seite, als sie hinter sich die wohlbekannten Schritte ihres Lieblings vernahm.

„Wie geht es meinem Freunde Potemkin?" fragte Katharina, indem sie sich erhob, und ihm mit einem freudig aufleuchtenden Blitz aus ihren tiefliegenden blauen Augen, ihre beiden Hände darreichte.

„Die hohe Czarin erlaubt mir, meiner Katuschka einen zärtlichen guten Morgen zu sagen," warf Potemkin in seiner gleichgültig nachlässigen Weise hin, indem er die Finger der Kaiserin an seine Lippen zog und lange an denselben festhielt.

Die Kaiserin betrachtete ihn mit einem sanften und anmuthigen Lächeln, das zuweilen auf eine hinreißende Weise den scharfen, charaktervollen Ernst ihrer Züge durchbrach.

„Die Czarin hat so wenig Macht Ihnen gegenüber behalten, mein guter Fürst, daß sie gern Ihre Katuschka um Protektion angeht," sagte Katharina, indem sie ihm mit einem Wink ihrer Hand neben sich auf dem Divan Platz zu nehmen befahl.

„Ich finde, daß meiner Katuschka das weite Gewand

in dem griechischen Schnitt heut so vortrefflich wie noch niemals steht," sagte Potemkin, indem er mit den weiten herabfallenden Aermeln der Kaiserin zu spielen begann. „Es ist eine schöne glückliche Idee, diese umfangreichen Gewänder! Meine Gebieterin, indem sie den engen knappen Gewändern der europäischen Gesellschaft den Krieg ankündigte, hat es mit einem bewundernswürdigen Takt verstanden, das weite griechische Kleid mit dem alten moskowitischen Gewande zu combiniren. Denn nach Griechenland und dem Orient weist die Siegesbahn meiner Czarina, und das wird zugleich unsere alte moskowitische Bestimmung sein, daß der Russe den ganzen Osten beherrscht, um einst die ganze Welt zu beherrschen. So küsse ich anbetend die weiten Aermel meiner Czarina, in denen sich mir die Weltherrschaft des heiligen Rußlands symbolisirt."

Potemkin neigte sich halb ehrerbietig halb tändelnd herab, um den weitbauschig herabhangenden Aermel der Czarin zu küssen, und sah dann mit seiner drolligen Miene und seinem eigenthümlichen Augen-Aufschlag, der auf die Kaiserin stets einen so unwiderstehlichen und magnetischen Eindruck machte, zu ihr empor.

„Ich höre Sie gern so sprechen, Fürst," sagte Katharina, ihm ihre Hand in der seinigen lassend. „Ich bin stolz darauf, daß meine neue Tracht, zu der ich mich seit

einiger Zeit bekannt habe, Ihren Beifall hat. Ihr hochfliegender Geiſt, Potemkin, weiß immer das Kleinſte mit dem Höchſten zu verknüpfen, und wenn Rußland einſt in der Herrſchaft des Oſtens ſein Ziel erreicht, zu dem ich es wahrlich hinanführen will, dann werden es Ihre kühnen, unabläſſig drängenden Ideen ſein, denen die Nation dies zu verdanken haben wird!"

Die Czarina hatte bei dieſen Worten plötzlich einen ernſten, feierlichen Ausdruck, der zugleich, wie es leicht in ihrer Perſönlichkeit lag, mit einer gewiſſen theatraliſchen Geberde ſich verband. Die blitzende, gedankenvolle Kühnheit, welche in der Adlernaſe der Kaiſerin auf eine mächtige Weiſe ſich charakteriſirte, trat in ſolchen Momenten bei ihr mit einer wunderbaren Kraft hervor, und zugleich goß dann die weiße leuchtende Stirn ſo viel Majeſtät und Klarheit aus, daß ſie mit der Bewunderung für ihren Herrſchergeiſt zugleich die Anerkennung einer höheren und geheimnißvollen Gewalt herauszufordern ſchien. Nur eine eigenthümliche verhängnißvolle Falte an der Naſenwurzel beeinträchtigte etwas ſtark und ſeltſam den Eindruck ihrer ganzen Perſönlichkeit, und fügte derſelben einen unheimlichen Schatten hinzu, deſſen die Kaiſerin ſelbſt ſich ſehr wohl bewußt war. Sie hatte deshalb einſt den berühmten Maler Lampi heftig ausgeſcholten, der ſein ſonſt ſehr gelungenes Portrait Katharina's durch die Treue, mit der

er jenen Zug aufgenommen, der Kaiserin auf's Aeußerste verleidet hatte, so daß er genöthigt worden war, das Bild gänzlich von Neuem zu malen.

Die griechische Gewandung, in der sich die Kaiserin seit einiger Zeit mit Vorliebe zeigte, galt jedoch nicht blos ihren großen politischen Projecten, mit denen sie sich in Gemeinschaft mit Potemkin so glühend beschäftigte, zum Symbol, sondern sie diente noch viel mehr dazu, die gewaltig anschwellende Leibesfülle der Czarin auf eine bequeme und weniger auffallende Weise unterzubringen. Seitdem die Masse des Fleisches, in der die kleine gedrungene Gestalt der Kaiserin zu verschwimmen begann, sich auf eine so überragende Weise bei ihr entwickelte, hatte sie das Asyl dieser weiten Gewänder mit der größten Behaglichkeit und Dankbarkeit für den immer mehr sich ausdehnenden Umfang ihrer Glieder angenommen. Es war deshalb ein Hauptkunststück Potemkin's, daß er diese Tracht auch auf die hohe Politik, und zwar in so interessanter Weise, zu beziehen wußte, und er that dies gewöhnlich, wenn er die Kaiserin zu einer geneigten Stimmung für irgend eine Angelegenheit, die ihm am Herzen lag, vorbereiten wollte.

Daß dies auch heut der Zweck des Fürsten gewesen, bewies die Wendung, welche er seinen fortgesetzten Tändeleien mit ihrem weiten Aermel zu geben wußte. Er hielt

plötzlich wie erschreckend inne, und sagte, nachdem er den Arm der Kaiserin zu küssen gewagt, mit einer zärtlich besorgten, fast vorwurfsvollen Stimme: „Nein, Czarina, Ihre Besorgniß, zu stark zu werden, die ich bekanntlich immer übertrieben fand, könnte jetzt fast in das Gegentheil umschlagen. Es scheint mir vielmehr eine Abmagerung der holden und erlauchten Glieder sich vorzubereiten, die mich mit der größten Bestürzung erfüllt. O, Czarina, Sie widmen sich den Regierungsgeschäften mit zu großem Eifer und zu anhaltenden Anstrengungen, und die Männer, die für die Zerstreuung der Kaiserin zu sorgen haben, thun nicht ihre gehörige Schuldigkeit. Sie müssen sich mehr der Erheiterungen und der Zerstreuungen gönnen, und ich habe mir etwas ganz Absonderliches für Sie ausgedacht, was Ew. Majestät gewiß auf einige Zeit angenehm beschäftigen und Ihren auf allzu Ernstes und Schweres gerichteten Gedanken eine augenblickliche belustigende Abspannung gewähren wird."

Die Czarin hörte ihn aufmerksam an und sagte dann lächelnd: „Nun, da bin ich wirklich neugierig, was Fürst Potemkin sich ausgesonnen haben wird, um seine Freundin zu erheitern. Denn gestehen will ich es Euch nur, es hat mich die Last der Geschäfte in der letzten Zeit ein wenig gebeugt, und ich bewundere abermals Euren Scharfblick, daß Ihr erkennt, was mir fehlt. Und wie heißt Euer

neues Spielzeug, das Ihr mir vorschlagt, mein gütiger Fürst?"

„Ein Spielzeug werdet Ihr es recht eigentlich nennen können, Czarina," entgegnete Potemkin eifrig. „Denn Euere mächtige Hand, die sonst mit den Geschicken der Menschen und Völker spielt, soll einmal zur Abwechselung auch mit Geistern und Gespenstern und allen Geheimnissen einer unsichtbaren Welt spielen. Es befindet sich seit Kurzem ein spanischer Obrist, Graf Cagliostro, in Petersburg, dessen interessante Bekanntschaft ich gestern auf einem Diner bei Herrn von Gelagin machte. Der Mann erzählte mir, daß er vergeblich nach der Gnade strebe, zu einer Audienz bei Ew. Majestät zu gelangen, und es wäre wahrlich der Mühe werth, ihn zu empfangen. Der Graf Cagliostro rühmt sich, übernatürliche Kräfte zu besitzen, er unterhält einen intimen Verkehr mit den Todten aller Jahrhunderte, und behauptet, selbst schon vor tausend und abertausend Jahren gelebt zu haben, obwohl er sich seinem Aeußern nach noch als einen ziemlich jungen und recht stattlichen Cavalier darstellt. Aus den ägyptischen Pyramiden, wo er sich lange aufgehalten, hat er die wunderbarsten Geheimnisse mit sich genommen, sein Blick dringt in die Zukunft und sagt voraus, was geschehen wird, und er hat Medicamente und Tincturen, mit denen er aller Krankheiten und aller Zustände Herr zu werden

verſpricht. Ew. Majeſtät ſollten ſich den Mann einmal anſehen, denn er ſteckt voll der anziehendſten und merkwürdigſten Sachen, und ſich einige Experimente von ihm vormachen zu laſſen, würde jedenfalls ſehr unterhaltend ſein. Auch iſt es ja noch nicht ausgemacht, wie viele Kräfte es giebt, und wie weit die Kräfte reichen, die wir ſchon beſitzen. Ich habe deshalb das intereſſante Kerlchen heut um dieſe Stunde in die Antichambre Ew. Majeſtät beſtellt, und die Czarin kann ihn rufen laſſen, um ihn ſogleich auf die Probe zu ſtellen."

„Ich danke für ſolche müßige Unterhaltungen, Fürſt Potemkin," erwiederte die Czarina nach einer Pauſe. „Ihr wißt, daß ich die größte und unüberwindlichſte Abneigung gegen Wundermänner habe, und dies iſt der Grund, weshalb ich das Geſuch des Grafen Caglioſtro um eine Audienz nicht berückſichtigt habe, und auch nicht berückſichtigen werde. Bin ich denn nicht eine Schülerin Voltaire's, mein Freund? Sie kennen meine Anſichten und wiſſen, daß ich nur an die Wunder glaube, welche die Natur ſelbſt und unſer Wille vollbringt. Was ſollte aus uns werden, wenn wir auch noch den betrügeriſchen Abgeſchmacktheiten der Menſchen eine Form vergönnen wollten, in der ſie ſich uns nähern dürfen? Es giebt keine Wunder-Tincturen, denn das wäre eine Kraft, den natürlichen Lauf der Dinge zu unterbrechen. Es kann aber

keine Kraft geben, die ſtärker als die Natur wäre, denn die Natur iſt ja nichts Anderes, als das harmoniſche Reich der Kräfte ſelbſt. Bin ich eine gute Philoſophin, Fürſt Potemkin?"

„Eine gute Philoſophin, aber doch dabei eine zu große Skeptikerin," erwiederte Potemkin mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit. „Wer will denn unterſcheiden können, Czarina, wo die Natur aufhört, und wo das Wunder anfängt? Wer will die Empfindungen erklären, welche in mir vorgehen, wenn das blaue Auge der Kaiſerin mich trifft, und ſelbſt wenn ich es nicht wollte, mich zu ihren Füßen niederwerfen würde? Liegt darin nicht eine Wunderkraft zu Tage, die ſtärker iſt als jede natürliche Wirkung, und in der die Natur ſich gewiſſermaßen ſelbſt beſiegt durch die geſteigerte Kraft ihrer Blüthe? Und wenn es in der Natur Heilkräfte gegen die Krankheiten giebt, kann es dann nicht auch Heilkräfte und Mittel gegen das Alter, gegen die Macht der Jahre, gegen die Ungerechtigkeit der Zeit und des Glücks geben? Wenn die China-Rinde das Fieber heilt, das uns in den Gliedern tobt und uns täglich mehr ſiechen und mit unſern Kräften hinſchwinden läßt, ſo kann man ſich auch eine Pflanzenkraft, eine Tinctur oder irgend ein Medicament als möglich denken, durch welches das Alter, wenn es ſich in die Adern der Menſchen eingeſchlichen hat, angehalten, ergriffen und aus

dem Felde geschlagen werden kann? Und sollte das Alter nicht auch ein Fieber sein, das geheilt werden kann?"

Die Czarin, die ihm sehr aufmerksam zugehört, sah einen Augenblick lang nachsinnend vor sich nieder. Dann warf sie ihm einen seltsam auffahrenden Blick zu, und auf ihrer hoheitsvollen Stirn begann eine leise Wolke des Unmuths sich zu schattiren.

„Lassen wir diese Gespräche, sie sind nicht angenehm," sagte die Czarin mit einer veränderten Stimme. „Ueber das Alter läßt sich eben so wenig etwas sagen, als über den Tod. Das sind Feinde, mit denen man sich in keine Unterhandlungen einlassen kann. Man ergiebt sich ihnen nur, aber man schweigt über diesen ruhmlosen Kampf. Und wenn sich Euer Graf Cagliostro wirklich eines Jungmittels rühmt, so wird er Euch schwerlich je einen Beweis seiner anmaßenden und lächerlichen Kunst aufzuzeigen gehabt haben."

„Und doch, Czarina, führt er einen sehr interessanten und glänzenden Beweis seiner Kunst mit sich!" rief Potemkin voll Eifer. „Der Graf Cagliostro ist in Begleitung einer vornehmen spanischen Dame, der Prinzessin von Santa Croce, hier angekommen, deren Freund und Arzt er ist. Wenn diese Dame ihre Jahre zählte, so würden deren gerade einundfunfzig herauskommen, wie sie mir selbst gestanden hat. Aber sie hat sich mit dem Cagliostro-

schen Lebens-Elixir behandeln lassen, und wenn Ew. Majestät sie sehen, würden Sie ihr in der That kaum neunzehn Jahre zuzählen wollen. Ja, ja, Katuschka, man kann einundfunfzig Jahre alt sein, und doch alle Blüthen eines neunzehnjährigen Mädchens an sich tragen."

Er küßte der Kaiserin ausdrucksvoll die Hand, aber sie entzog ihm dieselbe rasch und ungestüm. Auf ihrem Gesicht stand ein dunkelglühender Zorn mit den drohendsten Anzeichen ausgebildet.

„Was wollt Ihr mit Allem dem sagen, Fürst?" fragte sie nach einer kurzen gespannten Pause. „Ich finde es beklagenswerth, daß Ihr Euch jetzt so schlechte Gesellschaft wählt, um Euch zu zerstreuen. Und es will mich dies um so schlimmer bedünken, da bei dieser verdächtigen Sippschaft, der Ihr Euch jetzt mit besonderer Vorliebe hinzugeben scheint, des Respects gegen Euere Kaiserin und Herrin so freventlich gefehlt wird. Auch ich bin einundfunfzig Jahre alt, wie diese abenteuerliche Prinzessin von Santa Croce, deren Genealogie ich sofort auf das Strengste untersuchen lassen werde. Ich werde auf diplomatischem Wege durch den hiesigen spanischen Gesandten, Don Normandez, eine Auskunft über diese Prinzessin von Santa Croce zu erlangen suchen."

„Ich bitte Eure Majestät darum," rief Potemkin, eine kindische Lustigkeit affectirend, indem er sich in die

Hände klatschte. „Oh, da wird man gewiß noch etwas Neues über diese kuriose Person erfahren. Aber Ew. Majestät thun Unrecht, sie des Mangels an Respect zu beschuldigen. Ich kann auf meine Ehre versichern, Czarina, daß sie nie etwas Unehrerbietiges, am allerwenigsten gegen die Person Ew. Majestät, geäußert hat. Denn wenn sie einundfunfzig Jahre alt ist, und sich zu einer Neunzehnjährigen hat umschaffen lassen, vermöge dieses wunderbaren Elixirs des Grafen Cagliostro, so will sie damit gewiß noch nicht ausdrücken, daß jede Dame, die einundfunfzig Jahre alt ist, sich nothwendiger Weise dieser Cur unterwerfen müsse. Gewiß nicht, hohe Czarin, davon ist nicht die Rede gewesen, und kann es auch nicht sein. Es ist ja überhaupt Geschmacksache, wie alt man sein will, und Ew. Majestät können, unabhängig von jedem armseligen Kalendermacher, über Ihre Jugend und Schönheit ebenso unumschränkt gebieten wie über Ihre Völker und über das Herz Ihres gehorsamen Sklaven Potemkin!" —

Potemkin hatte gefühlt, daß er von der scharfsinnigen Czarin sogleich durchschaut worden war, und er suchte deshalb mit dieser Wendung über die mißlich gewordene Situation hinwegzukommen. Die Verstimmung der Kaiserin schien aber keineswegs gehoben zu sein.

Katharina war von dem Divan aufgesprungen und

schritt, die Arme über der Brust gefaltet, mit heftiger Lebhaftigkeit einige Male im Zimmer auf und ab.

Potemkin betrachtete stumm und mit einiger Unruhe diese steigende Aufregung der Czarin. Zugleich spielte um seine Unterlippe der ironische Zug, der dem Fürsten auf eine sehr charakteristische Weise eigenthümlich war. Denn die unförmliche, alternde und schwankende Gestalt der großen Czarin, wie sie sich jetzt vor seinen Augen hin- und herbewegte, machte in diesem Augenblick einen so ungünstigen Eindruck auf ihn, daß er sich der seltsamsten Betrachtungen darüber nicht erwehren konnte. Das Verjüngungs-Elixir des Grafen Cagliostro schien sich den Gedanken des Fürsten Potemkin von Neuem als etwas ungemein Wünschenswerthes aufzudrängen.

„Soyons amis, Katuschka," rief er, ihr mit einem naiven Ausdruck die Hand entgegenstreckend, die sie jedoch unberührt ließ. „Wenn ich es allerdings lebhaft wünschte, daß die Czarina sich den Grafen Cagliostro vorstellen ließe, so hatte ich dabei nur die Unterhaltung im Sinne, die der Graf, als ein erzkomischer Kerl, der sich der unmöglichsten Dinge rühmt, zu gewähren vermag. Sein Elixir, dessen Composition er auf die wunderbarste Weise gewonnen haben will, ist aber, wie ich höre, mit dem verschiedenartigsten Effect zu gebrauchen. Wer nicht davon jung werden will, läßt es bleiben. Man kann aber Alles

davon werden, was man nur irgend will. Es soll ein Trank sein, der die Gesundheit auf lange Zeit hin erfrischt, der dem Gemüth Fröhlichkeit und gute Laune giebt, und der fett macht, wenn man mager ist, und der eine wohlbemessene Schlankheit wieder schafft, wenn man einer zu großen Leibesfülle sich zu erfreuen hat. Um dieser verschiedenen Wirkungen willen lassen Sie sich die Sache empfohlen sein, Czarina, und verschmähen Sie es doch jedenfalls nicht, dem Grafen die Gnade einer Audienz zu gewähren."

„Fürst," erwiederte die Czarin, indem sie mit einem zornflammenden Ausdruck vor ihm stehen blieb, „Sie erweisen sich heut von einer Unverschämtheit, die diesmal ohne alle Beimischung von Genialität und Liebenswürdigkeit ist, durch welche Sie sonst wohl Ihren Mangel an Rücksicht gegen mich erträglich zu machen wußten. Aber heut sehe ich mich ganz außer Stand gesetzt, Ihnen die vielfachen, unzarten Anspielungen zu vergeben. Ich erkläre Ihnen daher bei meiner Krone, daß ich von allen diesen Dingen nichts, gar nichts mehr hören will. Wer mir noch einmal von dem Grafen Cagliostro und seinen abscheulichen Quacksalber-Tränken spricht, hat meine Gnade für immer verscherzt, und wird sich der Verbannung von meinem Angesicht und meinem Hofe zu gewärtigen haben! Mögen seine Tincturen fett oder mager,

jung oder alt, luſtig oder traurig machen, ich bin in keinem Fall in der Lage, davon Gebrauch zu machen, und werde meine Unterthanen verhindern, durch Betrüger dieſer Art unglücklich zu werden!“

Potemkin ſchrak leiſe zuſammen, denn er wurde inne, daß er ſeine frühere Plumpheit nur durch eine neue wieder gut zu machen geſucht habe. Da ihm dies aber öfter begegnete, ſo faßte er ſich auch jetzt wieder ſehr leicht, und ſeinen ganzen Humor zuſammennehmend, ſuchte er die Czarin von Neuem durch ſeine entgegenkommenden Freundlichkeiten und Tändeleien zu gewinnen.

Katharina jedoch ſtieß ihn wiederholt von ſich, und ſagte mit einer völlig entzügelten Wuth: „Ich werde Alles thun, um mein Land vor der Peſt ſolcher Abenteurer zu bewahren! Meine Ruſſen ſind gute, herzige Kinder, und es iſt meine Pflicht, ſie vor dem fremden Geſindel zu ſchützen, das ihre Leichtgläubigkeit mißbrauchen und ihnen Schaden an ihrem Leib und Vermögen zufügen will. Ich werde eine Komödie ſchreiben, in der ich die Umtriebe aller ſolcher Gauner und Betrüger, welche jetzt als Wundermänner die Welt durchziehn und übernatürlicher Kräfte und Mittel ſich rühmen, darſtellen werde. Und dieſe Komödie ſoll auf meinem Hoftheater in Petersburg geſpielt werden, damit alle Welt ſich danach achte und meine Warnung beherzige. Den Herrn Grafen Caglioſtro werde ich

als Helden dieſes Unfugs zeichnen, der mir ſehr gefährlicher Natur zu ſein ſcheint, und wenn der Fürſt Potemkin nicht bald ſeinem Verſtand gebietet, ſich aus den Armen der Thorheit zu befreien, ſo werde ich ihm auch eine Rolle in meinem Straf-Luſtſpiel geben und werde ihn die lächerliche Figur darin übernehmen laſſen. Wer aber von meinen Unterthanen ſich dieſem Grafen Caglioſtro hingiebt, ſeine Schwarzkünſteleien mit ihm treibt oder ſeine Tränke und Mixturen zu irgend einem Zweck gebraucht, den werde ich ſofort nach Sibirien ſchaffen laſſen, und wenn er den erſten Würdenträgern meiner Regierung angehörte!"

Fürſt Potemkin biß ſich auf die Lippen. Seine Geduld war erſchöpft, und er warf der Kaiſerin einen kurzen, wilden Blick zu, den dieſe ſehr wohl zu verſtehen ſchien. Alle Muskeln in dem Geſicht Potemkin's ſchienen zu zucken und beben, und eine gelbliche Bläſſe lagerte ſich über ſeiner Stirn und unter den Augen. Er ſetzte ſich einen Augenblick lang auf einen Seſſel am äußerſten Ende des Zimmers nieder, und ſchien, den Kopf auf die Schulter ſinken laſſend, vor ſich hin zu brüten. Sein Mund öffnete ſich, und ließ die kleinen ſpitzen Zähne, die von einer blendenden Weiße waren, ſichtlich hervortreten.

Dann ſchweiften ſeine Blicke wieder nach allen Seiten im Zimmer umher, und ſchienen irgend einen Gegenſtand zu ſuchen. Die Kaiſerin, deren Geſicht ſich plötzlich

verwandelt hatte, verfolgte alle dieſe Anzeichen, von denen ſie ſich offenbar geängſtigt fühlte, mit einer ſteigenden Beſorgniß. Es war dies der Anfang vieler ſtürmiſchen Scenen, die ſich zwiſchen Beiden von Zeit zu Zeit ereigneten, und die umherfliegenden Augen Potemkin's ſuchten dann etwas, das er zum Inſtrument ſeines Zorns gebrauchen könnte. Schon betrachtete er die mit Troddeln und Quaſten reichlich verſehene Schärpe, die er um ſeinen Leib trug, und ſchien eben im Begriff, dieſelbe losſchnallen zu wollen. Sie hatte ihm bei früheren Gelegenheiten ohne Zweifel ſchon dazu gedient, durch einen Schlag auf die weichen Schultern der Czarin den Beweis zu führen, daß es eine Wahrheit geweſen, als ſie ihn zum Herrn ihres Willens angenommen.

Die Czarin aber näherte ſich ihm jetzt mit einem ungemein ſanften Ausdruck in ihrem Geſicht, indem ſie ihm die Hand hinreichte und ihn mit einem bezaubernden Lächeln einige Augenblicke lang betrachtete. Dann ſagte ſie, ihn vertraulich mit ihren Blicken grüßend: „Zerſtreuen wir uns von dieſen aufregenden Geſprächen ein wenig durch Muſik, lieber Fürſt. Es findet heut ein kleines Morgen-Concert in meinen Gemächern ſtatt, und ſoviel ich weiß, iſt auch der Fürſt Potemkin dazu eingeladen worden. Sie werden mir doch das Vergnügen machen, meinen Aufführungen beizuwohnen? Wenn die Gabrielli

mich nicht wieder im Stich läßt, so kann das Concert in einer halben Stunde beginnen. Und nicht wahr, Fürst, Sie leisten mir bis dahin Gesellschaft? Wir werden doch wohl in Frieden eine halbe Stunde mit einander verplaudern können."

„Ich schlage Ew. Majestät eine Partie Schach vor," erwiederte Potemkin, indem er sich langsam und mit einer phlegmatischen Geberde zu ihr emporrichtete. Darauf rieb er sich Stirn und Augen und blickte, wie aus einem Traum erwachend, die vor ihm stehende Czarin an, der er dann lächelnd die Hände küßte.

„Vor allen Dingen aber," fuhr die Czarin fort, „möchte ich wissen, ob die übermüthige Signora Gabrielli abermals die Stirn haben wird, mir abzusagen. Schon heut früh ließ sie sich entschuldigen, daß sie wegen einer plötzlichen Erkrankung nicht werde singen können. Da dies aber seit Kurzem ungefähr das zehnte oder zwölfte Mal ist, daß sie auf meinen Befehl, hier zu singen, gar nicht erscheint, so sandte ich vorhin den Hofmarschall Grafen Trubetzkoi zu ihr, um ihr diesmal meinen ganz unweigerlichen Befehl zu melden, und sie augenblicklich zur Stelle zu schaffen."

Die Kaiserin berührte eine auf dem Tische stehende Handklingel, auf deren Ton die Thür zum Vorzimmer sich öffnete. Der eintretende Kammerdiener meldete, daß

der Graf Trubetzkoi so eben zurückgekehrt sei, jedoch ohne die Signora Gabrielli mitzubringen.

Als der Hofmarschall jetzt selbst erschien, um der Czarin seinen Bericht zu erstatten, wurde der Zorn der Kaiserin im höchsten Grade rege. Die Signora hatte sich zwar nicht auf dem Krankenbette befunden, aber sie hatte ihre Weigerung, auf den Befehl der Czarin zu erscheinen, nicht minder entschieden aufrecht erhalten, da sie sich schlechterdings nicht in der Lage befinde, um heut singen zu können.

„Und warum vollzogen Sie nicht meinen Befehl, die Person unter allen Umständen herzuschaffen?" fragte die Kaiserin, indem sie mit einer heftig verweisenden Geberde die Hand gegen ihn ausstreckte.

Der Graf Trubetzkoi schien sich in einiger Verlegenheit zu befinden, und stotterte eine verwirrte Entschuldigung hervor, worauf ihn Katharina mit einem ziemlich deutlichen Ausdruck ihrer ungnädigen Stimmung entließ.

„Der arme Trubetzkoi hat diesmal gewiß Blut geschwitzt bei dem Auftrag seiner Czarin," bemerkte Potemkin mit einem spöttischen Gelächter. „Der Graf Trubetzkoi schmachtet ja in den Fesseln der gefährlichen Signora, und ist untröstlich darüber, daß er noch immer keine Aussichten hat, von ihr erhört zu werden. Und nun wird ihm der Auftrag, eine Person mit halber Gewalt herzuschlep-

pen, die er nicht mit der leiſeſten Fingerberührung verletzen möchte, und an deren Gunſt dem mondſcheintrinkenden Schwärmer mehr als an ſeinem Leben gelegen iſt. Oh, das war ein köſtlicher und über alle Maßen beluſtigender Einfall von Ew. Majeſtät!"

„Ich habe weder mich noch Andere beluſtigen wollen," rief die Czarina mit einem den heftigſten Unmuth ausdrückenden Ton. „So lange dieſe Italienerin hier in Petersburg iſt, habe ich mich über ihre Unverſchämtheit ärgern müſſen. Ich laſſe ihr eine Beſoldung reichen, wie ſie nur ein Feldmarſchall in meinen Staaten genießt; denn ſie bezieht 7000 Silberrubel Gehalt, abgerechnet die Geſchenke, die ſie jedesmal von meiner Hand erhält, wenn ſie in einem Hofconcert geſungen hat. Aber meine Feldmarſchälle und Generäle kommen zu mir, wenn ich ſie rufe, und ſollten ſie die größten Opfer an Leib und Leben dabei zu bringen haben. Dieſe Perſon allein erfrecht ſich, ihr Erſcheinen vor mir von ihrem Belieben abhängig zu machen, denn ſie kommt nur, wenn ſie es für gut erachtet, und wenn es ihr zu kommen paßt. Allen meinen Befehlen und Wünſchen trotzt ſie dabei jedesmal mit der ſchamloſeſten Hartnäckigkeit und ſtellt der Macht der Czarin die Gewalt der Trillerkönigin gegenüber. Dies Geſindel wird über die Maßen hochmüthig, weil es ſo albern iſt, den Theaterflitter, durch den es herrſcht, für ächt zu halten,

und weil es sich in seiner Größe zu sonnen glaubt, während es sich wegwirft und sich für Jedermann auf offenem Markte preisgiebt!"

Die Czarin fuhr noch einige Augenblicke lang fort, mit ähnlichen Worten ihrem Zorn gegen die Sängerin Luft zu machen, was ihr eine um so größere Genugthuung zu sein schien, da sie damit zugleich des Aergers sich entlud, der bei ihr aus dem vorangegangenen Gespräch mit dem Fürsten Potemkin noch zurückgeblieben sein mußte.

Potemkin hatte lächelnd den sich immer steigernden Wuthausbrüchen der Czarin zugehört, und begann dazu in der nur ihm vergönnten Ungenirtheit durch leises Pfeifen und Trällern eine lustige Melodie anzudeuten. Dann sagte er mit seinem gutmüthig drolligen Ton, indem er sich zu der Czarin wandte: „Diese Italienerin ist in der That ein ganz abscheuliches Frauenzimmer. Sie hat sich schon zum Kobold von ganz Petersburg gemacht, und es wird bald keinen mehr von Ew. Majestät Unterthanen geben, den sie nicht gequält und an der Nase herumgeführt hätte. Ich selbst, der Potemkin, bin zu Anfang von ihr gefoppt worden, und habe mich nur dadurch vor ihr gerettet, daß ich der hübschen Katze einige Male recht stark etwas auf die Kratzpfötchen gegeben habe. Das beste Mittel aber habe ich darin entdeckt, daß man sie ganz und gar zu ignoriren sucht, wodurch ich sie auf dem gestrigen

Diner beim Gelagin, wo auch die Signora nicht fehlte, zur Verzweiflung gebracht habe. Sie zog es zuletzt vor, in Ohnmacht zu fallen, und der gute Gelagin mußte sie nolens volens nach Hause fahren, und über Hals und Kopf seine eigene Gesellschaft verlassen. Ach, Czarina, da kommt mir ein ganz süperber Gedanke! Schicken wir doch den Gelagin zu der Signora! Er ist ja ihr erklärter Freund und schüttelt täglich die bedeutendsten Summen in ihren Schooß aus. Ihm werde der Allerhöchste Befehl zu Theil, die diavolessa auf der Stelle herzuschaffen! Denn Eurer Majestät Minister des Innern würde sich doch in Ihren Augen unendlich blamiren, wenn er nicht einmal eine italienische Sängerin bändigen und zu Befehl der Czarina stellen könnte."

Der Fürst brach dabei in ein übermäßiges Gelächter aus, indem er sich in seinen Gedanken über die Verwickelung, die er dem Minister des Innern zu bereiten gedachte, ungemein zu ergötzen schien.

Die Kaiserin aber dachte einen Augenblick über diesen Vorschlag nach und sagte dann lächelnd: „Ihr Einfall, Fürst, gefällt mir nicht so übel. Meinem Befehl muß durchaus noch heut und in dieser Stunde genügt werden, und ich bin Euch dankbar dafür, daß Ihr bemüht seid, meinem Willen Achtung zu verschaffen. Die Italienerin muß ihren trotzigen Willen beugen, und um Verzeihung

bittend auf dieſer Stelle zu meinen Füßen liegen. Und Ihr habt ganz Recht, der Gelagin iſt uns der geeignete Mann dazu, über deſſen Dienſte wir gebieten wollen. Wir haben ſeine übergroße Flüchtigkeit und Zerſtreutheit in den Geſchäften in der letzten Zeit nicht unbemerkt gelaſſen, und es verlangt uns nun in der That, ihn auf die Probe zu ſtellen. Denn es wird ſich nun zeigen, wer mächtiger in ihm geworden iſt, der Diener der Czarin oder der Liebhaber der Gabrielli. Es iſt dies ein Conflict, der hinreichend amüſant in jedem Luſtſpiel erſcheinen würde, Fürſt Potemkin.“ —

Gelagin, der um dieſe Zeit in dem Arbeits-Cabinet der Kaiſerin anweſend zu ſein pflegte, wurde herbeigerufen, und empfing von der Kaiſerin den Befehl, der im erſten Augenblicke, wo er ihn vernahm, ihm ſofort den Angſtſchweiß auf die Stirn trieb und ſein Geſicht zu den verzweifeltſten Grimaſſen verzerrte.

Der zeitige Miniſter des Innern war jedoch ein viel zu guter Hofmann, als daß es ihm nicht ſogleich wieder hätte gelingen ſollen, das ſichtliche Grauſen, welches ihm dieſer Auftrag der Czarin erweckte, zu überwinden und ſeine Mienen wieder in die gehörig bemeſſenen Falten zu legen. Er war aber darin ſtets ein ſo geſchickter Meiſter, daß er auch jetzt, indem er den Befehl der Czarin empfing,

ſogar den größten Aufſchwung in der Betheuerung ſeiner Dienſtbefliſſenheit zu nehmen vermochte.

„Ew. Kaiſerlichen Majeſtät Befehl wird in der größten Kürze und mit der größten Vollſtändigkeit vollzogen werden," rief Gelagin mit der höchſten Extaſe, indem er ſich bis zur Erde vor der Czarin verneigte. „Und ſollte es auch ein ſo ſchweres Stück Arbeit ſein, als wenn man den Mondkäfer, der auf der Mondſcheibe ſitzt, herunterholen ſollte, ſo wird es doch zu der Czarin hohem Befehl auf der Stelle ausgeführt werden. Die Gnade der Czarin iſt die belebende Sonne, der ſich Alles zudrängt, und es kommt nur darauf an, der Signora das rechte Wort zu ſagen, um ſie jedes Hinderniß, das etwa obwalten möchte, und wäre die Gefahr des Leibes und Lebens dabei, auf der Stelle überwinden zu laſſen. Ich bin überzeugt, daß der Graf Trubetzkoi die Sache ganz falſch angefangen hat, denn die Signora Gabrielli kann ſein Säuſeln nicht ausſtehen, und er wird ſie ſo lange angeflötet haben, bis ſie, wie ſchon ſo manches Mal, ihn zur Thür hinausgeworfen hat. Oh, ich kenne ja meine Signora Gabrielli! Wie ein elektriſcher Feuerſtrom wird es ſich durch alle ihre Glieder ergießen, wenn ich, mit dem emporgehobenen Zeigefinger ihr feierlich winkend, zu ihr ſage: Kathinka Gabrielli, die Kaiſerin befiehlt! Kathinka Gabrielli, es giebt keine Krankheit, keine Laune, keine Abhaltung, denn die Kaiſerin

befiehlt! Kathinka Gabrielli, erhebe Dich und entfalte Deine ganze Schönheit, Deinen ganzen Genius wie noch nie, denn die Kaiserin befiehlt es Dir. Und ich gebe mein Wort, die Signora wird nicht länger säumen, Ew. Majestät zu Füßen zu stürzen!"

Damit tänzelte Herr von Gelagin zur Thür hinaus, während die Czarin ihm mit ihren lächelnden Blicken die volle Zufriedenheit ausdrückte. Potemkin aber rief ihm lachend nach: „Sie werden sich bedeutend irren, mein guter Springinsfeld von Gelagin, und ich möchte das lange Schafsgesicht nicht haben, mit dem Sie wieder zu uns zurückkehren werden!" —

Die Czarin lud jetzt den Fürsten Potemkin ein, sich mit ihr zum Schach niederzusetzen. Es war dies das einzige Spiel, welches der Fürst gut und mit Aufmerksamkeit spielte, und wobei er die beständige Unruhe seines Wesens bis zu einer meisterlichen Berechnung zu überwinden wußte. Die Czarin, die das Schach sehr liebte, und auf ihre Meisterschaft in demselben einen großen Werth legte, fand daher ein großes Wohlgefallen daran, mit dem Fürsten so oft als möglich auf den Feldern des Schachbretts sich zu messen.

Während des Spiels verstummte bald die Unterhaltung, denn die Kaiserin verfolgte mit ausschließlicher Aufmerksamkeit den von ihr entworfenen Plan, während

Potemkin die eingetretene Stille öfter mit kräftigen Ausrufungen, und sogar mit einigen Flüchen unterbrach, zu denen er auch in Gegenwart der Kaiserin ein ausgiebiges Privilegium hatte, und von welchen sich Katharina in solchem Fall um so mehr geschmeichelt fühlte, da ihr der Fürst dadurch zugleich bewies, wie sehr er von ihr bereits in die Enge getrieben sei. —

Nach einiger Zeit ließ sich im Vorsaal ein Geräusch von mehreren Stimmen vernehmen, die auf eine heftige Weise durcheinander sprachen. Das feine Ohr Potemkin's glaubte die Stimme des Herrn von Gelagin und der Sängerin Gabrielli zu erkennen, und er theilte diese Wahrnehmung der Kaiserin mit, die aber in diesem Augenblick, wo die Combinationen des Spiels sie reizten, sehr wenig dazu aufgelegt schien, auf diese Person zurückzukommen. Sie erließ durch den herbeigerufenen Kammerdiener den Befehl, daß, wenn Herr von Gelagin und die Signora Gabrielli sich im Vorzimmer befänden, dieselben dort auf den Ruf der Kaiserin harren möchten.

„Der Gelagin fängt doch an, in meiner Achtung zu gewinnen," bemerkte Potemkin in seiner naiven Weise, indem er sich mit der Czarin wieder zum Schach niedersetzte. „Wahrhaftig, er ist der italienischen Meerkatze Herr geworden, doch scheint sie noch unter seinen Händen bedeutend zu kratzen und zu schnurren, wie aus ihren Hin- und

Herreden da draußen hervorgeht. Es genirt die Signora gar nicht, in der Antichambre der Kaiſerin Mord und Zeter zu ſingen.“

Die Kaiſerin aber, mit einem lebhaften Feuerblick nur auf die Stellung ihrer Figuren gerichtet, ſchien alles Uebrige in dieſem Augenblicke unbeachtet laſſen zu wollen. Plötzlich ertönte aus ihrem Munde ein: Schach Matt! mit dem donnernden Ton eines Feldherrn, der an der Spitze ſeines Heeres den entſcheidenden Schlachtruf erſchallen läßt.

Der Fürſt beugte ſich dieſer frohlockenden Verkündigung ſeiner Niederlage, indem er der Czarina ehrerbietig und demüthig die Hand küßte. Dann aber ſprang er auf, um auf den Wink Katharina's die Thür zu öffnen, da er ſelbſt neugierig auf den Anblick der beiden Erwarteten zu ſein ſchien.

Jetzt erſchien Herr von Gelagin, indem er die Signora Gabrielli mit ſich an der Hand führte und ſie mit einem ſtummen Wink, der auf eben ausgeſtandene Leiden zu deuten ſchien, der Kaiſerin vorſtellte. Es lag freilich zugleich etwas Triumphirendes in dieſem Ausdruck, mit dem der Miniſter des Innern zu erkennen gab, daß er den Befehl der Czarin vollführt habe. Aber die Dornen, an denen er ſich bei dieſer Gelegenheit geriſſen, ſchienen ihm

doch auch Wunden von der schmerzhaftesten Art zugefügt zu haben.

Die Signora stand in einer merkwürdigen Haltung vor der Czarin da, indem sie bald verwirrt die Augen zur Erde senkte, bald dieselben wieder vorwurfsvoll und klagend erhob, als wenn sie zu der Kaiserin, nicht um sich zu entschuldigen oder ihren Befehlen zu genügen, gekommen wäre, sondern als ob sie bei derselben Schutz für eine ihr widerfahrene Verfolgung erflehen wolle.

Die Toilette der Signora Gabrielli befand sich einigermaßen in Unordnung, und obwohl einige Pracht- und Glanzstücke sie zum Erscheinen vor der Kaiserin berechtigten, so schienen ihr dieselben doch nur in der größten Eile umgeworfen, und die rücksichtslose Hand Gelagin's, der dabei gewaltsame Dienste geleistet, mochte nicht zu verkennen sein.

Die Wangen der schönen Signora, aus denen sonst das lebhafteste Incarnat sprühte, waren mit einer tödtlichen Bläße bedeckt. Aber ihre Augen schossen flammendere Strahlen wie je, und in den rollenden Feuerrädern derselben schienen tausend wüthende Schwüre und Flüche und das dringendste Verlangen nach Rache und Vergeltung sich auszudrücken.

Plötzlich warf sie sich mit einem lauten, schmerzhaften Aufschrei zu den Füßen der Czarin nieder, indem sie

mit der leidenſchaftlichſten Geberde ihre Arme zu der Kaiſerin emporhob.

Katharina ſtand ihr zuerſt finſter und grollend gegenüber und betrachtete einen Augenblick lang, ohne ſich zu bewegen, die vor ihr liegende Sängerin. Dann gab ſie dem Miniſter einen Wink, die Signora emporzuheben, was dieſe nur mit dem größten Widerſtreben geſchehen ließ. Ihre Abneigung, ſich von dem Herrn von Gelagin berühren zu laſſen, äußerte ſich dabei ſo heftig, und beinahe verletzend für die Anweſenheit der Czarin, daß ſie ihrem Freunde, der ſie ſo ſehr wider ihren eigenen Willen hergeführt, faſt eine gewaltſame Gegenwehr zu leiſten ſchien. Plötzlich zuckte er mit einem leiſen Aufſchrei zurück, und ließ die von ſeiner Hand umſchlungene Taille los, nachdem es ihm eben gelungen war, die Sängerin wieder aufrecht auf ihre Füße zu ſtellen. Seine Hand, die er ſich ängſtlich beſah, ſchien eine nicht unerhebliche Bißwunde davongetragen zu haben, die er einer raſchen und unmerklichen Berührung verdankte, mit welcher die Signora ihren Mund auf ſeine Hand niedergepreßt hatte.

„Man rechtfertige ſich!“ ſagte die Czarin mit einer ſtrengen Handbewegung.

„Ich ſoll mich rechtfertigen, Majeſtät?“ rief die Signora mit dem leidenſchaftlichſten Pathos. „Muß ich nicht vielmehr eine Anklage, die bis zu den Wolken ſchlägt,

vor den Thron der allergnädigsten Czarin bringen? Ich beschwere mich über Ew. Majestät Unterthan und Minister, diesen Herrn von Gelagin, der mit einer Unverschämtheit, zu der ihm Niemand das Recht verleihen kann, in meine Zimmer gedrungen und sich meiner bemächtigt hat wie ein Räuber, für den es nichts Heiliges giebt! Nachdem ich ihm erklärt hatte, daß ich nicht vor Ew. Majestät erscheinen könne, weil Unwohlsein, Mißmuth und Verdrießlichkeiten aller Art an meiner Seele und an meiner Stimme nagten, und daß ich darum nicht die Ehre haben würde, in dem heutigen Hofconcert zu singen, begann er mir mit den nichtswürdigsten Ränken und Quälereien zuzusetzen, von denen ihn selbst die heißen Ströme meiner Thränen nicht zurückbringen konnten. Endlich ergriff er mich mit Gewalt, rief meine Kammerfrauen herbei, und ließ mir von denselben wider meinen Willen, und alles meines Sträubens ungeachtet, meine Toilette aufzwingen, wobei er selbst, denken Ew. Majestät sich mein Entsetzen, eigenmächtig Alles bestimmte, was ich anlegen sollte. Nachdem er mich in dieser Art auf das Abscheulichste gemißhandelt und sich dabei auf den Befehl der allergnädigsten Czarin zu berufen gewagt, vollendete er seine Frechheit, indem er mich in seinen Armen zur Thür hinausschob und mich nöthigte, mit ihm den Wagen zu besteigen. Oh, er ist ein Elender, ein Verächtlicher, und

ich hoffe, daß in Petersburg noch Gerechtigkeit zu finden ſein wird gegen einen ſolchen Böſewicht, gegen einen Verräther, gegen einen Räuber, der ſo viel Schmach und Beleidigung auf mich gehäuft hat! Ich flehe um Genugthuung und Rache, allmächtigſte Czarina!" —

Die Kaiſerin gebot ihr mit der Hand, in ihren Ergießungen inne zu halten. Dann ſagte Katharina mit einem kalten und ſtrengen Ton: „Ehe ich Ihre Anklage vernehme, Signora, hatte ich Ihre eigene Rechtfertigung zu hören erwartet. Herr von Gelagin iſt mein getreuer und aufrichtiger Diener, und wenn er in ſeinem Eifer für mein Wort zu weit gegangen ſein ſollte, ſo iſt die Signora Gabrielli ſchon ſeit allzu langer Zeit in dem Eifer, keine Rückſicht auf mein Wort zu nehmen, zu weit gegangen. Es wird daher das Beſte ſein, wenn ich Eins gegen das Andere aufgehen laſſe, und der gerechte Spruch, den ich dann zu fällen haben werde, wird der ſein: Signora, ich entbinde Sie für heut von der Pflicht, vor mir zu ſingen, und thue dies aus Rückſicht auf das angebliche Leid, das Ihnen widerfahren, und aus Rückſicht auf Ihre ſchlimmen Unpäßlichkeiten und Verſtimmungen, von denen die Signora jedesmal befallen zu werden ſcheint, wenn ich ſie zu mir entbieten laſſe. Ich werde dieſe letztere Rückſicht künftighin nie mehr aus den Augen verlieren, und die Signora Gabrielli wird Ruhe vor meinen Wünſchen und Befehlen haben."

„Oh, so flehe ich inständigst, mir meine Entlassung zu geben, kaiserliche Majestät!“ rief die Gabrielli, indem ihre kühnen funkelnden Augen heftig aufblitzten und sich dann plötzlich in einer Thränenfluth verdunkelten. „Ich bin herzlich betrübt, daß mir von der Gnade Ew. Majestät nichts weiter mehr übrig geblieben ist, als diese letzte Gnade, mich aus Dero Diensten entlassen zu wollen, aber ich flehe darum, weil ich das Klima von Petersburg schon längst nicht ertragen kann und durch längeren Aufenthalt meine Gesundheit und mein Talent verderben werde.“

„Nein,“ entgegnete die Kaiserin mit einer zornigen Geberde, „in meinen Diensten werden Sie ausdauern müssen, so lange Ihr Contract währt, und Sie werden keine Minute früher, als derselbe abgelaufen ist, meine Hauptstadt verlassen können. Sie sehen, Signora, auch ich habe meine Launen, und Sie werden darüber noch anderthalb Jahre nachzudenken haben, denn so lange, dünkt mich, wird Ihr Contract noch währen. Aber für heut sind Sie von mir entlassen.“

Die Signora trocknete ihre Thränen, die von ihren schönen Wangen herabflossen, und warf dann einen langen, unbeschreiblichen Blick auf die Kaiserin. Darauf gehorchte sie allen Anforderungen des Ceremoniells durch die tiefste und regelrechteste Verbeugung, und entfernte sich dann mit pathetischen Schritten.

„Dem armen Kind ist doch zu arg zugesetzt worden," sagte Potemkin mit spöttischer Gemüthlichkeit. „In der That, die Signora thut mir leid, und man hätte doch einigermaßen bedenken sollen, daß italienisches Blut in ihren Adern fließt, und daß sie eine Sammethaut hat, die mit dem Fell einer russischen Bäuerin nicht zu vergleichen ist. Und Sie müssen ein wahres Tigerherz haben, Gelagin, daß Sie gegen Ihre zärtlich geliebte Freundin, wofür man in der ganzen Stadt die Gabrielli hält, so grausam und rücksichtslos verfahren konnten."

Er versetzte dabei in seiner übermüthigen Laune dem Gelagin einen derben Schlag auf die Schulter, den dieser aber in der Erschütterung, mit der er in sich selbst versunken da stand, nicht zu bemerken schien. Gelagin erschien sich jetzt sichtlich als Märtyrer seines Gehorsams gegen die Czarin, und schnitt die kläglichsten Gesichter, die aber von Katharina keiner Beachtung werth gehalten wurden.

Mit einem stillen Gruß gegen Potemkin entfernte sich die Czarin, die mißgestimmt und zu fernerer Unterhaltung unlustig geworden zu sein schien, in das Innere ihrer Gemächer.

„Das Hofconcert wird also nicht stattfinden," sagte Potemkin, indem er Herrn von Gelagin in seiner schmerzlichen Versunkenheit stehen ließ, und dann in die zur Antichambre führenden Zimmer, wo er den Grafen Cag-

lioſtro hinbeſtellt hatte, nachläſſig und behaglich fortſchlenderte. —

Caglioſtro befand ſich ſchon ſeit einiger Zeit in dem Vorzimmer und trat dem Fürſten Potemkin mit einem lebhaft fragenden Ausdruck entgegen.

„Da iſt für's Erſte gar nichts zu machen, mein lieber Graf," rief ihm Potemkin ſchon von Weitem zu. „Die Czarin ſcheint ſich vor Ihnen zu fürchten, und will Sie durchaus nicht empfangen. Ihre Majeſtät hat ſich vielmehr geärgert, als ſie von dem Verjüngungs-Elixir vernahm, und findet einen Mangel an Ehrerbietung darin ausgedrückt. Es war dumm, mein Freund, daß das Alter der Prinzeſſin von Santa Croce gerade mit dem Alter der Czarin übereinſtimmte. Solche plumpen Machinationen ſchaden mehr als ſie nützen können. Merken Sie ſich das ein für allemal, mein guter Graf Caglioſtro. Die Czarin von Rußland iſt nicht nur die Erſte und Größte, ſondern ſie iſt auch die Klügſte ihres Geſchlechts. Sie müſſen es daher auf andere Weiſe anzufangen ſuchen, wenn ich Sie der Kaiſerin mit Erfolg präſentiren ſoll. Wir wollen darüber weiter miteinander ſprechen, wenn ich der Prinzeſſin von Santa Croce meinen Beſuch mache."

„Ich dränge mich nicht danach, von der Czarin empfangen zu werden," erwiederte Caglioſtro mit einem ſtolzen zurückweiſenden Ton. „Die Tage und Stunden

meiner Thätigkeit sind überall gezählt, und wer nicht eifrig ist, sie zu nutzen, dem bin ich wenigstens dankbar für die Ruhe, die er mir gewährt. Aber viele große Dinge, die geschehen werden und müssen, stehen am Horizont geschrieben, und meine Mitwirkung wird dabei nicht entbehrt werden können. Die Quelle aller großen Ereignisse ist der Osten, Fürst Potemkin, und in den Strahlen des Ostens werden wir uns einst wieder vereinigen. Fürst Potemkin wird einst in einem Graben an der Landstraße sterben*), aber erst wird ihn der Kampf um den Orient, wenn er denselben richtig versteht, auf die höchsten Gipfel des Ruhms und der Allmacht tragen."

„Was sagt Ihr?" rief Potemkin, indem er erbleichend und zitternd die Hand Cagliostro's ergriff. „Ihr wißt Etwas von meinem Tod? Ich beschwöre Euch, beruht diese Kunde auf einer zuverlässigen Wissenschaft?"

„Ich weiß von Eurem Tod, aber noch mehr von Euren Thaten, die Ihr thun müßt, um als Sieger über den Halbmond den Kranz der Unsterblichkeit zu gewinnen," entgegnete Cagliostro mit einem feierlichen Ernst. „Und davon habe ich sichere Wissenschaft, die Euch nicht fehlen

*) Diese Prophezeihung ging dem Fürsten Potemkin am 16. October 1791 in Erfüllung.

ſoll, und auch der Czarin nicht, denn für Euch Beide iſt ſie beſtimmt!“

„So ſagt mir, was ich thun ſoll, und wie ich mein ſchlimmes Schickſal vermeiden kann!“ rief Potemkin faſt bittend, indem er ſich mit einer ängſtlichen Geberde an Caglioſtro anklammerte.

„Wenn Sie der Prinzeſſin von Santa Croce Ihren Beſuch machen, wollen wir darüber weiter ſprechen,“ entgegnete Graf Caglioſtro, mit einem leiſen, ſeine Geſichtszüge unheimlich durchfliegenden Lächeln.

Dann war er plötzlich aus dem Zimmer verſchwunden, während Potemkin noch, betroffen und erſchüttert von den düſtern Gedanken, die ſich ſeiner bemächtigt hatten, ſtehen blieb, und ſinnend und grübelnd Alles um ſich her zu vergeſſen ſchien.

Sechstes Capitel.

Die falſche Banknote.

Der Miniſter von Gelagin ging mit unruhigen Schritten in ſeinem Cabinet auf und nieder. Weder die ſchwierigen Angelegenheiten ſeines Departements, noch

irgend eine verwickelte Staatsangelegenheit schienen ihn zu beschäftigen. Es war vielmehr ein verzweifeltes Auf- und Niedertreiben seiner Gedanken, dem Herr von Gelagin in diesem Augenblick unterlag, und wobei er bald auf einem Fleck still stehend, mit düsterem Brüten in sich selbst versank, bald wieder lebhaft gesticulirend und mit seinen Armen die Luft durchschneidend seine Promenade durch das Zimmer fortsetzte.

Jetzt blickte durch eine enge Spalte der Thür, die sich unmerklich geöffnet hatte, das ernste, scharf gezeichnete Gesicht des Kulnoff Iwanowitsch herein, der sich aber in demselben Moment, wo er sich von dem Minister bemerkt sah, mit einer blitzschnellen Geschwindigkeit wieder zurückzog, und dies mit einer so komischen Geberde ausführte, daß der leicht zur Heiterkeit geneigte Minister darüber in ein lautes herzliches Gelächter ausbrechen mußte.

„Nun komm nur herein, Du unabläßiger Schelm, ich will es Dir endlich schenken," rief Gelagin, indem er selbst hinging, um die Thür zu öffnen.

Kulnoff Iwanowitsch trat darauf in einer demüthig gebückten Stellung herein, und blieb an der Thür stehn, indem er mit flehenden Augen jede weitere Erlaubniß, vorzutreten, von dem Wink seines Herrn abhängig machte.

„Ich hatte Dich von meinem Antlitz verbannt," sagte Gelagin, „wegen Deiner neulichen Ungebührlichkeiten ge-

gen den Grafen Caglioſtro! Aber Du biſt und bleibſt ein ungehorſamer Wicht, und ich hätte eine ſtrengere Strafe gegen Dich erſinnen ſollen. Statt bei Waſſer und Brot auf Deinem Zimmer zu bleiben, wie ich es Dir anbefohlen habe, findeſt Du alle Tage Gelegenheit, Dich Deiner Haft zu entziehn, und guckſt mir plötzlich mit einer ſo vermaledeiten Hundemine zum Zimmer herein, daß man unmöglich das Lachen laſſen kann. Nun bleibe nur hier, und begieb Dich wieder an Deine gewohnte Arbeit, Kulnoff Iwanowitſch!"

Der Secretair beeilte ſich, mit einer freudigen Unterwürfigkeit dem Miniſter das Gewand zu küſſen, und wollte ſich dann in das angrenzende Gemach begeben, um ſeinen Platz am Schreibtiſch wieder einzunehmen, aber er ſchien noch etwas Beſonderes auf dem Herzen zu haben, und blieb vor Gelagin ſtehn, indem er ihn bittend und zugleich mit einer gewiſſen Beſorgniß anblickte.

„Nun, was haſt Du mir noch zu ſagen, Kulnoff Iwanowitſch?" fragte Gelagin verwundert.

„Ew. Excellenz ſchweben in einer großen Gefahr," ſagte Kulnoff, indem ſeine treuen ernſthaften Augen ſich faſt mit einer gewiſſen Zärtlichkeit auf das Antlitz des Miniſters hefteten. „Und dies war es allein, das mir keine Ruhe ließ in meinem Zimmer, wohin mich Ew. Excellenz mit einer gewiß anerkennenswerthen Milde ver-

wiesen hatten. Auf die Gefahr, meine Strafe zu schärfen, glaubte ich mich bei Ew. Excellenz aufdrängen zu müssen, um Ihnen nahe zu sein und, wie die Unke aus dem Sumpf warnen darf, so meine Warnungsstimme zu Euch erschallen zu lassen."

„Du wirst noch mein Väterchen werden, Kulnoff Iwanowitsch," erwiederte Gelagin spottend, aber mit dem Anflug von Gutmüthigkeit, der ihm eigen war. „Und aus welcher Gefahr denkst Du mich denn erretten zu können?"

„Excellenz," entgegnete Kulnoff mit einem halb vorwurfsvollen, halb klagenden Ausdruck, „ich weiß es nur zu gewiß, daß Sie in den letzten Tagen wieder fast unausgesetzt mit dem Grafen Cagliostro gearbeitet haben. Der Schmelztiegel hinter dem Vorhang dort brodelte gestern die ganze Nacht. Ich erlaubte mir, Ew. Excellenz zu belauschen, denn ich werde von der beständigen Angst geplagt, daß Ihnen etwas Uebeles geschehen könnte."

„Meinst Du, daß der Graf Cagliostro bei dieser Gelegenheit einmal mit mir zum Schornstein hinausfahren könnte?" fragte der Minister, indem er sich an dem ängstlichen Aussehn seines ehrlichen Dieners zu belustigen schien.

„Ach nein," erwiederte Kulnoff mit einem komischen Seufzer, „denn wenn er das vermöchte, wäre er ja in der That ein Hexenmeister, und es würden vielleicht doch noch

Vortheile von ihm zu gewinnen ſein. Aber die Gefahr, die Ew. Excellenz laufen, iſt eine viel ſchlimmere. Ein ganzes Vermögen von Perlen und Diamanten iſt nun bereits in den Zaubertiegel gewandert, das heißt: in die Taſche des Grafen Caglioſtro. Denn daß dieſe Perlen und Diamanten ſtets an dem Tiegel vorbei in die Taſche des Grafen Caglioſtro ſpazieren, der eine ziemlich geſchickte Taſchenſpielkunſt dabei ausführt und es durchaus unmerklich zu machen weiß, das habe ich als geheimer Beobachter dieſer Sitzungen nun ſchon zum dritten Mal erſpäht. Dieſe Juwelen werden aber eben ſo wenig wieder aus der Taſche des Grafen Caglioſtro hervorkommen, als ſie jemals in dem Tiegel den Stein der Weiſen und das ſehnſuchtswerthe Gold ausſchwitzen werden."

„Das ſehnſuchtswerthe Gold!" wiederholte Gelagin in einem träumeriſchen Hinſtarren, mit einem faſt wehmüthigen Accent. Er ſchien die Anweſenheit ſeines Secretairs plötzlich vergeſſen, und ſeine nachdenklichen Betrachtungen, in denen er zuvor ſo ſtürmiſch auf- und niedergeſchritten war, wieder aufgenommen zu haben. Zugleich begann er die lebhaften Geſticulationen wieder, mit denen er einer ihn quälenden Unruhe und Verlegenheit Luft machte.

Dann ſchien er ſich wieder ſeiner Umgebung zu erinnern, und mit einem gezwungen luſtigen und leichtfertigen

Ton fügte er hinzu: „Das Gold will allerdings in den Schmelztiegeln des Grafen Cagliostro noch immer nicht erscheinen, und der Graf giebt mir Lectionen in der Geduld! Siehst Du, mein Kulnoff, das hat neben der ganz fatalen Schattenseite doch auch seine anerkennenswerthe Lichtseite."

„Aber müssen Ew. Excellenz diese Lectionen in der Geduld nicht doch am Ende zu theuer bezahlen?" fragte Kulnoff, indem er in seinem Eifer den Arm des Ministers berührte und ihn mit seinen gutmüthig blinzelnden Augen lange ansah.

„Es ist wahr," sagte Gelagin, sich mit der Hand etwas hastig in die Haare fahrend, „die Geschichte kostet mich viel Geld, und ich gestehe Dir, ehrlicher Kulnoff, daß ich mich bereits in einer ganz verteufelten Verlegenheit befinde! Denke Dir, Freund, ich will in dieser Woche einen Ball geben, und zwar einen so glänzenden, wie ihn Petersburg seit langer Zeit nicht gesehn. Aber indem ich heut früh den ganzen Ueberschlag mir habe vorlegen lassen, ergiebt sich zugleich, daß kein Geld dazu in meiner Chatulle vorhanden ist!"

Kulnoff machte ein sehr ernsthaftes und mitleidiges Gesicht zu diesen Klagen, die dem in alle Verhältnisse seines Herrn eingeweihten, vertrauten Diener in der That zu Herzen zu gehen schienen.

„Das Feſt, das ich geben will, um mir die Signora Gabrielli zu verſöhnen, iſt auf 7000 Rubel Silber berechnet," fuhr Gelagin fort, indem er von Neuem mit heftigen Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen begann. „Meine Caſſette iſt ſo leer und öde, wie eine Kirche bei Nachtzeit, und nicht einmal der Schatten einer Kopeke geht mehr darin um."

„Und Ew. Excellenz können das Feſt nicht verſchieben, bis der Zahlungstag für die Revenuen aus Ihren Gütern herangekommen?" fragte Kulnoff, mit der bewußten Sicherheit eines Vertrauten, deſſen Rath in allen möglichen Fällen gehört zu werden pflegt.

„Ich kann und will es nicht verſchieben, mein wackerer Freund," entgegnete Gelagin hitzig. „Ich habe das Unglück gehabt, die Signora Gabrielli auf das Fürchterlichſte zu beleidigen, wozu mich der Befehl der Czarin zwang. Ich holte ſie mit Gewalt aus ihrem Zimmer weg, und fuhr ſie wider ihren Willen in meinem Wagen nach dem Winter-Palais, wo ſie der Czarin zu ſtellen ſich geweigert hatte. Abgeſehen davon, daß ſie mir während dieſes Vorganges faſt die Augen auskratzte, ſchwur ſie mir auch die entſetzlichſte Rache, und ich muß geſtehn, daß ich vor dem Frauenzimmer einigermaßen zittere. Außerdem aber liebe ich ſie wie ein Narr, und ſehe nicht ein, wie ich es aushalten ſoll, wenn ſie mit mir brechen will. Schon

ſeit mehreren Tagen meidet ſie mich mit dem feindſeligſten Grollen, ſie kommt nicht hierher und läßt ſich verleugnen, wenn ich mich bei ihr melden laſſe. Eine Einladung zum Ball wird ſie aber bei mir annehmen, deſſen bin ich gewiß, denn es handelt ſich dabei um eine Wette, die ſie vor einiger Zeit mit mir eingegangen iſt. Sie hat mit mir um 7000 Silberrubel gewettet, daß ich nicht im Stande ſein würde, auf dem nächſten Ball ſo lange und ſo oft mit ihr zu tanzen, als ſie es von mir begehren würde. Nun werde ich ſie zu einem Ball einladen, und ſie wird kommen, weil ſie verſtehen wird, daß es ſich um die Einlöſung der Wette handeln ſoll. Sie iſt geldgierig, wie alle Schönen dieſer Art, und ſie wird ſich mit mir verſöhnen, wenn ich ſie dieſe 7000 Rubel gewinnen laſſe. Siehſt Du, mein Freund, dazu brauche ich das Geld, um Dir nur geradezu die Wahrheit zu ſagen."

„Verzeihen mir Ew. Excellenz," entgegnete Kulnoff zögernd, „aber wenn die gefährliche Signora dieſe Einladung annimmt, kann es Ihnen leicht noch mehr koſten, als dieſe 7000 Rubel. Einer italieniſchen Sängerin kann man nie trauen, und dieſe ſcheint mir weit mehr auf Zauberkünſte und Hexereien ſich zu verſtehn, als der ganze Graf Caglioſtro. Denn ihre ſchwarzen Augen ſind gewiß um Vieles beſſer im Stande, Gold auszuſchmelzen, als alle Elixire dieſes gauneriſchen Herrn Grafen, und man

ſieht es an den Anſtrengungen, die Ew. Excellenz gerade in dieſem Augenblick wieder für die Signora machen wollen."

„Das verſtehſt Du nicht, mein guter Kulnoff," entgegnete Gelagin, „denn Deine Seele iſt keiner Leidenſchaft fähig!"

„Oh" entgegnete Kulnoff, indem er dunkel erröthete, „es giebt noch andere Leidenſchaften als die für Gold oder für eine italieniſche Sängerin!"

„Ich weiß," entgegnete Gelagin, ihm mit der Hand zuwinkend. „Du haſt Deine unglückliche Liebe, ſo gut wie jeder andere rechtſchaffene Kerl. Du liebſt die reiche Kaufmannstochter, ein allerliebſtes naives Kind, die Dir der Vater aber nicht geben will, weil Du kein Freigeborner biſt. Aber weißt Du was, Kulnoff, ich ſchenke Dir Deinen Freiheitsbrief, wenn Du mir Mittel und Wege angeben kannſt, um mir jene 7000 Silberrubel auf der Stelle oder in einigen Tagen zu verſchaffen."

„Gilt das Euer Wort, Excellenz?" fragte Kulnoff, vor freudiger Bewegung zitternd. „Oh ich bitte, gebt mir Euer Wort, und ich bringe noch heut die 7000 Rubel vollſtändig in Euere Hände!" ſetzte er dringend hinzu, indem er, ſich zu den Füßen ſeines Herrn niederwerfend, ihm den Saum ſeiner Kleider küßte.

„Auf Cavaliers-Parole!" erwiederte Gelagin. „Ich

mache Dich frei, Kulnoff, und Du heiratheſt Dir Deine charmante Kaufmannstochter, vorausgeſetzt, daß ſie Dich noch liebt, und vorausgeſetzt, daß Du in meinen Dienſten bleibſt. Denn ich kann Dich in meiner Kanzlei nicht mehr entbehren, mein alter ehrlicher Freund!"

„Topp, der Handel iſt abgeſchloſſen!" rief Kulnoff jubelnd, indem er ſich mit elaſtiſcher Geſchwindigkeit von ſeinen Knieen erhob. „Dafür will ich Euch nun das Mittel ſagen, um auf der Stelle über 7000 Rubel zu gebieten. Nicht wahr, es war doch gerade eine Banknote von 7000 Silberrubeln, die Ihr neulich in das Portefeuille des Grafen Caglioſtro legtet? Es war die letzte von denen, welche der Verwalter Euerer Güter im Gouvernement Smolensk einſandte, und ich habe es mir darum genau gemerkt, als Ihr ſie mir abfordertet, nachdem Ihr mehrere Stunden lang mit dem Grafen Caglioſtro gearbeitet hattet. Ihr waret ohne Zweifel mit dem Grafen der Meinung, daß der Stein der Weiſen nun leichter rutſchen würde, nachdem ihm der Weg noch mit 7000 Rubeln gepflaſtert wäre."

„Ich ſehe, ich bin ſtets gut von Euch ausſpionirt worden," erwiederte Gelagin. „Aber nun kommt zur Sache, wenn Ihr mich nicht böſe machen wollt."

„Ich bin bei der Sache, mein gnädigſter Herr," verſetzte Kulnoff, indem ſein Geſicht eine außerordentlich

verſchmitzte Miene annahm. Ich bitte Ew. Excellenz nun blos, mich mit einem eigenhändigen Schreiben zu dem Grafen Caglioſtro zu ſenden, und das Schreiben ſo abzufaſſen, wie ich es in wenigen lakoniſchen Worten aufzuſetzen die Ehre haben werde."

Er begab ſich, nachdem er ſtillſchweigend die Erlaubniß des Miniſters erhalten, an den Schreibtiſch, und beſchrieb ein Blatt, das er in einigen Minuten wieder zu Herrn von Gelagin zurückbrachte. Der Miniſter befahl ihm, den Inhalt zu leſen.

Kulnoff las Folgendes: „Mein lieber Herr Graf! Senden Sie mir ſchleunigſt durch Ueberbringer die Banknote von 7000 Rubeln Silber zurück, die ich neulich die Ehre hatte Ihnen zu übergeben. Dieſe Banknote iſt falſch. Mein Verwalter, von dem ich ſie nebſt mehreren anderen gefälſchten Werthpapieren empfing, iſt ein Betrüger, und ich habe ihn bereits den Gerichten überliefern laſſen. Die Unterſuchung iſt im Gange, und die von ihm angefertigten Banknoten werden zum Zeugniß wider ihn aufgefordert. Ich wünſche, daß das Papier keinen Augenblick länger in Ihren Händen bleibe, da Sie ſonſt leicht die größte Unannehmlichkeit davon haben dürften und dies auf Ihre eigene Angelegenheit ſehr ungünſtig zurückwirken könnte. Denn Ihre Majeſtät die Kaiſerin iſt ſehr aufgebracht wider Sie, und ich habe den Befehl zu Ihrer

Ausweisung schon empfangen, hoffe denselben aber noch, wenn Sie auf meine Wünsche achten werden, hinhalten, vielleicht rückgängig machen zu können."

Der Minister lachte laut auf, nachdem Kulnoff Iwanowitsch die Vorlesung des von ihm entworfenen Schreibens beendet. Dann sagte Gelagin: „Dein Einfall ist wahrhaftig nicht so übel, Du ausgelernter Fuchs! Jedenfalls ist es ein Spaß, den man versuchen kann, und da ich ohnehin Ursache habe, auf den Herrn Grafen ärgerlich zu sein, so kann es ihm gar nichts schaden, wenn er die 7000 Rubel wieder herausgeben muß. Sollte seine geheime Wissenschaft, die allerdings meine Phantasie gereizt hat, noch einiges Resultat zeigen, so würde ich ihm gern diese Banknote durch eine viel höhere wieder ersetzen. Einstweilen aber will ich nicht allein der Gefoppte in diesem Verhältniß sein."

Er schritt rasch zu seinem Schreibtisch, warf eigenhändig die von Kulnoff vorgeschlagenen Zeilen auf ein Briefblatt, und ließ dann das Blatt von Kulnoff versiegeln. Der Letztere wurde jetzt mit unmittelbarer Ausrichtung dieser Botschaft beauftragt, die er mit besonderem Vergnügen zu übernehmen schien.

„Und nun rupfe mir den Spanier tüchtig, Kulnoff Iwanowitsch!" sagte Gelagin in seiner scherzhaften Weise, indem er seinen Secretair entließ.

„Den Spanier?“ wiederholte Kulnoff, indem ſich ſein Geſicht zu einer ſpöttiſchen Miene verzog. „Ich glaube, daß noch bei weitem eher ein Goldmacher aus ihm werden könnte, als ein Spanier. Der ſpaniſche Geſandte Don Normandez weiß gar nichts von ihm. Ich habe mich erkundigt, denn ich habe durch den Secretair der Legation einigen Zutritt im ſpaniſchen Hôtel. Ich kann Eure Excellenz verſichern, daß der Geſandte ſchon ſeit einiger Zeit auf das Treiben dieſes Abenteurers in Petersburg aufmerkſam geworden, und ich hatte geſtern ſelbſt die Ehre einer Audienz bei Don Normandez, wo er alle Thatſachen, welche ich über die Perſon des ſogenannten ſpaniſchen Oberſten anzuführen wußte, von mir zu Protokoll nehmen ließ. Und ich habe mit meinen Anſichten nicht zurückgehalten, denn mir liegt ja einzig und allein daran, einen Gauner zu entlarven, der die Güte und Wißbegierde meines angebeteten Gönners ſo ſchnöde zu mißbrauchen wagt.“

„Du wirſt aber doch wohlthun, in ſolchen Sachen nicht zu vorſchnell zu urtheilen, mein guter Freund!“ bemerkte der Miniſter. „Das Sprüchwort: Schuſter, bleib bei deinem Leiſten! wird immer einen ſehr annehmenswerthen Grundſatz enthalten. Für Dich aber ſoll geſorgt werden, denn wenn Du dieſe Commiſſion gut verrichteſt, wirſt Du die Braut heimführen, Deine kleine quabbelige Kaufmannstochter!“

Siebentes Capitel.

Das Rendezvous und die Politik.

Kulnoff Iwanowitsch hatte sich in der größten Eile auf den Weg begeben, um die Wohnung des Grafen Cagliostro aufzusuchen. Sein Weg führte ihn jedoch an einem Kaufmannsgewölbe vorüber, in das er sich nicht enthalten konnte, ehe er vorüberschritt, einen forschenden Blick zu werfen. Er hatte sich in seiner Vermuthung nicht geirrt, denn Olga Paulowna, die sich um diese Stunde nicht selten in dem Gewölbe ihres Vaters zu befinden pflegte, saß auch jetzt am Fenster, und gewahrte den Vorübergehenden mit einer sichtlich frohen Ueberraschung, die ihre Wangen erröthen und ihre Augen funkeln machte.

„Bist Du allein, Olga?" fragte Kulnoff schüchtern, indem er die Thür des Gewölbes vorsichtig öffnete.

Olga winkte ihm hereinzutreten, und empfing ihn mit der herzlichsten Freude. Sie deutete mit der Hand auf das leere Gewölbe, in dessen dunklem Hintergrunde nur einige Lehrlinge mit dem Zusammenschnüren von Paketen beschäftigt waren. Das lebhafte, feurige Mienenspiel der schönen Olga bewies aber zugleich ihrem Freunde, daß der Vater nicht anwesend sei, und daß der Augen-

blick ein ungestörtes und herzliches Plaudern wohl verstatte.

Olga war ein junges blühendes Mädchen von achtzehn Jahren, deren frischer heiterer Sinn aus ihren braunen Augen strahlte, und die auch durch das Mißverhältniß, welches in der letzten Zeit zwischen ihrem Vater, dem ehr- und gewerbsamen Lederhändler Paul Glinka und dem Ministerial-Secretair Kulnoff Iwanowitsch, ausgebrochen war, keineswegs in große Sorge gerathen zu sein schien. Immer aufgelegt, zu scherzen und zu necken, machte sie auch jetzt die possirlichsten Geberden, indem sie ihren Freund und Bewerber fragte, warum er denn so außerordentlich ernsthaft, mit dem gravitätischen Schritt eines Popen, so eben heranspaziert gekommen?

„Warte noch ein wenig hier am Fenster, bis ich desselbigen Weges wiederkomme," entgegnete Kulnoff, indem er ihre Hand zärtlich an seinen Busen zog. „Wenn Du dann siehst, daß ich ungemein freudig vorübereile, und meine Beine mich kaum so rasch tragen wollen als mein Kopf vorwärts will, und wenn Du zugleich bemerkst, daß ich ein Blatt Papier, welches einer Banknote ähnlich sieht, in meiner Hand hoch in der Luft schwenke, dann kannst Du jubeln, und ich bin der Glücklichste aller Menschen im heiligen Rußland! Ich werde dann nicht zu Dir hereinkommen, denn ich habe alsdann die größte Eile,

aber wenn Dein Vater bei Dir ist, Olga Paulowna, so sprich in diesem wichtigen Augenblick folgendermaßen zu ihm: Da geht der ehrliche Kulnoff Iwanowitsch vorüber. Mein Gott, hat sich der Mann plötzlich verändert! Ist es nicht wahr, gutes Väterchen? Schreitet dieser Kulnoff Iwanowitsch nicht einher, als wenn ihn die himmlischen Heerschaaren selbst transportirten! Dieser Kulnoff Iwanowitsch, den Du einst liebtest, und der Dir niemals etwas zu Leide gethan hat, führt große Dinge im Schilde. Halte Dich nur bereit, mein gutes Väterchen! Er wird morgen um 10 Uhr in feierlicher Kleidung vor Dir erscheinen und um Olga Paulowna anhalten. Denn er ist ein ganz freier Mann geworden, wie Du selbst. Das Hinderniß, an dem Du Dich bisher stießest, ist beseitigt, und er will nun die Olga Paulowna, die Du ihm schon früher zugesagt, als seine Frau heimführen!"

Nachdem Kulnoff so gesprochen, schlug Olga vor Freude und Erstaunen die Hände über den Kopf zusammen, und drehte sich dann mehrmals auf einem Bein um sich selbst, so daß die langen schwarzen Zöpfe ihr um Schulter und Busen flogen. Kulnoff aber, der Dringlichkeit seiner Sendung eingedenk, begnügte sich, ohne weitere Hinzufügung eines Wortes, seine Braut noch einmal mit einer alles Gesagte bekräftigenden Umarmung an sich zu drücken, und entfernte sich dann, indem er zugleich

wieder in allen seinen Bewegungen die steife Gravität annahm, die ihm sonst eigen war, und aus der er nur durch den Aufschwung, den ihm diese Begegnung mit Olga Paulowna bereitet, herausgefallen.

Kulnoff eilte nunmehr die Straße herunter und hatte das Haus, in welchem Cagliostro wohnte, bald erreicht. In seiner Eile sah er sich jetzt nur durch eine Schaar von Menschen gehemmt, die Thür und Treppe des Hauses belagerten, und die aus Kranken und Krüppeln aller Art bestanden, bereit, für ihre Wunden und Schäden die heilkräftigen Einwirkungen des berühmten Grafen, von dem ganz Petersburg sich täglich neue Wunderthaten erzählte, zu empfangen.

Kulnoff machte sich mit großem Aerger durch diese Leute Bahn, und in seinem erneuerten Widerwillen, den ihm diese Lug- und Trug-Komödie, wie er es zwischen den Zähnen murmelnd nannte, bereitete, kam es ihm nicht darauf an, diesen Lahmen und Gichtbrüchigen auch einige unsanfte Stöße zu versetzen, um vor ihren Krücken Raum zu finden.

Der Graf Cagliostro stand eben mit seiner Gemahlin, in deren Gemächern er sich anwesend befand, wieder in einem lebhaften Wortwechsel, als ihm der Secretair des Ministers von Gelagin gemeldet wurde, was ihn einen Augenblick stutzig zu machen schien. Er winkte jedoch

seinem in phantastischer Pracht aufgeschmückten Bedienten zu, den ihm verhaßten Kulnoff Iwanowitsch sogleich hereinzulassen, während Lorenza, die den Besuch des Fürsten Potemkin zu erwarten hatte, sich in ihr Ankleidezimmer entfernte, um ihre prachtvolle Toilette zu vollenden, in deren Anlegung sie zuvor durch einen mit Cagliostro ausgebrochenen Streit gestört worden war.

Kulnoff Iwanowitsch war mit vieler Würde in das Cabinet des Grafen Cagliostro eingetreten, und ließ die Genugthuung, die es ihm gewährte, dem Grafen mit aller Sicherheit und Heiterkeit gegenüber stehen zu können, auf eine ziemlich triumphirende Weise sich merken, mit welchem Ausdruck er zugleich den Brief des Ministers überreichte.

Nachdem Cagliostro den Brief gelesen hatte, schien er einen Augenblick zweifelhaft zu sein, und eine große Falte des Unmuths zeichnete sich auf seiner Stirn ab. Dann trat er jedoch rasch zu seinem Schreibtisch hin, öffnete ein Schubfach, und nahm aus demselben eine Banknote heraus, welche er mit einem unheimlich aufblitzenden Lächeln in die Hände des Kulnoff Iwanowitsch legte. Er fügte jedoch kein Wort einer Bestellung weiter hinzu, und entließ mit einem stummen gebieterischen Wink den Boten des Ministers, in dessen Nähe er sich durchaus unbehaglich zu befinden schien.

Es ſchien jedoch auch ein anderer Gegenſtand, der die Aufmerkſamkeit Caglioſtro's in Anſpruch nahm, dieſe Eile der Abfertigung veranlaßt zu haben. Das Vorfahren eines Wagens unten vor der Thür hatte plötzlich eine auffallende Bewegung in Caglioſtro's Weſen hervorgebracht. Er warf einen ſpähenden Blick durch das Fenſter, und hatte den eben ausſteigenden Fürſten Potemkin erkannt. Als Kulnoff mit ſeiner Entfernung noch zu zögern ſchien, ſtampfte Caglioſtro faſt mit dem Fuße. In der Freude, ſeine Botſchaft ſo glücklich vollzogen zu haben, brach aber Kulnoff jetzt in das fröhliche Trällern einer Melodie aus und, zur Thür hinausſtolzirend, hob er die Banknote wie eine Trophäe hoch in ſeinen Fingern empor, gerade ſo wie er ſie jetzt vor den Fenſtern ſeiner harrenden Braut vorübertragen wollte.

Caglioſtro aber ſchien jetzt nichts als den Eintritt des Fürſten Potemkin zu beobachten, der von der Prinzeſſin von Santa Croce in ihrem mit myſteriöſem Luxus ausgeſtatteten Boudoir empfangen werden ſollte. Er begab ſich in ein neben demſelben befindliches Gemach, in welchem er, wie es zwiſchen ihm und Lorenza verabredet worden, das Geſpräch Beider belauſchen und für alle Wendungen deſſelben ſich bereit halten konnte. Ueber dieſes Geſpräch, für welches Caglioſtro den Plan vorgezeichnet hatte, war zwar kurz zuvor noch zwiſchen ihm und

Lorenza ein heftiger Streit ausgebrochen geweſen, aber Caglioſtro hoffte noch, daß der Gehorſam, den ſeine Frau ihm noch jedesmal zuletzt bewieſen, auch diesmal über ihre abweichenden Launen ſiegen werde.

Der Fürſt war anfangs mit großer Gleichgültigkeit und Nachläſſigkeit eingetreten, und ſchien von einer melancholiſchen Laune heimgeſucht zu ſein. Selbſt die große Zuvorkommenheit und die glühenden, bedeutungsvollen Augen, womit ihn die Prinzeſſin von Santa Croce empfing, konnten ihn nicht ſogleich aufheitern. Indem er ſeine große coloſſale Geſtalt wie zuſammenbrechend auf den Divan niederwarf, ſchien er über etwas Unangenehmes, das ihm widerfahren war, zu brüten oder mit ſich ſelbſt zu Rathe zu gehn. Dann aber begann er plötzlich auf eine ungemein herzliche Weiſe zu gähnen und ſah darauf die Prinzeſſin von Santa Croce, die ihm gegenüber auf einem Lehnſeſſel Platz genommen hatte, mit einem gemüthlichen Lächeln an.

„Nun erzählen Sie, liebe Freundin," begann er, indem er ihre Hand ergriff und dieſelbe ſpielend zu ſich herüberzog.

„Ew. Durchlaucht ſcheinen ſich nicht wohl und heiter zu befinden," entgegnete Lorenza, indem ſie ihm ihre Hand überließ und, wie in lebhafter Theilnahme ſich zu

ihm hinüberbeugend, ihn in den ganzen flammenden Spiegel ihrer Augen blicken ließ.

„Oh, ganz wohl, ganz wohl, Prinzessin," entgegnete Potemkin, indem er zum zweiten Mal, aber viel lauter und anhaltender gähnte, und dann wieder mit einem schmunzelnden und schmachtenden Blick die sich ihm üppig entgegenbietenden Reize Lorenza's überflog.

„Ich verstimme mich nur noch einen Augenblick in dem Gedanken an die grenzenlose Langeweile, die mir heut hätte widerfahren können," fügte Potemkin, von Neuem nachsinnend und trübe werdend, hinzu. „Denken Sie, Prinzessin, unser Staatsminister, der Graf Panin, hatte mich heut zu einem großen Diner eingeladen, das mir zu Ehren stattfindet. Nun müssen Sie wissen, schöne Freundin, daß ich auf den Festen, die mir zu Ehren gegeben werden, aus Bequemlichkeit fast niemals erscheine. Es langweilt mich zu Tode, dergleichen Dinge mitzumachen. Wenn ich in meinem geliebten Schlafrock dabei erscheinen könnte, würde ich mir schon eher den dummen Spaß gefallen lassen. Aber diese lächerliche Steifheit und Grandezza, welche die Leute anlegen, indem sie sich doch nur mit einander katzbalgen und sich belügen und berücken, macht mir solchen Festspectakel bis in den Tod zuwider. Und nun bin ich darin ein sehr wunderlicher Mensch, Prinzessin, daß ich mich noch immer in dem Gedanken ab-

ärgere und langweile: ich könnte jetzt beim Panin an seiner Tafel sitzen und mich mit dem ennuyanten Wirth und seinen nicht minder ennuyanten Gästen herumplagen! Außerdem stellt mir der Fuchs, der Panin, nach, und hat das Diner zu einer Gelegenheit ausersehen, mich herumzukriegen und auf seine Seite hinüberzuziehn. Der österreichische Kaiser Joseph wird nämlich binnen Kurzem in Petersburg erwartet, und die preußische Partei an unserm Hofe, welche von dem Herrn Panin commandirt wird, sucht dem jungen klugen Kaiser schon jetzt Fußangeln zu legen. Sehen Sie, schöne Prinzessin, mit solchen Lappalien muß sich der Potemkin oft seine gute Laune verderben. Ist er nicht sehr zu beklagen, der arme Potemkin? Aber ich hoffe, Sie werden ihn trösten und werden dem Vielgequälten Ruhe und Glück in sein Herz lächeln."

Er machte bei diesen Worten eine so dringende Geberde, als wenn er die Prinzessin sofort und aus dem Grunde seines Herzens zu umarmen wünsche, aber Lorenza wehrte ihn plötzlich mit einer kalten und ruhigen Miene von sich und warf sich in die gemessene und unangreifbare Position der vornehmen Dame zurück.

„Lassen wir das, Fürst!" sagte sie mit einer stolzen Bewegung. „Was Sie mir zu sagen geruhten, hat mein höchstes Interesse erregt und meine Bewunderung für einen Charakter, wie den Ihrigen, gesteigert. Aber nun

muß ich auch erst sehen, ob Sie wirklich einiges Interesse für mich übrig haben, Fürst? Ich habe Ihnen auch ein wenig mein Leid zu klagen. Möchte es Ihr Herz eben so bewegen, als die Erzählung Ihrer Leiden mir in der That den größten Antheil erweckt hat."

„O so klagen Sie, mein holder Trauervogel," erwiederte der Fürst mit einer milden gutmüthigen Stimme, indem er seine Hand auf ihre schwarzen Locken legte und ihr freundlich zunickend in die Augen sah. „Klagen Sie immer darauf los, aber nicht zu sehr, denn ich habe ein weiches Herz, das sehr leicht schmilzt, und ich könnte mich sonst selbst hier zu Ihren Füßen in Schmerz und Mitgefühl auflösen."

„So schlimm wird es nicht werden," entgegnete Lorenza mit ihrem bezaubernd̈sten Lächeln, bei dem sie die ganze Perlenreihe ihrer Zähne in strahlender Weiße sehen ließ. „Meinen Klagen wird leicht abzuhelfen sein, sobald der mächtige Arm des großen Fürsten Potemkin sich nur einigermaßen dafür erheben will. Ich klage nämlich blos darüber, daß man einen so ausgezeichneten und außerordentlichen Mann, wie den Grafen Cagliostro, hier in Petersburg ohne alle Beachtung Seitens des Hofes läßt. Dies ist mein großer Schmerz, seitdem wir hier sind, und ich bitte Ew. Durchlaucht, diesen Schmerz zu heilen, denn Sie können es, und werden es, sobald Sie wollen. Ver-

ſchaffen Sie dem Grafen Caglioſtro eine Audienz bei der Kaiſerin, und ich bin Ihre dankbarſte Schuldnerin, mein Fürſt!"

„Das iſt leicht geſagt, mein Kind," verſetzte Potemkin nachläſſig. „Die Kaiſerin will aber einmal von dem Grafen Caglioſtro nichts wiſſen, und es iſt ſchwer, den vorgefaßten Meinungen der Czarina zu widerſtreben. Wir werden da noch einige Zeit warten müſſen, bis ſich etwas thun läßt. Die Kaiſerin hat es übel genommen, daß man ſie verjüngen will, und ſie hat Recht. Wir müſſen unter einer Form, die ein größeres Intereſſe und eine höhere Nothwendigkeit für ſie hat, ihr eine Audienz für den Grafen abzugewinnen ſuchen. Warten wir es ab, und genießen wir unterdeſſen das Leben, meine ſchöne unvergleichliche Prinzeſſin."

„Nein," entgegnete Lorenza mit einem ſehr pikanten Ernſt, indem ſie ihren Stuhl weiter von ihm zurückſchob, „ich werde in Petersburg nicht fröhlich ſein können, ſo lange einem Auserwählten, wie Caglioſtro, Unrecht gethan wird. Und zugleich bewegt mich dabei das Intereſſe für die hohe Czarin und für Sie ſelbſt, Fürſt Potemkin. Denn es ſind Dinge von der höchſten Wichtigkeit, die der Graf an den Stufen des Thrones niederzulegen haben würde."

„Was sagt Ihr, Prinzessin?“ rief der Fürst, der aufmerksam zu werden begann.

„Mein Herr,“ begann die Prinzessin mit einem leisen, geheimnißvollen Ton, „der Graf Cagliostro, als er sich im Jahre 330 in Konstantinopel befand, erhielt dort eine Medaille, die für die Kaiserin des russischen Reichs von der höchsten Wichtigkeit sein muß. Der Kaiser Constantin der Große, der dem Grafen persönlich sehr wohl wollte, beschenkte ihn selbst mit dieser Medaille, und Cagliostro hat sie stets als den größten Schatz unter allen seinen Besitzthümern aufbewahrt. Er wünscht, sie der Kaiserin als seine Huldigung zu Füßen legen zu dürfen, aber er würde dies nur thun, wenn ihm dabei der Zutritt in Person zu Ihrer Majestät verstattet werden könnte.“

„Eine Medaille aus der Zeit Constantin's des Großen?“ fragte Potemkin nachsinnend, nachdem er erst mit einer spöttischen Grimasse, dann mit einem plötzlich aufgehenden Ernst zugehört.

„Es wird darauf ankommen, was diese Medaille darstellt,“ fügte er dann hinzu, mit einem scharfen prüfenden Blick auf Lorenza, die sich davon fast verwirrt fühlte.

Lorenza gewann jedoch bald wieder ihre kokette Sicherheit und sagte, den Fürsten anlächelnd, mit einem wich-

tigen pathetiſchen Ton: „Dieſe Medaille, mein Fürſt, iſt von ebenſo großer Schönheit als Bedeutſamkeit. Als der Graf Caglioſtro ſie mich zum erſten Mal ſehen ließ, wurde ich von ihrem Anblick ſo hingeriſſen, daß es mich auf die Kniee niederzog und ich dieſe wunderbare Reliquie anbeten mußte. Das iſt die Zukunft Rußlands, die Zukunft der Welt, welche Ihr da anbetet! rief mir Caglioſtro zu, und ſein Kopf war in dieſem Augenblicke von jener leuchtenden Glorie umſchwebt, wie ſie in den höchſten Momenten ſeines Lebens von ihm ausſtrahlt.“

„Und nun müſſen Sie mir auch erzählen, was Sie denn eigentlich ſahen!“ fragte Potemkin, ungeduldig werdend. „Beſchreiben Sie doch das Ding! Ich ſehe ganz von dem Umſtande ab, daß der Herr Graf von Seiner Majeſtät dem Herrn Conſtantin dem Großen eigenhändig dieſe Medaille empfangen haben will. Denn das ſind Geſchmackſachen, über die ſich nicht rechten läßt. Es liegt nun einmal im Geſchmack des Grafen Caglioſtro, daß er ſchon vor Jahrhunderten und Jahrtauſenden gelebt haben will, und wahrhaftig, Potemkin iſt nicht der Mann, der andern Leuten gern ihren Spaß verdirbt. Aber was jene Medaille darſtellt, möchte ich wiſſen.“

„So hören Sie denn, Fürſt!“ ſagte Lorenza, indem ſie ſich jetzt in tiefem Ernſt erhob und mit einer begeiſterten Bewegung die Hand ausſtreckte. „Der Kaiſer Con-

ſtantin ließ dieſe Medaille auf die Gründung von Conſtantinopel ſchlagen, die er eben vollbracht hatte. Auf der einen Seite erblickt man das Grundbild der neuen Stadt, wie ſie am Geſtade des Bosporos in ihrer neuen Weltherrlichkeit emporgeſtiegen. Auf der andern Seite aber zeigt ſich das ſchwarze Meer, von deſſen jenſeitigem Ufer eine wunderbare Geſtalt heraufſteigt, die zur Linken von der Religion, zur Rechten von der Hoffnung umgeben iſt, und an deren Buſen ein ſchönes Kind ruht, das verheißungsvoll lächelt und in deſſen himmliſchen Geſichtszügen man die unverkennbarſte Aehnlichkeit mit dem Prinzen Conſtantin von Rußland erblickt. Ueber dem Haupte des Kindes leuchtet ein heller Stern, der ſeinen Glanz weit über das ſchwarze Meer herüberwirft. Die von der Religion und Hoffnung geleitete Geſtalt aber iſt das heilige Rußland, wer möchte es verkennen?“

„Dieſe Sache iſt ſehr merkwürdig!“ rief Potemkin mit großen blitzenden Augen, und einer ſo lebhaften Spannung in ſeinem Geſicht, wie man daſſelbe ſelten ſah. „Das ſind ja faſt dieſelben Sinnbilder, auf welche die Czarina im vorigen Jahre verfallen war, als wir auf die Geburt des Prinzen Conſtantin, des hoffnungsvollen Enkels Ihrer Majeſtät, eine Denkmünze ſchlagen laſſen wollten. Die Kaiſerin nahm aber ihre etwas phantaſtiſchen Angaben wieder zurück, und ging zu meinem Project

über, nach welchem eine andere Denkmünze geschlagen wurde. Auf derselben sah man die Büste der Kaiserin, mit der lateinischen Unterschrift: „die Vorkämpferin des Glaubens.“ Der Revers aber zeigte die große Sophienkirche zu Constantinopel, auf welche soeben ein gewaltiger Blitzstrahl herniederfährt, so daß die Moschee zerschmettert wird, und von ihrer Spitze den Halbmond heruntergleiten läßt. Wie wird die Kaiserin nun erstaunt sein, wenn ich ihr erzähle, daß man in Constantinopel eine alte Münze gefunden hat, auf welcher ihr Einfall mit der von Religion und Hoffnung geführten Gestalt Rußlands, mit dem Kinde und mit dem Stern schon vor Jahrhunderten ausgeführt worden. Trägt die Münze in ihrem Aussehn das vollständige Gepräge des Alters?“

„Die Münze, Durchlaucht, ist so alt wie Constantinopel selbst!“ erwiederte Lorenza mit großer Festigkeit, indem sie den stechenden, listig blinzelnden Augen, mit welchen der Fürst sie fixirte, einen ruhigen klaren Blick gegenüberstellte.

„Vortrefflich! Vortrefflich!“ rief Potemkin, indem er jetzt mit raschen Schritten im Zimmer auf- und niederging und mit den Fingern in der Luft schnippte.

Lorenza war ihm nachgegangen und ihn am Arm festhaltend, sagte sie mit einem vollen Blick ihrer offenen vielsagenden Augen: „Was finden Sie denn so vortreff-

lich, lieber Fürſt? Wollen Sie es mir nicht auch ein wenig ſagen?"

„Oh, ich finde dieſe Medaille, von der Sie reden, ganz vortrefflich, und ſie kommt mir gerade zur gelegenen Zeit," erwiederte der Fürſt, und küßte ihr halb mit Galanterie, halb mit poſſenhafter Geberde die roſigen Spitzen ihrer Finger. „Könnte ich die Medaille nicht ſogleich zu ſehen bekommen, ehe ich der Czarina davon erzähle? Oder rufen Sie mir doch den Grafen Caglioſtro herbei, ich bitte Sie ſchönſtens darum!"

Lorenza ſchien einiges Mißbehagen über dieſen Vorſchlag zu empfinden, ſie trat jedoch nach kurzem Beſinnen zur Klingel, und trug dem herbeieilenden Diener auf, den Grafen Caglioſtro um ſeine Anweſenheit zu bitten.

Bald darauf trat Caglioſtro ein, der als verborgener Zeuge dieſes Geſprächs ſchon auf die ihn betreffende Wendung aufmerkſam geworden war.

„Geben Sie doch einmal die Medaille heraus, die Sie aus Conſtantinopel mitgebracht haben ſollen, mein lieber Graf!" rief ihm Potemkin ohne alle Umſtände entgegen. „Das Ding, wenn es gut iſt, könnte uns in der That dazu dienen, daß wir noch zeitiger gegen die Türken losſchlagen, und das würde wohlgethan ſein! Ich würde es Ihnen ſehr danken, lieber Graf, wenn Sie dadurch zur Anfeuerung der Czarin etwas beitragen könnten."

„Dieſe Medaille, mein Fürſt, iſt zu Ihrer Anſicht bereit," erwiederte Cagliostro mit zurückhaltender Ruhe.

Er zog darauf ein kleines Etui aus ſeiner Bruſttaſche hervor, öffnete es und reichte die darin befindliche Münze dem Fürſten zur Beſchauung dar.

Potemkin empfing die Medaille mit großer Spannung und betrachtete ſie ſehr aufmerkſam und genau nach allen Seiten hin. Zuweilen brach er in ein lautes Lachen aus, ſetzte aber dann immer wieder mit erneuertem Eifer und Ernſt ſeine Prüfung aller auf der Denkmünze abgebildeten Gegenſtände fort. Während dieſer Pauſe hielt Cagliostro ſeine ſchwarzen brennenden Augen unverwandt auf ihn gefeſſelt, und beobachtete ihn in jeder einzelnen Bewegung, indem er ſelbſt eine ernſte feierliche Haltung annahm.

„Dieſe Sache iſt vortrefflich, mein Lieber!" rief Potemkin jetzt, indem er ſich vor Freuden die Hände rieb. „Die Medaille trägt durchaus das Gepräge des Alters und der Aechtheit, und die Idee mit dem ſchwarzen Meere und mit dem Prinzen Conſtantin iſt eine ganz famoſe, mein lieber Graf. Auch iſt die Aehnlichkeit des Kindes mit unſerm Prinzen auf eine wunderbare Weiſe gelungen. Wahrhaftig, Graf, Ihnen müſſen Künſtler zu Gebote ſtehn, die, wenn ſie nicht wirkliche Hexenmeiſter ſind, doch

mit ganz abſonderlichen Kräften arbeiten. Nun erzählen Sie, ich bitte. Geſtehen Sie ein wenig."

Caglioſtro zögerte noch, ihm zu antworten. Ehe ſich aber Potemkin deſſen verſehen, hatte ihm Caglioſtro mit einer raſchen, kurzen Handbewegung die Medaille wieder abgenommen und ſie in das Etui und mit demſelben in ſeine Taſche wieder zurückgleiten laſſen. Potemkin blickte ihn betroffen an.

„Sie zweifeln an mir, Fürſt," ſagte Caglioſtro dann mit einer überlegenen Ruhe. „Auf dem Künſtler, der dieſe Medaille einſt gefertigt, liegt der volle Staub der Jahrhunderte. Nur der Stempel ſeines Werkes hat ſich noch nicht verwiſcht, ſondern ſpricht mit den ſcharfen und bedeutungsvollen Linien die Idee aus, die ſich ſo mächtig aus der Vergangenheit in die Zukunft hinüberrankt und jetzt, wo ich mich in Rußland befinde, ihre Knospe ſprengen will! Es iſt mir, als wäre es geſtern geſchehn, ſo ſtark lebt noch in meiner Seele der Blick des Kaiſers Conſtantin, den er damals auf mich richtete, als er dieſe Münze, um in mir den Gaſtfreund zu ehren, in meine Hände legte. In dieſem Blick des großen frommen Kaiſers ſah ich mir enthüllt, was einſt geſchehen wird und muß, und wem ich einſt dieſe Medaille zu übergeben haben würde. Es iſt dies gewiſſermaßen ein Auftrag, den ich von dem Kaiſer Conſtantin dem Großen an die große

Czarin von Rußland empfangen habe, und weil ich die Idee dieses Auftrags verstanden habe, konnte ich auch gewürdigt werden, ihn auszuführen. Die erhabene Katharina, die im vorigen Jahre ihren Enkel auf den Namen des unsterblichen Begründers von Constantinopel taufen ließ, wird diesen Gruß würdigen, den ich aus dem heiligen Dunkel der Zeiten für sie aufbewahrt und jetzt zu ihren Füßen niederzulegen komme. Wollen Sie mich der Czarin anmelden, Fürst?"

Cagliostro sprach diese Worte in einem so gebietenden, übermächtigen Tone, daß Potemkin ihn einen Augenblick lang sprachlos und fast verblüfft ansah. Dann aber schien, wie im Kampf mit diesen fast an Furcht grenzenden Regungen, die gewöhnliche Laune des Fürsten nur um so reichlicher wieder zurückzukehren, und indem er sich, mit einer ihm häufig eigenen Manier, lachend durch die Finger pfiff, sagte er höhnisch: „Mein Herr, Sie muthen mir eine colossale Phantasie zu, und wenn ich dieselbe besäße, würde ich mich in der That oft besser amüsiren, während ich leider so häufig fast vor Langerweile verschmachte. Aber ich bin niemals ein Spielverderber gewesen, und außerdem bin ich ein guter Kerl, der sich gern belehren läßt, wo es sein kann. Ueberzeugen Sie mich, und dann ist Alles gut. Ihre Medaille aber ist uns in vielem Betracht willkommen, mein Herr. Sie regt Sinn und Ge-

danken an, und das ist der Czarina jetzt sehr nothwendig. Und nicht wahr, Sie meinen auch, jetzt ist die Zeit gekommen, wo der Russe den Türken schlagen und weit aus Europa hinaus nach Asien zurücktreiben muß?"

„Ja," sagte Cagliostro, „das meine ich, und das weiß ich. Wenn die Zeit nicht herangenaht wäre, würde ich nicht hier in Petersburg sein. Es kommt nun darauf an, dem achten Paragraphen in dem politischen Testament Peter's des Großen näher zu treten. Bei dieser Gelegenheit will ich es Ihnen anvertrauen, Fürst. Der achte Paragraph ist von mir. Als der große Czar, die Zukunft Rußlands und der Welt in seinem Geiste abwägend, dieses Testament machte, stand ich in seinem Cabinet hinter ihm. Er hatte mich nicht gesehen, und ich bemerkte, wie die Gedanken in ihm kämpften und rangen, und sich mit dem Todesschweiß auf seiner Stirn wundersam vermählten. Und mit welchem kurzen und umfassendsten Wort wird man das Gesetz bestimmen können, nach welchem sich Rußland nach Außen hin auszudehnen hat? fragte der Czar tief in sich versinkend. Da neigte ich mich leise zu ihm hinunter und flüsterte ihm in's Ohr: „Die unabläßige Ausdehnung Rußlands im Norden an dem baltischen, im Süden an dem schwarzen Meer." Er hörte und verstand es, aber es war ihm, als sei es die Stimme in seinem Innern gewesen, welche ihm diesen Gedanken zugeflüstert.

Der Czar wandte sich an den Erzbischof Theophanes von Pleskow und sagte: Der achte Paragraph meines Testaments heißt: „Die unablässige Ausdehnung Rußlands im Norden an dem baltischen, im Süden an dem schwarzen Meer;" lassen Sie das niederschreiben!"

„Ja," versetzte Potemkin mit einem lustigen Anstrich, „so steht es niedergeschrieben in dem Testament des großen Czaren, und da Sie Alles wissen, so wird Ihnen auch nicht unbekannt sein, wie oft ich mit der Kaiserin in langen, heißen Gesprächen über dies Vermächtniß gesprochen habe. Hätte ich gewußt, daß diese Stelle von Ihnen ist, Herr Graf, so würde ich Ihnen schon längst mein Compliment darüber gemacht haben. Ich rathe Ihnen aber, der Czarina nichts davon zu sagen, wenn Sie, wie ich jetzt hoffe, Audienz bei ihr erhalten. Denn die Czarin liebt es nicht, politische Autoren in ihrem Lande zu sehen, und Sie würden wegen Abfassung dieser Stelle ohne Zweifel unter die Politiker gerechnet werden müssen. Vielleicht könnten Sie sogar einen kleinen Spaziergang nach unserm Sibirien deshalb antreten. Aber etwas Anderes ist es mit der Medaille."

„Ich werde die Medaille Ihrer Majestät überreichen, sobald Sie mir die Audienz erwirkt haben," entgegnete Cagliostro.

„So begeben Sie sich morgen um zwei Uhr wieder

in den Winterpalaſt, und warten Sie in der Antichambre, bis ich perſönlich komme, um Ihnen Nachricht zu geben," verſetzte Potemkin eilig, indem er ſich jetzt erhob, und ſeinen Hut ergriff, um ſich zu entfernen. „Die Medaille, an der jedenfalls etwas Wunderbares iſt, wird auf die Phantaſie der Czarin wirken, und ihren Unternehmungsſinn befeuern. Und das iſt es, was ich lebhaft wünſche. Ich weiß es nicht, wie es zugeht, die neuen Günſtlinge laſſen mir die Phantaſie der Czarin zu ſehr vertrocknen, und ich habe doch in der letzten Zeit bei dem Favoriſat ſehr tüchtige Leute angeſtellt. Beſonders hatte ich von dem ſchönen Lanskoy, der immer ein guter Offizier war, mehr erwartet, und er ſcheint mir jetzt gerade am wenigſten ſeine Schuldigkeit zu thun. Es muß der Czarin ein neues Feuer in die Adern geblaſen werden, ſonſt geht Alles ſchlecht, und man wird ſeines Lebens nicht mehr froh hier in Petersburg. Graf Caglioſtro, wenn Sie uns dazu behülflich ſind, den Sinn der Czarin neu zu entzünden und zu einer Unternehmung gegen die Türken zu reizen, ſo ſollen Sie ein Generals-Patent in Ihrer Taſche finden, das Sie mit Ihrem ſpaniſchen Obriſten-Rang gewiß gern vertauſchen werden. Nicht wahr, Gräfchen, Sie machen dann den Krieg gegen den lächerlichen Muſelmann mit? Oh, den verjagen wir aus Europa, und ſchlagen ihn mit Ihrem achten Paragraphen aus Czar

Peter's Teſtament auf's Haupt. Ja, ja, das wird ſich noch der Mühe verlohnen, mon cher!"

Der Fürſt hatte ſich bei dieſen Worten, unter vielem Lachen und unaufhörlichen Kratzfüßen, bis zur Thür hinbegeben, und wollte ſich eben entfernen, als ihm einzufallen ſchien, daß er die im Hintergrunde ſtehen gebliebene Prinzeſſin von Santa Croce gänzlich vernachläſſigt habe. Er eilte daher wieder zu ihr zurück, und küßte ihr mit einem ſchäkernden Eifer auf das Angelegentlichſte die Hände, indem er ausrief: „Das nenne ich mir ein Rendezvous, Prinzeſſin, welches mit Kriegserklärungen gegen die Türken endet! Aber warten Sie nur, das nächſte Mal werden wir es beſſer machen, nicht wahr, wir werden es das nächſte Mal beſſer machen? Warum mußten Sie auch von der alten Scharteke, von der Medaille anfangen? Die hat uns das ganze Concept verrückt, meine liebe Prinzeſſin. Denn wenn die Rede auf die Türken kommt, iſt es mit dem Fürſten Potemkin vollſtändig vorbei. Dann möchte er ſich nur noch in Blut wälzen, dieſer Fürſt Potemkin! Aber nicht wahr, Prinzeſſin, wir werden es das nächſte Mal beſſer machen?"

Damit eilte er nun in äußerſter Schnelligkeit zur Thür hinaus. —

Lorenza war mißvergnügt und traurig im Zimmer zurückgeblieben, während Caglioſtro, nach der Entfernung

des Fürſten, lächelnd, und mit einem befriedigten Ausdruck auf ſeinem Geſicht, auf- und niederging. Die große Gleichgültigkeit und Ruhe, die ſich ſonſt in ſeinem ernſten abgeſchiedenen Weſen ausprägte, ſchien ſogar einen Augenblick lang einer Anwandlung der lebhafteſten Heiterkeit zu weichen.

„Du biſt ein unausſtehlicher Menſch, Caglioſtro!“ ſagte Lorenza nach einer Pauſe. „Mir haſt Du meinen ganzen Handel verdorben, indem Du mich nöthigſt, Deine Angelegenheiten ſelbſt in meine Rendezvous mit hineinzuziehn, und was habe ich nachher von der ganzen Geſchichte?“

„Die Brillanten Potemkin's ſind Dir gewiß, Lorenza!“ entgegnete Caglioſtro. „Wenn Du nicht zuweilen eine ſo einfältige Creatur wäreſt, müßteſt Du es ſchon von ſelbſt einſehen, daß nur, wenn meine Angelegenheiten gedeihen, Deine Brillanten geſchliffen werden können!“ —

Achtes Capitel.

Kalistalbscherston.

Der Fürst Potemkin hatte sich heut in der gewöhnlichen unwiderstehlichen Weise seinen Eintritt bei der Czarin genommen, und dieselbe genöthigt, sich zu einem vertraulichen Gespräch mit ihm auf den Divan zu setzen, obwohl es der Kaiserin schwer zu werden schien, sich aus einer mit großem Eifer von ihr geförderten Arbeit, in der sie eben begriffen war, zu ihm zu wenden.

Potemkin sah aber heut so blaß und melancholisch aus, daß die Kaiserin sich um so weniger ihm entziehen zu dürfen glaubte, und es außerdem für ihre Pflicht hielt, so freundlich und zuvorkommend als möglich auf alle seine Wünsche und Aeußerungen einzugehen.

„Und warum sind Sie denn heut so leidend, Fürst?“ fragte die Czarina mit der lebhaftesten Besorgniß und Unruhe, als sie das einsylbige, mißvergnügte Wesen Potemkin's, der die sehr vereinzelt aus seinem Munde hervorgehenden Worte kaum verständlich hinmurmelte, nicht mehr zu ertragen vermochte.

„Wie kann man noch gesund und lustig sein, wenn gar nichts mehr vorgeht in der Welt?“ warf Potemkin

nachläſſig hin, indem er das eine Bein über das Knie des andern heraufzog und ſich mit einem beſchaulichen Ernſt in den Glanz ſeiner Stiefel vertiefte. „Wahrhaftig,“ fügte er mit einem bittern Lächeln hinzu, „man langweilt ſich in den Staaten Euerer Majeſtät jetzt faſt zu Tode.“

„Und was in aller Welt verlangen Sie denn, das geſchehen ſoll?“ fragte die Czarin, indem ſie über die allzu ſchwermüthige Haltung des Fürſten, der ſeinen Kopf nachſinnend auf die Bruſt herabgleiten ließ, jetzt eine Anwandlung des Lachens nicht unterdrücken konnte. „Verlangen Sie große kriegeriſche Thaten von mir? Ich lebe jetzt mit allen meinen Vettern und Brüdern auf den europäiſchen Thronen in Einklang und Frieden, und habe kaum angefangen, mich den Reformen im Innern meines Reichs ernſtlich zuzuwenden.“

„Und gehört der Türke auch zu den friedlichen Vettern Eurer Majeſtät?“ fragte Potemkin mit einem bedeutungsvollen Accent, indem er ſeine Augen langſam zu der Czarin erhob.

„Das ſind Dinge, die einſtweilen noch im Schooß der Zukunft ruhen, mein lieber Fürſt,“ entgegnete die Czarin. „Haben Sie heut wieder Ihre orientaliſche Laune? Sie drängen mich ſeit einiger Zeit faſt zu ſehr, Potemkin, gegen das goldene Horn. Laſſen Sie mir doch noch ein wenig Ruhe, bis Alles reif ſein wird! Ich

geſtehe Ihnen, mich reizen jetzt augenblicklich die Künſte des Friedens, und ſeitdem mein Cabinet von Kriegsplänen ſtill geworden, haben die Muſen es wieder heimgeſucht. Sehen Sie einmal, Fürſt, woran ich heut gearbeitet habe.“

Die Kaiſerin erhob ſich von dem Divan und begab ſich mit einer elaſtiſchen Leichtigkeit, deren ſich ihre maſſenhafte Körperfülle nur noch ſelten fähig zeigte, zu ihrem Schreibtiſch zurück. Dann entnahm ſie das Manuſcript, an welchem ſie dort bei dem Eintritt Potemkin's gearbeitet hatte, und begab ſich damit wieder zu dem Fürſten hin, indem ſie es ihm darreichte, und ihn mit wohlgefälligem Lächeln einlud, den Titel zu leſen.

Potemkin blieb vor der ihn erwartungsvoll anblickenden Fürſtin ſitzen, und las verwundert und langſam: „Kaliſtalbſcherſten, ein Luſtſpiel wider Schwärmerei und Aberglauben.“

„Und wer iſt dieſer Herr Kaliſtalbſcherſton?“ fragte Potemkin mit einem müden Augenaufſchlag, das Manuſcript einige Male durchblätternd, und es dann gleichgültig neben ſich auf den Divan hinlegend.

„Und Sie ahnen es wirklich nicht?“ entgegnete die Kaiſerin, ihm einen ſchelmiſchen Blick zuwerfend.

„Ich ahne es nicht, wer dieſer Herr Kaliſtalbſcherſton ſein möchte,“ verſetzte der Fürſt ganz phlegmatiſch, ohne

der ſichtlichen Erregung der Kaiſerin irgend eine Beachtung zu ſchenken.

„Es iſt der Graf Caglioſtro, den ich unter dieſem Namen in meinem Luſtſpiel dargeſtellt habe," rief Katharina mit einem blitzenden Feuer in ihren blauen Augen. „Oh, mein Freund, ich bilde mir Etwas ein auf dieſe meine Dichtung, und ich erſuche Sie, mein Leſer zu ſein. Wären Sie heut einige Minuten ſpäter bei mir eingetreten, ſo hätte ich Ihnen mein Stück ſchon vollendet vorlegen können, denn ich befand mich gerade bei der Schlußſcene."

„Wenn es Ew. Majeſtät der Mühe für werth halten, Ihr unvergleichliches Talent als Dichterin gegen den Grafen Caglioſtro ſpielen zu laſſen, ſo gereicht dies auch dem Mann ſelbſt zu nicht geringer Ehre," verſetzte Potemkin, der Czarin einen langen forſchenden Blick zuwerfend.

„Ich habe den Mann allerdings für wichtig genug gehalten, um das Publikum durch eine eben ſo belehrende als pikante Komödie vor ihm zu warnen," ſagte die Czarin. „Es iſt eine Zeit, wo Irrlehren aller Art ſich ankündigen, und wo die Vernunft der Völker den argliſtigſten Nachſtellungen ausgeſetzt ſein wird. Dies kann den erſten Grund zu einer Empörung gegen alle Autorität abgeben, und man muß es den Leuten bei Zeiten einſchärfen,

daß Alles, was gegen die Geſetze der Natur und Vernunft beſtehen will, auf der einen Seite nur auf Betrug, auf der andern Seite nur auf Aberglauben beruhen kann. Darum iſt mir dieſer Graf Caglioſtro mit ſeinen geheimen Künſten und Mitteln, durch welche er auf die Leichtgläubigkeit aller Klaſſen ſpeculirt, ein ſehr wichtiges Symptom, und ich meine, daß die Komödie vom Kaliſtalbſcherſten dagegen nützliche Dienſte leiſten ſoll. Ich habe ſie, wie Ihr ſeht, in ruſſiſcher Sprache geſchrieben, und ſo populär und allgemein verſtändlich gehalten, daß ſie für Jedermann aus dem Publikum zugänglich ſein wird. Nun bitte ich mir blos noch Ihre Zuſtimmung aus, lieber Fürſt, und dann ſoll die Komödie ſogleich in Scene geſetzt und vor dem großen Publikum geſpielt werden."

„Dieſe Ihre Abſicht, Czarina, gewährt mir gleichwohl einige Hoffnungen für den Grafen Caglioſtro ſelbſt," verſetzte Potemkin nach einer Pauſe, während welcher er nachzudenken ſchien. „Da Ew. Majeſtät ihn zum Helden einer Komödie gemacht haben, und auf dieſe Weiſe gegen den gefährlichen Mann wirken wollen, ſo wird es ſich mit dieſer hohen Intention nicht vertragen, ihn gleichzeitig aus Petersburg zu verweiſen, welcher Meinung geſtern Herr von Gelagin zu ſein ſchien. Denn dies hieße ja der Komödie die Pointe abbrechen, und wäre auch gegen alle Aeſthetik, wenn der Held, gegen den gewirkt werden

ſoll, bereits vorher von der Polizei über die Grenze gebracht iſt. Auch würde uns das hindern, dem merkwürdigen Mann, denn das iſt er immerhin, noch einige wunderbare Geheimniſſe abzugewinnen, mit denen er in der That behaftet iſt."

„Nicht die Polizei, ſondern meine Komödie ſoll den Grafen Caglioſtro aus meinen Staaten ausweiſen," rief Katharina mit heftigem Eifer. „Ich liebe die polizeilichen Mittel nicht, dazu iſt meine Regierung zu groß und zu ſtark, und ich wäre ja dann auch nicht beſſer, als ein Caglioſtro iſt, der durch geheime Mittelchen und Künſte der Natur und Wahrheit ein Schnippchen ſchlagen zu können meint! Dieſe Beſorgniß alſo wäre irrig, mein guter Fürſt. Wenn Gelagin dergleichen geäußert hat, ſo zeigt er, wie ſchon bei ſo vielen andern Gelegenheiten, daß er meine Politik nicht mehr recht verſteht. Oder es treibt ihn die eigene Angſt, ſich Kaliſtalbſcherſton's auf dieſe Weiſe zu entledigen, da man weiß, wie viel es ihm ſchon gekoſtet hat, der Schüler deſſelben zu ſein. Nein, Caglioſtro ſoll dieſer Komödie ſelbſt beiwohnen, die ich gegen ihn geſchrieben habe. Und ich brauche keine Claqueurs, denn die vielen Opfer, die er in Petersburg bereits gemacht hat, werden meiner Komödie gewiß recht herzlich applaudiren."

„Herrlich, vortrefflich," rief Potemkin, indem er in

die Hände klatschte. „Wie sehr freue ich mich, Ew. Majestät auch von dieser Seite einmal wieder zu bewundern. Das Festspiel „Oleg", welches Ew. Majestät damals zur Feier unserer früheren Türkensiege schrieben, ist mir nie aus dem Gedächtniß gekommen. Noch mit wahrem Entzücken denke ich an die prächtige Vorstellung in Moskau zurück. Und Euerer Majestät Kalistalbscherston wird an glänzender Kraft der Scenen gewiß nicht hinter dem Oleg zurückbleiben. Aber da fällt mir ein, daß der Kalistalbscherston gewissermaßen auch mit der orientalischen Frage in Beziehung stehen wird."

„Und wie denn das?" fragte die Czarin mit lachender Miene. „Ich glaube, der stolze Fürst Potemkin will sich über einen armen hoffnungsvollen Dichter lustig machen."

„Majestät," entgegnete Potemkin mit komischer Würde, „der Graf Cagliostro, der die Ehre gehabt hat, zum Gegenstande einer Komödie der hohen Czarin gemacht zu werden, ist im Besitz einer höchst merkwürdigen Medaille, die er aus Konstantinopel mitgebracht hat, und die das unzweifelhafte Gepräge ihres bis in das vierte Jahrhundert zurückreichenden Alters an sich trägt. Ich übergehe die eigenthümlichen Redensarten dieses Mannes, mit denen man sich ja nicht einzulassen braucht, wenn man nicht will. Kehren wir uns also nicht daran, daß er diese Denk-

münze einſt aus den Händen Conſtantin's des Großen ſelbſt empfangen haben will. Es hat jeder Menſch ſeine beſonderen Dinge, die ihm Spaß machen, und durch die er in dieſer lumpigen Welt etwas profitiren zu können hofft. Auch wird er ja darüber, wie ich höre, in Ew. Majeſtät Kaliſtalbſcherſten gebührend zurechtgewieſen werden, und das wird dem Halunken ſicherlich ganz gut thun. Aber die Medaille iſt doch einmal in ſeinen Händen, und ihre Bedeutung für Rußland, für Ew. Majeſtät Regierung und für die Zukunft der Welt wird nicht beſtritten werden können."

„Und was ſtellt dieſe Medaille dar?" fragte Katharina, indem ſie ihre großen durchdringenden Augen forſchend auf dem Geſicht Potemkin's ruhen ließ.

„Die Medaille," entgegnete der Fürſt mit tiefem Ernſt, „zeigt auf ihrem Revers eine Geſtalt, in der offenbar Rußland verſinnbildlicht worden iſt, und die ſich von den Küſten der Krim über das ſchwarze Meer hinüberneigt. Von der Religion und Hoffnung wird dieſe wunderbare, jeden Ruſſen anheimelnde Geſtalt auf ihrem Fluge über das ſchwarze Meer hinübergeleitet. An ihrem Buſen aber ruht ein ſchönes herrliches Kind, deſſen Aehnlichkeit mit Ew. Majeſtät Enkel, dem Prinzen Conſtantin, von Niemanden beſtritten werden kann. Ja, Czarina, Prinz Conſtantin, des Großfürſten Sohn, der étoile de l'orient,

wie ihn das begeisterte Rußland nennt, dieser kleine, allerliebste Prinz, den wir bei seiner Geburt schon zum Kaiser von Griechenland bestimmt haben, und mit dem das orientalische Project getauft ist, er ist schon von früheren Jahrhunderten geahnt und geweissagt worden. Wenn Ew. Majestät geruhen wollen, diese Medaille zu sehn, werden Sie keinen Augenblick länger an ihrer Aechtheit zweifeln. Der Graf Cagliostro wird die Ehre haben, die wunderbare Münze Ew. Majestät zu Füßen zu legen, und bittet darum abermals durch mich um die Gnade einer Audienz. O, Czarina, säumen Sie doch nicht, ihm diese Gnade zu gewähren, und was er anbietet, von ihm zu empfangen. Beachten Sie sorgfältig die Zeichen, welche aus der Vergangenheit zu uns herüberdringen, um uns die Zukunft zu öffnen. Rußland darf jetzt die richtige Stunde nicht verpassen, denn dieselbe hat bereits geschlagen!"

„Den Grafen Cagliostro werde ich nicht empfangen," sagte die Czarin nach einigem Bedenken. „Wenn Sie, lieber Fürst, mir die Medaille empfehlen, so werde ich Befehl geben, daß sie für mein Münz-Cabinet angekauft werde. Glauben Sie mir, Fürst, der Graf Cagliostro giebt für Geld Alles her. Es ist Schade, daß ich diese allerliebste Geschichte mit der Medaille nicht schon gewußt habe. Ich würde sonst noch eine recht hübsche Scene für meinen Kalistalbscherston daraus gemacht haben."

„Ew. Majeſtät nehmen leider dieſe Sache ſehr leicht,“ entgegnete Potemkin, mit Anzeichen der aufrichtigſten Betrübniß im Geſicht. „Ich glaubte, es wäre jetzt die Zeit gekommen, wo die ruſſiſchen Regimenter nach der Krim aufbrechen müßten, um dem elenden Sahim den Thron der Tataren abzunehmen und dort die erſte Angriffspoſitien gegen den Halbmond zu bilden! Und wenn dies jetzt nicht geſchieht, ſo hat Rußland ſchon einen Vortheil verloren, den es ſpäter mit dreimal ſo großen Koſten und mit dreimal ſo großen Strömen Bluts nicht wieder einbringen wird. O ich bitte, Czarina, ermuthigen Sie doch Ihre etwas trocken gewordene Phantaſie durch die Anſchauung dieſer Medaille, die durch ihre geheimnißvolle Wahrheit Sie fortreißen, Sie anſpornen, Sie zu den Ihrer würdigen Entſchlüſſen beflügeln wird! Nur ein gnädiger Wink von Ihrer Hand, und der Graf ſteht ſofort auf dieſer Stelle. Ich habe ihn in die Antichambre beordert, wo er mit der Medaille dieſes Winkes Eurer Majeſtät gewärtig iſt. So nahe iſt Eurer Majeſtät das Wunder. Es will Sie grüßen, meine Czarin, es will Sie grüßen und mahnen. Gewähren Sie den Zutritt!“

Auf der hohen Stirn der Czarin ſtand eine dunkle drohende Wetterwolke. Es gab zu Zeiten einen Ausdruck des Zornes in ihrem Geſicht, der ſo überwältigend für alle ihre Umgebungen war, daß ſelbſt Potemkin ihn

ſcheute und ſeinen Widerſtand gegen den Willen der Czarin, der ihm ſonſt ſo leicht wurde, vorſichtig ſo lange ſchweigen ließ, bis der Sturm ſich einigermaßen wieder gelegt hatte.

„Ich hoffe, ich werde noch die Herrin meines Willens ſein!“ rief die Czarin mit einem gewiſſen Beben ihrer Stimme aus, das ihre ſteigende Aufregung auf eine ſchreckenerregende Weiſe bekundete. „Wenn ich mich einmal entſchieden über eine Sache erklärt habe, ſo iſt es mein Kaiſerlicher Wille, der als ein unumſtößlicher geachtet und heilig gehalten werden muß. Ich begreife nicht, Fürſt, woher Sie den Muth nehmen, ſich im Intereſſe eines Landſtreichers mir gegenüberſtellen zu wollen. Ich weiß es wohl, daß Sie zuweilen die Laune haben, ganz wunderliche Leute zu protegiren, aber man verſteht Ihren ſonſtigen Scharfſinn nicht, wenn Sie nicht einſehen wollen, daß Sie es hier mit einem ganz gemeinen Gauner zu thun haben, der ſich wahrſcheinlich am allermeiſten über Sie luſtig macht. Und wahrhaftig, Sie würden es verdienen, daß man ſich über Sie beluſtigt, wenn Sie mit dieſen Gaukeleien gemeinſchaftliche Sache machen könnten.“

Potemkin ſtand ihr bleich und ſchweigend gegenüber, und ſchien ſich mit aller Gewalt zuſammen zu nehmen. Nur die zitternde Heftigkeit, mit der er an ſeinem Dau-

men nagte, den er an seine Lippen gepreßt hielt, bewies die in seinem Innern vorgehende gewaltsame Aufregung.

Als die Czarin bemerkte, daß der Fürst ganz vernichtet vor ihr dastand, und kein Wort der Entgegnung mehr über seine Lippen kam, begann sich ihre flammende Wildheit plötzlich wieder zu mildern, und ein freundlicher, fast rührender Ausdruck durchflog ihre Züge. Dann schritt sie eilig auf ihn zu, näherte sich mit ihren Lippen ganz vertraulich und innig seinem Ohr und flüsterte ihm leise zu: „Meine Regimenter sollen nach der Krim aufbrechen, Potemkin, und Ihr sollt mich entschlossen finden, jetzt gegen die Türken loszugehn! Ihr sollt den verabredeten Plan jetzt abschließen, und ich werde in allen Stücken Euren Rath befolgen. Ich denke, wir werden zuerst dem Khan Sahim eine Pension zahlen, und dafür den Thron der Tataren von ihm erwerben. Dann gehen wir schrittweise mit Kampf und List weiter. So, hoffe ich, werdet Ihr mit mir zufrieden sein, Fürst Potemkin. Soyons amis, Cinna! Aber nichts mehr von diesem Grafen Cagliostro. Ein eingebildeter Narr, der Verjüngungstränke ausbietet, verdient nicht von vernünftigen Personen unterstützt zu werden.“

Nach diesen Worten hatte sich die Czarin rasch und ohne eine Erwiederung abzuwarten, in ein anstoßendes Cabinet entfernt, und die Thür desselben hinter sich geschlossen.

Potemkin athmete freudig auf, und wollte eben mit enthusiastischen Worten seinen Dank ausdrücken, als er bemerkte, daß er sich allein befand und die Czarin ihn bereits verlassen hatte.

Verwundert und nachdenklich blieb er noch einen Augenblick in der Mitte des Gemachs stehn. Dann schien er seinen Entschluß gefaßt zu haben, und fröhlich mit der Zunge schnalzend, begab er sich eilig in die Vorgemächer der kaiserlichen Appartements hinaus.

Dort, in der letzten Antichambre, erwartete er den Grafen Cagliostro anzutreffen, den er dorthin bestellt hatte, und der ihm auch mit erwartungsvollen Mienen entgegentrat.

„Es ist gar nichts für Sie zu machen, mein guter Graf," schrie ihn der Fürst sogleich mit rücksichtsloser Offenheit an. „Die Kaiserin will nichts von Ihnen wissen, sie kann Ihnen die absurde Idee mit dem Verjüngungstrank, durch den sie sich persönlich verletzt geglaubt hat, nicht vergeben. Auch auf Ihre Medaille legt die Czarin keinen Werth, aber wenn ich das Stück empfehlen kann, will sie es als Rarität für das kaiserliche Münzcabinet ankaufen lassen. Ich werde mich aber wohl hüten, dieser verdächtigen Scharteke meine Empfehlung wiederfahren zu lassen, und ich kann Euch darum nur rathen, mein Lieber, mit allen Euren sieben Sachen jetzt

bei Zeiten einzupacken. Trollt Euch ſobald als möglich von Petersburg fort, denn die Straße nach Sibirien könnte Euch ſehr leicht offen ſtehn, und ich bürge Euch nicht dafür, daß ſogar unſere liebe Knute noch vorher eine recht herzliche Bekanntſchaft mit Eurem Rücken machen möchte! Macht alſo, daß Ihr wegkommt. Dieſer Rath iſt der einzige Dienſt, den ich Euch leiſten kann. Ihr würdet hier in Petersburg doch nur Eure Zeit verlieren. Wir Ruſſen haben wahrlich ein zu dickes Fell, um uns auf das Wunder zu verſtehn. Unſere Nerven ſind von Stahl und Eiſen, mein lieber Freund, und wir machen unſere Geſchichte durch den tapfern Arm, und nicht durch die Komödie der Geiſter. Wir können hier durchaus keine Charlatans gebrauchen. Leben Sie daher recht wohl, und laſſen Sie ſich um des Himmels willen nicht wieder blicken!"

Potemkin machte eine ſich beurlaubende Bewegung mit der Hand, und ließ dann den Grafen Caglioſtro ſtehen, deſſen Geſicht bei dieſer Mittheilung ganz ruhig und gleichgültig geblieben war. Er blickte dem Fürſten mit einer ausdrucksvollen, faſt feierlichen Miene nach, und ſchickte ſich dann raſch an, den Winterpalaſt zu verlaſſen. —

Neuntes Capitel.

Kaiser Joseph II. in Petersburg.

Cagliostro und Lorenza standen am Fenster ihres Gasthofes, und waren, wie es schien, in einer mißmuthigen Berathung begriffen, während deren sie in häufig wiederkehrenden Pausen auf die Straße hinunterblickten und den dort vorübergehenden Gestalten ihre Aufmerksamkeit zuwendeten.

„Es ist das erste Mal, daß uns etwas vollständig mißlungen ist, mein Freund," sagte Lorenza, indem sie ihr schönes Haupt schüttelte und durch heftige Geberden ihren aufflammenden Unmuth verrieth.

„Die Prinzessin von Santa Croce ist in Petersburg nicht anerkannt worden," sagte Cagliostro mit einem etwas spöttischen Accent. „Diese Moskowiter sind zu ungeleckte Bären, um sich auf den Dienst der Schönheit zu verstehn. Selbst der colossale Fürst Potemkin kehrte auf dem halben Wege zu Deiner Gottheit wieder um. Und wo gedenkst Du nun Deinen Tempel aufzuschlagen, um die Völker zu lehren und die Gläubigen zu Dir zu sammeln?"

„Es will mir scheinen, als wenn die Herrlichkeit des Grafen Cagliostro noch weniger in Petersburg anerkannt

worden," entgegnete Lorenza mit einer höhniſchen Grimaſſe. „Er hat es hier nicht einmal dahin bringen können, hinausgeworfen zu werden. Man läßt ihn nur auf eine unſägliche Weiſe empfinden, daß man ihn und ſeine Geiſter nicht haben will, und er kann gehn wohin er will. Niemand hält den großen Propheten am Rockſchooß feſt. Und wo denkt der hohe Geiſt, der Alles in Gold verwandeln kann, nur nicht das Pech, das ihm hier in Petersburg angeklebt hat, nun ſeine Zauberbude aufzuſchlagen?"

„Genauer betrachtet, können wir darüber gar nicht in Verlegenheit ſein," entgegnete Caglioſtro mit ſeinem unverwüſtlichen Anſtrich von Hoheit. „Warum ſollte ich nicht auch Pech in Gold verwandeln können, wenn es mir wirklich darauf angekommen wäre? Habe ich doch auch die ſchöne Kupferſchmiedetochter Lorenza Feliciani, die ich einſtmals in Rom in ziemlich ſchmierigen Verhältniſſen kennen lernte, erſt in die Gräfin Caglioſtro und dann in die Prinzeſſin von Santa Croce verwandelt? Und wenn auch nicht alles Gold iſt, was glänzt, wie die trivialen Leute ſagen, und nicht alle Titel ächt ſind, die klingen, ſo biſt Du doch bis jetzt eine ziemliche Goldgrube geweſen, mein Schatz, und wirſt auch ferner nicht an Dir zu verzagen brauchen. Denn da Du Dich zu höheren Ideen nicht aufzuſchwingen vermagſt, ſo ſteht Dein Sinn einmal nur nach dieſem erbärmlichen Metall. Wir werden uns

daher an einen Ort begeben, wo für Deinen ewigen Hunger nach Gold hinreichend geſorgt ſein wird."

Lorenza lachte aus vollem Halſe, und ſchien halb verſöhnt, wünſchte aber auch zugleich das Ziel ihrer neuen Reiſe zu kennen, über das Caglioſtro bisher noch ein Geheimniß beobachtet hatte, obwohl ſeine Dienerſchaft bereits beſchäftigt war, den Reiſewagen zu packen.

„Es läßt mich Alles vermuthen," ſagte Caglioſtro mit einiger Feierlichkeit, „daß wir am Hofe des Königs Stanislaus Auguſt in Warſchau ſehr willkommen ſein werden! Man iſt dort bereits ſehr begierig auf uns, und der Graf Kroſinski, einer meiner gläubigſten Anhänger, den Du auch ſchon bei unſerer Anweſenheit in Mitau kennen lerntest, ſchrieb mir, daß der Kreis meiner Freunde dort ein ſehr großer und glänzender ſei. Er verhieß einen Empfang, der an fürſtliche Ehren ſtreifen ſollte. Auch verſicherte er mich, daß Dein Geburtstag, Lorenza, der in den nächſten Monat fällt, auf ſeinem Schloß mit einer Feier begangen werden ſolle, wie ſie nur einer Königin gewidmet wird. Die Anweſenheit des vornehmſten polniſchen Adels und vielleicht ſelbſt des Königs Stanislaus Auguſt Poniatowski auf dieſem Feſt glaube er verbürgen zu können."

„Graf Kroſinski?" wiederholte Lorenza nachſinnend und mit einem leichtfertigen Ausdruck. „Ich glaube, mich

seiner zu erinnern. Ein unbedeutender Blondin, der mehr Orden an seiner Brust, als Gedanken in seinem Kopfe hat, der aber alle Augenblicke wie ein Pferd wiehert, um seine Freude über seine eigenen Einfälle auszudrücken, und der seinen unläugbaren Ansatz zu einem Hahnentritt hinter einer unaufhörlich tänzelnden Grazie verbirgt, bei deren Anblick man aber so müde und gespannt wird, als wenn man dem beständigen Drehen einer Mahlmühle zusieht. Indeß, ich habe nichts dagegen, Cagliostro, wenn wir nach Warschau abreisen."

Cagliostro schien jetzt aufmerksam auf einen Vorgang geworden, der sich unten vor der Thür des Hôtels ereignete, und den er mit gespannten Blicken zu beobachten anfing.

Es stand dort ein Reisender, der soeben zu Fuß angekommen zu sein schien, und dessen Persönlichkeit, obwohl sie in dem einfachsten und unscheinbarsten Aufzuge sich darstellte, etwas Eigenthümliches und Ungewöhnliches an sich trug. Die hohe schlanke Gestalt des Fremden drückte den Charakter einer bedeutsamen Ueberlegenheit aus, während auf seinem anziehenden sanften Gesicht ein harmloses Lächeln spielte, mit dem er sich nach seinem hinter ihm zurückgebliebenen Bedienten umschaute.

Der Portier des Hôtels, der vor ihm stand, hatte den Fremden, der weder in einer Equipage noch mit irgend

einem Gepäck angelangt war, offenbar mit sehr erstaunten und befremdeten Blicken gemustert, da er unter Umständen hier erschienen war, unter denen man in dem vornehmsten Gasthause von Petersburg nicht leicht einen Reisenden aufzunehmen pflegte. Der Fremde, um diesem ihm anhaftenden Mangel einigermaßen abzuhelfen, blickte darum etwas geflissentlich nach seinem Diener zurück, der den nicht gerade überfüllten Mantelsack auf seiner Schulter trug und mit demselben langsam sich näherte.

Man schien aber durchaus nicht geneigt, dem Reisenden eine Aufnahme in dem Hôtel zuzugestehn. Es war ersichtlich, daß derselbe mit der eben eingetroffenen Post angekommen und den Weg vom Posthause bis zum Hôtel zu Fuße zurückgelegt hatte, und dies schien der ganzen Kellnerschaft des Hôtels, die sich um den Fremden zu sammeln begann, ein unbesiegbares Mißtrauen einzuflößen. Man musterte ihn von allen Seiten mit scheuen und wegwerfenden Blicken, was aber seinen vergnüglichen Ausdruck, mit dem er sich in dieser Situation zu gefallen schien, keineswegs schmälerte, sondern vielmehr mit einer strahlenden Heiterkeit von ihm entgegengenommen wurde. Dabei malte sich ein Ausdruck von Ironie auf seinem Gesicht, die zugleich eine tiefe Gutmüthigkeit verrieth, und in seinem großen blauen Auge glänzte ein Spott, der sich

eben so mächtig als milde den ihn umringenden Zweiflern entgegenzustellen schien.

„Hinter dieser auffallenden Erscheinung steckt ohne Zweifel eine bedeutende Person," sagte Graf Cagliostro zu seiner Gemahlin, indem er leise das Fenster öffnete und sich bemühte, von den Worten, die der Fremde jetzt an den zu ihm herausgetretenen Maitre d'hôtel richtete, etwas aufzufangen.

„Es ist Euch nicht sehr erwünscht, wie ich sehe, daß ich in Eurem Hôtel absteige?" sagte der Reisende in einem sehr eleganten Französisch, das aber die deutsche Zunge und namentlich den österreichischen Accent sehr entschieden hervortreten ließ. „Am Ende bin ich gar ein gefährlicher Mann, weil ich in dem großen glänzenden Petersburg zu Fuß zu gehen wage, um mir Alles recht genau und sorgfältig betrachten zu können? Aber von Dem, was ich bis jetzt gesehen habe, bin ich schon recht müde geworden und habe bereits einige Male beträchtlich gähnen müssen. Es würde daher unendlich grausam von Euch sein, lieber Mann, wenn Ihr mir das Schlafquartier verweigern wolltet."

Cagliostro konnte sich kaum enthalten, bei diesen Worten des Fremden laut aufzujubeln, und Lorenza legte ihre Freude darüber durch ein unwillkürliches Zusammenschlagen ihrer kleinen schönen Hände an den Tag.

„Das muß ein sehr geschеidter Mann sein," sagte Lorenza, „denn ich glaube, ihm gefällt Petersburg nicht sonderlich, und was er sagt, ist mir wie aus der Seele gesprochen!"

„Ich will Dir sagen, wer der Fremde ist!" versetzte der Graf Cagliostro mit einem feierlichen Pathos. „Es ist kein Anderer, als der Monarch Oesterreichs, der deutsche Kaiser Joseph II., der schon seit einiger Zeit am Hofe der Czarin Katharina erwartet wird, und der, wie ich hörte, heut oder morgen in Petersburg eintreffen sollte. Mir offenbart es mein höherer Sinn, daß wir dort den Kaiser Joseph vor uns erblicken!"

„Das nennst Du Deinen höheren Sinn, wenn Du Dir und Andern eine Abgeschmacktheit einbilden willst!" entgegnete Lorenza mit einer höhnischen Geberde. „Cagliostro, Du fängst an, mit Deinen Künsten auf eine ganz abscheuliche Weise Fiasco zu machen. Wenn das der österreichische Kaiser wäre, würde er wahrlich ganz anders aussehen. Ein Kaiser kommt nicht zu Fuße an, wie ein Handelsreisender, auch hat er nicht nöthig, sich bei einem Gasthofswirth um ein Nachtquartier zu bewerben, wie er in diesem Augenblick da unten auf das Inständigste zu thun scheint. Wenn der Kaiser Joseph hier hätte logiren wollen, würden wir, die wir die beste Etage des Gasthofes ganz in Besitz genommen haben, ohne Weiteres durch

einen Befehl der ruſſiſchen Polizei hinausgebracht worden ſein.“

„Das iſt ſehr pfiffig von Dir gedacht, wie immer, aber die Pfiffigkeit täuſcht ſich und Andere in dieſer Welt am meiſten,“ erwiederte Caglioſtro ſeiner Ehehälfte, mit der ein Geſpräch ſelten anders als in Spott und Zänkereien verlief. „Der Kaiſer Joſeph iſt gerade der Mann dazu, von dem man ſich eines genialen Abenteuers verſehen kann. Auf ſeinen Reiſen erſcheint er faſt immer in Incognito, und liebt es, ſich unter dem beſcheidenen Namen eines Grafen von Falkenſtein vorzuſtellen, weil er ſich gern unter das Volk und unter alle Stände miſcht, und er von der Majeſtät ſich nicht hindern laſſen will, Alles ganz genau kennen zu lernen. Ich wette, daß er auch in Petersburg nur als Graf von Falkenſtein auftreten wird, und wahrſcheinlich will er ſich jetzt ſo ſpät als möglich bei Hofe melden, um ſich erſt unter der Hand in der Czarenſtadt umzuſehen. Denn der Kaiſer Joſeph iſt ein Philoſoph!“ —

In dieſem Augenblicke vernahmen ſie von unten, daß der Gaſtwirth, der den erneuerten Vorſtellungen des Fremden endlich einiges Gehör zu geben ſchien, demſelben zwei Zimmer anbot, welche nach dem Hofe hinaus gelegen wären, die aber die einzigen ſeien, welche er ihm ablaſſen könne.

„Was meinſt Du, mein Freund?“ ſagte Lorenza mit einem liſtigen Blick zu Caglioſtro. „Wollen wir hinunter ſchicken, und ihm unſere Etage anbieten laſſen, die wir doch in einigen Minuten verlaſſen werden? Kaiſer oder Nicht-Kaiſer, der Herr hat ein eigenthümliches Weſen, und ſieht trotz ſeines beſcheidenen Aufzuges ſehr diſtinguirt aus. Wer weiß, wozu es nützen kann, wenn man ihn ſich verbindet. Und da wir das Quartier noch auf einen Monat länger gemiethet und vorausbezahlt haben, ſo würde der Wirth nichts dagegen haben können, wenn wir darüber verfügen.“

„Du irrſt Dich, mein Schatz, wenn Du glaubſt, daß wir heut noch abreiſen werden,“ erwiederte ihr Graf Caglioſtro lakoniſch. „Wir verſchieben jetzt unſere Abreiſe, da Kaiſer Joſeph in Petersburg eingetroffen iſt. Aber wir wollen ihm zwei Zimmer von den unſrigen anbieten laſſen. Denn da er nicht mehr begehrt hat, ſo würden wir durch ein anderes Anerbieten zudringlich fallen und den Anſchein gewinnen, als wollten wir ſein Incognito lüften. Aber wir werden ihm zwei Zimmer unſeres Quartiers nur unter der Bedingung überlaſſen, daß er ſie von dem Grafen Caglioſtro annimmt, und nicht von dem Wirth des Hauſes, der dabei ganz aus dem Spiele bleiben muß.“

„Deſto beſſer, wenn wir bleiben!“ ſagte die Gräfin

Caglioſtro, indem ihre großen, flammenden Augen jetzt bedeutſame Strahlen ſchoſſen.

Caglioſtro hatte inzwiſchen ſeinen Kammerdiener herbeigerufen, und denſelben mit dem Auftrage verſehen, den er bei dem noch immer vor der Hausthür ſtehenden Fremden ausrichten ſollte.

Der Reiſende ſagte in dieſem Augenblick mit einer ſchönen klangvollen Stimme, die im obern Stock deutlich vernommen werden konnte: „Ich nehme auch Ihre Hinterzimmer dankbar an, mein lieber Herr Maitre d'hôtel. Auf dem Hofe iſt oft beſſer, als am Hofe wohnen. Und wer hinten hinaus wohnt, wird nicht ſo ſtark von der Sonne geblendet, die hier Jedem leicht von oben herab auf die Naſe brennt und ihn ſenkrecht trifft. Denn Eure Straßen ſind breit, heiß und ſchutzlos.“

Jetzt näherte ſich der Kammerdiener des Grafen Caglioſtro dem Fremden und richtete an denſelben den Auftrag ſeines Herrn aus. Die Aufnahme, die ihm und ſeiner Beſtellung wurde, war aber eine ſehr ungünſtige. Das Geſicht des Fremden verfinſterte ſich, nachdem er das Anerbieten des Grafen Caglioſtro vernommen, aber er begnügte ſich, mit einer wegwerfenden Bewegung der Hand den ihm gemachten Antrag zurückzuweiſen, ohne daß er ein Wort hinzugefügt hätte.

Dann ließ er sich von dem Wirth in das Haus geleiten. —

„Und was denkt Deine überirdische Weisheit jetzt anzufangen?“ fragte Lorenza mit einem spöttischen Blick ihren Gemahl, indem sie das Fenster zuschlug.

„Wir werden noch kurze Zeit hier verweilen, um zu sehen, ob sich das Schicksal der Welt durch die Zusammenkunft Katharina's und Joseph's entscheidet,“ sagte Cagliostro, indem er in ein tiefes Nachsinnen zu verfallen schien.

„Und Du glaubst wirklich, daß es der Kaiser von Oesterreich ist, der jetzt zwei elende Hinterstübchen im Hôtel de l'Orient bezogen hat?“ fragte Lorenza, die über einen neuen Plan zu grübeln schien.

„Es ist Kaiser Joseph II., ich setze meinen Kopf dafür zum Pfande!“ rief Cagliostro heftig.

„So setze Dich augenblicklich nieder und schreibe ein Billet an den Fürsten Potemkin,“ sagte Lorenza, indem sie lebhaft seinen Arm ergriff. „Diese Nachricht muß für den Hof von der größten Wichtigkeit sein, da ihm daran gelegen sein muß, den Kaiser sobald als möglich in seinem launenhaften Incognito aufzufinden. Schreibe dem Fürsten, daß Du ihm eine sehr bedeutende Nachricht mitzutheilen hättest, an der ihm jedenfalls sehr viel gelegen sein würde. Es sei aber zu dem Ende nothwendig, daß er sich

sofort in eigener Person hierher bemühe, wo er den hohen Gegenstand dieser Nachricht antreffen werde."

Cagliostro warf ihr einen lächelnden Blick des Einverständnisses zu und sagte dann: „Um Dir zu zeigen, daß ich Dir gern jeden möglichen Gefallen erweise, soll Dein Wunsch auf der Stelle erfüllt werden."

Er begab sich sodann an das Schreibbureau, und hatte binnen Kurzem einige dringende Zeilen auf das Papier geworfen, die mit etwas mysteriöser Färbung den Fürsten Potemkin zum schleunigsten Erscheinen entboten, und auf die leicht reizbare Phantasie des Fürsten so wohlberechnet waren, daß Cagliostro nicht an ihrer Wirkung zweifelte.

Es wurde ein reitender Bote abgefertigt, um diesen Brief mit der größten Schnelligkeit in das Palais Potemkins zu überbringen.

Cagliostro beurlaubte sich auf einige Augenblicke von seiner Frau, um sich in das Gastzimmer hinunter zu begeben und auf einige Beobachtungen und Erkundigungen auszugehn.

Der Fürst Potemkin ließ einige Zeit auf sich warten, und Lorenza begann bereits wieder traurig und ungeduldig zu werden. Sie hatte rasch ihrer Toilette eine noch prächtigere Fassung gegeben, und nachdem sie vor dem Spiegel Alles vollendet hatte, was zur Erhöhung ihrer natürlichen

Reize dienen konnte, sah sie zu ihrem eigenen Verdruß, daß sie gar nicht nöthig gehabt, so zu eilen, und dabei Manches zu unterlassen, was ihr vielleicht sonst an ihrer heutigen Erscheinung wünschenswerth gewesen wäre. Denn sie wünschte augenscheinlich, bei ihrer neuen Zusammenkunft mit dem Fürsten Potemkin einen entscheidenden Eindruck auf denselben hervorzubringen. Aber Potemkin zögerte noch immer zu kommen, und vergebens spähte Lorenza die ganze Straße hinunter nach dem heranfahrenden Wagen des Fürsten.

Endlich rollte eine vierspännige Equipage im geschwindesten Galopp die Straße herunter und hielt vor dem Hôtel still. Es war Fürst Potemkin, welcher in seiner trägen und langsamen Weise ausstieg und sich nach dem Grafen Cagliostro umsah, von dem er, wie es schien, an der Thür empfangen zu werden erwartete.

Lorenza sah von oben mit Besorgniß, daß Cagliostro abwesend war, oder die Ankunft des Fürsten nicht bemerkt hatte. Der Fürst kam indeß gemächlich die Treppe hinaufgeschlendert, und warf der oben zu seinem Empfange bereit stehenden Lorenza die verbindlichsten Kußhände entgegen.

„Sie sehen, ich komme, ma chêre princesse!“ rief Potemkin in gemüthlicher Laune. „Giebt es wirklich noch andere Geheimnisse hier, als die in Ihren schönen Augen?

Vielleicht kann ich dann, wenn ich zur guten Stunde komme, Beides auf Einmal ergründen, und frage dem Grafen Cagliostro seine Staatsgeheimnisse und den Augen der Prinzessin von Santa Croce ihre Räthsel ab, indem ich gewissermaßen zwei Fliegen mit einer Klappe schlage."

Der Fürst schlug dabei in seiner Weise ein schallendes Gelächter auf, und reichte, oben angekommen, der Prinzessin von Santa Croce mit der artigsten Wendung den Arm, um sie in das Zimmer und zu dem Divan zu führen.

„Nun erzählen Sie!" sagte er darauf, nachdem er auf dem Fauteuil ihr gegenüber Platz genommen.

„Aber wie kommt es," fuhr er dann, nach allen Seiten im Zimmer umherblickend, fort, „daß unser Freund, der Graf Cagliostro, sich noch immer nicht sehen lassen will? Er hat mich doch ausdrücklich auf ein großes Geheimniß eingeladen, zu dem ich den Schlüssel nur hier an Ort und Stelle entgegennehmen könnte. Er wird doch nicht, da ich einmal nicht sehr zu seinen Gläubigen gehöre, die Rolle des Vexirteufels an mir proben wollen?"

„Ich bedauere die Fortdauer seiner Abwesenheit, die auch mir unbegreiflich ist, und mich zu schmerzen anfängt, weil Ew. Durchlaucht den Grafen sehr zu vermissen scheinen," entgegnete Lorenza, nicht ohne einige Empfindlichkeit in ihrem Ton, indem es sie verdroß, daß der Fürst,

anſtatt galanter Weiſe das Tête-à-Tête mit ihr als die Hauptſache aufzufaſſen, ſogleich die andere, gewiſſermaßen geſchäftliche Seite ſeines Beſuchs berührt und betont habe.

Der Fürſt aber fragte von Neuem und noch dringlicher: „Wo kann ſich denn der Herr Graf hinbegeben haben? Er läßt den Fürſten Potemkin warten, nachdem er faſt vermuthen ließ, daß Rußland in Gefahr ſei, wenn ich nicht ſogleich anſpannen ließe, um hierher in das Hôtel de l'Orient zu eilen. Macht er ſich vielleicht wieder das Vergnügen, durch alle Thore Petersburgs auf Einmal und in derſelben Minute hinauszufahren, was geſtern von ihm in einer Geſellſchaft alles Ernſtes erzählt wurde? Man ſoll ſich an allen Thoren vertheilt haben, um ihn zu ſehen, und richtig, mein Graf Caglioſtro fuhr in derſelben Minute, wie er leibt und lebt, mit Kopf und Kragen, durch ſämmtliche Thore der Kaiſerſtadt hindurch. Ha, ha, ha! Das muß eine eben ſo poſſirliche als ſchauerliche Komödie geweſen ſein. Könnte der Herr Graf daſſelbe Kunſtſtück mit einer ganzen Armee Soldaten machen, die wir auf dieſe Weiſe in Feindes Land und in eine feindliche Feſtung hineinſpediren könnten, ſo würden wir den Mann im Kriege vortrefflich brauchen können, und ihn gewiß ſehr hoch bezahlen. Was kann aber einem Staat, wie Rußland, daran gelegen ſein, daß der Graf Caglioſtro ſich auf dieſe Weiſe vervielfältigt? Indeß hatte

mir dieſer Fall doch zu denken gegeben, und ich geſtehe, daß ich heut auf die Citation des Grafen Caglioſtro nicht hier erſchienen ſein würde, wenn ich mir nicht geſagt hätte: dieſer Mann hat doch am Ende außerordentliche Gaben, und warum ſollte es nicht möglich ſein, daß der Eine in dieſer abſcheulich räthſelhaften Welt mehr vorgehen ſieht, als der Andere? Sieht doch ein Menſch, der kurzſichtig iſt, Dinge nicht, die ihn in einer Entfernung von dreißig Schritt umgeben, während der Weitſichtige dieſelben ganz genau zu bemerken im Stande iſt. Und ſo, meine ſchöne Prinzeſſin, habe ich mich aufgemacht, indem ich zugleich auf dem Wege war, ein Gläubiger zu werden, aber was finde ich? Der Zaubermeiſter iſt ausgeflogen, und hat mir zwar ſeine ſpaniſche Madonna zurückgelaſſen, aber Madonna ſchmollt ſichtlich mit mir. Sie ſieht mich kaum an, und wenn ich es jetzt wage, mit ihrem kleinen allerliebſten Finger zu ſpielen, richten ſich ihre großen flammenden Augen befremdet und zürnend auf den armen Fürſten."

Lorenza wandte ihm ein brennendes und verführeriſches Lächeln zu, das ſie aber ſogleich wieder in eine ernſte und traurige Zurückhaltung übergehen ließ. Dann ſagte ſie: „Wenn der Fürſt Potemkin beſorgt, ſich umſonſt hierher begeben zu haben, oder vielleicht gar getäuſcht worden zu ſein, ſo kann ich Seiner Durchlaucht jetzt ſo-

gleich das Geheimniß verkünden, um das es sich handelt. Denn wenn der Graf Cagliostro Ihnen eine wichtige Mittheilung machen wollte, die keinen Aufschub dulden zu können schien, so war dies nur auf meine Veranlassung geschehn."

„O vortrefflich! ganz vortrefflich!" rief der Fürst. „Da werde ich das Wunder zugleich von den schönsten Lippen ablesen, und wenn es etwas Gefährliches ist, wird das Gefäß, in dem es mir gereicht wird, mich über den schlimmen Gehalt trösten."

„Von Gefahren ist keine Rede," rief Lorenza jetzt mit ihrer sonoren kräftigen Stimme. „Nicht wahr, Sie erwarten die Ankunft des österreichischen Kaisers am Hofe der Czarin?"

„Erwarten wir ihn, meine Theure, oder haben wir ihn erwartet?" fragte Potemkin, indem er ihr näher rückte und ihr mit einem listigen Lächeln in die Augen blinzelte.

Lorenza, ohne auf den Sinn dieser Frage zu achten, entgegnete mit einer triumphirenden Sicherheit: „Der Kaiser ist vor einer halben Stunde angekommen, und befindet sich hier in demselben Gasthofe! Er scheint noch das strengste Incognito festhalten zu wollen, und ist in einem so schlichten Aufzuge hier angelangt, daß ihm der

Gastwirth nur zwei kleine Hinterzimmer hat einräumen mögen."

Sie erzählte darauf mit ziemlicher Umständlichkeit den ganzen Hergang von dem Reisenden, der vor einer halben Stunde vor dem Hôtel de l'Orient erschienen war, und dessen Aufnahme in demselben so große Schwierigkeiten gefunden hatte.

„Und nun kann ich Eurer Durchlaucht die Versicherung geben," schloß sie ihre Rede, „daß dieser Fremde kein Anderer ist, als der Kaiser Joseph II. von Oesterreich, der in diesem Augenblick in zwei Hinterzimmern des Hôtel de l'Orient in St. Petersburg logirt! Der Graf Cagliostro hat die sicherste Gewißheit darüber, und seine Gegner und Neider mögen über den Grafen sagen was sie wollen, so hat er doch ein Auge für Personen, das ihn noch niemals getäuscht hat! Und nun überlasse ich es dem Fürsten Potemkin, diese Nachricht so zu benutzen, wie Euere Durchlaucht es der Situation für angemessen erachten wollen."

Lorenza warf dem Fürsten bei diesen Worten einen forschenden Blick zu, und war im höchsten Grade erstaunt, als sie auf dem Gesicht Potemkin's durchaus keine Spur von der Ueberraschung und Verwirrung ausgedrückt fand, die ihrer Meinung nach durch diese Mittheilung hätte hervorgebracht werden müssen.

Fürſt Potemkin brach im Gegentheil jetzt in ein lautes ſchallendes Gelächter aus, und ſprang auf, um einem übermäßigen Anfall von Heiterkeit, der ihn ergriffen, Luft zu machen. Unaufhörlich und in allen möglichen Tonarten lachend, und zuweilen einen derben Fluch in ſeiner Weiſe dazwiſchen werfend, ſchwankte er einige Male im Zimmer auf und nieder, und ſetzte ſich dann wie erſchöpft wieder in den Fauteuil, während Lorenza mit einem wahren Entſetzen dieſem Gebahren zugeſchaut hatte.

In dem Augenblicke, wo der Fürſt ſeinen lachenden Umzug durch das Zimmer gehalten, war Caglioſtro eingetreten. Erſtaunt über die ſeltſame Aufregung, deren Zeuge er wurde, blieb er an der Thür ſtehn, und betrachtete mit ſeinen forſchenden, dunkel blitzenden Augen den Fürſten, der ſich noch immer nicht erholen zu können ſchien, jetzt aber Caglioſtro's anſichtig wurde.

„Mein lieber Graf," ſagte Potemkin, ſich zu ihm wendend, „ich bin eben auf eine unglaubliche Weiſe beluſtigt worden. Denn ich höre, daß das fürchterliche Staatsgeheimniß, welches ich bei Ihnen entgegennehmen ſollte, in nichts Anderem beſteht, als daß der Kaiſer Joſeph zu Fuß im Hôtel de l'Orient angelangt iſt und ganz Incognito zwei Zimmer auf dem Hofe bezogen hat? Nun, ich ſehe wirklich, Graf, daß Sie im Lande der Geiſter mehr zu Hauſe ſein müſſen, als im Lande der Ruſſen, denn

ſonſt würden Sie wahrlich von vornherein annehmen müſſen, daß ſich in Petersburg nichts Bemerkenswerthes ereignet, was nicht in demſelben Augenblick ſchon von dem Polizeiminiſter bei Hofe berichtet worden wäre! Ich will Ihnen nun ſagen, warum Sie in Petersburg nicht recht fortkommen, und warum Sie beſſer thun werden, die Czarenſtadt ſo bald als möglich zu verlaſſen. Man bedarf hier der Wunder nicht, eben ſo wenig als man der Geiſter bedarf. Denn die Polizei verrichtet hier alle Wunder ſelbſt, und auf die natürlichſte Weiſe, und ihr Arm iſt mächtiger und raſcher, als alle Geiſter und Geiſterbeſchwörer. Ja, mein Freund, wir haben unſre Spione, und kaum war der Kaiſer Joſeph am Poſthauſe ausgeſtiegen, wo er von unſern Leuten bereits erwartet wurde, ſo folgte man ihm ſchon auf ſeinem Gang durch die Straßen von Petersburg, und verſicherte ſich ſeines Verbleibens."

Caglioſtro antwortete auf dieſe in einem ſpöttiſchen Ton ihm zugeworfenen Worte nicht, ſondern verharrte, die Arme nachdenklich über einander gekreuzt, in ſeiner aufrechten und ſchweigenden Stellung, in der er, ohne ſich zu regen, den Fürſten beobachtete.

„Sehen Sie, mein lieber Herr Graf Caglioſtro," fuhr Potemkin fort, „ſo iſt es gekommen, daß wir ſchon vor einer halben Stunde, und noch ehe mich Ihr Briefchen

erreichte, von dieſem Vorgang unterrichtet waren. Darum ſandten wir ſogleich den kaiſerlichen Hofmarſchall Fürſten Bariatinsky in das Hôtel de l'Orient ab, um dem Kaiſer die freudige Theilnahme der Czarin über ſeine glückliche Ankunft auszudrücken, und ihn zu bewegen, daß er ſofort die für ihn in Bereitſchaft geſetzten Zimmer im Winterpalais in Beſitz nehmen möge. Denn es iſt uns nicht angenehm, daß der Kaiſer von Oeſterreich hier noch längere Zeit damit zubringe, ſich unter dem Pöbel umherzutreiben, und vielleicht noch Manches in einem ungünſtigen Lichte zu ſehn, was wir ihm in einem günſtigen zeigen wollen. Und darum, mein liebes Gräfchen, waren wir auch ſo frei, unſere Vorkehrungen zu treffen, noch ehe Ihre geheimnißvolle Sendung, die mir zuerſt den Schrecken in alle Glieder jagte und mich meine vier arabiſchen Hengſte faſt kreuzlahm peitſchen ließ, bei mir eintraf!"

Als Caglioſtro noch immer ſchwieg, fuhr der Fürſt mit einem ungeduldigen Ton auf: „Und haben Sie nichts im Hauſe gehört? Iſt der Fürſt Bariatinsky noch nicht hier angelangt?"

„Dem Fürſten Bariatinsky ſoll es bereits ſehr ſchlecht ergangen ſein," erwiederte Graf Caglioſtro jetzt mit einem boshaften Lächeln. „Als der Lohnlakai den Fürſten eintreten ließ, ſagte der Kaiſer zu dem Lakai mit lauter Stimme, ſo daß es der Fürſt vernehmen mußte: „Warum

führt Ihr denn ſo den Erſten Beſten zu mir herein? Ich habe Euch ſchon geſagt, daß ich heut durchaus Niemand ſehen will.“ Mit dem Fürſten Bariatinsky aber ſprach er höchſtens zwei Worte, und entließ ihn dann ſofort.“

„Iſt es möglich?“ rief Potemkin, wild auffahrend. „Weiter hat der Fürſt Bariatinsky nichts ausgerichtet? So hat er ſich wieder im höchſten Grade ungeſchickt benommen, wie ihm das ſchon häufig begegnet iſt. Dann muß ich ſogleich zur Czarina eilen, denn der Bariatinsky könnte irgend etwas lügen, und wir müſſen Alles anwenden, um den Kaiſer noch heut in das Winterpalais zu ſchaffen!“

Der Fürſt hatte bei dieſen Worten ſeinen Hut ergriffen, und ſtürzte fort, indem er den ihm im Wege ſtehenden Caglioſtro faſt umrannte, und eben ſo wenig irgend einen Gruß an Lorenza richtete.

„Noch ein einziges Wort möchte ich mir erlauben an Ew. Durchlaucht zu richten!“ rief Caglioſtro jetzt feierlich und mit flammenden Augen, indem er den Fürſten bei der Hand ergriff und ihn in ſeinem ſtürmiſchen Lauf aufzuhalten wagte. „Die Ankunft des Kaiſers Joſeph in Petersburg iſt der Anfang Ihres Sterbens, Fürſt! Was Sie ſo lange mit hartnäckigem Eifer betrieben haben, wird Ihnen gelingen. Der Türkenkrieg wird entbrennen, denn

Kaiser Joseph wird der Czarina jetzt seine Bereitwilligkeit erklären, ihren Entwürfen gegen das ottomannische Reich beizutreten. Aber in dem Türkenkrieg wird Fürst Potemkin das Ende aller seiner Herrlichkeit finden, und in einem Graben an der Heerstraße wird er todt zusammensinken, wie ein krankes Thier des Waldes!" *)

Das Gesicht des Fürsten war bleich geworden, als er diese Worte vernommen. Er wollte Etwas erwiedern, als er bemerkte, daß er sich allein im Zimmer befand. Cagliostro und Lorenza schienen sich eiligst in ein Nebenzimmer entfernt zu haben. Der Fürst schlug sich wie entsetzt vor die Stirn, und schwankte dann langsam die Treppe hinunter, um zu seinem Wagen zu gelangen. —

Einige Tage später saß Graf Cagliostro einsam in seinem Cabinet, aus dem er sich seit dem letzten Vorfall mit dem Fürsten Potemkin nur wenig entfernt hatte. Auch waren in dieser Zeit, die er ernsten und anhaltenden Studien gewidmet zu haben schien, alle Berührungen mit der Außenwelt sorgfältig von ihm vermieden worden, und er wandte sich jetzt mit dem größten Unwillen um, als es

*) Mehrere zeitgenössische Autoren berichten, daß diese Todesart des Fürsten Potemkin ihm von dem Grafen Cagliostro prophezeit worden sei.

wiederholt an die Thür klopfte und der Kammerdiener sich diesmal durch die gewöhnliche Zurückweisung des Grafen nicht mehr zum Fortgehen bewegen ließ.

Cagliostro öffnete jetzt mit einem heftigen Ausdruck seines Mißmuths über diese Störung die Thür seines Cabinets, und war nicht wenig erstaunt, als ihm sein Kammerdiener meldete, daß der kaiserliche Staatskanzler Graf Panin so eben unten vor dem Hôtel vorgefahren sei und dem Grafen Cagliostro die Absicht ankündigen lasse, ihm einen Besuch abzustatten.

Cagliostro befahl, den Minister in den Salon zu führen, und setzte sich selbst sofort mit einer gewissen Beeiferung in Bereitschaft, um den Grafen Panin zu empfangen, dessen Besuch ihn in einem nicht geringen Grade überraschte, und den er sich in keiner Weise zu erklären vermochte.

Graf Panin war in den Salon getreten und hatte sich mit der lächelnden Miene und sanften Ruhe, die dem greisen Staatsmann jederzeit eigen war, auf dem Divan niedergelassen, um die Ankunft des Grafen Cagliostro zu erwarten. Cagliostro säumte aber nicht, ihn zu empfangen, und trat dem mächtigen, durch seine eigene Würde imponirenden Minister mit der schweigenden Feierlichkeit entgegen, durch die er sein räthselhaftes Wesen oft sehr wirksam zu stempeln wußte.

Graf Panin ſtand in dieſer Zeit auf der Höhe ſeiner thätigen und vielverdienten Laufbahn, obwohl ſeine kräftige und lebensfriſche Haltung nichts von ſeinem hohen Alter und von der Ueberlaſt der Geſchäfte verrieth, welche ſtets auf den Schultern des ruſſiſchen Staatsminiſters gelegen. Redlichkeit, Offenheit und Freimüthigkeit lagen auf ſeinem feingezeichneten Geſicht ausgeſprochen, doch trat jetzt zugleich der Ausdruck diplomatiſcher Liſt in ſeinen Augen hervor, als er ſich dem Grafen Caglioſtro zuwandte und denſelben, obwohl er zum erſten Mal ſeine Bekanntſchaft machte, mit der größten Zuvorkommenheit begrüßte.

„Ich denke mir, daß Sie einigermaßen erſtaunt ſein werden, mich bei Ihnen zu ſehen," begann Graf Panin, nachdem ſich Caglioſtro ihm gegenüber niedergelaſſen hatte. „Aber ſetzen Sie ſich in meine Lage, Herr Graf! Wenn Sie ſich von aufrichtiger Dankbarkeit gegen eine Ihnen ſonſt fremde Perſon getrieben fühlen, würden Sie nicht auch gern die Schranken der Etikette durchbrechen, und ſelbſt auf die Gefahr hin, läſtig zu fallen, zu dieſer Perſon hineilen, um ſo raſch als möglich den Tribut Ihrer Verpflichtungen abzutragen? Und in dieſer Lage, Herr Graf, befinde ich mich Ihnen gegenüber, und hoffe von Ihnen willkommen geheißen zu werden."

Caglioſtro ſah ihn mit zweifelhaft forſchenden Blicken an und ſagte dann: „Es läßt ſich nichts erdenken, wofür

Ew. Excellenz mir verpflichtet ſein könnten, während ich Ihr tiefverpflichteter Schuldner geworden bin durch die unverdiente Ehre, welche Ihr liebenswürdiger Beſuch mir heute erzeigt."

„Verzeihen Sie," entgegnete Graf Panin, „wenn ich auf der glatten und abſchüſſigen Bahn der Complimente Ihnen jetzt nicht weiter folge, ſondern als alter Geſchäftsmann, der in den Acten ergraut iſt, ſogleich auf die Sache ſelbſt übergehe. Es handelt ſich um den großen Einfluß, welchen Sie auf den Fürſten Potemkin gewonnen, und wodurch ſeit einigen Tagen eine ſo gewaltige Umſtimmung in den Anſichten des Fürſten erfolgt iſt, daß ich und meine Freunde am ruſſiſchen Hofe, vor Allem aber Seine Kaiſerliche Hoheit der Großfürſt Paul, die erfreulichſten Ausſichten, die wichtigſten Hoffnungen daraus geſchöpft haben! Es ſoll Ihnen dafür nicht nur mein perſönlicher Dank, ſondern auch die beſondere Anerkennung des Großfürſten ausgedrückt werden, der mich beauftragt hat, Ihnen zum Souvenir dies prächtige Portefeuille in ſeinem Namen zu überreichen."

Caglioſtro empfing mit einer grenzenloſen Verwunderung dies Portefeuille, welches von dem bedeutungsvoll lächelnden Miniſter ſogleich in ſeine Hände gelegt wurde. Nachdem er es einen Augenblick in der Hand gehalten, und in der Verlegenheit, die ſich in der That des berühm-

ten Magiers bemeiſtert zu haben ſchien, das Portefeuille aufgeſchlagen und einige Male darin geblättert hatte, ſah er, daß es mit Banknoten von dem höchſten Betrage überfüllt war, was allen ſeinen Mienen und Geberden einen noch ſtärkeren Ausdruck des Erſtaunens mittheilte. Er machte jetzt ein Geſicht, das dem hohen Rufe von ſeiner überlegenen Wunderkraft, mit der er ſonſt das Reich der Geiſter und Zauberkräfte beherrſchte, keineswegs entſprach, ſondern in einer unläugbaren Verwirrung und Beſchämung ſich malte. Der Schlüſſel zu dieſem Vorgang fehlte ihm noch, und es bedurfte einiger Augenblicke, ehe er ſich geſammelt und ſeiner Sache wieder gewiß geworden zu ſein ſchien.

Plötzlich aber warf er mit einiger Heftigkeit das koſtbare Portefeuille vor ſich nieder auf den kleinen Marmortiſch, der zwiſchen ihm und dem Grafen Panin ſtand, und rief dann im vollen Feuer ſeiner Divinationskraft: „Ew. Excellenz haben von dem letzten Beſuch, welchen mir der Fürſt Potemkin hier abſtattete, gehört! Denn in Petersburg beſitzt man die Kunſt, auch ohne Zauberei Alles zuerfahren!“

Graf Panin nickte und betrachtete den Grafen Caglioſtro mit einem gemüthlichen Wohlgefallen.

„Wir wiſſen auch, wie Sie dem Fürſten Potemkin prophezeiht haben, daß er ſeinen Tod im Türkenkriege finden werde,“ ſetzte Panin bedeutungsvoll hinzu.

„Natürlich, Sie wissen auch das," entgegnete Cagliostro mit einer leisen gedämpften Stimme, die fast furchtsam klang.

„Sie haben den Fürsten, der sonst manche Courage besitzt, aber nichtsdestoweniger vor dem Tode eine merkwürdige Furcht hat, dadurch in die größte Bestürzung versetzt," sagte Graf Panin. „Seine Politik neigt sich seitdem nicht mehr der Anfachung des Türkenkrieges zu, unsre Partei hat dies namentlich während der jetzigen Anwesenheit des Kaisers Joseph in Petersburg mit der größten Genugthuung zu bemerken gehabt, und wir ersuchen Sie, Ihre Einwirkung nach Kräften und mit allem Aufgebot Ihrer Kunst fortzusetzen. Unsere Partei schätzt diese Ihre Kunst sehr hoch, und Sie können darauf rechnen, daß wir uns bemühen werden, Ihnen alle Erleichterungen zu schaffen, die Sie früher hier so sehr vermissen mußten. Hat doch auch unser Fürst Potemkin angefangen, an Cagliostro zu glauben."

Cagliostro erwiederte mit einer leichten Verneigung, und sagte nachher, eigenthümlich lächelnd: „Ich bin Eurer Excellenz für diese Aufmerksamkeit, die mir widerfährt, sehr verbunden. Meine Mission ist die des Friedens, und meine Kunst ist nur darauf gerichtet, alle Menschen gleich glücklich zu machen. Aber wie ernstlich ich auch die Bilder der Zukunft befrage, ich sehe den Fürsten Potemkin sier-

bend in einem Graben an der Heerſtraße liegen. Er hat in Jaſſy den Frieden mit den Türken unterhandelt, nachdem der wild entbrannte Krieg zwiſchen Rußland und der Pforte ſich auszutoben begonnen. Es überfällt ihn das tödtliche Wehe mitten auf der Landſtraße, er muß abſteigen von ſeinem Wagen, und ſenkt ſein Haupt in das feuchte Gras des Grabens nieder."

„Vortrefflich!" rief Graf Panin, in die Hände klatſchend. „Je pikanter Sie dieſe Scene noch auszumalen wiſſen, deſto mehr wird ſie wirken."

„Die Scene iſt wahr!" rief Caglioſtro ruhig und mit dem feierlichen Ton der Ueberzeugung.

„Um ſo beſſer!" entgegnete Panin mit diplomatiſchem Lächeln. „Ich erſuche Sie aber noch um Folgendes, mein verehrter Freund. Laſſen Sie ſich heut bei dem Fürſten Potemkin melden, und Sie dürfen überzeugt ſein, daß er Sie annehmen wird. Denn obwohl er ſich ſeit Ihrer Prophezeihung über ſeinen Tod entſetzlich vor Ihnen fürchtet, ſo brennt er doch zugleich vor Begierde, noch etwas Näheres von Ihnen zu erfahren. Er ſcheint noch immer zu hoffen, daß Sie die Wunde, die Sie ihm geſchlagen, auch wieder zu heilen vermöchten. Es wäre mir am angenehmſten, wenn Sie ſich dem Fürſten im Winterpalais zu nähern vermöchten, und zwar um die Zeit, wo jetzt die orientaliſchen Conferenzen bei der Czarin ſtattfinden. Denn

ſeitdem Kaiſer Joſeph ſich entſchloſſen hat, ſeine Wohnung im Palais zu nehmen, finden täglich um 1 Uhr Verhandlungen ſtatt, denen in der Regel auch Fürſt Potemkin beiwohnt. Suchen Sie ihn unter allen Vorwänden ſo oft zu ſtören, als es nur möglich iſt, indem Sie ihn täglich durch eine heimliche Meldung herausrufen laſſen. Der Graf Trubetzkoi, an den Sie ſich wenden mögen, wird Ihnen dabei jeden Vorſchub leiſten."

„Die Partei des Grafen Panin will alſo den Krieg mit den Türken nicht," ſagte Graf Caglioſtro nach einer Pauſe. „Die Politik des Königs von Preußen wird durch den Grafen Panin begünſtigt. Aber Fürſt Potemkin kann ſeinem Schickſal nicht entgehn, und da er im Graben bei Jaſſy ſterben muß, wird auch der Krieg zwiſchen Rußland und der Pforte vorangegangen ſein müſſen. Caglioſtro kann nicht in die Räder des Schickſals eingreifen, aber er darf die Zeichen deuten, die er ſieht, und was daraus folgt, iſt nicht ſeine Sache."

„Aber es wird unſere Sache ſein, Ihnen dafür erkenntlich zu werden!" entgegnete Panin, indem er ſich mit einem bedeutungsvollen Abſchiedsblick entfernte.

Zehntes Capitel.

Die Staatsconferenz.

Fürst Potemkin befand sich im Cabinet der Kaiserin, und saß träumerisch vor sich hinbrütend und einsylbig in einem Lehnstuhl, während die ihm gegenüber auf dem Divan sitzende Czarin ihn mit scharfen leuchtenden Blicken beobachtete, und eine Rückäußerung von ihm über den so eben zwischen ihnen verhandelten Gegenstand dringend zu erwarten schien.

Katharina trat endlich an das Fenster und drehte dem Fürsten den Rücken zu, der, wie ihm dies in gewissen zerstreuten Momenten begegnete, die Anwesenheit der Czarin augenblicklich vergessen zu haben schien.

Die Kaiserin schaute nachdenklich auf den vor dem Winterpalast sich ausdehnenden Platz hinaus und berührte zuweilen im lebhaften Ausdruck ihres Unmuths das Glas der Scheiben, die unter ihren Fingern zu zittern begannen.

In diesem Augenblick war der Graf Trubetzkoi rasch aus der Portière eines Nebenzimmers herausgetreten, und näherte sich dem Fürsten Potemkin, um ihm einige heimliche Worte zuzuflüstern, welche diesen sichtlich in die größte Aufregung zu versetzen schienen. Eine fahle Bläße hatte

ſich auf dem Antlitz Potemkin's gelagert, und ſeine Augen ſtierten glanzlos und mit ſchlecht verhehltem Entſetzen den Grafen Trubetzkoi an.

„Was ſagen Sie?" rief Potemkin. „Der Graf Caglioſtro iſt draußen in der Antichambre, um mir ein meine Perſon betreffendes Geheimniß anzuvertrauen?"

„Ein Geheimniß, das von der äußerſten Wichtigkeit ſei, und deſſen Mittheilung keinen Aufſchub dulde," flüſterte Graf Trubetzkoi, indem er dann eiligſt wieder durch die Portière zurückſchlüpfte.

In dieſem Augenblick drehte ſich die Czarin um, und ſchritt mit gebieteriſch emporgehobenem Haupt wieder auf Potemkin zu. Sie ſchien bis jetzt ihre Entſchlüſſe überlegt zu haben, und näherte ſich nun ihrem vertrauteſten Freund und Rath, um demſelben ihre Anſichten, über die bisher das Einvernehmen zwiſchen ihnen gefehlt, entſcheidend zu eröffnen.

Potemkin, der ſich in der auffallendſten Verwirrung befand, war aufgeſprungen, und ſchien nicht zu wiſſen, wohin er ſich wenden ſolle. Es zog ihn auf eine unheimliche Weiſe hinaus, um die neuen Mittheilungen Caglioſtro's, die ihm ſo räthſelhaft angekündigt worden, entgegen zu nehmen, und zugleich feſſelte ihn der ſtrenge Blick der Czarina, die jetzt Manches, was ſie in den letz-

ten Tagen gegen ihn auf dem Herzen gehabt, zur Sprache bringen zu wollen schien.

„Hören Sie mich ruhig an, mein Fürst!“ sagte Katharina, indem sie mit einer ernsten Geberde seine Hand ergriff, und ihn sich gegenüber im Fauteuil Platz nehmen hieß. „Sie haben mir seit Kurzem große Sorgen, ja einen wahren Schmerz bereitet. Gerade jetzt, wo wir den Kaiser von Oesterreich an unserm Hofe empfangen haben, und es darauf ankommt, ein starkes Bündniß zwischen Rußland und Oesterreich zur Bezwingung des Erbfeindes der Christenheit zu schließen, gerade jetzt ziehen Sie sich zurück und verläugnen alle Ihre früheren himmelstürmenden Entwürfe, durch welche Sie die Entschlüsse zum Türkenkriege stets so mächtig in mir angefacht! Statt des feurigen und gewaltigen Drängers, der mir stets die Eroberung Stambuls als die natürliche Aufgabe Rußlands und als das Pfand unserer Weltherrschaft ausgemalt, finde ich plötzlich an Ihnen einen furchtsamen Zweifler, einen unschlüssigen Politiker, der jetzt gegen jede energische Einleitung der Sache sich sträubt, und durch sein passives, achselzuckendes und lauter Schwierigkeiten schaffendes Wesen unsern bisherigen Verhandlungen mit dem Kaiser Joseph entschieden nachtheilig geworden ist. Ich muß Ihnen sagen, Fürst, daß ich dies eines Staatsmannes ganz unwürdiges Verfahren nicht länger mit anzusehen vermag.

Auch kann ich es nicht länger dulden, daß ſich die glänzendſte und bedeutungsvollſte Geſtalt meines Hofes, daß ſich der berühmte Fürſt Potemkin plötzlich in einer ſo verdunkelten, zweifelhaften und charakterloſen Erſcheinung vor meinem hohen Gaſte zeigt. Ich bitte, ich beſchwöre Sie, Fürſt, ermannen Sie ſich, gehen Sie aus dieſem trägen Schweigen, aus dieſem düſtern Hinbrüten, aus dieſer einſylbigen Zurückhaltung, wieder als der Alte hervor, der Sie immer waren! Oder ſollten Sie in der That von ſich ſelbſt und mir zu gleicher Zeit abgefallen ſein? Sollten Sie der kläglichen Anſichtsweiſe meines Miniſters Panin wirklich Vorſchub zu leiſten anfangen? Dann will ich Ihnen nur ſagen, welcher unwürdigen Mittel ſich Graf Panin bedient, um einer ſchlechten Politik aufzuhelfen, und dem Großfürſten Paul und dem preußiſchen Hofe, die mich zu einem Bündniß mit Preußen und der Pforte drängen wollen, Vorſchub zu leiſten. Ja, dieſer Graf Panin hat es ſogar nicht verſchmäht, ſich zu einem Gaukler, wie Caglioſtro, zu begeben, und denſelben zu Umtrieben zu engagiren, durch welche ſie den Ballen der preußiſchen Politik am ruſſiſchen Hofe ſteigen machen wollen. O wie kurzſichtig und thöricht wären Sie, Fürſt, wenn Sie ſich durch ſolche grobe Täuſchungen auch nur einen Augenblick an ſich ſelbſt und Ihrem glänzenden ſiegesgewiſſen Schickſal irre machen laſſen wollten!“

Fürſt Potemkin ſchrak bei dieſen Worten heftig zuſammen und vermied es, dem flammend auf ihn gerichteten Auge der Czarin, das ihn mit durchbohrenden Blicken betrachtete, zu begegnen. Dann ſchlug er ſich plötzlich mit einem ſchallenden Schlag vor die Stirn, und begann einen Augenblick darauf in ein lautes helles Gelächter auszubrechen. Katharina ſah ihn mit dem höchſten Erſtaunen an, hatte aber nicht mehr Zeit, ihn um die Urſache ſeines ſeltſamen Benehmens zu befragen, da Fürſt Potemkin in demſelben Augenblick, und ohne ein Wort zu ſeiner Entſchuldigung zu ſagen, aus dem Zimmer lief.

Fürſt Potemkin begab ſich jetzt mit den ſchleunigſten Schritten in die Vorgemächer hinaus, und hatte bald das Zimmer erreicht, in welchem Graf Caglioſtro ſeit einiger Zeit ſeiner wartete. Kaum hatte er ihn dort erſpäht, ſo winkte er ihm mit einer heftigen Geberde in ein Nebencabinet, wohin ihm Caglioſtro in zweifelhafter Erwartung folgte.

„Mein guter Freund," ſagte Potemkin jetzt, indem er ſeine Hand etwas unſanft auf die Schulter Caglioſtro's legte, „ich komme nicht her, um mir meine gute Laune noch einmal durch eines Ihrer unſauberen Geheimniſſe verpeſten zu laſſen. Ich weiß jetzt, daß Graf Panin die faulen Eier ſeiner Politik auf Ihrem Zauberheerde ausbrüten läßt, woraus gewiſſe Prophezeihungen hervorgehen,

die andern Menſchen in alle Glieder fahren, und doch nur die armſeligſten Spiegelfechtereien meiner Feinde ſind. Ich befinde mich aber, Gott ſei Dank, wieder recht wohl und geſund, und hoffe mich auch noch ſehr lange ſo zu befinden. Ihnen aber gebe ich den Rath: halten Sie Petersburg nicht länger für den geeigneten Aufenthalt der Gaukler und Beutelſchneider! Wenn Sie morgen noch in Petersburg angetroffen werden, ſo wird es Ihnen nicht mehr freiſtehn, das Ziel Ihrer Abreiſe zu beſtimmen. Ich bürge Ihnen dann für einen ſichern und ſofortigen Transport nach Sibirien, wo Sie den Bären die Geheimniſſe mittheilen können, welche Sie mir heut noch ſchuldig geblieben ſind."

Graf Caglioſtro verſuchte zu ſprechen, indem er zu ſeiner Vertheidigung einige Umſtände geltend machen zu können ſchien. Aber Potemkin hatte ſich ſchon mit der höchſten Geſchwindigkeit wieder entfernt, und ſchlug ungeſtüm vorwärts eilend den Rückweg zu den Gemächern der Czarina ein.

Als er dort anlangte, vernahm er, daß Kaiſer Joſeph bereits in dem Cabinet der Kaiſerin eingetroffen war. Fürſt Potemkin ſäumte nicht, zu den Verhandlungen, die bereits begonnen hatten, ſich einzuführen.

Kaiſer Joſeph ſchritt dem eintretenden Fürſten mit der größten Zuvorkommenheit entgegen und reichte ihm

die Hand, die der Fürſt diesmal mit einer beſonderen Angelegentlichkeit ergriff. Das eben ſo milde als ſcharf forſchende Auge Joſeph's ruhte lächelnd auf dem Geſicht Potemkin's, das einen merkwürdig erheiterten und befriedigten Ausdruck darbot. Auch die Kaiſerin hatte ſogleich die veränderte Haltung bemerkt, in der Potemkin wiedergekehrt war, und ſtrahlte ihm mit einem ſonnigen Lächeln ihren Beifall darüber entgegen.

„So haben Ew. Majeſtät die Gnade, Sich zu der Fortſetzung unſerer Berathungen niederzulaſſen," ſagte Katharina mit einer eben ſo huldvollen als hingebenden Bewegung gegen den Kaiſer. „Es iſt heut ein ſchöner heiterer Tag, und lange fühlte ich mein Herz nicht ſo froh bewegt. So wohl kann mir nur ſein, wenn die Freundſchaft zwiſchen den Souverainen Oeſterreichs und Rußlands ihrer Verbürgung entgegengeht!"

„Die Freundſchaft zwiſchen den Souverainen Oeſterreichs und Rußlands ſteht ſo feſt und innerlich begründet da, daß ſie kaum noch verbürgt zu werden nöthig hätte," bemerkte Kaiſer Joſeph mit einem feinen Lächeln, das zugleich wie ein ausweichender Zug ausſah, und doch eine Fülle von Verbindlichkeit in ſich ſchloß. „Freunde können Alles mit einander theilen, und Alles für einander thun, und brauchen doch keinen förmlichen Contract darüber un-

ter sich abzuschließen. Und das werden gerade die wahren, die ächten Freunde sein."

„Rußland und Oesterreich werden immer geschieden sein, wie Ost und West," bemerkte Katharina mit einem feurigen, schwärmerischen Ausdruck, „aber wenn Oesterreich dahin wirken wird, daß Rußland im Osten herrscht, wird Rußland dahin wirken, daß Oesterreich die Herrschaft des Westens zufällt, und diese Theilung der Weltherrschaft wird das Symbol der Freundschaft zwischen Oesterreich und Rußland sein!"

„Ja," rief Potemkin mit tönender, begeisterter Stimme, „wenn Ew. Majestät den Entwürfen Rußlands gegen das ottomanische Reich beitreten und auch zur Wiederherstellung des alten Griechenlands wenigstens Ihren mittelbaren Beistand bieten, dann ist für die Freundschaft Rußlands und Oesterreichs und für die einstige Weltbeherrschung Beider schon die sicherste und großartigste Grundlage gewonnen!"

„Wahrlich, Sie sind entzückend heut, Fürst," flüsterte ihm die Czarin ganz leise zu, indem sie ihn zärtlich anblickte. „Ich sehe die ganze schöne Zeit unseres Verhältnisses wieder aufblühen!"

„So lassen Sie uns mit unsern Berathungen jetzt in das Einzelne eintreten, aber auf der Grundlage, die

ich vorher ſchon zu bezeichnen die Ehre hatte!“ ſagte Kaiſer Joſeph mit einer eben ſo unerſchütterlichen als heitern Ruhe. — —

Elftes Capitel.

Der Ball des Miniſters des Innern.

Der Tag des großen Ballfeſtes, welches der Miniſter von Gelagin in ſeinem Hôtel mit den prächtigſten und verſchwenderiſchſten Veranſtaltungen vorbereitet hatte, war herangekommen. Vor Erſcheinen der Geſellſchaft, die aus den vornehmſten und glänzendſten Kreiſen Petersburgs geladen war, durchlief der Miniſter ſeine ſtrahlenden Säle, um zu prüfen, wie allen ſeinen Anordnungen Genüge geleiſtet worden ſei. Herr von Gelagin, der viel Geſchmack und Erfindung beſaß, pflegte dann ſelbſt die letzte Hand anzulegen, um Alles ſo vollendet und glänzend als möglich bei ſich erſcheinen zu laſſen, und ſeine praktiſche Fürſorge ging ſo weit, daß er ſelbſt mit einzelnen Lichtern, die ſchlecht vertheilt waren, oder ihm nicht wirkſam genug brannten, ſich eifrig und andauernd beſchäftigen konnte.

Auf dieſer Wanderung begleitete ihn ſein Secretair

und Haushofmeiſter, der getreue Kulnoff Iwanowitſch, deſſen ſonſt ſo ernſtes und ſchwermüthiges Geſicht heut ganz und gar einen heitern und glückſtrahlenden Ausdruck hatte.

„Wahrhaftig, ſo luſtig habe ich Dich noch nie geſehn, mein Freund Kulnoff Iwanowitſch," ſagte Gelagin, indem ſein Blick von ſeinen venetianiſchen Spiegeln und Teppichen, die er eben gemuſtert hatte, zufällig auf das Geſicht ſeines Secretairs herabglitt. „Du freuſt Dich wohl ſehr, daß ich Dir mein Wort gehalten, und Dich heut mit dem Freibrief ausgeſtattet habe, der Dich, was Du ſo lange verdienteſt, zum freien Mann und zum Herrn Deiner ſelbſt gemacht hat?"

Dies könnte immerhin die Urſache meiner Freude ſein, Excellenz," entgegnete Kulnoff mit liſtig blinzelnden Augen. „Aber mein Freibrief iſt ja doch nur eine Ceremonie für eine Sache, die ich längſt durch die Gnade und Milde Eurer Excellenz genoß. Denn war ich nicht frei im ſchönſten Sinne des Wortes, ſo lange ich bei Eurer Excellenz den Dienſt hier verſah, und wenn ich nicht in demſelben nach wie vor hätte verbleiben dürfen, was würde mir dieſer Freibrief geweſen ſein?"

„Nun, es iſt mir lieb, daß Du ſo denkſt, Kulnoff Iwanowitſch," erwiederte Gelagin lächelnd. „Wenn es alſo nicht Dein Freibrief iſt, der Dir eine ſolche, wahr-

haft durchtriebene Heiterkeit auf Dein ehrenwerthes Gesicht zeichnet, so ist es doch ganz gewiß Dein hübsches, rundliches Kaufmannsmädchen, die schmachtende Olga Paulowna, die Du nun bald heirathen wirst, und durch deren Besitz dieses schelmische Feuer in Deine Augen getreten ist. Ich hoffe, daß der Vater Dir jetzt seine Einwilligung ausgesprochen hat."

„Das hat er, Excellenz, das hat er," rief Kulnoff Iwanowitsch jubelnd. „Die Hochzeit findet schon im nächsten Monat statt, und das könnte immerhin die Ursache meiner Freude sein, Excellenz! Denn das Mädchen ist hübsch und brav, und ich liebe sie, wie man nur immer lieben kann. Aber wenn Ihr mir anzusehen glaubt, daß mich heut über die Maßen der Hafer sticht, so möchte es doch noch einen andern Grund dazu geben, und ich wette, derselbe würde auch Eure Excellenz höchlich amüsiren."

„So erzähle, Kulnoff, aber ein wenig rasch, denn meine Gäste müssen jeden Augenblick kommen," sagte der Minister, indem er seine Uhr zog und das Zifferblatt betrachtete.

„Meine Geschichte ist auch gar nicht lang," entgegnete Kulnoff in seiner treuherzigen Weise. „Sie betrifft den Grafen Cagliostro und die schöne Prinzessin von Santa Croce. Diese beiden Leutchen sind gestern bei Nacht und Nebel in einer Postchaise zusammen aufgebro-

chen, und haben Petersburg verlassen. Es ist anzunehmen, daß sie niemals wieder hierher kommen werden. Kulnoff Iwanowitsch freut sich, daß er die Ursache dieser beschleunigten Abreise von zwei Menschen geworden ist, die sich hier schon wie Blutsauger angesetzt hatten und alle ehrlichen Menschen am Narrenseil herumzuziehen anfingen. Die Erklärung des spanischen Gesandten Don Normandez, welche gestern in der Petersburger Zeitung stand, hat dem Faß den Boden ausgestoßen. Cagliostro glaubte nun, daß seines Bleibens nicht mehr hier sei, nachdem er durch diese Erklärung officiell als Abenteurer gestempelt worden und der spanische Gesandte aller Welt angezeigt hatte, daß es in der spanischen Armee keinen Obristen Grafen Cagliostro und in dem spanischen Adel keinen Grafen Cagliostro gebe. Es ist Euer unterthänigster Diener, Kulnoff Iwanowitsch, der durch seinen Freund, den Secretair der spanischen Gesandtschaft, diese Erklärung bewirkt hat. Und habe ich das nicht sehr gut gemacht, Excellenz? Wir sind dadurch Alle eine Plage los geworden, und der stolze Geisterseher, der den armen Kulnoff Iwanowitsch schmähen zu können glaubte, ist flüchtig geworden, während Kulnoff Iwanowitsch seinen Freibrief erhalten hat, und die Braut heimführen wird! Hurrah, das ist eine Freude, die mich beständig mit Händen und Füßen zappeln läßt,

weshalb ich Ew. Excellenz um Entschuldigung bitte, wenn es gegen den Respect sein sollte!"

„Du hast Recht gehabt, Kulnoff, daß mich diese Geschichte etwas amüsiren würde," sagte der Minister, ihm auf die Schulter klopfend. „Es ist mir allerdings recht lieb, daß der Mann auf diese Weise veranlaßt worden ist, freiwillig die Stadt zu verlassen. Sein Aufenthalt würde mich mehr und mehr genirt haben, denn als Cavalier würde ich mich doch am Ende genöthigt gesehen haben, ihm die 7000 Rubel wiederzuerstatten, die ich ihm in meiner Verlegenheit wieder abfordern ließ. Nun sich der Herr Graf aber selbst verflüchtigt hat, sollen die 7000 Rubel um so lustiger in den Schooß der Signora Gabrielli fließen, die sie noch heut Abend im Tanz mit mir gewinnen soll. — Doch still, ich höre Wagen vorfahren. Auf Deinen Posten, Kulnoff Iwanowitsch!" —

Die Gäste des Ministers hatten bald alle Säle angefüllt. Die ersten und glänzendsten Persönlichkeiten Petersburgs hatten sich in dieser Gesellschaft vereinigt, die, strahlend von Pracht und Luxus der Toiletten, auf- und niederwogte, und bald, unter den Wirbeln der rauschenden Musik, sich dem Tanz zugewendet hatte.

Der Minister von Gelagin, obwohl er so viele bedeutende Verpflichtungen gegen die hohen Damen seiner Gesellschaft zu erfüllen hatte, schien doch nur Augen und

Aufmerksamkeit für die Signora Gabrielli zu haben, die ihm schon dadurch ein Zeichen ihres zur Versöhnung geneigten Sinnes bewiesen, daß sie auf seine Einladung heut erschienen war, obwohl sie bei ihrem Eintreten ihn nur sehr kühl und zurückhaltend begrüßt und sich dann jeder von ihm versuchten Annäherung auf eine fast auffällige Weise entzogen hatte.

Die Signora, die heut in dem ganzen zauberischen Aufwand ihrer italienischen Schönheit strahlte, und deren üppige Reize mit der verschwenderischen Pracht ihrer Toilette um die Wette wirkten, tanzte bis jetzt fast ausschließlich mit dem Hofmarschall Grafen Trubetzkoi, dessen Leidenschaft für die Sängerin seit Kurzem in eine ernsthafte Liebe umgeschlagen zu sein schien.

Gelagin stand in einer Ecke seines Salons, und betrachtete mit Schmerz und Kränkung diese gegen ihn gerichtete Koketterie seiner Freundin, die es offenbar auch jetzt noch darauf abgesehen hatte, ihn zu strafen und durch ihre Nichtachtung empfindlich und bis zur Verzweiflung zu quälen. Bei der großen Macht, welche die Gabrielli über das Herz des Ministers behauptete, war es ein unerträglicher Gedanke für ihn, sie, an der er mit einer leidenschaftlichen Hingebung hing, verloren geben zu sollen.

In einer jetzt eingetretenen Pause des Tanzes schien

Gelagin seinen Entschluß gefaßt zu haben. Er näherte sich der Signora, die einen Augenblick von ihrem unermüdlichen Tänzer, dem Grafen Trubetzkoi, verlassen worden war.

„Die Signora vergißt," flüsterte er ihr mit geheimnißvoller Wichtigkeit zu, „daß auch noch andere Menschen Beine haben, um zu tanzen, und daß, wenn Sie fortfahren ohne mich zu tanzen, Sie sich zu sehr ermüden werden, um noch die Wette mit mir gewinnen zu können. Sie erinnern sich doch noch, Signora, um was und um wie viel wir gewettet haben? Die Banknote von 7000 Rubel steckt hier in dem Portefeuille, welches ich der Signora vorzuweisen die Ehre habe."

„Ich glaubte Sie sehr schlecht bei Kasse, mein guter Gelagin," entgegnete die Sängerin lächelnd, indem sie mit ihrem goldschimmernden Fächer nachlässig gegen das ihr vorgezeigte Portefeuille schlug. „Indeß stehe ich Ihnen bei dem nächsten Walzer zu Diensten, und nehme Sie von diesem Tanz an in meine Gewalt, ohne Sie wieder los zu lassen. Wenn Sie mir dann nicht die ganze Nacht hindurch Stand halten, werden Sie die Wette verloren haben, mein Herr!"

„Ich werde es mir nicht besser wünschen können," entgegnete Gelagin, indem er, bei den neu beginnenden Takten der Musik, die zauberische Taille seiner Tänzerin

umſchlang und in den Wirbeln des Walzers mit ihr davonflog. Ehe die Gabrielli mit ihm entſchwebte, hatte ſie noch dem eben zu ihr zurückkehrenden Grafen Trubetzkoi einen vertrauten Gruß zugewinkt, der zugleich das Zeichen eines unter ihnen getroffenen Einverſtändniſſes zu ſein ſchien. Der Graf hatte darauf mit großer Eile den Tanzſaal verlaſſen.

Gelagin, in der Freude, ſich wieder in den ausſchließlichen Beſitz ſeiner Freundin geſetzt zu ſehen, tanzte mit einem Feuer und einer Ausdauer, die in den Armen der ſchönen Frau nicht ſobald einer Erſchöpfung fähig ſchienen.

Schon hatte er den zweiten und dritten Tanz mit der Signora begonnen, als er plötzlich mit einem leiſen Aufſchrei zu Boden ſtürzte und dann, nachdem er ſich vergeblich wieder aufzurichten bemüht war, um ſeinen gebrochenen Fuß klagte.

„Mein Gott, was haben Sie gethan?“ rief die Signora, indem ſie ſich mit anſcheinender Theilnahme zu ihm niederbeugte. „Ich glaube, Sie haben ſich in mein Kleid verwickelt, und ſind dadurch zu Falle gekommen.“

„Nein,“ erwiederte Gelagin mit eben ſo viel Schmerz als Zorn, „Ihr Arm war es, der mir einen Stoß gegeben und mich mit aller Gewalt auf das Parquet ſchleu-

derte. Sie haben sich an mir gerächt. Ich habe einen gebrochenen Fuß davon getragen."

Die Signora stieß einen Schrei aus, der fast wie ein Jubelruf klang. Dann verschwand sie unvermerkt hinter dem Gedränge der Gäste und Freunde des Ministers, die sich von allen Seiten herzudrängten, um das Vorgefallene zu sehn und nach dem Verletzten sich zu erkundigen.

Während man eine Tragbahre herbeischaffen ließ, um Herrn von Gelagin in sein Zimmer zu bringen, und ihm die Hülfe der Aerzte angedeihen zu lassen, hatte sich Signora Gabrielli mit eiligem Fuß durch die ihr wohlbekannten Gänge des Ministerhôtels entfernt, um einen Seiten-Ausgang desselben, der in eine kleine wenig belebte Straße hinausführte, zu gewinnen.

Vor dieser Pforte stand ein Wagen, dessen Schlag der erwartungsvoll ihrer harrende Graf Trubetzkoi öffnete. Der Graf hob die Signora in den Wagen, und setzte sich dann unter zärtlichem Geflüster zu ihr.

„So ist denn Alles nach Wunsch gegangen!" rief Signora Gabrielli, indem sie sich seiner Umarmung überließ. „Ich bin gerächt an allen meinen Feinden. Dem verächtlichen Gelagin habe ich den Fuß entzwei gebrochen, und an der Kaiserin Katharina bin ich noch besser gerächt, denn ich lasse mich durch den schönen Grafen Trubetzkoi

entführen, auf deſſen Heldengeſtalt ſie längſt ihre Augen geworfen hatte. Und nun raſch, raſch fort. Wir haben eine große Reiſe vor, mein Freund! Der Weg von Petersburg nach London iſt weit. Und nun, maledetta Russia, verſchwinde vor meinen Augen!" —

Die heftig angetriebenen Pferde ſetzten den Wagen jetzt in die raſcheſte Bewegung, und bald erreichten ſie das noch in dieſer Nacht unter Segel gehende Schiff, das die Fliehenden aufnehmen ſollte.

Leipzig,
Druck von Giesecke & Devrient

J. J. Engel's

Mimik.

Neu herausgegeben und eingeleitet

von

Theodor Mundt.

Erster Theil.

Berlin.
Mylius'sche Buchhandlung.
1845.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK
FRESENIUS

Inhalt.

Ideen zu einer Mimik.

Erster Theil.

Einleitung.

Seite

I. Brief. Leſſing's Urtheil über den Schauſpieler des Remond von Ste. Albine. Sein Verſatz, ein Werk über die körperliche Beredſamkeit zu ſchreiben *). Züge aus ſeinem ſchriftſtelleriſchen Charakter 3

II. Brief. Nützlichkeit einer Theorie der Schauſpielkunſt. Unzulänglichkeit der bloßen Empfindung. Widerlegung des Einwurfs: daß Alles, was nach Regeln gemacht wird, kalt und ängſtlich werde. Abſoluter Werth der Mimik. 10

III. Brief. Möglichkeit einer Mimik. Die auszudrückenden Arten der Empfindungen laſſen ſich überſehen, wenn gleich nicht ihre Objecte. Mannichfaltigkeit der Ausdrücke unter verſchiedenen Völkern, Ständen u. ſ. w. 16

IV. Brief. Gemeinſchaftliches in allen dieſen Verſchiedenheiten. Einſchränkung der Mimik eben auf dieſes Gemeinſchaftliche. 20

*) Ein Entwurf hievon, und zu Abhandlungen über verwandte Materien, findet ſich in Leſſing's Schriften, Bd. 22, Nr. VII, VIII u. f. w. S. 231 folg.

Seite

V. Brief. Unterscheidung bloß mechanischer und solcher körperlichen Veränderungen, die von der Einwirkung der Seele abhangen. Regeln für jene ersteren. Eintheilung der letztern in solche, die nur einen ganz allgemeinen unbestimmten, und in solche, die einen speciellern bestimmtern Sinn haben. Regel für jene. 26

VI. Brief. Ueber den Begriff des Wortes: Gebehrde. Vorläufige Eintheilung der Gebehrden in malende und ausdrückende. Theile des Körpers, die zu Gebehrden dienen. Schwierigkeit der Beschreibung der Gebehrden, wegen Armuth der Sprache. 34

VII. Brief. Zwei Gesichtspuncte für das Gebehrdenspiel: Wahrheit und Schönheit. Einschränkung der nachfolgenden Untersuchungen auf die Wahrheit. 42

Erste Abtheilung. Die Gebehrden, einzeln betrachtet.

VIII. Brief. Erklärung der beiden Wörter: Malerei und Ausdruck. Was eigentlich mimisch malbar sei? Die Ursache einer malenden Gebehrde ist entweder Lebhaftigkeit der eigenen Vorstellung, oder Absicht bei Andern eine lebhafte Vorstellung zu erwecken. Ueber das viele Figürliche im Gebehrdenspiel. 46

IX. Brief. Eintheilung der ausdrückenden Gebehrden in absichtliche, analoge, physiologische: der letztern wieder in solche, die willkürlich nachgeahmt werden können, und die es nicht können. Einziges Mittel, auch die letztern herauszubringen. 56

X. Brief. Ausdruck der unthätigen Ruhe. Verschiedenheiten in diesem Ausdruck und Gründe derselben. Vorläufige Anmerkung über den allmählichen Uebergang aus Ruhe in Thätigkeit. 62

XI. Brief. Ausdruck der Operationen des Verstandes. Von dem Analogen in diesem Ausdrucke. Von dem Figürlichen darin. 74

Seite

XII. Brief. Ausdruck der Affecten. Eintheilung derselben in Begierden und Affecten des Anschauens. Bemerkung, daß auch der Verstand Affecten von beiderlei Art habe. Von Lachen, Bewunderung, Verwunderung. 86

XIII. Brief. Ausdruck der Affecten des Herzens, und zuförderst der Begierden. Eintheilung in Begierde nach Genuß, nach Rettung, nach Wegräumung. Verschiedene Modificationen dieser Begierden. 94

XIV. Brief. Gemeinschaftliches aller nach außen gerichteten Begierden: die schiefe Lage des Körpers, die gerade Linie, die Abänderung nach dem verschiedenen Verhältnisse, worin der Begehrende und der Gegenstand der Begierde stehen. . 102

XV. Brief. Spiel der Genußbegierde. Bemerkung über die hier sich äußernde Synergie der Kräfte. Figürliche Ausdrücke. Eigenthumliches in dem Spiel der Begierden, die auf Entschließung freier Wesen gerichtet sind. 111

XVI. Brief. Spiel der Rettungsbegierde. Wie sie sich fast immer mit Begierde, das Uebel zu kennen und es wegzuräumen, verbindet. Inwiefern auch hier Synergie der Kräfte Statt hat. Figürliches und motivirtes Spiel. 120

XVII. Brief. Spiel des Zorns. Zurückschreckende Häßlichkeit desselben. Anmerkung über eine Stelle im Plutarch. . 132

XVIII. Brief. Schwierigkeit, die Ausdrücke zu classificiren. Ableitung des Zorns auf fremde und unschuldige Gegenstände. Aehnliche Erscheinungen bei der Rettungs- und der Genußbegierde. 138

XIX. Brief. Uebergang zu den Affecten des Anschauens. Verschiedenheit der philosophischen und der mimischen Betrachtungsart. Daraus hergeleitete Einschränkung der folgenden Untersuchungen. 145

XX. Brief. Ausdruck der angenehmen Affecten des Anschauens. Gebehrden der Freude: Handlungen, worin sie gerne aus-

Seite

bricht. Verſchiedene Ausdrücke des ruhigen Selbſtgefallens der moraliſchen Sympathie. 153

XXI. Brief. Ausdruck der Verehrung, der Liebe. Anmerkung über die Modificationen, welche auch dieſe Affecten von ihrem Gegenſtande annehmen. 165

XXII. Brief. Ausdruck der unangenehmen Affecten des Anſchauens. Solcher, deren Urſache bloß Herabwürdigung im Urtheil iſt. Ausdruck der Verachtung, der Scham. . . . 174

XXIII. Brief. Solcher, deren Gegenſtand ein wirkliches Uebel iſt. Eintheilung dieſer Affecten in ſolche, die ſich auf die Urſache, und die ſich auf die Empfindung des Uebels beziehen. Ausdruck der Furcht, des Aergerniſſes, des Verdruſſes: Ausdruck der Schwermuth, des Leidens. Rückblick auf die Selbſtanfälle des Zorns. 181

XXIV. Brief. Regel von der Vollſtändigkeit des Ausdrucks. 194

XXV. Brief. Ueber zuſammengeſetzte Ausdrücke vermiſchter Empfindungen. Wie es einige ihrem Namen nach nicht zu ſeyn ſcheinen und es doch ſind. Allgemeine Regel für ſolche Ausdrücke. Beiſpiele. 202

Einleitung.

Die „Ideen zu einer Mimik", welche Engel zuerst im Jahre 1785 erscheinen ließ, waren damals ein neuer und eigenthümlicher Versuch, eine Wissenschaft der Schauspielkunst zu begründen, wozu Engel zunächst durch seinen eigenen Antheil am Theater und später an der Berliner Theaterverwaltung bestimmt worden war.

Dies Buch wurde in jener Zeit durch die lichtvolle Klarheit seiner Darstellung, durch die Verbindung psychologischer Studien mit praktischer Theaterkenntniß und umfassender Lebenserfahrung, so wie auch durch die trefflichen Kupfer von Meil, welche in feiner und charakteristischer Auffassung die wesentlichsten Momente bildlich wiedergaben, ein sehr verbreitetes und beliebtes Handbuch für Schauspieler, Bühnenfreunde und alle Diejenigen, welche über die Gesetze und Geheimnisse der theatralischen Darstellungskunst sich ein Bewußtsein erwerben wollten.

Engel's Versuch einer wissenschaftlichen Behandlung der Schauspielkunst hat aber bis in unsere Zeit hinein seinen besonderen Werth behalten, da alle nachfolgenden Leistungen

STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

auf diesem Gebiete theils durch Engel angeregt, theils nicht so weit, weder in umfassender Anlage, noch in praktischer Einzelausführung, über ihn hinausgeschritten sind, um seine Mimik vergessen oder entbehrlich machen zu können. Vielmehr ist gerade Engel's Werk als eine belehrende Studie aus der sogenannten „guten alten Zeit" des deutschen Theaters festzuhalten und in Andenken und Gebrauch zu bewahren. Manches, was damals als Gesetz der Darstellung aufgestellt werden konnte, mag heutzutage nicht mehr gelten, da sich mit der Aenderung vieler Lebensgewohnheiten, mit einem freieren und natürlicheren Bewegen und Gebahren in den Formen der Welt, welche seitdem die Zeit eingeführt hat, auch zum Theil die ästhetischen Anforderungen sich umgestaltet und neue künstlerische Momente der Darstellung aufgetreten sind. Denn die Theaterkunst ist nur halb eine ideale, halb ist sie eine conventionelle Kunst, das heißt, sie hat die Lebensbilder, die sie aus den Händen der Kunst empfängt, und mit denen sie auf dem idealen Grunde des menschlichen Daseins steht, nicht anders als in der Manier ihrer Zeit und in den Formen der sie umgebenden Wirklichkeit zur Erscheinung zu bringen. Wenn daher auch die höheren Grundbegriffe der Darstellung überall die nämlichen bleiben müssen, so wechseln doch die einzelnen Formen und Nüancen der Verkörperung für dieselbe, gewisse Handgriffe der Kunst werden andere, und so entstehen neue theatralische Typen und Mittel, in denen sich lediglich die Anforderungen des Zeitgeschmacks vertreten. Dies ist aber gerade der Reiz und die hohe menschliche Bedeutung der Schauspielkunst,

daß ſie das Ideal immer nach Zeit, Bedürfniß und Geſchmack zu veranſchaulichen und dadurch zu einer volksthümlichen Wirkung zu bringen ſtrebt.

Wenn daher in Engel's Mimik und in den Geſetzen der theatraliſchen Darſtellung, die er darin zu beſtimmen ſucht, der Zeitgeſchmack ein weſentliches Element bildet, ſo wird ſie gerade dadurch intereſſante und anregende Momente für die künſtleriſche Bildung darbieten, und zu einer Vergleichung herausfordern, welche das eigenthümlichſte Weſen dieſer Kunſt zur Erkenntniß bringt.

Auf dem Standpunkt, auf welchem Engel ſeine Mimik ſchrieb, hat er beſonders eine Seite der Schauſpielkunſt gründlich erörtert, welche in neueſter Zeit in der Praxis ſehr in Verfall gekommen iſt, und für die man gerade heut wieder aus dieſem Buche ſehr viel lernen und die werthvollſten Beobachtungen ſich zu eigen machen kann. Dies iſt die theatraliſche Phyſiognomik, welche die Schauſpieler der Gegenwart ſehr zu vernachläſſigen angefangen, und die Engel auf pſychologiſcher Grundlage als einen weſentlichen Beſtandtheil der darſtellenden Kunſt zu begründen geſtrebt hat. Dieſe phyſiognomiſche Seite der Darſtellung, welche auch die körperliche Beredſamkeit genannt wurde, bildete früher das vorwaltendſte Element der Schauſpielkunſt, und inwiefern ſie ſich auf eine treue Beobachtung der Natur, auf wahrhafte Menſchenkenntniß, und auf eine innerliche Zergliederung der menſchlichen Leidenſchaften und Seelenzuſtände ſtützen mußte, konnte ſie für eine wahre Erfüllung der höchſten Aufgabe dieſer Kunſt und

für eine achte Schule des darstellenden Schauspielers angesehen werden. So gingen aus dieser physiognomischen Schule in Deutschland die großen Schauspieler Iffland, Fleck, Ludwig Devrient, in Frankreich Talma, in England Garrick, hervor. Diese überwiegende Richtung auf das äußerlich Ausdrucksame lag in der ganzen Tendenz des Zeitalters, welches auf eine Einheit von Geist und Natur in allen seinen Zuständen losstrebte und dieselbe sowohl durch seine wissenschaftliche Entwickelung wie durch seine politischen Bewegungen und Strebungen begründen wollte. In wissenschaftlicher Hinsicht waren die berühmten physiognomischen Fragmente von Lavater, welche in den organischen Gestaltungen des Körpers nur das unmittelbare Abbild des inneren geistigen Lebens sehen wollten, gewissermaßen der Vorläufer der Naturphilosophie in Deutschland gewesen, welche letztere aus diesem Streben, das Innere im Aeußern und das Aeußere im Inneren zu finden, ein wissenschaftliches System machte und als das Prinzip der Immanenz von Geist und Natur festzustellen suchte. Lavater aber hatte in seinen physiognomischen Fragmenten die bedeutendsten schaffenden Geister seiner Zeit abbilden lassen, und dabei die Uebereinstimmung ihrer organischen Formen mit ihren geistigen Eigenschaften erklärt. So hatte er namentlich in Goethe's Kopf ein Musterbild der höchsten Vollendung aufgestellt, und dabei den bekannten Ausspruch gethan, daß, wenn ein Gott sich organisch hätte verleiblichen wollen, er nur die Goethe'schen Körperformen als die würdigsten sich hätte erwählen können. Diese physiognomische Auffassung des menschlichen Lebens und Leibes hat,

bei allen ihren frazzenhaften Ausartungen, in die sie hineingerieth, doch den großen Gedanken für sich, Vernunft und Zusammenhang in dem Bilde der menschlichen Gestalt zu erkennen und dieselbe als eine ihrem Inhalt gemäße Form, als beredtes Zeichen der göttlichen Idee, oder als nicht minder charakteristische Verzerrung ihres wahrhaften Wesens, anzuschauen. Diese physiognomisch-psychologische Anschauung muß darum als die ergiebigste Grundlage derjenigen Kunst erscheinen, welche, wie die Bühnenkunst, vorzugsweise ihre Aufgabe darin hat, das menschliche Dasein auf seinem geheimsten Lebenspunct und in seinen verborgensten Falten abzuspiegeln und durch ein Veräußerlichen aller inneren Momente und Nüancen der menschlichen Natur diesen großen göttlichen Zusammenhang des körperlichen und geistigen Lebens, worin der wahre Organismus der Wirklichkeit sich aufbaut, zur Erscheinung zu bringen.

Jeder Mensch ist in gewissem Sinne ein Schauspieler, insofern er sich selbst in seiner eigensten Wesenheit hervorzubringen und darzustellen hat, und es ihm in seiner Repräsentation darauf ankommen muß, sich in dem rechten Ton und Schick seiner Existenz nie zu vergreifen, und darum die geeignetsten und würdigsten Formen für sich zu finden. Die Darstellung der menschlichen Persönlichkeit beginnt daher von innen heraus, und die charaktergemäßeste und ausdrucksvollste Gestalt wird die sein, welche sich aus ihren geistigen Momenten auferbaut und gewissermaßen als die Blüthe derselben geformt hat. Diese physiognomischen Anforderungen an das Charaktergemäße dürfen freilich nicht zu weit getrieben werden, und wir können nicht von

der Physiognomik der menschlichen Gestalt etwas so materiell und mechanisch Zutreffendes verlangen, wie Lichtenberg von seinem Nachtwächter, den er (wie er in seinem Aufsatz: „über Physiognomik wider die Physiognomen", erzählt) nach der Stimme zu zeichnen versucht, nachdem er sich einige Jahre hindurch von ihm aus dem Schlafe hatte hornen und brüllen lassen. Seine Stimme habe in ihm das Bild eines langen, hagern, übrigens aber gesunden Mannes, mit länglichem Gesicht, in die Länge herunter gezogener Nase, starkem, ungebundenem Haar und langsamem, säendem, gravitatischem Tritt erweckt. Lichtenberg ward nach dieser Vorstellung begierig, den Mann am Tage zu sehen, und da habe er denn gefunden, daß die Abweichung der Zeichnung vom Original unerhört groß gewesen, und daß schlechterdings nichts getroffen war, da der Mann eine kleine Statur, ein munteres und geschwindes Ansehen, und hinten ein, aus wenigem Haar zusammengedrehtes, wegstehendes Zöpfchen gehabt. Wenn Lichtenberg hier mit einem satyrischen Hieb auf die Physiognomik losgeht, so hat er doch in einigen andern Aufsätzen selbst die trefflichsten Beiträge zur physiognomischen Beurtheilung der menschlichen Gestalt geliefert, namentlich auch in Beziehung auf die theatralische Darstellung. Seine Abhandlung „Vorschlag zu einem **Orbis pictus** für deutsche dramatische Schriftsteller, Romandichter und Schauspieler" (wozu Chodowiecki kleine allerliebste Vignetten lieferte) enthält einen großen Schatz von charakteristischen Bemerkungen, die psychologisch interessant und auch heut noch mit Erfolg vom Schauspieler benutzt werden können. Dieser Lichtenbergische Aufsatz ist eine

der werthvollſten Vorarbeiten zur deutſchen Dramaturgie, und war nicht ohne Einfluß auf die Ausführung der Engel'ſchen Mimik, die in demſelben Geiſt, wenn auch nicht mit dem ſcharfen und ſchneidenden Weltblick des humoriſtiſchen Genius Lichtenberg's, das erſte umfaſſende Syſtem einer Theorie der Schauſpielkunſt aufſtellte. Eine bedeutende Anregung zu einer höheren wiſſenſchaftlichen Behandlung der Bühnenkunſt gaben auch Lichtenberg's „Briefe aus England", welche zehn Jahre vor dem Erſcheinen der Mimik Engel's geſchrieben wurden, und worin Lichtenberg auf eine meiſterhafte Weiſe das Spiel des engliſchen Schauſpielers Garrick an ſeinen Hauptrollen, beſonders an ſeinen Darſtellungen Shakſpeare'ſcher Charaktere, zergliederte. Für die Bühnenkunſt ſind dieſe ungemein eingreifenden und lebensvollen Bemerkungen Lichtenberg's außerordentlich hoch zu ſtellen. Wenn Leſſing zuerſt in ſeiner Hamburgiſchen Dramaturgie das Prinzip des Charakteriſtiſchen und Naturwahren als das ächte Lebensprinzip der darſtellenden Kunſt durchführte und zunächſt dem Geſchmack ſeiner Zeit gegenüber eine bewaffnete Kritik von demantener Härte und Schärfe daraus machte, ſo hatte er unter den deutſchen Schauſpielern ſeiner Zeit faſt nur den einzigen Eckhoff, welcher zu der Höhe des Leſſing'ſchen Standpunctes heranreichte und demſelben würdige Gelegenheiten der Anwendung darbieten konnte. Lichtenberg konnte dagegen an Garrick's Spiel ſchon ein höchſtes Muſter derjenigen Darſtellungskunſt aufweiſen, welche die Freiheit und Kraft der Natur und das unmittelbare Leben der Wirklichkeit zu ihrem Geſetz machen wollte.

Leſſing und Lichtenberg legten die erſten Grundſteine zu einer Wiſſenſchaft der Schauſpielkunſt, und Engel folgte auf den von ihnen gebahnten Wegen nach, indem er in ſeiner Mimik eine praktiſche Bildungsſchule für den ausübenden Künſtler ſelbſt eröffnen wollte. In ſeiner einfachen, anſchaulichen, analytiſchen Methode ließ er die Geſetze der Darſtellung aus der inneren Nothwendigkeit ihres Objects ſelbſt herausſteigen, und wirkte damit zugleich auf die Thätigkeit des denkenden Bewußtſeins, das er zur Norm machte, um Ton, Maaß, Takt und Mittel der Darſtellung zu beſtimmen. In dieſer analytiſchen Entwickelung ſeiner äſthetiſchen Theorieen hat Engel, obwohl er ein reiner Verſtandesphiloſoph war, doch immer ungemein anregend auch für die Production gewirkt. Er wollte ſchon die Phantaſie des Künſtlers im Gedanken abklären, indem er ſein eigenes Bewußtſein erweckte, und darin die eigentliche Organiſation des Gegenſtandes, der zur Darſtellung gebracht werden ſollte, aus deſſen inneren geiſtigen Momenten heraus vorgehen ließ. Dies war freilich eine Schule, welche dem müßiggängeriſchen und bequemen Schlendrian der meiſten Schauſpieler zu harte Anmuthungen ſtellen mochte, und Engel mag in ſeinem eigenen Verhältniß zum Berliner Theater, deſſen Oberdirector er geworden war, Erfahrungen genug gemacht haben, welche ihm zeigten, daß eine ſtrenge geiſtige Zucht, würdige Geſinnung und gedankenfleißiges Bemühen um das innere Weſen der Kunſt, wie er es vom Schauſpieler verlangte, nur ſelten Hand in Hand mit der Praxis gehen konnten.

Engel war ſchon durch Friedrich den Großen zum Di-

rector des Berliner Theaters bestimmt worden, und trat diesen, wie es scheint, schon damals sehr dornenvollen Beruf unter Friedrich Wilhelm II. an, und unter Verhältnissen, wie sie für eine Theater-Direction wohl nicht zum zweiten Mal sich wiederholt haben mögen. Engel war nämlich als Lehrer und Erzieher des damaligen Kronprinzen (Friedrich Wilhelm III.) zu dieser Stelle besonders empfohlen worden, und verband mit derselben gleichzeitig die Professur am Joachimsthal'schen Gymnasium und eine Thätigkeit als Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften. Diese Vereinigung einer Theater-Verwaltung mit wissenschaftlichen Lehr-Aemtern hat einen schönen Sinn für die Bedeutung der Bühne als eines geistigen Nationalinstituts und als eines Concentrationspunctes der öffentlichen Bildung und Gesittung. Aber dieser höchste Gesichtspunct für das Theater, unter dem Engel gewissermaßen angestellt worden, mochte in der Praxis der Verwaltung am allerschwersten durchzuführen sein, und Engel, obwohl er auf seiner Stelle von oben her bei weitem freiere Hand zu schalten hatte, als dies gegenwärtig der Fall ist, machte doch seinen unsäglichen theatralischen Plackereien, über die er sich zu beklagen hatte, durch seine freiwillige Abdankung im Jahre 1794 ein Ende. Es war damals noch nicht die Zeit, und sie ist auch jetzt noch nicht gekommen, um einen Mann der Wissenschaft als Theaterdirector walten zu sehen. Engel schien aber so viel dabei ausgestanden zu haben, daß er, unmittelbar nach Niederlegung seines Amtes, sogar Berlin verließ und nach seinem Geburtslande Mecklenburg sich begab. Nur mit vieler

Mühe, und durch die dringenden Einladungen seines ehemaligen Zöglings, Friedrich Wilhelm III., der inzwischen zur Regierung gekommen war, konnte er bewogen werden, Berlin, den Schauplatz seiner theatralischen Leiden, wieder zu betreten!

Dies waren die Erfolge, welche Engel, mit den in seiner Mimik aufgestellten wissenschaftlichen Grundsätzen der theatralischen Darstellung, in der Wirklichkeit des Theaterlebens hatte! Aber sein in diesem Buche niedergelegtes Streben muß darum nur um so mehr als ein solches, welches das ächte Ziel der Bühnenkunst im Wesentlichen in sich trägt, festgehalten und verfolgt werden. Gerade heutzutage, wo die Schauspieler großentheils wieder von einer zusammenhängenden Charakterentwickelung abgekommen, wo sie nur noch auf pikante Einzelmomente losspielen und eine flache gesellschaftliche Manier auf der Bühne eingerissen ist, die höchstens elegant, aber selten charakteristisch und fast nie künstlerisch ist, gerade heut kann ein Buch, wie Engel's Mimik, wieder zur Herstellung einer guten geistigen Disciplin auf der Bühne empfohlen werden! Die neuesten Arbeiten auf diesem Gebiet, wenn sie auch auf einer zeitgemäßeren Praxis beruhen, wie das Buch von Thürnagel, oder auf mehr philosophischen Prätensionen, können doch gegen den gesunden Kern und gegen die umfassende klare Gesammtanschauung der Bühnenkunst, wie sie in Engel's Mimik vorliegt, kaum für einen wesentlichen Fortschritt in dieser Wissenschaft angesehen werden.

Berlin, im Juli 1845.

Theodor Mundt.

Ideen zu einer Mimik.

Erſter Theil.

K. BAYER. STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Erſter Brief.

Die Gründe, womit Sie mir die Idee einer Mimik, deren ich neulich gegen Sie erwähnte, aus dem Sinne reden wollen, haben ganz die entgegengeſetzte Wirkung gethan: ſie haben mich noch mehr darin beſtärkt. — Das iſt der Charakter jedes Eigenſinnigen, werden Sie ſagen, daß er nur um ſo mehr auf ſeinen Vorſätzen beſteht, je mehr man ihn davon abziehen will.

Ich hoffe, ich bin nicht eigenſinnig, mein Freund; auch hab' ich nichts weniger, als den Vorſatz, eine Mimik zu ſchreiben; aber einige einzelne Verſuche möcht' ich nun doch faſt wagen, um mich ſelbſt von der Realität meines Gedankens mehr zu verſichern.

Was Sie von unſerm vortrefflichen Leſſing ſagen, daß er irgendwo in ſeiner Dramaturgie von der Schauſpielkunſt, als einer Sache rede, die keine beſtimmte Regeln zulaſſe, kann ich nicht finden. Ich finde nur folgende Stelle, von der Sie leicht einſehen werden, daß ſie mehr für, als wider mich iſt; denn wenn ſie es gleich unentſchieden läßt, ob eine Schauſpiel-

kunſt in der That keine erfunden werden, ſo erregt ſie doch wenigſtens den Wunſch, daß eine vorhanden wäre. — „Wir „haben Schauſpieler, heißt es*), aber keine Schauſpielkunſt. „Wenn es vor Alters eine ſolche Kunſt gegeben hat, ſo ha„ben wir ſie nicht mehr: ſie iſt verloren, ſie muß ganz von „neuem wieder erfunden werden. Allgemeines Geſchwätz dar„über hat man in verſchiedenen Sprachen genug: aber ſpecielle, „von jedermann erkannte, mit Deutlichkeit und Praciſion ab„gefaßte Regeln, nach welchen der Tadel oder das Lob des „Acteurs in einem beſondern Falle zu beſtimmen ſei, deren „wüßte ich kaum zwei oder drei. Daher kommt es, daß alles „Raiſonnement über dieſe Materie immer ſo ſchwankend und „vieldeutig ſcheint, daß es eben kein Wunder iſt, wenn der „Schauſpieler, der nichts als eine glückliche Routine hat, ſich „auf alle Weiſe dadurch beleidigt finden. Gelobt wird er ſich „nie genug, getadelt aber allezeit viel zu viel glauben: ja öfter „wird er gar nicht einmal wiſſen, ob man ihn tadeln oder lo„ben wollen. Ueberhaupt hat man die Anmerkung ſchon langſt „gemacht, daß die Empfindlichkeit der Künſtler, in Anſehung „der Kritik, in eben dem Verhältniſſe ſteigt, in welchem die „Gewißheit und Deutlichkeit und Menge der Grundſätze ihrer „Künſte abnimmt.“ —

Ich finde hier nur Klage über das, was iſt: aber keine Spur von Zweifel, daß es nicht anders ſeyn könnte, wenn ſich nur einmal der Unterſuchungsgeiſt nach dieſer Seite hin wenden wollte. Und wenn man das jemal unter uns Deutſchen hat hoffen können, ſo darf man's vielleicht jetzt, wo ſich unſere Schau-

*) Th. 2, letztes Stück (Schriften, Bd. 25, S. 381 f.).

bühne anfängt zu bilden; wo selbst das Oberhaupt der Nation auf Alles, was zur Vervollkommung derselben beitragen kann, so großmüthig aufmerksam ist, daß es Schande wäre, wenn nicht jeder fähige Kopf die verschiedenen Künste, die sich auf der Bühne vereinigen, nach allen Kräften wollte befördern helfen; wo auch noch vor kurzem eine ähnliche Kunst ein so allgemeines großes Interesse erweckte: ein Interesse, das nur dadurch geschwächt ward, weil man keine sichern allgemeinen Grundsätze fand, die sich auch, aus wohlbekannten Ursachen, nicht so leicht möchten finden lassen. Ich nenne die Physiognomik eine der Mimik ähnliche Kunst: denn beide beschäftigen sich damit, den Ausdruck der Seele im Körper zu beobachten; nur daß jene die festen bleibenden Züge, woraus sich das Allgemeine eines Charakters abnehmen läßt, und diese die vorübergehenden körperlichen Bewegungen untersucht, die einen solchen und solchen einzelnen Zustand der Seele ankündigen.

Gegen die obige Stelle unsers Lessing, die Sie vermuthlich, obgleich nach einer falschen Erinnerung, im Sinne hatten, kann ich Ihnen, aus einem frühern Werke von ihm, eine andere nennen, welche das unwidersprechlichste Zeugniß enthält, daß er die Möglichkeit einer Schauspielkunst geglaubt, ja daß er sogar den Entwurf dazu schon gemacht haben müsse. Er giebt in dem ersten Bande seiner „Theatralischen Bibliothek“ *) einen Auszug aus dem „Schauspieler“ des Remond von Ste. Albine, und entschuldigt sich wegen des zu besorgenden Vorwurfs, daß er eine so interessante Schrift nicht lieber ganz übersetzt, durch eine sehr richtige und scharfsinnige Kritik derselben,

*) S. 209 — 266.

aus der ich Ihnen folgende Stelle, die Ihnen ſicher merkwürdig ſeyn wird, abſchreiben muß.

„Der Hr. R. v. Ste. Albine, ſagt er, ſetzt in ſeinem ganzen Werke ſtillſchweigend voraus, daß die äußerlichen Modificationen des Körpers natürliche Folgen von der innern Beſchaffenheit der Seele ſind, die ſich von ſelbſt ohne Mühe ergeben. Es iſt zwar wahr, daß jeder Menſch den Zuſtand ſeiner Seele durch Kennzeichen, welche in die Sinne fallen, einigermaßen ausdrücken kann: der eine durch dieſes, der andere durch jenes. Allein, auf dem Theater will man Geſinnungen und Leidenſchaften nicht bloß einigermaßen ausgedrückt ſehen; nicht nur auf die unvollkommne Weiſe, wie ſie ein einzelner Menſch, wenn er ſich wirklich in eben denſelben Umſtänden befände, vor ſich ausdrücken würde: ſondern man will ſie auf die allervollkommenſte Art ausgedrückt ſehen, ſo wie ſie nicht beſſer und nicht vollſtändiger ausgedrückt werden können. Dazu aber iſt kein ander Mittel, als die beſondern Arten, wie ſie ſich bei Dem und Jenem ausdrücken, kennen zu lernen, und eine allgemeine Art daraus zuſammenzuſetzen, die um ſo viel wahrer ſcheinen muß, da ein Jeder etwas von der ſeinigen darin entdeckt. Kurz, ich glaube: der ganze Grundſatz unſers Verfaſſers iſt umzukehren. Ich glaube, wenn der Schauſpieler alle äußerlichen Kennzeichen und Merkmahle, alle Abänderungen des Körpers, von welchen man aus der Erfahrung gelernt hat, daß ſie etwas Gewiſſes ausdrücken, nachmachen weiß, ſo wird ſich ſeine Seele durch den Eindruck, der durch die Sinne auf ſie geſchieht, von ſelbſt in den Stand ſetzen, der ſeinen Bewegungen, Stellungen und Tönen gemäß iſt. Dieſe nun auf eine gewiſſe mechaniſche Art zu erlernen;

„auf eine Art aber, die ſich auf unwandelbare Regeln grün-
„det, an deren Daſeyn man durchgängig zweifelt: iſt die ein-
„zige und wahre Art, die Schauſpielkunſt zu ſtudiren. Al-
„lein was findet man hievon in dem ganzen Schauſpieler un-
„ſers Verfaſſers? Nichts, als auf's höchſte nur ſolche allge-
„meine Anmerkungen, welche uns leere Worte für Begriffe,
„oder ein ich weiß nicht was? für Erklärungen geben. Und
„eben dies iſt die Urſache, warum es nicht gut wäre, wenn
„unſere Zuſchauer ſich nach dieſen Anmerkungen zu urtheilen
„gewöhnen wollten. Feuer, Empfindung, Eingeweide,
„Wahrheit, Natur, Anmuth, würden Alle im Munde
„führen; und kein Einziger würde vielleicht wiſſen, was er da-
„bei denken müſſe. Ich hoffe ehestens Gelegenheit zu haben,
„mich weitläuftiger hierüber zu erklären, wenn ich nehmlich dem
„Publicum ein kleines Werk über die körperliche Beredt-
„ſamkeit vorlegen werde, von welchem ich jetzt weiter nichts
„ſagen will, als daß ich mir alle Mühe gegeben habe, die Er-
„lernung derſelben eben ſo ſicher als leicht zu machen."

Dieſe letzten Worte ſind es vornehmlich, um derentwillen ich Ihnen die Stelle abgeſchrieben. Derjenige, der ſelbſt den Vorſatz hatte eine Mimik zu ſchreiben; der dazu ſchon den vollen Entwurf, wenn auch nicht auf dem Blatte, wenigſtens im Kopfe gemacht hatte — denn nichts ſah Leſſing weniger ähnlich, als zu verſprechen, wo er noch ungewiß war, ob er halten könnte: — der kann doch nimmermehr an der Möglichkeit einer Mimik gezweifelt haben. Sagen Sie nicht, daß er in der Folge unüberſteigliche Schwierigkeiten entdeckt haben müſſe, weil wir ſonſt das Werkchen, das er hier ankündigt, beſitzen würden. Es ſind mehrere Werke von ihm ungeſchrieben geblieben,

die er ſchon völlig durchdacht hatte, und denen weiter nichts als der letzte Dienſt ſeiner Feder fehlte. In dem Kopfe dieſes vortrefflichen Mannes, der auf immer der Stolz unſerer Literatur bleiben wird, vereinigten ſich ſo mancherlei Fähigkeiten, ſo unbegränzte Kenntniſſe, und eine faſt von aller Prädilection ſo freie Liebe zu jeder Art von Unterſuchung, daß er immer von Idee auf Idee, von Plan auf Plan gerieth, und daß es ihm alſo natürlicher Weiſe unmöglich fiel, jeden auszuführen, oder auch angefangene Plane, wenn ſie zu vielbefaſſend und von zu aufhaltender Mühſamkeit waren, ganz zu vollenden. Daher ſeine vielen unvollſtändig gebliebenen Werke. Auch die geläufigſte Hand, wie doch die ſeinige nicht war — denn Leſſing ſchrieb nie ohne Mühe, — hätte einem ſo ideenreichen Kopfe unmöglich nacharbeiten können.

Vielleicht auch fand er, wenn er anders wirklich zu ſchreiben anfing, daß aus dem Werkchen, welches er ſich eingebildet hatte, ein Werk werden müßte. Und nur Werkchen, nicht Werke, waren eigentlich Leſſing's Sache: theils aus der ſchon angeführten, theils aus einer noch andern Urſache, die ihm gleich ſehr zur Ehre gereicht. Sein ungemeiner Scharfſinn, der bei ihm die herrſchende Seelenkraft war, die alle übrigen lenkte, durch die er, möcht' ich ſagen, alle übrigen hatte; dieſer ungemeine Scharfſinn zeigte ihm in jedem einzelnen Theil eines Ganzen ſo unendlich Vieles, und ſeine ſo ausgebreitete Gelehrſamkeit vermehrte noch die Menge der Gedanken, die ihm auf einmal zuſtrömten, ſo ſehr, daß er immer nur auf die Bearbeitung von kleinen Ganzen fiel: von einzelnen Ideen, einzelnen Theilen einer Wiſſenſchaft, wo er ſich durchzuarbeiten hoffen konnte. Ein zu reicher Gegenſtand ſchreckte ihn allzuleicht durch die Un-

endlichkeit der Ideen ab, die er dabei zu entwickeln und durchzudisputiren fand — denn Entwickeln und Disputiren waren gerade die einzige Art des Vortrags, die ihm Scharfsinn und Gelehrsamkeit angenehm machten: — er sah, bei der Fülle der Materie und der unvermeidlichen Weitläuftigkeit der Methode, kein Aufhören der Arbeit; und fürchtete, was einem so lebhaften Geiste unerträglich war, daß er zu lange auf einerlei Fleck werde verweilen müssen.

Zweiter Brief.

Sie haben die Urſache errathen, warum ich die Leſſing'ſche Kritik des Remond von Ste. Albine für Sie merkwürdig geglaubt. Die Stelle enthielt eine ſo richtige Beantwortung deſſen, was Sie wider die Nützlichkeit einer Schauſpielkunſt gegen mich erinnert hatten; und in dem Munde eines Mannes, für den Sie ein ſo gerechtes Vorurtheil hegen, mußten ſo gute Gründe ein noch ſtärkeres Gewicht erlangen.

Die Schauſpieler reden alle von Empfindung, und glauben, daß ſie ſicher vortrefflich ſpielen werden, wenn ſie ſich nur, nach dem Rath des Cahuſac*), bis zum Enthuſiasmus mit ihrem Stoff erfüllen. Nur von Einem, aber noch immer dem vortrefflichſten Schauſpieler, den ich gekannt habe, von unſerm Ekhof, weiß ich, daß er ſich, weder in Anſehung der Declamation, noch des Spiels, auf die bloße Empfindung verließ; daß er ſich vielmehr, während der Vorſtellung, in Acht nahm, nicht zu ſehr in Empfindung zu gerathen, damit er nicht, bei ermangelnder Beſonnenheit, mit weniger Wahrheit, Ausdruck, Harmonie und Haltung ſpielte. — Das Höchſte, was ein Künſtler herausbringen kann, der ſich bloß ſeiner Empfindung über-

*) „Hiſtoriſche Abhandlung von der alten und neuen Tanzkunſt.“ Gegen das Ende.

läßt, iſt denn doch immer nur das: daß er die Leidenſchaften, die ihm der Dichter in die Imagination legt, getreu ſo darſtelle, wie ſie in der Wirklichkeit ſelbſt ſich an den Perſonen äußern würden; mit einem Worte: daß er die Natur völlig erreiche. Aber Nachahmung, Darſtellung der Natur iſt, wie man ſchon oft erinnert hat, und noch immer von neuem zu erinnern Urſache findet, ein Grundſatz, der nirgend hinreicht. Der Natur gelingt Manches in einer Vollkommenheit, daß die Kunſt nichts weiter thun kann, als es ſorgfältig aufzufaſſen und getreu wieder darzuſtellen: aber Manches erreicht bei jener, auch wo ſie am beſten wirkt, den Grad der Vollkommenheit nicht, den es ſollte; Manches geräth ihr falſch, Manches zu ſchwach oder zu ſtark: und da erfordert denn die Pflicht der Kunſt, aus einer geſammelten Menge von Beobachtungen, oder nach Grundſätzen, die aus dieſen Beobachtungen gezogen ſind, die Fehler der Natur zu verbeſſern, das Falſche zu berichtigen, das zu Starke auf den gehörigen Grad herabzuſetzen, das zu Schwache bis zur gehörigen Kraft zu verſtärken.

Wie viel Fehler oder doch Nachläſſigkeiten in der Sprache, wie viel ſchiefe, matte, überſpannte, weitſchweifige, dunkle, verworrene Reden können ſelbſt dem Beſtrebenden in der Hitze der Empfindung entwiſchen, weil er da immer nur den nächſten Ausdruck greift, der ſich ihm darbeut, und das Gedächtniß nicht jederzeit die beſſern, bedeutendern, angemeſſnern Ausdrücke und Wendungen hergeben will! Soll darum der Dichter Alles ſo hinſchreiben, wie er es hören würde? Soll er nicht vielmehr dem Ausdrucke die Vollkommenheit durchgängig zu geben ſuchen, die dieſer in der Natur nur hie und da, aber dann auch oft in einem ganz ausnehmenden Grade, hat? Soll er nicht

Alles dem Charakter und der Leidenschaft auf das genaueste anmessen? Soll er sich darauf verlassen, daß, so wie in der Wirklichkeit, auch auf der Bühne, der Ton schon das Wort, Miene und Gesten vielleicht beide berichtigen, erklären, mäßigen werden? Soll er nicht seine Worte so wählen, daß Ton, Miene, Gestus dazu nicht erst dürfen gefunden, daß sie vielmehr dadurch angegeben werden?*) Und werden wir nicht eben dann die höchste Wahrheit von seinem Werke rühmen, wenn wir überall diese Angemessenheit, diese Präcision des Ausdrucks finden? — So aber, wie die Pflicht des Dichters, so auch die Pflicht des Schauspielers. Denn auch im Ton der Sprache und in der Bewegung der Glieder, versteht und verfehlt, schwächt oder übertreibt die Natur, selbst bei dem Besten, so Manches; es entstehen so manche Lücken, Auswüchse, kleine Disharmonieen, die der Künstler, wenn er seinen Namen verdienen will, ausfüllen, wegschneiden, durch Bessers ersetzen muß. Werke der Kunst jeder Art müssen als die vollkommensten Producte der Natur erscheinen, die unter Millionen möglicher Würfe in der That einmal fallen könnten, aber nach aller Wahrscheinlichkeit so leicht nie fallen werden. — Wenn Worte, Ton, Bewegung, auf das vollkommenste unter einander, und alle auf's vollkommenste mit Leidenschaft, Situation und Charakter übereinstimmen: dann erst entsteht der höchste mögliche Grad der Wahrheit, und durch diese Wahrheit die höchste mögliche Täuschung.

---

*) Cic. in Brut. Cap. 29: Quid dicam opus esse doctrina? sine qua, etiam si quid bene dicitur, adjuvante natura, tamen id, quia fortuito fit, semper paratum esse non potest.

Was nach Regeln gemacht wird, ſagen Sie, wird allemal kalt, ſteif, ängſtlich bleiben. — Das iſt, recht verſtanden, wahr; aber ſo, wie Sie es anwenden, ſicher falſch, und alſo mißverſtanden.

So lange ſich der Lehrling die Regel noch mit Bewußtſeyn denkt, ſie ſich immer zurückruft, noch keine Sicherheit in ſeinem Verfahren hat und immer zu fehlen fürchtet: ſo lange freilich wird die Ausübung äußerſt unvollkommen, und ſelbſt weit unvollkommner ſeyn, als wenn er ſich bloß der Leitung eines glücklichen Inſtincts überließe. Auch wird die Fertigkeit nach einer deutlichen Regelnerkenntniß ſicher ſpäter, als nach dunkeln Empfindungsideen erwachſen. Aber erwachſen wird ſie denn nun am Ende doch; die ſonſt deutlich gedachte Regel wird ſelbſt zur Empfindungsidee werden, die bei jedem vorkommenden Fall mit größter Leichtigkeit und Schnelligkeit ſich darbeut: die Seele wird durch die Aufmerkſamkeit, die ſie auf die Regel zu wenden hat, von ihrer Kraft nichts mehr verlieren, denn es wird dieſer Aufmerkſamkeit nicht mehr bedürfen; die Ausübung wird eben ſo lebhaft, fließend, geſchmeidig, als bei dem bloßen Lehrling der Natur, aber mit weit mehr Sicherheit, Wirkung, Geſchick ſich in Schwierigkeiten durchzuhelfen, erfolgen. — Freilich wird ein Menſch von Empfindung und Gedächtniß für die Muſik, wenn er die Melodieen, die er im Kopf hat, ohne Noten auf dem Flügel wieder herauszubringen ſucht, und die Finger braucht, wie es die Natur ihm eingiebt oder die Bequemlichkeit ihm räth; freilich wird ſo ein Menſch weit leichter und früher ein Spieler werden, als der erſt Noten leſen und die Finger nach Bachſcher Methode ſetzen lernt. Erſt bei jeder Note zuſehen, auf welcher Linie ſie ſtehe, oder wie oft ſie ge-

ſtrichen ſei; ſich des Discant- und des Baßſchlüſſels erinnern, die Dauer der Note ſchätzen, u. ſ. w.; bei jedem Anſchlagen der Taſte ſich erſt fragen, welcher Finger müſſe genommen werden: das muß freilich eine ewige Zeit hindurch nichts als Zwang und Stümperwerk geben. Aber wenn nun am Ende die Fertigkeit kömmt, wie ſie bei ausdauerndem Fleiße nicht ermangelt zu kommen, ſo wird der Schüler, was jener nie werden kann, Meiſter; ein Meiſter, der alle auf dem Inſtrument nur practicable Schwierigkeiten herausbringt, und mit einer Leichtigkeit, Präciſion, Sicherheit vorträgt, die der bloße Naturaliſt nie ganz wird erreichen können. — So in dieſer, und ſo in allen übrigen Künſten; und bloß die Mimik, wenn wir die Kunſt nur erſt hätten, ſollte einen Unterſchied machen?*)

Doch immerhin mag die Gebehrdenkunſt dem Schauſpieler ſelbſt und allen zeichnenden Künſtlern entbehrlich ſeyn; immerhin mag die Uebung nach bloßer dunkler Erkenntniß zu allen Bedürfniſſen der Künſte mehr als hinreichen: ſo wäre doch immer die Theorie einer ſolchen Kunſt eine Art von Kenntniß, und von Kenntniß des Menſchen, die als ſolche ihren innern abſoluten Werth hätte; einen Werth, der ſie, auch ohne jenen relativen, jedem denkenden Manne ſchätzbar machen müßte. Sollte denn der moraliſche Menſch dem Beobachter nicht wenigſtens eben ſo viel werth ſeyn, als einem Trembley der Polyp oder einem Bonnet die Blattlaus? — Wir kennen die

*) Man ſehe auch, wenn man will, den Observateur sur l'art du Comedien, S. 28; und die auch dort angeführte Schrift: Garrick oder die Engländiſchen Schauſpieler, S. 8, der Deutſchen Ueberſetzung.

Natur der Seele nur durch ihre Wirkungen; und ſicher würden wir manchen Aufſchluß mehr über ſie erhalten, wenn wir dieſe Art ihrer Wirkungen, die mannichfaltigen Ausdrücke ihrer Ideen und Bewegungen im Körper, fleißiger beobachten wollten. Da wir ſie unmittelbar nicht ſehen können, ſo ſollten wir um ſo fleißiger und aufmerkſamer auf ihren Spiegel, oder, noch beſſer, auf ihren Schleier ſehen, der fein und beweglich genug iſt, um uns durch ſeine leichten Falten hindurch ihre Bildung errathen zu laſſen.

Dritter Brief.

Sie nehmen den Einwurf zurück, den Sie gegen die Nützlichkeit einer Mimik gemacht hatten, und erklären Sich über die Verachtung der Regeln vollkommen zu meinem Beifall. Das Genie, meinen Sie, habe unstreitig Recht, über falsche, unbestimmte, einseitige Regeln als über Fesseln zu klagen, und sie mit Unwillen von sich abzuschütteln; aber überhaupt wider die Regeln könne es nicht murren, ohne gegen sich Verdacht zu erwecken. Denn alles wahre Genie strebe hin nach Vollkommenheit, und alle wahre Regel sei Wegweiser dahin. Es verrathe unleidlichen Stolz, einen Wegweiser nicht hören zu wollen, der die Gänge so mancher frühern Genies beachtet, alle Fehltritte bemerkt, alle Abwege erkundigt, und schon so Manchen glücklich bis auf die ersteigliche Höhe der Vollkommenheit hingewiesen habe; oder es verrathe auch Bewußtseyn seines Unvermögens, die nehmliche Höhe erreichen zu können, und neidischen Unwillen, daß der offenherzige Wegweiser jedem, der auch nicht selbst zu steigen Lust hat, anzeigt, bis wie weit Kraft und Arbeit und Muth wirklich führen können. — Wenn Sie in Ihrer Anmerkung Recht haben, so ist es doch seltsam, daß es gerade unsere „Genies" sind, die wider die Regeln ein so lautes Geschrei erheben. —

So nachgiebig, wie jetzt schon in Ansehung der Nützlichkeit, versprechen Sie auch in Ansehung der Möglichkeit einer Mimik zu seyn, wenn ich erst Ihren Hauptzeinwurf widerlegt haben werde. Denn freilich habe ich bis jetzt nur gegen einen Nebengrund gefochten; und fordern kann ich es nicht, daß Sie Sich auf eine bloße Autorität, wenn auch des größten Mannes, ergeben sollen. Auch würde Ihr Einwurf schon von mir beantwortet seyn, wenn ich ihn erst verstanden, oder eh' ich ihn in einem falschen Sinne nähme, nicht lieber erwartet hätte, daß Sie Sich näher erklärten. Allein Sie reden auch jetzt wieder von einer unendlichen Mannichfaltigkeit der Materie; Sie behaupten, daß das, was so gränzenlos sei, sich in keine Regeln fassen, in keine Theorieen einzwängen lasse: und Sie glauben, daß vielleicht eben diese Gränzenlosigkeit die Klippe gewesen, an welcher der Vorsatz unsers Lessing gescheitert.

Es ist mir unwahrscheinlich, daß Sie die Arten der Seelenveränderungen selbst, die sich durch den Körper ausdrücken lassen, für so unendlich, so unbestimmbar sollten gehalten haben. Der gemischten, zusammengesetzten Empfindungen ist ohne Zweifel die größte Anzahl; aber wenn man nur die reinern, einfachern, und für jede derselben einen bestimmten Ausdruck angeben könnte, so müßte dadurch, wie es scheint, auch für jene Mischungen der Ausdruck schon so ziemlich bestimmt seyn. So wie diese selbst Zusammensetzungen der einfachen sind, so würde auch vermuthlich ihr Ausdruck mehrere einfache Ausdrücke verbinden; und es käme darauf an, ob sich nicht gewisse Regeln, nach welchen diese Verbindung geschehen müßte, entdecken ließen. Was wär' es denn nun auch weiter, wenn man wirklich mit der Kunst nie zu Ende käme? Besser noch immer,

man wisse Vieles, als Nichts; und auch schon darum besser, weil man durch das, was man weiß, desto geschickter wird, das, was man noch nicht weiß, hinzuzulernen.

Eben so unwahrscheinlich ist es mir, daß Sie an die unendliche Mannichfaltigkeit der Objecte unsers Denkens, Begehrens, Verabscheuens, sollten gedacht haben. Denn das wäre allenfalls ein Einwurf gegen jene alte Kunst der Pantomime, jene Art von Gebehrdensprache, die ohne Wörter wollte verstanden seyn, und von einem dieser Sprache Unkundigen nicht so ganz konnte verstanden werden; es wäre kein Einwurf gegen die Möglichkeit einer Mimik, wie ich sie mir denke, die nicht sowohl soll malen, als ausdrücken, weniger selbst sprechen, als die Sprache begleiten, unterstützen lehren. Ohne Zweifel erinnern Sie Sich, was Sie über jene Kunst bei einigen Alten, und vorzüglich beim Lucian*), werden gelesen haben. Sie ist verloren, diese Kunst; und ich kann nicht sagen, daß ich sie eben wieder erneuert wünschte, ob ich gleich dem Lobe, das ihr Lucian mit einer so verschwenderischen Beredsamkeit giebt, nicht im Ganzen will widersprochen haben. Die wahrere, geschmackvollere Kunst möchte doch immer die des Schauspielers seyn; und beide Künste, fürchte ich, möchten nicht zugleich können vervollkommt werden, ohne daß jene dadurch von ihren Liebhabern, und was mehr ist, von ihrem Werthe verlöre. Der Schauspieler möchte sich vielleicht mit dem Publicum zur Bewunderung des Pantomimen vereinigen; die Bewunderung möchte zur Nachahmung verleiten: und über das Malen der Ideen, das der Pantomime nicht entbehren kann, möchte jener die reellere

*) In seiner bekannten Abhandlung «von der Tanzkunst».

beſſere Kunſt des Ausdrucks verlernen. Oder wenn auch dies nicht erfolgte, ſo möchte er wenigſtens von dem Pantomimen eine zu reiche, zu lebhafte, eine übertriebene Art zu ſpielen annehmen. Denn dieſer, wie der Abt Dubos *) mit Recht bemerkt, mußte, um verſtändlich zu ſeyn, alle ſeine Bewegungen kräftiger und auffallender, als der bloße Schauſpieler, machen. Und das rechte Maaß, das in allen Künſten eine ſo weſentliche Bedingung der Schönheit iſt, trifft ſich ohnehin ſchon ſo ſchwer!

Es iſt nur noch Ein Sinn für Ihren Einwurf übrig, der vermuthlich der wahre iſt. Sie haben, denke ich, ſagen wollen: daß eine und dieſelbige Veränderung der Seele von verſchiedenen Menſchen unendlich verſchieden ausgedrückt werde, ohne daß darum der eine Ausdruck beſſer als der andere ſei. Vielmehr komme es auf National- und perſönlichen Charakter, auf Stand, Alter, Geſchlecht, auf hundert andere Umſtände an, welcher jedesmal der mehr bedeutende, mehr angemeſſene ſei. So erklärt, iſt Ihr Einwurf in der That wichtig genug, um eine ſorgfältige Unterſuchung und Beantwortung zu verdienen.

*) Reflex. crit. sur la poésie et la peinture, tom. 3. p. 279.

Vierter Brief.

Warum ich, fragen Sie, Ihren Einwurf in dem dritten Sinne, den Sie in der That für den Übrigen erkennen, so wichtig und der Untersuchung so würdig finde? Darum: weil er auf die Methode zu führen scheint, wie die Mimik vielleicht am besten könnte erfunden werden, und weil er mir die Gränzen bestimmen hilft, innerhalb welcher die Theorie sich einzig müßte halten wollen. — Sie werden mich bald verstehen, wenn ich erst den Einwurf selbst werde gehoben, und in dem, was Ihnen so unendlich dünkt, werde Ziel und Schranken gefunden haben.

Es ist wahr, daß sich die Nationen im Ausdruck ihrer Gesinnungen oft ungemein unterscheiden: ja daß die eine darin der andern oft völlig entgegensteht. Der Europäer, um Achtung, um Ehrerbietung auszudrücken, entblößt sein Haupt: der Orientale hält es bedeckt: jener, auch bei den höheren Graden der Verehrung, beugt nur Haupt und Rücken, höchstens das Knie: dieser, wenn er die tiefste Ehrfurcht bezeichnen will, verhüllt sich und wirft sich auf sein Angesicht zur Erde. — Das Entblößen des Haupts bei den Europäern ist ohne Zweifel kein natürlicher Ausdruck, sondern bloß eine Anspielung auf irgend einen alten willkürlichen Gebrauch: vermuthlich auf den Gebrauch der Römer, die ihren Knechten nicht eher, als bei der Freilassung, den Hut gaben, der noch eben daher ein Sinn-

bild der Freiheit iſt. Der Talmud zwar will das anders wiſſen. Er leitet den Gebrauch der Chriſten, das Haupt zu entblößen, von dem Stifter ihrer Religion her, der ſeinen Vorſatz, die Gebräuche des Jüdiſchen Gottesdienſtes aufzuheben, gleich dadurch angekündigt, daß er mit unbedecktem Haupt in die Synagoge getreten. So viel ich weiß, fehlt jetzt dieſe Tradition im Talmud, weil man ſie den Chriſten anſtößig gefunden.

Das Verhüllen des Angeſichts iſt ein natürlicher, aber auf's höchſte getriebener Ausdruck der Verehrung: es iſt der Ausdruck der ſich verbergenden Scham; das demüthigſte Geſtändniß von dem Gefühl ſeiner eignen Unvollkommenheit, in Vergleich mit den erhabenen Vollkommenheiten des Andern. Die Scham iſt überhaupt, ſo wie die Furcht, der Verehrung nahe verwandt; daher auch der kältere Europäer, wo er Verehrung ausdrückt, die Augen gern zur Erde ſchlägt, oder ſie doch nur ſcheu und furchtſam erhebt. — Ziehen Sie die Unterſchiede ab; vergeſſen Sie die Anſpielung des Europäers, und den größern Enthuſiasmus des Orientalen, und es bleibt das natürliche, das weſentliche Zeichen der Geſinnung übrig: die Erniedrigung, die Verkürzung des Körpers. Am ſtärkſten iſt dieſer Ausdruck, wo der Menſch ſeine ganze Länge zur Erde ſtreckt und auf ſein Angeſicht fällt; am ſchwächſten, wo er nur eine bloße Beugung des Haupts macht, oder wohl gar die Beugung des Körpers, die nicht wirklich erfolgt, durch ein Niederbewegen der Hand nur andeutet. Ich ſchließe, daß dieſes Zeichen natürlich, weſentlich ſeyn muß, weil es allgemein iſt; weil es bei allen Nationen, Ständen, Geſchlechtern, Charakteren, obgleich mit verſchiedenen Abänderungen, Statt findet. Ich wüßte kein Volk, keine Menſchenart, die Hochachtung und

Ehrerbietung dadurch zu erkennen gäbe, daß sie das Haupt erbübe und ihre Länge zu vergrößern strebte. So wie ich im Gegentheil auch kein Volk, keine Menschenart wüßte, bei welcher der Stolz das Haupt nicht aufrichtete, nicht seine ganze Länge emporstreckte, und lieber auf die Spitzen der Zehen träte, um noch höher zu scheinen *).

So wie der Charakter ganzer Nationen den Ausdruck abändert, so auch der besondere Charakter der Geschlechter und Alter, und der individuelle jedes einzelnen Menschen. Die unterscheidenden Grundbestimmungen seiner moralischen Natur, und das Eigne in Bau und Organisation seines Körpers, modificiren seine Gesinnungen und die Ausdrücke derselben auf mancherlei Art, ohne sie gleichwohl in ihrem Wesen zu ändern. Der Eine ist in Allem rascher, stärker, feiner; der Andere träger, schwächer, plumper; wo der Eine schon ausdrückt, da bleibt der Andere noch unbeweglich; wo der Eine vor Ungeduld den ganzen Körper schon um und um dreht, da spricht die Aergerniß bei dem Andern nur noch durch Mienen; wo der Eine schon ein lautes Gelächter aufschlagt, da äußert sich bei dem Andern nur noch ein Lächeln.

Mit den Ständen ist es wieder das Nehmliche. Handschlag, Kuß, Umarmung, sind drei Arten von Versicherungen der Freundschaft: die erste die schwächste, weil sie von den Körpern nur ein Paar ihrer äußersten Theile vereinigt; die letzte die stärkste,

*) Man sehe auch »Home, Grundsätze der Kritik«, Th. 1, Cap. 15, S. 563, der neuen Deutschen Ausgabe. — Unten wird sich, bei Erklärung dieses Ausdrucks, Gelegenheit finden, einem zu besorgenden Einwurfe gegen die Allgemeinheit desselben vorzubeugen (Brief 21).

weil ſie die ganzen Körper einander näher bringt und ihre obern Theile umſchlingt. Die vornehmen Stände, bei welchen Höflichkeit zur Tugend geworden, haben ſich ein Ding, das ſie Lebensart, Welt nennen, aus einer Menge raffinirter Dienſt- und Freundſchaftsbezeugungen zuſammengeſetzt, welche alle auf die höchſten Grade hindeuten, die das jedesmalige Verhältniß nur zuläßt. Sie reden von Entzücken, wo Vergnügen ſchon viel zu viel wäre; ſie verbeugen ſich tief, wo ſie kaum mit der leichteſten Bewegung des Hauptes danken ſollten; ſie brechen in Umarmungen aus, wo der wahre Ausdruck vielleicht nur ein nicht unfreundliches Annähern um ein Paar Schritte wäre. Beides, ihr Ton und ihre Bewegung, haben denn aber auch alles das Flache, Kalte, Flüchtige, was eine natürliche Folge der Disharmonie zwiſchen Geſinnung und Ausdruck iſt. Der Landmann, dieſer unverdorbene Sohn der Natur, kann auch umarmen; aber er ſpart dieſen höchſten Ausdruck der Liebe nur für die Augenblicke ſeines Entzückens: etwa für den lange entfernt geweſenen und nun wiederkommenden Sohn; die Freundſchaft ſchlägt bei ihm nur Hand in Hand, aber weil es Ausdruck des Herzens iſt, ſo geſchieht es mit voller Kraft, voller Wärme. — Sie ſehen, daß auch hier wieder ein Weſentliches, ein Allgemeines, nehmlich der Vereinigungstrieb, als die natürliche Folge der Freundſchaft bleibt; und daß die ganze Verſchiedenheit bei den Ständen nur in dem Grade, in der Innigkeit der Vereinigung, und dann noch in einigen Nebenbeſtimmungen, wie in der Feinheit oder Plumpheit, Wärme oder Kalte der Art liegt.

Auf dieſes Weſentliche, dieſes Natürliche nun, welches nach Abſonderung aller Verſchiedenheit unter den Menſchen übrig bleibt,

müßte ſich meines Erachtens die Mimik einſchranken, und alles zu Specielle, zu Eigenthümliche fahren laſſen. Nicht bloß darum, weil ſonſt die Materie zu unbegränzt ſeyn, und ſich weder Anfang noch Ende der Arbeit würde abſehen laſſen, ſondern vorzüglich darum, weil aus der Zuſammenſtellung dieſes Natürlichen und Weſentlichen eine ganz andere Art von Kenntniß, als aus der Sammlung der übrigen Beobachtungen erwachſen müßte. Die letztere würde im Ganzen immer nur hiſtoriſche Kenntniß bleiben; die erſtere, wenn mich nicht alle Erwartung trügt, müßte ſich zur philoſophiſchen erheben laſſen. Es müßten allgemeine Grundſätze können abſtrahirt; es müßte eine Art von wiſſenſchaftlicher, ſyſtematiſcher Form für ſie können gefunden werden. Dieſer Endzweck aber, falls er erreicht werden kann, würde vereitelt oder erſchwert, wenn man das Weſentliche mit dem Zufälligen, das Allgemeine mit dem Beſondern, das Natürliche mit dem Willkürlichen, durch einander würfe.

Ich läugne nicht, daß die eine Art von Kenntniß dem Schauſpieler nicht eben ſo unentbehrlich, wie die andere ſei; aber was hinderte ihn, jede derſelben beſonders zu erlangen? Die Kenntniß der Stände und Alter — denn von den Geſchlechtern iſt kaum die Rede mehr, da Verkleidungen nur ſelten vorfallen, und auf unſern Bühnen nicht mehr, wie auf den alten, auch die weiblichen Rollen mit Männern beſetzt ſind — alſo die Kenntniß jener, und aller beſondern Arten von Charakteren, durch ausgebreiteterm Umgang mit der Welt; entfernterer Nationen und Zeitalter, aus Geſchichtbüchern, aus Reiſebeſchreibungen. Es wäre eine Wohlthat, die dem Schauſpieler noch fehlt, wenn Jemand eine Notiz von den Sitten und Gebräuchen verſchiede-

ner Zeiten und Nationen für ihn aufsetzen wollte. Je raisonnirter sie wäre; je tiefer sie ihn in den allgemeinen Geist der Zeiten und Völker hineinführte: desto leichter und vollständiger würde sich seine Einbildungskraft die Bilder entwerfen; desto treffender sein Spiel sie darstellen können.

Ueber das Charakteristische einzelner Stände hat Hr. Lichtenberg*) Betrachtungen angefangen, die ein jeder wird fortgesetzt wünschen. Erschöpfen zwar wird dieser scharfsinnige und angenehme Schriftsteller seine Materie nie; aber schon Vortheils genug, wenn er nur den Beobachtungsgeist mehr erweckt, der bei uns in Wissenschaften und Künsten noch immer ein wenig schlummert.

*) Im »Gottingischen Magazin.«

Fünfter Brief.

Das Blatt, wie ich ſehe, hat ſich gewandt: und eben Sie, der Sie von keiner Mimik hören wollten, ſind jetzt der Erſte, mich dazu aufzufordern. Alle Schauſpieler, meinen Sie, würden mir ſo ein Werkchen von Herzen danken. — Ich weiß nicht. Es iſt ſchon wahr, was Sie ſagen: daß keinem Künſtler die Vollkommenheit in ſeiner Kunſt ſo wichtig, ſo intereſſant, als dem Schauſpieler, ſeyn muß, weil keiner ſo unmittelbaren, ſo gegenwärtigen, ſo vollen Genuß des Beifalls hat, als er; und Sie könnten noch hinzuſetzen: weil auch keinen der Tadel, die Verachtung ſeines Werkes auf eine ſo empfindliche Art trifft, als ihn. Nicht bloß darum, weil auch dieſe Verachtung, eben wie der Beifall, ſo laut, ſo unmittelbar erfolgt, oder weil er ſo gegenwärtiger Zeuge derſelben iſt, der ſich nicht, wie jener Maler, hinter der Thüre halten kann, indeß das vorübergehende Publicum ſein Gemälde richtet; ſondern vornehmlich, weil es ſo äußerſt ſchwer iſt, ihn und ſein Werk von einander zu trennen: weil er an ſich ſelbſt, an ſeinem eigenen Körper dies Werk hervorbringt, und weil alſo bei ihm die Verachtung der Kunſt immer zugleich die Perſon ſtreift. Man begreift hieraus die ſo große, oft ſo übertriebene Empfindlichkeit dieſer Künſtler gegen Kritiken; aber wie begreift man die ſo ſehr unter ihnen herrſchende Sorgloſigkeit, ſich zu vervollkommen, ſich durch Lectüre

und Nachdenken und gewähltern Umgang für jedes Erforderniß ihrer Kunſt mehr zu bilden? Die Meiſten laſſen ſich die Unwiſſenheit, die Geſchmackloſigkeit ihres Publicums ſo wohl behagen; ſie ſuchen weit lieber durch Cabalen, durch Anſchreißen intereſſanter Rollen, die ſtatt ihrer ſpielen, durch neidiſche Entfernung Anderer, Beifall zu erſchleichen, als ihn durch wirkliche Vollkommenheit ihres Spiels zu verdienen. Wer ſie öffentlich unterrichten will, fürcht' ich, der erwirbt ſich eher ihren Unwillen, als ihren Dank: denn indem er ſie erleuchtet, macht er ihnen zugleich das Publicum klüger, und der wohlfeile Preis, um den ſie bisher ihren Beifall einzukaufen pflegten, wird ihnen geſteigert.

Doch freilich giebt es auch unter dieſen Künſtlern Edle, die anders denken; und wenn auch nicht um ihretwillen, da ſie's vielleicht nicht bedürfen, ſo würd' ich, ſchon um des innern abſoluten Werths dieſer Art von Kenntniß willen, Ihrem Winke ſo gerne folgen, wenn es mir nur nicht an Fähigkeiten dazu, und wenigſtens eben ſo ſehr an einem hinlänglichen Vorrath von eigenen oder fremden Beobachtungen fehlte. Sulzer's*) Wunſch, daß man viele einzelne Scenen, in Rückſicht auf die ihnen zukommende Pantomime, kritiſch beleuchten möchte, iſt, bis auf einige Verſuche, noch bis jetzt unerfüllt geblieben. — Alles, worauf ich mich, bei ſolchen Umſtänden, einlaſſen kann, ſind einige hingeworfene Ideen über das Ganze, die Bemerkung einiger ſchwierigen Puncte dieſer Theorie, und höchſtens die Bearbeitung einiger einzelnen Theile.

Um mir Tag zu machen, muß ich vor allen Dingen die

*) »Allgem. Theorie der ſchönen Künſte«: Artik. Pantomime.

mancherlei körperlichen Veränderungen, die der Schauſpieler dem wirklichen Leben nachbildet, in Claſſen bringen. Sie theilen ſich gleich Anfangs in zwei Hauptarten: in ſolche, die ihren Grund bloß im Mechanismus des Körpers haben, wie der kurze Athem nach ſchnellem Lauf, das Zufallen der Augen bei der Schläfrigkeit, u. ſ. w.; und in ſolche, die mehr von der Einwirkung der Seele abhangen: die auf ihre Gedanken, Empfindungen, Abſichten, als auf veranlaſſende oder wirkende Urſachen, zurückſchließen laſſen. Die erſtern herzuzählen, und zu ſagen, daß der Schlaf die Augen ſchließe, der Kitzel in den Nerven der Naſe ein Nieſen errege, u. ſ. w., würde lächerlich ſeyn. Nur zweierlei Rath kann man hier dem Schauſpieler geben. Zuerſt: daß er die Gelegenheiten aufſuche, wo er die Natur auch in ſolchen Wirkungen, die ſich nicht immer darbieten, beobachten kann; und zweitens: daß er der Abſicht ſeines Spiels eingedenk ſei, nicht durch zu viel Natur den Anſtand beleidige, oder den Zuſchauer, wie das in gewiſſen Fällen ſicher geſchehen würde, aus der Illuſion reiße.

Hätte ſich die Schauſpielerinn, die Leſſing wegen ihrer Vorſtellung der Sara lobt*), nie an einem Sterbebette befunden, ſo würde vielleicht ihrem Spiel einer der feinſten, glücklichſten Züge gefehlt haben, den ich lieber mit Leſſing's, als meinen eigenen Worten beſchreibe. „Es iſt eine Bemerkung „an Sterbenden, daß ſie mit den Fingern an ihren Kleidern „oder Betten zu rupfen anfangen. Dieſe Bemerkung machte „ſich die Schauſpielerinn auf die glücklichſte Art zu Nutze: in „dem Augenblick, da die Seele von ihr wich, äußerte ſich auf

*) Hamb. Dramaturgie, Th. 1, St. 13 (Schriften, Bd. 24, S. 108).

„einmal, aber nur in den Fingern des erstarrten Arms, ein „gelinder Krasmus; sie kniff den Rock, der um ein Weniges „erhoben ward, und sogleich wieder sank: das letzte Aufflat„tern eines verlöschenden Lichts, der jüngste Strahl einer un„tergehenden Sonne."

In Beziehung auf den letztern Rath nur die Eine Regel, die schon öfter gegeben worden, und die auch der ältere Schlegel giebt*): „daß Ohnmacht und Tod nicht so schrecklich sol„len vorgestellt werden, als sie in der That sind; daß man, „besonders zur Vorstellung des Todes, nur ganz gelinde Be„wegungen brauchen soll: ein Haupteigen, welches mehr einen „schlafrigen Menschen anzuzeigen scheint, als einen der mit dem „Tode ringt: eine Stimme, welche zwar unterbrochen wird, aber „nicht röchelt: kurz: daß man sich selbst eine Art des Todes „schaffen soll, die sich jedermann wünschen möchte und die nie„mand erhält." — Sehen Sie einige der schrecklichern Todeslarven von Schlüter**) an, und erkennen Sie die Richtigkeit dieser Regel! — Die Betrachtungen, die ein scharfsichtiger Kunstrichter***) über den Grund derselben anstellt, überlasse ich Ihnen zum Nachlesen; sie sind eben so richtig, als sie gut gesagt sind. Nur das incredulus odi des Horaz†), das

*) J. G. Schlegel's Werke, Th. 3, S. 174.

**) Im Zeughause zu Berlin. Sie sind zum Theil von B. Rode radirt.

***) Briefe die neueste Literatur betreffend: Th. 5, S. 105 ff.

†) In der bekannten Stelle de arte poëtica, v. 185—188.

Nec pueros coram populo Medea trucidet,
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus,
Quodcunque ostendis mihi sic, incredulus odi.

hier nicht, wie es im vierundachtzigsten Literaturbriefe heißt, einen bloßen Zusatz erhält, sondern in der That als ein unrichtiger Grund verworfen wird, möcht' ich denn doch etwas anders erklären. Nicht darum blieb Horaz von allzuschrecklichen Vorstellungen ungetauscht, weil die Pantomime unvermögend war diese Vorstellungen natürlich genug zu machen, sondern darum, weil ihn das Gräßliche zu unangenehm erschütterte, als daß er sich nicht augenblicklich, zu seiner Beruhigung, des Sinnenbetrugs hätte erinnern sollen. Sobald aber diese Erinnerung eintritt, kann natürlicher Weise nichts anders entstehen, als entweder der Unwille, das odi des Horaz, oder jenes Lachen, das wir oft bei den schrecklichsten Scenen eines Trauerspiels von dem gemeinen Manne hören, und das uns Hr. Mendelssohn so wohl erklärt hat*). Ich selbst habe einen Cyrus mit Zuckungen sterben sehen, die wahrlich nicht unnatürlich waren, und die gleichwohl das ganze Haus zum Gelächter brachten.

Zuweilen kann der Unwille über einen Schauspieler mit wahrer Besorgniß für ihn verbunden seyn, und auch diese Besorgniß reißt unausbleiblich aus der Illusion; wir sollten nur für die Rolle, und wir fangen an für ihn zu empfinden. Ich weiß nicht, welcher feindselige Dämon jetzt unsere Schauspieler, besonders weiblichen Geschlechts, beherrscht, daß sie eine so große Kunst im Fallen, oder soll ich sagen, im Stürzen? suchen. Man sieht eine Ariadne, wenn sie von der Göttinn des Felsens ihr trauriges Schicksal erfährt, mit der ganzen Länge ihres Körpers hinschlagen: schneller, als ob sie vom Blitze getroffen würde,

*) Philosophische Schriften: Th. 2, S. 20 — 22.

und mit einer Gewalt, als ob ſie ſich die Hirnſchale zerſchmettern wollte. Wenn bei einem ſo unnatürlichen, ſo widrigen Spiel ein lauter Beifall erfolgt, ſo iſt es ſicher nur von den Händen der Unwiſſenden, die ſich in das wahre Intereſſe eines Stücks nicht zu verſetzen wiſſen, die ihr Billet einzig für's Gaffen bezahlen, und lieber in eine Gauklerbude gingen, oder ein Stiergefecht ſähen. Der Kenner, wenn er ja einmal mitklatſcht, thut es wahrlich nur aus mitleidiger Freude, daß das arme Geſchöpf, welches immer ein ganz gutes Mädchen ſeyn kann, wenn es gleich eine ſchlechte Schauſpielerinn iſt, ſo ohne Schaden davon gekommen. Halsbrechende Künſte gehören nicht einmal in eine echte Pantomime, weil doch auch dieſe eine Handlung vorſtellt und Aufmerkſamkeit und Intereſſe auf dieſer Handlung will zuſammengehalten wiſſen; ſie gehören bloß in eine Luftſpringerbude, wo das ganze Intereſſe auf den wirklichen Menſchen, auf ſeine körperliche Behendigkeit fällt, und um ſo mehr wächſt, je mehr man den Wagehals in Gefahr ſieht.

Diejenigen Veränderungen, die von der Einwirkung der Seele herrühren, und bald mehr, bald weniger willkürlich erfolgen, ſind oft nur von ſehr vager, ſehr allgemeiner Bedeutung. Sie entſprechen dann den Abänderungen des Tons in der ruhig recitirten Rede, womit man weiter nichts als die Hauptideen der ganzen Reihe von Vorſtellungen herausheben will, damit die Aufmerkſamkeit des Hörers eben dahin gerichtet werde, wohin es die des Redenden iſt. Was hier die Aufmerkſamkeit eigentlich beſtimmt, iſt die größere Wichtigkeit des Gedankens für den erkennenden Geiſt; aber unter allen Erweckungsmitteln der Aufmerkſamkeit iſt eben dies das langſamſte und unſicherſte. Es wird alſo durch ein anderes, das

schneller und sicherer wirkt, durch einen stärkern sinnlichen Eindruck, unterstützt: durch neue Inflexion, Erhebung, Verstärkung der Stimme: durch gewichtigere, langsamere Aussprache des Worts, das eine vorzüglich merkwürdige Idee bezeichnet. So klein diese Hülfe scheint, so ist sie doch, wie die Erfahrung lehrt, äußerst wirksam, und die Seele, die ihre Vortheile so wohl versteht, wird bei einem wohlgebauten Organ nie ermangeln sie anzuwenden. Eine ähnliche Hülfe aber, wie der Ton der Aufmerksamkeit giebt, giebt ihr auch die Bewegung: die ausgestreckte Hand, der erhobene Finger, der oft seiner ganzen Länge nach ausgereckte Arm (die manus minus arguta, digitis subsequens verba, non exprimens, das brachium procerius projectum, quasi quoddam telum orationis*), ein sanfter Schlag der einen Hand in die andere: ein vorwärts gethaner Schritt, ein kleiner Nachdruck mit dem Haupt u. s. w.: ohne daß dabei noch eigentlich gemalt oder ausgedrückt würde.

Die Regel für solche Bewegungen ist die nehmliche, wie für den Accent: denn, so wie der Schauspieler den letztern nur für die hauptsächlichen Gedanken sparen, nicht alle mit gleicher Kraft accentuiren, vielmehr durch die Abänderungen seines Tons sie einander richtig unterordnen soll, so soll er auch mit seinen Bewegungen nur die wichtigern Stellen unterstützen, soll die auffallendsten Bewegungen, wie die Erhebung des Fingers, das weiteste Ausgreifen der Hand, u. s. w., nur für die bedeutendsten Gedanken sparen. Ein immer fortgehendes, einförmiges Handespiel, wie man oft an der Jugend bei ihren Redeübungen sieht, ist schon dem Auge, so wie eine ewige Monotonie dem

*) Cic. de Orat. lib. 3, cap. 59.

Ohre, widrig; ein übelangebrachtes, übelabgestuftes beleidigt wenigstens den Verstand.

Ich habe Sie, fürcht' ich, durch meine etwas trivialen Bemerkungen ehe ermüdet als unterhalten. Um Sie nicht auf einmal abzuschrecken, verspare ich das Allgemeine, was über die Bewegungen von speciellerer, bestimmterer Bedeutung zu sagen ist, bis zu meinem nächsten Briefe.

Sechster Brief.

Ihr Einwurf: daß man bei dem bloßen Händespiel eigentlich nur auf eine gewisse Anständigkeit, Grazie, Schönheit, nicht so sehr darauf Acht habe, ob es gehörig angebracht und vertheilt sei — ist vielleicht eine wahre Bemerkung; aber es ist kein Einwurf. Schlimm genug, daß wir auf die Bewegungen überhaupt noch bis jetzt so wenig aufmerksam sind: wir entbehren darüber ein wirkliches Vergnügen, das wir vor dem Schauplatz mehr haben könnten. Ein ungeübtes Ohr läßt unbemerkt auch hundert falsche Accente vorüberschlüpfen; wollen wir sie darum dem Schauspieler erlauben? Wollen wir sagen, daß die ganze Regel vom Setzen des Accents eine unnütze Grille sei? Oder müssen wir nicht zugeben, daß, auch bei dem Ungeübten, der richtig gesetzte Accent die ganze gute Wirkung thut, die der falsche verfehlt?

Desto richtiger ist die von Ihnen gemachte Anmerkung: daß schon in diesem ruhigern Spiel sich der Charakter der Menschen und Nationen zeige. — Wenn bei uns ein Weltweiser eine Frage zur Untersuchung aufwirft, so wird er die Hand in der Mitte des Körpers ausstrecken; höchstens den Finger bis in die Gegend der Lippen erheben; der Talmudist, welcher Geist und Art des Orients durch so viele Jahrhunderte beibehielt, hebt die ganze ausgebreitete Hand in die Höhe, und bewegt sie. Auch wird man bei ihm, während des ganzen Rai-

sonnements, schon weit mehr Malerei und Ausdruck gewahr. Seine lebhaftere Imagination faßt alle Verstandesideen, so viel möglich, in Bilder; er macht eben so kühne Metaphern mit seinem Körper, als mit der Sprache; auch wohnt sein Herz seinem Verstande weit näher, und Interesse des erstern hängt sich weit schneller und inniger an Interesse des letztern. Man sieht ihn, wenn ein Zweifel in der Untersuchung entsteht, den Körper sehr merklich nach einer Seite beugen; wenn er bei der Entwickelung Schluß an Schluß knüpft, fährt er mit dem Daumen unabläßig hin und her: und ist die Auflösung da, die etwa bei uns der Untersucher mit einem zufriedenen Blick und einer ruhig ausgestreckten Hand gleichsam hingeben würde, so erfolgt ein lautes anhaltendes Händeklatschen.

In die hier schon genannten beiden Arten, in malende und ausdrückende, zerfallen alle Veränderungen von specielierer bestimmterer Bedeutung: alle Gebehrden. Vielleicht sollte ich den Namen Gebehrden nur für die letztere Art, für die ausdrückenden, sparen; aber der Redegebrauch scheint mir, im Deutschen, diese Ausdehnung des Sinnes eben so gut wie im Lateinischen anzunehmen. Wenn das eine Mal Cicero das Wort gestus nur von den äußern Zeichen des Gemüthszustandes, der affectionum animi, erklärt, so redet er das andere Mal wieder von einem gestu scenico, verba exprimente. Was ich Malerei nenne, ist seine demonstratio; was ich Ausdruck nenne, ist ungefähr seine significatio *). Es giebt frei-

*) Cic. l. c.: Omnes autem hos motus subsequi debet gestus, non hic verba exprimens, scenicus, sed universam rem et sententiam, non demonstratione, sed significatione declarans.

lich noch andere Bewegungen, die man **deutende** nennen könnte, wo nicht eigentlich die Sache gemalt, sondern nur auf sie hingewiesen; wo ein äußerliches Verhältniß, wie Ort und Zeit, oder metonymisch durch dergleichen Verhältniß die Sache selbst bezeichnet wird; allein der Kürze wegen, wollen wir diese mit zu den malenden schlagen. — Fragen Sie nicht, wie auch die Idee der Zeit könne angedeutet werden? Sie wird es ganz leicht durch das Bild des Raumes. Die ausgestreckte, etwas hinterwärts gebogene Hand deutet, durch das Bild eines zurückgelegten Raumes, auf eine längst gewesene Zeit; die vorgestreckte, durch das Bild eines noch zu durchlaufenden, auf die Zukunft. —

So wie zu der Malerei, nachdem der Fall ist, der ganze Körper mit allen seinen Gliedern dienen kann, so auch zum Ausdruck der innern Operationen und Empfindungen der Seele. Der Sitz des Gebehrdenspiels ist nicht dieses und jenes Glied, dieser oder jener Theil des Körpers insonderheit. Die Seele hat über alle Muskeln desselben Gewalt, und wirkt, bei vielen ihrer Bewegungen und Leidenschaften, in alle. An einem **Laokoon**, wissen Sie, spricht jedes Glied, jeder Muskel. Aber theils ist in einigen Gliedern, gegen andere gerechnet, der Ausdruck zu schwach, als daß er leicht bemerkt werden sollte; theils sind auch viele zu bedeckt, als daß er leicht bemerkt werden könnte.

Vorzüglich dient das **Gesicht** zu den Gebehrden, und hier heißen die Gebehrden **Mienen**. Ita, sagt Latinus Pacatus *), intimos mentis affectus proditor vultus enunciat, ut in

*) Duodecim Panegyrici veteres: ed. Cellar. p. 416.

speculo frontium imago exstet animorum. Die sprechendsten Theile sind: Auge, Augenbraune, Stirn, Mund, Nase. Dann aber dienen auch das ganze Haupt, der Nacken, die Hände, die Schultern, die Füße, die Veränderungen der ganzen Stellung des Körpers, insofern diese durch jene Bewegungen nicht schon mit bestimmt sind, zum Ausdruck. — Ob die Rangordnung der sprechenden Theile des Gesichts, so wie ich sie angegeben, richtig sei? mögen Sie Selbst entscheiden. Le Brun*) ist wider die gemeine Meinung, die das Auge für den sprechendsten Theil hält; nach ihm sind die Augenbraunen derjenige Theil, welcher die Leidenschaften am besten ausdrückt. Denn, sagt er, der Augapfel giebt durch sein Feuer und seine Bewegung nur überhaupt einen leidenschaftlichen Zustand der Seele zu erkennen, aber nicht, welcher es sei. Wollen Sie's lieber mit ihm, oder mit dem altern Plinio**) halten, der dem Auge den Vorzug giebt? Ich denke doch, mit dem letztern.

Bemerken Sie hier noch ein allgemeines Gesetz, nach wel-

*) Conférence sur l'expression générale et particuliere: p. 19, 20.

**) Nat. histor. lib. 11, cap. 54. ed. Hard. t. 1, p. 617. Nulla ex parte majora animi indicia cunctis animalibus; sed homini maxime: id est, moderationis, clementiae, misericordiae, odii, amoris, tristitiae, lactitiae. Contuitu quoque multiformes: truces, tervi, flagrantes, graves, transversi, limi, sumissi, blandi. Profecto in oculis animus habitat. Ardent, intenduntur, humectant, connivent. Hinc illa misericordiae lacryma. Hos cum osculamur, animum ipsum videmur attingere. Hinc fletus et rigantes ora rivi. Quis ille humor est, in dolore tam hecundus et paratus? aut ubi reliquo tempore? Animo autem videmus, animo cernimus; oculi, cui vasa quaedam, visibilem ejus partem accipiunt atque transmittunt ... cet.

chem der Ausdruck erfolgt, und nach welchem Lebhaftigkeit und Grad der Empfindung in gewissen Fällen könnte gemessen werden. Am leichtesten, öftersten, unverkennbarsten spricht die Seele durch diejenigen Glieder, deren Muskeln am beweglichsten sind: also am öftersten durch Mienen des Gesichts, und unter den Mienen durch das Auge; am seltensten durch veränderte charakteristische Stellung des ganzen Körpers. Jener Ausdruck erfolgt so leicht, so unmittelbar, daß oft auch die ausgelernteste Verstellungskunst ihn nicht zurückhalten kann, wenn sie gleich sonst den ganzen übrigen Körper in der Gewalt hat. Besonders muß der Mann, der sein Innerstes verbergen will, sich in Acht nehmen, daß man ihm nicht in die Augen blicke; auch muß er sorgfältig über die Muskeln in der Gegend des Mundes wachen, die bei gewissen Bewegungen äußerst schwer gehalten werden. — „Wenn die Menschen, sagt Leibnitz *), mehr „Beobachtungsfleiß auf die äußern Zeichen ihrer Leidenschaften wenden wollten, so würde es keine leichte Kunst seyn sich „zu verstellen." Dennoch hat die Seele noch immer einige Gewalt über die Muskeln; über das Blut, sagt Cartesius **), hat sie keine: und Erröthen und Erblassen läßt sich daher wenig oder fast gar nicht hindern.

Wenn das Gesicht, und besonders das Auge, diesen unläugbaren Vortheil im Ausdruck des Innern der Seele hat, wie Schade, daß sich die Veränderungen desselben so schwer beschreiben lassen! Den Grund dieser Schwierigkeit hat schon der ebengenannte Französische Weltweise angegeben, der sich da-

*) Nouveaux Essais sur l'entendement humain, p. 127.
**) Passiones animae, art. 114.

mit, als einer Entschuldigung, von der ganzen Materie wegschleicht. „Es ist keine Leidenschaft, sagt er*), die nicht durch „eine besondere Bewegung der Augen angedeutet würde. Oft „sind diese Bewegungen so auffallend, daß auch die dümmsten „Knechte aus den Augen ihres Herrn seinen Zorn oder seine „gute Laune schließen. Allein, ob wir gleich diese Bewegung „der Augen leicht gewahr werden und sehr wohl ihre Bedeu„tung wissen, so ist es doch nicht leicht, sie zu beschreiben. Jede „ist aus mannichfaltigen Veränderungen der Figur und der „Bewegung zusammengesetzt, die so schwach sind, daß sich keine „derselben besonders wahrnehmen läßt, obgleich das, was aus „ihrer aller Verbindung entspringt, sehr leicht beobachtet wird. „Ungefähr das Nehmliche gilt von den übrigen ausdrückenden „Bewegungen des Gesichts; denn, ungeachtet sie weniger fein „sind, als die der Augen, so hat doch auch ihre Unterscheidung „viel Schwierigkeiten. Auch variiren sie oft so sehr und flie„ßen so sehr in einander, daß es Menschen giebt, die beim Wei„nen eben so ein Gesicht machen, wie andere beim Lachen. Ei„nige dieser Bewegungen zwar sind ausgezeichnet genug, wie „z. B. die Runzeln im Zorn, oder gewisse Bewegungen der „Nase und der Lippen beim Unwillen und Hohn; aber diese „scheinen nicht so wohl natürlich, als willkürlich, zu seyn." — Das Wenige, was Carteſius noch hinzusetzt, lasse ich aus; denn es streitet gegen die obige Leibnitzsche Stelle, die ich für richtiger halte.

Doch wozu — werden Sie sagen — für unsern jetzigen Gebrauch, die pünctliche Berechnung aller integranten Theile ei-

*) Ibid. art. 113.

ner Gebehrde, wenn man nur für die Erscheinungen im Ganzen Namen hat, die ein Jeder versteht? Freilich wär' Alles gut, wenn wir die hätten; aber auch in dieser Rücksicht ist die Sprache so dürftig, so unvollkommen! Die Ausdrücke, die wir noch haben, bezeichnen nur sehr allgemeine Classen für die äußerste Nothdurft; die Unterarten, die Abarten, erwarten noch erst von irgend einem sprachschöpferischen Beobachter ihre Benennungen. Für einige Nüancen zwar hätte der Niedersächsische Dialekt sehr malerische, treffliche Wörter; aber einmal ist nun leider die hochdeutsche Sprache im Besitz der Literatur, und jene Wörter möchte dieser herrschende Dialekt nicht gerne aufnehmen wollen. Doch am Ende freilich, wenn's nur der Mühe, ihm den Eigensinn zu brechen, erst mehr verlohnte, würd' er schon müssen.

Lassen Sie uns indeß die Hoffnung nicht völlig aufgeben, daß ein Mann von Genie, wenn erst zeichnende Künstler mehr werden vorgearbeitet, und das in der Natur so Flüchtige, so Vorübergehende der Mienen und Bewegungen, so viel sich das thun läßt, für die Betrachtung mehr werden fixirt haben; daß, sag' ich, dann ein Mann von Genie, oder ihrer mehrere, ihrer viele hinter einander, dem Mangel der Sprache, wenn auch nur einigermaßen, abhelfen werden. „Wenn man bedenkt, heißt es „bei Sulzer *), daß mancher Liebhaber der Naturgeschichte, „vermittelst der Beobachtung der Zeichnungen und der Beschrei„bungen, die Gestalt und die Bildung vieler Tausend Pflanzen „und Insekten so genau in die Einbildungskraft gefaßt hat, „daß er die kleinsten Abänderungen richtig bemerkt; so laßt

*) Allgem. Theorie der schönen Künste, Artik.: Gebehrde.

„ſich auch gewiß vermuthen, daß eine mit eben ſo viel Fleiß „gemachte und in Claſſen gebrachte Sammlung von Geſichts„bildungen und Gebehrden, und alſo ein daher entſtehender ei„gener Theil der Kunſt, eine ganz mögliche Sache ſei. Warum „ſollte eine Sammlung redender Gebehrden weniger möglich „und weniger nützlich ſeyn, als eine Sammlung von abgezeich„neten Muſcheln, Pflanzen und Inſekten? Und warum ſollte „man, wenn dieſes Studium einmal mit Ernſt getrieben würde, „die dazu gehörige Kunſtſprache und Terminologie nicht eben „ſo gut finden können, als ſie für die Naturgeſchichte gefun„den worden?“

Den einzigen Punct von der Nützlichkeit ausgenommen, die wohl Niemand als etwa ein Conchylien-Sammler beſtreiten möchte; was dünkt Ihnen zu dieſer Stelle? — „Gewiß vermuthen“ kann ich meines Theils nichts, ſo wenig als Liskov's *) Ananias leiſe ſchreien konnte; und dies hier, aus ſo einem Grunde, „gewiß vermuthen“: das kann ich nun gar nicht. Es wäre über den ſo unähnlich ähnlichen Fall, auf den doch Sulzer ſein ganzes Argument baut, ſo viel zu ſagen, daß ich lieber gar nicht anfangen mag. Sie warfen mir ohnehin ſchon einmal vor, daß ich den ſonſt würdigen, braven Mann faſt nicht nennen könnte, ohne mit ihm zu ſtreiten; aber iſt denn das meine Schuld, oder ſeine? —

*) Man ſ. Deſſen „Commentar über die Geſchichte der Zerſtörung Jeruſalems“.

Siebenter Brief.

Von so wenig Bedeutung auch der Fund ist, den Sie an Löwe's Schrift *) für mich glauben gemacht zu haben, so sehr ermuntert mich doch die Miene von Interesse, womit Sie mir ihn ankündigen. Hätten Sie den Aufsatz gelesen, nicht bloß angeführt gefunden, so, weiß ich, würde diese Miene um ein Vieles ruhiger und kälter geworden seyn. Denn in der That schwatzt der Mann über unsere Materie eben so allgemeine, nichtssagende Dinge hin, wie die Franzosen, die vor ihm waren; nur in einem weitschweifigern, mattern Style, versteht sich. — Aber an Eins hat er mich denn doch erinnert, das ich ohne ihn hätte vergessen können.

Es ist folgender Punct. Wenn die Gebehrde ein äußeres, an unserm Körper hervorgebrachtes, sichtbares Zeichen von den innern Veränderungen unsrer Seele ist, so folgt, daß sie sich aus einem zwiefachen Gesichtspuncte müsse betrachten lassen: zuerst, als eine sichtbare Veränderung an sich selbst; und dann, als Mittel zur Bezeichnung der innern Operationen der Seele. Aus diesem zwiefachen Gesichtspuncte ergiebt sich nun eine zwiefache Frage. In Ansehung des ersten, fragt die

*) „Kurzgefaßte Grundsätze von der Beredtsamkeit des Leibes. Hamburg, 1755."

Kunſt: was iſt ſchön? in Anſehung des zweiten: was iſt wahr? oder, da keine dieſer Eigenſchaften darf vernachläſſigt werden, ſo vereinigt ſie lieber beides, und fragt: was iſt zugleich am ſchönſten und am wahrſten?

Sehen Sie alle etwas ſpecielleren Regeln durch, die man dem Redner, ſelbſt dem Schauſpieler, für die Action gegeben hat, und Sie werden finden, daß man ſich, zu großem Nachtheil der Kunſt, viel zu viel, ja faſt einzig, an die erſte Frage gehalten. Auch die meiſten, durch Tradition ſich fortpflanzenden Regeln der Schauſpieler, wenn ſie nicht die Bequemlichkeit gehört und geſehen zu werden betreffen, gehen auf nichts, als auf Grazie, Würde, Schönheit, Anſtand. Daher das bloß Zierliche, das Seelen- und Bedeutungsloſe, das wir noch immer im Spiel ſo mancher; das Abgemeſſene, Koſtbare, Purpurnmäßige, das wir im Spiel einiger alten Schauſpieler finden: denn in neuern Zeiten hat ein anderer Geſchmack in der Wahl der Stücke eine andere Art zu ſpielen mitgebracht, deren erſtes Beiſpiel und Muſter, wenn ich nicht irre, Ekhof war. Sein tragiſches Spiel war eben ſo leicht, ſo natürlich weg, wie ſein komiſches; er wußte nichts von feierlich abgemeſſenen Schritten, vom Tragen des Körpers nach Tanzmeiſtermanier, vom kunſtmäßigen Erheben und Sinkenlaſſen des Arms. Wahrheit war bei ihm, wie ſie ſoll, das erſte; Schönheit, das untergeordnete Geſetz: er declamirte und ſpielte die Rollen, wie ſie auch hätten dialogirt ſeyn ſollen; nicht nach einem feſtgeſetzten allgemeinen Begriff der Gattung, ſondern nach der beſondern Beſchaffenheit ihres Inhalts, ohne ſich je von Wahrheit und Natur zu entfernen. Das ging nun freilich bei Stücken an, die der Dichter in ähnlichem Geiſte geſchrieben

hatte, und einen Odoardo z. B. stellte er meisterhaft vor; im Französischen Trauerspiel hingegen, zu dessen ganzem falschen System nothwendig auch Französisches Spiel gehört, war er zuweilen sehr unglücklich. So einen Corneille'schen Helden von einem Ehrf zu sehen, der dem pomphaften epischen Dialog seine prosaische Declamation, den aufgeblähten strotzenden Charakteren seine simpeln ungezwungenen Bewegungen gab, war in der That etwas komisch.

Doch zurück zu den übeln Folgen, die es für den Schauspieler haben muß, wenn man ihn allzusehr zu bloß schönen graziösen Bewegungen anweist. Da Sie die Löwe'sche Schrift noch nicht gesehen haben, so will ich's mir bequem machen und folgende ganz richtige Stelle daraus hersetzen. „Ricco„boni, sagt Löwe, hat in seiner Schauspielkunst einige Re„geln vorgeschlagen, die den Acteur pedantisch machen. Es „ist mein Vorhaben hier nicht, seine beschwerlichen Regeln alle „anzuführen und zu widerlegen. Ich will jetzt nur bei der „Bewegung der Hände bleiben, von der er so*) schreibt: „„Wenn man einen Arm erheben will, so muß der obere Theil „„desselben, der Theil nehmlich von dem Ellbogen an bis zur „„Schulter, sich zuerst von dem Körper losmachen, und die „„andern beiden Theile, welche nur nach und nach und ohne „„Uebereilung in stärkere Bewegung müssen gebracht werden, „„mit sich in die Höhe ziehen. Die Hand muß ganz zuletzt „„gebracht werden. Sie muß gegen den Boden zugekehrt seyn, „„bis sie der Vordertheil des Arms zur Höhe des Ellbogens

*) „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters. Viertes Stück".

„„gebracht hat: alsdann wendet sie sich in die Höhe, da un„„terdeß der Arm seine Bewegung bis zu dem bestimmten „„Puncte immer fortsetzt.““ — Erblickt man hier nicht eine „große Vermischung von Pedanterei? Und ist diese Regel nicht „geschickter, lebendige Marionetten, als Redner und Schauspie„ler zu bilden, die zugleich mit den Händen reden sollen?“ — Freilich wohl, lieber Löwe! Aber warum rathen denn auch Sie dem Acteur, sich Hogarth's Zergliederung des Begriffs der Schönheit anzuschaffen? ein Buch, das ihm nichts nützt, und das ihn leicht eben so mißbilden könnte, wie Riccoboni's? —

Um die bis jetzt so vernachlässigte Wahrheit an der Schönheit ein wenig zu rächen, will ich von der letztern ganz und gar nicht, lieber allein von der erstern reden. Zwar, was ich auch da sagen werde, wird wenig und unbedeutend genug seyn. Indeß, für Fächer, worein Sie die Schätze Ihrer eigenen Beobachtungen ordnen und aufstellen können, sorgen Sie nicht: Ihnen die zusammenzubauen, bin ich Ihr Mann: und möglich wär's, daß ich Sie eben dadurch zu einem recht aufmerksamen, fleißigen Sammler machte. Es giebt, däucht mir, so eine gewisse fuga vacui in unsrer Natur: wir sehen nicht leicht einen wüsten Saal, daß wir ihn nicht möblirt, oder einen leeren Schrank, daß wir ihn nicht angefüllt wünschten.

Achter Brief.

Was Malerei und was Ausdruck sei? das glaub' ich schon an einem andern Orte *) hinlänglich erklärt, und eine scharfe richtige Gränzlinie zwischen diesen Begriffen gezogen zu haben. Malerei ist mir auch hier wieder jede sinnliche Darstellung der Sache selbst, welche die Seele denkt; Ausdruck, jede sinnliche Darstellung der Fassung, der Gesinnung, womit sie sie denkt; des ganzen Zustandes, worein sie durch ihr Denken versetzt wird. Jene, die Malerei, ist auch hier wieder vollständig oder unvollständig. Vollständig lassen sich nur Figur, Stellung, Bewegungen eines dem unsrigen ähnlichen Körpers malen; alles übrige Mimisch-malbare läßt nur unvollständige Darstellung nach einzelnen, nach allgemeingemachten Beschaffenheiten zu. Von einem Berge z. B. wird etwa nur die Höhe durch Erhebung der Hand und des Körpers, durch Zurücklegung des Hauptes und emporgerichteten Blick; etwa nur der weite Umfang durch einen mit ausgebreiteten Armen beschriebenen Halbkreis angedeutet. Wie schwach und wie unvollkommen eine

*) In der Abhandlung: Ueber die musikalische Malerei (Bd. 4, S. 136).

solche Darstellung sei, und wie wenig sie der Hülfe der Worte entbehren könne, wenn sie nicht etwa durch den Zusammenhang des Ganzen schon mit erklärt wird, sehen Sie Selbst. Der nachzuahmende Berg und der nachahmende menschliche Körper sind einander zu unähnlich; es sind nur sehr entfernte, sehr abstracte Merkmahle, worin sie zusammentreffen. Die Bewegungen der Thiere, als z. B. eines stolzen sich brüstenden Rosses, sind schon nachahmbarer, wie uns das die Knaben in ihren Spielen zeigen; aber am allernachahmbarsten sind die Gestalten und Veränderungen menschlicher Körper. Das ganze Spiel der Minna, wenn sie den forteilenden Major verfolgt, ihn halten will, aber nicht halten kann, und endlich, nach mehrern Ausdrücken ihrer schmerzvollen Verwirrung, in ihr Zimmer zurücktritt: dieses ganze Spiel kann der Wirth, bei der Wiedererzählung im dritten Aufzuge, nachahmen; und schwerlich wird er ermangeln, es Zug vor Zug, wenn auch nicht wieder darzustellen, doch anzudeuten. Er wird selbst mit den Händen ausgreifen, als ob er etwas zu halten hätte; selbst in die Höhe sehen, die Augen trocknen, den Körper, wie vor Verlegenheit, hin und her wenden, und wohl gar eine mehr weibliche Stimme annehmen. Die Nachahmung in dieser Scene ist zu natürlich, als daß nicht gleich jeder Schauspieler darauf verfallen sollte.

Aber warum ist sie hier so natürlich? Etwa, weil der Wirth dem Kammermädchen eine recht lebhafte anschauliche Idee von einem Vorfall geben will, wozu er, bei seiner gewöhnlichen Neugier, so gerne, so gerne den Schlüssel hätte? Oder weil, während der Erzählung, seine eigene Idee einen so hohen Grad der Lebhaftigkeit erhält, daß er sich unmöglich erwehren kann, sie in Mienen und Bewegungen nachzubilden? — Welche

von beiden Urſachen Sie dem Wirthe geben mögen, ſo ſind, an und für ſich, beide richtig: bei der einen Malerei gilt die eine, bei der andern die andere, und insgemein finden ſich beide vereinigt. Denn während des Beſtrebens, die Idee einer Sache bei einem Andern lebhafter zu machen, erhält ſie natürlicher Weiſe eine größere Lebhaftigkeit bei uns ſelbſt.

Wenn ein Erzieher ſeinen jungen Telemach über eine unanſtändige Stellung, über eine unſchickliche Handlung beſchämen will: ſo macht er ſie ihm gerne mit ein wenig Carricatur wieder vor; wenn die Franzöſinn ihr gnädiges Fräulein zu einer Grazie in Mienen und Bewegungen bilden will: ſo zeigt ſie ihr das nachahmungswürdige Muſter dieſer Grazie an ſich ſelbſt; und wenn ein Verklagter ſich vor dem Richter rechtfertigen ſoll, warum er zuerſt bei einem Zanke ausſchlug: ſo ahmt er, während der Erzählung des Vorfalls, alle die beleidigenden Mienen und Stellungen vergrößert nach, auf die ein Mann von Ehre, wie er, doch unmöglich anders, als mit einer Ohrfeige, antworten konnte. — In dieſen Fällen ſehen Sie beide Urſachen malender Gebehrden vereinigt: die Vorſtellung der begangenen Unart wird bei dem Lehrer; die der Schönheit des anſtändigen Betragens, bei der Franzöſinn; die der Größe der empfangenen Beleidigung, bei dem Verklagten, während des Hofmeiſterns oder Erzählens, zu mächtig, als daß ſie ſich nicht in Mienen und Bewegungen, aber mit Ausdruck vermiſcht, außer der Seele hervordrängen ſollte. Vornehmlich aber fordern die Abſichten der Beſchämung, der Bildung, der Rechtfertigung, dieſes nachahmende Spiel; ſie ſind nur durch lebhafte Vorſtellung der gedachten Gegenſtände zu bewirken, und ſichtbare Darſtellung ſichtbarer Phänomene iſt freilich das kräftigſte Mittel

zur Versinnlichung ihrer Erkenntniß. Eben von ihnen gilt der bekannte Ausspruch *):

Segnius irritant animos demissa per aurem,
Quam quae sunt oculis subjecta fidelibus, et quae
Ipse sibi tradit spectator. — —

Daß aber auch ohne Absicht, bloß durch die eigne lebhafte Vorstellung Dessen, der einen gewissen Gegenstand denkt, die Nachahmung desselben hervorkomme, lehrt die Erfahrung. „Eine „volle anschauliche Vorstellung einer Handlung", sagt Herr Tetens in einer seiner vortrefflichen Untersuchungen **), „ist eine „Anwandlung zu dieser Handlung. Wenn wir uns Worte vor„stellen, so sprechen wir innerlich; und wenn diese innere Sprache „lebhafter wird, so sieht man uns Bewegungen mit dem Munde „machen." Das geht dann weiter, bis wir wirklich laute Töne hervorbringen, als ob wir unsere Ideen mittheilen wollten, da wir doch oft ganz allein sind. — Sie können den Ausspruch des Philosophen noch allgemeiner machen, und sagen: jede volle anschauliche Vorstellung einer Sache, einer Begebenheit, die auch nicht menschliche Handlung ist, führt einen Trieb, eine Anreizung mit sich, sie nachzuahmen. Home ***) hat dieses bereits, in Ansehung des Großen und Erhabenen, bemerkt. „Ein großer Gegenstand", sagt er, „treibt die Brust auf, und „macht, daß der Zuschauer seine Gestalt zu erweitern sucht. „Man bemerkt dies sonderlich bei Personen, die den feinen

*) Horat. l. c. v. 180 — 182.

**) „Philosophische Versuche über die menschliche Natur und ihre Entwickelung." Bd. 1, S. 643; vergl. S. 664 u. f.

***) Grunds. der Kritik, Th. 1, S. 280.

„Wohlstand nicht achten, und der Natur ihre Freiheit lassen. „Wenn dergleichen Leute große Gegenstände beschreiben, so bla„sen sie durch einen natürlichen Trieb sich selbst auf, indem sie „mit allen ihren Kräften Luft in sich ziehen. Ein hoher Ge„genstand wirkt einen andern Ausdruck des Gefühls. Er treibt „den Zuschauer, sich in die Höhe zu richten und auf den Ze„hen zu stehen."

Da indeß dem Menschen nichts so interessant ist, als der Mensch, und da er nichts so vollkommen darzustellen vermag, als menschliche Beschaffenheiten und Veränderungen, so sind es denn freilich auch diese, deren anschauliche Vorstellung ihn am öftersten und stärksten zur Nachahmung reizt. — Wenn der Mann, der ein Schauspiel öfter sah, und überhaupt des Vergnügens, das Theater zu besuchen, schon zu gewohnt ist, um nicht kälter dagegen zu werden: wenn so ein Mann unter den Zuschauern einen Neuling antrifft, der sich mit seiner ganzen Seele in die Vorstellung eines Stücks vertieft hat, so giebt ihm das auf dem Parterre oft ein weit unterhaltenders Schauspiel, als ihm jenes auf der Bühne wäre. Alle Mienen der Acteure, sogar manche ihrer Bewegungen, ahmt der so ganz illudirte Zuschauer, wenn gleich schwächer, nach; ohne daß er noch weiß, was gesagt werden wird, wird er ernsthaft mit dem Ernsthaften, fröhlich mit dem Fröhlichen: sein ganzes Gesicht wird zum Spiegel, der alle die abwechselnden Gebehrden der auftretenden Personen, Verdruß, Spott, Neugier, Zorn, Verachtung, getreu zurückwirft. Nur dann, wenn seine eigenen Empfindungen die von außen kommenden Eindrücke durchkreuzen und Ausdruck fordern, wird diese nachahmende Malerei unterbrochen. — Bemerkungen dieser Art überzeugen uns, daß Ari-

ſtoteles vollkommen Recht hatte, den Menſchen noch über den Affen zu ſetzen, und ihm die meiſte Geſchicklichkeit zum Nachahmen einzuräumen *).

Für den Schauſpieler, beſonders den komiſchen, iſt dieſe Bemerkung über das Anſteckende eines fremden Gebehrdenſpiels wichtig; ſie kann zuweilen ſeinem Zwiſchenſpiel viele Lebhaftigkeit geben. Die Bedingungen, unter welchen er ſich in dieſe Nachahmung der Gebehrden des Andern einlaſſen darf, ſind nur die: daß die Beachtung ſeines Mitſpielers für ihn in hohem Grade intereſſant ſeyn, und daß ſich keine eigne, der Nachahmung widerſprechende Empfindung, während der Beachtung, bei ihm einſchleichen muß. Wenn er Verdruß zu empfinden anfangt, indem der Andere lächelt, ſo kann er freilich nicht mit ihm lacheln. — Doch, inwiefern überhaupt Malerei im Gebehrdenſpiel erlaubt oder unerlaubt ſei? das läßt ſich hier noch nicht ausführen; dazu müſſen wir erſt eine nähere Kenntniß vom Ausdrucke haben. —

Eine ſehr intereſſante Betrachtung, die ſich hier noch machen läßt, will ich nur andeuten: ſie betrifft das viele Figürliche, beſonders Metaphoriſche, das ſich in der Gebehrden-, wie in der Wörterſprache findet, es mag dadurch gemalt oder ausgedruckt werden. Alle unvollſtändige Malerei, beſonders unſichtbarer Gegenſtände und innerer geiſtiger Ideen, muß bildlich geſchehen; und geſchieht ſo. Man denkt eine erhabene Seele, und erhebt ſeine Geſtalt, ſeinen Blick; man denkt einen eigenſinn-

*) De Poët. cap. 4. *Το μιμεισθαι συμφυτον τοις ανθρωποις εκ παιδων εστι. Και τουτω διαφερουσι των αλλων ζωων, ὁτι μιμητικωτατον εστι.*

gen Charakter, und nimmt einen festen Stand an, ballt die Faust, steift den Rücken. Die Nachahmung geschieht durch feine, transcendentelle Aehnlichkeiten, wodurch man auch in der Wörtersprache für nicht hörbare, für völlig unsinnliche Gegenstände ihre Benennungen fand. — Ich könnte die Beispiele von figürlichen Gebehrden bis in's Unendliche häufen. Wollen Sie eine Metonymie, die Wirkung statt Ursache setzt? Der Bediente, wenn er von dem unangenehmen Lohn spricht, womit sein Herr ihm seine Bubenstücke vergelten könnte, reibt mit verwandter Hand den Rücken, als ob er die Schläge schon schmerzen fühlte. Oder wollen Sie eine Metonymie, die statt der Sache ein äußeres Verhältniß anzieht? Die Sprache nennt, statt Gottes oder der Götter, ihren geglaubten Wohnsitz, den Himmel: eben so ruft eine aufgehobene Hand, ein gen Himmel gerichtetes Auge, die Götter zu Zeugen der Unschuld an, erfleht ihren Schutz, beschwört sie um Rache. Oder wollen Sie eine Synekdoche? Man deutet auf ein einzelnes gegenwärtiges Mitglied einer Familie, und zeigt die ganze Familie an; auf einen einzigen gegenwärtigen Feind, und meint das ganze feindliche Heer. Oder wollen Sie eine Ironie? Das junge Frauenzimmer, das einem Liebhaber, den es verachtet, den Korb giebt, verneigt sich tief, aber höhnisch. — Auch Anspielungen werden Sie in der Gebehrdensprache die Menge finden. Ein Händewaschen dient zur Betheurung der Unschuld; ein Paar mit verwandter Hand vor die Stirn gepflanzte, aus einander gespreizte Finger bezeichnen die Hahnreischaft; ein Hauchen über die leere flache Hand hin bezeichnet die Idee von Nichts. Doch Anspielungen, da sie sich auf besondere Anekdoten, Meinungen und Redensarten beziehen, liegen, nach

den oben festgesetzten Gränzen, außer dem Gebiete der Mimik: figürliche Gebehrden hingegen, die, wenn sie gut sind, ihren Grund in den Begriffen selbst haben und allgemein verständlich seyn müssen, können und dürfen in der Mimik nicht übergangen werden.

Der Italiäner, der überhaupt viel mit Gebehrden, und sehr bedeutend sehr lebhaft spricht, hat unter andern eine sehr redende Pantomime, womit er vor einem falschen, hinterhaltischer Menschen warnet (s. Fig. 1.). Das Auge schielt diesen Men-

Figur 1.

schen seitwärts äußerst mißtrauisch an; der Zeigefinger der einen Hand deutet unterwärts wie verstohlen auf ihn hin; der Körper nimmt gegen den, den er warnt, eine kleine Wendung, und der Zeigefinger der andern Hand [illegible] die Wange an die-

ser Seite nieder, so daß das Auge hier größer wird, als das andre, welches obnehin der Ausdruck des Mißtrauens noch ein wenig verengt. Auf diese Art entsteht ein doppeltes Profil: ein Gesicht, dessen eine Hälfte mit der andern nichts Aehnliches hat. Anfangs wollte ich Ihnen diese ganze Gebehrde als eine figürliche, mit Ausdruck des Mißtrauens verbundene Malerei des falschen Charakters erklären; aber nun scheint es mir wieder, als ob das so verzerrte, sich selbst so unähnlich gemachte Gesicht nicht eben Bild des Charakters seyn möchte. Die eine gegen den Verdächtigen hingekehrte Seite hat ganz und gar den Ausdruck des Mißtrauens; das Herunterziehen der Wange an der andern scheint nur zur weitern Oeffnung des Auges zu dienen, und diese Oeffnung vorzüglich die nöthige Aufmerksamkeit zu bezeichnen. Es ist sonderbar, daß diese Gebehrde so sehr leicht zu verstehen und ihre Erklärung doch schwer ist.

Noch eine andre gleich sprechende Gebehrde macht der Italiäner, wenn er Verachtung einer Drohung oder Warnung ausdrückt (s. Fig. 2.). Er fährt sich mit der äußern Seite der Hand ein paarmal ganz leicht unter dem Kinnbacken weg, und beugt dabei das Haupt, spöttisch, aber nur leise und in sich hinein lachend, ein wenig über. Jedermann versteht diesen Ausdruck; aber zu erklären möcht' er noch schwerer, als jener warnende, seyn. Will vielleicht der Italiäner mit diesem Spiel das Nehmliche sagen, was der Niederdeutsche mit der Redensart sagt: daß ihn etwas nicht rage? Soll es heißen, daß die Sache ihn eben so wenig rühre, als etwa ein Stäubchen, das sich in seinen Bart kann gehängt haben? Ich gestehe gerne, daß ich's nicht weiß; und ich werde Ihnen dieses Geständniß

Figur 2.

noch öfter, auch bei ganz einfachen, unter allen Nationen gebräuchlichen Ausdrücken wiederholen müssen. Die Natur laßt uns immer, je tiefer wir in sie hineinsehen, um so mehr Geheimniß erblicken: die körperliche finden wir feiner als unser Auge; die geistige feiner als unsern Scharfsinn.

Neunter Brief.

Freilich haben Sie Recht, daß eine Mimik, von einem denkenden Manne in Italien geſchrieben, ein ſehr vorzügliches Werk werden könnte. Auf Beobachtungen kömmt in der Theorie dieſer, wie aller Künſte, das Meiſte an: und die Güte der Beobachtungen hangt nie allein von einem helleſehenden Auge, ſie hängt gleich ſehr von der Wahrheit, Kraft, Mannichfaltigkeit der Objecte ab, die ſich ſo einem Auge darbieten. — Ihr zweiter Gedanke: daß nehmlich der deutſche Schauſpieler von dem Italiäner würde borgen dürfen, wenn er nur mit Auswahl und Beſcheidenheit borgte, ſcheint mir nicht minder richtig. Es würden ſich Ausdrücke finden, die zwar freilich nur in jenen mittäglichern Gegenden, wo das Blut ſo viel heißer iſt, durch größern Drang der Leidenſchaft konnten hervorgetrieben werden; die aber auch wir, ihrer großen Wahrheit wegen, ſogleich verſtehen, und, wenn ſie der Schauſpieler nur ein wenig milderte, ihnen den auswärtigen Urſprung eben nicht anſehen würden. Es würde, glaub' ich, mit den Gebehrden jenes lebhaftern Volks eben wie mit gewiſſen großen ſimpeln Ideen des Genies ſeyn: der ſie urſprünglich denken konnte, war nur ein einziger Kopf; aber faſſen, wenn ſie einmal da ſind, können ſie alle.

Ich gehe von den malenden Gebehrden, über die ich hier nichts Wichtiges mehr sagen könnte, zu den ausdrückenden über. Es sind ihrer so viele und mannichfaltige, daß ich Lust hätte, zu ihrer bessern Uebersicht sie in Classen zu bringen. Einige dieser Gebehrden sind absichtlich: es sind freiwillige äußere Handlungen, aus welchen die Bewegungen, Triebe und Leidenschaften der Seele, zu deren Befriedigung sie als Mittel dienen, ersichtlich sind. Dahin gehören z. B. das Hinneigen gegen den zu beachtenden Gegenstand, der feste angreifende Stand des Zorns, die ausgestreckten Arme der Liebe, die vorgeschlagenen Hände der Furcht und des Schreckens. — Andere Gebehrden sind nachahmend: nicht das Object des Denkens, aber die Fassung, die Wirkungen, die Veränderungen der Seele malend, und diese mögen den Namen der analogen führen. Theils haben diese analogen Gebehrden ihren Grund in dem Triebe der Seele, unsinnliche Ideen auf sinnliche zurückzuführen, und also auch ihre eigenen unsinnlichen Wirkungen, sobald sie lebhafter werden, durch ähnliche sinnliche figürlich nachzubilden: wie, wenn man eine Idee, der man seinen Beifall versagt, mit verwandter Hand gleichsam wegweist, zurückschiebt; theils haben sie ihren Grund in dem natürlichen Einfluß der Ideen auf einander, in der Communication, wenn ich so sagen darf, zwischen den beiden Regionen der klaren und der dunkeln Ideen, die einander wechselseitig zu lenken und zu modificiren pflegen. So z. B. stimmt die Ideenfolge den Gang, daß er bald träger bald rascher, bald fester bald schleichender, bald gleichförmiger bald ungleichförmiger wird. Der Gang erfolgt nach dunkeln Ideen, die den Willen stillschweigend lenken, und die das Gesetz ihrer Folge von den jetzt herrschenden

klaren nehmen: jene leiden durch den Einfluß von dieſen; dieſe durch den Einfluß von jenen. Daher hat jede eigenthümliche Sinnesart, jede innere Bewegung und Leidenſchaft ihren unterſcheidenden Gang; und es läßt ſich von allen Charakteren im Allgemeinen ſagen, was die Gemahlinn des Herkules von Lykus ſagt:*)

Qualis animo est, talis incessu. —

Noch andere Gebehrden ſind unwillkürliche Erſcheinungen, die zwar freilich phyſiſche Wirkungen der innern Gemüthsbewegungen ſind, die wir aber in der That nur als Zeichen begreifen: als Zeichen, welche die Natur durch geheimnißvolle Bande mit den innern Leidenſchaften verknüpft hat; damit, ſagt Haller**), im gemeinen Leben ein Menſch den andern nicht leicht betrügen könne. Noch hat uns Niemand auf eine befriedigende Art erklärt, warum traurige Ideen auf die Thränendrüſen, lächerliche auf das Zwerchfell wirken; warum die Angſt unſere Wangen entfärbt, die Scham ſie röthet. Alle dieſe Gebehrden will ich unter dem gemeinſchaftlichen Namen der phyſiologiſchen zuſammenfaſſen.

Sehen Sie mir ja die ganze Eintheilung, die ich hier mache, nicht für eigentliche logiſche Eintheilung an; ſie ſoll nichts als bloße Claſſification eines Beobachters ſeyn, der vorläufig die Facta, aus deren weiterer Unterſuchung und Vergleichung die wahre Eintheilung vielleicht erſt zu finden iſt, nur einigerma-

*) Senec. Trag. Herc. fur. act. 2, sc. 1.

**) «Kleine Phyſiologie», S. 310. Es giebt ohne Zweifel noch andere Endurſachen des Schöpfers, wie z. B. die Erweckung der Sympathie und der Hülfsleiſtung. Man ſ. Home, Smith u. A.

ßen ordnen möchte. Ich hoffe, durch diese Erklärung allen den unnützen Händeln vorzubeugen, in die ich sonst mit den Physiologen gerathen könnte. Ich habe hier die Absicht zu bauen, und wer das will, muß nicht Krieg führen: mein Interesse ist völlige Neutralität bei allen Zwistigkeiten zwischen Stahlianern und Mechanisten: ob ich gleich denke, daß durch Hrn. Unzer und Andere diese Zwistigkeiten schon ziemlich geschlichtet worden. — Daß mir wirklich der Stahlianer meine Eintheilung nicht als richtig würde gelten lassen, sehen Sie leicht; er würde das letzte Glied schon in dem ersten enthalten finden, und mich einer Sünde wider die alte Regel zeihen: daß die Glieder einander ausschließen sollen.

Unter den physiologischen Gebehrden giebt es viele, die dem freien Willen der Seele schlechterdings nicht gehorchen; die sich weder da, wo wirkliche Empfindung sie hervorpreßt, gut zurückhalten, noch, wo diese wirkliche Empfindung fehlt, durch Kunst gut hervorbringen lassen. So die Thräne des Kummers, das Erblassen der Angst, das Erröthen der Scham: Phänomene, die ich zwar eigentlich nicht Gebehrden nennen sollte, aber nach meiner etwas weitern Erklärung schon darf. — Da man nichts Unmögliches fordern kann, so erläßt man dem Schauspieler jene unfreiwilligen Veränderungen gerne, und ist zufrieden, wenn er nur die freiwilligen getreu, aber mit Bescheidenheit, nachahmt. Mit Bescheidenheit, sag' ich; denn es gilt hier eben die Regel der Mäßigung, die oben für die Nachbildung der Ohnmacht und des Todes gegeben worden. Eine Wuth, die sich das Haar zerrauft, die das ganze Gesicht verzerrt, und brüllt bis alle Muskeln einzeln aufschwellen und die Augen mit Blut unterlaufen; so eine Wuth kann

in der Natur sehr wahr seyn, aber in der Nachahmung wäre sie widrig. — Ich erinnere dieses um gewisser Moden willen, die hie und da ihr Gebehrdenspiel bis zum Abscheulichen treiben, und ein Geschrei vollführen, daß man sich die Ohren verstopfen möchte. Muß man denn nothwendig den Sinnen unausstehlich werden, um das Herz zu erschüttern? —

Ein einziges Mittel giebt es, gewisse unfreiwillige Erschütterungen der Maschine durch Nachahmung wieder herauszubringen; aber es ist ein Mittel, das nicht jeder in seiner Gewalt hat. Quintilian*) erzählt uns, er habe Schauspieler gesehen, die nach einer traurigen und rührenden Rolle auch dann noch weinten, wenn sie schon längst die Maske abgelegt hatten; und von sich selbst versichert er, daß er bei seinen gerichtlichen Reden oft in Thränen ausgebrochen, ja sogar erblaßt sei. Das ganze Geheimniß liegt darin: daß man eine sehr reizbare Phantasie habe, wie das billig jeder Künstler soll; daß man diese Phantasie zu schneller und mächtiger Erweckung rührender Bilder übe, und sich dann jedesmal mit dem verhabenden Gegenstande ganz erfülle. Alsdann entstehen jene Erscheinungen, eben wie in wirklichen Situationen, von selbst, ohne unser Wollen und Zuthun. Vielleicht auch, daß sich durch öftere Einwirkung der Phantasie gewisse körperliche Dispositionen und Fertigkeiten erzeugen lassen. Ich kenne Schau-

*) Instit. Orat. lib. 6, cap. 1, gegen das Ende: Vidi ego saepe histriones atque comoedos, cum ex aliquo graviore actu personam deposuissent, flentes adhuc egredi. — Ipse . . frequenter ita motus sum, ut me non lacrymae solum deprehenderint, sed pallor et vero similis dolor.

ſpieler, die es mehr nicht als einen Augenblick koſtet, um die Augen mit Thränen zu füllen; und die ehemals gebräuchlichen Klageweiber, die für Geld den erſten beſten Todten beweinten, ſcheinen meine Idee zu beſtätigen. Wohl dem Schauſpieler, der ſo eine Fertigkeit hat, und gut damit hauszuhalten weiß! denn allerdings thut eine herabrollende Thräne oft die glücklichſte Wirkung; aber jener Rath, ſich die Phantaſie bis zu einem Grade zu erhitzen, wo ihre Einbildungen wie die Wirklichkeit ſelbſt rühren, iſt, däucht mir, gefährlich. Warum? hab' ich ſchon in meinem zweiten Briefe geſagt. Der Schauſpieler, der es kann, prüfe ſich ja, eh' er ſich ſo ganz dem Strome der Phantaſie überläßt, ob er genug Genie iſt? Kann er, nach Shakſpeare's*) Ausdruck, noch mitten im Strome, mitten im Sturme, mitten (ſo zu ſagen) im Wirbelwinde der Leidenſchaften, ſich mäßigen und die Forderungen ſeiner Kunſt erfüllen: ja, dann iſt er wahres Genie, und wird uns durch ſein Spiel erſchüttern, wenn uns Andere nur rühren. — Das Wageſtück jenes alten Schauſpielers Polus**), der in der Rolle der Elektra den Aſchenkrug ſeines eigenen Sohns hielt, wird er ihm nachzuthun ſchwerlich Gelegenheit haben; und ſo darf ich ihn nicht davor warnen. Wahre Empfindungen bemächtigen ſich des ganzen Herzens zu leicht, und hemmen oder verfälſchen alsdann den Ausdruck, den ſie, der Abſicht nach, nur verſtärken ſollten.

*) Im Hamlet, Act 3, Auftritt 3.

**) Gell. Noct. Attic. lib. 7, cap. 5.

Zehnter Brief.

Unter den verschiedenen Zuständen der Seele, die sich im Körper ausdrücken, lassen Sie uns zuerst den Zustand der unthätigen Ruhe betrachten; denn in gewissem Verstande hat auch dieser seinen Ausdruck. — Was ich unter dieser unthätigen Ruhe verstehe, darf ich wohl kaum erst sagen: so viel Kenntniß der Seelenlehre trauen Sie mir zu, daß ich eine fortdauernde Wirksamkeit der Seele, auch selbst bei dem vollkommensten Gleichgewichte aller ihrer Kräfte und Neigungen im tiefsten Schlafe, glaube. Allein ich bin hier eben so wenig Metaphysiker, als ich Physiolog war; und so genügt es mir, die Dinge zu nehmen wie sie scheinen, ohne daß ich grübelte wie sie sind. Genug, daß der Mensch in so manchen Augenblicken sich weder einer Anstrengung seiner Erkenntnißkraft, noch eines Reizes zu äußern Thätigkeiten, noch irgend einer merklichen Bewegung seines Herzens bewußt ist.

Stellen Sie Sich also einen Menschen vor, der in eine ruhige Scene der Natur blickt: nicht, wie der enthusiastische Dorval*), der mit Macht aus emporstiegender Brust athmete, sondern eben so ruhig und stille, wie sie selbst, die Na-

*) Bei Diderot, in der zweiten Unterredung hinter dem »Natürlichen Sohn«.

tur; oder denken Sie Sich ihn, wie er einem gleichgültigen Gespräch seines Freundes oder Nachbars zuhört: und Sie werden keine merkliche Spur, weder des Vergnügens, noch des Verdrusses, keine ausgezeichnete Falte auf der Stirne, um die Augen, um die Lippen, den Blick weder scharf, noch trübe und schwimmend, Alles ruhig, gehalten, in völligem Gleichgewicht, kurz so finden, wie Ihnen Le Brun die Ruhe zeichnet. Das ganze Gesicht wird der Fassung der Seele entsprechend und analog seyn. Auch die Attitüde des übrigen Körpers wird die Ruhe, die Unthätigkeit der Seele ankündigen; beides im Stehen und im Sitzen. Die müßigen Hände werden im Schooße ruhen, oder in den Taschen, im Busen, im Gürtel stecken; wo nicht, so werden die Arme in einander geschlungen, vielleicht beim Stehen auch rückwärts gelegt seyn, und in der Gegend des Kreuzes wird dann die eine Hand in die andre greifen. Eine kleine leichte Spielerei mit den Fingern wird vielleicht den Mangel einer eigentlichen Beschäftigung der Seele noch mehr verrathen; aber auch schon zugleich, nachdem sie langsamer oder schneller, sanfter oder gestoßener ist, eine geheime Stimmung zu mehr angenehmen oder mehr verdrießlichen Bewegungen entdecken. Beim Sitzen werden die eben so unthätigen Füße, bald nur über den Knöcheln, bald zurückgebogen über dem Schienbein, bald Knie auf Knie, übereinander kreuzweis liegen, und auch da wird vielleicht eine kleine spielende Bewegung vorgehen; der ganze Körper wird bald in einer mehr geraden, bloß ruhigen, bald in einer schiefern, faulern Stellung erscheinen, die sich schon mehr dem völligen Liegen nähert, schon mehr Bereitschaft und Hang zum Einschlummern anzeigt.

Alle hier angegebenen und auch nicht angegebenen Varie-

taten haben natürlicher Weise ihren bestimmten Grund, so gut wie ihn die Stellungen und Lagen im Ganzen haben, die sie zu nüanciren dienen. In der einen ist mehr Munterkeit, Kraft, Disposition zum Vergnügen: in der andern, mehr Trägheit, Erschlaffung, Ernst, Langeweile. Dieser Grund liegt theils in dem Gegenstande der Betrachtung oder Erzählung selbst, der nie völlig gleichgültig seyn kann, sondern, wie entfernt es auch sei, mehr zu angenehmen oder mehr zu verdrießlichen Bewegungen stimmt: theils liegt er auch in dem Subject, das die Eindrücke aufnimmt, im Menschen. Bei einem und demselbigen Gegenstande werden verschiedene Menschen ihre Stellung vielleicht sehr verschieden nehmen. Das kann nun wieder von augenblicklicher unmerklicher Laune, die noch von vorigen Eindrücken übrig geblieben, von einem veränderlichen Zustande des Körpers herrühren; aber sicher wird doch immer der Charakter, die eigenthümliche Denk- und Empfindungsart des Menschen ein Merkliches dazu beitragen. So wie sich auf der ruhigen Fläche des Gesichts die unterscheidenden Charakterzüge nie verwischen, und vielleicht in diesem Zustande der Ruhe am sichersten und reinsten erkannt werden; so bleiben auch in der ruhigen Stellung und Lage des Körpers merkliche Spuren des individuellen Charakters übrig. Ohne ein Anspannen der Muskeln, welches die Seele durch eine fortgesetzte und ihr eben daher unbewußte Thätigkeit bewirkt, würde der ganze Körper nieder und ineinander sinken: also wird die Art, wie sie hält, wie sie trägt, schon ein Beweis von dem Grade ihrer innern fortdauernden Thätigkeit seyn. Auch wohnen in jeder Seele gewisse herrschende Ideen, gewisse davon abhangende Lieblingsneigungen; und wenn diese auch jetzt in ihr schweigen, so wird

ſich doch eine ſchwache Spur davon in der Attitüde des Körpers äußern: die gewöhnliche Stellung wird die gewöhnliche Faſſung verrathen; man wird darin ſchon einen Anfang, ein Element von Ausdruck entdecken.

Betrachten Sie, um der Kürze willen, nur ein Paar ſtehende Attitüden. Der Stolze (ſ. Fig. 3.) fährt mit der Hand,

Figur 3.

wenn er ſie einſteckt, gerne höher in die Bruſt, und legt die eine, falls er ſie frei läßt, gerne verwandt mit vorgebogenem Ellbogen flach in die Seite; den Kopf ſchlägt er gerne ein wenig zurück; die Entfernung, worin die auswärts gekehrten Füße von einander ſtehen, iſt größer, oder wenn auf dem einen geruht wird, ſo greift der andre mehr vor. — Ein ſanfter, aber

darum nicht ſchwacher, nicht träger Charakter ſchlingt gerne in der Mitte des Körpers die Arme ineinander; das Haupt ſteht vertical, weder zurückgebogen noch vorhängend; der Schritt der Füße iſt enge, und ſie ſelbſt ſind nicht zu ſehr auswärts, aber auch nicht einwärts gekehrt (ſ. Fig. 4.). Ich beſchreibe, wie

Figur 4.

Sie leicht merken, die Lieblingsattitüde unſerer Damen, die von Natur ſanfter als das ſtärkere Geſchlecht ſind, oder wohl dann und wann auch nur durch Kunſt ſanfter ſcheinen. — Hände, die auf dem Rücken zuſammenliegen, und alſo von jeder etwa vorkommenden Thätigkeit weiter entfernt ſind (ſ. Fig. 5.), zeigen ein größeres Phlegma, eine vollkommnere Unachtſamkeit, Sorgloſigkeit an. Doch kann freilich die Dicke des Bauchs, wo die Arme wie von ſelbſt gegen den Rücken fallen, dieſe

Figur 5.

Stellung bequemer machen; aber, außer daß hier noch eine andere gleich bequeme Stellung Statt findet, das Stemmen der Hände in beide Seiten, so erregt schon die Dicke selbst einen kleinen Argwohn von Phlegma. — Wenn der Stolze diese Attitüde nimmt, so ist sie auch bei ihm bedeutend und sprechend: eine gewisse Unachtsamkeit und Sorglosigkeit sieht dem Stolze sehr ähnlich, und Brust und Leib werfen sich bei so einer Stellung mehr heraus: nur fehlen dann die mehr einwärts gekehrten Füße, der gerade Stand des ganzen Körpers, das weitere Vorhangen des Hauptes, u. s. f. (s. Fig. 6.). Charakter überhaupt wird nie sicher aus einzelnen Zügen, immer besser durch gleichzeitige Beäugung aller erkannt. — Ungemein bedeutend ist endlich ein vom Nacken gar nicht aufrecht getragenes, gegen

Figur 6.

die Bruſt hinfallendes Haupt *): ungeſchloſſene Lippen, die das Kinn hangen laſſen, wie es hängt; Augen, deren halber Apfel hinter dem Liede ſteckt; einſinkende Kniee; ein vorwärts geſtreckter Bauch; einwärts gekehrte Füße; geradewegs in die Taſchen des Rocks fahrende Hände, oder wohl gar frei herabbaumelnde Arme (ſ. Fig. 7.). Wer erkennt hier nicht auf den erſten Blick die ſchlaffe unthatige Seele, die keiner Aufmerkſamkeit, keines

*) Man ſehe „Plaſtik“ (von Hrn. Herder), S. 73. „Der Hals „iſt's, der eigentlich exſerirt, nicht, was der Menſch in ſeinem Haupt „iſt, ſondern wie er ſein Haupt und Leben trägt. Hier der freie edle „Stand, oder das geduldige Verſtrecken, ein Opferlamm zu werden, „u. ſ. w.“

Figur 7.

Intereſſe fähig iſt; eine Seele, die nicht recht wacht, die nicht einmal die geringe Energie hat, ſo viel Spannung in die Muskeln zu bringen, daß der Körper gehörig getragen, ſeine Glieder gehörig gehalten werden? Nur der äußerſt Dumme und Faule kann eine ſo nichtsſagende, ſeelenloſe Stellung nehmen.

Lavater's „Phyſiognomiſche Fragmente" habe ich nicht zur Hand; und wenn ich ſie auch auf meinem Pulte vor mir ſähe, würd' ich ſie doch nur ungerne zu Rathe ziehen. Fremde, nicht ſchon vorher durchdachte Ideen könnten mir leicht die ganze Folge meiner eignen verwirren. Wenn etwa Sie das Buch beſitzen, ſo leſen Sie doch nach, was darin von den Stellungen geſagt wird. Uebergangen kann dieſe Materie ſchwer-

lich seyn, da ich mich erinnere, daß selbst ein gewisses Charakteristische der Handschriften darin bemerkt und mit Proben belegt worden. Auch über den Gang muß manche Beobachtung darin vorkommen, die ich nicht nachsehen kann. Diese und einige andere Puncte sind die ungewisse Gränze der beiden Künste; ein gemeinschaftlicher Rain, der eben sowohl der Mimik, als der Physiognomik gehört.

Aus dem jedesmaligen Charakter seiner Rolle muß der Schauspieler beurtheilen, was für einen Stand, was für eine Art sich zu tragen er in den ruhigern Conversationsscenen zu wählen habe. Eigenes Nachdenken können auch die bestimmtesten Regeln, auch die weitläuftigsten Gallerieen von Gemälden ihm nicht ersparen: denn Anwenden und Aussuchen bliebe doch immer ihm selbst überlassen. Und hinlänglich vollständig zu seyn, wäre ohnedies bei der unendlichen Mannichfaltigkeit der Natur gar nicht möglich. Nur eine Bemerkung über die Veränderung der ruhigen Lage bei dem Uebergange zur Thätigkeit muß ich hinzusetzen. Ein Mensch, dem sich im Zustande der Ruhe eine Veranlassung, ein Reiz zu äußerer Thätigkeit zeigt, wird, wenn auch diese Thätigkeit noch nicht ausbricht, durch seine Stellung schon die Fassung, die Bereitschaft dazu verrathen. Er wird sich, so zu sagen, jedes Tempo bis auf das letzte ersparen; wird Hände, Arme, Füße, den ganzen Körper, auf den ersten Wink der Seele gleichsam fertig halten. So wie im Sitzen die müßigste, von der Thätigkeit entfernteste, Lage ist, den Körper zurücklehnen, die in einander geschränkten Arme in den Busen zu verbergen, die Kniee über einander zu werfen oder die zurückgezogenen Füße über dem Schienbein kreuzweis zu legen (s. Fig. 8.), so ist die letzte unter den ru-

Figur 8.

bigen, ſchon der Thätigkeit nächſte Lage, daß der Körper aufgerichtet, gegen den intereſſanten Gegenſtand hingewandt, die Füße getrennt, in einen geradern Stand geſetzt, ſchon feſt auf den Boden auftretend; die gleichfalls getrennten Hände auf die Kniee greifend, zum Aufſtehen und Handeln ſchon völlig bereit erſcheinen (ſ. Fig. 9.). Mag ſich Beaumarchais im Anfange der für Clavigo ſo intereſſanten Erzählung*) in einer ſo nachläſſigen Stellung hinwerfen, wie er wolle; eh' er die Dinge

*) Im zweiten Act des Goethe'ſchen Trauerſpiels: Clavigo.

Figur 9.

ſagt, die dem verrätheriſchen Clavigo keinen Zweifel mehr wegen der Abſicht ſeiner Reiſe übrig laſſen, ſitzt er gewiß in der Stellung da, die ich eben beſchrieben habe: und hätt' er den Hut zufälliger Weiſe in der rechten Hand gehalten, ſo macht er jetzt dieſe frei, und wirft ihn in die linke hinüber. Entſteht der Reiz zur Thätigkeit allmählich, ſo entſteht eben ſo allmählich die Vorbereitung dazu. Laſſen Sie z. B. die Füße zurückgezogen über dem Schienbein kreuzweis liegen, ſo werden ſie anfänglich mehr vorwärts gerückt, dann völlig aus einander geſtellt, dann folgt die Entfaltung der Arme nach, u. ſ. f.

Auch, wenn keine äußere Thätigkeit vorfällt, wenn bloß

ein äußerer Gegenstand zu beachten, zu erkennen ist, oder wenn nur von außen her interessante Ideen mitgetheilt werden, wird das Nehmliche erfolgen. Man richtet sich gegen den Mitunterredner auf, neigt sich gegen den interessanten Gegenstand hin, setzt den ganzen Körper mehr oder weniger in einen Zustand, der Bereitschaft und Hang zur Thätigkeit anzeigt. Die Seele ergießt sich nach außen hin in den Sinn, durch den sie die ihr wichtig scheinenden Ideen erhält; und vermöge einer geheimen Sympathie unter den Kräften, werden hier zugleich alle andern äußern Kräfte ermuntert. Die Veränderungen, die sich ergeben, wenn die Seele den Gegenstand nicht sowohl mehr fassen, als genießen will, oder wenn bei Mittheilung der Ideen mehr die innern geistigen als die äußern sinnlichen Erkenntnißkräfte thätig sind, werden aus dem Folgenden leicht von selbst können geschlossen werden.

Eilfter Brief.

Es iſt ſchon wahr, was Sie ſagen: daß ich in einigen meiner Zeichnungen der verſprochenen Allgemeinheit vergeſſen, und zu ſehr auf einzelne Nationen und Stände geſehen. Die in den Buſen geſteckten Hände ſetzen freilich ſchon eine gewiſſe Art Kleidung, und die auswärts gekehrten Füße ſogar den Tanzmeiſter voraus. Aber ich wollte doch Ihrer Einbildungskraft gerne Bilder geben; und Bilder, wiſſen Sie wohl, laſſen ſich, ohne particulare Züge, weder mit Linien für das Auge, noch mit Worten für die Einbildungskraft zeichnen. Der Fehler war nothwendig, und ich hoffe alſo, Sie werden mir ihn noch öfter zu Gute halten. Es iſt genug, wenn unter den beſondern zufälligen Zügen das Allgemeine nur klar hervorſcheint. —

Wir haben den noch unintereſſirten, unthätigen Menſchen betrachtet. Der intereſſirte, der in Thätigkeit geſetzte iſt es entweder mehr mit ſeinem Kopfe oder mit ſeinem Herzen. In beiden Fällen iſt Ausdruck. Er überdenkt ſeine Handlungen, ſeinen Zuſtand; überlegt, was zu thun ſei; ſinnt über die beſten Mittel zum Endzwecke nach, erinnert ſich, unterſucht, raiſonnirt. Der Ausdruck iſt hier mehr oder weniger lebhaft, nachdem der Bewegungsgrund iſt, der die Thätigkeit veranlaßt. Wo bloß der ruhige Wahrheitstrieb wirkt, der nur Erkenntniß ſucht, oder wo der ganze Zweck des Beſtrebens ein ange-

nehmes Spiel der Einbildungskraft iſt: da iſt der Ausdruck ſchwacher, gemäßigter, kälter, als wo der Kopf im Dienſte des Herzens arbeitet; als wo das wirkliche Beſte des Menſchen, ſein Wohl und Wehe, oder was die Leidenſchaft ihm als Wohl und Wehe vorſpiegelt, in Betrachtung kömmt. Wenn ein Hamlet in ſeiner ſchrecklichen, ihm unerträglichen Lage auftritt, und Gründe für und wider den Selbſtmord abwägt, da zeigt ſich freilich ganz ein anderer Ausdruck, als wenn der kalte Moraliſt über den nehmlichen Gegenſtand, nicht als Angelegenheit des Herzens, ſondern als Problem des Verſtandes, grübelt. Indeß kann auch der Wahrheitstrieb für ſich ſelbſt ein großes Intereſſe erzeugen. Pythagoras verehrte den Muſen eine Hekatombe, als er den Beweis des geometriſchen Lehrſatzes gefunden hatte, der noch jetzt ſeinen Namen führt*); und Diodorus Kronus ſtarb vor Kummer, weil er die dialektiſchen Schlingen des Stilpo nicht ſogleich hatte loſen können**). Doch freilich that zu ſeinem Tode das Meiſte der Schimpf, daß er in Gegenwart des Ptolemäus Soter ſo ſchlecht beſtanden war, und die bittern Spöttereien des Königs hatte erdulden müſſen. Ob nicht auch im Pythagoras ſich mehr die Eitelkeit und Ruhmbegierde, als die befriedigte Vernunft freute: wäre die Frage. Die Philoſophen waren von jeher ein eitles Völkchen, und ſelbſt einige ihrer Mitbrüder haben das aufrichtig genug bekannt.

Das Nachdenken, das Raiſonnement, das in Schauſpielen

*) Vitruv. lib. 9, cap. 2. Etwas anders lautet es beim Cic. de Nat. Deor. lib. 3, cap. 36. Cicero ſpricht hier den Skeptiker, aber ein wenig unglücklich. Man ſ. Gedike histor. phil. antiq. p. 49.

**) Diog. Laert. lib. 2, segm. 3, §. 112.

vorkommt, geht faſt immer von Empfindungen des Herzens, von Leidenſchaften aus, und dieſe Leidenſchaften müſſen dem Schauſpieler, wie den Ton, ſo auch das Gebehrdenſpiel im Allgemeinen angeben: von ihnen erhält es ſeine nähern Modificationen, ſeinen beſtimmten Grad der Wärme, ſeine mehr oder minder markirten Abſätze und Uebergänge. Da dieſes Beſondere aus dem Eigenthümlichen jeder Leidenſchaft geſchöpft werden muß, wovon ich künftig zu reden denke, ſo halte ich mich hier bloß an das Allgemeine, und betrachte den Denker, den ich auftreten laſſe, als kalten philoſophiſchen Denker, der an den Gegenſtänden, welche ihm vorſchweben, kein beſonderes, genauer beſtimmtes Intereſſe findet. Daß ich alle bei dieſer innern Thätigkeit vorkommenden Ausdrücke erſchöpfen ſollte, wäre unmöglich: nur hie und da greife ich eine Beobachtung heraus, nach deren Muſter ſich ihrer mehrere werden machen laſſen.

Das, wogegen die Schauſpieler in nachdenkenden Scenen, und alſo beſonders in Monologen, am meiſten ſündigen, iſt die Regel von der Analogie (ſ. S. 57), die man in der Natur faſt durchaus wird beobachtet finden. Salluſt*) ſetzt unter die Charakterzüge des Catilina auch ſeinen bald ſchnellen, bald langſamen Gang; und leitet dieſe Ungleichförmigkeit des Ganges von der Unruhe eines Gewiſſens her, das er durch ſo viele Schandthaten, und beſonders durch einen der ſchrecklichſten Meuchelmorde, befleckt hatte. Ich habe nichts wider dieſe

*) Bell. Catilin. cap. 15. Animus impurus, Diis hominibusque infestus, neque vigiliis, neque quietibus sedari poterat: ita conscientia mentem excitam vexabat. Igitur colos ei exsanguis, foedi oculi, citus modo, modo tardus incessus . . etc.

Erklärung; aber ich glaube, daß die großen und gefahrvollen Entwürfe, womit Catilina wider ſein Vaterland ſchwanger ging, dieſe Erſcheinung eben ſo wohl haben hervorbringen können. — Wo der Menſch ſeine Ideen leicht und ohne Anſtoß entwickelt, da iſt ſein Gang freier, ſchneller, mehr nach Einer ungeänderten Direction hin; wo die Folge der Ideen ſchwierig iſt, da iſt der Gang langſamer, gehindert: wo ſich plötzlich ein wichtiger Zweifel erhebt, da wird er ganz unterbrochen, und der Menſch ſteht ſtille: wo die Seele zwiſchen verſchiedenen Ideen ſchwankt, überall Hinderniß und Bedenklichkeit findet, jede Reihe nur bis auf einen gewiſſen Punct verfolgt, und dann in andere übergeht, aus denen ſie wieder in neue ausbeugt: da iſt der Gang unordentlich, ungleichförmig, hält keine beſtimmten Directionen mehr, durchſchneidet und durchkreuzt ſich auf mancherlei Art. Eben daher der regelloſe Gang bei allen den Gemüthsbewegungen und Leidenſchaften, bei denen dieſes ungewiſſe Schwanken zwiſchen Ideen vorkömmt: am meiſten bei der innern umhertreibenden Gewiſſensangſt, die ſich retten möchte und nirgend Ausweg und Mittel findet.

Eben ſo, wie mit dem Gange, verhält es ſich mit dem Spiel der Hände: es iſt leicht, ungehindert, frei, wo die ganze Entwickelung der Ideen gut geht, und ſich eins aus dem andern ohne Schwierigkeit ergiebt: es iſt unruhig, unregelmäßig, die Hände greifen umher, machen bald dieſe, bald jene Bewegung, nach der Bruſt hin, dem Haupt hin, die Arme werden in und aus einander gefaltet: wenn das Nachdenken in ſeinem freien Strome gehemmt und in allerhand fremde Ufer abgeleitet wird: entſteht auf einmal eine Bedenklichkeit, eine Schwierigkeit, ſo leidet das ganze Spiel einen Stillſtand: die ausgeſtreckte Hand

wird in sich zusammen und an die Brust zurückgezogen, oder die Arme werden in die Lage der Unthätigkeit über einander gefaltet. Das Auge, das mit dem ganzen Haupte, wo das Nachdenken gut von Statten ging, sich nur leicht und sanft bewegte; oder, wo die Seele von Idee auf Idee verschlagen ward, bald in diesen, bald in jenen Winkel umberirrte: sieht nun starr vor sich hin, und das Haupt schlägt sich zurück oder hängt vorwärts, bis nach dem ersten Aufstaunen des Zweifels, wenn ich's so nennen darf, die gehemmte Thätigkeit wieder fortgeht (s. Fig. 10. a.).

Figur 10. a.

Fassen Sie, um das Analoge des Gebehrdenspiels noch deutlicher zu erkennen, den alten Philto oder Stateno in Gedanken, wo sie sich hinstellen, um ein bequemes Mittel zu ihren

Absichten zu ersinnen. Sie wollten gerne der Camilla ihren Brautschatz auszahlen, ohne den verschwenderischen Bruder derselben merken zu lassen, daß von dem väterlichen Gelde wohl noch Vorrath seyn müsse. Die Sache ist schwer, und sie stehen eine gute Weile da, glauben etwas gefunden zu haben, und geben's sogleich wieder auf *). Gesetzt, der alte Philto hätte, da er seine erste Idee verfolgte, mit vorhangendem Haupte dagestanden, die Arme in der Gegend der Brust zusammengeschlagen, den Blick zur Erde gesenkt, auf dem linken Fuße ruhend und mit dem rechten vorgreifend; so ist Alles zu wetten, daß er bei dem zweiten Nachdenken diese Stellung abändern werde. Vielleicht setzt er nun die Hände in die Seite, oder richtet das Haupt auf und sieht in die Wolken, als ob er von oben herab holen wollte, was er unten nicht fand; oder er nimmt auch durchaus die entgegengesetzte Stellung: legt die Hände auf dem Rücken in einander, schlägt das Haupt, das erst vorwärts hing, in den Nacken, zieht den linken Fuß zurück und ruht auf dem rechten (s. Fig. 10. b.). — Sie müssen diese und ähnliche Abänderungen oft bemerkt haben, wenn der Name eines Menschen gesucht ward. Die nehmliche Attitude behält der Körper nie, wenn innerhalb die Gedanken umsetzen: war Anfangs der Kopf nach der rechten Seite gerichtet, so dreht er sich jetzt nach der linken. Doch mischt sich vielleicht in dieses analoge Gebehrdenspiel schon viel Absichtliches ein. Wer seine innern Ideen verändern will, der thut wohl, daß er auch die äußern Eindrücke verändere, mit denen er jene schon zu sehr in Verbindung brachte. Andere Gegenstände, andere Gesell-

*) In Lessing's »Schatz«, Auftritt 3.

Figur 10. b.

ken! Ein berühmter Gelehrter hatte die Gewohnheit, sobald es in der einen Ecke des Zimmers nicht mehr fort wollte, sein Tischchen zu nehmen und in eine andere zu laufen.

Ich gab Ihnen, wenn Sie Sich noch erinnern, einen zweifachen Grund des analogen Gebehrdenspiels an: der erste lag in dem geheimen gegenseitigen Einfluß der klaren und dunklen Ideen in einander; der zweite in dem Triebe der Seele, ihre unsinnlichen Ideen auf sinnliche zurückzuführen, als sinnliche zu fingiren, wenigstens an sinnliche zu ketten, und in dem daher entspringenden Instincte, ihre eigenen unsinnlichen Wirkungen, sobald sie lebhafter werden, durch figürliche körperliche Veränderungen nachzubilden. Dieser Instinct ist überall unverkenn-

bar. — Wenn Hamlet*) die Ursache entdeckt hat, warum der Selbstmord ein so bedenklicher Schritt sei, so ruft er aus: „Ach da liegt der Knoten!“ und in demselbigen Augenblicke bewegt er den Finger vor sich hin, als ob er äußerlich mit dem Auge gefunden hätte, was er doch innerlich mit dem Scharfsinne fand (s. Fig. 11.). Wenn Lear**) sich des schändlichen

Figur. 11

Undanks seiner Tochter erinnert, womit sie in einer so stürmischen Nacht sein graues Haupt Wind und Wetter Preis gaben, und er dann auf einmal ausruft: „O, hier auf diesem

*) Act 3, Auftritt 1.
**) Act 3, Auftritt 4.

„Wege komm' ich zum Wahnwitz; ich muß ihm ausweichen: „nichts mehr davon!" so iſt da kein äußerer Gegenſtand, von dem er Blick und Körper mit Abſcheu verwenden dürfte; und doch wird er ſich von der Seite wegdrehen, gegen die er gerichtet war, wird mit verwandter Hand die unangenehme Erinnerung gleichſam von ſich ſtoßen, zurückſcheuchen (ſ. Fig. 12.).

Figur 12.

Wenn der empörte Albrecht*) in der Scene mit Thorringer ſagt: „Ha, verdammtes Unding! eure Ehre, eure Fürſtenpflicht!" ſo wird er, nach dem heftigern Ausdruck: Verdammtes Unding! die Begriffe, deren Nichtswürdigkeit ihm ſo ein-

*) „Agnes Bernauerin", Act 3, Auftritt 4.

leuchtend ſcheint, in halbverwandter Stellung, aus offner flacher Hand und mit einem unwilligen Rucke dem ehrwürdigen Alten gleichſam vor die Füße werfen (ſ. Fig. 13.). — Doch Sie werden ſchon von Selbſt der ähnlichen Beobachtungen mehrere

Figur 13.

machen. Widrige, ſich aufdringende Ideen, zu denen der Mund ein oft wiederholtes Nein! ſpricht, ſchlägt man mit hin- und herfahrender Hand gleichſam zurück, als ob man ein beſchwerliches hartnäckig wiederkehrendes Inſekt zu verjagen hätte, u. ſ. w.

Durch ein ähnliches Spiel der Einbildungskraft substituirt die Seele bei ihrem innern Beschauen und Horchen, wie ich es nennen will, diejenigen absichtlichen Bewegungen, die es in der That nur bei dem Beschauen sichtbarer Gegenstände oder dem Horchen auf äußere Töne wären. Der Blick wird bei bedeutenden feinern Puncten der Untersuchung geschärft, die Augenbraunen werden nach den Nasenwinkeln heruntergezogen, daß die Stirne voll Falten, und das Auge, welches sich noch überdies zum bessern Concentriren der Lichtstrahlen verengt, in einen tiefern Schatten zurückgetrieben wird *); nicht anders, als ob ein Gegenstand von großer Feinheit oder in weiter Entfernung erkannt werden sollte. Der Zeigefinger wird vor die geschlossenen Lippen gebracht, als ob man fürchtete, durch das Geplauder der unwichtigern Ideen an Beachtung der wichtigern verhindert zu werden. Gerade das Wart! oder Stille! das oft im Selbstgespräch, wenn man auf einen wichtigen Gegenstand oder einen bedeutenden Zweifel trifft, auch die Lippen sagen. Oft wird auch der Zeigefinger zwischen die Augenbraunen vor die gerunzelte Stirn gelegt, als ob der Punct, wohin sich die Aufmerksamkeit zu wenden hat, sollte angewiesen, festgehalten werden. — Diejenige Pantomime, die dem innern Denken, Erinnern, Untersuchen wirklich dient, ist das Verschließen

*) Ein tiefliegendes Auge, sagt Aristoteles, sieht am schärfsten: Hist. Animal. lib. 1, cap. 10. (*Οἱ οφθαλμοι*) *η εκτος σφοδρα, η εντος, η μεσως τουτων· οἱ δ' εντος μαλιςα, οξυωπεςατοι επι παντος ζωου.* Plinius sagt ihm das ungewiß nach, und Harduin macht dabei die Anmerkung: Causa in promtu est: quia species inferiores perferuntur sub umbracula, neque aëris motu dissipantur. Ad lib. 11, cap. 53, 3.

der Sinne, das Verdecken der Augen mit den Händen, das Verschleiern des ganzen Antlitzes: denn die innere Verrichtung geht um so besser von Statten, je weniger äußere Störung da ist. Daher suchen der Kummer, die Liebe, alle nachdenkenden Leidenschaften, das Dunkel der Wälder; und die Eule ist der Göttinn der Weisheit heilig, weil sie in Einöden wohnt und um Mitternacht wacht.

Was bei dem Nachdenken von anderweitigen Gebehrden vorkömmt: der verdrießliche Blick bei gehemmtem, der heitere bei glücklichem Fortgang: die Bewegungen, womit die Hand dem Haupte gleichsam zu Hülfe kömmt, wenn es oft zu sehr angegriffen und mit Blut überfüllt ist: alles das ist weniger wichtig und mag hier wegbleiben. Ich habe Ihnen ohnehin nichts als Bruchstücke, als Versuche versprochen. Auch von der Neugier, womit wir äußerlich die Gegenstände aufsuchen, deren Betrachtung unsern Ideenvorrath vermehren kann, sage ich nichts: ihre Erscheinungen werden sich so leicht aus dem errathen lassen, was ich über die nach außen gerichteten Begierden im Allgemeinen zu sagen denke.

Sie treiben mich in Ihrem Vorigen, zum Ausdruck der sogenannten Affecten zu kommen, und Zeit ist es freilich, daß ich diese wichtigste Materie der Mimik vornehme, wenn ich anders nicht schon mitten darin bin. — Da ich nicht weiß, wie bald ich fortfahren möchte, so schicke ich Ihnen indeß ein Büchelchen, das mir von ungefähr in die Hände fällt, und das Sie zwar nur wenig unterrichten, aber doch hie und da belustigen wird *).

*) A Lecture on Mimicry. London 1777.

Zwölfter Brief.

Le Brun hat den Watelet*), Cartesius den Le Brun geführt; allein ich find' es nicht rathsam, so ganz in ihre Fußstapfen zu treten. Noch weniger mag ich in den Schriften der Philosophen nachsehen, was für Eintheilungen sie von den Affecten gemacht; denn ich weiß schon, wie mannichfaltig sie von einander abweichen **), und es wäre sehr möglich, daß ich über die Verwirrung von Meinungen drehend würde und mir dann gar nicht zu helfen wüßte. Lieber also will ich eine Eintheilung nach meinem eigenen Kopfe machen, so wie ich sie zu meiner jetzigen Absicht am bequemsten und brauchbarsten finde. Ob sie schon irgend ein Anderer vor mir gemacht, oder nicht, wird sehr gleichgültig seyn.

Alle lebhaftere Wirksamkeit der Seele, die eben ihrer Lebhaftigkeit wegen mit einem merklichen Grade von Vergnügen oder Mißvergnügen verbunden ist, nenn' ich Affect, und unterscheide demnach eine zwiefache Art von Affecten. Denn jene Wirksamkeit besteht entweder im Anschauen dessen was ist, oder im Streben nach dem was man möchte. Die letztere Art

*) In der Abhandlung sur l'expression, hinter seinem bekannten Gedichte: L'art de peindre, p. 133.

**) Man s. nur Holman. Philosoph. moral. pr. lin p. 45, 46.

von Wirksamkeit, bei der wir uns eigentlich unserer Kräfte erst recht bewußt werden, da wir bei jener mehr zu leiden, Eindrücke bloß aufzunehmen glauben, wird Begierde genannt. Die Begierde, die wir bis jetzt haben kennen lernen, war ein innerliches Streben des Verstandes, der oft schon für sich, ohne daß ihn Interesse des Herzens dazu auffordert, in eine lebhafte Thätigkeit geräth, deren ganzer Gewinn und Endzweck ist: Wissen, Erkennen. Auch der Verstand also hat seinen Affect der Begierde, der in seinem Seelen von jeher Wunder gethan, und vielleicht eben so viel Freuden geopfert, eben so viel Säfte des Lebens verzehrt hat, als irgend eine andere Begierde. Allein er hat auch noch seine Affecten des Anschauens: denn er verweilt mit Vergnügen bei dem Ideenreichen, Geordneten, Uebereinstimmenden, Schönen, ohne daß er andern Vortheil oder Genuß davon als die bloße Erkenntniß hätte; und mit Mißvergnügen bemerkt er alle Gegensätze jener Vollkommenheiten, das Leere, Regellose, Ungegründete, Disharmonirende. — Affecten des Herzens entstehen, wenn unser eigenes Selbst in Betrachtung kömmt; wenn wir das Object in seiner vortheilhaften oder nachtheiligen Beziehung auf uns betrachten, es hassen oder es lieben, uns damit vereinigt oder davon getrennt wünschen.

Die in der Mimik merkwürdigen Affecten des Verstandes, die im Anschauen bestehen, sind: die Bewunderung, und das Lachen. Den letztern, wie Sie sehen, muß ich mit dem Namen seiner auffallendsten Wirkung bezeichnen, weil die Sprache für ihn kein eigenes Wort hat. Er mischt sich gerne mit andern Affecten, wie beim Verlachen, beim Hohnlachen: dort nehmlich mit Verachtung, und hier obendrein noch mit Haß; allein er kann auch ohne diese Mischungen Statt finden, und dann

ist er das eigentliche muntere Lachen, das sich bei der Wahrnehmung kleiner unschädlicher Uebel, Contraste, Disproportionen, Mißhelligkeiten, findet.

In die schwere Untersuchung über die eigentliche Quelle des Lächerlichen mich einzulassen, ist hier der Ort nicht: das Erbaulichste, was vielleicht darüber geschrieben worden, finden Sie in einem Französischen Büchelchen*), welches Sie vermuthlich schon kennen. — Die Gebehrden dieses Affects sind insgesammt physiologisch: zuweilen mit Malerei des belachten Gegenstandes vermengt: ihre Zeichnung beim Le Brun ist, wie mehrere andere, schon ein wenig Carricatur, und ich finde es kaum der Mühe werth, Sie darauf hinzuweisen. Wie man lacht, weiß ein jeder; obgleich nicht jeder sich zu mäßigen weiß: und wer einmal zum Lachen kein Gesicht hat, der wird es auch durch Unterricht nicht erlangen. Swon Carteaus sagte Ihnen, daß Manche beim Weinen eben so ein Gesicht, wie Andere beim Lachen, machten **). Kehren Sie's um, und es bleibt eben so wahr: Manche machen beim Lachen gerade so ein Gesicht, wie Andere beim Weinen. Eben daraus aber, daß wir Abweichungen dieser Art so leicht bemerken und sie lächerlich finden, läßt sich schon abnehmen, daß wir ein gewisses Bild von den ei-

*) Traité des causes physiques et morales du rire. Amsterd. 1768.

**) Oben S. 39. — Man v. auch darüber Hogarth, S. 75 der deutschen Uebersetzung: »Ich erinnere mich, sagt er, einen Bettler ge»sehen zu haben, welcher seinen Kopf sehr künstlich verbunden hatte, »und dessen Gesicht schmal und blaß genug war, um Mitleiden zu »erwecken; aber seine Gesichtszüge waren übrigens zu seiner Absicht »so unglücklich gebildet, daß die Grimasse, durch welche er Noth und »Elend ausdrücken wollte, vielmehr ein freudiges Gelächter war.«

gentlichen Gebehrden des Lachens und Weinens in der Phantasie haben: ein Bild, wovon wir uns die Abweichungen zwar im gemeinen Leben gefallen lassen, weil wir wohl müssen: aber nicht auch in der Nachahmung, und auf der Bühne. — Wieder andere Gesichter können sich nicht verziehen, ohne daß sie uns den widrigen Anblick einer fast verschwindenden Oberlippe und eines dadurch ganz entblößten Gebisses geben. Ich möchte daher jedem Schauspieler rathen: daß er, außer den Gebehrden der Leidenschaften, auch noch sein Gesicht kennen lernte, um zu wissen, welche ihn verstellen und welche ihm anstehn? Oder noch besser: daß er lieber gar nicht Schauspieler würde, wenn ihm die Natur eines von beidem, den wahren oder den schönen Ausdruck, versagt hat. Doch diesen Rath könnt' ich sparen: denn was läßt sich davon für Nutzen hoffen? — Wenn überhaupt die meisten Menschen ihr Loos aus dem Glückstopfe greifen, und mehr durch Zufall oder aus blindem Geschmack, als aus wahrem, auf Fähigkeit gegründeten Triebe das werden, wozu sie sich widmen, so gilt dies von dem Stande der Schauspieler, wenigstens in Deutschland, ganz vorzüglich. Man wird Acteur, wie man Soldat wird: insgemein aus Unbedacht oder Noth, selten aus Beruf oder Neigung.

Von der Bewunderung finden Sie mehr als eine Zeichnung beim Le Brun: die ausgeführteste und angenehmste ist gleich die erste. Wenn Sie die Züge lesen, durch welche er diesen Affect charakterisirt — dem zwar Einige den Namen des Affects gar nicht einraumen wollen, — so werden Sie überall die im Körper nachgeahmte Erweiterung der Seele finden, die einen großen, ihre ganze Vorstellungskraft gleichsam ausfüllenden Gegenstand fassen möchte. Die Augen, der Mund

ſind geöffnet: die Augenbraunen um ein weniges in die Höhe gezogen: die Arme zwar dem Leibe näher, als bei der lebhaften Begierde, aber doch ausgebreitet: übrigens die Figur und die Züge des Geſichts in Ruhe. Setzen Sie hiezu noch die Erweiterung der Bruſt, die ſchon oben bemerkt worden, und die hier eine mit dem analogen Ausdrucke coincidirende Malerei iſt, weil nehmlich die Bewunderung zu den homogenen Empfindungen gehört*): und Sie ſehen, daß ſich alle hier vorkommende Gebehrden als nachahmende, als analoge betrachten laſſen. Indeß können Sie die Erweiterung des Auges auch als abſichtlich deuten: denn die Seele möchte von dem Gegenſtande, der hier als groß und als ſichtbar vorausgeſetzt wird, gerne ſo viel Lichtſtrahlen einziehen als möglich; auch iſt die unbewegliche Richtung des Auges auf den Gegenſtand abſichtlich: denn nur durch das Auge kann die Seele ſich mit dem Erkenntniſſe deſſelben ſättigen. Das Ausbreiten der Arme findet faſt nur in dem erſten Augenblicke Statt, bei dem erſten

Attonitis metiri oculis,

wie es Claudian nennt**): da nehmlich, wo die Seele noch mehr den Gegenſtand erſt zu faſſen, in die Gewalt zu bekommen ſtrebt, als daß ſie ihn ſchon genöſſe. Sobald dieſer erſte Augenblick der Begierde vorüber iſt, ſinken die Arme allmählich am Körper nieder.

Anders iſt das Gebehrdenſpiel bei Bewunderung des Erhabnen: eine Nüance, die Le Brun nicht bemerkt. Denn hier ſind Haupt und Körper, der Abſicht gemäß, ein wenig zurück-

*) Ueber die muſikaliſche Malerei (Bd. 4, S. 151).

**) In second. Consulat. Stilich. v. 70.

gebogen, das offne Auge in die Höhe gerichtet; und durch eine mit dem analogen Ausdruck der Empfindung hier gleichfalls zusammenfallende Malerei erhebt sich die ganze Figur des Menschen: doch ist sie übrigens mit Füßen, Händen, Gesichtszügen, in Ruhe. Oder wenn sich im Anfange die Hand bewegt, so wird sie nun nicht mehr, wie bei Bewunderung des Großen, vorwärts ausgestreckt, sondern erhoben (s. Fig. 14.). Wo es

Figur 14.

ungemeine körperliche Kräfte sind, die wir bewundern: da gerathen unsere eigenen ähnlichen Kräfte, durch die anschauliche Vorstellung von jenen, in eine Art von Bewegung, von Unruhe, u. s. w. — Das Erstaunen, welches bloß ein höherer Grad der Bewunderung ist, unterscheidet sich in seinem Ausdrucke durch nichts, als durch Verstärkung, Erhöhung aller an-

gegebenen Züge, durch den weiter geöffneten Mund, das tiefere Auge, die mehr in die Höhe gezogenen Augenbraunen, den gehaltenern Odem, der hier zugleich mit dem Gedanken vor dem sich plötzlich darbietenden interessanten Gegenstande still steht.

Ein unserer Erwartung widersprechender Erfolg; eine Sache oder Ereigniß, die, unserer vorgefaßten Meinung nach, so nicht hätte ausfallen sollen, wie wir sie finden, erzeugt **Verwunderung**: eine Empfindung, die da, wo der Contrast zwischen Sache und Idee zum Nachtheil der erstern gereicht, sich gerne durch ein kleines spöttisches, oder nachdem der Fall ist, unmuthiges Lächeln äußert. Ein charakteristischer Ausdruck dieser Verwunderung, wo sie keinen sehr interessanten Gegenstand hat, und nicht andere Affecten sich zu ihr gesellen, ist ein gewisses **Schütteln** oder **Wiegen des Hauptes**, das ich Ihnen nicht zu beschreiben weiß: es ist von dem, womit man einen Gedanken verwirft, ihn verneint, oder womit man Unwillen ausdrückt, verschieden: es ist langsamer, gleichförmiger, sanfter, anhaltender; es ist, mit einem Worte, **das** Hauptschütteln, das ich von Ihnen Selbst befürchten müßte, wenn ich die Erklarung davon versuchte. Sie würden Factum und Erklarung nicht recht zusammenzubringen wissen: denn da ich den wahren Grund des Ausdrucks nicht sicher angeben kann, so würd' ich etwas hinschwatzen, was vielleicht witzig, aber nach Ihrer bessern Empfindung auch weiter nichts als witzig wäre. — Das Hauptschütteln bei der Verneinung, und eben so das Nicken bei der Bejahung, möchte sich besser erklären lassen. Jenes scheint die Entfernung, das Wegwenden von einer Idee; dieses das Hinneigen, den Beitritt zu derselben zu bezeichnen: eine Metapher, die in den griechischen und lateinischen Wörtern: προσκυνω,

annuere, adnuo. abnuo. deutlich ausgedrückt, und so natürlich ist, daß Nigidius*), ohne sie weiter zu erklären, sie bloß als sprechende und bedeutungsvolle anführt. Hieraus erkennen Sie denn auch, warum man bei einer Ueberlegung, wo man zum Beifall geneigt ist, das Haupt mehrmalen vorwärts gegen den Sprechenden hin, und wo man zum Zweifel geneigt ist, es mehrmalen seitwärts und von ihm wegbewegt; eine Richtung, welcher dann gern auch die Augen folgen.

Ich lasse hiemit die Verwunderung, und lasse überhaupt die Affecten des Verstandes fahren; um so mehr, da sich an sie fast immer, wenn auch nur schwächere, Affecten des Herzens anhangen, und sich also ihr Ausdruck innig mit dem Ausdruck von diesen vermischt. In meinem nächsten Briefe gehe ich zu dem Gebehrdenspiel dieser interessantern Art von Affecten über, wo wir nehmlich nicht in die Vorstellung eines Objects allein vertieft sind, sondern sich die Vorstellung unser selbst, unserer Vortheile oder Bedürfnisse, mehr oder weniger mit hineinmengt.

---

*) Ap. Gell. in Noct. Attic. ed. Conr. tom. 2, p. 13. Quum adnuimus et abnuimus, motus quidem ille vel capitis vel oculorum a natura rei, quam significat, non abhorret. Schade, daß der alte Grammatiker, der manche feine philosophische Bemerkung über die Sprache scheint gemacht zu haben, auf diesen Gegenstand nur so gelegentlich kommt, daß uns Gellius weiter nichts von ihm anführt!

Dreizehnter Brief.

Hubert erzählt beim Shakſpeare dem König Johann*), wie beſtürzt das Britiſche Volk über den Tod des jungen Arthur iſt, und wie man von nichts als von ihm oder von der Landung eines mächtigen Franzöſiſchen Heeres ſpricht. „Ich „ſah einen Schmied, ſagt er, der ſo mit ſeinem Hammer da„ſtand, indeß ſein Eiſen auf dem Amboß kalt ward, und der „mit offnem Munde die Erzählung eines Schneiders verſchlang, „der, ſeine Elle und Maaß in der Hand, in Pantoffeln, die „er in der Eile auf den unrechten Fuß gezogen hatte, von viel „tauſend tapfern Franzoſen erzählte, die in Kent ſchon in vol„ler Schlachtordnung ſtänden.“ Dieſes Bewegungsloſe, dieſe unverrückte Stellung des Schmieds (ſ. Fig. 15.), der ſo ganz die Attitüde des Augenblicks beibehält, in welcher ihn das Erſtaunen überfiel, iſt ein ſo einleuchtend wahrer, ſo natürlicher Zug! Die ganze Vorſtellungskraft wird von einem einzigen Gegenſtande plötzlich gefeſſelt: es bleibt der Seele kein Gedanke für irgend etwas anders, alſo auch nicht für eine willkürliche Veränderung der Lage des Körpers, übrig: und ſo muß denn auf einmal der Menſch, in der ganzen Verfaſſung worin er war, wie eine ſeelenloſe Maſchine daſtehen. Man hat

*) „König Johann“, Aufz. 4, Auftr. 3.

Figur 15.

ein Blatt in ſchwarzer Kunſt, welches die gedachte Hubert-ſche Erzählung gar nicht übel vorſtellt; ich kann aber nicht mehr ſagen, von welchem Meiſter. — Dieſe Anmerkung noch als einen Nachtrag zum Vorigen; jetzt nun weiter auf unſerm Wege! —

Es iſt ganz gleichgültig, welche Art von Affecten wir zuerſt in Betrachtung ziehen: ob die Begierde, die nach Veränderung des Zuſtandes ſtrebt, oder das Anſchauen, das den wirklichen Zuſtand, ſo wie er iſt, betrachtet, ihn genießt, ihn durchdenkt. — Laſſen Sie uns den Anfang von den verſchiedenen Arten der Begierde machen!

Die Moralphiloſophen ſetzen der Begierde den Abſcheu entgegen; allein, nach der allgemeinen Bedeutung des Worts, die ich im Vorigen annahm, iſt der Abſcheu unter der Begierde

begriffen: auch er ſtrebt aus der jetzigen Lage in eine beſſere. Wir haben demnach eine zwiefache Art von Begierde zu unterſcheiden: die eine ſucht Vereinigung mit einem Gute; die andere, Trennung von einem Uebel. Dieſe letztere Begierde iſt wieder zwiefach: denn wir ſuchen entweder uns, oder wir ſuchen das Uebel zu entfernen; wir denken entweder auf Flucht, oder auf Angriff. Da der Ausdruck in allen dieſen Fällen merklich verſchieden iſt, ſo ſetzen wir ſogleich dreierlei Arten von Begierde feſt: die eine nähert ſich zum Genuß; die andere entfernt ſich zur Rettung; die dritte nähert ſich wieder, aber zur Wegraumung, Zerſtörung. Es verſteht ſich, daß alle dieſe Begierden unnennbar mannichfaltige Modificationen leiden, und durch unzählig viel Stufen gehen, wo man ihnen oft den Namen der Affecten kaum mehr einräumen wird. Sie beſonders, der Sie ja Spinoziſt*) genug ſind, daß Sie mir nicht einmal die Bewunderung für einen wahren Affect wollen gelten laſſen!

Eine der merkwürdigſten Modificationen der Begierde iſt die, wo der Menſch eine Unbehaglichkeit, einen Mangel, eine Beklemmung fühlt, ohne daß er die Urſache zum Bewußtſeyn bringen kann; mit andern Worten: wo er nur überhaupt eine Sehnſucht fühlt, ohne daß er den Gegenſtand davon wüßte. Dies iſt der Fall mit Melida in dem vortrefflichen „Erſten Schiffer" von Geßner. Es iſt eine Krankheit, die man nicht nennen kann, deren beſtimmten Sitz man nicht weiß. Zuweilen kennt man wohl im Allgemeinen den Gegenſtand; nur in Anſehung des Individuums, das man wählen ſoll, iſt man unſchlüſſig; oder man kennt auch wohl ganz beſtimmt dieſes In-

*) Spinoz. Ethica, no. 335

dividuum: nur sieht man die Mittel nicht ab, wie man seine Begierde danach befriedigen könne. So der erste Schiffer selbst, dem von seinem wunderbaren Traume her das Bild jenes reizenden Mädchens schon ganz lebhaft vor der Phantasie schwebt, der aber noch keine Möglichkeit sieht, die Insel, wo sie wohnt, zu erreichen. Es ist eine bekannte Krankheit, gegen die es an Arzneimitteln fehlt. — Sie sehen in diesen beiden Fällen eine ungewisse, vage, nach Gegenstand oder Mitteln umhersuchende Begierde. Das Spiel derselben können Sie schon aus dem schließen, was ich über den Ausdruck in ähnlichen Situationen des Verstandes sagte. Es ist dem Zustande des Gemüths, in seiner Verwirrung, in seiner mannichfaltigen Abänderung entsprechend: der Mensch wirft sich umher, dreht sich hin und wieder, greift mit den Händen hiehin und dorthin, reibt sie, läuft in allerhand Richtungen auf und ab; kurz, er macht die Menge Bewegungen, aber keine hält an, keine verräth eine feste, bestimmte Absicht. Nur im Allgemeinen erkennt man, daß er nach irgend etwas sich sehnt; vor irgend einem Uebel, irgend wohin, sich retten, an irgend etwas, auf irgend eine Art seine Wuth, seine Rachgier auslassen möchte.

Eine andere Modification von Seiten des Objects ist die: wo das, was wir begehren oder verabscheuen, womit wir uns vereinigen, oder wovon wir uns losreißen wollen, etwas in uns selbst, eine angenehme oder widrige, geliebte oder gehaßte Idee ist. Auch hier hat das Gebehrdenspiel sein Besonderes, sein Eigenes. Wenn der geistliche, mit Mutterwehen geborne, Sohn einer Bourignon nach dem innern Lichte, nach der nähern geheimnißvollen Vereinigung mit Gott ringt, so wird sein Spiel das in sich Gekehrte, das vom Irdischen Abgezo-

STAATS-BIBLIOTHEK

gene, in Mienen und Bewegungen malen. Die Hände werden ſich in einander falten, und halb oder ganz verwandt gegen den obern Theil der Bruſt zurückziehen: die Spitzen der Ellbogen werden herausgedrückt und um ſo mehr herausgedrückt werden, je heißer, je andachtvoller der Trieb iſt: der Augapfel wird ſich, in die Höhe gerichtet, hinter dem Liede verbergen, und wenig mehr als das Weiße erkennen laſſen (ſ. Fig. 16.). —

Figur 16.

Der von einer nagenden unerträglichen Idee verfolgte Unglückliche ſucht, um ihrer los zu werden, Zerſtreuungen allerlei Art:

er geht, er blickt umher, er nimmt dies vor, nimmt jenes vor, reibt die Stirne, als ob er den widrigen Gedanken in seinem Gedächtniße vertilgen, unleserlich machen wollte. So Otto von Wittelsbach bei den Worten: Still! still! still! *); wo der Schauspieler, der ihn hier mit so vielem Beifall ausführte, nicht bloß ein Paar Schritte umherging und die Stirn rieb, sondern sich auch, mit richtiger Beurtheilung, ein Paar gelinde Stöße gegen die Stirn gab, weil hier die schmerzvolle Erinnerung des Vergangenen so innig mit Reue, mit Zorn gegen sich selbst vermischt ist. Denn wo der Mensch in seiner eigenen Thorheit die Ursache seines Verderbens findet, da übt er gleichsam an sich selbst seine Rache, fällt sich in sein eignes Haar, zerschlägt sich, wie Kleopatra an Antonius Grabmaal **), die Brust, zerfleischt und verstümmelt, wie Oedip, seinen eigenen Körper. — Ich weiß nicht, ob es in den „Zwillingen" von Klinger ein natürliches Spiel ist, daß Guelpho den Spiegel zerschlägt, der ihm an seiner Stirne das Zeichen des Brudermords zeigt ***). Innere Gewissensangst, dünkt mir, ist gegen alles Aeußere friedfertig: was sie angreift, ist lediglich der Geängstigte selbst: sonst fürchtet sie Alles, sieht und zittert, wie ein gescheuchtes Reh, vor jedem fallenden Blatt, jedem Lüftchen. Kain's so wahre Rede: Soll ich meines Bruders Hüter seyn? ist freilich Trotz: aber wer erkennt nicht auf den ersten Blick das Falsche, das Erkünstelte dieses Trotzes? Wer würde nicht, wenn er die Stelle declamiren sollte, alle die

*) Act 5, Auftritt 2.
**) Man s. Plutarch im Leben des Antonius, gegen das Ende.
***) Act 4, Auftritt 4.

zitternde Furcht in die Stimme legen, die sich in den Worten selbst so gerne verläugnen möchte?

Eine dritte Modification ist die, wo das Object zwar außer dem Menschen, aber etwas Unsinnliches, und so etwas Unsinnliches ist, dessen Gewährung nicht von dem freien Willen irgend eines sichtbaren Wesens abhängt, zu dessen Erreichung man sich an keinen äußern, keinen bestimmten Gegenstand wenden kann. So z. B. der Trieb nach Ehre: denn Ehre ist weiter nichts, als die Meinung der Menschen von unsern Vollkommenheiten, unsern Vorzügen; und Meinung kann weder ertrotzt noch erbeten werden. Sind die Mittel zur Erreichung eines solchen Objects äußere sinnliche Mittel, so gilt die Begierde, weil sie sich nun auf diese Mittel ableitet, in der Mimik derjenigen gleich, die einen äußern sinnlichen Gegenstand hat; sind aber auch sie unsinnlich, so hat man die innerlich strebende Begierde, über deren Erscheinungen ich in meinem Vorletzten einen Versuch geliefert. Der ehrgeizige Held und der ehrgeizige Denker mögen meine Meinung erklären. Jener ergreift, zur Erlangung seines unsinnlichen Gutes, sinnliche Mittel; er stürzt in den Feind, klettert auf befestigte Höhen, greift nach der rühmlichen Spolie einer Fahne, stößt wüthend, was ihn hindern will, vor sich nieder. Dieser, der Denker, spannt nicht die Muskeln des Körpers, sondern, wie es Haller nennt, die Sehnen der Seele an; Alles, was er zu erreichen oder zu entfernen hat, ist innerlich in ihm selbst, in seinem Gehirne: es ist Idee, ist Erkenntniß.

Lassen Sie mich jetzt aller dieser Modificationen der Begierde vergessen, und künftig bloß auf diejenige sehen, die einen bestimmten sinnlichen, oder doch als sinnlich angenommenen

Gegenſtand hat. — Es giebt in dem Spiel jeder Art von Begierde etwas Eignes und Unterſcheidendes; es giebt aber auch in dem Spiele aller etwas Gemeinſchaftliches: und dieſes Letztere mag der erſte Gegenſtand unſerer Betrachtung werden.

Vierzehnter Brief.

Ich bin zu friedfertig, mein Freund, um über eine Kleinigkeit einen Krieg zu erregen: es macht Ihnen Vergnügen, einen Spiegel zerschlagen zu sehen, und so werd' er immer zerschlagen! Ihr Gedanke, daß Guelpho nicht so eigentlich den Spiegel, als vielmehr in dem Spiegel sich selbst, zertrümmere, hat wirklich viel Schein; aber doch däucht mir noch immer, daß ein Mensch in seiner Lage nicht mit dieser Heftigkeit außer sich wirken sollte. Meiner Empfindung nach, müßt' er mit Abscheu von dem Spiegel zurückfahren, und wenn er ihn ja zerbräche, ihn nur zufälliger Weise, durch das jähe Vorwerfen der Hand, nicht mit Gebehrden des Zorns, sondern der Angst, zerbrechen. So vielleicht hat es auch der Verfasser gewollt; allein die Schauspieler, die sich in den heftigsten, gewaltsamsten Bewegungen immer am meisten gefallen, pflegen es anders zu nehmen: sie schlagen gern mit voller Faust darauf zu. Das mag denn auch meinetwegen so recht seyn, wenn Sie mir nur erlauben, weiter zu gehen. —

Das erste Gemeinschaftliche, was sich in dem Spiel aller nach äußern bestimmten Gegenständen hin- oder von ihnen zurückstrebenden Begierden findet, ist die schiefe Lage des Körpers. Nähert sich die Begierde dem Gegenstande, es sei nun um ihn zu besitzen, oder ihn anzugreifen, so liegt Haupt

und Bruſt und überhaupt der ganze obere Körper vor: nicht nur, weil die Füße alsdann um ſo ſchneller nachteilen können, ſondern auch, weil der Menſch jene Theile am leichteſten in Bewegung ſetzt, und alſo mit ihnen ſeinen Trieb zuerſt zu befriedigen ſtrebt. Fährt der Abſcheu, die Furcht, vor dem Gegenſtande zurück, ſo beugt ſich der obere Körper rückwärts über, ehe ſich noch die Füße in volle Bewegung geſetzt haben. Bei ſtarken, plötzlichen Affecten geſchiehet dieſes oft mit ſolcher Hitze und Uebereilung, daß der Menſch aus dem Gleichgewicht kömmt, und, wo nicht fällt, wenigſtens ſtolpert. Der heuchleriſche Tiber, dem alle Demüthigungen zuwider waren, fuhr einſt vor einem Senator, der ihm in einer ſehr kriechenden Stellung — Gott weiß, welchen Fehler? abbat, mit einem Schrecken zurück, daß er überſchlug und zur Erde ſtürzte *).

Eine zweite Bemerkung, die Sie bei jeder lebhaften Begierde werden beſtätigt finden, iſt die: daß ſie immer die gerade Linie auf den Gegenſtand zu oder von ihm zurücknimmt. Die Urſache iſt klar, denn die Begierde will ſich mit dem Gegenſtande ſo ſchnell vereinigen, oder ſo geſchwinde von ihm getrennt ſeyn, als möglich, und unter allen Linien, die von einem Puncte zum andern führen, iſt die gerade die kürzeſte. Daher wird der Menſch, der ſein Auge unverwandt nur auf den Gegenſtand ſeines Beſtrebens heftet, und Alles, was zwiſchen ihm und dieſem Gegenſtande inne liegt, unbeachtet läßt, die freiern offnern Wege verſchmähen; er wird ſich lieber, mit vorgeſtemmtem Ellbogen, durch den dichteſten Haufen durcharbeiten, als daß er mit einer geringen Ausbeugung ſchneller und

*) Sueton. in Tiber. cap. 27.

gefahrloser zum Ziele ginge. Aegisth, der den Tod seines Vaters an dem Tyrannen Polyphont rächen, und die Verbindung desselben mit seiner Mutter hindern will, stürmt, in Gotter's „Merope", durch Wachen und Volk und Priester bis zum Opfer seiner Rache hindurch*). Eben so wird die heftige Furcht nicht erst den Körper wenden, eh' sie zurücktritt; in gerader Linie wird der Fuß hinten ausgreifen, und oft mehrere Schritte hinter einander in der nehmlichen Richtung zurücktaumeln: besonders dann, wenn der Mensch den gefürchteten Gegenstand gern im Auge behalten will, um die ganze Gefahr zu ermessen und nach Beschaffenheit der Umstände die Richtung der Flucht zu verändern. So flieht Arsene vor dem scheußlichen Ungeheuer, das im letzten Act über die Bühne kriecht, ohne Wendung des Körpers gerade zurück; und so muß überhaupt, bei heftigerm Schrecken, auch wo sich der Körper wendet, dieses Wenden mitten im Zurücktreten geschehen: oder der Ausdruck wird matt und kraftlos. Auch die heftigere Rach- oder Genußbegierde, wenn sie hinterwärts plötzlich ein Geräusch hört, welches ihr die Gegenwart des gewünschten Gegenstandes ankündigt, wird den Körper nie anders, als mitten im Zurückschreiten, herumdrehen. — Fehler hiegegen begehen sehr oft unsere Schauspielerinnen, weil die lange Schleppe ihrer Kleider sie bei dem geringsten Zurücktreten in Gefahr setzt, auf die für Frauenzimmer unanständigste Art zu fallen. Indeß überrascht sie zuweilen das wahre Gefühl der auszudrückenden Leidenschaft: die Füße gerathen in die Falten des auf dem Boden schwimmenden Gewandes, und dann müssen die Hände, die vielleicht

*) Act 5, Auftritt 5.

eben eine der ſchönſten Reden begleiten und unterſtützen ſollten, ſich zu der demüthigen Zofenarbeit bequemen, daß ſie das Gewand zurückſchlagen und die Falten wieder in Ordnung bringen. Ich bin Freund von Allem was ein Frauenzimmer — verſteht ſich, ein von Natur nicht häßliches — putzt: ich bin noch größerer Freund von einem richtigen wohl beobachteten Coſtüme: aber einmal iſt doch die weſentlichſte erſte Regel der Kunſt, von welcher nie Ausnahme gemacht werden ſollte, Wahrheit des Ausdrucks; und ſo wünſchte ich, daß bei jeder affectvollen Rolle die Schauſpielerinnen jene unerſchöpfliche Gründſamkeit, womit ſie faſt alle Theile ihrer Kleidung immer ſo anders, und doch immer ſo reizend zu ordnen wiſſen, auch auf die Schleppe anwenden möchten. Was weiß ich's, ob und wie und wo der unnütze Zierath ſich ſtecken, ſchürzen, heften, ſchlingen, auf- oder überſchlagen ließe? aber daß es gut wäre, wenn irgend etwas von dieſem Allen geſchehen könnte, das weiß ich.

Noch ein Drittes, was ich über das Spiel der Begierden im Allgemeinen zu bemerken finde, iſt die Abänderung deſſelben nach Maaßgabe der beſtimmten Lage, des beſtimmten Verhältniſſes, in welchem der Begehrende und der Gegenſtand der Begierde oder des Abſcheu's gegen einander ſtehen. Ich weiß nicht, ob es an mir oder an der Sache liegt, daß ich meine Meinung nur ſo dunkel ausdrücke; ein Paar Beiſpiele indeß, von jeder Art der Begierde hergenommen, werden ſie deutlicher machen.

Laſſen Sie alſo zuerſt den Gegenſtand von der Beſchaffenheit ſeyn, daß er mehr von dem einen oder mehr von dem andern Sinne kann gefaßt und genoſſen werden, und Sie ſehen ſogleich, daß die Abſicht ihn zu faſſen und zu genießen eine ſehr

verſchiedene Stellung hervorbringt. Der Horcher (ſ. Fig. 22.) wird dem Kopfe eine ganz andere Wendung, dem übrigen Körper eine ganz andere Lage, als der neugierige Gaffer, geben: bei jenem wird Alles mehr ſeitwärts hangen, bei dieſem Alles mehr vorwärts, gerade auf den Gegenſtand zu. — Laſſen Sie ferner den Gegenſtand der Begierde einen erhabnern, den Begehrenden einen niedrigern Platz einnehmen; oder, welches hier gleich iſt, laſſen Sie jenen der Perſon nach beträchtlich größer als dieſen ſeyn, und kehren Sie dann in Gedanken das Verhältniß geſchwinde um, ſo wird abermal in Ihrer Phantaſie ein zwiefaches ſehr verſchiedenes Bild entſtehen. Wenn der Knabe auf den Arm der Mutter hinaufſtrebt, ſo tritt er auf die Spitzen der Zehen, ſtreckt ſeine ganze Figur in die Höhe, ſpannt alle Muskeln und erhebt die Arme über das zurückgebogene Haupt (ſ. Fig. 17.); wenn die Mutter nach dem Knaben verlangt,

Figur 17.

so beugt sie den obern Körper, vielleicht auch das Knie, und senkt ihre beiden Arme lockend gegen den kleinen Liebling nieder (s. Fig. 18.). — Gleich verschieden ist, bei der Rachbegierde,

Figur 18.

die Stellung Jasons, der mit gezücktem Schwerte gegen den Drachenwagen hinandroht; und die Stellung Medeens, die von ihrer sichern Höhe herab den Dolch, an dem noch das Blut ihrer Kinder klebt, mit den schrecklichen Worten gegen ihn niederschmettert: Geh' und begrabe sie*)! — Von der zurückstrebenden Begierde hat es schon Unzer bemerkt, wie

*) „Medea", Auftritt 10. Eigentlich Worte des Euripides (Act. 5, v. 1394), wo sie noch bitterer von der Braut gesagt werden:

Στειχε προς οικους και θαπτ' αλοχον

ungemein die Bewegungen derſelben verſchieden ſind, nachdem man mehr für dieſen oder mehr für jenen Theil des Körpers beſorgt iſt. „Wer durch den Umſturz eines Hauſes, ſagt er*), „umzukommen fürchtet, der entflieht durch den Rettungstrieb, „aber mit niedergebücktem oder von den Händen bedecktem „Haupte; . . . hingegen bedeckt der, der von einem Degen „durchbohrt zu werden fürchtet, die Bruſt.“ Wenn Sie Sich Apollo auf einer Wolke denken, wie er mit dem verderblichen Pfeil auf die Bruſt eines Kindes der Niobe zielt, ſo entſteht aus der Vereinigung beider Attitüden eine dritte: das Haupt und der ganze Körper beugt ſich, weil die Gefahr von oben kömmt; das Auge blickt angſtlichflehend nach dem Gott hinauf, und die Bruſt wird bedeckt (ſ. Fig. 19.). — Man könnte Beobachtungen dieſer Art bis in's Unendliche häufen. Wer eine zu heftige Erſchütterung der Sehnerven durch einen Blitzſtrahl, oder auch einen ekelhaften, ſchaudervollen, ſchrecklichen Anblick fürchtet: der verſchließt im Wegwenden die Augen, oder bedeckt ſie auch mit vorgeſchlagener Hand; hingegen wer den erſchütternden Ton des Donners oder ſonſt einen widrigen Eindruck durch's Gehör, eine ſchneidende Disharmonie, eine ſchändliche gotteslästerliche Rede fürchtet: der bedeckt ſich im Wegwenden die Ohren; wer weder Blitz noch Donner ertragen kann, der fährt mit dem Kopf in ein Bett, um beide Sinne zugleich zu verwahren. Wiederum fliehet der, der einem von unten kommenden Uebel, wie z. B. einer giftigen ziſchenden Schlange ausweicht, mit weit in die Höhe gezogenen Beinen; hingegen wer gerade über ſeinem Haupt eine Gefahr ſieht, und alles Ent-

*) „Erſte Gründe einer Phyſiologie“, §. 315.

Figur 19.

fliehen vergeblich glaubt, der drückt ſich mit dem ganzen Kör-
per zitternd nieder, gleich der Lerche, die beim Anblick des über

ihr kreisenden Stoßvogels senkrecht in die Furche hinabfährt. Und so überhaupt wird, nach Verschiedenheit der Umstände, das absichtliche Spiel der Begierden auf unendlich mannichfaltige Art verändert.

So viel ich bis jetzt Beobachtungen übersehe, finde ich noch keine mehrern Puncte, in welchen die drei Arten von Begierde mit einander zusammentreffen. Vielleicht wenn ich nunmehr jede derselben einzeln betrachte, daß sich in der Folge noch mehrere dergleichen auffinden lassen. Den Anfang wollen wir, da hier abermal die Ordnung gleichgültig ist, mit der annähernden Begierde machen.

Funfzehnter Brief.

Die Verſchiedenheiten im Spiel der annähernden Begierde, deren ich in der letzten Anmerkung meines vorigen Briefs erwähnte, haben ihren Grund ganz ſichtbar in dem verſchiedenen Verhältniß des Begehrenden gegen das Begehrte. Eine der allgemeinen Regeln für dieſes Spiel iſt: daß allemal dasjenige Werkzeug, welches den Gegenſtand allein, oder doch vorzüglich faſſen kann, an dem Körper vorgeſtreckt wird: bei dem Horcher das Ohr, bei dem witternden Wilden die Naſe, und wenn der Gegenſtand im eigentlichen Verſtande kann gefaßt, ergriffen werden, vorzüglich die Hände, obgleich dieſe in der That beim Ausdruck keiner nur etwas lebhaftern Begierde müßig bleiben, ſondern immer gerne voran ſind. Dieſe Hände ſind allemal offen und gerade ausgeſtreckt: flach, wo ſie hinnehmen; verwandt, wo ſie an ſich reißen, oder ergreifen wollen; der Schritt iſt lebhaft und feſt, doch nicht ſo heftig und ſchwer, wie im Zorne. Zu dieſen abſichtlichen Veränderungen kommen die phyſiologiſchen: daß auch die ſämmtlichen innern Kräfte des Menſchen ſich gewiſſermaßen nach außen drangen; daß die Augen mehr oder weniger voll Licht, die Muskeln voll Kraft, die Wangen voll Blut ſind: und dann noch die der Seelenfaſſung analogen: daß der Schritt ſchneller oder langſamer iſt, die Arme und Füße bald weiter bald gemäßigter ausgreifen, der Körper mehr oder

weniger von dem geraden Stande abweicht; denn, wie ich schon einmal erinnert, so legt sich heftige Begierde oft bis zum Stürzen vor, da sich schwache Begierde nur sanft, nur um ein Weniges hinneigt.

Das Merkwürdigste in dem Spiel dieser Begierde ist die Synergie der Kräfte, das gemeinschaftliche Erwachen aller, auch wo sie die Seele zu einem Dienste aufruft, den nur eine derselben ihr leisten kann. Bei dem reinen, von aller Begierde unvermischten, Anschauen ist dieses anders: hier scheint die Seele ausdrücklich alle übrigen Kräfte gleichsam einzuschläfern, um ihre geheime Wollust desto ruhiger mit der einen zu pflegen, die eben jetzt den meisten Reiz, das meiste Anziehende für sie hat. — Nehmen Sie, zu desto besserer Einsicht in diese Verschiedenheit, einen besondern Fall: nehmen Sie den durstigen, und den wollüstigen Trinker; den der ein dringendes Bedürfniß stillen, und den der nur einen angenehmen Nervenkitzel genießen will. Nur sehen Sie, bitt' ich, wenn Sie vollen kräftigen Ausdruck suchen, nicht auf die vornehmern Stände, nicht auf die sogenannten Leute von Welt, von Lebensart, von Erziehung. Die Erziehung macht den Menschen zu einem zwiefachen Lügner: sie lehrt ihn die eine Art von Empfindungen nach ihrer wahren Stärke verbergen, die andere in einer falschen Stärke erheucheln. Alle lebhaftern Ausdrücke eigennütziger, und eben so alle schwächern Ausdrücke geselliger Neigungen und Triebe, wie wahr und angemessen sie übrigens seyn mögen, sind wider den Wohlstand. Jene werden daher unter aller Wahrheit niedergehalten; diese, über alle Wahrheit hinaufgeschroben. Der Pöbel, das Kind, der Wilde, kurz der Mensch ohne Sitten, ist der wahre Gegenstand, an dem man

den Ausdruck der Leidenſchaften ſtudiren muß, ſo lange man noch nicht auf ſeine Schönheit, ſondern bloß auf ſeine Kraft, ſeine Richtigkeit ſieht.

Der wollüſtige Trinker, der Schmecker, werden Sie finden, ſteht in ſich zuſammengebogen da: der Schritt der Füße iſt enge, die freie Hand iſt ſanft, ohne Spannung der Muskeln, zuſammengezogen, und gerne naht unter der andern, die Becher oder Glas hält; die Augen ſind klein, aber nicht ſo geſchärft, wie etwa bei dem auskoſtenden Kenner; zuweilen ſind ſie wohl völlig geſchloſſen, zuſammengekniffen: der Kopf ſteckt zwiſchen den Schultern: der ganze Menſch, wie es ſcheint, iſt in der Einen Empfindung beiſammen (ſ. Fig. 20.). Ganz

Figur 20.

anders der begierige, der durſtige Trinker; denn hier nehmen die andern Sinne alle an der Gierde Antheil: die ſtieren Augen liegen hervor, der Schritt der Füße iſt weit, und der Körper hängt mit gerecktem Halſe über: die Hände ſchlingen ſich feſt um das Gefäß, oder wenn ſie es noch nicht halten, greifen ſie ſchon danach, eh' es erreicht iſt; die Bruſt thut ſchnellere lautere Odemzüge, und in dem Fall, daß der Menſch auf das Gefäß erſt zuſtürzt, iſt der Mund offen, die lechzende, ſchon einſchlurfende Zunge erſcheint auf den Lippen (ſ. Fig. 21.). —

Figur 21.

Ich beſchreibe Ihnen hier freilich den höchſten Grad von Durſt, die anhelam sitim, wie ſie Lucrez*) nennt; allein, was ſich hier in ſeinem höchſten Grade zeigt, das werden Sie in gerin-

*) Lib. 4, v. 873.

germ Maaße bei jedem ſchwächern Durſt, und überhaupt bei jeder nach außen gehenden Begierde finden: jede verwickelt die ſämmtlichen äußern Kräfte des Menſchen in ihr Intereſſe, und ermuntert auch diejenigen, die zum Erlangen des Gegenſtandes nur wenig beitragen, bei ſeinem künftigen Genuſſe nichts mit empfinden. — Die Natur, ſagt einmal Fontenelle, iſt nicht präcis; und dieſer Ausſpruch, ſo paradox er ſcheint, iſt ſehr richtig.

Betrachten Sie, wenn Sie wollen, ein anderes, ein edleres Beiſpiel! Denken Sie Sich Julien in Gotter's und Benda's Oper, wo ſie, ihren Romeo erwartend, auf einmal ausruft:

„Horch! Ein Fußtritt!“ *)

was für eine Attitüde, glauben Sie, wird ſie haben? Ohne Zweifel die: daß ſie das Ohr mit dem ganzen Körper, der ſich aber nicht mehr bewegen darf, um den Schall nicht verhören zu laſſen, nach dem Orte hinbeugt, wo dieſer Schall herkömmt; daß ſie nur an dieſer Seite mit dem Fuße feſt auftritt, und den andern auf die Spitze der Zehe ſchwebend ſtellt; daß ſie außerdem noch den ganzen übrigen Körper in einen Zuſtand der Wirkſamkeit ſetzt. Das Auge wird weit offen ſeyn, als ob es recht viele Lichtſtrahlen von einem Gegenſtande, der nicht da iſt, auffangen wollte; die Hand, nach der Seite des Schalls hin, wird ſich unfern dem Ohre erhoben zeigen, gleichſam um den Schall mit zu haſchen; die andere wird, um des Gleichgewichts willen, niederwärts und vom Körper abgehalten, aber zugleich verwandt erſcheinen, als ob ſie jede Störung zurück-

*) Act 1, Auftritt 1.

ſcheuchen wollte; auch wird ſich, zu deſto beſſerem Empfangen des Schalls, der Mund um ein Weniges öffnen (ſ. Fig. 22.)

Figur 22.

Ich gerathe auf dieſes Beiſpiel, weil es gerade die Stellung unſerer hieſigen liebenswürdigen Julie iſt. Was nicht geſehen, nicht gegriffen werden kann, was ſich bloß vom Ohre vernehmen läßt: das wird das Auge doch gleichſam ſehen, die Hand berühren, danach wird der ganze Körper ſich hinbewegen wollen. Die Seele ſpannt gleichſam alle ihre Netze nach allen Gegenden aus, um des Ganzes, nach welchem ſie ſo begierig iſt, deſto ſicherer zu ſeyn. — Nehmen Sie den entgegengeſetzten Fall, wo man, weniger um zu erkennen als zu genießen, einer entfernten angenehmen Muſik zuhorcht. Hier wird der Lauſcher mit in einander geſchlungenen, oder doch ſonſt in eine unthätige Lage gebrachten Armen daſtehen: die Füße nah' an

einander, die ruhigen Augen enge, oder wohl gar geſchloſſen: das Haupt, oder vielleicht den ganzen Körper, ein wenig nach dem Tacte bewegend (ſ. Fig. 23.). Die Thätigkeit aller übrigen

Figur 23.

Sinne wird auch hier, ſo viel nur möglich, niedergeſchlagen, damit die ganze Aufmerkſamkeit der Seele ſich in dem wollüſtigen Genuß des Einen ſammele*).

*) Eine beſondere Bemerkung über die Begierde, die ſich in der Hemſterhuis'ſchen Schrift »vom Verlangen« findet, ſetze ich nicht her, weil ſie zu innig mit einer Materie zuſammenhängt, die ich gänzlich zu übergehen denke. Man ſ. indeß, wenn man will, jene Schrift im Deutſchen Mercur (Wintmond 1771), oder in den jetzt erſchienenen Vermiſchten philoſophiſchen Schriften des Hrn. Hemſterhuis,

Ich komme auf das absichtliche Spiel zurück, dessen ich gleich zu Anfange erwähnte. Ursprünglich und eigentlich gehört es freilich nur für Begierden, die zunächst auf äußere sinnliche Gegenstände gerichtet sind; allein metaphorisch wird es auch da angewandt, wo man von einem sinnlichen oder doch als sinnlich fingirten freien Wesen Dinge verlangt, die sich mit jenen Bewegungen eigentlich nicht erreichen lassen: Mittheilung von Ideen, moralische Gesinnungen, Empfindungen, Entschließungen. Der Neugierige und der Verliebte z. B. fordern mit eben der offnen flachen Hand eine Nachricht, eine Erklärung der Gegenliebe, womit der Arme eine Gabe, oder der Hungrige Speise fordert. Sie werden, wenn Sie Acht geben, solcher metaphorischen Versinnlichungen die Menge finden. Geben Sie einem Erzähler, der für seine Geschichte sehr interessirt ist, und volle Aufmerksamkeit will, einen auch sehr interessirten neugierigen Zuhörer: und Sie werden sehen, wie da einer den andern an der Hand, am Arme, beim Knopf nimmt, wie er ihn zieht und schüttelt und anstößt, wenn Rede oder Aufmerksamkeit stockt: nicht anders, als ob er etwas Sinnliches zu sich reißen, oder die gehemmte Feder einer Maschine wieder in Gang setzen wollte. „Wer erzählt", läßt Shakspeare den Hubert in der schon angeführten Stelle sagen, „nimmt den, mit welchem er spricht, „bei der Hand, und wer zuhört, macht Gebehrden des Ent„setzens." — Doch hier freilich läßt sich die Vereinigung der Hände noch durch etwas anders, durch die Noth des Vaterlandes, erklären, welche die patriotischen Rittburger näher zu-

---

Th. 1., wo auch der treffliche Herder'sche Zusatz »über Liebe und »Selbstheit« mit eingerückt worden.

ſammenbringt, und ſie geneigt macht Alle für Einen Mann zu ſtehen. —

Indeß unterſcheidet ſich doch das Spiel der Begierde, die auf Geſinnung oder Entſchluß eines freien Weſens gerichtet iſt, von dem Ausdruck derjenigen, die ein bloß ſinnliches Gut zum unmittelbaren Gegenſtande hat. Denn bei jenem ſind insgemein mit den phyſiſchen Mitteln moraliſche vereinigt: das Spiel iſt voll Bewegungsgründe, die, nach Verſchiedenheit des Charakters und des gegenſeitigen Verhältniſſes der Perſonen, bald in demüthigen Mienen und Stellungen beſtehen, die dem Stolze, bald in vertraulichen ſcherzhaften Liebkoſungen, die dem guten Herzen gefallen; bald in freundlichen, unſchuldigen, ſüßen Mienen, die das Gemüth zu ſanften Bewegungen ſtimmen; bald auch in drohenden, trotzigen, ungeſtümen Gebehrden, die Furcht, oder in reinerlichen, häßlichen, die Ueberdruß und Ekel erwecken. In dem einen Falle iſt das Vergnügen, in dem andern das Mißvergnügen, der Reiz zum Nachgeben; dort gewährt man das Verlangte, um angenehme Empfindungen zu belohnen; hier, um noch unangenehmern zuvorzukommen.

Sechzehnter Brief.

Eine ähnliche Regel, wie für die annähernde Begierde, gilt auch für die zurückstrebende: immer wird derjenige Theil des Körpers, welcher vorzüglich leidet oder bedroht wird, zuerst verwandt, verschlossen, zurückgezogen. Lairesse's Zeichnung eines Mannes, der von einer Schlange — ich weiß nicht, ob schon gestochen ist oder erst gestochen werden soll — ist also falsch: der Mann hält den Fuß, indem er schon die Flucht nimmt, noch bei der Schlange am Boden*), da doch dieser Fuß eben so zuerst zurückfahren sollte, wie der gebrannte Finger vom Lichte. — Ich habe der Beispiele zu dieser Regel schon im vierzehnten Briefe gegeben, und setze hier nur noch eins hinzu, weil es mir merkwürdig scheint: die verschiedene Nüance nehmlich im Ausdruck des Ekels, nachdem er mehr von dem Geruchs- oder mehr von dem Geschmackſinn empfunden wird. Die Bewegungen, die hier Nase und Lippen, wegen der genauen Verwandtschaft beider Sinne und ihrer Organe, immer gemeinschaftlich machen, sind in beiden Fällen Bewegungen des

*) »Lairesse großes Malerbuch«: Th. 1, Figuren D. zu S. 34 der deutschen Uebersetzung. — Die Kritik trifft nur die Zeichnung, nicht den achtungswürdigen Künstler, der bei Erscheinung des Buchs schon seines Gesichts beraubt war.

Zurückstrebens: nur zieht sich da, wo vorzüglich der Geruch afficirt wird, die gekräuste Nase mehr in die Höhe, und wo vorzüglich der Geschmack afficirt wird, die breitere Unterlippe mit dem ganzen Kinn mehr nieder, indem sich zugleich das letztere nah' an die Brust drückt. Die Beobachtung ist, glaube ich, richtig; aber ihre Beschreibung, wie ich im Versuch empfinde, ist schwer: und Zeichnungen, die so unangenehme Bewegungen vorstellten, möchten ein wenig häßlich und widrig werden.

In allen Fällen, wo das verabscheute Uebel einen besondern bestimmten Ort einnimmt oder von so einem Orte herkömmt — welches nicht immer, z. B. nicht bei üblen, die ganze Atmosphäre füllenden Dünsten, Statt findet: — da flieht der Mensch von diesem besondern bestimmten Orte zurück; in welcher Richtung, mit welcher Attitüde des Körpers? ist schon gesagt. Ferner: in allen Fällen, wo man das Uebel nicht schon bei der ersten Empfindung seiner Natur nach völlig kennt, und nicht die Organe, durch welche man sich die Kenntniß desselben verschaffen könnte, selbst davon betroffen werden, wie dieses letztere z. B. der Fall beim Blitz ist: da gesellt sich zu dem Rettungstriebe die Begierde, das Uebel seiner Beschaffenheit nach zu erforschen, seiner Nähe und Größe nach zu ermessen; und endlich, in allen Fällen, wo keine völlige Unmöglichkeit einleuchtet, sich durch Wegräumung des Uebels selbst zu sichern: da gesellt sich gern noch die zweite, wenn auch schwächere, Begierde hinzu, das Uebel von sich abzuwehren, zurückzustoßen. Die Mittel dazu lehrt die Natur nach der Schicklichkeit zum Endzwecke wählen: wer üble Dünste zerstreuen will, haucht mit dem Munde den Odem von sich, oder bewegt mit hin- und herwehender Hand die Luft: wer vor einem auf ihn eindringen-

den Feinde zittert, schlägt ihm, im Augenblicke des Schreckens, die verwandten Hände entgegen.

Die erstere dieser hinzukommenden Begierden hat an dem Gesichtsausdrucke der Furcht und des Schreckens einen sehr großen Antheil: denn sie reißt die Augen weit auf, um den drohenden Gegenstand zu erkennen; und wenn Sie Parsons glauben, so ist es auch sie, die den Mund öffnet, um ihn zu hören *). Andere, wie Le Brun, wollen die weite Oeffnung des Mundes von der Beklemmung des Herzens herleiten, die das Athemholen beschwerlicher macht **). Es ist mir gleich, welche von beiden Erklärungen Sie annehmen; jedoch hat die Parsons'sche darin einen Vorzug, daß sie beide Erscheinungen auf Ein gemeinschaftliches Princip zurückführt; und ich meines Theils bin ihr auch darum gewogener, weil ich gerne alle Gebehrden, so viel nur möglich, aus der dunklern Gegend der

*) Human physiognomy explain'd, p. 60. Man s. Philos. transact. vol. 44, part. 1, im Supplemente. — The reason, why the eyes and mouth are suddenly open'd in frights, seems to be, that the object of danger may be the better perceived and avoided; as if nature intended to lay open all the inlets to the senses for the safety of the animal: the eyes, that they may see their danger, and the mouth, which is in this case an assistant to the ears, that they may hear it. This may perhaps surprise some, that the mouth should be necessary to hear by; but it is a common thing, to see men, whose hearing is not very good, open their mouths with attention, when they listen, and it is some help to them. The reason is, that there is a passage from the meatus auditorius, which opens into the mouth. Thus we see, how ready nature is, upon any emergency, to lay hold of every occasion for self-preservation.

**) Die schon angeführte Conference sur l'expression gen. et part. S. 17.

phyſiologiſchen in die hellere der abſichtlichen herübergezogen wünſchte. Genug indeß, daß der Trieb, die Gefahr zu erkennen und zu ermeſſen, ſich faſt immer, aus ſehr begreiflichen Urſachen, zum Rettungstriebe geſellt, und daß er auch da noch fortwirkt, wo der Menſch ſchon längſt mit gewandtem Rücken und vorwärts weggehaltenen Händen die Flucht nimmt. Iſt der gefürchtete Gegenſtand ſichtbar, ſo ſchielt man ohne Unterlaß über die Schulter zurück: iſt er hörbar, ſo hält man im Fliehen das Ohr nach der Gegend hin, wo er herkam. Daher hat auch Laireſſe die verwandten Figuren, die er von Furcht und Schrecken gezeichnet, ganz recht zurückblicken laſſen; nur daß, meiner Meinung nach, die letzte gebückte Figur, die vor einem Blitzſtrahl zuſammenfährt, lieber die Augen hätte ſchließen und den Kopf nicht zurückwenden ſollen. Allenfalls hätte mit der einen Hand das Geſicht können bedeckt, und die andere, in der Verwirrung des Schreckens, dem Blitz können entgegengeworfen werden (ſ. Fig. 24 und 25.).

Figur 24.

Figur 25.

Die zweite mit dem Rettungstriebe so gern verbundene Begierde, das Uebel abzuwehren, zurückzustoßen, äußert sich überall, wo das Uebel gegenwärtig ist, und die Furcht den Menschen nicht schon gänzlich überwältigt, nicht schon alle seine Nerven völlig abgespannt hat. Vorzüglich äußert sie sich bei versperrter Flucht, oder da, wo das Uebel schon so nahe an ihm ist, wie die umwindende Schlange am Laokoon, der

— simul manibus tendit divellere nodos,
Perfusus sanie vittas atroque veneno,
Clamores simul horrendos ad sidera tollit *);

ferner im ersten zurückstarrenden Schrecken, wo man oft die Gefahr, eben weil sie plötzlich entsteht, noch nicht völlig kennt,

*) Virgil. Aeneid. lib. 2, v. 220—222.

und ungewiß bleibt, ob man fliehen oder angreifen ſolle. Das Schrecken, däucht mir, iſt in ſeinen erſten Augenblicken, wo ihm dieſe Benennung am meiſten zukommt, nicht ſelten eine Miſchung von Erſtaunen, Furcht, und Zorn: wenigſtens findet ſich in den Symptomen deſſelben oft von allen dieſen drei Affecten etwas: die Furcht ſtarrt zurück, und zeichnet die Wangen mit Bläſſe; das Erſtaunen verweilt einen Augenblick in dieſer zurückſtarrenden Attitüde; beide reißen Augen und Lippen weit auf; und der Zorn endlich wirft die Arme mit Heftigkeit der Gefahr entgegen. Das letzte freilich nicht immer: denn wo das Uebel ſich auf einmal zu furchtbar, zu groß zeigt, da iſt die Zeichnung des Laireſſe, der die ausgeſtreckten Arme ſich mehr in die Höhe retten, als dem Uebel nach unten entgegenſtemmen läßt, völlig richtig. — Ich denke ſo eben, ob nicht die große Schädlichkeit dieſes Affects, der unter allen für die Geſundheit der zerſtörendſte iſt, ſich aus dem Kampfe ſo widerwärtiger Bewegungen eben ſowohl, als aus der Schnelligkeit und Gewaltſamkeit derſelben, ſollte erklären laſſen? —

Sie fragen in Ihrem Briefe: ob die Bemerkung über die Synergie der Kräfte, die bei der Genußbegierde Statt findet, (ſ. S. 112), nicht auch auf Furcht und Zorn, kurz auf alle Arten der Begierde ſollte ausgedehnt werden können? Ziehen Sie aus dem Wenigen, was ich ſo eben geſagt, die Antwort auf dieſe Frage. Allerdings intereſſirt auch die Furcht alle Kräfte des Menſchen, ſetzt alle ſeine Sinne in Bewegung und Aufruhr; aber, daß ſich Alles ſo vor dem widrigen Gegenſtande verſchließen, Alles ſo von ihm zurückſtreben ſollte, wie ſich bei der Begierde nach Genuß Alles gegen den Vorwurf des Verlangens öffnet und auf ihn zuſtrebt: das möchten Sie

nur sehr selten finden. Bald wird die eine, bald wird die andere der mitverbundenen Begierden an dem Spiele Antheil haben: das eine Mal wird man erkennen, das andere Mal abhalten wollen. Le Brun führt einen Fall an, wo sich der ganze Körper zusammenzuziehen scheint: aber von dem Verschließen der Lippen und Augen sagt er kein Wort*). Fälle giebt es indeß, wo eine ähnliche Erscheinung, wie bei der Genußbegierde, entsteht: denn wo z. B. das Uebel nur Einen Sinn beleidigt, wo es bekannt und von den Mitteln, ihm auszuweichen, nicht die Frage ist, da zeigt sich zuweilen eine Theilnehmung der andern Sinne: man verschließt vor einem üblen Geruch nicht bloß die beiden Werkzeuge, durch welche allein er empfindbar ist, Nase und Mund, sondern bei heftigerm Abscheu auch noch das Auge. Doch läßt sich hiegegen einwenden, daß wegen des zusammengezogenen sehr gekräuften Gesichts das Auge schon wie von selber zugeht. Treffender wäre also die Bemerkung: daß man ganz in sich selbst zusammenkriecht, jedes Glied zurückzieht, und, so viel man nur kann, alle Sinne verschließt, wo die Furcht, wie beim Herunterstürzen von einer Höhe, zu so einem Grade gestiegen ist, daß man selbst die nähere Kenntniß der Gefahr verabscheut, und alle Hoffnung sich noch zu retten

*) Am angef. Ort, S. 31. La crainte peut avoir quelques mouvemens pareils à la frayeur, quand elle n'est causée que par l'apprehension de perdre quelque chose, ou qu'il n'arrive quelque mal. Cette passion peut donner au corps des mouvemens, qui peuvent être marqués par les épaules pressées, les bras serrés contre le corps, les mains de même, les autres parties ramassées ensemble et ployées, comme pour exprimer un tremblement.

aufgiebt: „Ich mache gewiß die Augen zu“, ſagt Jener in der Komödie, „um mein Ende nicht mit anzuſehen.“ —

Die phyſiologiſchen Erſcheinungen, welche die Furcht da hervorbringt, wo die ſtärkern Triebe der menſchlichen Natur, vor allen der Trieb zur Selbſterhaltung, intereſſirt werden, ſind alle ſo bekannt, und ihre Nachahmung iſt zum Theil für den Schauſpieler ſo äußerſt ſchwer, daß ich ſie übergehe. Den Froſt, das Zittern der Glieder, ahmt man ohne Schwierigkeit nach; die Verwandelung der Geſichtsfarbe wird man durch Vorſtellungen der Phantaſie nur ſehr ſelten, und ſicher nie durch kalten Vorſatz, bewirken. Denn ſo gewiß es iſt, daß auch die letztere Erſcheinung durch Einwirkung der Seele erfolgt, ſo ſind doch die Werkzeuge, wodurch ſie hervorgebracht wird, gleichſam ſo ungelenk, ſo ſchwer in Bewegung zu ſetzen, daß die volle Stärke gegenwärtiger Empfindungen, in welchen die ganze Seele mit aller ihrer Kraft beiſammen iſt, dazu erforderlich ſcheint. — Laſſen Sie mich alſo lieber gleich zu dem figürlichen Gebrauch der angegebenen abſichtlichen Bewegungen kommen!

Eigentlich, ſehen Sie wohl, kann man vor keinem Uebel zurücktreten, keinem die Hände entgegenwerfen, das nicht ſinnlich, gegenwärtig, an einem beſtimmten Orte befindlich iſt; und doch tritt man, auch außer dieſen Fällen, vor üblen Nachrichten jeder Art, vor frechen, boshaften, verabſcheuten Gedanken, die ein Mitunterredner vielleicht mit eigenem Unwillen nur wiederholt, ſogar vor eigenen Ideen zurück, die Herz und Gewiſſen als unedel, als abſcheulich verwerfen. Wenn Medea*) in ihrer rachgierigen Wuth gegen Jaſon überlegt, wie ſie ihm

*) Auftritt 3, S. 10.

die tödtlichſte, ſchmerzhafteſte Wunde ſchlagen könne, und dieſe Ueberlegung ſie zu dem ſchrecklichen Wunſch, und der noch ſchrecklichern Frage führt: „Daß er ſchon Kinder von Kreuſen hätte! ... Hat er nicht Kinder?“ ſo fährt ſie gleichſam vor ſich ſelbſt mit verwandtem Angeſichte, die Hände vorgeworfen und den Körper weit übergezogen, zuſammen, indem plötzlich die empörte Natur aus dem Herzen der Mutter heraufſchreit: „Entſetzlicher Gedanke! Wie Schauder des Todes „durchbebt er mein Gebein.“ (ſ. Fig. 26.). Und ſo überhaupt zieht ſich der Menſch vor jeder mißfälligen Idee, ſobald ſie nur einigen Grad der Lebhaftigkeit erlangt, wie vor einem ſinnlichen

Figur 26.

gegenwärtigen Uebel, zurück; mag ſie übrigens von ihm ſelbſt gedacht oder nur ihm mitgetheilt ſeyn.

Das Nehmliche geſchieht beim Erſtaunen, wenn ſich befremdende unglaubliche Ideen unſerem Verſtande gleichſam aufdringen wollen. Das Uebel für den Verſtand iſt der Irrthum; und wie kein Uebel gern allein iſt, ſo ſind auch mit dieſem insgemein noch andere verbunden: man geräth dabei leicht, wenn auch nur in kleine augenblickliche Verlegenheiten; man ſetzt ſich der Gefahr aus, durch Leichtgläubigkeit lächerlich zu werden. Daher entfernt man ſich im erſten Augenblicke von dem Erzähler ganz unwahrſcheinlicher Dinge, die übrigens für die eigene Glückſeligkeit völlig gleichgültig ſeyn können; man entfernt ſich beim erſten Anhören paradorer, wenn gleich bloß theoretiſcher, Sätze; ja ſogar vor dem plötzlich erſcheinenden Freunde tritt man, wie vor einem Geſpenſte, zurück, wenn man dieſen Freund ſchon längſt verloren, oder doch auf hundert Meilen von ſich entfernt glaubte. Es verſteht ſich, daß man auch hier die Gefahr des Irrthums zu erkennen und zu ermeſſen bemüht iſt: daß man z. B. den Freund, um ihn mit dem Bilde in der Phantaſie zu vergleichen; den Erzähler, um Scherz oder Ernſt aus dem Spiel ſeiner Mienen zu ſchließen, mit forſchendem unverwandtem Auge, vielleicht auch den letztern mit einem kleinen Lächeln, mit einem Blick voll Ernſtes oder Verachtung anſieht, um aus der Art, wie er dieſen Blick durch Mienen oder Worte erwiedert, ſeiner wahren Gedanken gewiß zu werden. — Ich könnte der Beiſpiele ſolcher figürlichen Ausdrücke mehrere geben. Eine lebhafte Verneinung, eine mit Unmuth geſprochene abſchlägige Antwort, begleitet man gern mit weggewandtem Geſichte und allemal mit verwandter Hand, als ob

man Frage oder Bitte von sich abhalten, zurückstoßen wollte; hingegen bei lebhafter Bejahung, bei gütiger herzlicher Bewilligung, braucht man bald die flache, bald die verwandte Hand: das eine Mal, als ob man sie zum Einschlagen hinbote, das andere Mal, als ob man selbst sie einschlagen, oder doch den Mitunterredner fassen wollte: und dieses Einschlagen oder Fassen ist, wie Sie leicht einsehen, nichts als bildliche Vorstellung der Einigkeit des Verstandes oder des Willens.

Vorzüglich bemerkenswerth scheint mir noch die Uebertragung der Gebehrde des Ekels, des sinnlichen Abscheues, auf moralische Gegenstände: denn Sie müssen bemerkt haben, daß der Ausdruck der Verachtung gern eine kleine Nüance von Ekel annimmt: daß man, bei Vorstellung nichtswürdiger Handlungen, kriechender Schmeichelei, kleinmüthigen Flehens, feigen Erduldens grober Beleidigungen, die gerümpfte Nase, wie vor einem widrigen Geruche, heraufzieht: daß man sogar, bei äußerst bitterer Verachtung, ausspeit, oder doch wenigstens durch Pfui! dieses Ausspeien andeutet: nicht anders, als ob man den Mund von faulgewordenen, verpesteten Säften reinigen wollte. — Andere Uebel sind in sich selbst reell und achtungswürdig: wir zittern, weil wir ihre Größe mit unserer Kleinheit, ihre Kraft mit unserer Schwäche vergleichen; das Ekelhafte fliehen wir wegen seiner eigenen innern Unvollkommenheit und Verderbniß: wir empfinden Abscheu ohne Furcht, ohne Achtung; und dies ohne Zweifel ist der dunkelgedachte Grund jener Metapher. —

Ich schließe mit der kurzen Erinnerung: daß auch das Spiel der Furcht voll Bewegungsgründe ist, wenn das gefürchtete Uebel von dem Entschluß eines freien Wesens abhangt: und daß auch hier, nach Verschiedenheit der Charaktere und des

Verhältniſſes, dieſe Bewegungsgründe gar ſehr verſchieden ſind: daß man bald mehr zu rühren, bald durch angenommenen Muth mehr zu ſchrecken ſuche; bald ſich demüthigt, bald trotzt, bald ſiehet, bald liebkoſt.

Siebzehnter Brief.

Begierde nach Wegraumung, nach Zerstörung eines Uebels kann etwas anderes als Zorn seyn; aber nur unter der Gestalt des Zorns, der, so viel ich weiß, bei allen alten Weltweisen mit Straf- und Rachbegierde Eins ist*), hat sie ihr eigenthümliches merkwürdiges Spiel: denn außerdem zeigt sich von der Seele im Körper nichts, als ihre Entschließung, ihr Eifer, verbunden vielleicht mit dem Ausdruck anderer Affecten, wie der Furcht, der Angst, des Verdrusses. Aber, wo es empfindende Wesen sind, die uns willkürlich kränken, weil sie uns auf eine oder die andere Art als unschädliche Wesen verachten**), als Wesen, die sie entweder geradezu ungestraft, oder doch hinterlistiger Weise unentdeckt, beleidigen können; wo wir über den Schmerz, den wir selbst empfinden, bei dem Beleidiger boshafte tückische Freude vermuthen: da entbrennt die Begierde nach Rache, nach dem Tausch dieser Empfindungen; die sämmtlichen Kräfte der Natur strömen nach außen, um die

*) Menag. ad Diog. Laert. lib. 7, segm. 113.

**) Aristoteles läßt allen Zorn aus Verachtung entstehen. Denn er erklärt ihn als ὀργὴν, μετὰ λύπης, τιμωρίας φαινομένης διὰ φαινομένην ὀλιγωρίαν . . . Rhet. lib 2, cap. 2. Er läßt sich in ein umständliches Raisonnement ein, um diese Erklärung zu bestätigen.

Freude des Boshaften durch ihren fürchterlichen Anblick in Schrecken, durch ihre verderbliche Wirkung in Schmerz, hingegen unseren eigenen bitteren Verdruß in wollüstiges Gefühl unserer Stärke, unserer Furchtbarkeit zu verwandeln. Es ergiebt sich hieraus, was schon längst von den Moralphilosophen bemerkt worden: daß dieser Affect am natürlichsten gegen denkende freie Wesen, gegen Personen erwacht; weniger natürlich gegen Thiere, die weder beleidigen noch verachten, sondern nur schaden können, und völlig unnatürlich gegen todte leblose Wesen. Jedermann betrachtet es als eine Art von Verrückung, von Sinnlosigkeit, wenn Xerres das Meer geißeln, ihm Ketten anlegen und Brandmäler aufbrennen läßt*). Eine so weit getriebene Raserei war vielleicht nur bei einem Könige möglich, der, weniger als andere Menschen der unangenehmen Erinnerung an seine Ohnmacht und Abhangigkeit gewohnt, sich eine Art von Trost in dem wahnsinnigen Selbstbetruge schuf, als ob er auch dem tobenden Meer die erlittene Kränkung vergelten, zurückgeben könnte.

Der Zorn rüstet, wie gesagt, alle äußern Glieder mit Kraft; vorzüglich aber waffnet er diejenigen, die zum Zerstören geschickt sind. Wenn überhaupt die mit Blut und Säften überfüllten äußern Theile strotzen und zittern, und die geröthteten rollenden Augen Blicke wie Feuerstrahlen schießen, so äußert sich besonders in Händen und Zähnen eine Art von Empörung, von Unruhe: jene ziehen sich krampfhaft zusammen, diese werden gefletscht und knirschen. Es ist die nehmliche Unruhe, die im

*) Plutarch. περι παρρησιας: ed. Reisk. vol. 7, p. 787. Vergleiche Herodot. lib. 7, cap. 35.

Zustande der Wuth Eber und Stier, jeder in seinen Waffen, empfinden; der eine in seinen Hauern, die er gleichsam zum Angriffe wetzt; der andere in seinen Hörnern, mit denen er den Boden aufwühlt und Wolken von Sand in die Luft stäubt. Ueberdies schwellen noch, besonders in der Gegend des Halses, der Schlafen und der Stirne, die Adern; das ganze Gesicht erscheint wie Eine Gluth, Eine Verzuckung; seine Röthe ist, wegen der Ueberfüllung mit Blut, nicht mehr die schöne Röthe des Verlangens, der Liebe; alle Bewegungen sind eckig und von der äußersten Heftigkeit; der Schritt ist schwer, gestoßen, erschütternd. — Sie werden sagen: daß diese Veränderungen wenigstens nicht immer Statt finden: daß z. B. der Zornige eben so oft zu erbleichen als zu glühen pflege. Ich antworte: daß die wollüstige Empfindung der Rachbegierde mit der unangenehmen der erlittenen Kränkung abwechseln kann, oder wenn Sie lieber die Vereinigung beider Empfindungen Zorn nennen: „daß dieser Zorn aus der Unlust über eine empfangene Belei„digung, und aus der Begierde sich zu rächen, zusammengesetzt „ist." Der Philosoph, aus dem ich diese letztern Worte entlehne, fährt fort: „Diese Vorstellungen ringen in einem auf„gebrachten Gemüthe mit einander, und bringen ganz entgegen„gesetzte Bewegungen hervor, nachdem bald diese, bald jene die „Oberhand gewinnt. Bald ergießt sich das Blut in die äu„ßern Theile des Zornigen: die Augen ragen hervor und wer„den feurig, das Angesicht roth; er stampft mit den Füßen, „schlägt um sich und tobt wie ein Rasender: dieses sind die „Kennzeichen der herrschenden Begierde sich zu rächen. Bald „kehrt das Blut zum Herzen zurück; das wilde Feuer der Au„gen verlischt, und sie sinken tief in ihre Höhlen; das Angesicht

„erblaßt, und die äußern Glieder hangen kraftlos zur Erde: „dieſes ſind die untrüglichſten Kennzeichen der herrſchenden Un„luſt über die empfangene Beleidigung“ *). So richtig dieſe Bemerkungen ſind, ſo mußt' es doch mir, der ich noch bloß mit Begierde zu thun habe, erlaubt ſeyn, den Zorn nur von ſeiner einen Seite, die noch dazu die am meiſten charakteriſtiſche iſt, zu betrachten.

Wenn Sie Sich die ſämmtlichen angegebenen Gebehrden des Zorns zuſammendenken, ſo kömmt die zurückſchreckendſte, und wenn Sie noch den ſchaumenden giftigen Geifer, der im höchſten Zorne von den ſeitwärts geöffneten Unterlippen herabfließt, hinzunehmen, zugleich die ekelhafteſte Häßlichkeit hervor, die dem ruhigen Zuſchauer vor einer ſo verunſtaltenden, zerrüttenden Leidenſchaft einen tiefen Abſcheu einprägt. Ob auch der Zornige ſelbſt, ſo lange die Leidenſchaft in ihm anhält, ſeinen eigenen Anblick verabſcheuen würde? läßt ſich bezweifeln. Plutarch zwar läßt ſeinen Fundanus ſagen: daß er es einem verſtändigen Bedienten nicht übel deuten würde, wenn er ihm, ſo oft er in Zorn geriethe, den Spiegel vorhielte: denn der Anblick ſeiner ſelbſt in einem ſo widernatürlichen Zuſtande würde ihn gewiß den Zorn verabſcheuen lehren **). — Allein ich denke, der verſtändige Bediente würde ſeinen Verſtand eben dadurch beweiſen, daß er den Spiegel ſtehen ließe, denn er ließe große Gefahr, ihn an den Kopf zu bekommen. Mit Minerva, von welcher hier Plutarch erzählt, daß ſie die Flöte unwillig von ſich warf, da ſie in einem Bache

*) Man ſ. Mendelsohn's Philoſ. Schriften, Th. 2, S. 34 u. 35.

**) Am angef. Ort, S. 789.

die Verstellung ihrer Gesichtszüge beim Blasen derselben wahrnahm, verhielt es sich anders: die Göttinn war ruhig, und hatte als Frauenzimmer das Interesse, immer schön, nie häßlich zu scheinen. Sie wollte selbst durch das Spielen der Flöte gefallen: aber der Zornige will Furcht einjagen, will schrecken. Hören Sie, was Seneca davon sagt: **Speculo equidem neminem deterritum ab ira credo. Qui ad speculum venerat, ut se mutaret, jam mutaverat. Iratis quidem nulla est formosior effigies, quam atrox et horrida; qualesque esse, etiam videri volunt** *).

Ich plaudere mich, wie ich so eben merke, ziemlich weit von meiner Materie weg; allein was könnt' ich auch von den Gebehrden der Rachgierre, nach dem angeführten Römer, noch weiter sagen? Er hat, in jedem seiner drei Bücher vom Zorne, eine eigene Beschreibung davon gegeben; und jede derselben ist so berett, ist so ausführlich, daß selbst sein geschworner Verehrer Lipsius mit einigem Unwillen ausruft: **ubique diffuse, et cur toties?** **) Wählen Sie Sich aus den drei Stellen

*) De Ira: lib. 2, cap. 36.

**) Comment. in Senec. p. 2, not. 5. — Die Stellen des Seneca finden sich lib. 1, cap. 1: lib. 2, cap. 35; lib. 3, cap. 4. Ich setze zur Probe die erste hieher: Flagrant et micant oculi, multus ore toto rubor, exaestuante ab imis praecordiis sanguine; labia quatiuntur, dentes comprimuntur, horrent ac subriguntur capilli, spiritus coactus ac stridens; articulorum se ipsos torquentium sonus, gemitus mugitusque, et parum explanatis vocibus sermo praeruptus, et complosae saepius manus, et pulsata humus pedibus, et totum concitum corpus magnasque minas agens, foeda visu et hor-

aus, welche Ihnen die schönste und reichhaltigste dünkt; und lassen Sie mich nur noch die einzige Erinnerung für den Schauspieler herwerfen: daß seine Nachahmung des Zorns auf einen andern Endzweck gerichtet ist, als der wirkliche Zorn; und daß er bei einem Affecte, dessen Aeußerungen so leicht in's Häßliche und Ekelhafte fallen, sich vor allzuviel Wahrheit, und vollends vor Uebertreibung, noch ein wenig mehr zu hüten hat, als bei andern Affecten.

---

renda facies depravantium se atque intumescentium. Nescias, utrum magis detestabile vitium sit, an deforme.

Achtzehnter Brief.

Ganz gewiß ſteckt eine kleine Bosheit hinter der Frage: zu was für einer Claſſe von Ausdrücken ich die meiſten des Zorns und der Rachgierde zähle? Sie wollen mir, denk' ich, auf eine glimpfliche Art zu erkennen geben, wie ſchwankend und unbeſtimmt die gemachte Eintheilung ſei, und wie ſie oft Verwirrungen eher ſtifte als hebe. Aber wo hab' ich denn auch geſagt, daß ich dieſe Eintheilung für logiſchpracis und vollkommen halte?

Es ſcheine, ſagen Sie, daß ich alle Veränderungen im Blute zu den phyſiologiſchen Ausdrücken wolle gezogen wiſſen, und doch zeige ſich beim Erblaſſen und Erröthen auch etwas der Seelenfaſſung Analoges: denn das Blut trete zurück, wo der Menſch ſich ſelbſt, ſeine Gefahr, ſeine Unvollkommenheit beherzige; es ſtröme in die äußern Theile, wo er ſeinen Feind, ſeine eigene Kraft, ſeine wollüſtige Rache denke. — Gut! antworte ich; ſo nehmen Sie denn jene Erſcheinungen aus der Claſſe der phyſiologiſchen in die der analogiſchen hinüber. — Aber zugleich, fahren Sie fort, könne man ſich kaum erwehren, bei dieſem Erblaſſen und Erröthen etwas Abſichtliches, etwas zwar nur inſtinctartig, aber darum doch immer von der Seele Veranſtaltetes zu denken. Die Seele ſcheine innerliche, bei heftigen Anwandelungen der Furcht, Blut und Säfte eben ſo, wie

äußerlich den ganzen Körper, retten zu wollen: ſie flieht mit jenen in die verborgenſten Gefäße des Lebens, wie ſie mit dieſem in die entlegenſten ſicherſten Schlupfwinkel flieht. Hingegen treibe ſie beim Zorn, der Abſicht der Rache gemäß, alle Kräfte nach außen, und vorzüglich in die zum Angreifen ſchicklichen Theile. — Das iſt abermals wahr, und ſo haben Sie denn meinetwegen dieſe Ausdrücke aus der Claſſe der analogen wieder heraus, und tragen ſie in die höhere der abſichtlichen ein. Nur ſehen Sie dann zu, wie Sie mit den Freunden des Mechanismus, und unter andern mit einem Manne wie Haller, fertig werden.

So gar viele Mühe zwar möchte Ihnen die Widerlegung dieſes größern Phyſiologen als Philoſophen nicht koſten: denn ſeine Argumente, wie ich aufrichtig geſtehen muß, ſind nicht die ſtärkſten. Wenn er ſagt: daß es die größte Abgeſchmacktheit von der Seele ſeyn würde, im Affecte der Furcht den Knieen die Kraft zu entziehen, und ſie dadurch des Vermögens zur Flucht zu berauben*), ſo können Sie ihm entgegenſetzen: daß eine ſolche Abgeſchmacktheit ſich durch die Hitze und Verwirrung des Affects vollkommen erklären laſſe. Warf doch Jener, der im dritten Stocke wohnte und das Seinige bei entſtandener Feuersbrunſt retten wollte, Spiegel und Porcellan und Gläſer zum Fenſter hinunter! Die Seele handelt da freilich

*) Elem. Physiol. tom. 5. lib. 17. § 7., p. m. 588. In metu, ad fugiendum imminens malum, si propriam conservationem finem eorum motuum facias; quid absurdius tremore genuum, debilitate suborta? In ira, quid in emota bile et diarrhoea boni ad ulciscendum hostem; quid in epilepsia?

äußerſt tumultuariſch, und ſie kann auch in ihrem Körper überhaupt nicht anders als nach ſehr dunkeln Ideen wirken; nach Ideen, die noch ein wenig dunkler als diejenigen ſind, welche ſich ſo Viele von den dunkeln Ideen ſelbſt ſcheinen gemacht zu haben. — Wenn Haller ferner fragt: was die erregte Galle, was Durchlauf und Epilepſie, mit der Abſicht ſich an ſeinem Feinde zu rächen, gemein haben? ſo können Sie antworten: daß man das erſte nicht wiſſe, und daß die beiden letzten Wirkungen, vermuthlich wider alle Abſicht der Seele, durch den bloßen Mechanismus des Körpers erfolgen, der überhaupt, wenn man Erſcheinungen dieſer Art erklären wolle, nie dürfe vergeſſen werden. Denn zu geſchweigen, daß nur durch dieſen Mechanismus die Einwirkung möglich wird, ſo kann das Spiel der einmal angeſtoßenen Maſchine nicht nur ganz fremde, ſondern, wie ſchon geſagt, auch ganz widerwärtige Folgen hervorbringen, und ſtatt der Selbſterhaltung, welche die dunkelgedachte Abſicht war, Zerrüttung und Zerſtörung bewirken. — Sie ſehen, ich fahre nur äußerſt leicht, und mehr wie im Scherze, über dieſe Materie hin: aber wozu auch eine ſo epiſodiſche, von meinem eigentlichen Zweck ſo entlegene Unterſuchung? eine Unterſuchung, die noch überdies, ihrer Natur nach, nie kann zu Ende gebracht werden? Laſſen Sie uns, wenigſtens hier, eine Frage völlig aufgeben, bei deren feinſter und glücklichſter Entſcheidung wir doch zuletzt unſere Unwiſſenheit, in Anſehung des Hauptpunctes, würden bekennen müſſen! Laſſen Sie uns die Hülle lieber gar nicht anfaſſen, von der wir ſchon wiſſen, daß auch die vertrauteſten Lieblinge der Natur ſie nicht haben wegheben dürfen! — —

Für Ihre Bemerkung, wie der Zorn von ſeinem wahren

Gegenſtande ſich oft auf ganz fremde und unſchuldige abzuleiten pflege, danke ich Ihnen recht ſehr; der Schauſpieler kann daraus in der That vielen Nutzen ziehen. Nur ſehe ich nicht, warum Sie aus den vielen Beiſpielen beim Home, dem Sie Ihre Bemerkung ſchuldig zu ſeyn geſtehen, gerade dasjenige ausheben, welches mir das am wenigſten treffende ſcheint. „Im Othello“, ſagt Home*), „hat Jago durch zweideutige „Winke und verdächtige Umſtände die Eiferſucht des Othello erregt, welche dieſem gleichwohl noch zu wenig gegründet ſcheint, „um ſie an Desdemona, dem eigentlichen Gegenſtande derſelben, auszulaſſen. Die hiedurch entſtehende Verwirrung und „Beängſtigung ſeiner Seele reizt auf einen Augenblick ſeinen „Zorn wider den Jago, den er zwar noch für unſchuldig, aber „doch für denjenigen anſieht, der zu dieſer Eiferſucht Gelegenheit gegeben“ **). Ich denke, daß hier der Zorn gar nicht den unrechten, ſondern völlig den rechten Gegenſtand faßt: denn Othello, der von Desdemonens Reizen zu ſehr bezaubert iſt, und die Martern der Eiferſucht zu grauſam und unerträglich findet, neigt ſich ganz ſichtbar von dem Zweifel an Desdemonens Keuſchheit zu dem ganz entgegengeſetzten an Jago's Rechtſchaffenheit. — Beſſer, däucht mir, hatte Home gethan, wenn er die anderswo gemachte Bemerkung, daß der Bote einer verhaßten Nachricht ſelbſt verhaßt werde, hiebergezogen, und durch ein ſehr redendes Beiſpiel aus Shakſpeare's Antonius und Kleopatra***) erläutert hätte. Doch trifft der Zorn

*) Grundſ. der Krit. Th. 1, S. 109.

**) Aufzug 3, Auftritt 3.

***) Aufzug 2, Auftritt 5.

auch noch hier, wenn Sie die Erklärung des Ariſtoteles annehmen wollen, keinen ganz falſchen Gegenſtand: denn die Kälte und Ruhe eines Boten, bei unſerm eigenen bittern Verdruſſe, ſcheint uns, nach der Meinung dieſes Weltweiſen, eine Art von Beleidigung, von Verachtung, und bringt uns alſo ganz natürlich in Hitze*).

Intereſſen iſt doch ſo viel gewiß, daß nicht der unſchuldige Bote, ſondern der treuloſe Geliebte ſelbſt, wenn er jetzt eben hereingetreten wäre und nur nicht andere Betrachtungen es verhindert hätten, den Zorn der Kleopatra würde empfunden, und daß die Königinn auch an einem bloßen Briefe, der doch ſicher weder an ihrem Schmerz hätte Theil nehmen, noch ihrer ſchonen können, Wuth und Rache würde ausgelaſſen haben. Wie oft ſehen wir Briefe in der Hand zerknittern, mit Füßen treten, mit den Zähnen zerreißen! — Vielleicht bringen wir die ganze Sache auf's Reine, wenn wir, ohne bloß von fremden und unſchuldigen Gegenſtanden zu reden, uns allgemeiner faſſen, und ſagen: daß die Rachgier eine wüthende Leidenſchaft iſt, die nicht leicht innerhalb des Menſchen verſtürmt und verſiedet; daß ſie da, wo ſie des gewünſchten eigentlichen Gegenſtandes entbehrt, ſich freilich am liebſten an ſolchen Dingen,

*) Rhetor. am angef. Orte: ed. Lips. p. 87. Ariſtoteles häuft hier eine Menge Bemerkungen, die ſich alle aus ſeinem feſtgeſetzten Begriff vom Zorn erklären laſſen. Er hatte vorher geſagt: ὀργίζονται ... καὶ τοῖς ἐπιχαίρουσι ταῖς ἀτυχίαις· καὶ ὅλως εὐθυμουμένοις ἐν ταῖς ἑαυτῶν ἀτυχίαις· ἡ γὰρ ἐχθρου, ἡ ὀλιγωροῦντος σημεῖον. Und dann folgt die im Text angeführte Bemerkung: καὶ τοῖς μὴ φροντίζουσιν, ἐαν λυπήσωσι· διο καὶ τοῖς κακα ἀγγέλουσιν ὀργίζονται.

lebendigen oder leblosen, erholt, die mit jenem Gegenstande in irgend einer nähern Verbindung stehen; daß sie aber auch da, wo sie keiner andern Dinge habhaft werden kann, gegen ganz fremde und unschuldige Wesen wüthet, die sie wirft, schlägt, zerstampft, zerbricht, zerreißt; und daß sie endlich, wo sie auch auf diese Art sich nicht äußern kann oder darf, sich gierig, wie der Hunger, gegen den Menschen selbst kehrt und ihn mit aller ihrer glühenden Hitze anfällt. Die wilde Begierde des Menschen ist nun einmal erweckt, und sein ganzes Nervensystem in Unruhe: es däucht ihm ein geringeres Leiden, sich die Lippen blutig zu beißen, die Nägel zu zerkäuen, das Haar zu zerrausen, oder wie jener Italiäner, der nach und nach seine ganze Börse verlor, bei äußerer scheinbarer Ruhe, mit der im Busen verborgenen Hand sich heimlich das Fleisch zu zerkneipen, als ohne irgend eine gewaltsame Handlung ruhig und müßig zu bleiben. Die Hände, die Zähne, die Füße, wollen schlechterdings etwas zu thun haben: man sieht ihre unruhige Bewegung schon bei gehaltenem geringern Verdrusse: der Mensch nagt immer ein wenig die Unterlippe, wiegt den Fuß hin und her, tritt gegen die Erde, zieht die Schöße der Weste nieder, knöpft auf und zu, stößt den Boden des Hut's ein oder zerwirkt ihn, fährt sich hinter die Ohren und kraut in den Haaren. — Daß die Hände so vorzüglich gern den Weg in die Haare nehmen, zeugt von einer unangenehmen Veränderung in der Haut des Kopfes, dergleichen sich auch bei den Affecten der Furcht und des Schreckens äußert.

Ich denke so eben, ob nicht diese Ableitung des Affects auf verwandte und auf völlig fremde Gegenstände einer der Puncte seyn sollte, die sich, mehr oder weniger, bei allen Be-

gierden finden? Von der Furcht wenigstens ist es bekannt, daß sie in ihren höhern Graden die Idee der Gefahr auf alle, auch die unschädlichsten Gegenstände überträgt, und vor jedem Geräusch, jedem Schatten zurückbebt. Sie erinnern Sich des vortrefflichen Gemäldes im Virgil, wo Aeneas seinen grauen Vater auf den Schultern aus dem brennenden Troja trägt und den kleinen Ascanius neben sich herführt.

— — Ferimur per opaca locorum:
Et me, quem dudum non ulla injecta movebant
Tela, neque adverso glomerati ex agmine Graji,
Nunc omnes terrent aurae, sonus excitat omnis
Suspensum, et pariter comitique onerique timentem*).

Auch bei der annähernden Begierde findet sich unter gewissen Umständen etwas Aehnliches. Ich werde sogleich Gelegenheit haben davon zu reden, und werfe also hier nur die flüchtige Bemerkung her: daß die freudenvolle Liebe, nicht nur wenn sie ihres eigentlichen Gegenstandes entbehrt, sondern oft auch im vollen Entzücken des Besitzes, sich in Wohlthätigkeit, Liebkosungen und Umarmungen auch gegen andere umgebende Wesen äußert. Lessing's Minna, die ihren Geliebten wiederzusehen hofft, beschenkt indessen ihr Kammermädchen; Cumberland's Westindier umarmt, nachdem er die Hand seiner Dudley erhalten, die ganze Gesellschaft. Die Liebe reißt hier, eben so ungestüm wie der Zorn, Alles, was sich ihr nähert, in ihren Wirbel.

*) Aeneid. lib. 2, v. 725—729.

Neunzehnter Brief.

„Keine Leidenſchaft der Seele", läßt Hemſterhuis ſeinen Sokrates ſagen, „iſt als Leidenſchaft der Seele, ſondern nur „inſoferne ſichtbar, als ſie auf die ſichtbaren Theile des Kör„pers wirkt. Nun iſt dieſe Wirkung von zwei verſchiedenen „Arten: die eine Art verändert bloß die Modificationen der „ſichtbaren Theile des Körpers, und dies iſt der Fall bei der „Traurigkeit, der Niedergeſchlagenheit, der Hoffnung; die an„dere Art bringt dieſe Veränderungen hervor, damit eine äußer„liche Wirkung daraus entſtehe, wie bei dem Zorn, der Furcht, „oder dem Verlangen" *). Das iſt, wie Sie ſehen, ungefähr der nehmliche Unterſchied, den auch ich unter den Affecten feſtgeſetzt, und wonach ich ſie in Begierde und Anſchauen getheilt habe. Begierde iſt mir nur das, was ſich durch ſichtbare charakteriſtiſche Bewegungen des Strebens wirklich als Begierde ankündigt: alles Uebrige, was zwar im Grunde auch, wie überhaupt jede Wirkung der Seele, eine Art von Streben iſt, aber nicht ſichtbar als Streben erſcheint, ſetz' ich unter dem Namen des bloßen Anſchauens der Begierde entgegen. — Der Naturlehrer weiß es ſehr wohl, daß der Magnet das Eiſen nur durch

*) In dem Geſpräche: „Simon, oder von den Kräften der Seele." Man ſ. Vermiſchte philoſophiſche Schriften, Th. 2, S. 277 folg.

einen steten unsichtbar ausströmenden Wirbel festhält: daß nur die zu mächtigen Hindernisse den unaufhörlichen Trieb zum Losschnellen in der eingepreßten Feder unwirksam machen; daß sich überhaupt in der ganzen Natur nirgend und nie auch nur ein Augenblick Ruhe findet; aber soll er denn darum, weil alle Ruhe nur Schein ist, auch niemals von Ruhe reden? niemals die Ruhe der Bewegung entgegensetzen? Und soll der Mimiker die Leidenschaft der Liebe, auch da wo sie kein Bestreben nach Annäherung, den Haß, auch da wo er kein Bestreben nach Angriff ausdrückt, Begierde nennen, weil jene in der That an den Reizen der Schönheit, wie die Biene an den Süßigkeiten der Blume, im Stillen fortsaugt? oder weil dieser, wie das aufgehängte Schwert des Dionys*), immer fallen und im Fallen verwunden möchte? — Wenn es Ihnen sonderbar scheint, daß ich gerade jetzt auf diese Materie komme, so erinnern Sie Sich der Einwürfe, die Sie meiner Eintheilung gleich damals, als ich sie machte, entgegensetzten, und die Sie mir jetzt, da ich zu den Affecten des Anschauens fortgehe, ohne diese Vorerinnerung leicht wiederholen könnten.

Der Mimiker, der nur mit den äußeren Erscheinungen der Leidenschaften zu thun hat, muß sich überhaupt dem Philosophen, der ihre innere Natur entwickelt, nicht zu ängstlich zur Seite halten, und ihm weder in Erklärungen noch in Eintheilungen zu gewissenhaft folgen. Denn es giebt für den Philosophen Einheit, die für den Mimiker Mannichfaltigkeit wird; und wiederum giebt es für den Philosophen Mannichfaltigkeit, die sich für den Mimiker in Einheit verwandelt. Eine

*) Macrob. in Somn. Scip. lib. 1, cap. 10.

und dieſelbige Quelle kann in mehrere Bäche ausſtrömen, aber auch verſchiedene Quellen können zu Einem ungetheilten Bache zuſammenfließen. — Doch ich finde, daß ich mich ſo im Allgemeinen, weder mit noch ohne Bild, recht verſtändlich mache, und ich will alſo lieber von beiden Fällen, da die Sache nicht unwichtig iſt, einige Beiſpiele geben.

Der Philoſoph kann den Neid, wenn er will, von der Mißgunſt unterſcheiden: er kann ſagen, daß jener aus Selbſtſucht, dieſer aus Feindſchaft entſpringe; daß Cato den Feinden der Republik, die er als ſeine eigenen anſah, ihre Ehrenämter nur gemißgönnt, Cäſar und Pompejus ihre Vortheile einander beneidet haben. Der Unterſchied iſt merkwürdig und wahr; aber um ihn zu finden, muß man bis in's Innere der Seele dringen; im äußern Gebehrdenſpiel zeigt ſich keiner. Beide Affecten verziehen das Geſicht zum Verdruſſe; beide können ihren Gegenſtand mit ſeitwärts gewornenen Blicken anſchielen, beide dem Körper eine halbverwandte Stellung geben. Nicht einmal der ſtärkere oder geringere Grad, das Edlere oder Unedlere des Ausdrucks, kann hier zum Unterſchied dienen: denn Mißgunſt kann eben ſo heftig als Neid, und kann eben ſo unedel ſeyn. Zu geſchweigen, daß auch Neid und Mißgunſt zuſammen in ihrem Ausdruck nichts Eigenes haben, wodurch ſie ſich vom Argwohn oder wenigſtens vom Haß unterſcheiden. — Le Brun zeichnet uns zuerſt die Eiferſucht, dann den Haß. Wir hoffen, unter den zwei verſchiedenen Rubriken, zu den zwei verſchiedenen Blättern, nun auch zwei verſchiedene Beſchreibungen zu leſen; aber vergebens! Er beruft ſich, da er vom Haſſe reden ſoll, auf das was er von der Eiferſucht geſagt hat, und findet nicht, daß jener Affect in ſeinem Ausdruck etwas Verſchie-

denes oder Besonderes habe*). Gesetzt, daß wirklich Eifersucht und Haß alle ihre Züge, und daß sie sie immer mit einander gemein hätten: warum machte sich der Künstler die vergebliche Mühe? warum sparte er nicht als Schriftsteller die Worte, und als Zeichner die Kreide?

Aber ist es denn in der That mit Haß und Eifersucht eben der Fall, wie mit Neid und Mißgunst? Erscheint wirklich die Eifersucht nur unter der Gestalt des Hasses, und hört sie auf zu seyn was sie ist, sobald sie unter einer andern erscheint? Sie sehen hier, wenn ich nicht irre, den zweiten Fall, wo der Philosoph in der Quelle mannichfaltiger Bewegungen Einheit entdeckt, die der Mimiker in diesen Bewegungen selbst nicht gewahr wird, und die also auch der Zeichner nicht darstellen kann. Wenn Sie die Eifersucht des Ehrgeizes betrachten, so gehört ihr Ausdruck bald der Scham, bald dem zornartigen Verdruß, bald der Wehmuth, ohne daß sich in allen diesen Aeußerungen das Eigene, das Charakteristische angeben ließe, welches nur der Eifersucht zukäme, und welches z. B. die Thränen, die der junge Cäsar bei Alexanders Geschichte weint**), von den Thränen jeder andern edlen Traurigkeit unterschiede. Wenn Sie vollends die Eifersucht der Liebe betrachten, so haben Sie einen wahren Proteus, der nie eine eigene und jeden Augen-

*) Am angef. Ort, S. 29. Comme la haine et la jalousie ont un grand rapport entr'elles, et que leurs mouvemens exterieurs sont presque semblables, nous n'avons rien à remarquer en cette passion de different ni de particulier.

**) Man s. Plutarch, verglichen mit Sveton: Beide in Cäsars Leben.

blick eine andere Geſtalt zeigt. Othello wüthet, weint, hohnlächelt, fraßt mit argwöhniſchem Blick, jammert, fällt in Ohnmacht, ſchlägt, mordet: alle dieſe Ausdrücke gehören der Eiferſucht; aber wie unendlich abweichend und mannichfaltig ſind ſie! wie wenig ſich ſelbſt in jedem Augenblick ähnlich! Nichts Beſtändiges und Bleibendes in allen dieſen Veränderungen: nichts in irgend einer, worin wir gerade nur Eiferſucht und keinen andern Affect erblickten! Was für ein Gebehrdenſpiel kann alſo der Mimiker, der Künſtler, der leidenſchaftliche Entwürfe als Muſter vorzeichnet, dieſem Affecte geben? Keines. Den Haß, die Wehmuth, den Hohn: alle die einfachen oder gemiſchten Ausdrücke, welche nach und nach die Eiferſucht annimmt, mag er beſtimmen können: aber die Züge der Eiferſucht ſelbſt, eben weil dieſe keine eigenen hat, kann er nicht beſtimmen. Le Brun, wie geſagt, hat die Miene des Haſſes angegeben; aber nicht aller Haß iſt Eiferſucht, und nicht alle Eiferſucht zeigt ſich als Haß. Hätte er dieſe Leidenſchaft als allegoriſche Perſon in einem wirklichen Gemälde aufzuführen gehabt, ſo hätte er ſie freilich nur von Einer Seite faſſen können, und hätte ſie am beſten von ihrer merkwürdigſten, gewöhnlichſten gefaßt, unter welcher man ſie vorzüglich denkt; aber als Lehrer des Ausdrucks, der die weſentlichen Grundzüge der Affecten angeben will, die ſich bei aller Mannichfaltigkeit ihrer Modificationen erhalten, hätte er ſie nicht zeichnen, hätte er auf die Zeichnungen aller andern Affecten, deren Geſtalt die Eiferſucht annimmt, bloß hinweiſen, und es der Beurtheilung des Künſtlers überlaſſen ſollen, was für einen Ausdruck er nach Maaßgabe der jedesmaligen Situation zu wählen, und mit welchen andern er ihn zu verſetzen, zu miſchen habe? —

Entzücken und Verzweiflung ſind Wörter, mit welchen man die äußerſten Grade angenehmer und unangenehmer Empfindungen bezeichnet. Entzücken kann die hinſchmachtendſte Wolluſt und kann die beſeeltſte Freude: Verzweiflung kann die emporteſte Wuth und kann die niedergeworfenſte Traurigkeit ſeyn: was für Einheit kann auch hier der Mimiker angeben? Wenn er mir das Entzücken als eine Art von Ohnmacht ſchildert, die alle Glieder in wollüſtiger Erſchlaffung hangen läßt, und die ſchwimmenden Augen unter ſtillem Lächeln hinter dem Liede verbirgt, ſo werd' ich ihn fragen: ob er nicht auch in dem heiterſten fröhlichſten Angeſichte, in den lichtvollſten Augen, in weit ausgebreiteten Armen, und einer vom Boden ſich gleichſam in die Luft hebenden Figur, Entzücken finde? (ſ. Fig. 27

Figur 27.

und 28.). Er müßte denn das Wort in ſeiner eigentlichſten Bedeutung nehmen, und es bloß von dem geiſtigwollüſtigen

Figur 28.

Anſchauen einer ſchwärmeriſchen Phantaſie erklaren. Das wäre denn eine Ausflucht, die ich ihm freilich gönnen müßte, die ihm aber doch bei der Verzweiflung nicht mehr zu Statten käme. Denn wenn man in dem bekannten Engliſchen Blatte den abgezehrten, vor Hunger ſchon halb zur Leiche gewordenen Ugolino anſieht, ſo iſt doch da eben ſo ſicher Ausdruck der Verzweiflung, als wenn man ſich das Gemälde eines Selbſtmörders denkt, wie es Da Vinci angiebt; aber wo iſt noch eine Spur von Aehnlichkeit in Geſichtsausdruck oder in Stellung? „Einen Menſchen in Verzweiflung", ſagt Da Vinci *), „kann

*) Traité de la peinture, chap. 256, p. 219.

„man vorstellen, wie er seine Kleider zerrissen, sein Haar zer„rauft hat, wie er mit der einen Hand das mörderische Mes„ser hält, mit der andern die Wunde öffnet und weitet: wie „er, die Füße weit aus einander gestellt, mit einsinkendem, vor„hangendem Körper schon zur Erde zu stürzen scheint." — Sie sehen indeß wohl, daß das nur ein Vorschlag ist, den der vortreffliche Künstler thut: denn er redet nur von dem was man kann, nicht von dem was man soll, und gewiß hatte er bloß die personificirte Verzweiflung, wenn diese einmal in einem Gemälde aufzuführen wäre, im Sinne.

Um die Wiederholungen und Verwirrungen, wovon wir hier Beispiele sahen, zu vermeiden, lassen Sie uns unsern eigenen Weg nehmen, und ohne auf die Unterschiede, welche die Wortersprache bemerkt, ohne auf Einheit und Mannichfaltigkeit im Innern der Seele zu achten, nie weiter, wenn auch nicht überall so weit gehen, als uns Einheit oder Mannichfaltigkeit in den sichtbaren Ausdrücken führen! Dieses hätte billig schon De Piles thun sollen, da er die Unbequemlichkeiten des bisherigen Weges gewahr ward; aber er wich lieber der wichtigen Lehre von den Leidenschaften unter dem Vorwande aus*): daß er die Phantasie der Künstler nicht einschranken, und ihren Werken nicht das Verdienst der Neuheit und Mannichfaltigkeit rauben wolle.

*) Oeuvres diverses, tom. 2, p. 143.

Zwanzigſter Brief.

Carteſius unterſcheidet körperliche Empfindungen ausdrücklich von den Leidenſchaften der Seele *): Le Brun, ſo treulich er ſonſt ihm nachgeht, weicht hier ſtillſchweigend ab, und redet mitten in der Lehre von den Affecten auch vom Ausdruck körperlichen Schmerzes. Ich folge hier weder Dieſem noch Jenem; denn ich denke, ich will die Lehre vom Ausdruck körperlicher Empfindungen lieber ganz überhüpfen: theils, weil ich da ſo Manches ſagen müßte, was ſich nicht wohl ſagen läßt; theils auch, weil dieſe Lehre für den Schauſpieler, auf den ich doch einmal vorzüglich Rückſicht nehme, von minderer Wichtigkeit iſt. Ganz indeß läßt ſich von den körperlichen Empfindungen nicht ſchweigen: denn oft ſind ſie Folgen der innern Gemüthsbewegungen, und dann führt uns ihr Ausdruck auf dieſe Gemüthsbewegungen, als auf ihre Quelle, zurück. Wenn beim Beaumarchais der Vater der Eugenie durch Aufreißen der Bruſt ſeinem beängſtigten Herzen gleichſam Luft macht; wenn Othello, noch hin und her ſchwankend, eh' er in Ohnmacht ſinkt, die eine Hand vielleicht vor ſein ſchwindelndes Haupt, die andre vor ſein gepreßtes Herz ſchlagt, während die Zunge nichts als abgebrochene Reden, als halbe Ge-

*) Passion. Anim. art. 29. Vergl. art. 25.

danken stammelt: wenn der ärgerliche Oberst in Großmann's Henriette ohne Unterlaß die Fingerspitzen im Haar hat; oder — damit ich den Sprung, den ich vom Stärkern auf's Schwächere that, wieder zurücktue — wenn die glühende Sappho, der schwärmerische Antiochus *), schmachtend und fast entseelt vor Liebe, unter der Empfindung der sie anwandelnden Schwachheiten arbeiten, so erkennen wir, in diesen äußern Bewegungen, zunächst die Veränderungen, welche im Körper, und mittelbar durch diese die, welche im Innern der Seele vorgehen. —

Affecten des Herzens, hab' ich gesagt, entstehen aus wahrgenommener Vollkommenheit oder Unvollkommenheit unser selbst: die Vollkommenheit erzeugt die angenehmen; die Unvollkommenheit, die unangenehmen; beider Verknüpfung, die vermischten Empfindungen. Eine solche vermischte Empfindung hat zwar oft, aber doch nicht immer, einen zusammengesetzten Ausdruck, und manche können daher in der Mimik als einfach betrachtet werden. Reiner Schmerz und reine Freude, sagen die Weltweisen, lassen beide die Augen trocken; erst müssen sich angenehme Ideen in unangenehme, oder umgekehrt, zu mischen anfangen, wenn die Thräne hervorbrechen soll. Die Bemerkung ist richtig: aber im Ausdrucke findet man die Mischung nur bei der Wehmuth der Freude, die ihre Thränen auf lächelnde Wangen schüttet: die Wehmuth des Schmerzes, die das ganze Gesicht zum Weinen verzerrt, ist dem Ausdruck nach nur reine, einfache Empfindung. — Lassen Sie uns mit den angeneh-

*) Plutarch im Leben des Demetrius. Longin. de Subl. cap. 10.

men Affekten, deren Betrachtung vermuthlich ergötzender als die der unangenehmen seyn wird, den Anfang machen! Seltsam ist's freilich, daß man sich das Gute so gern vorweg nimmt: aber einmal macht man's doch so, daß man, bei noch voller Schale, nach den schönsten und schmackhaftesten Früchten gleich zuerst greift. —

Es giebt Menschen von einer so glücklichen Mischung der Säfte, einem Blute, das so leicht und sanft auch durch das feinere Geäder hinwallt, und was damit immer verbunden ist, von einem so unaufgehaltenfreien, so leichten, so muntern Ideengange, daß ihr Leben fast immer heiter, ihr Herz fast immer zum Vergnügen gestimmt ist. Wenn sich der Phantasie solcher Glücklichen vorzüglich reizende lachende Bilder malen; oder wenn sich auch in dem äußern Zustande irgend eines Menschen, von welchem Charakter er sei, außerordentlich glückliche Begebenheiten hervorthun; Vorfälle, die der Seele auf einmal eine weite Aussicht von angenehmen Folgen für die Zukunft öffnen, durch welche sie leicht und ohne Hinderniß forteilt, so zeigt sich nicht bloße Zufriedenheit oder Heiterkeit, sondern jener höhere Grad angenehmer Empfindung, auf welchen ich den Namen der Freude gänzlich einschränken möchte. In dem Spiel dieser Freude erblickt man die vollkommenste Analogie, den deutlichen Abdruck einer Seele, die dem willkommnen Besuch angenehmer Ideen gleichsam alle Zugänge aufschließt, und die das Maaß in den Bewegungen ihres Körpers genau nach dem Maaße der Geschwindigkeit, Leichtigkeit und Gebundenheit abmißt, welches sich in dem Gange ihrer herrschenden klarern Vorstellungen findet. Das Gesicht ist in allen seinen Theilen offen und frei, die Stirn heiter und ausgeglättet; das Haupt

schwillt sanft aus den Schultern empor: in dem sprechenden Auge sieht man den ganzen Rand des lichtvollern Apfels: der Mund zeigt das liebliche semihiatus labellum des kleinen Torquat*); der Körper ist von den Handen unbedeckt, der ganz sich hebend und munter: Leichtigkeit, Geschmeidigkeit, Gebundenheit, mit Einem Worte: Grazie, herrscht in den Bewegungen aller Glieder. Sie erkennen hieraus, daß die Erscheinungen der Freude alle schön und anmuthig sind; und so können Sie leicht den Schluß machen: daß sie um so charakteristischer seyn, um so mehr der Freude ähnlich seyen werden, je mehr Schönheit und Anmuth die Ideen selbst haben, welche die Seele anschaut, und je mehr also diese Ideen die angegebenen Analogieen begünstigen. Die Freude des Stolzen, der die hohen Entwürfe seines Ehrgeizes gelingen sieht, wird noch immer das Angesicht und den ganzen Körper öffnen, noch immer den Bewegungen Leichtigkeit und Geschmeidigkeit geben; aber der Umstand, daß die in der Seele des Stolzen sich entwickelnden Ideen große, weitsichtige, erhabene Ideen sind, wird doch immer dem Charakter der Empfindung etwas zu entziehen scheinen. Man wird nicht sowohl reine Freude, als vielmehr eine Mischung von Freude und Stolz zu erblicken glauben. Hingegen wird sich die Freude des Liebhabers, der lauter schöne, sanfte, liebliche Ideen durchläuft, ganz ungeschwächt, und mehr unter dem reinen unverfälschten Charakter der Freude zeigen. — Daß der Ausdruck dieser Empfindung, eben wie sie selbst, seine Grade habe, braucht keiner Erinnerung; aber immer ist doch auch der höchste Grad des Entzückens nichts als Verstär-

*) Catull. LXI, v. 220.

kung der hier angegebenen Züge (s. Fig. 28.). Nur da freilich scheinen diese Züge, wo nicht ganz zu verschwinden, doch alle Grazie zu verlieren, wo die Freude zu schöterhaft wird, oder wo sie in einen Muthwillen ausartet, der das Gesicht in Fratze und die Bewegungen in Gaukelsprünge verwandelt.

Die Handlungen, in welche die Freude immer gern ausbricht, sind lebhafte Eindrücke, die sie für alle Sinne hervorbringt, Wohlleben, Lachen, Singen, Händeklatschen, Tanzen, und — wie ich schon im vorletzten Briefe sagte — Mittheilung gegen Alle, die sie in ihr Interesse zu ziehen hofft, Bestechung gleichsam zur Theilnehmung durch Umarmungen, Freundschaftsbezeugungen, Wohlthaten: vorzüglich Liebkosung derer, von deren guter Gesinnung, oder ähnlicher Lage, oder voller Mitgenossenschaft an dem glücklichen Schicksal, sie die innigste lebhafteste Sympathie erwartet. Menschen, die einerlei Unglück und Gefahr überstanden haben, liegen sich gern, in dem ersten Augenblick ihres Entzückens, einer dem andern in den Armen, und vermischen Glückwünsche und Freudenthränen. In der Erzählung des alten Arnold beim Diderot findet sich auch folgender wahre, rührende Zug: „Den Gefahren des Meeres so „glücklich entgangen, begrüßten wir das feste Land mit tausend „freudigen Ausrufungen, und umarmten uns Alle unter einander: Befehlshaber, Officiere, Reisende, Matrosen, und wer wir alle waren *)." — Die Stelle wäre, ihrer großen Natur und Simplicität wegen, eines Griechen würdig; und ich wette wie viel, der gute Diderot ist sie auch einem Griechen schuldig. Wenigstens hat sie mit einem sehr hervorstechenden Zuge un

*) «Natürl. Sohn», Act 3, Auftr. 7.

Xenophon, der, wohl zu merken, weit mehr am rechten Orte steht, und durch den Zusammenhang der Geschichte weit natürlicher herbeigeführt wird, eine gar auffallende Aehnlichkeit. Die zehntausend Griechen, wissen Sie, hatten auf ihrem Rückzuge aus Asien mit unsäglich viel Noth und Gefahr gerungen: jetzt, da sie endlich die Höhe des Berges Teches erreichen, erblicken sie plötzlich das Meer: ihre ganze Seele wird Freude, und Alles bricht in Thränen und Umarmungen aus, Befehlshaber, Hauptleute, Gemeine *).

Nehmen Sie jetzt die Neuheit und Geschwindigkeit des Eindrucks, welchen einzelne glückliche Begebenheiten machen, hinweg; lassen Sie die angeschaute Vollkommenheit bleibende Eigenschaft seyn, und geben Sie dem Anschauen selbst Ruhe und Muße, so kann zwar noch immer die Empfindung sehr viel Angenehmes und Süßes haben; aber das Charakteristische der Freude verschwindet, und es kömmt nun Alles auf die Beschaffenheit der Idee an, welche das Gebehrdenspiel ausdrücken soll. Sie werden dieses sogleich an den Ausdrücken des Selbstgefallens erkennen: derjenigen angenehmen Empfindung, wo der Mensch die Vollkommenheit, die er anschaut, als zu seinem Ich gehörig, als Theil oder Eigenthum seiner selbst, betrachtet.

Ist es Schönheit und Reiz der Gestalt: ist es Anstand, Leichtigkeit, Grazie der Bewegungen, die man an sich bewundert, so erhält sich die lächelnde, süße Miene des Vergnügens, das Schöne, Muntere, Reizvolle des Spiels; man hüpft, tril-

*) Exped. Cyr. lib. 4, cap. 7. Επει δε αφικοντο παντες επι τα ακρα, ενταυθα δη περιβαλλον αλληλους, και στρατηγους, και λοχαγους, δακρυοντες.

lert, ſingt; man ſetzt ſich in tauſenderlei Stellungen, um ſich aus deſto mehr Geſichtspuncten beſchauen und bewundern zu können. — Iſt es Verſchlagenheit, Feinheit der Art, wie man ſeine Abſichten erreicht hat, ſo ſpielt auch da noch um Lippen und Wangen ein flüchtiges Lächeln; zugleich verengt ſich das eine Auge, der Blick wird geſchärft; der Gang iſt ſchleichend; der Zeigefinger deutet vielleicht auf den überliſteten Thoren gleichſam hin (ſ. Fig. 29.); und um die Aufmerkſamkeit des

Figur 29.

Mitunterredners eben ſo heimlich zu lenken, als heimlich die Intrigue geſpielt ward, wird er vielleicht nur ganz leiſe und ſeitwärts mit dem Ellbogen angeſtoßen. — Iſt es Würde, Macht, höhere Geiſteskraft, höheres Verdienſt jeder Art, ſo mißt der Menſch ſein Verhältniß gegen Andere, denen dieſe Vorzüge feh-

len, durch körperliche Höhe, trägt ſtolz das Haupt empor, nimmt eine ernſte Miene, einen denkenden Blick an; und wird in ſeinem ganzen Betragen um ſo verſchloſſener und kalter, je mehr das eigene Bewußtſeyn ſeines Werthes ihm Selbſtgenügſamkeit giebt (ſ. Fig. 30.). Die Fülle ſeiner Ideen macht Gang und Bewegung ausgreifend, weit: ihr langſamer Fortſchritt, der eine

Figur 30.

Folge eben dieſer Fülle iſt, macht ſie feierlich, anhaltend, verweilend. — Iſt es Geburt, Reichthum, Rang, irgend ſo ein unbedeutender äußerer Vorzug, der dem Menſchen kein rechtes Bewußtſeyn von Werth giebt, und der, wenn er genoſſen werden ſoll, erſt bemerkt werden muß, ſo wird aus dem ſtillen, in ſich gekehrten Weſen des echten Stolzes Geräuſch und Gepränge; unzufrieden, ſich bloß ſtill zu erheben, bläht man ſich auf, ſperrt

die Füße, rudert oder greift mit den Händen weit um sich her, wirft sich, schlägt das Haupt in den Nacken (s. Fig. 31.) —

Figur 31.

Ist es Muth, Festigkeit, Widerstehungskraft, so drängt der ganze Körper sich mehr zusammen: die Muskeln werden gespannt, der Nacken gesteift, die Knie angezogen, und der Kopf zwischen die Schultern genommen (s. Fig. 32.). — Ich weiß nicht, wie weit diese Reihe von Skizzen sich etwa fortsetzen ließe; aber da ich keinen Anspruch auf Vollständigkeit mache, so lege ich hier die Reißfeder nieder, und überlasse, was fehlt, Ihrer eignen Einbildungskraft, oder vielmehr Ihrem eignen Beobachtungsgeiste. —

Schon aus dem, was von der Verwunderung großer oder erhabner körperlicher Gegenstände gesagt ward, müssen Sie die Bemerkung abgezogen haben: daß wir überall, wo wir in die

Figur 32.

Betrachtung eines Gegenstandes vertieft sind und unser eigenes Selbst von der Vorstellung desselben nicht unterscheiden, ganz die Beschaffenheit dieses Gegenstandes anzunehmen suchen, uns ganz ihm ähnlich zu machen streben. Wir vergrößern uns selbst mit dem Großen, erheben uns selbst mit dem Erhabnen, werden sanft mit dem Sanften. Bei dem Anschauen moralischer Vollkommenheit ist diese Vergessenheit des eigenen Selbst, dieser gewinnvolle Austausch desselben gegen ein fremdes, noch weit mehr als bei bloß sinnlichen Gegenständen möglich; und eben dieser Austausch ist die Hauptquelle jener geistigen Wollust, die wir bei Schilderung erhabner, edler, fester Charaktere, bei Erzählung kühner, großer, menschenfreundlicher Handlungen fühlen. Wir erwecken in uns selbst den Stolz, den Trotz, die Herzenswärme, das sanfte Gefühl unsers Helden, und so müssen

ſich denn dieſe Empfindungen, ſobald ſie mächtig genug werden um ſichtbare Veränderungen hervorzubringen, gerade eben ſo in unſern Gebehrden abmalen, wie die Empfindung ähnlicher eigener Vortrefflichkeiten ſich darin abmalen würde. Ein Beiſpiel ſehen Sie im Cymbeline des Shakſpeare an dem jungen Polydor, wenn er der Erzählung von den ehemaligen kriegeriſchen Thaten des Belarius mit alle dem Intereſſe zuhorcht, welches ſeine eigenen kriegeriſchen Talente und die in ihm ſchlummernde Begierde nach Ruhm ſo natürlich erzeugen mußten. „Dieſer Polydor“, ſagt Belarius, „der Erbe von Cymbeline und „Britannien, — Himmel! wenn ich auf meinem dreifüßigen „Stuhle ſitze, und die kriegeriſchen Thaten erzähle, die ich gethan habe; wie fliegt ſein ganzer Geiſt in meine Erzählung! „Sag' ich: So fiel mein Feind, und ſo ſetzt ich meinen Fuß „auf ſeinen Nacken! dann ſtrömt das fürſtliche Blut in ſeine „Wange; er ſchwitzt, ſpannt ſeine jungen Nerven, und ſetzt ſich „in die Stellung, die zu meinen Worten die Gebehrde macht. „Der jüngere Bruder, Kadwal, bringt in einer gleichen Stellung Leben in meine Rede, und zeigt zugleich noch weit mehr „ſeine eigenen Geſinnungen“ *).

Da alſo, wo wir uns ganz in die Perſon eines Andern hineindenken, iſt von dem Ausdruck der verſchiedenen Empfindun-

*) Act 3, Auftritt 3. Der Gedanke: „er ſetzt ſich in die Stellung, die zu meinen Worten die Gebehrde macht“, hat im Original einen Ausdruck, der von dem deutſchen Ueberſetzer freilich nicht ganz zu erreichen war:

— — he puts himself in posture,
That acts my words. — —

gen, die wir aus der Seele dieses Andern in die unsrige gleichsam hinüberpflanzen, nichts Neues, nichts Eignes zu sagen. Aber da, wo wir uns von diesem Andern unterscheiden, wo wir uns vielleicht ihm völlig entgegensetzen, zeigen sich zwei Empfindungen von eignem merkwürdigen Ausdruck: Verehrung, Liebe.

Ein und zwanzigſter Brief.

Verehrung iſt Bewunderung eines moraliſchen Weſens, und zwar eine ſolche, bei der wir es mit uns ſelbſt in Vergleichung ziehen, und ſeinen Vorzug vor uns empfinden. Nur durch dieſe Vergleichung des Andern mit uns ſelbſt, wird Verehrung Affect des Herzens, und gehört, wie ich zu ſpät gewahr werde, als ſolcher nicht zu den angenehmen Affecten. Indeß iſt denn doch immer die Empfindung im Ganzen angenehm, ſo lange nehmlich die Vorſtellung der fremden Vollkommenheit ungleich lebhafter, als die der eigenen Unvollkommenheit iſt; und da, im entgegengeſetzten Falle, die Verehrung zu einer ganz anderen Empfindung von ganz verſchiedenem Ausdruck wird, wie wenn ſie in Neid und Mißgunſt ausartet, oder doch ihr Ausdruck eine eigene Nüance annimmt, wie wenn die Verehrung mit Furcht oder Scham verknüpft iſt, ſo mag ſie immer den Platz, den ich ihr unter den angenehmen Affecten des Herzens nun einmal anwies, behalten. Der Briefſteller hat ja ohnedies keine ſo ängſtlichgenaue Methode, als der Syſtem- oder Compendienſchreiber.

So wie in ihrem innern Weſen, ſo iſt auch in ihrem äußern Bezeugen die Verehrung das völlige Gegentheil des Stolzes. Beider Ausdruck geſchieht durch Anwendung einer und derſelben Metapher: denn beide meſſen das unſinnliche Ver-

haltniß des moralischen Vorzugs durch das sinnliche der räumlichen Höhe; aber mit dem Verhaltniß wird natürlicher Weise auch die Metapher umgekehrt, und bei der Verehrung erniedriget sich der Mensch, wie er beim Stolz sich erhebt. Nicht allein die Augenbraunen, der Mund, die welkern Muskeln der Wangen, senken sich nieder, sondern in der Gegenwart des verehrten Wesens auch der ganze übrige Körper; vorzüglich Haupt, Arme, Kniee. Wenn der Orientale die Hände kreuzweis über einander auf die Brust legt, während er den übrigen Körper senkt, so deutet er mit dieser Abänderung ohne Zweifel auf die Innigkeit, die Herzlichkeit seiner Empfindung; und wenn er die Arme dabei nahe an den Leib drückt, so geschieht das wahrscheinlich zur Bezeichnung der Furcht, von der ich schon in einem frühern Briefe sagte, daß sie, eben wie die Scham, der Verehrung nahe verwandt sei. Wie und wodurch sie das sei? leuchtet ein. Wenn wir bei Vergleichung fremder Macht mit der unsrigen die Schwäche der letztern erkennen: was kann da anders entstehen, als Furcht? und wenn wir besorgen müssen, daß unsere geringere Vollkommenheit sich dem Auge des Wesens voll höherer Vollkommenheit offenbaren werde: was kann da anders entstehen, als Scham? Eben diese Furcht oder Scham verstärkt denn auch den Trieb zur Absonderung und Entfernung, der schon ohnehin in der eigenen Natur der Empfindung gegründet ist. Denn der Ehrfurchtsvolle hält sich für alle nähere Gemeinschaft zu schlecht, so wie sich der Stolze dafür zu gut hält; jener tritt daher, eben wie dieser, in die Entfernung, und macht den Raum, den er zwischen sich und dem Gegenstande seiner Verehrung läßt, zu einer neuen Versinnlichung ihres moralischen Abstandes. Nur in diesem Einen Ausdruck

ſind die beiden Affecten des Stolzes und der Verehrung einander ähnlich; allein die ganze Aehnlichkeit liegt denn doch nur im Aeußern, denn in dem innern Geiſte des Spiels ſind ſie wieder völlig verſchieden.

Gegen die Behauptung: daß Erniedrigung des Körpers ein unter allen Nationen gebräuchlicher Ausdruck der Verehrung ſei, ließen Sie Sich in einem frühern Briefe einen kleinen flüchtigen Zweifel merken, den ich damal nicht verſtand. Sie meinten: es könnte doch irgendwo, in irgend einem entfernten Meere, ein Völkchen geben, das eine Ausnahme machte, und ich müßte mich ſehr irren, oder Sie hatten jenes unſchuldige liebenswürdige Völkchen auf O-Taheiti im Sinne. Wahr iſt es, daß Hawkesworth die dort gewöhnliche Entblößung des Oberleibes ohne Bedenken für Ausdruck der Verehrung erklärt*); allein es fragt ſich noch: ob mit Grunde? Denn wie, wenn dieſes Entblößen, wenigſtens ſeinem urſprünglichen Sinne nach, eher ein Zeichen offener Redlichkeit, freimüthiger Unſchuld wäre, die in ihrem Buſen nichts Arges, nicht Gefährliches verbirgt? Wie, wenn die ältere Geſchichte dieſes Volks uns nur bekann-

*) Geſchichte der neueſten Reiſen um die Welt, Bd. 2, S. 437 der deutſch. Ueberſ. (in 8.). „Sobald man ſie (den jungen Erben „der Regierung und ſeine Schweſter) von weitem kommen ſah, entkleidete Oberrea und verſchiedene andere Eingeborne, die im Fort waren, Kopf und Oberleib bis auf die Hüften hinab, und gingen jenen in dieſem Aufzuge entgegen. Eben dieſe Ceremonie machten „auch, während der Annäherung, alle übrigen außerhalb dem Fort „befindlichen Indianer jenen erſtern nach: folglich muß hier das Entblößen des Leibes, allem Anſehen nach, ein Zeichen der Ehrfurcht „ſeyn.“

ter seyn dürfte, um darin einen noch nähern Anlaß zu einer so eigenen Ceremonie zu finden? — Daß die Insulaner den nächsten Erben der Regierung und seine ihm verlobte Schwester so durchaus nicht im Fort der Engländer dulden wollten, und manchmal die Regenten selbst so vorsichtig und zurückhaltend waren, zeigt eine Aengstlichkeit an, die meine Muthmaßung beides erklärt und bestätigt *). — Doch, wie dem auch sei, so ist noch immer Ursprung und Bedeutung jener Ceremonie viel zu dunkel, um daraus einen gültigen Einwurf gegen die Allgemeinheit eines Gebehrdenspiels zu ziehen, das sich unter allen übrigen bekannten Nationen findet. Auch wird durch jene Besonderheit der allgemeine Ausdruck der Verehrung eben so wenig als durch die bei uns gewöhnliche Entblößung des Hauptes ausgeschlossen: und so würde nur dann Ihr Einwurf gültig seyn, wenn Hawkesworth oder Forster irgendwo ausdrücklich sagten, daß die Insulaner der Südsee bei ihren Ehrenbezeugungen sich nie zu verbeugen pflegten. Das sagen sie aber nirgend, und es sollte mir eben nicht schwer fallen zu zeigen, daß sie wohl eher das Gegentheil sagen. — —

Anders als bei der Verehrung, ist die Ansicht der fremden Vollkommenheit bei der Liebe: denn, wenn bei jenem Empfindnisse die Vollkommenheit, ihrem Grade nach, mit der unserigen bloß verglichen wird, so wird sie, bei diesem, nach ihrer vortheilhaften Beziehung auf die Vollkommenheit unser selbst betrachtet, und als zu unserer eigenen Glückseligkeit beitragend, mit Sehnsucht umfaßt. Schon die bloß sinnliche Schönheit

*) Ebendas. — Vergl. Forster's Reise um die Welt, Bd. 1, S. 252.

erzeugt ein der Liebe ähnliches ſanftes Gefühl; die eigentliche Liebe aber — die Sie mit dem rohen Geſchlechtstriebe dieſes Namens nicht verwechſeln müſſen — bezieht ſich doch immer mehr auf Eigenſchaften des Charakters, vorzüglich des Herzens, und zwar auf ſolche, deren Aeußerungen, eben wie die Schönheit, unmittelbar für die Empfindung angenehm und einſchmeichelnd ſind. Wenn ſich mit dieſen Eigenſchaften noch die eigentliche körperliche Schönheit vereinigt, wenn noch überdies jener mächtige Trieb der Geſchlechtsliebe, oder der ihm nahe verwandte elterlicher Zärtlichkeit, hinzukömmt, ſo wird dann freilich die Empfindung zu höhern Graden geſchwellt, und ihr Ausdruck redender und beſeelter. Auch die gründlichern, die mehr dem Verſtande als der Empfindung ſich empfehlenden Vollkommenheiten, können Liebe erzeugen: allein der Ausdruck dieſer Liebe iſt mehr der vage einer ernſten ſtillen Zufriedenheit: und wir thun alſo beſſer, wenn wir ſie, unter dem Namen der Gewogenheit und Freundſchaft, jener weit charakteriſtiſchern, durch eine ganz eigene Weichheit, Zärtlichkeit, Sanftheit ſich auszeichnenden Empfindung entgegenſetzen.

Die Mühe, Ihnen den eigenen Ausdruck dieſer Empfindung zu ſchildern, hat mir ſchon ein Engliſcher, und die andere Mühe, ihn zu überſetzen, ein Deutſcher Weltweiſer abgenommen. „Wenn „Gegenſtände der Liebe und des Wohlgefallens, ſagt Burke*), „uns vor Augen ſind, ſo wird der Körper, inſoweit ich es be„merkt habe, in folgenden Zuſtand verſetzt. Der Kopf beugt „ſich etwas auf die eine Seite, die Augenlieder ſind mehr als

*) „Philoſoph. Unterſ. über den Urſprung unſerer Begriffe vom „Erhabenen und Schönen,“ S. 250.

„gewöhnlich geschlossen: das Auge bewegt sich ruhig mit einer Richtung gegen den Gegenstand; der Mund ist ein wenig geöffnet: man athmet langsam, und dann und wann mit einem tiefen Seufzer: der ganze Körper ist in sich gekehrt, und die Hände sinken nachlässig zur Seite. Alles dieses wird mit einer innern Empfindung von Ohnmacht und Mattigkeit begleitet." — Was folgt, ist eine Anmerkung, die, ein wenig allgemeiner gemacht, für alle Arten von Ausdrücken wahr ist, daher ich es um so lieber mit hersetze. „Nach dem Grade der Schönheit in dem Gegenstande, und der Empfindlichkeit bei dem Beobachter, werden diese Erscheinungen mehr oder weniger sichtbar. Und auf diese Stufenfolge, die von dem höchsten Gipfel der vollkommnen Schönheit in dem Gegenstande und einer schwärmerischen Liebe in dem Zuschauer bis zu dem untersten Grade der Mittelmäßigkeit in dem einen und der Gleichgültigkeit in dem andern herabsteigt, muß man nothwendig Rücksicht nehmen, wenn man unsere Beschreibung nicht übertrieben finden will, welches sie sicher nicht ist."

Da die von Burke angegebenen Veränderungen fast alle von der Classe der physiologischen sind, deren Erklärung ich scheue, so begnüge ich mich mit ihrer Anzeige, und sage nur noch ein Paar Worte von den Handlungen, in welche zum Theil zwar auch die Gewogenheit und Freundschaft, vorzüglich aber die Empfindung der Liebe so gerne ausbricht.

Der erste wesentlichste Trieb der Liebe ist der, den Aristophanes beim Platon in einer so possierlichen und doch auch so ideenreichen Dichtung vorträgt: der Trieb nach Vereinigung und Gemeinschaft, der bei vollkommnerer Harmonie der Seelen oft so mächtig ist, daß, nach dem Ausdruck des

Griechischen Komikers, wenn Vulcan vom Himmel käme, um beide Liebende zu Einem Wesen zusammenzuschmieden, sie es innigst zufrieden seyn würden*). Diesem Triebe gemäß, schlagen die Liebenden Hand in Hand, schlingen Arm in Arm, umfassen sich bald den Leib, bald den Nacken, lehnen einer an des anderen Busen ihr Haupt, wärmen Wange an Wange, drücken Lippen an Lippen. Auch die höhere, die von sinnlicher Wollust und körperlichem Vermischungstriebe weit entfernte Freundschaft bezeugt ihr inneres Wohlwollen, ihr Verlangen nach gegenseitiger Mittheilung der Seelen, ihre Harmonie in Empfindungen, Wünschen, Ideen, durch Verbindung oder Berührung der Körper, sei es durch Handschlag, oder durch Kuß und Umarmung, oder durch irgend sonst ein Mittel, das unter einem Volk zur Nationalsitte geworden. Der Einwohner von Madagascar, dem die lebhaftern Ausdrücke der Liebe fremd sind, begnügt sich, seine Hand auf die Hand des Freundes ohne Druck und Umarmung zu legen**), und der Neuseeländer, wenn er sein Wohlwollen bezeugen will, drückt Nase an Nase, wie wir Europäer Lippen an Lippen drücken.

Ein zweiter, der Liebe gleich natürlicher Trieb ist: den Zustand des Geliebten zu verbessern, seine uns ergötzende Vollkommenheit beides in's Licht zu setzen und zu vermehren, sein Wohlwollen, seine Gewogenheit — die ergötzendste aller seiner Vollkommenheiten, — durch auferlegte Verbindlichkeit entweder erst zu erwerben, oder doch zu verstärken: und, wenn er vorzüglich auch durch Schönheit gefällt, diese seine Schönheit

*) Platon. Sympos. ed. Wolf, p. 52.

**) Sonnerat's Reise: Leipz. Ausg. S. 317.

zu erhohen, und Alles, was ihre Reize ſchwächt oder verſteckt, zu entfernen. — Wenn Schröder, als Hauptmann Bea-fort, ſeine ihm entführte Tochter wiederfindet, und er nun ſchon anfangt den Betheurungen von ihrer Unſchuld Glauben zu geben *), ſo ſtreicht er ihr, unter gütigem Zureden, das unordentliche Haar, das ihr von der ſchlafloſen Nacht her in die Stirn hängt, mit ſanfter zitternder Hand aus dem Geſichte. Fühlen Sie nicht, auch wenn Sie Sich dieſes Spiel nur denken, wie viel darin Wahrheit, Natur und Herz liegt? Der zärtliche Vater will ſich den freien, den vollen Anblick ſeines ſchon zu lange entbehrten Kindes öffnen; er kann an der ihm ſo reizenden, lieben Geſtalt keinen Schatten, keine neidiſche Hülle dulden: er möchte, wie das Haar aus dem Geſichte, ſo auch jeden Ueberreſt von Gram aus dem Herzen des Mädchens hinwegſtreicheln; möchte ſie in dieſer liebreichen kleinen Sorgfalt fühlen laſſen, welchen Vater ſie hat, und indem er ihr dadurch Freudigkeit und Vertrauen zurückgiebt, ſie mit neuen Banden kindlicher Dankbarkeit an ſich feſſeln. Züge dieſer Art, worin ſich ſo auf einmal die ganze Seele abdrückt, und die dabei ſo einfältig, ſo leicht ſcheinen, als ob ſie ſich ungeſucht einem Jeden darbieten müßten, charakteriſiren den Mann von Genie; und da an Mannern von Genie in keinem Fache Ueberfluß iſt, ſo ſehen wir, leider! ſolche Züge eben ſo ſelten, als wir ſie hören. —

Ich werfe, bei Gelegenheit der Liebe, noch eine flüchtige Anmerkung über die Modificationen her, welche die Affecten des Anſchauens, eben ſo wohl als die Begierden, von ihrem

*) Im „Schmuck“ von Syrickmann, Aufz. 4, Auftr. 7

Gegenſtande annehmen. Die Liebe z. B. hat etwas ganz Eigenes, wenn ſie fromme Andacht, oder ſonſt in ſich gekehrte Beſchauung irgend eines holden Weſens der Phantaſie iſt, das weder in der That den äußeren Sinnen vorſchwebt, noch jetzt als ihnen vorſchwebend gedacht wird. Der ſich mehr verbergende Augapfel, der auf keinen feſten Punct gerichtete und daher minder lichtvolle, gleichſam nach innen zurückgezogene Blick, das Schwimmende, Trübe, Umwölkte des ganzen Auges, iſt in dieſer Nüance das Merkwürdigſte, und wird am Ende bleibender phyſiognomiſcher Zug des immer in ſolchen Ideen verſenkten Frommlings und Schwärmers. Mit Zügen der Wehmuth verbunden, verräth ein ſolches Auge inneres geiſtiges Leiden, ein ſtilles Brüten der Phantaſie über ſchwärmeriſchen Ideen von der traurigen, ſchwermüthigen Art. Etwas Aehnliches ließe ſich von der Verehrung, und noch ſo Manches auch von andern Modificationen ſagen: aber es ſind der wichtigern Materien noch zu viele zurück, als daß ich mich bei dieſer aufhalten ſollte.

Zwei und zwanzigster Brief.

Also meinen Sie, daß meine bisherige Schilderung des Ausdrucks der Liebe noch höchst unvollständig sei, und daß ich diesen Affect nicht bloß als süße Empfindung des Glücklichen hätte ansehen sollen,

— cui placidus leniter afflat amor *);

sondern auch als herbe Empfindung des Elenden,

— quem durus amor crudeli tabe peredit? **)

Sie vergessen, mein Freund, daß wir hier noch bloß mit den angenehmen Affecten zu thun haben, und daß wir auch von diesen angenehmen Affecten für's erste nur die reinen, einfachen Ausdrücke, so wie überhaupt nur die bestimmtern, die eigenthümlichern, haben betrachten wollen. Wenn also die Ausdrücke der traurigen, sorgenden, verzweifelnden Liebe entweder ganz die Ausdrücke anderer Affecten, oder doch mit denen dieser andern Affecten innig vermischt sind, so hab' ich ja wohl sehr Recht gehabt, wenn ich ihrer entweder gar nicht oder doch noch hier nicht erwähnte? — Und eben so Recht, sollt' ich denken, wenn ich auch nichts von der Hochachtung sagte.

*) Tibull. lib. 2, eleg. 1, v. 80.

**) Virgil. Aen. lib. 6, v. 442.

Denn der Ausdruck dieser Empfindung, wie der flüchtigste Blick auf die Zeichnung beim Le Brun Sie lehren kann, hat durchaus nichts Eignes und Unterscheidendes; er ist bloß von der Verehrung erborgt, aber zugleich herabgestimmt und gemildert. —

Lassen Sie uns die Untersuchung der unangenehmen Affecten des Anschauens mit dem Gegentheil der Verehrung anfangen, welches die Verachtung, und mit dem Gegentheil der Selbsterhebung, welches die Scham ist. Jene Empfindung ist Herabwürdigung Anderer in Vergleichung mit uns selbst, indem wir unsere eigenen Personen, Eigenschaften, Ideen, höher als die übrigen schätzen; diese ist erkannte Herabwürdigung unser selbst in der Vorstellung Anderer, indem wir irgend eine unserer Unvollkommenheiten oder Schwachheiten verrathen finden. Kömmt zu dieser Herabwürdigung noch die Idee hinzu, daß die fremde Unvollkommenheit, oder die ungünstige Meinung Anderer von uns selbst, irgend einen reellen schädlichen Einfluß haben könne, so sind die Empfindungen, wenn auch nicht ganz verschiedenartig, doch wenigstens nicht mehr rein: Scham fängt an sich mit Furcht, und Verachtung sich mit Haß und Widerwillen zu mischen. — Ich erinnere Sie jetzt ausdrücklich, daß ich's hier bloß mit reinen Affecten zu thun habe, und daß ich also auch Verachtung und Scham nur ansehe, insofern sie bloß aus nachtheiligem Urtheil, ohne mitverbundene Vorstellung irgend eines reellen schädlichen Einflusses, entspringen.

Das Spiel der Verachtung ist Selbsterhebung des Stolzes, der von jener Empfindung nur dadurch zu unterscheiden ist, daß er mehr die eigene Vollkommenheit, so wie die Verachtung mehr die fremde Unvollkommenheit, denkt; ferner Weg-

drehen des Körpers in halbverwandter Stellung, flüchtig von der Höhe herabgeworfener, oft nur seitwärts über die Achsel hinschielender Blick, als ob der Gegenstand keiner nahern, sorgfältigern Betrachtung würdig wäre, zuweilen auch Ausdruck des Ekels durch gerümpfte Nase mit etwas in die Höhe gezogener Oberlippe: und wenn der Verachtete von sich selbst einen vortheilhaften Begriff zu haben, unserm Urtheil zu trotzen scheint, höhnisches Ausmessen mit dem Auge, indem sich das Haupt ein wenig zur Seite neigt, als ob man Mühe hätte, die ganze Niedrigkeit des Menschen von seiner Höhe herab gewahr zu werden; mitleidiges spöttisches Achselzucken und stilles Lächeln über den wahrgenommenen Contrast zwischen eingebildeter Größe und wirklicher Kleinheit. Sind die Gegenstände, die unsere Verachtung erregen, nicht Personen, sondern Sachen — obgleich die letztern immer nur in Beziehung auf Personen, ihre Fähigkeiten und Urtheile, pflegen verachtet zu werden, — so deuten wir gemeiniglich unsere Geringschätzung durch Wegwerfen, Zurückschieben, in die Luft Schleudern an; und tragen figürlich diese Ausdrücke auch auf verächtliche moralische Gegenstände über, auf Ideen, Gesinnungen, Charaktere. — Einer der kränkendsten Ausdrücke der Verachtung ist völlige Vernachlässigung des Mitunterredners, Nichtbeachtung seiner Person, Handlungen, Leidenschaften, indem man entweder völlig ruhig dasteht, oder auch allerhand kleine Handlungen vornimmt, bei welchen man ihn ganz zu vergessen, seine Gegenwart gar nicht inne zu werden scheint. Tödtend wird diese Nichtbeachtung, wenn eben der Andere vor Hitze außer sich ist: denn mit dem stärksten Affecte, der immer eine Erhöhung unserer Natur, ein Zusammenraffen ihrer gesammten Kraft zu einer einzigen Wirkung ist,

diese Wirkung verfehlen, und sie so ganz, mit solcher Schande verfehlen, daß man auch nicht die flüchtigste Aufmerksamkeit damit erregt: das ist eine Art von Vernichtung unsers ganzen Werths, unsers Wesens. Daher wirkt es so sehr, wenn der eine Schauspieler, indem sich der andere vor Wuth zerreißen möchte, ruhig in seinen Geschäften fortfährt, in einem Buche blättert, zum Zeitvertreib Tabak nimmt, sich die Federn vom Kleide liest, ein lustiges Liedchen trallert.

So wie die Verachtung, so hat auch die Scham, nach Verschiedenheit der Umstände, ein verschiedenes Spiel: das eine Mal z. B. wird sie fliehen, das andere Mal Stand halten; nachdem ihr dieses oder jenes zur Bemäntelung der entdeckten Schwachheit dienlicher scheint. Die am Badeplatz überraschte Nymphe wird, nach wieder ergriffenem Gewande, so schnell als möglich in das nahe Gebüsch eilen, um dem muthwillig spähenden Satyr aus dem Auge zu kommen; der einer moralischen Unart Angeklagte wird, eben dadurch daß er bleibt, seine Schwachheit abzuläugnen, das nachtheilige Urtheil zu widerlegen suchen. Und nachdem sein Fehler entweder mehr oder minder offenbar, seine Dreistigkeit und Verstellungsgabe größer oder geringer, der Andere ihm gleichgültiger oder ehrwürdiger ist: wird er bald durch allerhand verwirrte Bewegungen, wie durch allerhand gestotterte Ausreden, seine Begierde verrathen dem nachtheiligen Urtheil auszuweichen; bald durch ein steifes unbewegliches Dastehen, verbunden mit einem todten unmuthigen Stillschweigen, seine Ohnmacht bekennen die Beschämung abzuläugnen. — Sie müssen es, denke ich, oft und besonders an schwachen, durch ihre Einfalt hülflosen, Köpfen bemerkt haben, daß sie, bei lebhafterer Beschämung, wie zu Bildsäulen erstarren, und weder zu

geben noch zu bleiben wissen. Das höchst unangenehme Gefühl ihrer aufgedeckten Blöße, das durch die Gegenwart des Andern immer unterhalten und geschwellt wird, macht es ihnen äußerst wünschenswürdig sich zu entfernen; zugleich aber fürchten sie, das nachtheilige Urtheil dadurch anzuerkennen: sie möchten so gerne irgend etwas dagegen vorbringen, wenn sie nur nicht besorgen müßten, das Uebel ärger zu machen, und durch einfaltiges Benehmen der Ursache zur Verachtung noch mehr zu geben. Das erhält sie dann unbeweglich in ihrer peinlichen halbverwandten Stellung, deren albernes Ansehen sie wohl empfinden, und im fruchtlosen Suchen nach Hülfsmitteln, an irgend einem Theil ihrer Kleidung zu pflücken und zu zupfen anfangen. Man heiße sie sich entfernen, und man wird sehen, wie sie es nur mit unwillig verweilendem Schritt thun, oder wohl gar, ohne irgend eine eigene Bewegung zu machen, sich stöckisch überall hinschieben lassen, wohin man will. Das Sträuben gegen jede Art von Bekenntniß, von Nachgeben gegen die Verachtung, währt bei aller Begierde sich loszureißen fort, und wird nur um so steifer und hartnäckiger, je sichtbarer die eigene Schwachheit und je entschiedener die dadurch veranlaßte nachtheilige Meinung werden.

Eins indessen bleibt dem Beschämten, auch bei dem hartnäckigsten Verlangen sich der Verachtung zu erwehren, unmöglich: er kann in das Auge des Andern keine freien, zuversichtlichen Blicke werfen. Eben, wo er nur noch Verdacht hegt, und in den Mienen des Andern erst spähen will, wie er über ihn urtheile, und ob seine Schwachheit ihm wirklich sichtbar geworden: schon da ist sein Auge wie ein scheuer, immer zur Flucht gefaßter Kundschafter, der seine Gefahr, wenn er betre-

ten würde, kennt, und sich weder Muth noch Geschicklichkeit zutraut, ihr zu begegnen. Der Beschämte weiß, wie sichtlich und unverkennbar sich in den Gesichtsmienen überhaupt, und vorzüglich im Auge, das eigene Bewußtseyn ausdrückt; er möchte das seinige so äußerst ungern verrathen: und so muß er Gesicht und Auge vor jedem Blick des Andern zu verwahren, muß seine eigenen Blicke, deren anziehende Kraft er fühlt, so viel möglich zurückzuhalten suchen. Ist die entdeckte Schwachheit zu sichtbar, das Urtheil des Andern zu sehr außer Zweifel gesetzt, so heftet sich nun plötzlich der Blick gegen den Boden, und das Verlangen nach Rechtfertigung hat nun nicht mehr die Kraft, ihn wieder bis zum Gesichte des Andern, am wenigsten bis zu seinem Auge, hinaufzuheben; denn wie groß auch immer dieses Verlangen sei, so ist doch die Furcht, sich ganz zu verrathen, noch größer, und vollends ist der Abscheu unüberwindlich, von den Gedanken und Empfindungen des Andern die ganze schnelle vollständige Kenntniß zu erlangen, die sein Mienenspiel so sicher gewähren würde. Man mag in ein Gesicht, worin man sich seine Mängel so unverkennbar vorgehalten glaubt, in ein Auge, worin man seine eigene Gestalt unter so ungünstigen Umständen nicht nur deutlich abgebildet, sondern zugleich von dem Andern so unmittelbar erkannt sehen würde, noch weit weniger einen Blick thun, als das eitle, aber häßliche Mädchen in einen Spiegel. Nichts ist daher auch dem völlig Beschämten empfindlicher, als wenn man sein Auge ausdrücklich sucht: er drückt das Gesicht, so viel er kann, gegen den Busen, streift den Nacken gegen jede Bemühung ihm den Kopf in die Höhe zu heben, und verwendet entweder oder versteckt auch den scheuen lichtleeren Blick hinter dem Lide. — Alle diese Bemerkungen

überzeugen uns, wie vollkommen wahr der Ausspruch des Aristoteles sei: die Scham ist im Auge *).

Von dem noch übrigen physiologischen Ausdrucke der Scham, dem Erröthen der Wange, sage ich nichts; Sie mögen Selbst die eben angeführte Stelle im Aristoteles nachsehen, wenn Sie Lust haben, über eine mißlungene Erklärung den Kopf zu schütteln. Was die Physiologen von gewissen Nervenschlingen vorbringen, die bald so, bald anders die Pulsadern des Kopfes afficiren, bald das Blut in den Gefäßen anhäufen, bald es davon zurückhalten: das mag an sich völlig wahr seyn; aber zur Beantwortung der eigentlichen Frage ist damit noch wenig gewonnen. Denn nicht das will man wissen: ob und wie durch den Mechanismus des Körpers Erblassen und Erröthen möglich sei? sondern: warum dieser Mechanismus bei den Leidenschaften in's Spiel gerathe, und bei der einen so, bei der andern anders in's Spiel gerathe? Ich bin froh, durch die Absicht unsers Briefwechsels, und durch meine einmal gethane Erklärung, der ganzen Untersuchung überhoben zu seyn; denn so leicht es ist, sich darauf einzulassen, so schwer ist es bei der Dunkelheit der Materie, sich wieder herauszufinden.

*) Problemat. sect. 31, quaest. 3.

Drei und zwanzigſter Brief.

Man kann verachten und zugleich haſſen, ſich ſchämen und zugleich Reue fühlen, aber man kann auch ohne Haß verachten, und ohne Reue ſich ſchämen: jenes, wenn man die fremde Unvollkommenheit als unſchädlich für ſich ſelbſt, und für alles was man liebt, betrachtet; dieſes, wenn man in der eigenen Schwachheit nichts als Schwachheit erkennt, deren Mangel vielleicht größere Unvollkommenheit wäre, und wovon man nur dem Anderen nicht die zu klare, lebhafte Idee gönnt. Diejenigen unangenehmen Affecten, zu denen ich jetzt übergehe, ſind von einer andern Natur: ſie entſtehen aus Vorſtellung wirklicher, unſere Glückſeligkeit einſchränkender, vielleicht ſie zerſtörender Uebel. Ich finde, für den Gebrauch der Mimik, ihrer nur vier zu unterſcheiden. Zwei davon beziehen ſich auf die Urſache, zwei auf die Empfindung des Uebels.

Die beiden erſten, die ſich auf die Urſache des Uebels beziehen, ſind nichts als ſtumme, gehaltene, in ihrer Wirkſamkeit gehemmte, vielleicht auch nur ganz dunkel empfundene Begierden, entweder anzugreifen, oder ſich loszureißen: das letzte nicht immer aus eigentlich ſogenannter Furcht, bei der man ſich gern eine Art von Achtung gegen den Beleidiger oder eine unmittelbare Rückſicht auf ſich ſelbſt denkt; oft aus ganz andern, entweder auf Verachtung, oder auf ſonſtige Liebe und Hoch-

schätzung des Beleidigers sich gründenden Bedenklichkeiten. Wenn der Gatte von einer geliebten Gattinn gekränkt, der vornehme Mann von einem Elenden aus dem Pöbel beschimpft wird, mit welchem sich einzulassen Schande wäre, so halten beide ihren vielleicht schon gährenden, aufbrausenden Zorn; der Eine, um des Gegenstandes seiner Liebe, der Andere, um seiner eigenen Ehre zu schonen: und beide können, bei diesem Kampfe mit ihrem Zorn, bei diesem Zurückdrücken desselben in ihr Inneres, nicht anders als ob sie wirkliche Furcht empfänden, erblassen und zittern. Man nennt diese Empfindung gemeiniglich Aergerniß, und drückt damit die Mischung von Zorn und von eben dem aus, wofür ich den allgemeinen Namen suche, aber in der Sprache nicht finde. Die nähere Beschreibung von den äußeren Zeichen dieses Affects haben Sie in meinem siebzehnten Briefe, und zwar in der Stelle gelesen, die ich aus einem unserer besten Philosophen und Schriftsteller entlehnte. Hier hieß die Empfindung Unlust über eine empfangene Beleidigung: eine Benennung, mit der ich nur darum mich nicht begnüge, weil sie mir das Wesen des Affects, und seinen Unterschied von den übrigen ihm entgegenstehenden Affecten, nicht so genau angiebt, als ich es hier wünschte. Sie drückt nicht so, wie Verdruß, die Beziehung desselben auf die Ursache der unangenehmen Empfindung aus, da wir vor ihr uns furchtsam oder scheuend zurückdrücken, statt daß wir beim Verdruß uns ihr zu nähern und sie anzugreifen geneigt sind. — Verdruß, erinnere ich noch, wird Haß, wenn man ein moralisches Wesen als Ursache seines unglücklichen Zustandes klar erkennt: es findet sich aber in dem Gebehrdenspiel dieses Hasses nichts Eigenes, außer daß in der Gegenwart des Gehaßten der zur-

nende Blick vielleicht auf ihn hingerichtet und der Körper unwillig von ihm verwandt wird.

Ueber die beiden anderen Arten unangenehmer Affecten, die sich auf die Empfindung des Uebels selbst beziehen, muß ich weitläuftiger seyn. Ich nenne sie Leiden und Schwermuth. Leiden ist ein unruhiger, thätiger Affect, der sich durch Spannung der Muskeln äußert: es ist innerer Kampf der Seele gegen die schmerzhafte Empfindung, inneres Bestreben sie zu überwinden und ihrer los zu werden; Schwermuth dagegen ist matt, unthätig, schlaff: sie ist völlige Abspannung der Kräfte, völliges ruhiges Hingeben, ohne Widerstand weder gegen die Ursache, noch gegen die Empfindung des Uebels. Jene, die Ursache des Uebels, ist entweder ganz über uns erhaben, oder doch jetzt nicht mehr zurückzuhalten, auch wollen wir entweder, oder können doch nicht an Rache denken; diese, die Empfindung, hat unsern Widerstand schon ermüdet, unsere Kraft schon geschwächt, und eben dadurch von ihrer Heftigkeit schon verloren. Das erste Gefühl der ihrer Kinder beraubten Niobe war Betäubung; das zweite, wütender Schmerz: erst das dritte war Schwermuth, denn nicht eher, als bis sie in ihr Vaterland schon zurückgekehrt war, erzeigten ihr die Götter die Gnade, sie in Fels zu verwandeln.

Cicero glaubt, man habe durch diese Dichtung von der Verwandlung der Niobe das ewige Verstummen der Traurigkeit andeuten wollen *): und allerdings ist diese Erklärung natürlich genug, um sie anzunehmen. Urtheilen Sie indeß, ob

*) Tuscul. Quaest. lib. 3, cap. 26. Niobe fingitur lapidea, propter aeternum, credo, in luctu silentium.

mehr eine andere, die mehr mimisch ist, noch natürlicher seyn sollte. Unbeweglichkeit, däucht mir, ist eine Eigenschaft, die man sich bei dem Bilde des Felsens noch leichter als das Verstummen vorstellt: und volle tiefe Traurigkeit, wie man sich die einer so ganz und so schrecklich beraubten Mutter denken kann, ist in der That unbeweglich: sie ist ganz in die Vorstellung ihres unglücklichen Schicksals versenkt: und so wie die Seele nur diese Eine Idee anstarrt, so behält auch, nach einer schon oft bemerkten Analogie, der ganze Körper nur Eine Lage*). Noch ein anderer Vergleichungspunct, der mir nicht minder richtig scheint, ist Fühllosigkeit; denn tiefe, in ihre düstern Ideen vergrabene Schwermuth ist gleichgültig gegen Alles, was um sie vorgeht: sie achtet auf keine Handlungen, keine Reden der Andern; sie hebt um keines neuen anlockenden Gegenstandes willen den gesenkten Blick von der Erde. Einige der so durchgängig schönen Situationen in Richardson's Geschichte der Clementina werden Ihnen dieses besser als alle die Beispiele erläutern, die ich von der Bühne entlehnen könnte. Wie dringend muß einmal der General die sonst so gefällige Schwester bitten: „Verschmähen Sie uns nicht! Verachten Sie uns nicht!

*) Vergl. Ovid. Metamorph. lib. 6, fab. 3, v. 303—309, wo die Verwandlung der Niobe ebenfalls durch Unbeweglichkeit, aber durch die der ersten Betäubung, erklärt wird.

Dirigunque malis — —
— — Lumina moestis
Stant immota genis; nihil est in imagine vivi . . .
Nec flecti cervix, nec brachia reddere gestus,
Nec pes ire potest. — —

„Wenn Sie uns lieben, ſo ſehen Sie uns freundlich an!“ *) Und, da ſie ihm willfahrt und gerne lächeln möchte — — Aber ich glaube, ich will das Ihnen, einem ſo fleißigen Leſer Grandiſon's, erzählen, der gewiß die Epiſode auswendig weiß?

Von dieſer, in den höchſten Graden der Schwermuth ſich äußernden Unbeweglichkeit und Fühlloſigkeit zeigt ſich, in geringern Graden, ſchon der Anfang in Trägheit und Kälte. Alles hängt an dem Traurigen, und ſinkt ein: der Kopf fällt matt und ſchwer gegen die Seite des Herzens; alle Juncturen, des Rückens, des Nackens, der Arme, der Finger, der Kniee, ſind ſchlaff; die Wangen welk, die Augen auf den traurigen Gegenſtand hingeheftet, oder wo dieſer abweſend iſt, zu Boden geſchlagen; der ganze Körper hat einen Hang gegen die Erde:

— ad humum moerore gravi deducit **);

jede Bewegung der Glieder iſt langſam, ohne Kraft, ohne Leben: der Gang gehindert, ſchwerfällig, ſich ſo nahe am Boden fortſchleppend, als ob an den Füßen Gewichte hingen; alle Ausdrücke anderer, vorzüglich auch der ſympathetiſchen, Empfindungen verlieren ihr Feuer, die Sorge zu gefallen hört zugleich mit der Theilnehmung auf, das Aeußerliche wird nachläſſig: wie der Anzug Hamlet's, wenn er mit aufgeriſſenem Wams, ohne Hut auf dem Kopf, mit ſchmutzigen Strümpfen, die ohne Kniebänder auf den Knöchel fallen, zu Ophelia

*) Geſchichte Herrn Carl Grandiſon's, deutſche Ueberſetz. Th. 5, Br. 1.

**) Horat. de arte poet. v. 110.

kömmt*); oder wie die Kleidung Antiphilens, nach dem Gemälde, das Syrus von ihr giebt**):

— — — Offendimus
Mediocriter vestitam veste lugubri. . .
Sine auro tum ornatam, ita ut quae ornantur sibi,
Nulla mala re interpolatam muliebri.
Capillus passus, prolixus, circum caput
Rejectus negligenter. —

Setzen Sie zu diesen Zügen noch die Blässe der Farbe, das oft in der Gegend der Stirne von der Hand sanft und lose umspannte Haupt, die von den Fingern bei dieser Attitüde gern beschatteten Augen, den Hang zur Einsamkeit und Absonderung, den offenen Mund, den langsamen, leisen, nur zuweilen durch laute Seufzer die Brust hebenden Athem: und Sie haben der Züge genug, um sich das Bild der Schwer-

*) Act 2, Auftritt 1.

**) Terent. Heautontim. act. 2, sc 2, v. 44—50. Ich finde, indem ich die Stelle wieder nachsehe, daß Syrus mit dieser Erzählung dem Klinias eigentlich nur bedeuten will: seine Geliebte habe gewiß, während seiner Abwesenheit, nicht an andere Eroberungen gedacht, weil sie sonst ihren Putz nicht so ganz würde vernachlässigt haben; aber der Zusammenhang zeigt denn doch bald, daß an dieser Vernachlässigung die Niedergeschlagenheit des Mädchens großen Antheil hatte. Denn man höre nur v. 62—66:

Cl. — — Quit ait, ubi me nominas?
Syr. Ubi dicimus redisse te, et rogare uti
Veniret ad te: mulier telam deserit
Continuo, et lacrumis opplet os totum sibi: ut
Facile scires, desiderio id fieri tuo.

muth unter mancherlei kleinen Abänderungen, obgleich im Ganzen immer übereinſtimmend, zu denken. — Die Erklärung dieſer Züge werden Sie mir gerne erlaſſen; man begreift ſie alle ſo leicht aus dem Weſen dieſes Affects, beſonders aus der Analogie mit dem Seelenzuſtande des Traurigen, der ſo ganz an Einer Vorſtellung haftet, ſo langſam mit ſeinen Ideen von Merkmahl zu Merkmahl fortſchleicht, ſo völlig, und um der beigemiſchten Süßigkeit willen auch ſo freiwillig und gern, allen Widerſtand gegen die Empfindung des Uebels aufgiebt (ſ. Fig. 33.).

Im Affecte des Leidens finden Sie, bis auf wenige Aehnlichkeiten, alles dieſes ganz anders. Mienen und Bewegungen

Figur 33.

zeugen hier einhellig von der innern Beunruhigung, dem innern Kampf der Seele gegen die schmerzhafte Empfindung des Uebels. Der Leidende ist nicht mehr, wie der Schwermuthsvolle, matt und niedergeschlagen an Kräften; er bangt, er arbeitet in Wehen. Die Augenbraunen ziehen ihre innern Spitzen gegen die Mitte der gekräuselten Stirn hinauf, dem emporstrebenden angestrengten Gehirn gleichsam entgegen; in allen Gesichtsmuskeln ist Bewegung und Spannung; in den Augen viel, aber zitterndes unstätes Licht; die Brust hebt sich schneller und höher; der Gang tritt stärker und gewichtiger auf; der ganze Körper dehnt und reckt und verdreht sich, als ob er einem allgemeinen Krampf widerstände; das zurückgebogene Haupt wendet sich seitwärts, den flehenden Blick gen Himmel richtend; die Achseln werden in die Höhe gezuckt — eine leichte, und daher auch bei schwächern Graden des Leidens, beim Mitleiden und beim spöttischen ironischen Bedauern, am meisten gewöhnliche Bewegung; — alle Muskeln der Arme und Füße sind straff; die Hände, die mit Macht in einander greifen, werden gebrochen, oft auch mit in einander geschrobenen Fingern verwandt, und vorne vom Körper weg oder gerade niedergekehrt (s. Fig. 34.). — Wenn die Thräne hervorbricht, so ist es nicht mehr die einzelne, volle, gedrängte Thräne, die oft dem unbefriedigten Zorn über die Wangen zittert; nicht die stille, leise, die dem Schwermüthigen, wie von selbst, aus überfüllten und erschlafften Gefäßen entrinnt: es ist ein Strom, der den Drüsen, unter sichtbarer Erschütterung des ganzen Körpers und convulsivischen Zuckungen aller Gesichtsmuskeln, entpreßt wird.

Da Leiden, seiner Natur nach, so thätig, so unruhig ist, so erkennen Sie leicht, daß, bei nur etwas heftigern Anfällen

Figur 34.

deſſelben, der Menſch in allerhand unbeſtimmte Bewegungen ausbrechen, ſich auf ſeinem Sitze hin und her werfen, auffahren, in allerhand unordentlichen Richtungen, mit allerhand ängſtlichen Bewegungen, umhertreiben werde. Der Leidende iſt wie ein Kranker, der in jeder Lage Schmerzen und Unbehaglichkeit fühlt, immer eine bequemere ſucht, ſie mit allem Herumwerfen nicht findet, und immer ſucht und ſich immer herumwirft. Steigt das Leiden bis zur Verzweiflung, ſo werden dieſe ängſtlich unordentlichen Bewegungen gewaltſam: der Menſch wirft ſich zur Erde nieder, wälzt ſich im Staube, rauft ſich das Haar aus, verwundet ſich Stirn und Buſen. — Ich erinnere mich, Ihnen der Beiſpiele zu dieſer Beobachtung ſchon in einem früheren Briefe gegeben, und zugleich eine Erklärung hingeworfen zu haben, wie ſie auf das erſte flüchtige Nachrennen ungefähr

einem jeden einfällt. Kleopatra und Oedip waren beide Urheber ihres eigenen Unglücks; ſie handelten beide gegen ſich ſelbſt, wie der Zorn gegen einen Beleidiger handelt: und was anders alſo, kann man denken, als Zorn über eigene Thorheiten, ſollte ihre Hände gegen ſie ſelbſt bewaffnet haben? Aber auch da, haben wir geſehen, wo kein Gedanke an Reue Statt findet, wo die ganze Seele auf Angriff und Vertilgung des Beleidigers, mit völliger Ueberzeugung von der Gerechtigkeit der eigenen Sache, gerichtet iſt; auch da wüthet der Menſch gegen ſich ſelbſt, wenn er des eigentlichen Gegenſtandes ſeiner Rachgier ermangelt. Und nun endlich zeigt ſich, daß auch bei glühendem, unerträglichem Leiden die nehmliche Wirkung erfolgt, ohne daß dem Menſchen weder Zorn gegen ſich ſelbſt, der überhaupt keine recht denkbare Idee iſt, noch Zorn gegen Andere im Herzen koche. Auf wen ſollte wohl die unglückliche, in ihren Affecten ſtürmiſche Gattinn zürnen, wenn ſie am Grabe des Geliebten, in dem erſten ſchmerzlichen Gefühl ihres Verluſtes, ſich ſelbſt in's Haar fällt? Aber doch ſetzt eine gewiſſe Einheit in den Wirkungen auch eine ihr gemäße Einheit in der Urſache voraus: und welcher gemeinſchaftlichen Urſache alſo werden wir dieſe Selbſtanfälle der Reue, der Rachgier, des Schmerzes beimeſſen können? Meines Erachtens ſind ſie in jedem Falle nichts, als Ausbrüche des Leidens, als Beſtrebungen der Seele, ſich der unerträglichen Idee eines Uebels, und der unangenehmen Empfindung von den phyſiſchen Wirkungen dieſer Idee, zu entledigen. Dieſes Letztere, wie mir däucht, iſt aus dem Umſtande klar: daß der Angriff vorzüglich auf Haupt, Stirn, Buſen, Wangen, Seiten, alſo gerade auf diejenigen Theile geſchieht, in welchen das Blut bei den Leidenſchaften am meiſten ſtürmt, und

die Nerven am gewaltſamſten erſchüttert werden. Die Seele, ſcheint es, will dem innern Aufruhr des Blutes Luft machen: und wenn ſie auch dieſes zu raſch, zu ungeſtüm thut; wenn auch ihr Beſtreben nach Erleichterung einen anderweitigen lebhaften Schmerz hervorbringt, ſo iſt doch dieſer Schmerz eben dadurch wohlthätig, daß er auf eine Weile die Aufmerkſamkeit von dem jetzt am meiſten verabſcheuten Uebel abzieht, und ſie auf ein anderes verſchiedenartiges heftet. Bion hätte alſo einen mehr witzigen als gründlichen Einfall gehabt, da er das Haarausraufen des Homeriſchen Agamemnon ſo lächerlich und abgeſchmackt fand *). Freilich wird nicht, wie es Bion nahm, durch einen kahlen Kopf, aber ſicher wird dadurch, daß man einen haarigten Kopf in einen kahlen verwandelt, der Kummer erleichtert. — Bei Gewiſſensbiſſen kömmt dann noch der feinere Grund hinzu, auf welchen der Römiſche Weltweiſe ſo viel Gewicht legt: daß in dem Gedanken der an ſich ſelbſt geübten Gerechtigkeit eine Art von Troſt, von Beruhigung liegt. Auch muß, bei gleichem Grade der Heftigkeit, der Affect der Reue immer leichter, als der Affect des Zorns, gegen den Menſchen ſelbſt toben, weil bei jenem der Menſch ſein eigenes Ich zum unmittelbaren Gegenſtande hat, dahingegen er bei dieſem zunächſt den Beleidiger denkt, und nur erſt die Unmöglichkeit, ſeiner Rachgier Genüge zu leiſten, ihn auf die Vorſtellung ſei-

*) Cicer. l. c. Hinc ille Agamemno Homericus, et idem Accianus.

Scindens dolore identidem intonsam comam. In quo facetum illud Bionis: perinde stultissimum regem in luctu capillum sibi evellere, quasi calvitio maeror levaretur.

ner selbst, seines unvollkommnen moralischen und physischen Zustandes, zurückwirft.

Aber welchen möglichen Grund, kann man hier fragen, hat denn das: daß es auf O-Taheiti der beste Beweis einer lebhaften Freude über die Wiederkehr eines Geliebten ist, wenn man sich die Brust zerschlägt, das Haar zerrauft, und Kopf, Hand und Leib verwundet? Welchen möglichen Grund, daß sich Omai's Mutter, beim ersten Wiedersehen ihres Sohnes, mit einem Haifischzahn auf eine so rasende Art zerfleischte, daß auf allen Seiten das Blut herablief? *) — Ich denke, das Anfallen seiner selbst ist auch hier, eben wie im Zorne, nichts als Bestreben, einer widrigen unerträglichen Empfindung Luft zu machen. Wird nicht schon dem gebildeteren Europäer, bei seinen ruhigeren Leidenschaften, seinem kühlern Blute, eine übermäßige Freude zu einer Art von Pein, und kann sie nicht schon ihn, durch den Aufruhr, den sie in seinem Innern anstiftet, ohnmächtig zu Boden werfen? Wenn man sich nun die Gluth der Affecten bei jenem noch halb wilden Volke, unter einem Himmelsstriche denkt, wo die moralische Natur eben so ungestüm in ihren Wirkungen als die physische ist, und die Leidenschaften, wie jähe Windstöße die Kürze ihrer Dauer durch den Grad ihrer Heftigkeit ersetzen: welchen noch so gewaltsamen Ausbruch der Freude sollte man da nicht begreiflich finden? In den Mienen dieses Volks, sagen die Reisebeschreiber, ist ein unnennbar stärkerer Ausdruck der Affecten, als unter uns; und so wird

*) Man s. das von Forster übersetzte „Tagebuch einer Entdeckungsreise nach der Südsee in den Jahren 1776—1780“, S. 131—138.

auch in ihrem Blute ein ungleich größerer Sturm, in ihren leidenschaftlichen Handlungen eine uns kaum denkbare Heftigkeit seyn. — —

Ich habe, wie Sie leicht wahrnehmen, die unangenehmen Affecten auf eben die Art, wie die angenehmen, behandelt: ich habe sie in ihren höheren Graden genommen, wo ihr Ausdruck redender und kräftiger ist; auch habe ich sie als rein und einfach, nicht nach den verschiedenen Nüancen gezeichnet, die sie einer von dem andern so häufig anzunehmen pflegen. Die Betrachtung dieser Nüancen, wenn ich sie nöthig fände, würde erst in die nun folgende Lehre von der Zusammensetzung des Ausdruckes kommen; allein ich denke, ich will sie aus Gründen, denen ich Ihren Beifall verspreche, lieber ganz überhüpfen.

Vier und zwanzigſter Brief.

Nur erſt eine kleine Anmerkung, mein Freund, die ich nirgend als eben hier einzuſchalten weiß, und es wird dann noch immer Zeit ſeyn, den Vorwurf der Unvollſtändigkeit, den Sie mir machen, entweder einzuraumen, oder auch von mir abzulehnen — wie ich es finde.

Eigentlich hat meine Anmerkung ſchon Garrick, und wer nicht ſchon ſonſt? gemacht, der für richtiges Spiel Empfindung, und für fehlerhaftes, Auge hatte. Aber allgemein wüßte ich ſie nirgend vorgetragen, und doch finde ich, je länger ich die Bühne beſuche, immer mehr, daß ſie in tauſend Fällen anwendbar iſt, und daß ſie alſo, in eine allgemeine Warnung verwandelt, von Nutzen ſeyn könnte. — „Sie haben", ſoll einſt Garrick zu einem Franzöſiſchen Schauſpieler geſagt haben, der ihn nach geendigtem Stück um ſein Urtheil fragte: „Sie haben „die Rolle des Trunkenen mit viel Wahrheit, und was in ſol„chen Rollen mit Wahrheit ſchwer zu vereinigen iſt, auch mit „viel Anſtand geſpielt, nur — wenn Sie mir dieſen kleinen „Tadel verzeihen wollen — Ihr linker Fuß war zu nüchtern." Etwas Aehnliches möchte ich in ſo manchen Fällen und zu ſo manchem Schauſpieler ſagen: „Mein Herr! Sie haben nach „meiner wenigen Kenntniß, die und die Stelle, die und die „Scene" — denn von dem Ganzen der Rolle möchte ich ſel-

ten reden dürfen — „bis zur Täuſchung vorgetragen; Sie ha„ben die ganze Trunkenheit der Leidenſchaft, wovon Sie erfüllt „ſeyn ſollten, vortrefflich nachgeahmt: nur Ihr Fuß, Ihre Hand, „Ihr Auge, Ihr Nacken, Ihr Mund" — oder an was ſonſt für einem Theile ich den Mangel bemerkt haben möchte — „waren zu nüchtern."

Meinen Sie nicht, daß eine ſolche Anwendung und Ausdehnung der Garrick'ſchen Kritik in der That guten Grund haben ſollte? Ich denke: wie die phyſiſche Trunkenheit das ganze Nervenſyſtem vom Wirbel bis zur Fußzehe angreift, ſo auch die ſittliche Trunkenheit der Affecten: denn der Menſch hat ja nur Eine Seele, die auf den ganzen Körper einwirkt; und wenn alſo ein einfacher Affect die ganze Kraft dieſer Seele auf Einen Punkt richtet, ſie ganz mit allen ihren Ideen und Empfindungen auf Einen Ton ſtimmt, ſo muß auch der ganze Körper an dem Ausdrucke dieſes Affectes Theil nehmen, und jede Bewegung jedes Gliedes zu ſeiner Darſtellung mitwirken. Wenn, wie ich glaube, dieſer Grundſatz einleuchtend iſt, und ihn jede aufmerkſamere Beobachtung der Art und Weiſe, wie ſich wirkliche Affecten ausdrücken, beſtätigt: was ſollen wir da zu ſo mancher Schauſpielerinn ſagen, die mit vorliegendem Körper dringend zu bitten ſcheint, indeß ſie die Arme mit dem gewöhnlichen Ausdruck der Ruhe ſanft in einander geſchlagen läßt? Was zu ſo mancher andern, die oft mit von ſich geſtreckten Armen auf einen ſehnlich gewünſchten Gegenſtand eifrig zueilt, ohne daß der Körper von ſeinem rubizen verticalen Stande nur im mindeſten abwiche? Was zu dem Spiele eines Ihnen bekannten Azor, der, voll Kummer über ſeine häßliche zurückſchreckende Bildung, Haupt und Arme traurig hängen läßt, in-

deß ſein Gang nicht etwa nur ruhig, nicht etwa nur munter, ſondern muthig, trotzig, herausfordernd iſt? Was zu der Stellung eines gewiſſen, ſonſt nicht ganz zu verachtenden Beaumarchais, der bei den wüthenden Worten: „Ja, Sie ſollen's! „ſollen mich in's Gefängniß ſchleppen! Aber von ſeinem Leich„name weg; von der Stätte weg, wo ich mich in ſeinem Blute „werde gelegt haben!“ *) der, ſage ich, bei dieſen wüthenden Worten das ganze Geſicht zum Grimm verzerrt, die geballte Rechte weit von ſich ſtreckt, mit dem ganzen Körper vorliegt, und — was Sie ſchon glauben müſſen, weil Sie's mit Augen geſehen haben — den linken Arm völlig ſchlaff läßt und die Hand im Buſen behält?

Ich denke, ich könnte mit Beiſpielen eines ſolchen mangelhaften Spiels ganze Briefe füllen; aber ich möchte ungerne durch Tadel kränken, und noch ungerner zu Mißdeutungen Anlaß geben. Lieber will ich, auf Veranlaſſung des obigen Azor, die gegebene allgemeinere Warnung noch mit einer ſpeciellern begleiten. Der getadelte Gang dieſes Schauſpielers ſcheint mir ſein natürlicher, ſein gewöhnlicher Gang; er hatte nur ſich ſelbſt beobachten dürfen, und er würde gefunden haben, daß er ſich in Anſehung des Ganges am wenigſten ſich ſelbſt überlaſſen, daß er über dieſen durch Angewöhnung fehlerhaften Theil ſeines Aeußern gerade am meiſten wachen müſſe. Andere haben durch Angewöhnung einen trägen, ſchleppenden Gang; und ich erinnere mich noch ſehr wohl eines gewiſſen Hettore Gonzaga, der, ſelbſt im Zorne und in der lebhafteſten Unruhe, den Gang zwar ein wenig vergeſchwinderte, aber die Füße ſo

*) Göthe's Schriften, Bd. 2, S. 299.

wenig hob, daß man die Sohlen bei jedem Schritt gegen den Boden schleifen hörte. Wieder andere haben den natürlichen Fehler eines zu gebückten Nackens, eines seitwärts hangenden Kopfes, und verderben, weil sie auf diesen Fehler nicht merken, den Ausdruck aller der Leidenschaften, die ein gerades frei emporgetragenes Haupt erfordern. Ihre lebhafteste Freude z. B. scheint, darüber, nur eine matte, verschämte, wohl gar nur erdichtete Freude. Möglich zwar immer, daß sie selbst diesen oder jenen Affect in der Wirklichkeit nicht anders ausdrücken würden, als sie auf der Bühne ihn nachahmen; aber was fordert man denn von dem Schauspieler? Daß er sich selbst so gut oder so übel spiele, wie ihn Natur und Gewohnheit gemacht haben? oder daß er nach der höchsten Vollkommenheit, dem höchsten Ideale des Ausdruckes, hinstrebe? Und wenn man das Letztere fordert: worin besteht dieses Ideal? Doch wohl in der völligsten, abgemessensten Harmonie; in derjenigen Art, wie ein von allen natürlichen und angewöhnten Fehlern völlig freier Körper von jeder gegebenen Leidenschaft modificirt werden würde? — Der Schauspieler sinne also, während des Studiums seiner Rolle, nicht nur überhaupt auf den wahren Ausdruck jeder Leidenschaft; sondern er frage auch noch besonders, was für eigenen Antheil daran derjenige Theil seines Körpers nehme, von dem er es, mit ein wenig Selbstbeobachtung oder mit ein wenig Aufmerksamkeit auf das Urtheil seiner Freunde, doch am Ende erfahren muß, daß er damit am öftersten fehle: er wende seine meiste Uebung gerade dahin, daß er den richtigen Gebrauch dieses Theils habituell mache, und bei der wirklichen Vorstellung wache er mit aller der Besonnenheit, welche ihm die Leidenschaft übrig läßt, eben über ihn am meisten. —

Etroff, so gekrümmt er schon vor Alter war, vergaß in stolzen Rollen keinen Augenblick, was sein Charakter erforderte: er trug bis zum letzten Blicke, der ihm in die Coulisse nachspähte, seinen steifen, unbiegsamen Nacken empor; und erst dann ward er auf einmal wieder das gebückte, in sich zusammengeschrumpfte Männchen, das man eher für alles Andere, als einen Schauspieler, gehalten hatte.

Nicht genug aber, daß wirklich alle Glieder und Gesichtsmienen zum Ausdruck Einer Empfindung harmoniren müssen; sie müssen es auch in dem Maaß, in dem Grade dieser Empfindung. Wenn die Begierde mit den Armen zu viel und mit den Füßen zu wenig ausgreift; wenn das Schrecken, gegen den weit übergebogenen Körper und die hoch empor starrenden Arme, Mund und Auge zu wenig aufreißt; wenn der Zorn die Stirn zu wenig runzelt, die Lippe zu ruhig verzieht, indeß die Füße wüthend gegen die Erde stampfen, u. s. w.: so geht bei dem, der diesen Mangel der Harmonie gewahr wird, alle Täuschung, alle Wirkung verloren; er wird auch hier wieder an den Schauspieler erinnert, und er sollte doch bloß die Person in Gedanken haben. Beispiele von solchen Disproportionen im Ausdruck müssen Sie oft genug, besonders auf gewissen zu jugendlich schönen, zu runzellosen Gesichtern, beobachtet haben. Es giebt Stirnen, die sich nicht falten, Lippen, die sich nicht niederziehen, Augen, die nicht hervorstarren wollen: kurz, es giebt Gesichtsbildungen, auf denen sich gewisse Affecten nur mit so leichten, in der Ferne so unmerklichen Schattirungen malen, daß man höchstens nur einen Anfang, eine schwache Anwandlung davon zu erkennen glaubt: und wenn dann der übrige Körper die ganze Heftigkeit des Affectes aus-

drückt, so ist das — wenigstens für mich — von einer so widrigen Wirkung, daß ich lieber auch in dem ganzen übrigen Spiel den wahren Grad nicht erreicht sehen möchte.

Indeß, wie keine Regel ohne Ausnahme ist, so auch nicht diese Regel. Denn wo geheuchelte Affecten eines Menschen ausgedrückt werden sollen, der in der Heuchelei noch nicht Meister ist: da tritt der sonderbare Fall ein, wo der gute Schauspieler es wie der schlechte machen, und in sein Spiel ausdrücklich etwas Mißhelliges, Falsches, Verfehltes, hineinlegen muß. Jenes lebendige Princirium, das aus der Seele in den ganzen Körper hinauswirkt, fehlt hier selbst in der Rolle; und unserer Voraussetzung nach auch jene Stärke der Phantasie, jene geübte Verstellungskunst, welche den Mangel eines solchen Princiriums ersetzen, und der Lüge einen täuschenden Firniß von Wahrheit geben könnte. Bei dem kalten todten Versatze, der dann noch übrig bleibt, wird der Ausdruck fast einzig in diejenigen Glieder, in diejenigen Theile des Gesichts gelegt, von denen man aus Erfahrung weiß, daß eine solche und solche Modification derselben einen Affect ganz vorzüglich ausdrückt: die übrigen Glieder und Theile bleiben zurück. Der Falschfreundliche z. B. hat die dunkle Bemerkung gemacht, daß Freundlichkeit und Güte sich ganz besonders im Munde und den umliegenden Theilen zeigen; in dieser Gegend also drückt er alles das Liebreiche, vielleicht sogar mit Carricatur, aus, das er mit Stirn und Augen und seinem übrigen Wesen verläugnet.

Bemerken muß ich hier noch, daß zuweilen die Composition mehrerer Ausdrücke eine Gebehrde, eine Stellung hervorbringen kann, die, weil sie streitende Empfindungen mit einander zu vereinigen hat, durch Widerspruch fehlerhaft scheint,

aber nicht iſt. Das Erſtaunen, wiſſen Sie, zieht zurück: die Freundſchaft nähert. Wenn alſo plötzlich ein ganz unerwarteter, aber willkommner Freund, wenn Otto von Wittelsbach zu Friedrich von Reuß hereintritt *), ſo wird es ein ganz wahres, oder vielmehr das einzige wahre Spiel ſeyn, daß der Fuß einen Schritt zurücktue, wenigſtens der Körper ſich vor Erſtaunen rückwärts überlege, indeß die Arme ſchon anfangen, ſich zu herzlicher Bewillkommung dem Gaſt entgegenzuſtrecken. Wirklich iſt auch dieſes die Attitüde, die der hieſige Friedrich von Reuß bei dieſer Stelle allemal annimmt (ſ. Fig. 35.). —

Figur 35.

*) Act 3, Auftr. 3, S. 100.

Ob übrigens der alte Ritter den Pfalzgrafen festen Fußes in dieser Stellung erwarten, oder mehrere Schritte vor ihm zurückweichen, oder so halb erstaunt und halb froh, wie er ist, ihm langsam entgegengehen soll: das wird darauf ankommen, wie nah' oder wie entfernt von dem Greise der Pfalzgraf in dem ersten Augenblick war, wo er erschien, und ob nicht dieser selbst vielleicht im Hereintreten stillstand, um dem Erstaunen des Ritters Zeit zu lassen und sich an dem Anblicke davon zu ergötzen.

Fünf und zwanzigster Brief.

Wahr genug, was Sie sagen: daß die Erinnerungen über die durchgängige Harmonie des Gebehrdenspiels, so wenig irgend ein Schauspieler ihrer bedürfen sollte, doch den meisten so noth thun! Und gleich wahr, was Sie hinzusetzen: daß Schauspieler, nicht etwa nur von der untersten, sondern von einer höhern und in ihren eigenen Augen wohl gar von der ersten Classe, noch weit ärgere gröbere Fehler nicht nur dann und wann aus Zerstreuung begehen, sondern recht ausdrücklich zu ihren Rollen scheinen studiert zu haben. — Ich denke umher, wen Sie mit dieser Anmerkung doch wohl vorzüglich gemeint haben möchten? Etwa jenen Cavellet, der regelmäßig jedesmal, wo er Julien in vollem Zorne verstößt, auf sie zugeht um ihre Hand zu nehmen, und wenn das arme Geschöpf, vor Schrecken über den väterlichen Zorn, einen Schritt zurückthut, sich den Schritt mehr nicht reuen läßt, um nur ja seinen Fehler nicht ungemacht zu lassen? Oder jenen Grafen Wenzel, der gleich seine erste gleißnerische Anrede an den Pfalzgrafen, mit zurückgeschlagenem Kopfe und in gerader stolzer Stellung, hoch von der Brust herabspricht? Oder jenen verfehlten strotzenden Otto, der die bitterlaunige Stelle: „ich „will meine Waffenstücke in Küchengeräthe verwandeln" — eine Stelle, die so offenbar nur ganz leicht sollte hingeworfen

werden — mit weit von ſich geſtrecktem, ſteifem, gehaltenem Arme ſo laut und ſo pathetiſch daherprahlt, als ob er Kaiſerlicher Majeſtät eine höchſt unangenehme, aber feſte und unabänderliche Entſchließung zu erklären hätte? Oder jenen Vater Zemirens, der, bei Entſchuldigung wegen der gepflückten bezauberten Roſe, dem zurückſchreckenden Ungeheuer ſo ſorglos auf den Leib rückt, als ob er recht wohl wüßte, daß in der gräßlichen Maske ganz und gar kein Ungeheuer, ſondern ſein lieber Freund und Mitbruder ſtecke? — Wahrlich, mein Freund! wir ſind nicht bloß weit, wir ſind noch unendlich zurück, wenn ſo auffallende Fehler von der einen Seite können begangen werden, ohne daß man ſie von der andern beachtete: und ich zweifle gar ſehr, ob Künſtler, die ſo ganz den Ausdruck zu vergreifen, ſo ganz die wahre Empfindung zu verkennen fähig ſind, je den Ehrennamen der Künſtler, auch wenn ſie ſich darum Mühe gäben, werden verdienen können. Wenigſtens ſcheint ihnen ein gewiſſer, für ihre Kunſt unentbehrlicher, Sinn zu fehlen, und dieſer Sinn läßt ſich durch keine Vorſchriften, keine Theorieen erſetzen. Kunſtregeln überhaupt werden nicht, wie die moraliſchen Geſetze, nur den Schlechten, ſie werden nur den Guten geſchrieben.

Doch ich gerathe, wie ich ſehe, in neue Abſchweifungen, und ich ſollte doch das um ſo weniger, da ſchon Sie mit Ihren Erinnerungen und Einwürfen mich oft genug von dem geraden Wege abzieben. Mit derjenigen Erinnerung indeſſen, worauf ich in meinem Vorigen die Antwort ſchuldig blieb, werden Sie meinen Gang eben nicht unterbrochen haben; was ich darauf zu erwiedern finde, iſt vielleicht der ſchicklichſte Anfang der Lehre von der Zuſammenſetzung des Ausdrucks.

„Dankbarkeit, ſagen Sie, Hoffnung, Mitleiden, Argwohn, Neid, Schadenfreude, Gnade, und noch ſo viel andere Empfindungen mehr, die doch gewiß ihres eigenthümlichen Ausdrucks nicht entbehren können, wenn anders die Gebehrdenſprache nicht das ſchwankendſte und ungewiſſeſte Ding auf Erden ſeyn ſoll: alle dieſe Affecten ſind noch mit keiner Sylbe von Ihnen charakteriſirt, und Sie können die Lehre vom Ausdrucke als ſchon geendiget anſehen?" — Ich denke, ich kann das mit Recht, aber freilich nur die Lehre von dem einfachen Ausdruck. — „Und ſind denn, werden Sie fortfahren, jene Empfindungen in ihrem Ausdrucke nicht einfach?" — Dem Namen nach freilich, ſollten ſie's ſeyn; aber Sie wiſſen ſchon: der Name ſtimmt nicht immer zur Sache. Frohes Erſtaunen, zärtliche Wehmuth, ehrerbietige Liebe; wenn Sie dieſe und ähnliche Empfindungen nennen hören, ſo läßt Sie ſchon das Zuſammengeſetzte des wörtlichen Ausdruckes auf das Mannichfaltige des mimiſchen ſchließen. Hingegen, wenn Sie hören: Dankbarkeit, Mitleiden, Hohn; ſo verführt Sie der einfache Name, Sich auch die Sache als einfach zu denken: und doch braucht es nur einen ganz kleinen flüchtigen Blick von jenem auf dieſe, um ſogleich den Irrthum gewahr zu werden. — Dankbarkeit; wenn ſie nicht bloß als Liebe oder Verehrung erſcheinen ſoll: wie anders, als durch eine mittlere, aus beiden vermiſchte, Miene kann ſie erſcheinen? Mitleiden; was für einen eignen ſichtbaren Ausdruck kann es annehmen, als den zuſammengeſetzten von Leiden und Güte? Neid: wie kann er ſich anders von Leiden und Haß unterſcheiden, als durch einen Zuſatz von Begierde ſich zu verheimlichen, durch unter ſich gekehrten, verſtohlenen Blick der Scham, der ſich in jeder nur noch etwas empfindlichen

Seele einer so kleinen Leidenschaft anhängen muß? Argwohn; wodurch sonst kann er sich verrathen, als indem er zur Gebehrde des Verdrusses die Erforschungsbegierde im scharfen Seitenblick, im ängstlichstillen Hinhorchen hinzusetzt? Gnade; auf welche andere Art kann sie sichtbar werden, als wenn sie Freundlichkeit der Güte durch Kälte des Stolzes mildert, und um sich nähern zu können, sich gleichsam erst von der Höhe herablaßt? Schadenfreude; was ist sie, schon ihrer Natur nach, anders, als Freude des Hasses, und was für einen andern Ausdruck also, als eben diesen, kann man ihr geben? Endlich Hoffnung, die das Gute nur noch in der Zukunft sieht und nie ganz ohne Furcht ist; wie sonst, als durch Begierde und Mischung von Freude und Furcht, kann sie sich in den Gesichtszügen malen? — Laufen Sie so alle noch übrigen Affecten mit allen den mannichfaltigen Nüancen durch, die Watelet davon angiebt: und Sie werden finden, daß immer ihre Namen entweder, wie die obigen, nur Zusammensetzungen, oder nur höhere und geringere Grade, oder nur philosophische Abstractionen bezeichnen; das heißt: Einheiten und Verschiedenheiten, die nur das Nachdenken in dem Innern der Seele, nicht das Auge in dem Gebehrdenspiel findet.

Indeß, wenn es Ihnen wehe thut, mit allen Ihren Beispielen, und vielleicht in der ganzen Sache, Unrecht zu haben, so geben Sie Ihrem Tadel nur eine kleine Wendung: sagen Sie, daß allenfalls meine Enumeration der Affecten selbst, deren Ausdruck eigenthümlich und rein ist, noch so ziemlich vollständig seyn möchte; daß aber meine Schilderung ihres Gebehrdenspiels desto mangelhafter und dürftiger sei. Einen solchen Tadel, mein Freund, nehme ich an, und sage zu meiner

Rechtfertigung nur das Einzige: daß ich die Schuld mit der Sprache wenigſtens theile, und daß ein Schriftſteller nicht leiſten kann, was ein Maler leiſtet; aus der ganz einfaltigen Urſache: weil Worte keine Farben und Umriſſe ſind. — Wenn Apulejus eine zu Korinth geſehene pantomimiſche Vorſtellung des Paris auf Ida beſchreibt, und von der Göttinn der Liebe ſagt: ſie habe oft bloß mit dem Auge getanzt *), ſo fühlt ein jeder, der redende Augen geſehen hat, den ganzen Sinn dieſer Stelle; aber beſchreiben kann eine ſolche Pantomime Niemand; ſie will mit einem kleinen flüchtigen Zuge bloß angedeutet, nicht ausgeführt ſeyn. — —

Um nach ſo vielen Vorerinnerungen endlich zur Sache zu kommen, ſo laſſen Sie uns vor allen Dingen einen Blick auf das ganze weite Feld werfen, das wir jetzt zu durchwandern haben! Laſſen Sie uns zuſehen, wie vielerlei Zuſammenſetzungen von Gebehrden im Allgemeinen möglich ſeyn möchten! Die Erkenntnißtriebe und die übrigen Affecten des Verſtandes können zuerſt unter einander ſelbſt, und dann mit Affecten des Herzens; Begierden können mit Begierden, und mit Affecten des Anſchauens; dieſe letztern wieder unter einander ſelbſt, und mit allen dieſen Ausdrücken innerer geiſtiger die Ausdrücke mannichfaltiger körperlicher Empfindungen; endlich wieder mit den ſammtlichen ausdrückenden Gebehrden die ganze Menge der malenden und deutenden verbunden werden. Nehmen Sie hiezu noch die verſchiedenen möglichen Grade jedes Affects, die verſchiedenen möglichen Verbindungen und Proportionen in ihrer

*) Metam. lib. 10. Sensim annutante capite coepit incedere... et nonnunquam saltare salis oculis.

Mischung, da bald die eine, bald die andere Empfindung die lebhaftere, die mehr hervorstechende ist: und sagen Sie mir: ob Ihnen nicht ein wenig vor dem Ende unseres Briefwechsels bange wird? ob Sie bei der unendlichen Fülle der Materie eine Möglichkeit, sie je zu erschöpfen, absehen? — Doch wozu auch, werden Sie sagen, ein so unermeßliches, ermüdendes Detail, wenn wir nur die allgemeine sichere Regel zu finden wüßten, worunter sich alle jene Mannichfaltigkeit sammeln ließe? Diese allgemeine Regel aber ist mit Einem Worte die: daß der Ausdruck Präcision haben muß. Und diese Präcision wird er haben, wenn in der Zusammensetzung nichts, weder zu wenig noch zu viel, der Grad im Ganzen der jetzigen Stimmung der Seele gemäß, die Hauptempfindung herrschend, und die untergeordnete auch im Ausdruck nur die Nüance; endlich, wenn in der Mischung jede so gel...en, so gemäßigt ist, wie es ihr bestimmtes Verhältniß zu allen andern erfordert.

Wer die Wirkungen jedes Affects auf Gesicht und Körper kennt; wer bemerkt hat, durch welche Theile von jenem sich jede Leidenschaft vorzüglich ausdrückt: der wird leicht einsehen, wie mannichfaltige Empfindungen in Einen Ausdruck können verbunden, wie z. B. das Leiden eines Liebhabers, der in die wollüstig traurige Vorstellung der entfernten Geliebten vertieft ist, im Mienenspiel könne abgebildet werden. Das Leiden nimmt vorzüglich den obern, das wollüstige Gefühl der Liebe mehr den untern Theil des Gesichts ein; ist also jenes nur Nüance, so ziehen sich die inneren Spitzen der Augenbraunen nur sehr wenig, nur unmerklich hinauf, und werfen auf die Stirn nur einen ganz geringen Schatten, mehr von einer Falte als einer

Runzel; hingegen um Mund und Wangen sieht man fast das volle süße Lächeln der Liebe spielen, indeß mit schmachtendem Blick das Auge, zweideutig zwischen beiden Empfindungen, vor sich hinschaut. Ist das Vergnügen nur Nüance, und Leiden herrschend, so liegt der Hauptausdruck auf der Stirne, und das Lächeln um Lippen und Wangen ist schwächer. Auch ist bei dieser letztern Mischung in dem ganzen übrigen Körper ein wenig mehr Spannung; bei jener erstern, mehr Schlaffheit und Weichheit.

Um ein ausgeführteres Beispiel und von einem mehr zusammengesetzten Ausdrucke zu geben, erinnere ich Sie an die Worte Admets, wo er, nach den ersten inbrünstigen Umarmungen der geretteten Gattinn, und einigen neugierigen Fragen des Erstaunens an seinen muthigen Freund, sich mit demüthigem Dank an die Götter wendet*). Das Deutende in der Gebehrde, die Richtung der Augen, des Hauptes, der Hände, insoferne auch diese mitreden sollen, ist sogleich durch das erste Wort bestimmt:

Allgüt'ge Mächte!

denn wo anders als im Himmel wird sich Admet den Sitz dieser Mächte denken? Wenn er fortfährt:

— — Seht mit Wohlgefallen
Die Freudenthränen an, die meinem Aug' entströmen!

so liegt der Gesichtsausdruck, der wehmüthige Freude seyn soll, schon in den Worten; aber auch den Ausdruck des übrigen Körpers zu finden, ist leicht. Das sanfte Verlangen nach der Aufmerksamkeit der Götter hebt beide Hände mäßig empor:

*) Wieland's Alceste, S. 84.

nicht zusammengefaltet, denn in der Seele herrscht Freude, und Freude öffnet; sondern jede sich an ihrer Seite so gemach und sanft erhebend, daß der Ellbogen seine ganze leichte Krümmung behalte. Eben so sanft erhebt sich auch der übrige Körper, und hängt, um so mehr da die Deutung nach oben geht, nur um ein ganz Weniges vorwärts; der vorgreifende rechte Fuß hat einen festen Stand; der linke, nur in mäßiger Entfernung hinter ihm, weil ein zu weiter Schritt mit den mäßig erhobenen Händen und leichtgekrümmten Armen nicht zusammenstimmen würde, erscheint schwebend, wie zu einem neuen Schritte vorwärts gefaßt; die Ehrerbietung, die mit dem Gedanken an die Mächte des Himmels so unmittelbar verknüpft ist, erlaubt dem Haupte weniger sich zurückzulegen, hält es dem verticalen Stande näher, und versteckt von dem Augapfel noch ein wenig mehr hinter das Lid, als es durch die bloße Richtung nach oben geschehen würde. Zugleich aber vermischt das dankbare Gefühl der Seele diese Ehrerbietung mit Liebe; und diese Liebe, die sich schon durch das Sanfte, Weiche und Graziose, das wir von allen Bewegungen forderten, ankündigt, muß noch dem Haupte eine kleine Wendung zur Seite geben; am liebsten gegen die Seite des Herzens (s. Fig. 36.). Armet fährt fort:

Was hat ein Sterblicher, um euch zu danken,
Als Freudenthränen? —

und was nun hier für ein Ausdruck? Sie sehen, daß die ganze Mischung von Empfindungen bleibt: daß keiner der zusammenverbundenen Affecten aufhört, keiner, der noch nicht da war, hinzukömmt: allein das innere Verhältniß, die Proportion dieser Empfindungen ist verändert. Das Verlangen, seine Freudenthränen von den Göttern beachtet zu sehen, sinkt beinahe

Figur 36.

völlig vor dem Gefühl der Ohnmacht zurück, durch mehr als durch sie die überströmende Dankbarkeit der Seele auszudrücken; für jetzt also herrscht der Gedanke an die Erhabenheit der Götter, und das Empfindniß der Verehrung hat den Ueberschwung: eben diese Verehrung also wird jetzt den stärkern; Freude, Verlangen, Liebe, den schwächern Ausdruck fordern. Die Verehrung aber, wissen wir, zieht die Muskeln des Angesichts nieder, läßt die Glieder des Körpers hangen, tritt in die Entfernung. Alles dieses also wird jetzt in die Gebehrde Admets, doch mit derjenigen Mäßigung kommen müssen, daß man das noch fortdauernde Daseyn der andern Affecten erkenne. Also bleibe noch immer ein merklicher Rest von Vergnügen im Angesichte; der Körper sei noch immer von den Händen unbedeckt,

und krümme ſich nicht in ſich ſelbſt zuſammen: aber dafür erſcheine das Haupt ein wenig geſenkter; das Weiße des Auges werde ſichtbarer, als zuvor; Arm und Hand ziehe ſich, ohne gleichwohl wie welk am Körper niederzuhangen, gegen die Erde; der linke Fuß ſtehe nun feſt, und der rechte, wie in der Bereitſchaft zurückzutreten, ſchwebend; der Körper ſei um eben ſo eine Kleinigkeit zurück, als vorher vorwärts gebeugt (ſ. Fig. 37.).

Figur 37.

So wenigſtens die Stellung während der langſamen, gezogenen, gedämpften Declamation der Worte:

Was hat ein Sterblicher, um euch zu danken: —

denn bei dem Folgenden:

Als Freudenthränen?

wurd' ich's sehr wohl zufrieden seyn, wenn das in der Seele herrschende, nur unterbrochene Verlangen, von den Göttern beachtet zu werden, wieder Leben erhielte, und indem die ganze übrige Stellung bliebe, auch die linke offene Hand noch gegen die Erde gesenkt erschiene, die rechte, auf die Freudenthränen des Auges gleichsam hindeutend, und sie als Opfer dem Himmel gleichsam darbringend, sich mit der vorigen sanften Beugung des Arms, nur freilich dem Gesichte näher, wieder erhöbe. Zugleich aber müßte dann auch das Haupt sich schon ein wenig wieder zurücklegen, und der Ernst der Verehrung durch eine stärkere Nüance der Liebe schon mehr gemildert werden. — —

Ich mag in dieser Entwickelung, so leicht sie wäre, nicht weiter fortfahren; denn ich fürchte, daß ich Ihnen vielleicht schon jetzt zu ausführlich, zu ängstlichsorgfältig scheine. So viel indeß wird Ihnen sogleich Ihr Gefühl sagen: daß bloßer reiner Ausdruck, es sei der Freude oder der Wehmuth, oder der Begierde, oder der Verehrung, durchaus verfehlt seyn würde. Und wenn Sie dann nur einräumen, daß die Mischung und die Proportion in der Mischung richtig von mir bestimmt sei, so wird Sie, denk' ich, Ihre eigene Einbildungskraft auf die Stellungen, die ich angab, so ziemlich wieder zurückführen, wenn Sie auch von dem Schauspieler nicht immer eine so genaue Ausarbeitung aller der kleinsten Nüancen fordern sollten. Die Strenge des Theoretikers soll freilich nicht der Beurtheiler, aber auch eben so wenig soll die Nachsicht des Beurtheilers der Theoretiker haben.

Gedruckt bei A. W. Schade, Grünstr. 18.

J. J. Engel's

Mimik.

Neu herausgegeben und eingeleitet

von

Theodor Mundt.

Zweiter Theil.

Berlin.
Mylius'sche Buchhandlung.
1845.

Inhalt.

Ideen zu einer Mimik.

Zweiter Theil.

Seite

XXVI. Brief. Fernere Beispiele des Ausdrucks für gemischte Empfindungen. Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit der Gebehrdensprache. Ob es in dieser Sprache Synonymen gebe? Beispiele feinerer Unterschiede. Ueber die Grille, bei verschiedenen Vorstellungen desselben Stücks mit Ausdrücken zu wechseln. 3

XXVII. Brief. Verdienst des Schauspielers mit Verdienst des Zeichners verglichen. Wann im Gebehrdenspiel Malerei erlaubt, und wann sie unerlaubt sei. Erläuterung einer mißverstandenen Stelle des Macrobius. Regel, wie Quintilian sie gefaßt, und nähere Bestimmung derselben. Beispiele falscher Malerei. 18

XXVIII. Brief. Fälle, wo die Malerei das richtige Spiel ist. Von der Zusammensetzung malender und ausdrückender Gebehrden. Fälle, wo die vollkommene Vereinigung beider möglich, und wo sie unmöglich ist. Völlig abgeschmackte Malereien. Beispiele davon. 28

XXIX. Brief. Ausdehnung dieser Regel auf die Pantomimen. Wie darin alle dem Ausdruck hinderliche Malereien

Seite

kennen vermieden werden: auch wenn Handlung der Stoff ist. Stoff, den die Alten für ihre Pantomimen wählten. Ueber eine Stelle im Lucian. 39

XXX. Brief. Ideal einer Pantomime nach Neverre. Was für Gegenstände er will behandelt haben, und wie bei diesen alle falsche Malereien entbehrlich sind. Unmöglichkeit, daß pantomimische Vorstellungen solcher Handlungen verstanden werden, die nicht aus den allgemeinen Trieben der Natur, nicht aus den gemeinen Vorfällen des Lebens begreiflich, oder auch nicht schon vorher bekannt sind. Gautel bei Behandlung auch schon bekannter Gegenstände. Beispiel unverständlicher und zugleich geschmackloser Malerei. 49

XXXI. Brief. Schwierigkeiten, die sich der Erfindung einer eigentlichen Gebehrdensprache entgegensetzen. 58

Zweite Abtheilung. Die Gebehrden, in ihrer Folge betrachtet.

XXXII. Brief. Noch einige Anmerkungen über die pantomimischen Schauspieler der Alten. — Gebehrdenkunst, als Kunst. Umfang, den das Wort Kunst in seinem ursprünglichen Sinne bei den Alten hatte. Bemerkung, daß allen künstlichen Künsten einerlei Begriffe und Regeln zum Grunde liegen. 66

XXXIII. Brief. Blick in die Kunst der Declamation zum Beweis dieses Satzes. 74

XXXIV. Brief. Regel, die für den Schauspieler aus der allgemeinen Natur der dramatischen Gattung fließt. Verschiedene Arten des Rhythmus der Rede. Gebrauch jeder Art. Verschiedene Arten der Declamation. Gebrauch jeder Art. Entsprechende Arten des Gebehrdenspiels: Tanz, rednerische Gesticulation, Spiel des Umgangs. Einschränkung des Schauspielers auf das letztere, so wie des dramatischen Dichters auf die Prosa. 83

Seite

XXXV. Brief. Beweis der dem Schauſpieler gegebenen Regel, durch Beweis der dem Dichter gegebenen Regel. Gründe, die das Anſehen der Alten im Punct des Drama entkräften. Verſchiedenes Bedürfniß ihrer und unſerer Bühnen. Schlegel's Gründe für die Verſification, und Wichtigkeit dieſer Gründe. 94

XXXVI. Brief. Zweck der Dichtkunſt. Wie man nicht auf das was überhaupt Vergnügen wirken kann, ſondern auf das zu ſehen hat, was eine beſondere beſtimmte Art des Vergnügens befördert. Kraft der Sylbenmaaße. Unſchicklichkeit einförmiger Sylbenmaaße für das Drama. 104

XXXVII. Brief. Unſchicklichkeit aller Verſification überhaupt für das Drama, die Sylbenmaaße mögen einförmig oder gemiſcht oder bildſam ſeyn. Beweis dieſer Unſchicklichkeit aus Natur und Zweck des dramatiſchen Gedichts, verglichen mit Natur und Zweck der Verſification. Anwendung auf das Gebehrdenſpiel. 112

XXXVIII. Brief. Rettung des Geſangs in der Oper. Rückblick auf das Drama der Griechen. Pflicht des Schauſpielers, ſich nach dem Dichter zu bequemen. — Ob der geiſtliche Redner ſich nach dem Schauſpieler bilden könne, und inwiefern er es könne? 124

XXXIX. Brief. Regeln für den Schauſpieler in Beziehung auf das Ganze des vorzuſtellenden Werks; ſowohl in Beziehung auf das Ganze des Stücks, als auf das Ganze der Rolle. Ob der Erfolg der wirklichen Aufführung für die Güte eines Stücks beweiſe? 132

XL. Brief. Regeln in Beziehung auf den Zuſammenhang der kleinern Theile einer Rolle, der einzelnen Reden. Wie man bei malenden Gebehrden das Ganze faſſen, nicht die verſchiedenen Züge vereinzeln müſſe. Regel von ununterbrochener Fortſetzung des Spiels; von ſanfter Verſetzung mehrerer ruhigen Thätigkeiten, vom Uebergange aus der Ruhe in den Affect, und zurück aus dem Affect in die Ruhe. 142

Seite

XLI. Brief. Verbindung mehrerer leidenſchaftlichen Bewegungen: der einartigen, und der verſchiedenartigen. Anſchwellen der Leidenſchaften. Beiſpiel richtiger Gradation. Uebergang aus Affecten des Anſchauens in die ihnen verwandten Begierden. Eintheilung der verſchiedenartigen Affecten in verwandte und entfernte. Unzulängliche Unterſcheidungsmerkmahle. 151

XLII. Brief. Wahre Unterſcheidungsmerkmahle. Anwendung auf mehrere Beiſpiele; beſonders auf die dem Zorn verwandten Affecten. — Wie Verwandtſchaft und Entfernung weniger von der Natur der Affecten im Allgemeinen als von dem Grade ihrer Stärke abhängt. Irrung, die der gemeine Sprachgebrauch hier verurſachen kann. Wie nicht bei allen verwandten Affecten die Leichtigkeit des Ueberganges wechſelſeitig iſt. — Geſetz der Verbindung entfernter Affecten. Schwierigkeit einer weiteren Ausführung dieſer Materie. . 163

XLIII. Brief. Beiſpiele richtiger Uebergänge durch Pauſen und Zwiſchenſchattirungen. Kritik einiger Beiſpiele, die Remond von St. Albine anführt. 173

XLIV. Brief. Fortgang aus Miſchempfindungen. Geſtändniß der großen Unvollſtändigkeit dieſer Theorie. Beantwortung einiger Einwürfe gegen die Allgemeinheit des angegebenen Geſetzes. Beſchluß. 187

Ideen zu einer Mimik.

Zweiter Theil.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Indem ich aus jeder Claſſe möglicher Zuſammenſetzungen von Gebehrden gewiſſe Beiſpiele ausſuche, um ſie zur Probe weiter ausführen zu können, finde ich das ganze Geſchäft, einer beſtimmten Miſchung von Empfindungen den ihr zukommenden Ausdruck anzuweiſen, ſo leicht, daß ich es lieber aufgeben will. Das freilich iſt oft ſehr ſchwer, für jeden gegebenen Fall die wahre Miſchung von Empfindungen, und in der Miſchung die wahre Proportion zu finden; aber das iſt denn auch nicht die Sache des Mimikers, der nur gegebenen Empfindungen ihren Ausdruck beſtimmt, es iſt die Sache des Schauſpielers ſelbſt, der ſich ſorgfältig in das Eigenthümliche ſeiner Rolle hineinſtudieren, und des Seelenlehrers, der ihm, zur Erleichterung dieſes Studiums, die allgemeinen leitenden Ideen an die Hand geben ſoll. — Der Schauſpieler, wenn er ſeine Kunſt nicht bloß als Naturaliſt, ſondern als Kenner ausüben will, hat freilich noch etwas mehr als Mimik zu lernen. —

Laſſen Sie die Aufgabe lauten: zwei in der Seele zuſammentreffende mit einander ſtreitende Begierden im Ausdrucke zu vereinigen; ſo, behaupte ich, darf man nur beide Begierden, darf nur den Ausdruck kennen, der jeder einzeln genommen zukommt, darf nur wiſſen, ob ſie einander das Gleichgewicht halten, oder ob eine und welche den Ueberſchwung habe? darf nur den Grad, in welchem die eine mächtiger als die andere iſt, wohl gefaßt haben: und es kann durchaus keine Mühe koſten, den wahren, treffenden, die ganze Empfindung der Seele erſchöpfenden, Ausdruck zu finden. Bei Zemiren, wenn ſie vor dem magiſchen Spiegel ſteht, herrſchen Furcht und Verlangen in gleicher Stärke: Furcht, durch Annäherung der Erſcheinung ein Ende zu machen, und Verlangen, an die Bruſt eines traurigen, zärtlich geliebten Vaters zu fliehen. Alſo ſchwanke ſie mit dem ganzen Körper hin und her, ſtrecke jetzt ſehnſuchtsvoll beide Hände gegen die Erſcheinung hin, und ziehe ſie jetzt, zuſammengefaltet, mit Ausdruck des Leidens wieder zurück; lege das Gewicht des Körpers bald auf den einen Fuß, bald auf den andern, und komme, ſo unaufhörlich ſie in Bewegung iſt, keinen Schritt aus der Stelle. Bei Hamlet, wenn er dem Geiſt ſeines Vaters folgt, bat die Sehnſucht nach der gehofften Entdeckung eines ſchrecklichen Familiengeheimniſſes bei weitem das Uebergewicht: aber geſchwächt wird dieſe Sehnſucht durch die Furcht vor dem unbekannten Weſen einer fremden Welt, und immer mehr geſchwächt, je näher der Prinz dem Geiſterſte, und je weiter er von ſeinen Gefährten abkommt. Alſo ſei nur da ſeine Bewegung lebhaft, wo er ſich drohend von dieſen Gefahren losreißt, ſobald er zu gehen anfangt, geſchehe es ohne Eile und Hitze, obgleich

noch mit Festigkeit und Entschluß: nach und nach werde sein Schritt behutsamer, leiser, übermeße weniger Raum: die ganze Bewegung werde gehemmter, und der Körper ziehe sich mehr gegen die verticale Stellung zurück. Bei Hüon, wenn ihm der Feenkönig das letzte Geschenk des Myrtenkranzes darbeut, vereinige sich das Verlangen es zu besitzen, mit dem Erkenntnisse seiner Unwürdigkeit und dem daher entspringenden Triebe so gehäufte und unverdiente Wohlthaten nicht länger anzunehmen*). Also erscheine er voll Ehrfurcht gegen Oberon hingebeugt: der ernste, liebevolle Blick sei auf den Wohlthäter geheftet, die mäßig ausgestreckte, dankende, zur Annahme des Kranzes gleichsam gefaßte, rechte Hand sei ein wenig gegen die Erde gesenkt, die linke verwandt, und gleichsam in Bereitschaft die dargebotene Gabe zurückzuhalten.

Doch, damit Sie nicht sagen, daß ich leichtere Beispiele ausſuche und schwerere übergehe, so geben Sie mir Selbſt irgend eine mögliche Mischung von Empfindungen, und lassen Sie mich versuchen, ob ich den Ausdruck zu Ihrer Befriedigung werde bestimmen können. Oder wenn Sie das lieber wollen, so geben Sie mir irgend eine mögliche Gebehrde, in welcher mehrere Ausdrücke vereinigt ſind, und lassen Sie mich sehen, wie die Entzifferung ihrer allgemeinen Bedeutung mir gelingen werde. Ich sage: ihrer allgemeinen Bedeutung; denn die speciellere läßt ſich aus dem mimiſchen Ausdrucke unmöglich finden, weil dieſer, eben wie der muſikaliſche, nur Arten, nur allgemeine Classen von Empfindungen angiebt. Wenn Sie

*) Nach Oeser's Idee in der Zeichnung vor Wieland's »Oberon.«

mir einen Menſchen zeigen, der mit Gebehrden, die eben ſo viel Verdruß als Leiden ausdrücken, den gereckten obern Körper von ſeinem Mitunterredner ſchnell hinwegdreht, und faſt in demſelben Moment ſich wieder gegen ihn herumwirft, ihm mit beiden ausgeſtreckten, flachen, nahe zuſammengehaltenen, zitternd bewegten Händen, mit weit vorgelegtem obern Körper, mit feurigem, anſtarrendem, unverwandtem Auge eine zornartige Lebhaftigkeit zu erkennen giebt, ſo werde ich ohne Bedenken ſagen: daß dieſer Menſch irgend etwas von ſeinem Mitunterredner wolle, was er auf keine Art zu erlangen wiſſe; daß er über die Vergeblichkeit ſeiner Bemühung einen reichlich mit Schmerz vermiſchten Verdruß empfinde, der ihn geneigt mache ſich loszureißen; daß aber die fortdauernde ſtärkere Begierde nach ſeinem Zwecke ihn augenblicklich wieder gegen den Mitunterredner hinreiße, und daß die lebhaftbewegten Hände ihm die Ideen, wodurch er ihn zu überzeugen, die Motive, wodurch er ihn zu lenken hofft, gleichſam ſichtbar vorhalten, ſeine ganze Aufmerkſamkeit darauf hinziehen ſollen. Mehr als das liegt denn aber auch freilich nicht in der Gebehrde, und wenn ich alſo etwas Beſtimmteres erkennen ſollte, ſo müßten erſt ſolche willkürliche Zeichen da ſeyn, wie ihrer die alten Pantomimen wahrſcheinlich eingeführt hatten. —

In der Erwartung, ob und was für mimiſche Probleme Sie mir zur Auflöſung vorlegen werden, gehe ich zu einer Unterſuchung über, die mit der Lehre von der Zuſammenſetzung der Gebehrden nahe verwandt und in meinen Augen von Wichtigkeit iſt. Es fragt ſich nehmlich: ob es in der Gebehrdenſprache Synonymen, gleichbedeutende Bewegungen gebe, die ſich ohne Nachtheil eine an die Stelle der andern ſetzen laſſen?

oder ob vielmehr jede kleine Abänderung eine andere Seite der Empfindung fasse, eine besondere Nüance andeute, die vielleicht nicht von dem Haufen, aber von dem Kenner beachtet werde? Ob es nicht mit synonymischen Gebehrden eben der Fall, wie mit synonymischen Wörtern sei, daß sie zwar alle einerlei Hauptidee, aber entweder edler oder unedler, stärker oder schwächer sagen, sie entweder von dieser oder von jener Seite darstellen, mit diesen oder mit jenen Nebenideen in die Seele bringen? Und ob also nicht der Schauspieler, der das höchste, das letzte Künstlerverdienst genauer Richtigkeit sucht, in der Wahl seiner Gebehrden eben die feine, sorgfältige Unterscheidung anwenden müsse, die der gute Schriftsteller in der Wahl seiner Wörter beobachtet? — Nach einer bekannten Erzählung des Macrobius gingen zuweilen Roscius und Cicero einen kleinen freundschaftlichen Wettkampf ein, wer von ihnen einen und den nehmlichen Gedanken am mannichfaltigsten sagen könne: ob der Schauspieler mit Gebehrden, oder der Redner mit Worten? Roscius, wenn er vielleicht auch nicht gewann, muß doch wenigstens nicht verloren haben: denn er faßte über diese Wettkämpfe eine so hohe Meinung von seiner Kunst, daß er sie in einem eigenen Buche gegen die Kunst des Redners zu messen wagte*). Wenn, wie man annehmen

*) Macrob. Saturnal. lib. 2, cap. 10. Satis constat, contendere cum (Ciceronem) cum ipso histrione (Roscio) solitum, utrum ille saepius eandem sententiam variis gestibus efficeret, an ipse per eloquentiae copiam sermone diverso pronunciaret. Quae res ad hanc artis suae fiduciam Roscium abstraxit, ut librum conscriberet quo eloquentiam cum histrionia compararet.

kann, die Variationen des Einen ſich auf die des Andern beziehen; wenn Beide, ſo zu reden, einer den andern überſetzten, Cicero den Roscius in Worte, Roscius den Cicero in Gebehrden, ſo gebe uns das einen Beweis, daß die Gebehrdenſprache nur in eben dem Sinne, wie die Wörterſprache, Synonymen hat, und daß in jener, wie in dieſer, mit verſchiedenen Ausdrücken zwar oft dieſelbe Hauptidee geſagt wird, aber doch immer mit andern Nebenideen; daß es vielleicht in jener, wie in dieſer, Fälle giebt, wo die Wahl ſo gut wie gleichgültig iſt; daß ſich aber ſicher noch mehrere finden, wo ein tiefdenkender, feinempfindender Künſtler, der ſeinen ganzen Charakter, ſeine ganze Situation, jeden einzelnen Augenblick in der Situation vollkommen gefaßt hat, nicht den einen Ausdruck für den andern würde ſetzen wollen.

Sie erinnern Sich ohne Zweifel noch der Schilderung, die ich Ihnen von der horchenden Julie machte? Ich gab ihr vollen reinen Ausdruck der Sehnſucht des Herzens, ließ ſie Augen und Lippen öffnen, die Hände ausbreiten, den Körper ſeitwärts, gegen den vermutheten Schall hin, weit überbeugen (ſ. Fig. 22.). Aendern Sie irgend etwas in dieſer Stellung, und Sie haben die Bedeutung geändert. Anſtatt des weitgeöffneten, ſetzen Sie ein gekniffnes, geſchärftes Auge; der offne Mund werde geſchloſſen; die Hand, die nach der Seite des Schalls hin ausgeſtreckt war, werde zurückgezogen, und der Zeigefinger vor die Lippen gebracht (ſ. Fig. 38.): ſo iſt es nun nicht mehr reiner Ausdruck der plötzlich gereizten, herrſchenden, vollen Begierde; es iſt ſchon zu viel Erkenntnißtrieb in den Ausdruck gemiſcht: das Geräuſch, ſieht man, iſt entfernt, ungewiß, ſchwach; es wird viel ruhige Stille erfordert,

Figur 38.

um es vernehmen und unterſcheiden zu können. In der erſten Stellung alſo war mehr das Herz auf die Erlangung eines Guts, in der zweiten iſt mehr der Verſtand auf die Unterſcheidung einer Idee gerichtet. Nehmen Sie eine noch größere Aenderung vor: laſſen Sie den Körper nicht mehr ſo merklich überhangen, ſondern ſtellen Sie, wie man zu reden pflegt, die Figur auf den Sprung; laſſen Sie beide Kniee einſinkend erſcheinen, den vorher ſchwebend geſtellten Fuß jetzt beinahe eben ſo feſt wie den andern auftreten, und zum plötzlichen Fliehen ſchon etwas weiter ausgreifen: ſo iſt es nun ganz deutlich, daß ſich Furcht mit Begierde vermengt; der Horcher iſt ſich einer ſchamwürdigen, oder doch einer gefährlichen Handlung bewußt; denn warum nähme er ſonſt, mitten in der Befriedigung ſeiner

Begierde, Maaßregeln zu seiner Sicherstellung? (s. Fig. 39.) Sie sehen in diesem einzigen Beispiel, wie das was im Allgemeinen gleichgültig scheint: eine solche oder solche Stellung

Figur 39.

beim Horchen, es durchaus nicht mehr in einer bestimmten einzelnen Situation ist; und wie man fast Alles, was Girard in Beziehung auf synonymische Wörter sagt*), von synonymischen Gebehrden mit vollem Rechte wiederholen kann.

*) Synonymes françois, in der Vorrede. Es heißt unter andern: S'il n'est question que d'un habit jaune, on peut prendre le souci ou le jonquille; mais s'il faut assortir, on est obligé à consulter la nuance. Eh! quand est-ce, que l'esprit n'est pas dans le cas de l'assortiment? Cela est rare; puisque c'est en quoi consiste l'art d'écrire.

Betrachten Sie ein Paar andere Beispiele, die ich von der dritten Art der Begierde, vom Zorn, entlehne. Lassen Sie den Beleidigten mit erhobener geballter Faust gegen den Beleidiger hingerichtet, auf ihn zueilend erscheinen: und Sie haben den vollen reinen Ausdruck der Begierde nach Angriff; lassen Sie ihn die geballte Faust gegen die Erde niedergezogen haben; lehnen Sie ihn von dem Gegenstande um ein Weniges zurück, so daß er sich eher von ihm zu entfernen, als auf ihn zueilen zu wollen scheine: und Sie haben einen zusammengesetzten Ausdruck, worin zurückstrebende Begierde mit annähernder kämpft, und die letztere von der erstern nur noch kaum kann gehalten werden. Lassen Sie den Beleidigten mit unruhiger, zitternder Hand an den Kleidern umhergreifen, wüthend in diesen und jenen Winkel schauen, in unaufhörlicher Bewegung bald hiehin, bald dorthin treten, oder auch irgend etwas zerreißen, zerbrechen, zerschlagen, zerwirken: und Sie haben die von ihrem eigentlichen Gegenstande schon sich ableitende, aber noch rege, wirksame, auf Angriff erhitzte Begierde, wie sie das eine Mal noch ungewiß ist, ob und wohin sie sich ableiten wolle, das andere Mal von dem Beleidiger sich schon wirklich zurückzieht, und gegen irgend einen fremden bestimmten Gegenstand ausbricht. Lassen Sie endlich den Zornigen seine Angriffe gegen sich selbst richten, sich entweder mit vollem Ausdrucke der Wuth in's Haar stürmen, oder mit gemäßigtem Ausdrucke nur dann und wann leicht hinfahren, oder stiller, aber innerlich heftiger, an den Spitzen der Finger nagen: und Sie haben die auf den eigenen unvollkommenen Zustand sich hinlenkende Aufmerksamkeit der Seele, verbunden mit dem Bestreben sich des unangenehmen Selbstgefühls zu entschütten. Das eine Mal ist dieses

Gefühl unerträglich, und es ist kein hinlänglichmächtiger widerstrebender Trieb da, der die Begierde ihm abzuhelfen milderte; das andere Mal ist es schwächer an sich selbst, oder auch durch andere Triebe zu eingeschränkt, um sich mit voller Stärke auslassen zu können. Urtheilen Sie, schon nach dieser allgemeinen Angabe der Unterschiede, ob es bei bestimmten Charakteren, in bestimmten Augenblicken, gleichgültig seyn könne, welchen Ausdruck man wähle, oder ob nicht vielmehr die eine Art für die andere, der eine Grad für den andern gesetzt, immer Fehler, und oft sehr grober, lächerlicher Fehler seyn würde. Was würden Sie von dem gesitteten, edlen Tellheim sagen, wenn er da, wo er seine Minna wegen einer Verrätherei in Verdacht hat, wirklich Hand an sie legte? Was von einer Bethlehemitischen Mutter, wenn sie ihre Hitze mäßigte, und den Angriff unterließe? Was von jenem, wenn er bei Empfindung seiner verhaßten Lage sich in die Locken stürmte oder die Kleider zerrisse? Und was von dieser, wenn sie beim Anblick ihres ermordeten Kindes das Leiden ihrer Seele nur durch eine eingebissene Lippe verriethe? Wahrlich! durch nichts hätte ein Lessing oder ein Rubens die Richtigkeit seines Gefühls und Geschmacks so verdächtig machen können, als wenn jener ein solches Spiel angegeben, dieser eine solche Stellung gezeichnet hätte.

In den hier aufgeführten Beispielen sind indeß die Unterschiede noch kräftig, noch auffallend; es giebt dagegen andere schwächere Nüancen. Betrachten Sie, um ein Beispiel aus einer andern Gattung von Affecten zu nehmen, ein Paar schwermüthige stehende Figuren. Die eine habe die niederhangenden Hände, so ganz wie sie von Natur hangen, nur an den Fin-

gerſpitzen matt und loſe in einander gefaltet (ſ. Fig. 33.).; die andere gebe den gleichfalls niederhangenden Armen nur um ein Weniges mehr Spannung, falte die Finger etwas tiefer hinein, und drehe die Hände halbverwandt gegen die Erde: glauben Sie, daß es Eins ſei, welche von dieſen Variationen man wähle? Oder finden Sie nicht, daß in der einen mehr reine unvermiſchte Schwermuth herrſche? in der andern ſich noch ein Reſt von Leiden finde, der aber auf dem Puncte iſt in Schwermuth dahinzuſterben? Werden Sie nicht zu der letztern Stellung auch eine kleine Abänderung in den Geſichtsmienen fordern? eine noch bleibende ſtärkere Spur von Leiden in den mehr hinaufgezogenen Augenbraunen, einen Reſt von ängſtlicher Spannung in allen Muskeln? — Verwechſeln Sie jetzt die ſtehende mit einer ſitzenden Figur; laſſen Sie dieſe Figur das ſchwere müde Haupt mit der einen Hand unterſtützen: wird nicht auch da Art und Ort, wie und wo die Hand das Haupt berührt; wird nicht die Stellung des Hauptes ſelbſt, ob es mehr ſchlaff hineinfällt, oder mehr dagegen gepreßt und aus dem Nacken herausgehoben iſt, einen Unterſchied machen? Wenn das matte Haupt in die offene Hand frei hineinſinkt, die ihrer Länge nach ausgeſtreckten Finger es ſanft umfpannen und leicht in's Haar ſpielen: ſo haben Sie reine, ſtille Schwermuth; wenn die Fauſt geballt, das Haupt ſchon etwas weniger hangend, etwas ſtärker gegen die Fauſt gedrückt iſt: ſo haben Sie einen Zuſatz von Verdruß, der denn freilich auch in der Geſichtsmiene eine kleine Abanderung fordert. Wenn die Hand, ſie mag nun ſanft ausgeſpannt oder geballt ſeyn, nicht in der Schlafe, ſondern vor der Stirn liegt, ſo daß die Augen durch ſie beſchattet werden: ſo haben Sie hinzukommende

Nüance des Triebes, ſich in ſich ſelbſt zu verſchließen, ſei es aus Ueberdruß vor der Welt, oder um ungeſtörter ſeinen Ideen nachhangen zu können. Wenn die Stirn gegen die Fauſt ein wenig zurückgebeugt, und alſo das Kinn mehr hervorgedrückt iſt, ſo läßt die Gebehrde Sie ſchon einen merklichen Zuſatz von Leiden erkennen. Wenn der Zeigefinger einzeln vor der Stirne ruht, und die übrigen Finger, ſammt der innern hohlen Hand, einen Theil des Geſichts überſchatten: ſo iſt das Ausdruck ſchärferen Nachdenkens, der dann wieder durch Ausdrücke des Leidens, des Verdruſſes, der Schwermuth, mannichfaltig nüancirt werden kann.

Es iſt ſchwer, von Gebehrden überhaupt und beſonders von feinern Schattirungen derſelben auf eine Art zu reden, daß man verſtändlich bleibe; und es mag daher mit dieſen wenigen Beiſpielen, die ich aus einer Menge anderer auf gut Glück herausgriff, genug ſeyn. Wenn man in einigen der bemerkten feinern Unterſchiede nichts als Grille, als leere Spitzfindigkeit ſehen ſollte, ſo würde mich das nicht wundern: wir haben noch keinen hinlänglich gebildeten Sinn für die Kunſt, und ſind in Anſehung ihrer noch immer ein wenig das, was in Anſehung der Muſik der Muſelmann iſt. Das liebſte Inſtrument iſt uns, was das meiſte Getöſe macht, und der trefflichſte Virtuoſe, wer am luſtigſten und kräftigſten aufſtreicht. Oft, wenn das ganze Haus von lautem Beifall ertönt, möchte man dem abgehenden Schauſpieler die Worte in's Ohr raunen, die einſt der Flötenſpieler Hippomachus zu einem ſeiner Schüler ſagte: „Kannſt „du gut geſpielt haben, da ſolche Zuhörer dir Beifall geben?“ *)

*) Aelian. var. histor. lib. 14, cap. 8.

— Ob die Leidenschaften nur ungefähr, nur im Ganzen, im Groben angedeutet, oder mit genauer Richtigkeit nach allen ihren kleinen Verschiedenheiten durchgeführt sind; ob der Vortrag jene Feinheit, jene Delicatesse hat, die zwar freilich nur aus lauter Kleinigkeiten entspringt, aber aus Kleinigkeiten, welche zusammengenommen den ganzen Reiz der Kunst für den feinern und empfindlichern Kenner ausmachen: das ist den meisten unter uns ziemlich Eins; ja sogar, wenn ein falsches Spiel mehr in's Auge fällt, so findet man es eben darum schöner und beifallswürdiger, als das stillere, schwächere, obgleich einzig richtige Spiel. — Auch schatzt man Neuheit höher als Wahrheit, und rechnet es daher dem Schauspieler zum Verdienst an, wenn er bei verschiedenen Vorstellungen mit Ausdrücken wechselt: gerade, als ob es Verdienst wäre, in jeder neuen Abschrift eines Werkes das Bessere wegzustreichen und das Schlechtere dafür hinzusetzen. Mit Ausdrücken wechseln sollte der Künstler, wie der Schriftsteller, nie, als wo er Schwächen und Fehler gewahr wird, und die Aenderung zugleich Verbesserung ist.

Sie erinnern Sich wohl kaum mehr der Stelle, bei welcher Sie einst mit dem Spiel unserer hiesigen Agnes Bernauerinn so zufrieden waren. Ich will sie Ihnen mit Kurzem wieder in die Gedanken bringen. Agnes sieht durch die Reden des Kanzlers alle die schönen Hoffnungen vernichtet, die Albrecht ihr eingeflößt hatte; sie hört, daß weder der Herzog, noch Baiern, noch das Reich, ihre Ehe jemals erkennen werde; daß der Herzog diese Ehe zu zerreißen sogar geschworen habe; sie fühlt durch jeden Vorschlag, den ihr der Kanzler thut, entweder ihren Stolz oder ihre Liebe empfindlich gekränkt; und erwiedert endlich auf sein mehrmaliges „Oder"

mit einer Art von bitterm Spott: „Ist kein Oder mehr?“ Der Kanzler betheuert ihr feierlich: Nein! Und nun fassen Sie die ganze Lage der Unglücklichen, die einen so mächtigen, so fest entschlossenen Feind gegen sich anrücken sieht; die, ihrer Seits, durch Liebe und Stolz getrieben, eben so fest entschlossen ist, ihren Albrecht nie zu verlassen: was kann sie, bei ihrer Erbitterung und Empörung, anders, als alle ihre Kräfte zum muthigen Ertragen auch des äußersten Schicksals zusammenraffen, und sich gegen jede drohende Gefahr steifen und härten? Der Dichter hat diese hier einzig wahre Empfindung vortrefflich gefaßt: „Ich weiß noch Eins: das Herz soll mir im „treuen Busen zerspringen; ich will sterben.“ *) Aber nichts schlechter hatte die Schauspielerinn sie gefaßt, indem sie, bei dieser Aeußerung ihrer Entschlossenheit, den ganzen Körper zusammendrängte, die mit Kraft in einander gefalteten Arme bis gegen die Brust heraufzog, sie fest an den Leib preßte, und nur einen Augenblick, von dem Kanzler weg, in den treuen schwellenden Busen niedersah, gleichsam auf das Herz hin, das sie eher wollte zerspringen als ihrem Albrecht entreißen lassen. Es ist nicht möglich, daucht mir, einen andern gleich wahren und gleich tiefgeschöpften Ausdruck, als diesen so ruhigen und so sinnvoln, zu finden. — Und soll nun Agnes ein so glücklich getroffenes Spiel jemals ändern? Soll sie etwa mit der Hand oft und ängstlich gegen das Herz schlagen, das Gesicht zur Wehmuth verziehen, und mit einer dazu passenden gepreßten Stimme die Worte ängstlich herausstöhnen? Sie würde mit einer solchen Abänderung den ganzen Sinn des Dichters,

*) Act 4, Auftritt 8.

den ganzen Geiſt ihrer Rolle verfehlen, würde dem Kanzler ihre verſicherte Standhaftigkeit und jedem Kenner ihre Beurtheilung verdächtig machen. Die Worte des Dichters, weil ſie durch keine beſſern zu erſetzen ſind, müſſen bleiben, und die Gebehrde der Schauſpielerinn auch.

Haec placuit semel, haec decies repetita placebit.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Probleme, ſagen Sie, wollen Sie mir keine zur Auflöſung vorlegen; — vermuthlich, weil ſie keine finden, die Ihnen ſchwer genug ſchienen — aber einen Einwurf, der Ihnen wichtig dünkt, hätten Sie gern beantwortet. Sie meinen: wenn es um die Erfindung des Ausdrucks eine ſo leichte Sache wäre, ſo könnten auch die Zeichnungen ausdrucksvoller Köpfe die Schwierigkeit und das Verdienſt nicht haben, das man doch allgemein ihnen zugeſtehe. Aber haben Sie denn auch bedacht, was es hier für einen wichtigen zwiefachen Unterſchied zwiſchen Maler und Schauſpieler giebt? Der Schauſpieler darf zu ſeinem Geſicht nur den Ausdruck, der Maler muß zu dem Ausdruck noch obendrein das Geſicht, nach Umriſſen und nach Grundphyſiognomie, erfinden: jenem hilft die Natur ſeine in die Imagination gefaßte Empfindung durch die Miene ſichtbar machen; dieſer muß durch Kunſt das unter tauſenden ausgewählte glücklichere Bild der Phantaſie auf einer fremden Fläche entwerfen. Durch dieſen Unterſchied gewinnt der Maler vor dem Schauſpieler einen ſo großen Vorrang, daß die Kunſt des letztern gegen die des erſtern faſt ganz verſchwinden würde, wenn nicht für jenen wieder der Umſtand ſpräche: daß er nicht bloß im Raume, ſondern auch in der Zeit wirkt, daß er nicht

bloß Maler, ſondern auch Muſiker iſt. Die weitere Erklärung hierüber künftig, wenn ich erſt eine wichtige Unterſuchung, die ich bis nach geendigter Lehre vom Ausdruck verſchob, werde angeſtellt haben. Sie betrifft die Frage: wann im Gebehrdenſpiel die Malerei erlaubt, und wann ſie unerlaubt ſei?

Um uns zu dieſer Unterſuchung vorzubereiten, laſſen Sie uns vor allen Dingen ein Paar Beiſpiele betrachten! — Das erſte dieſer Beiſpiele wollte ich von der Römiſchen Bühne entlehnen; aber beim Nachſchlagen find' ich, daß es nur nach falſchen Erklärungen paßt, und daß es nicht ſowohl die Regel von der Malerei, als die von der Vollſtändigkeit und Angemeſſenheit des Ausdrucks erläutert. Sie werden mir hoffentlich darin beipflichten, wenn Sie das Factum, ſo wie es Macrobius ſelbſt erzählt, nicht wie es neuere Schriftſteller ihm nacherzählen, betrachten wollen.

Hylas, Schüler des Pylades, und von ſeinem Lehrer in der Kunſt ſchon ſo weit gebracht, daß er ihm beinahe den Rang ablief, ſpielte einſt oder tanzte, wie es die Alten nannten, ein Stück, deſſen letzte Worte lauteten: „den großen Aga„memnon". Hylas, um die Idee der Größe auszudrücken, ſtreckte ſeinen ganzen Körper empor, nicht anders, als ob er das Maaß eines großen und hohen Mannes hätte angeben wollen. Pylades, welcher ſeinen Sitz unter den Zuſchauern hatte, konnte ſich nicht halten, und ſchrie ihm zu: „Du machſt „ihn lang, aber nicht groß". Augenblicklich verlangte das Volk, daß Pylades ſelbſt auf die Bühne treten und die nehmliche Rolle ſpielen ſollte. Dieſer gehorchte; und als er auf die getadelte Stelle kam, ſtellte er den Agamemnon denkend vor: denn nichts, glaubte er, zieme einem großen Könige und

Heerführer mehr, als für Alle zu denken*). — So wie Du Bos, und besonders Cahusac, diese Anekdote erzählen, hätte sich Hylas eines sehr tarvischen Fehlers schuldig gemacht, wovon ich aber keine Spur im Macrobius finde. Jener läßt den Pantomimen alle Bewegungen eines Menschen machen, der einen andern höhern, als er selbst ist, ausmessen will**), und Dieser, der überhaupt nicht anders spricht, als ob er zugegen gewesen wäre, läßt ihn sogar auf die Spitzen der Zehen treten, um so mit Hülfe des Cothurns eine ungewöhnliche Höhe herauszubringen***). Ich gestehe, daß ich nicht wohl begreife, wie ein zu August's Zeiten so geschätzter und von einem Mäcen so geliebter Künstler in eine Uebertreibung, wie diese, habe verfallen, und eine Metaxyber bis zu einer so kindischen Spielerei habe ausbilden können. Wahrscheinlich bestand sein Fehler nur darin, daß er den Ausdruck der Größe in weiter nichts als in Erhebung des Körpers suchte, und auch diesen Ausdruck durch ein zu gezwungenes Ausmessen seiner Länge vielleicht

*) Saturnal. lib. 2, cap. 7. Nec Pylades histrio nobis omittendus est, qui clarus in opere suo fuit temporibus Augusti, et Hylam discipulum usque ad aequalitatis contentionem eruditione provexit. Populus deinde inter utriusque suffragia divisus est. Et cum canticum quoddam saltaret Hylas, cujus clausula erat: τον μεγαν Αγαμεμνονα, sublimem ingentemque Hylas velut meticbatur. Non tulit Pylades, et exclamavit e cavea: Συ μαγον, ου μεγαν ποιεις. Tunc populus eum coëgit, idem saltare canticum. Cumque ad locum venisset, quem reprehenderat, expressit cogitantem; nihil magis ratus magno duci convenire, quam pro omnibus cogitare.

**) Réflexions crit. tom. 3, p. 268.

***) La Danse ancienne et moderne: tom. 2, p. 24.

übertrieb. Alsdann hätte auch die Verbeſſerung des Pylades nur darin beſtanden: daß er ſich leicht und ungezwungen erhoben, und zugleich in ſeine Stellung den Adel und die Würde gebracht, auf ſeine Stirn den denkenden Ernſt gelegt, wodurch die Idee der Größe, als einer moraliſchen und königlichen, näher beſtimmt werden mußte. Daß er, wie Du Bos ſagt, Stellung und Gebehrde eines Menſchen angenommen, der in ein tiefes Nachdenken verſenkt iſt, will mir nicht ein: denn Erhebung des Körpers iſt beim Gefühl moraliſcher Größe eine zu natürliche, zu leicht ſich darbietende Metapher; und Pylades wollte ja nicht bloß als denkend erſcheinen, ſondern auch als groß und erhaben im Denken. — Doch ſo völlig ſicher läßt ſich freilich in der Sache nicht urtheilen; das Stück, woron die Rede iſt, iſt verloren, und Macrobius, ohne uns im mindeſten den Gang der Ideen und Empfindungen vorzuzeichnen, liefert uns bloß die letzten Worte der Rolle.

Beſſer, als dieſe mangelhafte Erzählung, wird uns eine Stelle im Quintilian belehren, was für ein Unterſchied zwiſchen Malen und Ausdrücken, und wie fehlerhaft oft das erſtere ſei. Der Rhetor unterſagt auf das nachdrücklichſte alle die Bewegungen, womit man die Gegenſtände, von welchen die Rede iſt, nachahmt, und ſetzt hinzu: daß man nicht einmal Schauſpielern, deren ganze Kunſt doch im Nachahmen beſtehe, dergleichen Bewegungen erlaube, und daß die beſſern unter ihnen ſich immer mehr bemüheten, den Sinn als die Worte auszudrucken *). Die Regel, wie ſie Quintilian hier angiebt, iſt freilich nicht zum beſten beſtimmt; allein die Beiſpiele, die

*) Institut. orat. lib. 11, cap. 3.

er aus einer der Verrinischen Reden entlehnt, sind nicht übel gewählt, und eine nähere Betrachtung derselben wird uns bald auch zu einer bessern Bestimmung der Regel verhelfen. Cicero verspottet mit der bittersten Verachtung den Verres, daß er, beim Auslaufen der Flotte aus dem Hafen von Syrakus, in der Tracht eines Weichlings und an eine Buhlerinn wollüstig hingelehnt, am Ufer gestanden. Er wirft ihm, unter den heftigsten Ausrufungen und mit Bezeugung seines äußersten Abscheues vor, daß er auf dem Markte von Messina einen Römischen Bürger, den Gavius, ohne Spruch, ohne Untersuchung, ohne Verbrechen, öffentlich habe geißeln lassen *). — Es wäre höchst fehlerhaft, sagt Quintilian, wenn ein Redner, bei jener ersten Anklage, die Stellung des auf seine Buhlerinn hingelehnten verachtlichen Wollüstlings annehmen, oder bei dieser letztern, die Handlung des Geißelns mit seinem Arme, die Töne des Schmerzes mit seiner Stimme nachahmen wollte.

Unanständige Weichlichkeit, Geißelung, Schmerz des Gegeißelten, waren die Gegenstände, die Cicero dachte; Verachtung, Unwille, Erstaunen, Abscheu, waren die Empfindungen, welche diese Gegenstände bei ihm selbst erzeugten. Also nicht die äußern sinnlichen Gegenstände, wovon die Rede ist, nicht die fremden Empfindungen, welche unsere eigene erzeugen, sondern selbst diese eigene gegenwärtige Empfindung will Quintilian auf der Redner- wie auf der Schaubühne dargestellt; — oder anders, nicht die Gegenstände, die wir denken, will er gemalt; die Empfindungen, womit wir sie denken, will er ausgedrückt haben. Ob jene Gegenstände bloße körperliche Dinge, oder ob

*) In Verrem: act. 2, cap. 33. 62.

sie selbst Gemüthsbewegungen sind, thut nichts: das Schrecken des zur Geißelung fortgerissenen Gavius vorzustellen, wäre eben so falsch, als die Bewegungen des ihn Geißelnden nachzuahmen: die wahre Gebehrde ist in jedem Falle nur die, welche die jezige eigene, in der Seele des Redenden herrschende, Empfindung darstellt; und da ich diese allein Ausdruck, jede andere hingegen Malerei nenne, so würde die nun bestimmtere Regel so lauten: daß Schauspieler und Redner durch ihre Gebehrden nicht malen, daß sie nur ausdrücken sollen.

Erkennen Sie die Richtigkeit dieser Regel, noch ehe ich sie weiter ausführe, in ein Paar Beispielen, die ich von neuern Bühnen entlehne! Hamlet, eh' er den Horatio um eine ihm sehr wichtige Gefälligkeit anspricht, leitet seine Bitte sehr natürlich durch den Lobspruch ein: „Horatio! du bist ein so recht„schaffener Mann, als ich in meinem Leben einen gefunden „habe." Und da Horatio dieses Lob als eine Schmeichelei scheint verbitten zu wollen, fährt er fort: „Denke nicht, daß „ich dir schmeichele! Denn was könnt' ich von dir für Be„lohnung hoffen, dessen ganzer Reichthum ist, daß du Verstand „genug hast, um dir Nahrung und Kleider zu verschaffen? Die „Schmeichelei leckt nur um die Füße der Großen, und beugt „die geschmeidigen Kniee nur da, wo sie Belohnung hofft" *). Sie erinnern Sich ohne Zweifel noch eines Schauspielers, der bei den lezten Worten in der That das Knie beugte und ehrerbietig die eine Hand gegen die Erde senkte, nicht anders, als ob er nach dem Saum eines Purpurmantels hätte greifen wollen, um ihn zu küssen. Das Fehlerhafte dieses Spiels fiel

*) Shakspeare's Hamlet, Aufz. 3, Auftr. 4.

Ihnen damal außerordentlich auf, und jeder Mann von Geschmack muß es empfinden. Mit dieser Verachtung, die der Prinz in jedem Worte gegen die kriechende Seele des Schmeichlers zu erkennen giebt: mit dieser Absicht, dem Horatio allen Verdacht, als ob er selbst sich zum Schmeicheln erniedrigen könnte, zu benehmen: wie konnt' er sich's in den Sinn kommen lassen, dem Schmeichler nachzuahmen? Wenn ja der Schauspieler die Stelle mit einer auffallenden Gebehrde begleiten wollte, so mußt' er sich eher erheben als erniedrigen, eher die Miene des Widerwillens und Ekels, als die so ganz entgegengesetzte der Verehrung annehmen, eher mit der Hand einen verächtlichen Gedanken gleichsam wegwerfen, als sie demüthig gegen die Erde senken.

Cinna, in dem Corneille'schen Stück dieses Namens, bringt Aemilien, der eigentlichen Anstifterinn seiner Verschwörung wider Auguſt, die Botschaft: daß die Verschwornen alle von dem größten Eifer nach Freiheit und Rache gluhen. „Wollte Gott, sagt er, du warst zugegen gewesen!

> Au seul nom de César, d'Auguste et d'Empereur,
> Vous eussiez vu leurs yeux s'allumer de fureur,
> Et dans un même instant par un effet contraire
> Leur front palir d'horreur et rougir de colere *)."

Dorat findet diese Verse so vortrefflich, daß er sie seinen eigenen einwebt, und er mag in diesem Urtheile Recht haben. Aber wenn er nun auch den Ausdruck, womit Baron diese Verse hersagte, gleich vortrefflich findet, wenn er sogar den

*) Act. 1, sc. 3.

tragiſchen Schauſpieler auf das Beiſpiel dieſes Franzöſiſchen Aeſop ausdrücklich hinweiſt, und ihm die Nachahmung deſſelben zur Regel macht: ſo bedaure ich, daß ich ſo durchaus nicht ſeiner Meinung ſeyn kann. „Man war, ſagt Dorat, als „Baron nach einem Privatleben von zwanzig Jahren wieder „auf die Bühne trat, an den Schwulſt und Unſinn der da„maligen Schauſpieler ſchon verwöhnt, und Baron mit ſeinem „edlen einfachen Spiele gefiel nicht. Aber da er, beim Herſa„gen jener Verſe, wirklich hinter einander bleich und roth ward, „ſo riß er alle Zuſchauer zur Bewunderung hin, und die Ca„bale verſtummte" *). — Sie mußte wenig Kritik haben, dieſe Cabale; denn gerade da, wo ſie verſtummte, hätte ſie losbrechen ſollen. Allein ich glaube, man thut dem guten Baron Unrecht, und die ganze Erzählung iſt eine Fabel. Denn geſetzt auch, daß Baron wirklich die Stärke der Phantaſie gehabt hätte, jene ſo entgegengeſetzten, durch Phantaſie kaum zu erzwingenden, phyſiologiſchen Ausdrücke in einer ſo ſchnellen Folge hinter einander hervorzubringen, ſo waren doch wohl auch ſeine Wangen, wie jedes andern Schauſpielers, geſchminkt, und wie er unter der Schminke ſo merklich habe erblaſſen und erröthen können, daß die Zuſchauer es bemerkt und darüber in Erſtaunen gerathen, iſt mir ein Räthſel. Indeß, wenn er es wirklich gethan, ſo hat er, nach meinem ganzen Gefühl, einen Fehler begangen: denn bringt er nicht, in dieſer Scene, ſeiner Geliebten eine fröhliche Nachricht? Will er ihr nicht Hoffnung und Muth einflößen, und iſt er nicht ſelbſt voll Hoffnung und Muth? Dieſe Empfindungen aber, wie können ſie in ſeiner

*) La Declamation theatrale: chant I, p. 71, die Note.

Seele die ſo entgegengeſetzten des Zorns und des Schreckens zu einer Stärke kommen laſſen, daß ſie ſich ſo raſch und ſo ganz in ihren heftigſten Wirkungen äußern?

Ein noch anderes Beiſpiel giebt mir die Präſidentinn in Gotter's Mariane, oder vielmehr eine ſonſt vortreffliche Schauſpielerinn, von der ich ſie hier vorſtellen ſah. Die unglückliche Mutter erhält die ſchreckliche Nachricht: daß ihr Sohn, der ſchon ſeiner Schweſter das Leben gekoſtet, nun auch Waller's Mörder geworden, und bricht gegen ihren Gemahl, von Schmerz und Wuth übermannt, in die fürchterlichen Worte aus: „Daß man ihn einholte, dieſen hoffnungsvollen, dieſen „angebeteten Sohn! daß man ihn gefeſſelt vor dem Hauſe ſei„nes Vaters, ſeiner Braut vorüberführte! daß ich das ſchaden„frohe Gebrülle des Volks hörte! daß ſein Vater auf dem „Richtplatz ſtehen und ihn bluten ſehen müßte!"*) Ich hatte, da ich die Stelle las, das empörteſte und das empörendſte aller Geſchöpfe vor mir, ich ſah den höchſten Ausdruck der Wuth, einen zurückliegenden Körper, ſtarrende, weit aus einander fahrende, mehr in die Höhe als nach unten ſtrebende Arme, und überdies noch im Geſichte jeden wilden verzerrten Zug der Verzweiflung. So fand ich auch in der That die Schauſpielerinn bei dem erſten Ausrufe: Daß man ihn einholte! Aber bei dem zweiten, wo ſie unglücklicher Weiſe auf die Malerei des Feſſelns fiel, war das Alles verſchwunden. Der Körper nahm plötzlich einen geraden Stand an, die Arme wurden niedergezogen und die Hände an den Gelenken kreuzweis über einander gelegt; der ganze Ausdruck der Wuth, der eine ſo

*) Aufzug 3, letzter Auftritt.

unnatürliche Rede allein entſchuldigen konnte, war weg, und mit ihm Wahrheit und Täuſchung. —

Laſſen Sie es für diesmal mit dieſen bloß vorbereitenden Anmerkungen genug ſeyn, da ohnehin die Materie allzu reichhaltig iſt, als daß ſie in diesem Einen Briefe erſchöpft werden könnte.

Acht und zwanzigſter Brief.

Ohne Zweifel haben Sie den Inhalt von manchem meiner vorigen Briefe vergeſſen, weil Sie ſonſt unmöglich die Frage aufwerfen könnten: warum ich denn überhaupt der Malerei in der Mimik erwähnt, warum ich von möglicher Zuſammenſetzung malender und ausdrückender Gebehrden geſprochen; wenn ich doch, wie es jetzt das Anſehen habe, alles Nachahmen der vorgeſtellten Gegenſtände verwerfe, und immer nur Ausdruck der Empfindungen der Seele wolle? — Müſſen denn, frage ich dagegen, Ausdruck und Malerei immer unvereinbar, immer im Streit ſeyn? Kann es nicht Fälle geben, wo beide ſich entweder vollſtändig, oder doch einigermaßen verbinden laſſen, und andere Fälle, wo ſie völlig in Eins verfließen? Und hab' ich nicht ſchon ſelbſt mehr als einmal geſucht, Sie auf ſolche Fälle aufmerkſam zu machen?

Ich ſagte in meinem zwölften Briefe, wo von dem Spiel der Bewunderung die Rede war, ausdrücklich: daß hier die Malerei des vorgeſtellten Objects mit dem Ausdruck der innern Empfindung zuſammenfalle, weil bei der Bewunderung die Seele ſich ſo ganz der Vorſtellung ihres Objectes hingebe, ſich ſo ganz ihm ähnlich zu machen ſuche; und daß alſo der analoge Ausdruck ihres innern Zuſtandes hier, wie von ſelbſt, zur Nachahmung, zur Malerei des Objectes werde. Eben dar-

aus erklärte ich Ihnen, warum, bei Bewunderung des Großen, ſich der ganze Körper, Auge, Mund, Bruſt, erweitert, und bei Bewunderung des Erhabenen ſich die ganze Figur des Menſchen emporſtreckt. In meinem achten Briefe warf ich die Anmerkung hin: daß zuweilen der ſehr intereſſirte, in die Vorſtellung eines Stücks ganz vertiefte Zuſchauer, ſo lange keine eigenen widerſprechenden Empfindungen die von außen kommenden Eindrücke durchkreuzen, alle Mienen der Schauſpieler und ſogar manche ihrer Bewegungen nachahme, und mit dem Ernſthaften ernſthaft, mit dem Fröhlichen fröhlich werde. Endlich in meinem zwanzigſten Briefe erinnerte ich, über die moraliſche Sympathie mit erhabenen, edlen, feſten Charakteren, mit kühnen, großen, menſchenfreundlichen Handlungen: daß man hier in ſich ſelbſt den Stolz, den Trotz, die Herzenswärme, das ſanfte Gefühl ſeines Helden erwecke, und eben die Gebehrden annehme, eben die Bewegungen mache, die man ſich an ihm, dem geliebten oder bewunderten Gegenſtande, vorſtelle. — Da ich nicht glaube Ihnen die Richtigkeit dieſer Beobachtungen, die Sie mir einmal haben gelten laſſen, erſt beweiſen zu dürfen, ſo ſetze ich hier ſogleich die Regel feſt: daß da, wo die Seele ſich ganz im Object befindet, und ihr eigenes Selbſt von der Vorſtellung dieſes Objects nicht unterſcheidet, oder kürzer: daß bei allen homogenen Empfindungen die Malerei eben deßwegen erlaubt iſt, weil ſie ſich nicht vom Ausdrucke trennen läßt, weil eben durch ſie der Ausdruck geſchieht.

Dieſe Regel, wie Sie ſehen, bezieht ſich auf die erſte Urſache des nachahmenden Spiels, auf die Lebhaftigkeit der eigenen Vorſtellung. Ich nannte Ihnen, als eine zweite Urſache dieſes Spiels, die Abſicht: bei dem Mitunterredner eine leb-

haſte anſchauliche Idee zu erzeugen. Wenn dieſe Abſicht, wie oft bei Erzählungen oder beim Unterrichte, ruhiger kalter Vorſatz, oder wenn auch ſie es allein iſt, welche die Seele in dem gegenwärtigen Augenblicke füllt und erwärmt, ſo iſt, ſchon wegen der obigen Regel, die malende Gebehrde erlaubt: denn es findet hier keine Colliſion zwiſchen ihr und dem Ausdrucke Statt. Das eine Mal iſt gar keine Empfindung da, die nach Ausdruck ſtrebte: das andere Mal iſt es eine homogene, mithin eine ſolche Empfindung, die eben durch die Nachahmung ſich zu befriedigen ſucht. Doch wenn auch wirklich die Seele des Redenden von einer eigenen, ſelbſt von einer ſolchen Empfindung eingenommen iſt, deren Ausdruck die Malerei, wo nicht aufheben, doch bis zur Unkenntlichkeit verändern würde, ſo kann noch immer die volle Malerei ein ganz richtiges Spiel geben: vorausgeſetzt, daß die Empfindung ſelbſt nicht zu lebhaft iſt, und daß ſie ſich, ihres eigenen Vortheils wegen, gern der Abſicht, den Gegenſtand darzuſtellen, unterordnet. So iſt Ausdruck des Unwillens und Hohns über ein einfältiges Daſitzen mit offnem niederhangenden Maule nicht wohl vereinbar mit der Nachahmung der Attitüde ſelbſt; aber wenn der Unwille nur nicht zu lebhaft, zu heftig iſt, ſo wird der hofmeiſternde Lehrer ſich gern ein wenig Gewalt thun; er wird dem Jünglinge, ſo getreu als möglich, die getadelte Gebehrde vormachen, und eben in dieſer beſchämenden Nachäffung die Befriedigung ſeines Unwillens finden. Ziehen Sie Sich hieraus Selbſt die zweite Regel: daß überall die malende Gebehrde entweder einzig richtig oder doch untadelhaft iſt, wo die Abſicht, lebhaftere Ideen von gewiſſen Gegenſtanden zu erwecken, herrſcht, oder wo auch die eigene Empfindung des Redenden willig zurück-

ſteht, weil ſie nicht beſſer, als eben durch Erreichung jener Abſicht, befriedigt werden kann. — Zuweilen trifft es ſich, daß das Spiel, welches die Abſicht, mit demjenigen, welches die Empfindung fordert, ganz genau übereinſtimmt, und daß alſo eine eben ſo getreue vollſtändige Darſtellung erfolgt, als ob die Empfindung homogen, und die ganze Seele des Redenden, ohne Unterſcheidung des eigenen Selbſt, in die Idee des Gegenſtandes ergoſſen wäre. So bei dem erhitzten Kläger, der vor dem Richter die erlittene Kränkung ſeiner Ehre erzählt: er ahmt den Trotz, den Zorn, die höhnende Verachtung des Beleidigers mit der möglichſten Lebhaftigkeit nach; nicht bloß, wie es ſcheinen könnte, um dem Richter eine Idee des Vorfalls zu geben und ihn von der Gerechtigkeit ſeiner Klage zu überzeugen, ſondern vornehmlich auch wegen der Befriedigung, die ihm eine ſolche Nachahmung für ſeine eigenen Leidenſchaften gewährt. Er ſelbſt wird durch den Trotz, den Zorn, die höhnende Verachtung des Andern, zum Trotz, zum Zorn, zur höhnenden Verachtung gereizt.

Mit der Zuſammenſetzung der Malerei und des Ausdrucks iſt es oft, wie mit der Malerei ſelbſt: ſie ſcheint, was ſie im Grunde nicht iſt, und wenn man ſie wohl unterſucht, ſo findet man nur Zuſammenſetzung mehrerer Ausdrücke, wovon der eine, weil er einer homogenen Empfindung gehört, Malerei ſcheint. Dies iſt der Fall mit dem Verliebten, der jetzt eben von dem königlichen Wuchs, dem edlen Anſtand, dem ſtolzen Blick ſeiner Gebieterinn ſo ſchwärmeriſch eingenommen, zu ſehr in die Vorſtellung davon verſenkt iſt, als daß er nicht etwas von ihren Eigenſchaften, ihren Empfindungen, in ſich ſelbſt hinübernehmen ſollte. Er ahmt ihren Adel und Stolz in

Miene und Art ſich zu tragen nach; aber mitten in dieſem malendſcheinenden Ausdrucke wird man an dem ſtillen Schmachten im Auge, an dem ſanften Voneinanderziehen des Mundes, an dem flüchtigen zärtlichen Lächeln um Wangen und Lippen den gerührten Liebhaber inne: und ſo entſteht denn eine Art von Zwittergebehrde, ein Ausdruck, faſt wie der Ausdruck der Gnade, weil ſich nehmlich Würde und Stolz der Geliebten mit Zärtlichkeit und Anbetung des Liebhabers darin vereinigt.

Eine Zuſammenſetzung eigentlicher Malerei mit dem Ausdrucke findet Statt, wenn jene durch die Abſicht bewirkt wird, bei dem Mitunterredner irgend eine anſchauliche Idee zu erwecken; wenn dieſe Abſicht ein ganz anderes Spiel erfordert als die Empfindung, und gleichwohl beide, die Abſicht und die Empfindung, von ungefähr gleicher Lebhaftigkeit ſind. Hier nun ſind beide, Ausdruck und Malerei, entweder vereinbar in der Gebehrde, oder nicht vereinbar. Das letztere: wenn ſie durch einerlei Werkzeuge geſchehen ſollen; das erſtere: wenn die Werkzeuge des Ausdrucks nicht eben diejenigen ſind, die zur Nachahmung des Gegenſtandes dienen. Laſſen Sie einen Spötter über den ungeheuren Umfang eines Bauchs, über einen unbehülflichen gewatſchelten Gang, über das zur Seite Fallen eines Hinkenden, oder über irgend ſonſt einen körperlichen Fehler ſich luſtig machen, bei deſſen Nachäffung die Werkzeuge des Lachens ſelbſt ohne Gebrauch ſind: warum ſollt' er nicht beides mit einander verbinden; warum nicht in eben dem Augenblicke laut auflachen können, wo er die Dicke und Unbehülflichkeit eines Falſtaff durch eigene Vorſtreckung des Bauchs und der Hände, durch weites Auseinanderſperren der einwärtsgekehrten Füße, anzeigt? (ſ. Fig. 40.). — Anders,

Figur 40.

ſehen Sie wohl, iſt der Fall bei unſerm obigen boſmeiſternden Lehrer, wenn er ſich über das öftere Wiederkommen des Fehlers ſchon zu unwillig fühlt, als daß er das einfältige Taſten des Zöglings noch getreu ſeelle nachahmen können, und gleichwohl auch von dem Wunſche noch zu eingenommen iſt, durch anſchauliche Darſtellung des Fehlers ſelbſt zu beſchämen und Beſſerung zu bewirken. Eine volle Vereinigung der Nachahmung mit dem Ausdrucke des Unwillens iſt hier unmöglich: denn die Werkzeuge ſind für beide die nehmlichen; es muß da-

der von beiden etwas aufgeopfert, beide müſſen zu einer gewiſſen mittleren Gebehrde verſtümmelt werden, die weder ſo recht das Eine, noch ſo recht das Andere iſt. Und ſo wird bei unſerm Erzieher der Mund nun zwar geöffnet, aber zugleich verzerrt ſeyn: die Unterlippe wird hangen, aber zugleich ſich zur Seite ziehen; der Kopf wird vorfallen, aber viel zu weit ſich herausſtrecken; die Augen werden blinzeln, aber die zuſammengezogenen Augenbraunen und die gerunzelte Stirn zugleich den Zorn verrathen. Kurz, das ganze Geſicht wird zur Caricatur werden, in welcher man, neben der Nachäffung einer fremden Gebehrde, zugleich den eigenen Hohn und Unwillen des Redenden deutlich gewahr wird.

Wo keiner der hier angegebenen Fälle Statt findet, wo weder die Seele ſo in die Vorſtellung eines Gegenſtandes verſenkt iſt, daß Malerei und Ausdruck zu Eins werden, noch die Abſicht einen Gegenſtand anſchaulich zu machen herrſcht, noch dieſe Abſicht neben der Empfindung in einem merklichen Grade von Lebhaftigkeit beſteht: da iſt ſowohl die reine Malerei, als die Verbindung einer malenden mit einer ausdrückenden Gebehrde, verwerflich: ſie iſt im Widerſpruch mit dem Zuſtande der Seele; ſie iſt weder abſichtlich, noch analog, noch phyſiologiſch. Und nun beurtheilen Sie nach den hier feſtgeſtellten Grundſätzen, ob ich in meinem Vorigen Unrecht hatte, wenn ich das Spiel des dort angeführten Hamlet, des Schauſpielers Baron, und der Präſidentinn in der Mariane verwarf. Es brauchte in den Stellen, wovon die Rede war, keines mimiſchen Commentars, um die Worte verſtändlich zu machen; die Perſonen konnten nicht die Abſicht haben, die mitzutheilende Idee von den Gegenſtänden ihrer Empfindungen bis zur

möglichſten Anſchaulichkeit zu beleben; auch erlaubte ihnen das die Natur dieſer Empfindungen nicht: der Ausdruck derſelben war von der malenden Gebehrde zu ſehr verſchieden, er war ihr völlig entgegengeſetzt.

Aber welches ſind denn nun die Fälle, wo die Seele wirklich ganz im Object iſt? welches die andern Fälle, wo die Abſicht eine lebhafte Idee deſſelben mitzutheilen, entweder herrſcht, oder doch neben der Empfindung in einem ungefähr gleichen Grade der Stärke beſteht? — Wer ſo fragt, liebſter Freund, der verlangt von der Theorie mehr, als ſie leiſten kann; er will ſo beſtimmte, ſo genaue Vorſchriften, daß der Künſtler alles eigenen Nachdenkens überhoben, und eben dadurch vom Range des Künſtlers bis zum Range des bloß mechaniſchen Arbeiters erniedrigt werde. Die Regel kann weiter nichts, als das ohnehin ſchon vorhandene richtige Gefühl zu deutlichen Begriffen entwickeln, das dann und wann ſchlafende oder irrende Genie des Künſtlers wecken und warnen, und in zweifelhaften Fällen ihm zu einer ſchnellern oder gewiſſern Entſcheidung verhelfen. Einige mehr ſpecielle Vorſchriften ließen ſich indeß noch geben, z. B. die: daß der Schauſpieler keine Ideen und Empfindungen ausdrucken muß, die er zu haben in der Rede verneint; ferner, daß er ſich, beſonders bei metaphoriſchen Ausdrücken, hüten muß, ja keine ſolche Prädicate zu faſſen, die außer der Vergleichung liegen, und auf die jetzige Idee oder Empfindung der Seele keine Beziehung haben. Wenn Freeport zu Lindanen ſagt*): „Mademoiſelle, ich liebe „Sie ganz und gar nicht;“ wie abgeſchmackt wäre es, wenn

*) L'Ecossaise, act. 2, sc. 6.

er in ſeine Miene den Ausdruck eines ſtillen zärtlichen Schmachtens legte? Oder wenn Antonius dem Römiſchen Volke ſagt, er habe dem Cäſar eine Krone geboten und Cäſar ſie ausgeſchlagen; wie lächerlich wäre ſein Spiel, wenn er bei dem Worte „Krone“ den Zeigefinger gegen die Erde kehrte, und durch einen in der Luft beſchriebenen Kreis die Runde der Krone malte? wie weit lächerlicher noch, wenn er Cäſarn ſelbſt „die Krone der Helden“ nennte, und eben eine ſolche Malerei dabei anbrächte? — Fehler dieſer Art ſcheinen vielleicht zu abgeſchmackt, als daß es einer Warnung davor bedürfte; aber welches iſt wohl der Fehler, der nicht in der That begangen, und oft von Leuten begangen wurde, die ſich Wunder wie viel mit ihrem Geſchmack und ihrer Beurtheilung dünken? Sollten Sie nie einem Rhapſoden zugehört haben, der zu ſeiner Declamation in einem weg Gebehrden macht, und jedes Wort, jeden bildlichen Ausdruck, oft ſo poſſierlich malt, daß auch ein Graffus oder ein Cato alle Runzeln darüber verlieren könnte?

Es iſt ſo ſichtbar, daß Odoardo in der äußerſten Ungeduld der Begierde iſt, wenn er zu Orſina ſagt:*) „Schütten Sie nicht Ihren Tropfen Gift in einen Eimer!“ Es iſt ſo ſichtbar, daß ſein Spiel nur dieſe Ungeduld auszudrücken hat; daß er ſich unmöglich Zeit laſſen kann, der Gräfinn durch ſorgfältige Ausmalung der Metapher, das was ihm an ihr ſo verhaßt iſt, noch lange vorzubilden. Und doch habe ich ſelbſt — freilich nur in einer Bude, in die ich mich einſt aus Neugier ſchlich — einen Odoardo geſehen, der jene bildliche Redensart, was meinen Sie wie? zu geben ſuchte. Erſt erhob

*) Emilia Galetti, Aufz. 4, Auftr. 7.

er, ganz nach der Regel des Riccoboni, den rechten Arm, legte den Zeigefinger an den Daumen, und ſenkte beide gegen die Erde, als ob er etwas von ihnen herabfließen ließe (ſ. Fig. 41.):

Figur 41.

das war der Tropfen! Dann hielt er beide Hände ziemlich weit von einander, ſpreizte alle Finger, und ſchien etwas von nicht geringem Umfange damit zu umſpannen (ſ. Fig. 42.): das war der Eimer! — Denken Sie nur nicht, daß ich dieſes Beiſpiel aus meinem eigenen Kopf erdichte, um Sie lachen zu machen; Sie kennen ja Selbſt einen Odoardo, der jedesmal beim Ausſprechen des Wortes „Eimer" ſich mit voller Fauſt auf den Wanſt ſchlägt; und iſt denn dieſer Fehler weniger lächerlich, weniger unglaublich, als jener? —

Das Bisherige, mein Freund, mag zur Ausführung der

Figur 42.

Quintilian'ſchen Regel, und zur Beantwortung Ihrer erſten Frage genug ſeyn: ob nicht durch dieſe Regel alle Malerei von der Schaubühne verbannt werde? Ihre zweite Frage, das pantomimiſche Schauſpiel betreffend, beantworte ich in meinem folgenden Briefe.

Neun und zwanzigſter Brief.

Zwar, meinen Sie, ſei ich der Pantomime, wie es aus dem Anfang unſers Briefwechſels erhelle, nicht ſonderlich hold: aber einmal ſei es doch eine eigene mögliche Gattung von Schauſpiel, eine Gattung, die gleich Anfangs bei ihrem Urſprunge, und noch unlängſt bei ihrer Wiedererneuerung durch den berühmten Noverre, den ausgezeichnetſten Beifall erhalten. Uebergeben könnte ich ſie um ſo weniger, da ſie von der Hülfe der Rede ſo ganz entblößt, ſo ganz von der einzigen Kunſt der Gebehrde abhängig ſei, und ausdehnen könnte ich die Regel, die ich für den Schauſpieler feſtgeſetzt, auf den Pantomimen unmöglich: denn dieſer, wie ich ſelbſt geſtanden, könne gewiſſer malender Zeichen für die Objecte ſeiner Erfindungen nicht entbehren.

Ich hätte, glaub' ich, hinzufügen ſollen: — wenn er ſich in die Nothwendigkeit ſetzt, dieſe Objecte erſt bezeichnen zu müſſen; wenn er ſelbſt den Dichter ſpielen und eigene Verwickelungen erfinden will. Denn allerdings laſſen ſich Pantomimen denken, in denen er alle dem Ausdruck hinderliche Malereien vermeiden kann; und ob er einen Stoff, bei dem er ſie nicht vermeiden kann, jemals wählen ſollte? iſt noch die Frage.

Es giebt Vorfälle im Leben, die nach allen dabei vorkommenden Umſtänden und Symptomen ſo allgemein bekannt ſind,

und die zugleich so viel Eigenes haben, daß bei ihrer pantomimischen Vorstellung keine Frage über den Gegenstand seyn kann, der hier soll nachgeahmt werden. Sie erinnern Sich wohl des pantomimischen Possenspiels, welchem einst auf einer der Societätsinseln die Engländer zusahen *), und welches freilich nur unter einem solchen, noch so wenig gesitteten oder so wenig verderbten Volke konnte gegeben werden. Oder Sie erinnern Sich auch der Kriegestänze der wilden Amerikaner, worin sie ihren Zuschauern alle die bekannten Vorfälle eines Feldzuges, den Ausmarsch, den Angriff, die Gefangennehmung, das Morden, den Rückzug, pantomimisch darstellen **). In diesem ganzen Tanze hat der Krieger die fortdauernde Absicht, die dann und wann auch der Schauspieler in Erzählungen, in Beschreibungen hat: er will die Bilder gewisser Gegenstände so lebendig, so anschaulich erwecken als möglich; und so malt

*) Forster's Reise um die Welt, d. Uebers. Bd. 2, S. 107.

**) Charlevoix Hist. de la Nouv. France, tom. 3, p. 297. il (le danseur) représente le départ des guerriers, la marche, les campemens; il va à la découverte, il fait les approches, il s'arrête, comme pour prendre haleine, puis tout-à-coup il entre en fureur, et on diroit qu'il veut tuer tout le monde; revenu de cet accès, il va prendre quelqu'un de l'assemblée, comme s'il le faisoit prisonnier de guerre; il fait semblant de casser la tête à un autre, il couche un troisieme en joue; enfin il se met à courir de toute sa force. Il s'arrête ensuite et reprend ses sens; c'est la retraite, d'abord précipitée, puis plus tranquille. Alors il exprime par divers cris les différentes situations, où s'est trouvé son esprit pendant sa derniere campagne, et finit par le récit de toutes les belles actions, qu'il a faites à la guerre.

er denn zwar, aber mit eben der Befugniß, womit der Schauſpieler malt, und malt völlig deutlich, weil Alle wiſſen, was er vorſtellen will, und weil das, was er vorſtellen will, eben dieſe ſeine körperlichen Bewegungen ſind, die er als natürliche Zeichen gerade ſo gebraucht, wie der Maler ſeine Umriſſe und Farben. Willkürlicher Zeichen würd' es erſt dann bedürfen, wenn er Gegenſtände oder Vorfälle bezeichnen wollte, die etwas von ſeinen körperlichen Stellungen und Bewegungen ſelbſt Verſchiedenes wären, oder wenn ſeine Zuſchauer von der Bedeutung und dem Gebrauch dieſer Stellungen und Bewegungen noch durchaus keine Kenntniß hätten.

Die komiſchpantomimiſchen Ballette, womit man die Vorſtellungen auf unſern Bühnen zu beſchließen pflegt, ſind guten Theils ähnliche Darſtellungen von ganz gewöhnlichen und bekannten Vorfällen, die man ohne Dolmetſcher durch den bloßen Anblick verſteht. Wer kennt nicht die Freuden eines Erntefeſtes, die mancherlei Scenen eines Jahrmarkts, einer Schenke, eines Coventgarden? Auch ſolche Stücke, die nach Art der Luſt- und Trauerſpiele eine eigene Verwickelung anſpinnen, den Knoten ſchürzen und auflöſen, laſſen ſich pantomimiſch ausführen, ohne daß zur Verſtändigung des Zuſchauers mehr als ſelbſt der richtige Ausdruck der Empfindungen nöthig wäre. — Laſſen Sie einen Schäfer bei dem Anblick einer jungen reizenden Schäferinn plötzlich gerührt werden: er nähere ſich ihr zärtlich und ehrerbietig; ſie, voll ſchüchterner Schamhaftigkeit, wende ſich ab und verlaſſe die Bühne; nach wenig Augenblicken komme ſie, dem Scheine nach betroffen, aber im Grunde froh, ihn noch wiederzufinden, zurück; er verſtehe ihr Wiederkommen, lege ein Band, einen Blumenſtrauß, was Sie ſonſt wollen, als ein

Opfer der Liebe zu ihren Füßen: noch sei sein Glück unentschieden, da ein anderer Liebhaber hinzukomme und sie berausche; es falle eine Scene der Eifersucht vor; das ganze Betragen der Schäferinn zeige, daß sie nie diesem Andern Erwartung der Gegenliebe und also auch kein Recht zur Eifersucht gab; nun erscheine die, die auf das Herz dieses zweiten Liebhabers die früheren Ansprüche hat, und ihr Anblick, ihr Unwille, ihre Niedergeschlagenheit vermöge ihn, reuig und beschämt zu der ersten Liebe zurückzukehren; die Vermittelung jenes ersten Paars bewege endlich die Zürnende zur Versöhnung, und erkenntlich dafür helfe nun wieder der zweite Liebhaber jenem ersten zu seinem Glücke: was ist hier Dunkles und Unverständliches in der ganzen Art, wie die Handlung anfängt, fortgeht, endigt? Wer liest hier nicht in dem bloßen Spiel der Mienen, in Bewegungen und Stellungen der Personen, alle ihre so natürlichen, der ganzen Menschheit und jedem Geschlecht insbesondere so gemeinen Empfindungen? Wer wird über einen Knoten, der fast in jeder Liebesgeschichte wiederkömmt, über eine so gewöhnliche, so alltägliche Entwickelung dieses Knotens, Erklärung fordern? Das Auge eines jeden macht hier die Exposition, und das Herz die Erzählung. —

Doch auch das ist so nothwendig nicht, daß die Begebenheiten und Handlungen die gewöhnlichen, die alltäglichen sind. Lafitau erzählt uns*), daß oft nach einem glücklich geendigten

*) Moeurs des Sauvages Amér. tom. 1, p. 523. Plusieurs de ceux, qui ont vécu parmi les Iroquois, m'ont assuré, que souvent, après qu'un chef de guerre a exposé à son retour tout ce qui s'est passé dans son expédition, et dans les combats qu'il a livrés ou

Feldzuge der Irokesische Anführer unter seinen Landesleuten auftritt, und ihnen diesen Feldzug nach allen seinen Vorfällen beschreibt. Kaum hat er geendigt, so springen alle Anwesende auf, und bringen die ganze Erzählung in einen pantomimischen Tanz. Hier, sehen Sie wohl, dürfen nun die Begebenheiten nicht mehr die gewöhnlichen, die in jedem Feldzuge wiederkommenden seyn: sie können so viel Eigenes und Besonderes haben, als man nur will; sobald sie nur mit den wahrsten, den bedeutendsten Stellungen und Gesten angedeutet werden, so wird ein jeder, der mit Aufmerksamkeit die Erzählung gehört und die Begebenheiten nach ihrer ganzen Folge wohl in's Gedächtniß gefaßt hat, den Tanz von Anfang bis zu Ende verstehen, und bei jeder neuen Scene den hier ausgeführten Punct der Erzählung angeben können.

Eben so auch bei uns, wenn zwar keine ganz gemeine Begebenheiten, keine ganz alltägliche Handlungen, aber doch solche vorgestellt werden, von deren Beschaffenheit, Entstehung, Verlauf, wir schon zum voraus hinlänglich unterrichtet sind. Wir dürfen alsdann nur den Anschlagzettel sehen, nur den Namen der Pantomime hören, und wir finden keine Schwierigkeit mehr, den Bewegungen und dem Spiel der Tänzer vom ersten bis zum letzten Augenblicke zu folgen. Oft auch können wir des Anschlagzettels, des Namens der Pantomime entbehren: denn

soutenus contre les ennemis, sans en omettre aucune circonstance, alors tous ceux qui sont presens à ce récit, se lèvent tout d'un coup pour danser, et représentent ces actions avec beaucoup de vivacité, comme s'ils y avoient assisté, sans neanmoins s'y être preparés et sans avoir concerté ensemble.

die Gruppe der Personen selbst, und vielleicht irgend ein Besonderes, wovon wir wissen, daß es gerade bei dieser Handlung vorkömmt, bringt uns sogleich die ganze vorzustellende Begebenheit in Gedanken. — Dies war der Fall auf der alten Bühne mit dem „Schäfer auf Ida." Man durfte nur die drei in ihrem Charakter sich so sehr unterscheidenden und nach diesem Charakter so allgemein bekannten Göttinnen; durfte nur den Schäfer und das Gebirge und vor allem nur den goldenen Zankapfel erblicken, so war ein jeder von Allem, was er zu erwarten hatte, unterrichtet; nichts konnte in den Mienen und Bewegungen der Juno, der Minerva, der Venus, nichts in den Ausdrücken des bewundernden, zweifelnden, zuletzt von der Venus hingerissenen Paris mehr unverständlich und zweideutig bleiben. Dies würde auch auf den neuern Bühnen der Fall seyn, wenn wir es uns erlaubten, die sogenannten Mysterien oder die Erzählungen der biblischen Geschichte in Pantomimen zu verwandeln. Jedermann kennt diese Erzählungen aus dem ersten Unterricht, und wer nur einen Baum, mit einer Schlange umwunden, wer nur unter dem Baume Mann und Weib erblickte, der würde sogleich alles folgende bis auf den Cherub mit dem flammenden Schwerte verstehen. Verstand doch Clarke, so wenig er auch des Spanischen mächtig war, die ganze zu Madrid vorgestellte heilige Leidensgeschichte *).

Ein nur flüchtiges Nachdenken muß Sie sogleich überzeugen, daß bei solchen Gegenständen, wie hier beschrieben worden, durchaus keine Nothwendigkeit für den Pantomimen ist,

*) Letters concerning the Spanish Nation by the Rev. Edw. Clarke: lett. 6.

von der Regel des Schauſpielers abzuweichen. Entweder herrſcht offenbar in ſeiner Seele die Abſicht, die Idee gewiſſer Gegenſtände bis zur möglichſten Anſchaulichkeit zu beleben: eine Bedingung, unter welcher die volle Malerei auch dem Schauſpieler erlaubt iſt; oder das ganze Stück iſt durch den Ausdruck der Empfindungen ſelbſt völlig verſtändlich; oder es iſt ſchon zum voraus nach ſeiner ganzen Verwickelung, dem ganzen Gange der Handlung, bekannt: der bloße Anblick und die Folge der Empfindungen macht die Erzählung, oder ſcheint ſie vielmehr zu machen — denn im Grunde macht ſie der Zuſchauer ſich ſelbſt. Und wenn alſo, in den hier angenommenen Fällen, der Pantomime für die Verſtändigung des Zuſchauers ſo gar nicht zu ſorgen, oder doch ſo wenig ängſtlich zu ſorgen hat: warum ſoll er nicht das zu ſeinem Hauptgeſchäft machen, daß er den Empfindungen ſeiner Seele den vollſten, kräftigſten, lebendigſten Ausdruck gebe? Warum ſoll er bezeichnen wollen, was er doch nie deutlich oder hinlänglich bezeichnen kann, und darüber das, was er ſo völlig kann, die Darſtellung der Affecten ſeiner Seele, entweder ganz zurückſetzen, oder doch vernachläſſigen und ſchwächen? — —

Wenn ich die Nachrichten, die wir von den Gegenſtänden der alten Pantomime übrig haben, vergleiche, und beſonders wenn ich das lange Verzeichniß derſelben beim Lucian leſe, ſo finde ich, daß dieſe Kunſt ſich nie mit eigenen Gründungen, immer mit den durch Tradition und Schauſpiele ſchon längſt bekannten Fabeln der Mythologie oder der ältern Geſchichte abgab; und dann wird mir auf einmal das viele Wunderbare, das man uns von der Geſchicklichkeit eines Pylades, eines Bathyll, und anderer ſpäterer Pantomimen erzählt, und das

mir ſonſt durchaus unbegreiflich wäre, recht ſehr begreiflich. Die Zuſchauer, wenigſtens die Meiſten unter ihnen, wußten ſchon Alles, was die Pantomimen andeuteten und ausdrückten, und wie leicht alſo konnten ſie zu dem Trugſchluſſe verleitet werden: daß ihnen wirklich das Gebehrdenſpiel alle die Ideen mitgetheilt, die doch ſchon längſt in ihrem Gedächtniſſe ſchlummerten, und ſo leiſe ſchlummerten, daß ſie zur Wiedererweckung nur eines ganz geringen Anſtoßes bedurften. So erkläre ich mir den Ausruf des Cynikers Demetrius beim Lucian*); ſo die Anekdote von dem königlichen Prinzen aus Pontus, der ſich vom Nero einen Pantomimen zum Geſchenk erbat, um ihn in Unterredungen mit Fremden gebrauchen und der Dolmetſcher entrathen zu können**).

Vorausgeſetzt: die Pantomime, welcher dieſer Fremde zuſah, habe keine der ganz gemeinen, keine derjenigen Handlungen ausgeführt, die aus den erſten Trieben der menſchlichen Natur und den alltäglichen Vorfällen des Lebens von jedem begriffen werden, ſo ſehe ich ſchlechterdings nicht ab, wie man die Anekdote auf eine andere Art erklären könne, ohne von Schwierigkeiten in Schwierigkeiten zu gerathen. Das vollkommenſte Gebehrdenſpiel, wenn es nicht im eigentlichen Sinne Sprache war, konnte den Prinzen unmöglich über eine ihm unbekannte Handlung verſtändigen; es konnte ihn nur auf ſo oder ſo eine Situation herumrathen, aber nichts mit Deutlich-

*) De saltatione: ed. Reiz. tom. 2, p. 302. *Ακουω, ανθρωπε, ά ποιεις, ουχ ὁρω μονον· αλλα μοι δοκεις ταις χερσιν αυταις λαλειν.*

**) Ebendaſelbſt.

keit, nichts mit Gewißheit erkennen laſſen. Und war das Gebehrdenſpiel des Pantomimen wirklich Sprache, ſo läßt ſich wiederum nicht begreifen, wie der Prinz, ohne Unterricht und Uebung darin, ſie habe verſtehen können. Freilich würde eine ſolche Sprache keine Sammlung von ganz willkürlichen, ganz aus der Luft gegriffenen Zeichen ſeyn, die durchaus keinen objectiven Grund hätten: denn das war noch nie eine Sprache, und das kann keine ſeyn; aber ſie würde doch auch, wie jede Sprache in der Welt, ſich mit gewiſſen gemeinſamen Merkmahlen, mit Aehnlichkeiten behelfen müſſen, die auf eine ganze Menge von Objecten gleich gut und alſo im Grunde auf keines hinwieſen: mit Zeichen, von denen man unmöglich die feſtgeſetzte Bedeutung errathen könnte, wenn man nicht ſchon vorher darüber verſtändiget worden. Die Sprache, in welcher, beim Rabelais*), Panurg und der Engländer ſich unterhalten, könnte aus ganz bequemen, ganz wohlgewählten Zeichen beſtehen; für mich wäre ſie dennoch bedeutungsloſer Unſinn, und würde es bleiben, wenn ich der altfranzöſiſchen Redensarten und Wendungen auch noch ſo mächtig wäre.

Etwas Anders, aber doch etwas Aehnliches, hat über dieſe Sache ſchon der heil. Auguſtin geſagt**), und zugleich durch das Beiſpiel der Karthaginenſer bewieſen, wie wenig ſich ohne Unterricht eine Zeichenſprache verſtehen laſſe. Er erzählt nehm-

*) Tom. 1. chap. 16. Comment Panurge fit quinault l'Anglois, qui arguoit par signes. — Beim Fiſchart fehlt dieſes Hauptſtück.

**) De Doctr. Christ. lib. 2, cap. 25. Quia multis modis simile aliquid alicui potest esse, non constant talia signa inter homines, nisi consensus accedat.

lich, daß Anfangs zu Karthago ein eigener Dolmetſcher die Zeichen der Pantomimen den Zuſchauern habe erklaren müſſen. Indeß ſteht es dahin, ob nicht im Grunde dieſe Erklärung mehr darauf hinausgelaufen, daß die Zuſchauer mit den Fabeln und Geſchichten ſelbſt, welche man auf der Bühne vorſtellte, bekannter gemacht wurden, und ob nicht mehr die Zeichen durch die Sache, als die Sache durch die Zeichen, verſtanden worden. Denn eine hinlänglich vollſtändige Sammlung von ſolchen allgemeinen Zeichen, wie es unſere Sprache iſt, durch deren andere und andere Zuſammenſetzungen immer neue bekannte Gedankenreihen verſtändlich können ausgeführt und mitgetheilt werden, ſo eine Sammlung kann ich mir unter den Zeichen der alten Pantomimen nun einmal nicht denken. Eine ſolche vollkommnere Sprache iſt wahrlich ſo leicht nicht erfunden, und wahrlich auch ſo leicht nicht erlernt.

Dreißigſter Brief.

Der Pantomime der neuern Zeiten hat kein Vorrecht vor dem Pantomimen der ältern. Wenn er nicht ganz gemeine oder ſchon ganz bekannte Handlungen ausführen, wenn er neue und eigene Verwickelung erfinden will, ſo muß er Eins von beiden: entweder malen, Zeichen erfinden, ſo bedeutend er kann, und es dem guten Glück überlaſſen, wie viel die Zuſchauer von dieſen ſchwankenden ungewiſſen Zeichen werden entrathſeln können; oder er muß den Erklärer zu Hülfe rufen, der das durch Rede verſtändlich mache, was ſich durch Gebehrde nie vollſtändig angeben läßt. Das letztere aber will Noverre durchaus nicht: er ſagt von der Kunſt, die zu ſolchen Hülfsmitteln ihre Zuflucht nimmt, daß ſie nur noch ſtammle*). Eben ſo wenig will er, daß man ſich jener malenden ungewiſſen Zeichen bediene: denn ob er gleich nicht, ſo viel ich mich erinnere, ausdrücklich auf dieſe Materie kömmt, ſo läßt es ſich doch leicht aus dem, was er ſonſt ſagt, entwickeln.

*) Lettres sur la danse et sur les ballets: p. 106. Sous le règne de Louis XIV., les recits, les dialogues et les monologues servoient d'interprètes à la danse. Elle ne faisoit que bégayer. Ses sons foibles et inarticulés avoient besoin d'être soutenus par la Musique, et d'être expliqués par la Poesie. . .

Zuerſt geſteht er, die Kunſt der Pantomime könne zu unſern Zeiten das nicht mehr leiſten, was ſie zu den Zeiten Auguſt's geleiſtet — ich ſetze hinzu: nach den großen, vielleicht übertriebenen Ideen, die wir uns von ihr aus den redneriſchen Lobſprüchen der Alten machen; — es gebe, fährt er fort, eine Menge Dinge, die ſich durch das Gebehrdenſpiel nicht mehr verſtändlich bezeichnen ließen; aller ruhige Dialog finde keinen Platz in der Pantomime*). Das heißt, denk' ich, ſehr deutlich ſagen: die Pantomime habe keine andere Sprache als die der Empfindung, und was wir alſo von ihr durch den Ausdruck dieſer Empfindung, verbunden mit dem ganzen Anblick der Perſonen und ihrer ſichtbaren Lage, nicht begriffen; darüber uns zu verſtändigen, geb' es kein Mittel. — An einem andern Orte, wo er gegen den Gebrauch der Rede zur Erklärung der Pantomimen eifert, und Stücke, die deren bedürfen, mit jenen alten Gemälden vergleicht, unter welche die ungeſchickten Maler die Namen der vorgeſtellten Perſonen ſchrieben, giebt er die Mittel an, wie ein Ballet ſo einzurichten ſei, daß es dieſer Hülfe entbehren könne; und unter allen dieſen Mitteln iſt durchaus keine Malerei der Objecte, ſind durchaus keine verabredeten Zeichen, deren Verbindung eine Art von eigentlicher Sprache gäbe**).

*) Ebendaſ. S. 19.

**) S. 112. 113. Lorsque les Danseurs, animés par le sentiment, se transformeront sous mille formes différentes avec les traits variés des passions; lorsqu'ils seront des Protées, et que leur physiognomie et leurs regards traceront tous les mouvemens de leur ame; lorsque leurs bras sortiront de ce chemin étroit, que l'école

Aus dieſen Stellen — und ich könnte ihrer mehrere von gleichem Tone anführen — erhellet meines Erachtens ganz deutlich, daß der Meiſter in der Kunſt, und der beſte Schriftſteller, den wir darüber haben, nichts auf ſeiner Bühne dulden will, was nicht durch den Ausdruck der Empfindungen ſelbſt verſtändlich iſt. Aber was für Gegenſtände können das ſeyn, ſobald es nicht mehr jene gemeinen und alltäglichen Handlungen ſeyn ſollen? Die Geſchichten der Religion zu behandeln, war dem alten Pantomimen erlaubt; und iſt es dem unſrigen nicht: Vorſtellungen dieſer Art beleidigen den Ungläubigen, wie den Gläubigen, und den erſtern oft mehr als den letztern. Es bleibt alſo nichts als das zweite Hülfsmittel der Alten übrig: der Pantomime muß die bekannteſten Werke der Dichtkunſt zum Grunde legen, und wegen der Gryphien ſich größtentheils auf das Gedächtniß ſeiner Zuſchauer verlaſſen. Hiemit ſtimmt denn auch völlig das Verfahren derjenigen überein, welche die neuere Pantomime zu dem Glanze jener alten haben emporheben wollen.

Du Bos, aus deſſen vortrefflichem Werke ich Ihnen die Stellen nicht erſt herſetzen will, worin er die Nothwendigkeit,

leur a prescrit, et que parcourant avec autant de grace que de vérité un espace plus considérable, ils décriront par des positions justes les mouvements successifs des passions; lorsqu'enfin ils associeront l'esprit et le génie à leur art: ils se distingueront, les récits déslors deviendront inutiles; tout parlera: chaque mouvement dictera une phrase; chaque attitude peindra une situation; chaque geste dévoilera une pensée; chaque regard annoncera un nouveau sentiment; tout sera séduisant, parceque tout sera vrai, et que l'imitation sera prise dans la nature.

ſchon bekannte Sujets für die Pantomime auszuwählen, bedauret *), erzählt uns den erſten Verſuch, den man in Paris mit Wiedervorſtellung jener alten Pantomime gemacht hat. „Eine Prinzeſſinn, ſagt er, die viel natürliches Talent mit viel „erworbenen Kenntniſſen vereinigt und eine große Liebhaberinn „der Bühne iſt, verlangte vor ungefähr zwanzig Jahren einen „Verſuch zu ſehen, aus welchem ſie ſich von den Vorſtellungen „der alten Pantomimen einen beſſern Begriff machen konnte, „als ihr die Leſung der alten Schriftſteller gab. Es fehlte an „Schauſpielern, die ſich hinlänglich auf dieſe Kunſt verſtanden hätten; und ſie wählte alſo einen Tänzer und eine Tänzerinn von ſehr ausgezeichneter Geſchicklichkeit und ſelbſt von „Erfindungsgeiſte. Dieſe ließ ſie durch bloße Gebehrden die „Scene aus dem vierten Act der Horazier des Corneille „ausführen, wo der junge Horaz ſeine Schweſter Camilla „tödtet; mehrere Inſtrumente ſpielten dazu eine Muſik, die ein „geſchickter Tonkünſtler, Hr. Mouret, zu den Worten dieſer „Scene, als ob ſie hätten ſollen geſungen werden, ausdrücklich „geſetzt hatte. Unſere beiden Anfänger in dieſer Kunſt rührten einander ſelbſt, durch ihre Gebehrden und Bewegungen, „bis zu Thränen; und man wird wohl nicht erſt fragen, ob „ſie auch ihre Zuſchauer rührten?“ **)

Was hier mit einer einzelnen Scene verſucht ward, das hat nachher Noverre mit dem ganzen Schauſpiele des Corneille ausgeführt, und hat es mit mehreren gleich bekannten Schauſpielen eben aus dem Grunde auszuführen gerathen, weil

*) Reflex. critiq. tom. 3, p. 276.

**) Ebendaſ. S. 285 fg.

ſonſt die Pantomimen nicht genug möchten verſtanden werden. „Die Stücke, ſagt er, in welchen ein Pylades und Bathyll „auftraten, waren durchaus bekannt: der bloße Name diente „den Zuſchauern ſtatt eines erklärenden Programms; ſie hat„ten die ganze Geſchichte ſchon im Gedächtniß, und folgten „nicht allein dem Tänzer ohne Mühe, ſondern liefen ihm auch „mit ihrer Erwartung zuvor... Und werden denn nicht wir, „fährt er fort, den nehmlichen Vortheil haben, wenn wir die „am meiſten geſchätzten Stücke unſers Theaters in Pantomime „ſetzen? Sind wir etwa weniger gut organiſirt als die Tän„zer von Rom, und iſt etwa das, was zu Auguſt's Zeiten „möglich war, zu den unſrigen nicht mehr möglich? — Es „wäre Erniedrigung der Menſchheit und Ungerechtigkeit gegen „Geiſt und Geſchmack unſers Jahrhunderts, ſo etwas denken „zu wollen" *).

Ich habe Ihnen das, was ſchon aus der Natur der Sache erhellt, auch durch das Urtheil und die eigene Praxis des beſten Meiſters beweiſen wollen, nehmlich: daß zu Pantomimen kein unbekannter Stoff, mithin kein ſolcher gewählt werden muß, bei welchem Malereien und Zeichen, zur Expoſition der ganzen Lage der Perſonen und des ganzen Ganges der Handlung, durchaus unentbehrlich ſind. Ich ſage, daß dieſes nehmliche ſchon aus der Natur der Sache erhellt: denn wenn, wie es ſichtbar der Fall iſt, die Zeichen für abweſende oder unſinnliche Gegenſtände doch immer höchſt dunkel bleiben, wenn ſie faſt aus lauter allgemeinen, ſchwankenden, vieldeutigen Malereien beſtehen, ſo kann unmöglich durch ſie ein Werk recht

*) Lettres... p. 56.

verſtanden werden: und was nicht verſtanden wird, kann nicht gefallen, nicht rühren, kann keine der äſthetiſchen Wirkungen hervorbringen, die man ſich bei Werken ſchöner Künſte zum Zweck ſetzt. Nur der Reiz des äußern Anblicks der Bühne und der Perſonen, das Geſchmackvolle der Verzierungen, der Pomp der Aufzüge, die Anmuth und Mannichfaltigkeit der Bewegungen, verbunden mit der vielleicht ſchönen Begleitung der Inſtrumente: nur dieſe Dinge können dann noch Zuſchauer locken: das Stück ſelbſt, als Stück, als Entwickelung von Begebenheiten, als Handlung, kann unmöglich intereſſiren. Und ſo bleibt es denn, auch in Anſehung des Pantomimen, ganz bei der Regel des Ausdrucks, die dem Schauſpieler gegeben ward; denn noch einmal: bei einem Stoffe, wo er der Malereien entbehren kann, ſoll er ſich ihrer auch wirklich, unter den feſtgeſetzten Ausnahmen, enthalten; und einen Stoff, wo er ihrer nicht entbehren kann und den Ausdruck um ihrentwillen zerſtören müßte, ſoll er gar nicht behandeln.

Freilich aber kommt, auch bei der Behandlung ſchon bekannter Stücke, alles auf die Art und Weiſe an, wie der Pantomime verfährt. Denn wenn er nicht den Rath, den ihm Noverre in Beziehung auf den Plan des Ganzen giebt, auch in Ausführung jeder einzelnen Scene befolgt; wenn er nicht die Begebenheiten einander näher rückt, die zerſtreuten Gemälde mehr vereinigt, die ganze Handlung mehr zuſammendrängt*); wenn er dem Dichter Schritt vor Schritt durch ſeine ganze

*) Lettres... p. 74. Resserrez l'action, retranchez tout dialogue tranquille, rapprochez les incidens, réunissez tous les tableaux épars; et vous reussirez.

Ideenreihe folgt, und jede Redensart, jedes Bild, jede Wendung durch sein Spiel zu geben sucht, so verliert er auf der einen Seite den ganzen Vortheil wieder, den er auf der andern gewann: das Spiel wird langweilig, oder wird theilweise unverständlich — denn wer hat alle Reden des Dichters so genau im Gedächtniß? — es besteht entweder aus Wiederholungen einförmiger, wenigstens sehr ähnlicher Ausdrücke, oder es verwickelt sich in allerhand seltsame, unzureichende, den Ausdruck zerstörende, oft vielleicht höchst unanständige Malereien. In höchst unanständige, sag' ich; denn ein Bild, das für die Imagination groß, edel, schrecklich seyn kann, muß — mimisch dargestellt — nicht selten klein, niedrig, possenhaft werden. Ich weiß nicht, ob Sie bei der pantomimischen Vorstellung der Horazier zugegen waren, die man einmal hier dem Noverre nachzustümpern wagte. Welch wunderliches Zeug kam da in der Stelle vor, wo Camilla ihren Bruder, ihr Vaterland, jeden einzelnen Römer verwünscht! Schon die Art, wie die Zeilen gegeben wurden:

Qu'elle (Rome)-même sur soi renverse ses murailles,
Et de ses propres mains déchire ses entrailles *):

wie geschmacklos, wie nichtssagend war sie! Aber wie weit geschmackloser noch die Malerei eines Gedankens, den der Verfertiger der Pantomime aus der Fülle seines eigenen Genies hinzugethan hatte, und der vermuthlich der war: Möchte Rom von der Erde verschlungen werden! Für die Phantasie ist dieses Bild nicht bloß edel und groß, sondern schrecklich: man sieht die Erde einen weiten Schlund, fürchterlicher als der Rachen

*) Horace: act. 4, sc. 5.

eines Meerungeheuers, aufreißen, um in ihrem Rachen ein ganzes mächtiges Volk zu begraben: aber in der mimischen Malerei? — wie niedrig, wie lächerlich, selbst wie ekelhaft ward die Vorstellung! Erst wies die Tänzerinn nach hinten, vermuthlich auf die Gegend hin, wo man sich Rom denken sollte; dann bewegte sie die Hand mit Heftigkeit gegen die Erde: dann riß sie fragenweit — nicht den Rachen eines Ungeheuers, sondern ihren eigenen kleinen zierlichen Mund auf, und warf mehrmalen hinter einander ihre geballte Faust dagegen hin, als ob sie mitten im gierigsten Schlingen begriffen wäre (s. Fig. 43.).

Figur 43.

Ein Theil der Zuschauer lachte, ein anderer schien wegen der Bedeutung verlegen. Und in der That, wie nur errathen, wie

nur muthmaßlich ist der Sinn, den ich oben dieser Grimasse gegeben habe! wie eine ganz andere, ganz verschiedene Erklärung des nehmlichen Spiels ist noch möglich! —

Wenn einmal wirklich eine Gebehrdensprache, die diesen Namen verdiente, sollte erfunden werden, so würden dergleichen sclavische Uebertragungen aus der Wörtersprache als höchst steife, höchst elende Uebersetzungen erscheinen, in welchen das Genie beider Sprachen völlig aus der Acht gelassen, und dadurch zugleich die ganze Farbe des Styls verändert worden. Ich fürchte sehr, daß auch die aus dem Du Bos von mir angeführte Vorstellung in dieser Rücksicht der Kritik manche Blößen gegeben; wenigstens ist mir der Umstand verdachtig, daß Mouret nicht die Bewegungen der Tänzer, sondern die Worte des Corneille, als ob sie hatten sollen gesungen werden, in Musik setzte. — Indeß, da es eine Prinzessinn war, welche zu dieser Vorstellung die Idee gab, so tritt hier die Kritik bescheiden zurück: eine Prinzessinn, mein Freund, hat niemals Unrecht.

Ein und dreißigster Brief.

Nicht, wie Sie sagen, aus meinen Grundsätzen; aus den Grundsätzen des Noverre selbst, dem ich Schritt vor Schritt gefolgt bin, müßte der geringe Werth der Pantomime erhellen, den Sie aus meinem Raisonnement haben schließen wollen. Ich will nicht fragen, ob der Gesichtspunct, aus welchem Sie den Werth eines Schauspiels einzig zu beurtheilen scheinen, nicht vielleicht zu eingeschränkt ist: ich will Ihnen nur gestehen, daß ich alle die Folgerungen, durch die Sie mich scheinen eintreiben und verwirren zu wollen, ohne Bedenken für wahr erkenne. Wenn der Pantomime, sobald er über die gemeinen alltäglichen Vorfälle hinausgeht, lauter schon vorhin bekannte Fabeln bearbeiten muß, so ist seine Kunst in der That eine unvermögende, abhangige Kunst, die der Hülfe der Rede nur zu entbehren scheint, ohne ihrer wirklich entbehren zu können; wenn ferner die wenigsten tragischen und komischen Meisterstücke den Zuschauern so durchaus nach allen einzelnen Scenen bekannt sind, so bleibt freilich das pantomimische Spiel theilweise noch immer räthselhaft, so daß in der Hinsicht des ganzen genauen Zusammenhanges der Begebenheiten sich hie und da beträchtliche Lücken finden; wenn endlich aller ruhige Dialog hinwegfallen, und sich immer Begebenheit an Begebenheit drängen soll, so geht allerdings gerade das verloren, was den feinern

Kenner im Schauspiel am meisten reizt: die vollständige Darstellung der Charaktere nach der ganzen Mischung und gegenseitigen Proportion der Neigungen und Kräfte; die Entwickelung des ganzen oft so feinen Spiels der Leidenschaften, der verborgensten Triebfedern und Bewegungsgründe. — Darum kann denn doch immer die Pantomime noch sehr viel Anziehendes haben: was der Geist verliert, können die Sinne gewinnen: und bei den Römern, deren großen Enthusiasmus für diese Art des Schauspiels Sie mir entgegensetzen, gewannen wahrlich nicht bloß die feinern Sinne.

Aber, fahren Sie fort, sollte denn das, was vielleicht nur verloren ging, nicht wieder können hergestellt; sollte das, was vielleicht noch niemals war, nicht mit der Zeit können erfunden werden? Sollte eine Sprache durch Mienen und körperliche Bewegungen nicht eine eben so mögliche Sache seyn, als eine Sprache durch Laute?

Eben so möglich, mein Freund? Es sei! so würden doch gegenwärtig alle die Bedingungen fehlen, unter welchen sie wirklich werden könnte. Jede Sprache, so viel ich weiß, geht aus einer kleinen Gesellschaft von Menschen aus; kostet, ehe sie von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern fortschreitet, unglaublich viele Anstrengungen des Genies; wird durch das Bedürfniß, die Mutter aller großen Erfindungen, beides hervorgebracht und vollendet. Jetzt aber sind die großen Gesellschaften bereits errichtet; das Genie, wie kühn und feurig es sei, wird durch die Unmöglichkeit, das schon Geleistete zu erreichen, von allen Versuchen abgeschreckt: und auch das Bedürfniß ist durch Erfindung und Vervollkommnung der Wörtersprache, die zu allen Zwecken schon so völlig hinreicht, vernichtet. Wenn

nicht in irgend einem abgesonderten Winkel der Erde ein Menschengeschlecht entsteht, das gleich Anfangs auf den Gebrauch von sichtbaren Zeichen verfällt: wenn nicht auch dieses Geschlecht durch eine Verbindung glücklicher Umstände zu höhern Graden der Cultur emporklimmt: wenn es nicht ganze Jahrhunderte hindurch seine Bemühungen, sich durch körperliche Bewegungen zu verständigen, unablässig fortsetzt, so möchte wohl nie eine Gebehrdensprache, die sich nur einigermaßen mit der Wörtersprache vergleichen ließe, zu Stande kommen. Denn daß ein schon redendes Volk, wie es alle uns bekannten Völker der Erde sind, sich einmüthig, mit voller Anstrengung, und ganze Menschenalter hindurch, um etwas ganz Entbehrliches, ganz Unnützes bemühen sollte: das läßt sich doch wahrlich, bei aller übrigen Thorheit der Menschen, nicht denken. Auch scheint es mir zweifelhaft, ob dadurch, daß die Wörtersprache bereits vorhanden ist, die Erfindung einer Gebehrdensprache um ein Vieles würde erleichtert werden. Eher wohl gar erschwert: denn höchst wahrscheinlich würde man die neue Sprache nach dem Muster der alten modeln wollen; und es wäre noch sehr die Frage: ob die natürliche Form der einen die gleich natürliche der andern seyn würde?

Doch auch das muß ich zurücknehmen, was ich Ihnen nur vorläufig gelten ließ: daß die Erfindung einer Gebehrdensprache eben so möglich, eben so leicht sei, als die einer Wörtersprache. Ich beziehe mich, was die mancherlei Vorzüge der hörbaren vor den sichtbaren Zeichen betrifft, auf die so bekannte Herder'sche Schrift *), und werfe hier nur einen einzelnen flüch-

*) Ueber den Ursprung der Sprache: S. 100 fg.

tigen Gedanken her, der mir aus den bisherigen Betrachtungen wie von selbst entgegenspringt, und den ich gerne näher gerückt sähe.

Der Mensch hat mit der Sprache zweierlei Absicht: er will die Ideen von den Objecten mittheilen, die ihn beschäftigen; und will die Art und Weise mittheilen, wie er von diesen Objecten gerührt wird. Das Letztere, wenn es auch nicht Absicht wäre, ist doch inneres dringendes Bedürfniß seiner Natur, dessen Befriedigung er, im Zustande der Leidenschaft, sich nie zu versagen weiß. Die Wörtersprache hat zu diesem Behufe ihre Interiectionen, die Pantomime ihre ausdrückenden Gebehrden; und diese letztern, wenn sie auch nichts kraftiger, nichts lebendiger als jene erstern wären, sind doch vielleicht klarer, mannichfaltiger, bestimmter, lassen sich vielleicht durch Willkür noch weniger als jene Laute zurückhalten. Der träge Wilde, dessen Thatigkeit immer nur durch gegenwärtiges dringendes Bedürfniß geweckt wird und daher immer leidenschaftlich ist, konnte vielleicht schon deßwegen zu keiner Gebehrdensprache kommen, weil es ihm so oft bei der Lebhaftigkeit seiner Rührung unmöglich fiel, den so genugthuenden, so vollen, so natürlichen Ausdruck, den ihm das Gebehrdenspiel darbot, zur Erreichung irgend einer andern Absicht, entweder aufzuopfern, oder doch wenigstens einzuschränken.

Zu dem erstern Behuf, zur Bezeichnung der Objecte des Denkens, waren in der Wörtersprache die ersten Elemente: die Töne, womit der Mensch wirklich hörbare Gegenstände nachahmte. Zu der Gebehrdensprache würden es, oder vielmehr mußten es, die Nachbildungen sichtbarer Gegenstände seyn: denn ganz willkürliche, ganz grundlose Zeichen können, wie schon ein-

mal geſagt, keiner Sprache den Urſprung geben. Aus dieſen anfänglichen Zeichen müßten dann, durch alle die mannichfaltigen Sprachfiguren hindurch, die Zeichen für die ganze übrige Menge unſerer Begriffe geprägt werden: und warum ſollte das bei Gebehrden nicht eben ſowohl als bei Tönen geſchehen konnen? Warum ſollten nicht auch die mancherlei Verknüpfungen und Trennungen, welche Witz und Phantaſie und Verſtand mit den Ideen vornehmen, durch ſichtbare Bilder können bezeichnet werden?

Bis hieher alſo ſcheint eine Gebehrdenſprache noch ungefähr eben ſo möglich, als eine Wörterſprache: aber ein nun noch übriger wichtiger Umſtand iſt: daß in der Seele die Vorſtellung des Objects, und die der Rührung, welche das Object hervorbringt, ſo ganz unzertrennt, ſo innig verſchmolzen, ſo Eins ſind, und daß der Menſch dieſe Vorſtellungen, auch in ihrer Bezeichnung, gleich innig will verſchmelzt, gleich genau will vereinigt wiſſen. Ein einziges Zeichen, welches in einem Nu beiden Zwecken und gleich vollkommen Genüge thut, muß ihm daher ohne alle Vergleichung lieber ſeyn, als mehrere abgeſetzte Zeichen, die dasjenige zerreißen und vereinzeln, was er in ſeiner Seele ſelbſt ſo gar nicht zu ſondern, ſo gar nicht aus einander zu finden weiß. Und in Rückſicht dieſer Vereinigung nun, dieſer innigen Verſchmelzung des ausdrückenden mit dem vorbildenden Zeichen; wie, wenn da die Wörter vor der Gebehrdenſprache einigen Vorzug hätte?

In der Wörterſprache iſt die Interjection, iſt der Ausdruck der Empfindung immer nur Laut, nur Anhauch; in der Pantomime iſt es eine eigene, vollſtändige, ausgeführte Gebehrde. In jener kann der nachahmende Schall, welcher die Idee des

Objectes enthält, mit dem Laute, dem Anhauche, der die Empfindung befriedigt, auf das genaueste verbunden werden; in dieser ist die Verschmelzung der Malerei mit dem Ausdrucke in jedem Falle unmöglich, wo beide durch einerlei Theil des Körpers geschehen sollen, und doch jedes einen ganz verschiedenen Gebrauch desselben erfordert. Das Wort Liebe ist freilich auch ausdrückend, so gut wie Miene oder Stellung der Liebe: es malt das Sanfte, Weiche, Angenehme dieser Empfindung; allein, wenn das Wort nun einmal da ist, so können Sie es nicht bloß sanft und angenehm, Sie können es auch klagend und traurig, Sie können es wild und zornig, Sie können es bitter und höhnisch aussprechen, ohne daß irgend eine Sylbe unteutlich, und ohne also daß die Idee des Objects im mindesten verwirrt oder verdunkelt würde. Alles liegt hier lediglich in der andern und andern Modification des Organs oder des Athems, in dem Leisern oder Stärkern, Sanftern oder Rauhern, Höhern oder Tiefern, Gezogenern oder Gestoßenern, Bebendern oder Festern der Stimme. — Versuchen Sie dagegen, an die malende Gebehrde der Liebe eben so mannichfaltige mimische Ausdrücke und eben so innig zu knüpfen, ohne daß jene dadurch zerstört, oder doch dunkel, unkenntlich, zweideutig würde: und Sie werden überall die Unmöglichkeit oder die Schwierigkeit fühlen. Das eine Mal wird ein voller Widerspruch die Zusammensetzung hindern: das schmachtende ersterbende Auge, die matte, sanftgebogene, hangende Stellung der Liebe (s. Fig. 44.), wird mit dem feurigen rollenden Blicke, den straffen angespannten Muskeln des Zorns (s. Fig. 45.), eben so wenig zusammengehen, als der sich bückende, in's Knie sinkende, ehrerbietig-freundliche Schmeichler (s. Fig. 46.), mit dem sich

Figur 44. Figur 45.

erhebenden, verachtenden, unwilligen Hamlet (s. Fig. 47.)*). Das andere Mal, wenn die Verbindung an sich nicht unmöglich ist, wird die Ungewißheit entstehen: ob die ganze Gebehrde ausdrücken, eine Mischempfindung bezeichnen, oder ob sie nur zum Theil ausdrücken, zum Theil den Gegenstand der Empfindung vorbilden soll? Wenn ich ein zärtliches, stilles Lächeln um Mund und Wangen, bei etwas hinaufgezogenen innern Spitzen der Augenbraunen, sehe: wie soll ich da die Frage beantworten: ob beide Empfindungen, Traurigkeit und Liebe, sich in der Seele dessen vereinigen, der die Gebehrde macht? oder ob von diesen Empfindungen nur die eine in seiner eigenen Seele, die andere bloß der Gegenstand sei, welcher jene veran-

*) In Bezug auf S. 23 fg. gesagt.

Figur 46.

Figur 47.

laßt? Und in dem letztern Falle, wie soll ich's entscheiden: welche von beiden die ausdrückende, welche die vorbildende sei? Denn es ist ja beides gleich möglich: Liebe kann Traurigkeit, und Traurigkeit kann Liebe erwecken. — Ich weiß zwar, daß hier der Zusammenhang Manches würde aufklären können; nur zu viel muß er nicht aufklären sollen, oder es geht am Ende sein eigenes Licht verloren.

Zwei und dreißigster Brief.

Die Gedanken, die ich zu Ende meines vorigen Briefes hinwarf, und die ich nicht mit noch andern vermehren will, um weder zu weitläuftig, noch für meinen bisherigen Ton zu spitzfindig zu werden; diese Gedanken, sag' ich, mögen wahr oder falsch seyn, so bleibt doch immer, aus den angeführten übrigen Gründen, die Erfindung einer pantomimischen Sprache eine der schwierigsten Aufgaben. Und da nicht erst jetzt diese Gründe zu gelten angefangen, da sie in ihrer vollen Kraft schon zu den Zeiten Augusts bestanden, so kann ich unmöglich in den Ton mit einstimmen, in welchem so Manche von den Wundern der alten Tanzkunst reden. Einzelne Zeichen haben freilich, nach dem Zeugnisse der Schriftsteller, die alten Pantomimen gebabt: ich will zugeben, sie haben ihrer viele gebabt: sie haben es zum Geschäft ihres Lebens gemacht, die eigenthümlichsten sprechendsten Merkmahle an den Dingen zu fassen; haben der Wörtersprache manches brauchbare Bild, manche glückliche Anspielung abgewonnen: haben Alles mit einer Kraft, einer Wahrheit, einem Leben dargestellt, wovon wir in unserm kalten Norden uns kaum die Idee machen können: haben noch überdies die Kunst des Ausdrucks bis auf den höchsten Grad getrieben, bis in die feinsten Schattirungen ausgebildet. Aber mit alle dem — wie weit mußten sie hinter der Wörtersprache

zurück bleiben! Ein Pylades und Pathyll werden doch wahrlich nicht das Genie ganzer Menschengeschlechter in sich vereinigt: Nem wird sich doch nicht auf einmal, durch einen wunderbaren Instinct, einer neuen, zu jeder andern Absicht entbehrlichen, ihrer Originalität wegen gewiß nicht leichten, Sprache befliſſen haben: und so kann ich mir keine pantomimische, durch sich selbst verständliche Ausführung ruhiger raisonnirender Scenen, keine deutliche, von der Rede unabhangige, Behandlung seiner künstlicher Verwickelungen denken. Die Zeichensammlung jener Tänzer möchte höchstens das seyn, was die Wörtersammlung eines noch rohen Volkes auf den untersten Stufen seiner Cultur ist: hinreichend für einen engen Kreis von sinnlichen gemeinen Begriffen, aber noch viel zu arm an Abstractionen, viel zu arm an Beziehungs- und Verbindungsideen, als daß sich irgend ein Stück eines Euripides, oder nur irgend eine Scene eines solchen Stückes, in sie übersetzen ließe.

Ich hoffe nicht, daß Sie mir hier die Gebehrdensprache der Sicilianer entgegensetzen werden, wovon der Graf von Borch in seinen Briefen über Sicilien und Malta mit so viel Bewunderung spricht *).

*) Tom. 2, lettre 20, p. 236. Une autre particularité non moins singulière (es war vorher von dem Eigenthümlichen der Sicilianischen Sprache die Rede gewesen) est l'usage des gestes et des signes, dont on se sert ici communement, et dont le langage est si expressif pour les nationaux, qu'à une distance considérable, au milieu d'une compagnie nombreuse, deux personnes, sans ouvrir la bouche, se comprennent mutuellement et se communiquent leurs pensées l'une à l'autre. Ces signes et ces gestes ne sont point generaux: une femme en a de différente espèce, les uns destinés à

Geben Sie, bitt' ich, in der Erzählung des Grafen nur auf die Umstände Acht: daß jede einzelne Person ihre eigene Sprache, mit jeder eine andere, und also eine Vielheit von Sprachen hat, und daß alle diese Sprachen original, alle von der eigenen Erfindung dessen sind, der sie gebraucht: werden Sie da noch auf etwas anders, als auf eine nur geringe Anzahl von Zeichen für einen sehr engen Kreis von Ideen schließen?

Aber — könnten Sie mir noch einwenden — wenn denn wirklich durch die Zeichen der Pantomimen selbst ein Stück so wenig verständlich wäre; wenn wirklich Alles dabei auf vorläufige Kenntniß der vorzustellenden Begebenheit und auf gutes Gedächtniß der Zuschauer ankam: wozu denn überhaupt alle Zeichen? Warum wollten jene Künstler das, was sie so

---

son mari, d'autres à son amant, enfin d'autres pour ses amis; cette difference d'alphabet produit trois langues differentes, pour ainsi dire, dont la même personne se sert avec toute l'aisance possible. On remarque la même habileté dans les enfans, qui dès l'age le plus tendre commencent déjà à composer avec leurs camarades une suite de signes propres à eux seuls. Cela provient du penchant, qu'a la nation pour les gestes: un Sicilien ne peut pas dire la parole la plus indifferente, sans l'accompagner tout de suite d'un geste expressif. On croit, que ces gestes et ces signes datent du tems encore de Denis le vieux, dont la tyrannie, défendant l'usage de la parole à ses sujets, les obligea d'inventer de nouveaux moyens pour se communiquer leurs pensées et pour se consoler dans leur malheur. Je ne vous garantis pas la vérité de cette origine; mais de quelle source que provienne cet usage, je ne puis que l'admirer, et vous dire que je le regarde comme la plus sublime pantomime que j'aye vue de ma vie.

gut entbehren konnten, nicht auch wirklich entbehren? — Vielleicht, weil ſie die Entbehrlichkeit deſſelben nicht einſahen: weil ſie das Mangelhafte ihrer Kunſt weder ſich ſelbſt, noch den Zuſchauern, geſtehen wollten; weil ſie mit dieſen zugleich den Trugſchluß machten: daß das, was ſo wohl verſtanden werde, ſeine Deutlichkeit eben von dem Gebrauch der Zeichen erhalte. Oder, was wahrſcheinlich die noch frühere, die eigentlich erſte Urſache war: weil ſie ſich des ſo natürlichen Triebes, mit den Empfindungen auch die Urſachen und Gegenſtände derſelben zu bezeichnen, nicht zu erwehren wußten; und weil ſie alſo, bei dem Mangel der Rede, wenigſtens die Hauptideen ſo oder anders durch Gebehrden mußten zu geben ſuchen. Endlich vielleicht auch deßwegen: weil ſie in der That von dem Gebrauch dieſer Zeichen manche gute Wirkung erfuhren, indem ſie dadurch dem ſtockenden Gedächtniſſe der Zuſchauer hie und da eine Hülfe gaben, und durch Erneuerung einer einzigen wichtigen Idee oft die ganze Reihe, wovon dieſe Idee ein Glied war, wieder hervorriefen. —. Uebrigens klage ich die Pantomimen wegen des Gebrauchs dieſer Zeichen nicht an: es ſteht dahin, wie verſchwenderiſch oder wie ſparſam ſie damit mögen umgegangen ſeyn, und wie wenig oder wie ſehr ſie über die Malerei den Ausdruck mögen vernachläſſiget haben. Die alten Schriftſteller reden von dieſer ganzen Sache zu ſelten, und auch dann, wie es mir vorkömmt, entweder zu kurz, oder zu unbeſtimmt, oder zu hyperboliſch *). — —

*) Man ſehe, wenn man will, dieſe Stellen geſammelt in dem oft angeführten Werke von Du Bos, oder auch in Octav. Ferrarii Dissert. de Pantomimis et Mimis.

Und nun endlich genug, mein Freund, von einer Materie, der ich hier ohnehin kein Genüge thun kann, und die ich, ohne Ihre Fragen und Einwendungen, nur ganz leicht berührt haben würde! Genug überhaupt von der Schauspielkunst, insofern sie Aehnlichkeit mit der Malerei hat, und einen einzelnen Anblick im Raume darstellt! Jetzt noch von eben dieser Kunst, insofern sie ihre Wirkung in der Zeit hervorbringt, oder mit Einem Worte, insofern sie Musik ist! — Ich nehme hier, wie Sie sehen, das Wort Musik, so wie es die ältern Griechen nahmen; in dem weitern allgemeinern Sinne, wo es mehrere ursprünglich verbundene Künste begriff, die erst späterhin getrennt wurden, und bei dieser Trennung — ich weiß nicht, ob mehr gewannen oder verloren? Diese Künste waren: für das Auge, die Kunst der Bewegungen und Gebehrden, mit ihrem lyrischen Theile, dem Tanz; für das Ohr, die Kunst der Declamation, ebenfalls mit ihrem lyrischen Theile, dem Gesange und der begleitenden Musik der Instrumente. Die Dichtkunst gehörte dazu nur in Hinsicht auf ihren mechanischen Theil, auf die dem Ohre gefallende Kunst des Versbaues, des Rhythmus. Den Beweis, daß in der That unter dem Worte Musik alle jene Künste, aber auch keine mehreren, begriffen worden, werden Sie mir hoffentlich schenken; Sie können ihn Sich Selbst aus den Stellen führen, die Brown*) und Du Bos aus dem Platon, Athenäus, Porphyr, Augustin, dem Griechischen und dem Römischen Quintilian, gesammelt haben. Wenn Sie die oben angegebenen schönen Künste ver-

*) „Betrachtungen über die Poesie und Musik“ (übersetzt von Eschenburg), Abschnitt 5, 1.

gleichen, so erkennen Sie sogleich, daß in dem alten Begriffe der Musik die zwei wesentlichen Merkmahle verbunden waren: das Energische oder in der Zeit Wirkende, und das Sinnliche. Durch jenes wurden alle bildenden, alle im Raum wirkenden Künste ausgeschlossen; durch dieses die Dichtkunst, insofern sie sich nicht an die Sinne, sondern an die Phantasie und die übrigen innern Kräfte der Seele wendet.

Zwar könnten Sie gegen das letztere Merkmahl einwenden: daß doch Sokrates, beim Platon, selbst die Philosophie nicht allein Musik, sondern die größte Musik nenne, und daß doch Philosophie so ganz mit keinem äußern Sinne, sondern bloß mit Verstand und Vernunft zu schaffen habe. Aber wenn wirklich Philosophie zur Musik wäre gerechnet worden, warum hatte denn Sokrates, da es jetzt zum Sterben ging, sich mit dem Zweifel beunruhigt: ob er auch durch sein Studium derselben den Befehl der Gottheit, sich der Musik zu befleißigen, erfüllt haben möchte? Warum hatte er auf den Fall, daß die Gottheit die Musik in dem gewöhnlichen, in dem Volkssinne (δημώδη μουσικήν) gemeint, noch im Gefängniß Verse gemacht*)? Wer nur etwas mit dem Platon bekannt ist, der muß es in seiner schriftstellerischen Manier als einen wesentlichen Zug bemerkt haben, daß er die ernsthaften und wissenschaftlichen Dinge immer gern mit Gegenständen der Künste zusammenbringt: daß er immer gern für das Wissenschaftliche Reiz vom Schönen, und für das Schöne Ernst und Würde vom Wissenschaftlichen borgt. So wie er hier die Philosophie die größte Musik nennt, so nennt er anderswo eine vortreffliche

*) Man s. den Phaedon, ed. Tren. p. 46.

Staatsverfaſſung die wahrhafteſte Tragödie *), und betrachtet den Staatsmann als einen Mitgenoſſen und Nebenbuhler des tragiſchen Dichters. Wollten Sie darum die alten Staatsverfaſſungen wirklich unter die Schauſpiele, und die alten berühmten Staatsmänner, einen Solon, einen Lykurg, einen Perikles, unter die tragiſchen Dichter ſetzen? — Uebrigens erhellt noch aus der Stelle im Phädon, daß nicht die ganze Dichtkunſt, ſondern nur die Kunſt des Versbaues, zur Muſik gezählt worden: denn wie hätte ſonſt Sokrates glauben können, dem im Traume ihm gewordenen Befehl dadurch zu erfüllen, daß er die ſchon längſt vorhandenen und dem ganzen Griechenlande bekannten Fabeln Aeſop's bloß in Verſe brächte? **) —

Es iſt nicht bloß Ausſchweifung, mein Freund, daß ich, bei Gelegenheit des Ueberganges von dem einen Theile der Mimik zum andern, auf den alten Begriff der Muſik zu reden komme. Ich glaube vorherzuſehen, daß es bei gewiſſen Puncten der nachfolgenden Unterſuchungen vortheilhaft ſeyn wird, die Betrachtung allgemein zu machen, und ſie aus dem eingeſchränktern Felde der Mimik in das weitere der Muſik hinüberzuſpielen. Brown beklagt es, daß man die verſchiedenen energiſchen Künſte in der Ausübung getrennt hat; ich meines Theils

*) De Legib. lib. 7. ed. Feſt. p. 898. Ἡμεις ισμεν τραγῳδιας αυτοι ποιηται καλα δυναμει καλλιστας ἁμα και αριστας· πασα γαρ ἡμιν ἡ πολιτεια ξυνεστηκε μιμησις του καλλιστου και αριστου βιου, ὁ δη φαμεν ἡμεις γε οντως ειναι τραγῳδιαν την αληθεστατην. . .

**) Ερτεινας τους του Αισωπου λογους, wie es Gebes ausdrückt.

beklag' es nicht weniger, daß man ſie in jenem ſie alle umfaſſenden Begriff von einander geriſſen. Wenn, durch jene erſtere Trennung, die Wirkung der Künſte, ſo hat, durch dieſe letztere, ihre Theorie verloren: denn mit dem gemeinſamen Worte hat der Anlaß zur Unterſuchung ihrer gemeinſamen Grundſätze gefehlt: und gleichwohl wäre dieſe Unterſuchung höchſt wichtig für die Aeſthetik, höchſt wichtig für die Seelen-, und vielleicht ſelbſt für die Sittenlehre geweſen. Die Folge, hoff' ich, ſoll Ihnen zeigen, daß wirklich allen muſikaliſchen Künſten einerlei Hauptbegriffe und Regeln zum Grunde liegen; auch könnten Sie dieſes ſchon jetzt erkennen, wenn Sie die bisher entwickelten Grundſätze der einen Hauptkunſt, der Mimik, auf die andere Hauptkunſt, die Declamation, wollten anzuwenden und überzutragen ſuchen.

Drei und dreißigster Brief.

Sie sagen ganz recht, daß, um die Aehnlichkeit der Grundbegriffe in den beiden Künsten, des Gebehrdenspiels und der Declamation, zu beurtheilen, Sie von der Theorie dieser letztern wenigstens einen Entwurf haben müßten. Und sollten Sie denn wirklich eines solchen Entwurfs wegen in Verlegenheit seyn? Sollten Sie keinen der vielen Schriftsteller kennen, die in ältern und neuern Zeiten diese Theorie bearbeitet haben? Vielleicht keinen Francius, keinen Le Faucheur, keinen Grimaref: aber doch gewiß einen Cicero*), einen Quintilian**), und die frühere Griechische Quelle, aus welcher beide geschöpft haben, den Stagiriten. Der letztere ist zwar freilich, nach seiner gewöhnlichen Art, nur sehr kurz über diese Materie: er wirft, statt der Theorie selbst, nur das unentwickelte Samenkorn hin, aus welchem sie werden könnte; aber im Grunde ist denn doch die ganze künftige Pflanze in dem organisirten Stoff enthalten: und wenn der vortreffliche Mann diesen Stoff nicht selbst entwickelt, so liegt das bloß

*) De Orat. lib. 3, cap. 57. (Was in den ihm zugeschriebenen Büchern ad Herenn. lib. 3, cap. 11, 15, vorkommt, ist weniger hieher gehörig.)

**) Institut. orat. lib. 11, cap. 3.

an seinem zu großen Reichthume, der es ihm, eben wie der Natur, unmöglich macht, jede der unendlich vielen Anlagen zu verfolgen und auszubilden.

„Mehrere Schriftsteller", sagt Aristoteles, „und unter andern Glaukon der Tejer, haben Regeln gegeben, wie man Gedichte, aber noch keiner, wie man Reden declamiren müsse. Die Kunst der Declamation, fahrt er fort*), beruht auf dem richtigen Gebrauch der Stimme zum Ausdruck der mancherlei Leidenschaften, und bei diesem Gebrauche kömmt dreierlei in Betrachtung: die Stärke der Stimme, da man entweder lauter oder leiser, rauher oder sanfter; die Höhe und Tiefe nebst der Modulation, da man entweder in feinern oder in gröbern Tönen, mit mehr oder mit weniger Abwechselung; die Bewegung, da man entweder schneller oder langsamer, in kürzern oder in längern Absätzen, gebundener oder gestoßener spricht." — Sie werden, hoff' ich, mit der Art, wie ich hier den Aristoteles halb commentire, halb übersetze, nicht unzufrieden seyn; ich möchte Sie gerne urtheilen lassen, inwiefern auf die drei von ihm angegebenen Puncte auch die plura ab his delapsa genera, wie sie Cicero nennt**), das laeve, asperum, u. s. f. könnten zurückgebracht werden. In der Erklärung des zweiten

---

*) Rhetor. lib. 3, cap. 1: ed. Lips. p. 162. *Ἐστι δε αὐτη μεν (ἡ ὑποκρισις) εν τῃ φωνῃ, πως αυτῃ δει χρησθαι προς ἑκαστον παθος· οἱον ποτε μεγαλῃ, και ποτε μικρα, και ποτε μεσῃ. Και πως τοις τονοις· οἱον οξειᾳ, και βαρειᾳ, και μεσῃ. Και ῥυθμοις τισι προς ἑκαστα. Τρια γαρ εστι, περι ων σκοπουσι· ταυτα δ' εστι μεγεθος, ἁρμονια, ῥυθμος.*

**) L. c. u. 216.

Puncten weiche ich freilich von den Auslegern ab: allein ich denke, mit sehr sichtbarem Recht: denn unmöglich kann hier, wie Majoragius will*), von dem bloßen Accentuiren der Sylben die Rede seyn: der Philosoph spricht ja nicht vom richtigen Lesen, sondern vom ausdrucksvollen, der Natur jeder Leidenschaft angemessenen, Declamiren. Und wenn gleich dieses letztere jenes erstere allerdings voraussetzt, so kann doch jenes erstere sehr wohl ohne dieses letztere seyn. Es giebt der Redner und der Schauspieler so Viele, die fast nie den rechten Accent, weder in Ansehung der Sylben noch der Wörter, aber desto öfter den rechten Ton des Affects verfehlen.

Bringen Sie nun die wahre Art der Declamation, für was für Leidenschaften Sie wollen, unter die drei vom Aristoteles festgestellten Gesichtspuncte, und wenn Sie die Gründe entwickeln, warum die eine Leidenschaft lauter, die andere leiser, die eine schneller, die andere langsamer, die eine höher, die andere tiefer spricht, u. s. w., so werden Sie überall, wie in der Mimik, auf Analogie, auf Absicht, auf Veränderung des körperlichen Zustandes treffen. — Eben der langsame, bei jedem

*) Man s. dessen Explanat. in Rhetor. Aristot. p. 743. Vergl. P. Victor. Comment. p. 616. — Wie viel besser hier Quintilian, der zwar auch des richtigen Recitirens, aber nur nebenher und als einer Sache erwähnt, die bei der Declamation schon vorausgesetzt werde. Utendi voce, sagt er, multiplex ratio. Nam praeter illam differentiam, quae est tripartita, acutae, gravis, flexae; tum intentis, tum remissis, tum elatis, tum inferioribus modis opus est, spatiis quoque lentioribus aut citatioribus, l. c. ed. Burm. p. 1000.

Merkmahl verweilende Ideengang, welcher Schritt und Hände[illegible] im Affect der Verwunderung so gehalten, so feierlich macht: eben dieser Ideengang zieht und dehnt auch jeden einzelnen Ton, und schleift und bindet Wort an Wort, Sylbe an Sylbe. Der Athem wird zum Aushalten tiefer geschöpft, die Absätze der Rede sind lang, der Einschnitte wenig: nur wo die Fülle der auf einmal sich darbietenden Ideen die Besonnenheit der Seele, die zum wörtlichen Ausdruck ihrer Empfindungen nöthig ist, schwächt: da verliert sich mit dem Gedanken die Rede, und die Pause wird um so feierlicher und anhaltender, je langsamer sich, so zu reden, die Denkkraft aus dem Meer von Ideen, worin sie sich verloren hatte, wieder heraushebt. — Freude hat, wie sich schon in ihren Gebehrden verräth, einen zwar raschen und lebhaften, aber doch sanften und leichten Ideengang; und dieser Analogie gemäß, wie anmuthig gleiten und rollen ihr, wenn sie in Worte ausbricht, die Töne! wie viel muntere Kraft, ohne Mühe und Anstrengung, zeigt sich in der gemäßigten Stärke der Stimme, und in dem langern Aushalten des Athems! — Zorn hat, wegen innerlicher Erhitzung, nur einen sehr kurzen Athem; aber wie schnell wird dieser Athem, so oft er verbraucht, wieder ersetzt, um die Worte mit eben der Geschwindigkeit hinzuströmen, womit die Seele ihre Gedanken entwickelt! Wie sehr verräth sich das Wilde und Unbändige dieser Leidenschaft, selbst in dem Stammeln und Stottern, wo sie lebhafter, und in dem gänzlichen Verstummen, wo sie auf ihrem höchsten Punct ist! Das eine Mal ist die Seele schon zu weit voraus, als daß sie Alles, was zwischen der erst gesprochenen und der schon gedachten Idee mitten inne liegt, sollte nachzuholen wissen; das andere Mal verzweifelt sie völlig, die allzugroße Menge ihrer Ideen

mit Worten faſſen, oder der übermäßigen Geſchwindigkeit derſelben mit der Stimme folgen zu können.

Aus eben der Analogie mit der Ideenfolge, aus welcher ich hier den Gang der Stimme erklärt habe, läßt ſich auch die Wahl der einzelnen Laute erklären. Die Bewunderung, werden Sie finden, ſpricht nie in höhern, immer in tiefern Tönen; warum? Weil ſie ihre Ideen nur ſo langſam entwickelt, und weil, bei tiefern Tönen, der Schwingungen, die auf jede Secunde fallen, ſo viel weniger ſind. Ich ſehe Sie, daucht mir, zu dieſem Gedanken ein wenig lächeln: aber verſuchen Sie, wenn Sie ihn allgemeiner machen, ob er ſich nicht durch alle Leidenſchaften durchführen läßt? ob nicht jene, mit je mehr Schnelligkeit ſie ihre Gedanken entwickelt, um ſo mehr in die Höhe ſteigt, und je einen gemäßigtern Gang ſie hält, um ſo tiefer herabſinkt? Eben der Zorn, deſſen Rede in einem ſo heftigen reißenden Strome einherbraust; wie gerne pfeift er in die höhern Töne hinein! wie greift er die höchſten und ſchneidendſten gerade da, wo er am wildeſten, am gefährlichſten, zum Führen des Streits am aufgelegteſten iſt! Und wenn er ſeinen Gegenſtand durch Verachtung kränken will: wenn er ein höhnend Gelächter aufſchlagt: wie ganz von jedem andern verſchieden, wie durchdringend und kreiſchend und ſtillirend iſt dieſes Gelächter! Wie oft verſagt ihm mitten im Lachen die Stimme und bricht, wenn ſie zu einer Höhe über ihr Vermögen ſoll angeſtrengt werden! Dahingegen die ſanfte Freude; wie leicht und wohlklingend weiß ſie zu lachen! wie modulirt ſie immer, bei ihrem nur ſchnellen und lebhaften, nicht wilden ungeſtümen Ideengange, zwiſchen den höchſten und den tiefern Tönen umher! Wie weiß ſie, nach den mancherlei Graden ihrer

lebhaftigkeit, bald zu ſteigen und bald zu ſinken, ohne doch je den kreiſchenden Fiſteltön des Zorns, noch den vollen feierlichen der Bewunderung zu greifen! Immer weilt bei ihr die Stimme in der Mitte des Umfangs: und eben dies iſt eine der Urſachen, warum die Sprache keines Affects ſo wohlklingend und anmuthig und hold iſt, als die der Freude. Denn ſo wenig es auch, nach der Ausübung unſerer heutigen Tonſetzer und Virtuoſen, ſo ſcheinen mag, ſo ſind doch immer die mittlern gemäßigtern Töne die eigentlich ſchönen gefälligen Töne. —

Mit dieſen Bemerkungen hangen andere über gewiſſe abſichtliche Modificationen der Stimme, wenn man dem Verſtande Hülfen geben oder Affecten erregen und dämpfen will, innigſt zuſammen. Wer ſich ſelbſt oder Andern einen wichtigen, aber ſchweren, noch nicht genug gefaßten, Gedanken zu beſſerer Gründung und Ueberzeugung vorſagt, der ſpricht nicht bloß langſam, ſondern auch in einem geſenktern, tiefern Tone; darum: weil, nach ſeinem Gefühle, ein ſolcher Ton zum Feſthalten der Aufmerkſamkeit einladet; weil er die Seele zu jener Ruhe, jenem gemäßigtern Gange der Ideen herabſtimmt, der zum vollern Erkennen der Wahrheit ſo vortheilhaft iſt. Wer mehrere Gedanken auf einander häuft, die das Gemüth in immer größere Ehrfurcht verſetzen, es zu immer tieferer Anbetung bewegen ſollen, der ſteigt bei jedem Worte mit der Stimme mehr nieder: dahingegen der, welcher Affecten, wie die der Angſt, des Zornes, der Freude, anſchwellen will, ſie Wort vor Wort mehr erhebt. — Die Leidenſchaften haben überhaupt, um dies hier beiläufig zu ſagen, jede ihre eigene Gradation, die nicht ſo ſchlechthin nur in Erhebung und Verſtärkung der Stimme,

ſondern in gröſſerer Vollendung des beſondern einer jeden zukommenden Tons liegt. Wer die Hitze eines Zornigen dämpfen, das heißt, wer den raſchen ungeſtümen Gang ſeiner Vorſtellungen in einen ſtillern, langſamern verwandeln will, der hütet ſich eben ſo ſorgfältig vor dem zu Hohen, als vor dem zu Lauten oder zu Schnellen: denn wie vortreffliche Bewegungsgründe er ihm auch vorhalten möchte, ſo würde doch der ſinnliche Eindruck eines zu hohen Tons ſicher mehr den Ideengang zu beſchleunigen, mithin den Zorn zu verſtärken, als jene Bewegungsgründe, ihn anzuhalten und zu beſänftigen, dienen. Das bekannte Tonarion des C. Gracchus*) gab ihm wohl nicht ſo eigentlich den Ton an, in welchen er einfallen ſollte; er warnte ihn wohl nur überhaupt vor den Extremen, und ſprach ihm durch tiefere Töne gleichſam zu, wenn er zu hitzig, oder trieb ihn durch höhere an, wenn er zu kalt war. —

Es wäre ſo leicht, Ihnen die Fruchtbarkeit des Grundſatzes der Analogie durch Beiſpiele von mehreren Leidenſchaften zu zeigen, den Gebrauch der Stimme für jede dieſer Leidenſchaften nach Stärke und Schwäche, Höhe und Tiefe, Modulation und Bewegung anzugeben, und die ganze Kunſtſprache der Tonſetzer, die doch ſo wenig für alle Begriffe und Nüancirungen hinreicht, dabei zu erſchöpfen. Es wäre ſo leicht, Ihnen zu zeigen, wie bei jeder kleinen Abänderung eines Affects, bei jeder Miſchung deſſelben mit andern, auch der Ton der Stimme ſich abändert: wie z. B. die Verehrung, wenn ſie nicht mehr reine Bewunderung moraliſcher Vortrefflichkeit, ſon-

*) Cicer. de Orat. lib 3. cap. 60, 61. Vergl. Quintil. lib. 1, cap. 10.

dern schon mit Furcht oder mit Scham vermengt ist, von der Tiefe und Fülle und Gleichheit der Stimme verliert; wie sich ihr Athem schon merklich zu verkürzen anfangt, und also Einschnitte und Absätze häufiger werden, u. s. f. Allein ich begnüge mich, Sie auf den Weg der eigenen Untersuchung geführt, und Ihnen die Möglichkeit einer allgemeinen Theorie der energischen Künste nur an einigen Beispielen gezeigt zu haben.

Vielleicht finden Sie, daß Einiges oder auch Alles, was ich zur Analogie gezogen, sich eben so gut aus physiologischen Gründen herleiten ließe: und in der That könnten Sie aus der Erweiterung des Sprachorgans den tiefern Ton der Bewunderung; aus seiner Verengerung, wegen des stürmenden die Gefäße auftreibenden Bluts, den schneidenden Hohn des Zorns erklären. Sie hätten dann hier eine neue, obgleich nicht sehr angenehme Aehnlichkeit zwischen Mimik und Theorie der Declamation; diese: daß man wegen so mancher Erscheinungen in Verlegenheit ist, ob man sie lieber aus dem einen oder dem andern Erkenntnißgrunde herleiten soll. Am besten zwar immer, man bleibt bei demjenigen Erkenntnißgrunde, welcher die leichteste, deutlichste Einsicht gewährt, indem er zugleich, wo nicht ganz, doch am weitesten durchführt; und diesen Vorzug hat, meines Erachtens, in Ansehung der oben bemerkten und anderer ihnen ähnlichen Erscheinungen, offenbar die Analogie. Auch ist so gar keine Schwierigkeit, das Fach des Physiologischen mit andern sonst nicht zu erklärenden Modificationen der Stimme zu füllen, wovon ich Ihnen als Beispiele nur die Heiserkeit der Wuth, das Seufzen der Traurigkeit und der Liebe, die schwankende, schluchzende, gebrochene Stimme der Wehmuth nenne. Als absichtlich führe ich noch das Hinaufziehen der

Stimme an, das bei den letzten Worten einer Frage gewöhnlich iſt. Es giebt auch beim Reden ſo etwas, das dem Grundton beim Singen entſpricht: das Ohr bleibt unbefriedigt, wenn die Stimme nicht in dieſen Grundton zurückfällt: der Fragende zwingt alſo gleichſam den Befragten, vermittelſt des unangenehmen Gefühls der ermangelnden Vollendung, daß er durch die Antwort den Satz ſchließen, und mit der Wißbegierde des Andern zugleich ſein eigenes Ohr befriedigen muß. —

Das Einzige, worauf ich Sie noch beſonders aufmerkſam mache, iſt der Punct vom ausdrückenden und malenden Declamiren. Auch mit der Stimme kann man beides: den Gegenſtand ſeiner Empfindung, und die Empfindung ſelbſt, bezeichnen; auch bei ihr kann Malerei und Ausdruck innigſt mit einander verbunden oder in Widerſpruch ſeyn; auch für ſie gelten, wenn ſie malt, die beiden Gründe: Lebhaftigkeit der eigenen Vorſtellung, und Abſicht bei Andern eine mehr anſchauende Idee zu erwecken; auch ſie hat alle die Regeln, und kann in alle die lächerlichen Fehler verfallen, von welchen oben geſprochen worden. Die höhere lyriſche Declamation [illegible] der Geſang: für den Geſang iſt die Regel vom Ausdruck ſchon lange feſtgeſetzt, obgleich noch nicht mit ſo vielen Beiſpielen, als zu wünſchen wäre, erläutert worden. Setzen Sie nun, ſtatt der nähern Beſtimmung: lyriſche Declamation, das Allgemeinere: Declamation überhaupt; und Sie werden, denk' ich, wegen der ganzen Lehre noch weniger in Verlegenheit ſeyn, als es ſchon die in unſerer Mimik angeſtellten völlig ähnlichen Unterſuchungen und Entwickelungen Sie würden bleiben laſſen.

Vier und dreißigſter Brief.

Alles, was in Anſehung des fortgehenden Gebehrdenſpiels zu bemerken iſt, bezieht ſich entweder im Allgemeinen auf die Natur der Gattung, zu welcher ein Kunſtwerk gehört, oder auf die Beſchaffenheit eines gegebenen Kunſtwerks inſonderheit: und auch hier wieder entweder auf die Verbindung ſeiner ſammtlichen, oder auf den Zuſammenhang gewiſſer einzelner Theile. — Sie glauben es, nach dieſem ſo einfaltig, ſo leicht ſcheinenden Entwurfe wohl ſchwerlich, was für verwickelte, feine, mit der Sprache kaum zu bearbeitende Materien er befaßt, und in welcher Verlegenheit ich gleich in Anſehung des erſten Punctes bin, meinen Gedanken einen hinlänglich lichten, ſcharfen, anſchaulichen Ausdruck zu geben. Glücklicher Weiſe ſind die hier vorkommenden Begriffe und Regeln von den allgemeinern, die für ſammtliche muſikaliſche Kunſte gelten: was man für die eine derſelben feſtſetzt und beweiſt, das iſt für alle feſtgeſetzt und bewieſen: und was ſich von der einen nicht ohne Dunkelheit und Schwierigkeit ſagen laßt, das laßt ſich vielleicht von der andern mit mehr Klarheit, mehr Leichtigkeit ſagen. —

Ziehen Sie, bitt' ich, Ihre Aufmerkſamkeit einen Augenblick von dem Gebehrdenſpiel ab, und wenden Sie ſie auf den Rhythmus der Rede. Sie haben dreierlei Arten deſſelben: das beſtimmte Sylbenmaaß des lyriſchen, des epiſchen, des ſchil-

vernten Gedichts: den höhern sehr merkbaren Numerus der feierlichen erhabenen Rede, der poetischen Prose; endlich den leichten unbestimmten Numerus des Gesprächs, des Briefs, und überhaupt jeder gemeinen Schreibart. Was ich hier Arten des Rhythmus nenne, sind wohl nicht so eigentlich Arten: es sind die am deutlichsten unterschiedenen Hauptgrade, zwischen denen eine unbestimmbare Menge anderer mittlerer Grade liegt, die aber schon zu schwach schattirt sind, schon zu sehr in einander fließen, als daß sie noch mit einiger Schärfe gefaßt werden könnten. Diesen verschiedenen Arten des Rhythmus entsprechen eben so viele verschiedene Arten der Declamation. Die höchste lyrische, ganz bestimmt im Tact und im einzelnen Laut, der hier Ton wird, ist der Gesang; weniger bestimmt, aber doch schon von unverkennbarem Hauptcharakter, ist die Declamation des leidenschaftlichen Redners, des lyrische oder epische Werke hersagenden Rhapsoden; am wenigsten bestimmt, bald völlig ruhig, bald Gemüthsbewegungen nur mehr oder minder andeutend, nie aber ausbildend, nie den Ton von irgend einer ganz vollendeten oder durchführenden, ist die gewöhnliche Sprechart. Und auch hier giebt es wieder, wie bei dem Numerus, unzählig viel mittlere Stufen, da sich die gemeine Sprechart der höhern Declamation, und diese dem Gesange, mehr oder weniger nähert.

Jede der hier angegebenen verschiedenen Arten nun hat ihren bestimmten Gebrauch. Nur in einigen Fällen ist das Sylbenmaaß schicklich, in andern höchst unschicklich; nur beim Ausdruck gewisser Gemüthslagen dient es die Wirkung zu erhöhen, beim Ausdruck anderer würde es sie schwächen oder vernichten. Eine ruhige Untersuchung des Denkers, eine kaltblü-

tige Erzählung des Geſchichtſchreibers — in Verſen! ein leichtes, in mancherlei ſchwache Töne der Empfindung ausweichendes Geſpräch — in beſtimmten Strophen! eine, wenn gleich ſchon empfindungsvolle, Rede, ein gewöhnlicher, wenn auch freundſchaftlicher herzlicher Brief, eine Erzählung alltäglicher Vorfalle — in lyriſchen Sylbenmaaßen von charakteriſtiſchem Fall und Klang! Jedermann verwirft das als unſchicklich, als unnatürlich; warum? Nicht, wie man auch wohl langſame ſchleppende Füße verwirft, wo ein fröhlicher Gemüthszuſtand, oder muntere hüpfende, wo ein trauriger Gemüthszuſtand ſoll ausgedrückt werden; nicht wegen der im Ganzen verfehlten Art, ſondern wegen des zu Beſtimmten, zu Erhöhten, zu Vollendeten der Empfindung. Man fühlt, daß nach dem ganzen Inhalt der Rede, nach dem ganzen Ideengange des Redenden, und ſchon nach der Wahl ſeiner Ausdrücke, Wendungen, Bilder, ſeine Gemüthsfaſſung nicht ſo entſchieden, ſeine Empfindung weder von der Fülle, noch von der Gleichheit und Einförmigkeit iſt, daß der beſtimmte, entſchiedene, unveränderliche Charakter des Sylbenmaaßes damit zuſammenſtimmte. Ehemals, als die Geſchichte noch Ueberlieferung großer Begebenheiten und Thaten war, die eine lebhaft gerührte Einbildung oder ein begeiſterter Patriotismus zu verewigen ſuchte, als die Philoſophie noch in phantaſiereichen kühnen Dichtungen von Erzeugung der Götter und Urſprung der Welt beſtand: da vertrugen noch beide, mit dem übrigen Schmucke der Poeſie, auch ihre Sylbenmaaße; aber als die Geſchichte ſich in ruhige unparteiiſche Erzählung zu verwandeln, die Philoſophie ſich der kaltblütigen abſtracten Unterſuchung zu nähern anfing: da führte in jener den Herodot, in dieſer den Phe-

recydes*), ihr richtiges Gefühl auf die Prosa. Und auch der Ton dieser Prosa würde noch falsch gewesen seyn, wenn er da, wo er sich mit seinem Gegenstande nur mäßig hatte erheben sollen, sogleich in die prächtigen Rhythmen, in den hohen stolzen Numerus des begeisterten Redners gefallen wäre. Denn es hat mit diesem Numerus vollends eben die Bewandtniß, wie mit dem Sylbenmaaße des Verses. Wie falsch z. B. würde der Ton eines gewöhnlichen freundschaftlichen Briefes seyn, wenn er die volle Weichheit, die volle hinschmelzende Süßigkeit eines Idyllions erreichte? Freilich soll auch er einen gewissen Grad von Zärtlichkeit, von Weichheit des Tones haben: Klang und Fall sollen auch in ihm der Natur der Empfindung entsprechen: aber bis zu dem so merklich Cadencirten, dem schon halb Gebundenen, aus den sanftesten Tonmaaßen so sorgfältig Zusammengefügten einer Geßner'schen Prosa, muß es nicht kommen, oder der Brief wird geziert, ekelhaft, unausstehlich.

Die Anwendung dieser Bemerkung auf die verschiedenen Arten der Declamation macht sich von selbst. Das empfindungsvolle Lied, von welchem Charakter es sei, will nicht bloß hergesagt, es will gesungen seyn; wie richtig, wie gefühlvoll es declamirt werde, so däucht uns doch, daß ihm noch nicht sein volles Recht widerfahre: erst dann sind wir befriedigt,

*) Apulej. Flor. 2. Pherecydes. . . primus, versuum nexu repudiato, conscribere ausus est passis verbis, soluto locutu, libera oratione. Pherecydes hatte allerdings noch eine sehr allegorische und dichterische Sprache: aber er war doch schon nicht mehr bloßer Mythelege. Man s. Aristot. Metaph. lib. 12 (nach Du Val), cap. 4.

wenn der schlichte Laut zum musikalischen Ton und der noch schwankende Rhythmus zum Tact wird. Hingegen ein gesungener Brief, wie man ihn hie und da in Französischen Opern findet: wer kann ihn, wenigstens das erste Mal, ohne Lächeln oder Kopfschütteln hören? Die Abgeschmacktheit wird freilich größer, wenn die Person nicht schon öfter den Brief durchlas, nicht vielleicht selbst ihn schrieb, sondern ihn eben jetzt erst erhielt; aber auch ohne diesen Umstand nimmt überhaupt kein Brief Gesang an, oder er ist nicht mehr Brief: er ist Lied, Elegie, Romanze, was sonst man will, an eine gewisse einzelne Person gerichtet. Wiederum eine mehr charakterisirte, mehr aushaltende Stimme, wo man den leichten Gesprächston wollte, oder dieser leichte Gesprächston, wo die volle Pracht der höhern Declamation an ihrer Stelle wäre; eine Scene aus Minna, gelesen wie eine der herrlichsten Schilderungen der Messiade, oder diese Schilderung, wie eine Scene aus Minna: wer würde hier, wenn die Natur ihm einen Kopf und ein Herz gab, nicht alle Geduld verlieren? Darum dürfte denn doch der Ton nicht völlig vergriffen, nicht die ganze Art der Empfindung verfehlt seyn: sie wäre nur das eine Mal nicht erreicht, das andere Mal überspannt; dort fiele der Vorleser in den Fehler der Kälte, hier in den Fehler des falschen Pathos, des Schwulstes, der Ziererei. —

Und nun, mein Freund, von dieser scheinbaren Ausschweifung zurück zu dem eigentlichen Gegenstande, worauf es hier ankömmt! Auch bei dem Gebehrdenspiel finden sich eben die Arten, oder wenn Sie wollen, eben die Grade, die wir bei Numerus und Declamation unterschieden. Alle die Ausdrucke der verschiedenen Seelenzustände, die wir haben kennen lernen,

erheben sich durch unnennbar viele Stufen von dem ersten Anfange, dem ersten Verdacht eines Affects, bis zu seiner gänzlichen Ausbildung, seiner Vollendung. — Sie erinnern Sich doch des Gemäldes, das ich Ihnen von der Freude, unter der Gestalt des Entzückens, entwarf? (s. Fig. 28.) Betrachten Sie noch einmal ihr lachendes weitgeöffnetes Auge, ihre der ganzen Länge nach ausgebreiteten Arme, ihre gleichsam in der Luft schwebende, auf die Spitze des Fußes gestellte Figur; und Sie haben den entschiedensten, den vollendetesten Ausdruck dieses Affects: einen Ausdruck, den Sie mehr als zwiefach mildern können, ohne ihn aufzuheben, oder auch nur ihn unkenntlich zu machen. Die zu gerade Linie der Arme beuge sich in eine sanfte Krümmung herab: sie bleiben darum noch immer ausgebreiteter: der eine Fuß stehe weniger auf der Spitze, und der andere schwebe weniger hoch, weniger von jenem ersten entfernt: der Körper wird darum noch immer emporgetragen und der Schritt bleibt schwebend und leicht: Auge und Mund verenge sich um ein Weniges, und jenes glänze, dieser athme gelinder: beide sind darum noch immer offen, und der Blick bleibt heller, der Athem voller (s. Fig. 48.). Nehmen Sie eine zweite größere Aenderung vor: ziehen Sie die Arme an beiden Seiten noch tiefer nieder: geben Sie den Muskeln weniger Kraft, so daß sich die Figur nur noch unmerklich erhebe; lassen Sie beide Füße auf den Boden leicht auftreten, und nur eine flüchtige schwache Dehnung des Mundes den äußersten Rand der Vorderzähne entblößen: so ist das immer noch mehr als Ausdruck bloßer Zufriedenheit: es ist Freude, aber fast nur in ihrem Entstehen oder Verschwinden, fast nur auf jenem äußersten Puncte, wo sie gleich bereit ist, zu höhern Graden emporzu-

Figur 48.

Figur 49.

ſchwellen, oder zu ſanfter ſtiller Ruhe hinabzuſinken (ſ. Fig. 49.). Schwächen Sie eben ſo die Ausdrucke anderer Affecten, z. B. des ergrimmten, kaum ſich haltenden, zahneſletſchenden Zorns (ſ. Fig. 45.); oder der tiefgebeugten, gegen die Erde ſtarrenden, bald ganz unbeweglichen, bald nur träge und mühſam ſich fortſchleppenden Schwermuth (ſ. Fig. 33.); erhalten Sie dort wie hier die ganze Art, aber nicht die ganze Stärke des Ausdrucks; laſſen Sie jenen mit dem Arm weniger ausgreifen, den Körper weniger rückwärts beugen, die Fauſt mit weniger Spannung der Muskeln ballen (ſ. Fig. 50.); dieſe das Haupt weniger tief gegen den Buſen ſenken, nicht mit ohnmächtig niederhangenden Armen daſtehen, vielleicht ſie noch in einander ſchlagen, vielleicht noch die Hände in der Kleidung, aber nur nicht in der höhern Gegend des Buſens, bergen (ſ. Fig. 51.);

Figur 50.

Figur 51.

und Sie haben, denk' ich, der Beispiele genug, um im Allgemeinen den Unterschied, den ich im Sinne habe, zu fassen; den Unterschied des ganz entschiedenen, vollendeten, gehaltenen, und des weniger ausgeführten, weniger bleibenden Ausdrucks, bei dem noch höhere Grade möglich sind, der eben deßwegen auch leichter verschwinden, leichter Nüancen annehmen, sich mischen, sich in verschiedenartige Ausdrücke umwandeln kann.

Mit dem Gebrauche dieser verschiedenen Ausdrücke ist es eben wie in den Künsten der Declamation und des Rhythmus. Auch die Mimik hat ihre lyrischen, ihre enthusiastischen Werke, in welchen sie auf das Höchste und Vollkommenste geht, und die vollendetesten, abgemessensten, dem Charakter jeder Leidenschaft entsprechendsten, Bewegungen wählt. Sie hat hier die

ganz bestimmten Füße, den völlig entschiedenen Numerus des Sylbenmaaßes: sie ist hier gleichsam Musik für das Auge, so wie diese gleichsam Tanz für das Ohr. Denken Sie Sich nun einen Tänzer mit den leichtern, weniger entschiedenen Mienen und Stellungen, mit den ungebundenern, nachlässigern Bewegungen des Schauspielers; und es ist Ihnen, wie bei einem matten, prosaischen Odendichter: seine Bewegungen dünken Ihnen faul, seine Ausdrücke ohne Kraft, ohne Seele. Von ihm wollen Sie den Affect, der ihn beleben soll, mit Begeisterung dargestellt: je leichter die Freude daherhüpft, je mehr sie gleichsam in der Luft schwebt, in je wenigern Puncten sie den Boden berührt; oder wenn Liebe soll geschildert werden: je zärtlicher und süßer diese Liebe auf ihren Gegenstand blickt, je schmachtenderm Verlangen sie auf ihn zuwallt, je inniger und entzückter sie die Arme um ihn herumschlingt; oder wenn Stolz die auszubildende Empfindung ist: je kühner dieser Stolz in die Höhe schwillt, je selbstzufriedener und verachtender er um sich her schaut, je einen weitern Raum sein verweilender feierlicher Schritt übermißt, desto mehr finden Sie Ihre Forderungen befriedigt, desto lauter und herzlicher geben Sie Beifall. Nur die Gesetze der Schönheit und des Anstandes wollen Sie nicht übertreten haben: die Erhebung des Körpers soll leicht, nicht steif geschehen; die Arme sollen sich nicht zu sehr der geraden Linie nähern: Auge und Mund sollen sich nicht bis zu der ungebührlichen Weite einer Fratze öffnen: das Schmachten der Liebe soll nicht Ohnmacht, ihre Entzückung nicht Contorsion, Verachtung soll nicht wirklicher Ekel werden: sonst ist aller Enthusiasmus, alle Schwärmerei des Ausdrucks, Ihnen willkommen. — In nicht-lyrischen Werken hin-

gegen, in welchen, wo nicht mehr Gesang, sondern bloß eine höhere Declamation an ihrer Stelle wäre, bei dem affectvollen Redner, bei dem begeisterten Vorleser: wie widrig und unnatürlich würden Ihnen da jene tänzermäßigen Bewegungen dünken! Gleichwohl dürfen beide, der Rhapsod und der Redner, nach Maaßgabe des mehr oder minder Affectvollen der Rede sich schon dem Entschiedenen und Vollendeten des Ausdruckes nähern: ihre Stellungen und Bewegungen dürfen schon ausgeführter, voller, gehaltener, als die des bloßen Schauspielers seyn. Denn diesem letztern geziemt durchaus kein anderes als ein freies und leichtes Spiel, eine Gesticulation, die den höhern vollern Ausdruck der Affecten nur dann und wann und immer nur auf Augenblicke greift, ohne auch in diesen Augenblicken ihn je bis auf's Höchste zu treiben. Freilich sind Rollen möglich, in welchen der Schauspieler stellenweise Lyriker, Redner, Rhapsod wird, und in solchen Stellen mag dann auch Er, eben wie jene, gesticuliren; aber während des eigentlichen Dialogs, während der eigentlichen Handlung, muß er leicht, ungebunden, natürlich spielen, den Ausdruck immer nur auf einen gewissen Grad treiben, oft ihn nur andeuten, nie in seinen Bewegungen Redner, noch vielweniger Tänzer werden.

Nach der Parallele, worin ich das Gebehrdenspiel mit Numerus der Rede und Declamation gestellt habe, errathen Sie schon von selbst, daß ich auch von **versificirten Theaterstücken** kein Freund bin. Ich weiß, daß ich hier große Beispiele, selbst das Urtheil ganzer Nationen, und obendrein noch Raisonnements bedeutender Kunstrichter wider mich habe: aber den bei weitem größten Theil derjenigen Nation, zu welcher ich selbst zu gehören mich freue, bab' ich dagegen für mich:

und so darf ich ja wohl meinen Geschmack nicht verheimlichen — was ich zwar auch mitten in Paris, mitten unter den Bewunderern der Französischen Tragiker, schwerlich würde. In Deutschland hat man das versifizirte Trauerspiel längst begraben; wenn es noch hie und da, und gemeiniglich nur auf Befehl, gegeben wird, so hat es wenig Zuschauer mehr: man ist Feind jener Declamationen und Tiraden, welche die Versification so natürlich mit sich brachte; Feind jenes gespannten, strotzenden, übertriebenen Spiels, welches wiederum eine Folge von beiden, von Versification und rednerischer Ausbildung der Empfindungen, war. Ein Le Kain, mit seiner Ueberspannung aller edlen, und seiner Verfalschung — nicht bloß Milderung — aller unedlen, aller auch nur gemeinen Ausdrücke, macht sein Glück nur noch an Deutschlands undeutschen Höfen, aber schwerlich in Deutschland. Indeß sind wir noch nicht so glücklich gewesen, daß wir unser Urtheil hätten entwickeln, unsere Vorliebe für die Prosa durch Gründe hätten rechtfertigen können. Damit, daß wir so schlechthin vom Falschen, Gekünstelten, Unnatürlichen reden, ist sehr wenig gethan: das ist noch immer mehr der zu beweisende Ausspruch, als selbst der Beweis; und doch wäre, meines Erachtens, dieser Beweis sehr möglich, wenn man die Natur des Drama weiter entwickeln, und sie mit der Natur des Sylbenmaaßes vergleichen wollte.

Fünf und dreißigster Brief.

Tadeln Sie mich doch nicht als ungerecht gegen die Französische und parteiisch für die Brittische Bühne: ich bin wahrlich keines von beiden, und ich habe der Engländer bloß darum nicht erwähnt, weil ich an sie nicht gedacht, oder weil ich in Ansehung ihrer mich so ganz auf fremdes Urtheil hätte verlassen müssen. Mag es seyn, wie Sie sagen, daß zu London so gut wie zu Paris übertrieben wird, und daß Rasen den guten Geschmack noch mehr als Strotzen beleidigt: ich kann jenes nicht widerlegen, und dieses nicht läugnen: aber Fehler bleiben doch Fehler, sie mögen von Wenigern oder von Mehrern begangen werden; und damit daß vielleicht auch ein Quin sündigt, ist doch wahrlich ein Le Kain nicht gerechtfertigt. Die wahre und einzige Rechtfertigung für den letztern, wenn er, vor lauter Begierde edel zu seyn, beides überspannt und verfälscht, hab' ich schon angegeben: er wählt sich die Stelzen, worauf wir ihn einherschreiten sehen, nicht selbst: sie werden von fremder Hand ihm angeschroben. Seine Dichter strotzen, und er muß mit ihnen strotzen.

Nach den Gründen, die ich wider die Versification im Drama zu haben glaube, sind Sie, wie ich merke, begierig; Sie hätten, sagen Sie, diese Materie schon für erschöpft gehalten; und wenn es nur keine Ausschweifung wäre — —

Aber es ist keine Ausschweifung, mein Freund: es ist ganz Eins, ob ich den eigentlichen geraden Weg, oder einen nahe liegenden, völlig gleichlaufenden Nebenweg gehe; ob ich zeige, daß ein Drama in schlichter Prosa geschrieben, oder daß es leicht und frei gespielt werden muß. Die Gründe sind für beide Sätze dieselbigen: und ich habe, wenn ich jenen ersten Satz wähle, den Vortheil, daß ich mich leichter und faßlicher ausdrücken kann. Lassen Sie mich also, statt vom Spiele, lieber vom Numerus reden, immer die Anwendung von diesem auf jenes machen, und vor allen Dingen die Gründe prüfen, womit bisher die Versification bestritten, und womit sie vertheidigt worden.

Einer der Hauptgründe, auf welchen die Vertheidiger immer zurückkommen, ist das Beispiel der alten Griechen und Römer. Ich bin so scheu, wie nur irgend Einer, dieses sonst so gerechte Vorurtheil für die Alten geradezu als Vorurtheil zu behandeln; allein ich denke, man könnt' es in diesem einzigen Puncte entkräften, und es in allen übrigen schonen. Die Wendung, die man hier zu nehmen hatte, würde etwa folgende seyn. Wenn die Griechen in jeder Gattung der Dichtkunst so vortrefflich; wenn sie, um das Höchste zu sagen, so unerreichbar sind, so rührt das vorzüglich auch daher, weil eben sie die Erfinder waren. Was die Gattungen und in den Gattungen die einzelnen Werke verderbt, ist die Künstelei, ist das Streben nach Schönheiten, die entweder im Allgemeinen mit der Natur der Ideenfolge, mit der Form, mit der vorgesetzten Wirkung, oder insbesondere mit der Natur des gewählten einzelnen Gegenstandes nicht verträglich sind. Diese Künstelei aber ist nur Sache der Nachahmer: diese verderben die Gat-

tungen, weil sie neu seyn, weil sie sich eine Miene von Originalität geben, weil sie ihre Vorgänger übertreffen wollen: sie verderben den einzelnen Stoff, weil sie sich sklavisch an ihre Muster binden, und mit jeder Abweichung, wie nothwendig sie immer sei, zu fehlen glauben. Auch das wirkliche Genie, wenn es schon große Muster vor sich hat, wird leicht durch Rücksicht auf diese Muster zerstreut, geblendet, auf Abwege geführt. Nichts von diesem allen fand bei jenen Griechen Statt, die zuerst den Künsten ihr Daseyn gaben: sie waren als Gründer neu, auch wenn sie die Gattungen in ihrer ganzen Wahrheit und Einfalt schufen; sie strebten nach keinen unvereinbaren Vollkommenheiten, und konnten daher auch keine Wirkung verfehlen, keine minder erreichen: sie gaben sich, ohne Rücksicht auf große Vorgänger, deren noch keine vorhanden waren, mit vollem Geist und Herzen ihrem jedesmaligen Gegenstande hin, suchten keine Schönheit hinein-, sondern nur diejenige herauszuarbeiten, die schon in ihm lag, suchten nur diejenige Wirkung zu erreichen, wovon sie selbst, während der Arbeit, sich ganz durchglüht fühlten. Sie ließen das Werk Alles werden, was es durch sich selbst werden wollte, und kamen der Natur in der Vortrefflichkeit ihrer Zeugungen nahe, weil sie ihr in der Einfalt und Freiheit und Kraft ihrer Wirkungsart nachahmten. In spätern Zeiten, wo schon Muster vorhanden, schon gewisse Ideen von Vollkommenheiten und Wirkungen festgesetzt waren, fiel dieser Vortheil hinweg: und eben daher vielleicht die Erscheinung, daß bei den Griechen die frühern Werke, so viel wir urtheilen können, auch die vortrefflichern sind.

Nur ihr Aeschylus ist noch nicht das, was ihr Sophokles ist; nur ihr Drama entstand nicht so, wie ihre andern

Dichtungsarten entstanden: nur dieses wuchs nicht aus sich selbst, nicht völlig frei und ungehindert empor: es ward gleich Anfangs auf eine andere, auf die lyrische Gattung gepfropft, und nahm von dieser Gattung einen gewissen fremden Geschmack an, der sich mit der Zeit zwar etwas, aber nie ganz wieder verlor. Unter andern war in den frühern Werken die Sprache noch viel zu geschmückt, zu episch, zu hoch*); vollends das Sylbenmaaß schickte sich durchaus nicht zum Dialog, war viel zu hüpfend und lyrisch**). Hier also mußten die Griechen die Vollkommenheit, die sie nicht gleich gefunden hatten, erst lange und mühsam suchen: sie mußten bessern und bessern, bis sie endlich statt des epischen einen leichtern, weniger geschmückten Ausdruck, und statt des zu lyrischen Verses den Jamben wählten. Der Vorzug dieses Jamben war, nach Angabe des Aristoteles, der: daß er der Prosa naher kam***); und so war denn nach diesem Weltweisen selbst, das eigentlich Beste und Schicklichste für das Drama die Prosa. Wären die Griechen in der Verbesserung fortgegangen, so läßt sich annehmen, daß sie endlich, statt des nur Bessern, das Beste, statt des mehr prosaischen Sylbenmaaßes, die Prosa selbst würden genommen

*) Aristot. Reth. lib. 3, cap. 3 (ed. Buhl. cap. 1, p. 310). *Οἱ τὰς τραγῳδίας ποιοῦντες . . . ὥσπερ καὶ ἐκ τῶν τετραμέτρων εἰς τὸ ἰαμβεῖον μετέβησαν, διὰ τὸ τῷ λόγῳ τοῦτο τῶν μέτρων ὁμοιότατον εἶναι τῶν ἄλλων· οὕτω καὶ τῶν ὀνομάτων ἀφήκασιν, ὅσα παρὰ τὴν διάλεκτον ἐστιν, οἷς δ' οἱ πρῶτον ἐκόσμουν, καὶ ἔτι νῦν οἱ τὰ ἑξάμετρα ποιοῦντες, ἀφήκασι.*

**) Derselbe de Poët. cap 4. (Buhl. 5.)

***) Aristot. ll. cc.

haben. So aber wirkte bei ihnen ein ähnliches Vorurtheil, wie bei unsern Nachbarn: niemand hatte das Herz, die Versification, die er von Alters her in Besitz fand, ganz zu verbannen; auch schien die Kunst durch einen Sophokles schon vollendet, schon auf ihren Gipfel gebracht: man hielt nach so vortrefflichen Werken, als dieser große Mann hervorgebracht hatte, noch vortrefflichere für unmöglich. Die Tragödie, sagt Aristoteles selbst *), hatte nach einer Menge Umwandlungen endlich ihr Wesen erreicht, und stand stille.

Doch fand sich, was hier nicht zu übersehen ist, bei den Griechen ein Umstand, der die Einführung der Prosa, auch wenn man die größere Schicklichkeit derselben endlich erkannt hatte, schwerlich würde erlaubt haben. Dieser Umstand war die außerordentliche Größe ihrer Theater, und die ungeheure Menge der Zuschauer. Sehen Sie hierüber eine Stelle von Diderot, die in jeder Betrachtung zu merkwürdig ist, als daß ich sie nur anziehen, nicht hersetzen sollte. „Ist es nicht wahrscheinlich, sagt er **), daß die große Menge der Zuschauer, „die alle hören sollten, ungeachtet des verwirrten Getöses, welches sie bestanzig, auch wenn sie am aufmerksamsten sind, machen; daß eben dieses vornehmlich Anlaß gegeben, die Stimme „zu erheben, die Solben abzusetzen, die Aussprache zu unter-

*) De Poët. l. c. *Πολλας μεταβολας μεταβαλουσα ἡ τραγῳδια επαυσατο, επει εσχε την ἰδιαν φυσιν.*

**) Theater des Hrn. Diderot: neueste deutsche Ausg. Th. 1, S. 191 fg. — Vergl. Mercier du Théâtre ou Nouvel Essai sur l'art dramatique, p. 301, not. b.

„ſtützen, und die Nützlichkeit der Verſification zu merken? Ho-
„raz ſagt von dem dramatiſchen Vers

„Vincentem strepitus, et natum rebus agendis *):

„„Er ſchickt ſich ſehr wohl zur Hitze der Handlung, und man
„„kann ihn, trotz allem Geräuſch, deutlich hören.““ — „Mußte
„ſich aber die Uebertreibung nicht nothwendig zu gleicher Zeit
„und aus der nehmlichen Urſache auf den Gang, auf die Ge-
„behrden, und auf die übrigen Theile der Handlung erſtrecken?
„Und daher entſtand dann die Kunſt, die man Declamation hieß.

„Dem ſei nun wie ihm wolle, die Poeſie mag die theatra-
„liſche Declamation veranlaßt haben, oder die Nothwendigkeit
„dieſer Declamation mag die Poeſie und das Emphatiſche auf
„der Bühne eingeführt haben, oder das ganze Syſtem mag
„nach und nach entſtanden ſeyn, und ſich durch die Erſprieß-
„lichkeit ſeiner Theile erhalten haben, ſo iſt doch ſo viel gewiß,
„daß Alles, was die dramatiſche Action Ungeheures hat, zu-
„gleich mit einander entſteht, und zugleich mit einander ver-
„ſchwindet. Der Schauſpieler muß auf der Scene entweder
„nichts, oder er muß alles übertreiben.“

Nehmen Sie von dieſen Vorſtellungsarten an, welche Sie wollen; die meinige, oder die des Diderot, oder beide zugleich, ſo wird in jedem Falle der Grund, den man von dem Beiſpiel der Alten hernimmt, entkräftet. Hatten die Alten noch nicht das wahre volle Ideal eines Drama, ſo folgt, daß wir uns weniger beſtreben müſſen, ſie zu erreichen, als zu übertreffen; und hing bei ihnen die Verſification nur von gewiſſen äußern Umſtanden ab, ſo folgt, daß wenn dieſe wegfallen, auch jene

*) Ad Pisones, v. 82.

wegfallen muß. Ohne Noth noch beizubehalten, was nur Noth erfand und nur Noth entſchuldigte, wäre ja thöricht. Und ſo kann denn auch die Spielart der Alten, wenn dieſe wirklich dem übrigen Syſtem entſprach, und von der höhern feierlichern Art war, für die heutigen Schauſpieler nicht mehr Geſetz ſeyn. Der Ton der Werke ſelbſt darf ſich ändern, und mit ihm darf nicht nur, ſondern muß, ſich der ganze Vortrag ändern. —

Wie viel mit dieſem ganzen Raiſonnement gewonnen ſei, ſehen Sie leicht. Bewieſen iſt eigentlich für die Proſa noch nichts, man zeigt nur, daß auch nichts wider ſie bewieſen iſt: und ſo wären denn noch beide Parteien einander gleich, wenn nicht diejenige, die ſich der Verſe annimmt, gerade den Hauptbeweis für die Proſa ganz danieder geriſſen hätte. Schon vor vierzig Jahren und mehr, griff ein Freund des ältern Schlegel die Verſification im Luſtſpiel als unwahrſcheinlich, als unnatürlich an: denn, ſagte er, Menſchen, die ihre Gedanken ohne Vorbereitung entwickeln, können nicht Sylben zählen, nicht ihre Wörter metriſch ordnen, können unmöglich in Verſen reden*). Schlegel, ſelbſt verſificirender komiſcher Dichter, verfocht die Sache des Verſes und ſeine eigne mit großer Lebhaftigkeit: er gab die Unwahrſcheinlichkeit zu, läugnete aber durchaus, daß deßwegen ein Luſtſpiel in Verſen ſchlechter ſei, als ein Luſtſpiel in Proſa. Er glaubte, daß man dem Grundſatze von der Nachahmung eine zu weite Ausdehnung gäbe, und in der That: wenn man dieſen Grundſatz durch keine nähern Beſtimmungen einſchränkt, ſo läßt ſich eben mit ihm die ganze Dicht-

*) Kritiſche Beiträge, Stück 23, vom J. 1740: „Beweis, „daß eine gereimte Komödie nicht gut ſeyn könne.“

kunst zu Grunde richten. „Es giebt kein Kunstwerk von keiner Gattung, sagt Schlegel, das nicht die eine oder die andere Unwahrscheinlichkeit hätte; selbst das Lustspiel hat, außer der Versification, noch ganz andere, die man doch nicht bloß duldet, die man ausdrücklich verlangt. Volle Wahrheit der Natur fordert niemand; sogar beleidiget sie den guten Geschmack: es ist Regel für jeden Künstler, nie die Nachahmung dem Vorbilde so gleich zu machen, daß sich beide durch nichts Merkliches mehr unterscheiden. Im Lustspiele nun ist eben die Versification ein Mittel, die Nachahmung des Lebens gegen das wirkliche Leben abzusetzen. Sitten, Handlungen, Reden, alles nimmt man aus der Natur: man läßt die Wahrheit der Nachahmung im Wesentlichen durchaus ungekränkt, aber man erinnert sich, daß man Dichter ist, daß man, als Dichter, die Verbindlichkeit hat, auf das höchste Vergnügen, mithin auf die Vereinigung aller nur verträglichen Schönheiten, zu arbeiten: man bringt daher in die Rede harmonischen Klang, und erfüllt mit der allgemeinen Pflicht des Künstlers zugleich die besondere des Dichters; man unterscheidet die Nachahmung vom Vorbilde, und ergötzt durch eben dieses Mittel das Ohr"*).

Bessere Gründe, als hier Schlegel, hat keiner der nachfolgenden Vertheidiger des Verses, und Hurd nicht einmal so feine, so triftige vorgebracht**); auch sind, meines Wissens, diese Gründe noch von niemanden umgestoßen worden. Viel-

*) Joh. Elias Schlegel's Werke, Th. 3, Stück 4: „Schreiben über die Komödie in Versen."

**) Horaz's Episteln an die Pisonen und an den Augustus: Th. 2, Abhandl. 1.

mehr ſcheint noch immer das Raiſonnement der Kunſtrichter den Verſen eben ſo günſtig, als die Empfindung der Liebhaber ihnen abhold zu ſeyn. Wenn man ja der Proſa den Vorzug giebt, ſo iſt es nur darum: weil Verſe entweder vollkommen gut oder gar nicht gemacht werden müſſen, weil die weſentlichern Vollkommenheiten des Drama ſich ſo äußerſt ſchwer mit einer leichten fließenden Verſification vereinigen laſſen, und weil am Ende das bloße Vergnügen des Ohrs weder die Aufopferung der höhern Schönheiten, noch die unendliche Mühe des Dichters werth iſt. — Sie ſehen, daß bei dieſer Art von Vergleich die Verſification eigentlich Alles gewinnt, und die Proſa Alles verliert: jene bleibt im Beſitze des Ideals, und dieſe erſcheint als bloßer Nothbehelf für den, der das Ideal nicht zu erreichen weiß. Aber ſollt' es denn wirklich um die Sache der Proſa ſo mißlich ſtehen, daß man nöthig hätte, zu einem ſo ſchimpflichen Vergleich zu ſchreiten? Man beweiſe entweder, daß auch im Ideal des Drama die Proſa und nicht die Verſification liege; daß, nach Moliere's Tode, nicht ſein Geizige hätte ſollen in Verſe gebracht, daß ganz im Gegentheil ſein Menſchenfeind hätte ſollen in Proſa aufgelöſt werden; daß ſelbſt das Trauerſpiel, verſificirt, ein ſchwächeres Gedicht ſei, als unverſificirt; — ein ſchwächeres! weil es ja nicht auf Rhythmus und Klang, ſondern auf die höchſte Wirkung ankömmt, und weil noch gar ſehr die Frage iſt: ob die Wirkung durch Rhythmus und Klang immer vermehrt, nicht auch zuweilen vermindert werde? — man beweiſe, ſag' ich, entweder dies, oder man laſſe den ganzen Streit lieber fahren. Ihn durch ein großmüthiges Nachgeben der Gegenpartei, mehr als durch eigenes Recht, zu gewinnen, wäre beſchämend.

Ob ich im Stande seyn werde, den hier angegebenen Beweis wirklich zu führen, das wird Ihnen die Folge zeigen. Für jetzt nur noch die Erinnerung: daß mit dem Vorwurf des Unnatürlichen wider die erhöhtere Action eben so wenig gethan ist, als wider den erhöhten Rhythmus der Rede. Auch sie, könnte man sagen, ist ein Mittel, die Nachahmung von der Natur zu unterscheiden; auch sie hat mehr Anmuth, mehr Schönheit, mehr Reiz, als die gemeine alltägliche Gesticulation; auch sie also ist dem Schauspieler nicht allein erlaubt, sondern für ihn Gesetz: denn ihm, so gut als jedem andern Künstler, liegt die Verbindlichkeit ob, auf das höchste Vergnügen, mithin auf die Vereinigung aller nur verträglichen Schönheiten, zu arbeiten. Wenn er Ausdrücke gewisser Empfindungen verfälscht, so mag das freilich Fehler seyn: diese Untersuchung ist hier nicht hergehörig; aber daß er sie erhöht, sie über die Natur treibt, ist keiner: denn dieses darf er und soll er. — Sie erkennen, was ich gleich Anfangs erinnerte, daß beide Fragen, die vom Numerus und die von der Spielart, im Grunde die nehmlichen sind, und daß es so gut wie Eins ist, ob man jene oder ob man diese beantwortet.

Sechs und dreißigster Brief.

Richtiger freilich, als die meisten seiner Vorgänger, hat Hr. Eberhard über den Grundsatz der Nachahmung geurtheilt, und ich danke Ihnen, daß Sie mir eine Schrift in's Gedächtniß gebracht, aus der ich von neuem gelernt habe *). Es sollte mir, denk' ich, nicht schwer geworden seyn, an die Ideen dieses Weltweisen die meinigen anzuknüpfen, so sehr es auch in einer gewissen Stelle scheint, als ob er den Vers begünstigen wolle; aber einmal hab' ich nun mein eigenes Gewebe schon völlig fertig, und es Faden vor Faden wieder aufzutrennen und umzuweben, wäre so mühsam. Ich werfe lieber meine Gedanken ganz so hin, wie sie entstanden, und spare Ihnen Selbst das Vergnügen auf, sie mit denen meines Freundes zusammenzuhalten. —

Daß der Dichter nicht nachahmt, bloß um nachzuahmen: daß nicht die vollkommenste Aehnlichkeit mit der Natur, sondern die vollkommenste Wirkung, das höchste Verdienst seines Werkes ist, und daß nur um dieser Wirkung willen die vorsetzlichen, nicht schon in den wesentlichen Schranken der Kunst gegründeten Abweichungen des Nachbildes vom Vorbilde zulässig sind: darüber, glaub' ich, sind wir jezt alle einig. Was

*) „Allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens", S. 144 fg.

die Wirkung schwächt oder hindert, wollen wir weggeschnitten, was sie erhöht und befördert, wollen wir hinzugethan wissen. Nur fürcht' ich, wir denken uns diese Wirkung oft zu allgemein, und halten Manches, in Beziehung auf sie, für gleichgültiger und unbedeutender, als wir sollten. Vergnügen ist allerdings der Zweck jedes Dichters; aber wie vielfach und mancherlei sind die Arten dieses Vergnügens? Und das, was sich mit der einen Art desselben so wohl verträgt; wie wenig verträgt es sich oft mit der andern! Wie sehr kann eben der Beisatz, der den Wohlgeschmack der einen Speise erhöht, dem Wohlgeschmacke der andern schaden! wie fade, wie widrig, wie ekelhaft kann er sie machen! Schönheiten, die mit dem Begriff eines Gedichtes überhaupt sehr verträglich sind, können doch in Widerspruch mit einer besondern Dichtungsart seyn, wo das Vergnügen der Seele aus einer bestimmten Art der Beschäftigung entspringen soll, und Alles, was diese stört, nothwendig auch jenes hindert. Man schließe also ja nicht zu voreilig: weil Vergnügen der Zweck des Dichters ist, und auch Versification Vergnügen gewährt, so darf oder so muß jeder Dichter versificiren: man frage zuvor: ob nicht vielleicht die Versification irgend etwas Eignes habe, wodurch sie die eine Art von angenehmer Seelenbeschäftigung eben so erschwert, wie sie die andere erleichtert?

Die Versification ist nicht, wie man glaubt, eine bloße allgemeine Annehmlichkeit, sie ist nicht wie ein bloßes glückliches Organ zu betrachten, das nur mit rundem, vollem, reinem Tone ausspricht, und dadurch für jede Art von Declamation erwünscht ist: sie ist selbst schon Anlage, Hülfe, Einladung zur Declamation, eine Verstärkung der innern specifi-

schen Kraft der Rede, ein Mittel zur Hervorhebung des Sinnes und der Empfindung. Jedes Sylbenmaaß ist Nachahmung eines gewissen eignen Ideenganges, entspricht also einer gewissen besondern Art von Empfindung, von Stimmung der Seele; erhält dadurch seinen ihm eigenthümlichen, bald hervorstechendern, bald verborgenern Charakter. An dem einen ist Weichheit und Sanftheit, an einem andern Feuer und Kraft, an einem dritten Feierlichkeit und Ernst unverkennbar: wenn das Eine hüpft, schleppt das Andere; wenn jenes die Seele hebt, schlägt dieses sie nieder; wenn das Eine eine wallende, so hat das Andere eine gestoßene Bewegung. Daher ist auch keinem Dichter die Wahl des Sylbenmaaßes gleichgültig: er liest es sorgfältig nach der besondern Wirkung aus, die er hervorbringen will; und wählt er unglücklich, so kann er an seinem Werke viel, wo nicht Alles verderben.

Denken Sie Sich nun ein einförmiges, aus lauter gleichen Füßen, vielleicht auch aus lauter gleichen Rhythmen bestehendes Sylbenmaaß: und Sie begreifen sehr bald, daß die Wirkung eines lyrischen, eines malenden, eines didaktischen Werks ungemein dadurch verstärkt werden könne. Aber auch die eines dramatischen Werks? — In der Seele des lyrischen Dichters herrscht eine einzige Hauptempfindung, die sie ganz durchdrungen, die sich aller ihrer verborgensten Kräfte und Neigungen bemächtiget, und sie alle, so zu reden, auf Einen Ton gestimmt hat. Diese Empfindung sei Freude, Liebe, Stolz; kurz, es sei eine von denen, die einen ebnen, gleichförmigen, regelmäßigen Gang halten: was wird da besser der Natur derselben entsprechen; was wird fähiger sein, die Seele des Zuhörers in die nehmliche Empfindung hineinzuzaubern, als eine

eben ſo gleichförmige, dem Gange der Empfindung richtig angemeſſene Folge von Füßen? Längere gleichgemeſſene Zeilen von trägen, weichen Trochäen, oder dieſe längern Zeilen regelmäßig mit kürzern abwechſelnd, in welchen der bis dahin ausgehaltene gezogene Athem ſanft verhaucht: wie ſehr können ſie der wehmüthigen ſchmelzenden Empfindung des elegiſchen Dichters gemäß ſeyn! einer Empfindung, die ſich von Anfang bis zu Ende, ohne wilde Sprünge, ohne raſche Ausbeugungen und Uebergänge, in einerlei langſamem Fortgleiten erhält. Wie ſehr kann bei dem Zuhörer der nehmliche Ideengang durch die ihm ſo ähnliche, ſo entſprechende Folge der ſinnlichen Eindrücke begünſtigt werden! Und bei dem malenden Dichter: wenn dieſer von dem Ganzen, das er durch Theile und Merkmahle verfolgt, einen entſchiedenen, bleibenden Haupteindruck des Erſtaunens, der Zufriedenheit, der ſympathetiſchen Rührung erhalten; bei dem didaktiſchen: wenn der raſche bittere Unwille über die Laſter, die er ſchilt, wenn feierliches Gefühl der Größe, der Wichtigkeit, der Erhabenheit ſeiner Wahrheiten, ihm die ganze Seele ergriffen, alle ihre Kräfte in ein einziges herrſchendes Intereſſe verſchlungen hat; wie ſehr kann das wohlgewählte, wohlbearbeitete Sylbenmaaß, bei jenem die Kraft des Gemäldes, bei dieſem den Nachdruck der gepredigten Wahrheiten, verſtärken! Finden ſich kleine Miſchungen, Abſtufungen, Ausbeugungen; wie leicht ſind auch dieſe durch Klang und Maaß der einzelnen Wörter, durch Verlegung der Einſchnitte, durch vorſetzliche kleine Unregelmäßigkeiten, durch andere und andere Anordnung der Perioden herauszubringen! Sei es immer nicht in der Natur, immer nicht der Wahrſcheinlichkeit gemäß, daß ein von Empfindung geſchwelltes Herz, ein über wichtige Wahr-

peiten arbeitender Verſtand, auch das Mechaniſche der Rede ſo höchſt anpaſſend wähle: dieſes Mechaniſche, wenn nur die Mühe, die es gekoſtet, geſchickt verborgen wird, trägt zur Verſtärkung der abgezielten Wirkung bei; und das erſte, höchſte Geſetz des Dichters iſt Wirkung.

Ganz verſchieden iſt der Fall bei dem dramatiſchen, ſowohl tragiſchen als komiſchen Dichter. Ohne noch tiefer in das eigentliche Weſen der dramatiſchen Gattung einzudringen, erkennt man doch ſo viel beim erſten Blicke: daß hier die Seele nicht in eine einzige Empfindung ſoll eingewiegt, daß ſie durch eine ganze Mannichfaltigkeit von Empfindungen ſoll durchgeführt werden, und daß eben auf dieſer wohlverbundenen Mannichfaltigkeit die ganze Schönheit und Wirkung dramatiſcher Arbeiten beruht. Zu ſo einem Endzwecke aber, wie kann es vortheilhaft ſeyn, wenn ſich der Dichter durchaus an einerlei feſtes unveränderles Sylbenmaaß bindet? wenn er den Ausdruck ſo mancher Empfindungen, durch Mißſtimmung des Mechaniſchen mit dem innern Sinne der Rede, ſchwächt, und in eben den Trochäen, worin das ſanftgerührte Mitleiden ſpricht, auch den heftigen gewaltſamen Zorn; in eben den Jamben, worin ſich der Zorn ergießt, auch das ſanftgerührte Mitleiden reden läßt? Die Alten, die dieſe Unſchicklichkeit beſſer, als wir, ſcheinen gefühlt zu haben, enthielten ſich daher in ihren theatraliſchen Werken durchaus der einförmigen Sylbenmaaße: ſie wechſelten mit den Füßen ohne Bedenken, wo die veränderte Natur der Leidenſchaft es zu erfordern ſchien; und es wäre vielleicht eine nicht ſo ganz undankbare Arbeit, wenn irgend ein neuer Demetrius Triklinius die Griechiſchen Tragiker ausdrücklich in der Abſicht durchlaufen wollte, um den jedesmaligen Grund

der Abänderungen zu prüfen. — Am Terenz hat es zwar Quintilian getadelt, daß er nicht durchaus bei den sechsfüßigen Jamben geblieben*); aber welchen bittern, höhnenden Widerspruch hat er darüber von Bentley erfahren!**) Ich glaube, Quintilian ließe sich retten; allein insofern hat doch Bentley unstreitig Recht, daß es widersinnig und unschicklich ist, den Ausdruck von allerlei, oft ganz entgegengesetzten Affecten in einerlei festes Sylbenmaaß einzukerkern. Freilich kann die Declamation bei gewissen Sylbenmaaßen — bei Alexan-

*) Lib. 10, cap. 1. In Comoedia maxime claudicamus ... licet Terentii scripta ad Scipionem Africanum referantur: quae tamen in hoc genere sunt elegantissima, et plus adhuc habitura gratiae, si intra versus trimetros stetissent.

**) In Praefat. ad Terent. Mirificum sane magni Rhetoris judicium! ... Crederes profecto, hominem nunquam scenam vidisse, nunquam Comoedum partes suas agentem spectavisse. Quid voluit? quod nec Menander nec ullus Graecorum fecit, Terentius ut faceret? ut ira, metus, exsultatio, dolor, gaudium, et quietae res, et turbatae, eodem metro lente agerentur? ut tibicen paribus tonis perpetuoque cantico spectantium aures vel delassaret vel offenderet? Tantum abest, ut eo pacto plus gratiae habitura esset fabula, ut quantumvis bene morata, quantumvis belle scripta, gratiam prorsus omnem perdidisset. Id primi artis repertores pulchre videbant; delectabant ergo varietate ipsa, diversaque ἤθη καὶ πάθη diverso carmine repraesentabant. Marius Victorinus p. 2500: „Nam et Menander in comoediis frequenter a continuatis iambicis versibus ad trochaicos transit, et rursum ad iambicos redit.“ Non ita tamen agebant veteres, ut ab uno in aliud plane contrarium repente exsilirent, ab iambicis in dactylicos, sed in propinquos trochaicos, ipso transitu pene fallente.

erinern ſchon weniger als bei zehnfüßigen Jamben — den Fehler vermindern, vielleicht auch hie und da ihn unmerklich machen; aber größer würde doch immer die Wirkung ſeyn, wenn man dem Schauſpieler durch ſchickliche Anordnung der Füße lieber zu Hülfe kame, ihn vermittelſt des Numerus zu der wahren Art der Declamation einlüde, ihn darauf hinwieſe, ihm ſeinen Ton gleichſam vorſchriebe: kurz, wenn man, ſtatt ihm Mühe zu machen, ihm lieber Mühe erſparte.

Die neuern Dichter, beides die unſrigen und die Ausländer, ſcheinen mehr auf das Urtheil Quintilians, als auf das Beiſpiel eines Sophokles und Menander, gegeben zu haben. Sie haben alle, ſo viel ich mich ihrer jetzt erinnere, die einförmigen Sylbenmaaße den gemiſchten abwechſelnden vorgezogen; auch haben die meiſten ſich noch überdies dem Zwange des Reims unterworfen, und auf die Gründe nicht geachtet, womit verſchiedene Kunſtrichter, vorzüglich Iſaac Voß *),

*) De Poëmatum cantu et viribus Rhythmi: p. 79. sq. Antiqui iambicos versus trochaicis et anapaesticis soliti fuere alternare, cum varietas delectet et similitudo mater sit satietatis. Huc accedit, quod, cum in omni dramatum genere diversorum affectuum et personarum habenda sit ratio, absurdum omnino sit, si omnia eodem metro peragantur aquo tamen vitio hodierni comici et tragici non sibi cavent, utpote quorum integra dramata eodem carminis genere absolvantur. Multo etiammum magis id ipsum offenderet, si in hodierna poësi quantitas metrica observaretur. Nam cum singuli affectus peculiares habeant motus, annonipsi naturae vis infertur, si contrarios affectus iisdem exprimamus motibus?

gegen dieſen zwiefachen Mißbrauch geeifert haben. Vielleicht war es die Macht der einmal angenommenen Gewohnheit; vielleicht auch ein gewiſſes dunkles Gefühl von der größern Schönheit einförmiger Sylbenmaaße, was ſie gegen die Gründe der Kritik ſo hartnäckig machte. Wahr und unwiderleglich ſcheinen mir dieſe Gründe immer; indeß ſind ſie für mich noch unzulänglich, der ich überhaupt alle Verſification aus echten dramatiſchen Werken verbannen, und ſtatt ihrer die Proſa einführen möchte. Sie laſſen noch jene Miſchung der Sylbenmaaße nach Art der Alten: laſſen noch die — wie ſoll ich ſie nennen? — bildſamen Sylbenmaaße übrig, die, wie der Hexameter, mehrerlei Füße aufnehmen, und dadurch eines mannichfaltigern Ausdrucks empfänglich werden. Wenn ich auch dieſe fortſchaffen will, ſo ſehe ich wohl, daß ich noch ganz andere Gründe der Entſcheidung aus der Natur des Drama werde entwickeln müſſen.

Sieben und dreißigster Brief.

Es ist eine so alte, aber nach ihren wichtigen Folgen noch zu wenig erwogene Bemerkung: daß der erzählende Dichter in seiner eigenen Person erscheint, hingegen der dramatische sich verbirgt. Was man sich unter dieser Bemerkung eigentlich denkt, läßt sich vielleicht noch besser so fassen: in der Erzählung tritt nur Eine Person auf, die für den gegenwärtigen Augenblick Muße hat; die schon vor der Mittheilung ihre Ideen empfing, ausbildete, nährte: die jetzt mit nichts als eben mit diesen Ideen beschäftiget ist: im Drama erscheinen Personen, die sich in wirklicher gegenwärtiger Unruhe befinden; Personen, die ihre Gefühle selbst im Augenblicke des Eindrucks, ihre Ideen selbst im Augenblicke des Entstehens mittheilen; die nie mit der Ausbildung dieser Gefühle und Ideen allein zu schaffen haben, sondern immer Absichten erreichen wollen, immer mit ihren Gedanken vorwärts in die Zukunft streben, immer Veränderungen und Umwälzungen ihres innern oder äußern Zustandes bald selbst bewirken, bald von Andern erfahren. In der Erzählung hören wir einen Zeugen, der schon die Begebenheiten nach allen ihren Folgen, die Theile nach allen ihren Beziehungen übersieht; der uns überdies in seinen eigenen Gesichtspunct stellen, uns den Eindruck mittheilen will, den eine schon völlig vergangene, nur noch für die Phantasie

interessante, Folge von Begebenheiten auf ihn selbst gemacht hat: dieser darf das weniger Wichtige überhüpfen, zusammendrängen; darf von ganzen Reden, ganzen Reihen abwechselnder Empfindungen, ganzen langen unruhvollen Ueberlegungen nur die Resultate hinwerfen; darf auch da, wo er die Personen selbstredend einführt, ihre Reden nur in Auszug bringen, und, wenn er nur im Wesentlichen den Inhalt nicht verfälscht, ihre Ideen in Verbindungen stellen, die sie im Augenblicke des Werdens noch nicht hatten, nicht haben konnten; darf, als Zeuge, der sich mehr der Sachen als der Worte erinnert, ihnen seine eigenen Ausdrücke leihen, und ihrer Sprache nur den Ton der jedesmaligen Hauptempfindung geben. Im Drama, hören wir die Personen selbst, für die nur die Gegenwart wirklich und die Zukunft noch Zukunft ist; sie stellen sich uns, Situation vor Situation, nach der ganzen Individualität ihrer Charaktere dar, mit jeder der kleinsten Veränderungen ihrer Seele, mit jedem schwachen abwechselnden Eindrucke, den sie, während ihrer gegenseitigen ununterbrochenen Einwirkung, Augenblick vor Augenblick, auf einander machen, mit jeder entstehenden, bekämpften, halbverschwindenden, seitwärts ausbeugenden, wiederkehrenden, zuletzt sich verlierenden Empfindung, mit jedem kaum gefaßten, schon wieder verworfenen, nach den Umständen abgeänderten, aufgegebenen, festgesetzten Entschlusse.

Alles, was ich hier angegeben, läßt sich auf den Einen Begriff der Vergegenwärtigung bringen; und eben diese Vergegenwärtigung ist es, wovon die ganze specielle Wirkung des Drama abhängt. Das Vergnügen beruht hier so sichtbar auf dieser vollständigen Erkenntniß der Art, wie sich eine Handlung, Moment vor Moment, entspinnt, verwickelt, um-

walzt, endigt; auf dieſer genauern Bekanntſchaft mit der ganzen Natur der nach aller ihrer Individualität ſich Augenblick vor Augenblick uns entfaltenden Charaktere; auf dieſer innigſten Theilnehmung an dem Schickſal der intereſſirenden Perſonen: einer Theilnehmung, die ſo ganz und ſo kräftig nur bei der vollſtändigen Kenntniß ihrer geheimſten Denkungsart und der ganzen Beſchaffenheit ihrer äußern und innern Lage Statt finden kann.

Dieſes vorausgeſetzt, erinnern Sie Sich nun des Grundſatzes: daß der Dichter Alles, was die Wirkung ſchwächt, vermeiden, Alles, was ihr vortheilhaft iſt, aufs ſorgfältigſte beobachten ſoll. Auf den dramatiſchen Dichter angewandt, ergiebt ſich hieraus die Regel: daß er nichts in ſeine Nachahmung bringen muß, was die Idee der Gegenwart nur im mindeſten erſchweren, und noch viel weniger, was ſie aufheben könnte. Alle die Aenderungen, die er mit einem gegebenen Stoffe zur Verſtärkung der Rührung, zur Vermeidung eines langweiligen ermüdenden Detail, zur beſſern Hervorhebung der Charaktere und Situationen vornimmt, müſſen doch nie der Darſtellung ſchaden; müſſen der Vorausſetzung des gegenwärtigen Augenblicks, der eben jetzt ſich entwickelnden Ideen, Empfindungen, Abſichten ſchonen. Die Seele des Menſchen hat ein untrügliches Gefühl ihrer ſelbſt; ſie ſucht ihre eigne Natur in Andern, kann ſich nur inſoferne in dieſe Andern verſetzen, als ſie ihre eigene Natur in ihnen wiederfindet. Eine völlige Abweichung von dem, was nach ihrem Selbſtgefühl einzig wahr iſt, muß unfehlbar den Eindruck zerſtören; eine geringere, muß ihn wenigſtens ſchwächen, aufhalten, verwirren. Weg alſo aus dem Drama mit Allem, worin die Seele

nur den mindeſten Widerſpruch, nur die kleinſte Mißſtimmung mit ihrem eigenen Weſen fühlt; was ſie nicht, beim Platzwechſel mit den handelnden Perſonen, gerade ſo wie es vorgeſtellt wird, in ſich ſelbſt hervorbringen kann; wogegen ihre eigene Natur ſich beim Nachempfinden ſträubt; wobei ſie irgend ein Hinderniß, irgend eine Schwierigkeit, in den Geſetzen ihrer eigenen Kräfte findet.

Und nun, mein Freund, erlauben Sie mir, einigen mir unentbehrlichen Erfahrungen eben dadurch die Kraft des Beweiſes zu geben, daß ich ſie in eben ſo viele Fragen an Sie verwandele. Denn wie ſonſt, als durch Beziehung auf das ſichere untrügliche Selbſtgefühl eines Jeden, laſſen Erfahrungen von dem Innern der Seele ſich außer Zweifel ſetzen?

Zuerſt alſo: Finden Sie nicht, daß, wie jede Wirkung ohne Urſache, ſo auch jeder Ton der Empfindung Ihnen anſtößig iſt, wo offenbar keine Empfindung Statt hat, vielleicht auch nie Statt haben kann? Finden Sie nicht, daß eben ſo auch jede Ueberſpannung des Tons Sie beleidigt, wo beides der Charakter und die Lage der Perſonen Sie auf einen geringern, als den angegebenen, Grad der Empfindung hinführet? Und wenn nun im Drama unter die Augenblicke der Unruhe ſich ſo oft auch Augenblicke der Ruhe miſchen; wenn nicht ſelten die kälteſten gleichgültigſten Dinge nicht bloß von den Nebenperſonen, ſondern ſelbſt von den Hauptperſonen geſagt werden müſſen: wird nicht da jeder unpaſſende leidenſchaftliche Ton, ſtatt Sie zu vergnügen, vielmehr die Bedingung Ihres Vergnügens, die Täuſchung, aufheben? Wird nicht jede zu große Gleichheit des Tons gerade das Hauptverdienſt dramatiſcher Werke, die richtige ſchöne Folge und Abſtufung der

Empfindungen, und eben dadurch Ihren Glauben und Ihr Vergnügen, kränken?

Zweitens: Sagt Ihnen nicht Ihr Selbstgefühl, daß kein Gegenstand sich auf den ersten Augenblick der Seele genug bemächtigen kann, um den bis dahin regellosen, nachlässigen Gang ihrer Ideen plötzlich nach einer ganz bestimmten Regel zu ordnen, so daß sie augenblicklich mit allen ihren Ideen und Empfindungen nur auf Einen Ton gestimmt sei? Finden Sie nicht, daß es aus dem Zustande der Ruhe und Gleichgültigkeit in den Zustand eines ganz entschiedenen Affects keinen Uebergang giebt? daß, so zu sagen, mehrere Stöße, mehrere auf einander folgende Schwünge, nöthig sind, um die Seele in eine bestimmte gleichförmige Bewegung irgend einer Art zu setzen? Und wenn nun so oft im Drama die Empfindungen eben jetzt erst zu entstehen anfangen; wenn sie, bei diesem ihren Entstehen, gemeiniglich noch so unentschieden, so zweideutig sind: wenn sich manche derselben kaum auf Augenblicke verweilt haben, da sie schon wieder verschwinden, sich umwandeln, sich mit verschiedenartigen mischen: muß nicht auch da wieder Alles, was auf jenen Einen Ton, auf jene entschiedene Stimmung und Empfindung der Seele hinweist, der Täuschung Abbruch thun, und den Platzwechsel mit den spielenden Personen erschweren? Oder glauben Sie, daß man, wider jene allgemeine Regel der Natur, wider das Gesetz der Stetigkeit, zwar nicht für sich selbst, aber wohl für Andere empfinden könne? —

Drittens: Erkennen Sie nicht, bei nur etwas schärferer Beobachtung Ihrer Selbst: daß jener ganz entschiedene Ideengang nur da in der Seele Statt findet, wo sie ganz bei dem Einen interessanten Gegenstande mit ihrer Empfindung verweilt,

und über keinen ganz andern Ideen mit ganz andern Kräften arbeitet? daß die Empfindung nie so ganz des Herzens mächtig werden kann, wenn zugleich der Kopf von Anschlägen voll ist? wenn zugleich die Vernunft über Entwürfen zur Erreichung von Absichten brütet? Nicht bloß wird durch diese Theilung die Kraft der Seele geschwächt: auch die Empfindungen, womit uns der gute oder schlechte Anschein des Gelingens, womit uns die Natur so manches Mittels, die Möglichkeit so mancher Folgen, das Verhältniß gegen so manche Hülfsperson einnimmt: auch diese vermindern die Kraft der Hauptempfindung, verursachen tausenderlei Mischungen, führen in tausenderlei Ausbeugungen, die mit jenem ganz entschiedenen Gang und Tact der Ideen nicht zu vereinigen sind. Und wenn nun in der That die Personen des Drama nur so selten Muße haben, sich ganz den Eindrücken, die sie erhalten, zu überlassen; wenn bei ihnen jeder empfangene Eindruck vielmehr die Thätigkeit weckt, ihren Kopf mit Entwürfen, ihr Herz, beim Durchdenken und Ausführen dieser Entwürfe, mit mancherlei Empfindungen füllt: muß nicht auch da wieder Alles, was jener Theilung und Zerstreuung der Seelenkraft entgegen ist, was auf freies müßiges Spiel der Phantasie, oder doch auf einseitige Beschäftigung der Aufmerksamkeit hindeutet, der Täuschung gefährlich werden? Und wenn diese Täuschung, dieser Glaube an Wahrheit und Gegenwart leidet: muß da nicht nothwendig auch die Rührung und das Vergnügen leiden? —

Viertens: Liegt es nicht in Ihrem innersten Bewußtseyn, daß plötzlicher Uebergang aus einer entschiedenen Empfindung in eine andere oft noch weit falscher, der Natur der Seele noch weit weniger gemäß ist, als plötzlicher Uebergang aus der Ruhe?

daß es Ihnen z. B. unmöglich iſt, aus heftigem Zorn ſich ſogleich in ſanfte Liebe, oder aus tiefer Schwermuth in muntere Freude zu verſetzen? daß es Zeit gebraucht, ehe ſich ein ganz umzogener Himmel wieder bis zu reiner Bläue erheitert? oder ehe die aufgewühlte ſchäumende Fluth des Meeres ſich wieder bis zur Glatte des Spiegels ebnet? Wird mithin nicht nothwendig, bei dem Wechſel der Empfindungen im Drama, Alles was dem Allmählichen der Natur entgegen iſt, aller Sprung, aller plötzliche Uebergang, eben darum weil es nicht kann nachempfunden werden, die Täuſchung, und mit der Täuſchung die Wirkung, hindern? —

Ich kann mir nicht denken, daß Sie irgend eine dieſer Fragen verneinen, irgend eine der hier angeführten Erfahrungen nicht als wahr und treffend zugeben ſollten. Nehmen Sie jetzt aus meinem vorigen Briefe die Bemerkung hinzu, die ſchon in den älteſten Zeiten gemacht worden: daß Numerus der Rede und Stimmung der Seele in dem genauſten Zuſammenhange ſtehen: daß eine gewiſſe beſtimmte Folge von Füßen auf eine gewiſſe beſtimmte Empfindung hinführt, und daß dieſe Empfindung mit derjenigen, welche eigentlich ſoll angedeutet und erweckt werden, nicht in Streit ſeyn kann, ohne dieſe letztere zu ſchwächen und zu verwirren; nehmen Sie, ſag' ich, dieſe Bemerkung hinzu, — und die Frage: ob der dramatiſche Dichter verſificiren ſoll oder nicht? iſt entſchieden. Verſificirt er durchaus, ſo wird er ſo oft durch bedeutenden Ton bei unbedeutendem Inhalt beleidigen; er wird an einer von beiden Klippen hangen bleiben: an Reden, die für den Vers zu gemein, oder an Reden, die für den Inhalt zu hoch ſind; er wird durch zu gleiche Spannung des Numerus auf zu gleiche

Bestimmtheit und Entschiedenheit der Empfindungen hinweisen, und sich dadurch ein Großes an dem einzig schönen, einzig wahren dramatischen Gemälde entstehender, anwachsender, mannichfaltig sich mischender, abnehmender, wieder verschwindender Empfindungen verderben. Versificirt er nicht durchaus, so wird doch immer von der Prosa bis zu den Versen ein Sprung seyn; und fast überall wird das Sylbenmaaß eine Bestimmtheit des Ideenganges angeben, die jetzt die Person noch nicht haben, die sie einen Augenblick darauf nicht mehr behalten kann: eine Bestimmtheit, die allemal falsch ist, wenn man bei der Empfindung zugleich auch denken, Rücksichten nehmen, Entwürfe anlegen, verfolgen, durchsetzen soll. Mitten im Gewirre der Handlung, und beim Entstehen, Abwandeln, Verschwinden, sind die Empfindungen der Seele nur Annäherungen; der Numerus, wenn man ihn mit diesen Empfindungen, wie man unstreitig soll, in Harmonie stimmen will, muß also gleichfalls nur in Annäherungen bestehen: diese Annäherungen lassen sich anders nicht herausbringen, als durch freie mannichfaltige Mischung von Füßen und Rhythmen: so eine freie mannichfaltige Mischung aber ist Prosa: und so liegt denn, was ich Ihnen beweisen wollte, selbst im Ideal des Drama die Prosa.

Die Gründe, die ich angegeben, sind allgemein: sie gelten gegen die gleichförmigen bleibenden, und gegen die durch einander gemischten verschiedenartigen Sylbenmaaße. Gegen jene besonders gilt noch der im Vorigen ausgeführte Grund einer zur Mannichfaltigkeit der Empfindungen nicht passenden Einförmigkeit der Füße, so wie gegen diese besonders der Grund einer zur Stetigkeit, zur allmählichen Entwickelung der Empfindungen, nicht passenden Raschheit der Uebergange. Jede

zu plötzliche Abänderung des einmal angegebenen Tactes iſt widrig, denn ſie iſt Hemmung und Störung der Seele: man findet die Erwartungen getäuſcht, mit welcher man der Rede vorauslief; man verſteht ſich, verlieſt ſich; man vermißt jene zwangloſe Leichtigkeit, womit man die Ideen verfolgen möchte. Eben dieſes, glaube ich, lag in der Empfindung Quintilian's, da er ſein neulich angeführtes Urtheil ſchrieb, und eben hieraus würd' ich, wenn daran gelegen ſeyn könnte, ſeine Vertheidigung gegen Bentley führen.

Was das bildſame Sylbenmaaß betrifft, das nicht nur mehrere Einſchnitte, ſondern auch mehrere Arten von Füßen annimmt, ſo frage ich vor allen Dingen: wie man es einzurichten denkt? Will man ein ſo wenig charakteriſtiſches, ruhiges, der Proſa ſo nahes, als der ſechsfüßige Jambe iſt, zum Grunde legen, und dann dem Dichter verſtatten, die Einſchnitte ganz und gar nach ſeiner Willkür zu ordnen, die Jamben, mit welcher Art von Füßen er will und wie viel er will, zu miſchen, auch allenfalls ein Paar Füße mehr oder weniger nicht zu achten, ſo darf dieſe Freiheit nur bis auf einen gewiſſen Grad gehen, und man kömmt auf Verſe, in denen Niemand den Vers mehr erkennt, die erſt ein Bentley gewaltſam verbeſſern muß, um ihn darin erkennen zu laſſen. Will man ein Sylbenmaaß, das noch immer an eine gewiſſe Zahl und Beſchaffenheit der Füße gebunden iſt, ſo muß ich abermal fragen: wie man es zu bearbeiten denkt? So, daß man es kaum mehr bemerkt? daß es durch ganz fremde Einſchnitte, durch nicht beobachtete Längen und Kürzen, durch gehäuftes Zuſammenſtoßen von Selbſtlautern, durch ganz ungewohnte Verſchlingungen ſo gut als zerſtört wird? Eine ſolche Bearbei-

tung iſt, glaube ich, möglich: aber wie verloren und thöricht wäre die Mühe, Verſe zu machen, die mehr nicht als die Wirkung der Proſa thäten! Will man ein Sylbenmaaß, das wirklich Sylbenmaaß iſt, und auch als ſolches bearbeitet wird, ſo wird es allemal ſeinen herrſchenden Ton, ſeinen bleibenden Grundcharakter haben; und nun gebe man Acht, ob nicht die dramatiſche Darſtellung, die Täuſchung, dadurch verlieren werde? Daß dem epiſchen Dichter ſo ein Sylbenmaaß vortheilhaft ſeyn kann, iſt außer Streit; auf ihn hat das Ganze der Handlung, das er ſo völlig überſieht, ſchon einen beſtimmten bleibenden Eindruck gemacht: ſeine Seele befindet ſich in einer gewiſſen allgemeinen Stimmung, die ſich in den verſchiedenen Theilen ſeiner Rede nur mehr oder minder äußert, aber ſich doch immer erhält: und da er den Zuhörer in ſeinen eigenen Geſichtspunct ſtellen, ihn Alles nach ſeiner eigenen Art, mit ſeinen eigenen Empfindungen, will anſehen laſſen; da er Freiheit hat, durch Zuſammendrängen und Ueberhüpfen, Alles, was für den Vers zu kalt und zu gleichgültig wäre, zu vermeiden: da er, ſelbſt wo er dramatiſch wird, die Sprache ſeiner Perſonen in gewiſſem Maaße umformen darf, ſo kann dieſer Eine bleibende Grundton des Werks bei ihm ſehr zweckmäßig ſeyn. Aber wie kann er es bei dem dramatiſchen Dichter, da bei dieſem die Perſonen ſelbſt mit ihrem ſo verſchiedenen Charakter und Intereſſe auftreten? da für dieſe Perſonen nur die Gegenwart helle und die Zukunft, wenn auch nicht tiefe Nacht, doch nur unſichere Dämmerung iſt? da ſie alſo nie nach dem Eindruck des erſt werdenden Ganzen, immer nur nach dem Eindruck einzelner Begebenheiten und Lagen empfinden können? da ſie auch gewiß, eben wegen ihres ſo verſchiedenen Charakters und In-

tereſſe, jede von dem Ganzen ſehr verſchieden wurden gerührt werden? da ſie ohnehin — — Doch was ſoll ich Grunde hier wiederholen, die ich ſchon im Obigen vortrug, und die überhaupt gegen alles Selbenmaaß, alſo auch gegen das bildſame, gelten?

Nach dieſem Allen glaube ich ſagen zu dürfen: daß, bei übriger Gleichheit des Verdienſtes, ein verſifiziertes Drama weniger Gedicht iſt, als ein proſaiſches; denn wenn, nach der beſten Erklärung, das Weſen eines Gedichts in der ſinnlichen Vollkommenheit der Rede beſteht, ſo gehört doch wohl unſtreitig zu dieſer Vollkommenheit, daß Alles auf's genauſte zuſammenſtimme? daß mithin auch der Numerus dem Inhalt der Worte, und dieſer Inhalt der jedesmaligen Faſſung der Seele, höchſtgemäß ſei? — Ich glaube noch weiter gehen und behaupten zu dürfen: daß ein Drama in Proſa ſchreiben, Erſchwerung; es in Verſen ſchreiben, Erleichterung der Arbeit ſei. Wer ſich an dieſe Gattung gewagt hat, der kennt das unendlich Schwere der Forderung: eine ganze ununterbrochene Folge von Empfindungen durch die Rede ſo zu ſchildern, daß jede ihren wahren Grad der Stärke, ihre gehörige Dauer, ihre richtige Nüance erhalte, und nirgend etwas Grundloſes, nirgend eine Lücke, ein Sprung ſei. Nun aber ſchlüpft mit dem Unnatürlichen des Verſes ſo manches andere Unnatürliche durch; der Mangel gewiſſer Schattirungen, gewiſſer feiner Verſchmelzungen und Vorbereitungen verbirgt ſich; die Sprache wird unmerklich veredelt, und jene außerordentliche Schwierigkeit, immer die wahrſten, angemeſſenſten, weder zu hohen noch zu gemeinen, weder zu ſtarken noch zu ſchwachen Ausdrücke, zu finden, wird eben damit vermindert. Auch zerrüttet man in

dem Verſe weniger auffallend die Ordnung, in welcher die Gedanken am wahrſten aus und auf einander entſtehen, ſich durchkreuzen, abgeriſſen werden, zurückkommen: eine Ordnung, die immer nur von dem wahrhaft begeiſterten Genie gefunden, und nur von einem ſehr feinen Gefühl vermißt wird. — —

Ich bin nicht ſo ungerecht gegen Ihren Scharfſinn, daß ich von dieſem Raiſonnement über den Numerus eine weitläuftige Anwendung auf das Gebehrdenſpiel machen ſollte. Sie erinnern Sich ohne Zweifel der Parallele, in welche ich die ſammtlichen muſikaliſchen Künſte ſtellte: und ſo werden Sie Selbſt die allgemeine Gültigkeit der von mir angewandten Grundſätze einſehen; werden erkennen, daß durch dieſe Grundſätze, zugleich mit dem Numerus, auch Spiel und Declamation ſo gut beſtimmt werden, als Dinge dieſer Art ſich beſtimmen laſſen. Genau läßt ſich hier freilich die Gränze nicht angeben; man kann weiter nichts, als vor den ſchon merklichern Ausſchweifungen warnen, und das Genie zum Suchen des jedesmaligen Beſten und Wahrſten veranlaſſen. Wo, wie hier, ein ſo unendlich mannichfaltiges Mehr und Weniger Statt findet, da ſind natürlicher Weiſe alle Verſuche zu völlig beſtimmten Vorſchriften vergeblich.

Acht und dreißigſter Brief.

Iſt es ironiſches, oder iſt es ernſtliches Lob, daß Sie die Gründe, die ich dem verſificirten Drama entgegengeſetzt, für ſo fein erklären? Wenn Sie mir nur die Wahrheit dieſer Gründe nicht läugnen, ſo mag immer Feinheit ſo viel als Schwäche heißen: ich erinnere Sie, daß der Numerus zur ganzen Wirkung des Drama nur ein einzelner Beitrag iſt: daß ſo ein Beitrag ſchwach ſcheinen kann, ohne deßwegen unwirkſam zu ſeyn: daß ſelbſt die feſteſte Schnur nur ein Gewebe von Faſern iſt, die die Hand eines Kindes zerpflückt, daß aber eben dieſe Faſern, in Eins verflochten, einen Herkules feſſeln. Wohl unterſucht, ſind alle unſere mächtigſten Empfindungen, alle unſere lebhafteſten Vergnügungen, nichts als Reſultate von Kleinigkeiten, deren jede an ſich ohne Werth und Bedeutung ſcheint, aber darum nicht iſt. — —

Daß mein Raiſonnement wider die Verſe Ihnen für die Oper ſo bange macht: das erklärt mir, was ich bisher nicht begriff: Ihre ſo eifrige, faſt möcht' ich ſagen, leidenſchaftliche Vertheidigung des pantomimiſchen Schauſpiels. Die Tonkunſt iſt für Sie die erſte der Künſte, und Sie erklären geradezu Ihre Verachtung gegen eine Kritik, die durch kalte Grübeleien eine ſo entzückende Kunſt von der Bühne verbannen, und Ihnen eine Hauptquelle Ihres Vergnügens verſtopfen wollte. Das

wäre nun freilich von der Kritik ſehr liebloß; aber iſt es denn auch von Ihnen liebreich, ihr ſo etwas zuzutrauen? ihr, die doch ſchon gegen die Pantomime ſo nachſichtig war, und von deren Gewandtheit und Gefälligkeit Sie hätten hoffen dürfen, daß ſie, auch für die Oper, irgend eine kleine Diſtinction zur Hand haben würde? — Es iſt wahr: wenn im Drama ſchon die ruhigern Sylbenmaaße und die redneriſche Declamation verwerflich ſeyn ſollen, ſo ſcheint es, daß die ſo charakteriſtiſchen lyriſchen Sylbenmaaße und die höchſtvollendete Declamation, der Geſang, es noch weit mehr ſeyn müſſen. Aber dieſer Geſang, der eben auch jene Sylbenmaaße nothwendig macht, hat ſo unendlich viel Süßes; er feſſelt und bezaubert durch den wollüſtigſten der feinern Sinne die Seele ſo ſehr, verſenkt ſie ſo tief in den Genuß des Gegenwärtigen, daß man die Mißhelligkeit zwiſchen dem Ausdrucke und der auszudrückenden Seelenfaſſung, die Verwechſelung des lyriſchen Affects mit dem dramatiſchen, entweder nicht mehr bemerkt, oder ſie doch nicht achtet. Die Wahrheit der Darſtellung wird freilich geſchwächt, und inſofern auch die Wirkung; allein was auf dieſer Seite verloren geht, wird auf der andern gewonnen; was an Wahrheit mangelt, wird durch Schönheit vergütet. Selbſt das Abgeſchmackte des Plans, das Uebelzuſammenhangende der Begebenheiten, das ganz Verfehlte mancher Empfindungen, verbirgt ſich: man wird das Grobe und Ungleiche des Fadens über den Perlen nicht inne, die der Tonkünſtler an ihm aufgereiht hat. Mit einer ſo großen, ſo mächtigen Wirkung, iſt die, welche das bloße Sylbenmaaß hervorbringt, durchaus nicht in Vergleichung zu ſetzen. Die vornehmſte Kraft, wodurch es wirkt, iſt ſeine Harmonie mit der Faſſung der Seele; wo dieſe,

wie im Drama, fehlt, da bleibt nur das sinnliche Vergnügen übrig, welches regelmäßiger Fall und Klang dem Gehöre geben: und dieses Vergnügen ist viel zu matt, viel zu kalt, als daß es Wahrnehmung und Empfindung der mindesten Abweichung von der Wahrheit hindern, oder sie wieder gut machen könnte. — Sie werden sagen, daß es gleichwohl versificirte Stücke giebt, die eine nicht gemeine Rührung bewirken, und ich räume das ein; allein ich frage: was ist der Grund dieser Rührung? Ist es, wie in der Oper, das Falsche selbst, das an die Stelle des Wahren trat? oder ist es nicht vielmehr das, was dieses Falsche an der übrigen Wahrheit und Güte des Werks nicht hat verderben können? — Nehmen Sie der Oper ihr Falsches, und Sie haben ihre Wirkung vermindert; nehmen Sie es dem gesprochenen Drama, und Sie haben seine Wirkung erhöht. Das Ideal von beiden ist zu verschieden, um von einem auf das andere sicher schließen zu können. —

Sie waren unzufrieden mit meinem etwas kühnen Urtheil über das Drama der Griechen, und suchten die Versification desselben auch aus dem Grunde zu rechtfertigen, weil dieses Drama eine Art von Oper, und seine Declamation eine Art von Gesang gewesen. Ich hätte freilich dieses Umstandes erwähnen sollen, und ich würde mich dann — ob eben richtiger? steht dahin, aber doch sanfter und behutsamer gefaßt; ich würde den Griechen nicht das wahre volle Ideal eines Drama, nur das Ideal eines reinen, mit keiner fremden Kunst verbundenen, bloß durch sich selbst wirkenden Drama abgesprochen haben. Damit wäre denn immer der Satz, auf den es mir einzig ankam, bestanden: das Beispiel der Griechen hätte für uns nicht Gesetz seyn können; denn vielleicht war die Versifi-

cation nur in ihrem besondern Ideal gegründet, nur der mitverbundenen Kunst wegen nothwendig, und ward in dem Augenblicke, da man diese absonderte, nicht bloß überflüssig, sondern selbst schädlich. — Machen Sie mit dieser sanftern, bessern Wendung, was Ihnen gut dünkt; nur sprechen Sie mich völlig von dem Verdachte frei, als ob ich die Griechen hätte herabwürdigen wollen. —

Gegen die Allgemeinheit der Regel von der Mäßigung der Action, machen Sie zwei Erinnerungen, wovon ich die erste sogleich als völlig richtig erkenne. Der Schauspieler muß sich allerdings nach dem Dichter bequemen; und wenn einmal das Stück versificirt ist — ich möchte denn doch bestimmter sagen: wenn es in einem zu charakteristischen Sylbenmaaße versificirt, wenn mit dem Numerus zugleich der ganze Ton der Sprache überspannt ist — so muß freilich auch das Spiel, eben wie die Declamation, über die Wahrheit hinausgehen. Das Nehmliche sagte uns Diderot mit der Anmerkung: daß man auf der Bühne entweder alles übertreiben müsse oder nichts; das Nehmliche hatte auch ich im Sinne, da ich die tragischen Schauspieler der Franzosen durch ihre Dichter rechtfertigte, und einen Ekhoff wegen seiner zu großen Natur in gewissen strotzenden Charakteren tadelte *). Ein Widerspruch entsteht zwar immer durch eine solche Spannung der Action; aber er fällt doch weniger in die Sinne, ist einfacher, und ist aus beiden Ursachen unmerklicher, wenn wenigstens die ganze äußere Bezeichnung der Empfindungen zusammenstimmt, als wenn auch die Mittel zu dieser Bezeichnung, Worte, Rhythmus, Spiel, De-

*) Man s. eben Brief 7. Th. 1 der Mimik, S. 44.

clamation, eben ſo unter einander ſelbſt im Streit ſind, wie ein Theil derſelben mit der Faſſung der Seele. — Sie erkennen daraus, daß der Gedanke gar nicht unglücklich war, lieber gegen die Verſification, mit der ſo gern auch die übrigen Fehler verbunden ſind und zum Theil verbunden ſeyn müſſen, als ſo geradezu gegen ein geſpanntes übertriebenes Spiel zu ſtreiten. Ich habe das Uebel angegriffen, wo man es angreifen ſoll: an der Wurzel; und ich würde gefehlt haben, wenn ich meine Ermahnung nur ſchlechtweg an den Schauſpieler hätte richten wollen, ohne ſie zugleich und vorzüglich an den Dichter zu richten.

Ihre zweite Erinnerung beruht, wie ich glaube, auf einem Mißverſtande. Die Beobachtung, daß bei gewiſſen Völkern eben das Natur iſt, was bei uns Ueberſpannung und Affectation wäre, trifft entweder nicht zum Ziele, oder wenn ſie treffen ſoll, iſt ſie falſch. Giebt es denn, frag' ich, bei jenen lebhaftern Völkern, die Sie im Sinne haben mögen, keinen Unterſchied zwiſchen Tanz, Rednergeſticulation, und Spiel des Umgangs? keinen Unterſchied zwiſchen Geſang, feierlicher Declamation, und Ton des Lebens? keinen zwiſchen Vers, erhöhtem Rhythmus, und leichtem gewöhnlichen Numerus des Geſprächs? — denn alle dieſe Dinge, wie wir geſehen, ſtehen in wechſelſeitiger Beziehung und Verbindung. Wenn es überall, und beſonders bei feinern policirtern Völkern, jene Unterſchiede giebt und geben muß, ſo folgt aus Ihrer Bemerkung keineswegs, daß nicht immer das wahre dramatiſche Spiel ſich innerhalb gewiſſer Gränzen zu halten habe; es folgt nur, daß dieſe Gränzen nicht für jedes Volk dieſelbigen ſind; daß bei dem einen Alles feuriger, kräftiger, erhöhter, bei dem andern

Alles kälter, schwächer, herabgestimmter ist. Und das führt denn zu einer Bemerkung, die schon öfter gemacht worden, und die, außer dem angeführten, auch noch ganz andere Gründe hat: daß nehmlich der ganze Werth eines Schauspielers nur von denjenigen kann gefühlt und beurtheilt werden, unter denen und nach denen er sich gebildet hat, und daß er in seinem vollen Glanze nur auf vaterländischen, nicht auf fremden Bühnen erscheinen kann. — Ich nehme, wie Sie sehen, Ihre Erinnerung von dem wahren natürlichen Feuer gewisser Völker, nicht von dem falschen erkünstelten, das vielleicht in diesem und jenem Publicum Ton geworden. Was, aller Wahrscheinlichkeit nach, eben von der Bühne als Mißnatur ausging, das werden Sie doch nun nicht als wahre Natur der Bühne vorschreiben wollen? —

Ich schließe diese Reihe einzelner Erinnerungen mit noch Einer, die zwar Sie nicht veranlaßt haben, die aber hoffentlich Ihnen nicht mißfallen wird. Man hat gefragt: ob der geistliche Redner sich nach dem Schauspieler bilden, ob er Ton und Bewegung desselben nachahmen dürfe? und man hat über diese Frage noch neuerlich hin und her gestritten. Ich antworte darauf Ja und Nein, wie man will. Nein, insoferne Gedanken und Charakter in den meisten Rollen mit Gedanken und Charakter des geistlichen Redners durchaus nicht zusammenstimmen; und abermals nein, insoferne die beiden Gattungen, Drama und Rede, viel zu verschieden sind, als daß nicht auch die Action ganz verschieden seyn müßte. Die Personen des Drama tragen Gedanken vor, die eben jetzt erst entstehen; der Volkslehrer, Gedanken, die er vorhin schon durchdacht hat; jene sind in wirklicher äußerer Unruhe, und schwanken zwischen

Ideen und Empfindungen hin und her; dieser ist in äußerer Ruhe, und hat mit seinem Einen Gegenstande auch nur Eine bleibende Hauptempfindung, die er nach Wohlgefallen ausbilden kann. In Hamlet's Monolog über den Selbstmord ist der Gegenstand äußerst wichtig: die Stimmung der Seele ist ernst; Ton und Gebehrdenspiel haben Feierlichkeit und Würde: und warum würde denn gleichwohl dieser Ton, dieses Gebehrdenspiel sich nicht für den Lehrstuhl schicken? Darum nicht: weil Hamlet ganz in sich selbst versenkt ist, eben jetzt erst nachgrübelt, von Idee auf Idee, von Zweifel auf Zweifel geräth; und weil diese Situation nie die eines öffentlichen Lehrers seyn kann. — Allein ich antworte auch Ja, insoferne nehmlich im Schauspiel sich Stellen finden können, die vorher schon von den Personen durchdacht wurden, die ohne Störung und Unterbrechung in ihrem Zusammenhange vorgetragen werden, die also im Grunde eben so gut sind als Rede; und abermals ja, insoferne diese Stellen voller Würde, die Charaktere der Personen ernsthaft, edel, selbst erhaben seyn können. Die Ermahnungen, die der Hausvater des Diderot im zweiten Acte seiner Tochter und seinem Sohne giebt, sind solche vorher durchdachte, zusammenhangende Reden; sie haben zwar viel und innige Empfindung: aber wer wird auch Ton der Empfindung von den Lehrstühlen verbannen, und den geistlichen Redner zum bloßen kalten Moralisten umschaffen wollen? Genug, daß die Empfindung, die in jenen Reden herrscht, von der edelsten Art, und daß es ein weiser zärtlicher Vater ist, der diese Empfindung ausdrückt: ein Charakter, der mir unter allen, die ich kenne, der allerehrwürdigste scheint. Was kann also hier den geistlichen Redner hindern, das Theater zu seiner Schule, einen

vortrefflichen Schauſpieler zum Gegenſtande ſeines Studiums zu machen? Und wenn doch nur Viele einen Aufresne oder einen Ekhof geſehen hätten! wenn doch nur Viele fähig wären, das, was ſie von einem ſolchen Manne ſähen, zu faſſen und nachzubilden! Ein bloßes unbedeutendes Händeſpiel bei Ton der Empfindung verlangen, heißt von dem Redner verlangen, daß er ſeinen Ton durch ſeine Bewegungen Lügen ſtrafe; ausdrücken ſollen ſeine Bewegungen immer, nur ſollen ſie gemäßigt, geſetzt ſeyn: und das waren, in dem angegebenen und andern ähnlichen Fällen, auch die eines Aufresne und eines Ekhof.

Neun und dreißigster Brief.

Die Regel von der Leichtigkeit des Spiels, oder wenn Sie lieber wollen, die Warnung vor Uebertreibung und Spannung, die ich bisher, vielleicht nur zu weitläuftig vorgetragen, hatte ihren Grund in dem Eigenthümlichen der dramatischen Gattung, die uns alles als werdend zeigt, und eben daher keine entschiedene bleibende Stimmung der Seele, kein Verweilen bei einerlei Empfindung, kein müßiges Ausbilden der Gedanken und Leidenschaften zuläßt. Hoffentlich werden Sie mich entschuldigen, wenn ich meine Vorschriften nicht auch auf die Unterarten dieser Gattung ausdehne; nicht auch davon rede, wie Trauerspiel, Lustspiel, Possenspiel, müssen vorgestellt werden. Da ich bis jetzt mich immer an das Allgemeinere hielt, so darf ich diese schon speciellere Untersuchung als außer meinem Plane liegend ansehen; auch hätt' ich den Unterschied des Komischen und Ernsthaften schon bei Betrachtung der einzelnen Ausdrücke mitnehmen, nicht bis zur Betrachtung ihrer Verbindung aufsparen müssen. Daß ich diese Materie gleich vom Anfange vermied; davon ist die wahre Ursache die: weil ich bei einigem Nachdenken inne ward, daß ich darüber nichts Neues, nichts Eignes, wenigstens nichts das der Rede werth wäre, würde vorbringen können. —

Wenn man, ſagte ich, nicht überhaupt auf die Gattung, zu welcher ein Kunſtwerk gehört, ſondern auf ſeine beſondere Beſchaffenheit ſieht, ſo kann man den Zuſammenhang ſeiner ſämmtlichen, oder die Verbindung gewiſſer einzelner Theile betrachten. Jene Betrachtung iſt wieder zweifach; denn das Ganze, worüber man unterrichtet ſeyn will, iſt entweder das Stück, oder die Rolle. Dieſes giebt die zwei Fragen: Was iſt in Anſehung des Verhältniſſes der einzelnen Rolle zur ganzen Anzahl der übrigen, und was in Anſehung des Verhältniſſes einzelner Scenen zur ganzen Rolle zu beobachten? Sie merken wohl, daß ich abermals die Betrachtung nur auf das Theater einſchränke, und auf kein anderes mimiſches Kunſtwerk Rückſicht nehme, als auf das Drama.

Auf die erſtere der obigen Fragen antworte ich: daß der Schauſpieler ſeine einzelne Rolle in die Verbindung aller hineinſtudiren, die vom Dichter abgezielte Wirkung ſowohl des ganzen Stücks, als der einzelnen Situationen faſſen, und hieraus die wahre Haltung für ſeinen einzelnen Charakter finden, es ſich beſtimmen muß, welchen Grad des Ausdrucks er ſich erlauben, wie weit er ſich unter die Hauptverſionen hervorwagen dürfe. Ohne dieſen ſorgfältigen Rückblick auf's Ganze, ohne dieſe richtige Schätzung des Antheils, den die einzelne Rolle an dem Totaleindrucke hat, ohne dieſe freiwillige beſcheidene Unterordnung, wird die Wirkung, wo nicht ganz vernichtet, doch wenigſtens geſtört und gehindert. Dieſer Erfolg iſt ſchon da ſichtbar, wo durch das Spiel der verſchiedenen Perſonen keine eigentliche Disharmonie der Empfindungen entſtehen, nur der Ausdruck derjenigen geſchwächt werden kann, auf die jetzt unſre Aufmerkſamkeit vorzüglich gerichtet ſeyn ſollte. So z. B.

kann Horatio, wo er mit Hamlet zugleich das Gespenst erblickt, durch einen zu lebhaften heftigen Ausdruck unser Auge zwischen sich und dem Prinzen theilen, vielleicht auch ganz von diesem zurückziehen; selbst schon vorher, bei der ersten Erscheinung des Gespenstes, kann er den Ausdruck so sehr verstärken, daß er den Prinzen in die Nothwendigkeit setzt, entweder bloß das nehmliche Spiel zu wiederholen, oder es auch unnatürlich zu übertreiben.

Aber noch weit sichtbarer ist jener Erfolg, wo ernsthafte mit komischen Charakteren vermengt, muntere und rührende Scenen durcheinander geworfen sind. Auch wenn der Dichter sich noch so sorgfältig vor einer widrigen Mischung dieser Scenen gehütet, den immer unangenehmen Sprung vom edlen Ernsthaften auf's niedrige Possenhafte noch so geschickt vermieden hat, so kann doch der Schauspieler durch unzeitig angebrachte Lazzi ihm Alles zu Grunde richten. Eben jetzt z. B. geschieht eine rührende Erkennung: wir sind zur sanftesten, zärtlichsten, wollüstigsten Empfindung gestimmt; plötzlich hat eine der komischen Nebenpersonen den unglücklichen Einfall, uns durch eine lächerliche, zwar dem Charakter, aber nicht der Scene anpassende Grimasse zu zerstreuen: und sogleich sind Zärtlichkeit und Rührung bei allen Zuschauern dahin; bei dem gleichgültigern, weil er lacht, und bei dem empfindlichern, weil er sich ärgert. — Wird dieser Fehler in dem Stücke zu oft begangen, oder werden überhaupt die komischen Charaktere mit zu viel, die ernsthaften mit zu wenig Feuer gespielt, so wird die ganze Wirkung, auf die das Stück berechnet war, und die allein es vollkommen hervorbringen konnte, vernichtet. Der Dichter hatte das Komische nur hineingeflochten, um dann und

wann die Seele zu ermuntern, um rührende Scenen, die er folgen ließ, durch einen ſanften Contraſt mehr hervorzuheben: und ſo als leichte Nüancirung thaten die muntern Züge vielleicht die glücklichſte Wirkung; aber Alles wird Wuſt und Unſinn, wenn die komiſchen Charaktere ſich's in den Kopf ſetzen hervorzuglänzen, wenn die Nebenfiguren ſich aus dem halberleuchteten Hintergrunde unter die Hauptfiguren in den Vorgrund drängen, ja wohl gar dieſe Hauptfiguren in den Hintergrund, in den Schatten zurücktreiben. Man ſieht dann, und weiß nicht mehr was man ſieht; man hat nur noch Malerei, aber kein Gemälde mehr vor ſich; man erblickt einen wilden unordentlichen Haufen von Menſchen, der ſich zu keinen Gruppen verbindet; kurz, man vermißt das weſentlichſte Erforderniß jedes Kunſtwerks: Abſicht, Einheit, Zuſammenſetzung.

Was den widrigen Eindruck dieſer verfehlten Haltung des Ganzen noch widriger macht, iſt die Hinzukunft eines andern Fehlers: wenn nehmlich der Schauſpieler, um hervorzuglänzen, ſeinen Charakter nicht bloß übertreibt, ſondern verfälſcht. Auf den verſchiedenen Bühnen, auf welchen ich bisher den Hausvater des Diderot habe vorſtellen ſehen, iſt dieſes noch immer mehr oder minder der Fall mit dem Comthur d'Aulnoi geweſen. Die Schauſpieler ſchienen ſich's zum Geſetz gemacht zu haben, dieſen Charakter ſchlechterdings auf den Kopf zu ſtellen: und wenn Diderot einer ſolchen Vorſtellung hätte beiwohnen ſollen, er hätte, bei ſeiner Unkunde des Deutſchen, nothwendig glauben müſſen, daß man ihm ſeinen ganzen Comthur herausgeworfen, und zur Beluſtigung eines geſchmackvollen Parterre, eine Art von Poſſenreißer hineingebracht hatte. Gleich mit dem Anzuge fing man die Umbildung an: ſtatt

des simpeln Kleides mit einer glatten Tresse, das Diderot diesem Charakter allenfalls verstatten will*), war gleich der erste Schauspieler, den ich in dieser Rolle sah, auf eine lächerliche Art so über und über mit Golde bellebt, daß man kaum hie und da die Scharlachfarbe des Sammts erkannte. Der Mann hatte das volle Ansehen eines Bouffon, und was noch ärger war, auch das Spiel eines Bouffon. Aus dem schleichenden, hämischen, neckenden, schadenfrohen, über seine Tücke sich innerlich kitzelnden, nur dann und wann augenblicklich aufbrausenden Manne, der die ganze üble Laune eines Müßiggängers und eines Hagestolzen in sich vereinigt, ward ein herumtobender Poltrer, ein pöbelhafter Gesichterschneider, ein lauter, grimassirender Lacher; kurz, ein Mann, von dem es unbegreiflich war, wie er in so eine Familie, nur in so eine Gesellschaft kam, oder wie ihm irgend jemand mit Achtung begegnen konnte. Durch diese unglückliche Umschaffung verlor nicht allein der Charakter selbst; auch alle die Situationen verloren, in denen er vorkam: und da die in andern Scenen kaum erregten Empfindungen nicht gehörig unterhalten und fortgepflanzt wurden, so verlor natürlicher Weise das ganze Stück. Nur der Verdruß über den bittern, die Furcht vor dem heimtückischen, die Verachtung gegen den eingeschränkten, der Zorn über den triumphirenden Mann — Empfindungen, die auch da noch fortdauern müßten, wo wir uns des Lachelns oder selbst des Lachens nicht erwehren konnten, — nur diese und ähnliche Empfindungen rassen in die Harmonie aller übrigen, dienen sie zu heben, zu

*) Man s. Dessen Theater, Th. 2, S. 313 der neuen deutschen Ausgabe.

verstärken, zu unterstützen; lautes Auflachen über Possen muß sie nothwendig sehr unangenehm unterbrechen, oder auch gänzlich zerstören.

Ich weiß wohl, daß zu diesem Hineindenken einer Rolle in die Verbindung mit den übrigen, zu diesem Gefühle der höchsten Wirkung des Ganzen, wodurch die Haltung der Theile bestimmt werden muß, zu dieser Erklärung jedes einzelnen Charakters aus der Gesellschaft aller, ein gewisser durchdringender tieferer Blick gehört, den die Natur nicht jedem, auch sonst talentvollen, Künstler verliehen hat, ja der vielleicht diejenige ihrer Gaben ist, womit sie am sparsamsten haushält. Aber eben das müßte, meines Bedünkens, das Hauptgeschäft jedes Vorstehers einer Bühne seyn, daß er den weniger einsichtsvollen Schauspieler leitete, ihn aus der Idee des Ganzen belehrte, ihm seine wahre Stelle in jeder Gruppe anwiese, ihn, wo er ausschweifen wollte, in Schranken hielte. — Doch freilich sind das nur Träume, so lange noch auf unsern meisten Bühnen entweder volle Anarchie oder ein unwissender Dictator herrscht, der weiter von keinem Berufe weiß, als für Alle zu gewinnen, und, nachdem es gut oder übel geht, die Gläubiger sich gedulden oder nicht gedulden, entweder für Alle zu verzehren oder sich für Alle einsperren zu lassen: es sind Träume, so lange auch der einsichtsvollste Directeur immer nur für Abwechselung, für Neuigkeiten sorgen, und wenn sich's bei der Probe des Stücks ergiebt, daß jeder seine Rolle nur einigermaßen gelernt hat, geschwinde zur Aufführung schreiten muß, freilich nicht um Beifall, aber um Brot zu haben; es sind Träume, so lange der Schauspieler, der sich nur einigermaßen fühlt, sich stolz der Belehrung entzieht, und sich einer Unterordnung schämt, ohne

die doch unmöglich eine Menge zusammenarbeitender Künstler etwas nur Mittelmäßiges, geschweige denn etwas Vortreffliches, leisten kann: so lange Jeder nur für sich glänzen, nur für seine Person bellatisch seyn will, mehr sich auf sein natürliches rohes Talent, als auf seine Ausbildung, seine Beurtheilung, zu Gute thut, und wenn nur die Menge Beifall giebt, auf das Achselzucken des feinern Kenners nicht Acht hat. —

So wie die einzelne Rolle in das Ganze des Stücks, eben so muß man die einzelnen Scenen in das Ganze der Rolle hineindenken. Auch hier wird die Vergleichung der Theile dem Schauspieler so manches Licht, so manchen Aufschluß geben, wird ihn über den wahren Sinn so mancher Stelle, und eben dadurch über den wahren Ton, womit sie zu sagen, über die wahre Nüance, womit sie zu spielen ist, unterrichten. Der wichtigste Vortheil wird aber auch hier wieder seyn, daß der Schauspieler sein Feuer gehörig vertheilen, hier es mäßigen, dort es verstärken, und so die wahre Haltung des Charakters herausbringen lerne. Eine Rede kann schon sehr lebhaft, sehr voll Affect seyn; aber in der und jener Scene folgt eine noch lebhaftere, noch affectvollere: und wenn nun da der Schauspieler auf jene allein sieht, sich von seinem Feuer hinreißen läßt und sie mit aller ihm möglichen Stärke vorträgt; woher will er die noch größere Stärke für die folgende Scene nehmen? Er wird entweder die Gradation gänzlich verfehlen, oder alle Gesetze der Schönheit, alle Regeln des Anstandes verletzen müssen. Beaumarchais hat schon vor der fürchterlichen Scene des vierten Acts, wo sich ihm Clavigo's ganze Verrätherei enthüllt, zu sehr heftigen Ausbrüchen Gelegenheit; besonders in der gleich vorhergehenden Scene, wo er am Busen Ma-

riens, die er in seinen Armen hält, feierlich zu Gott und allen Heiligen schwört, daß er sie an ihrem Verräther rächen wolle. Er sage diese Stelle zu wild, mit zu heftigem Feuer: und er wird Mühe haben, die nachfolgenden so viel stärkern, so viel erschütternden Stellen gehörig gegen sie abzusetzen. Er wird Gefahr laufen, wenn er die ganze Erhöhung des Affectes ausdrücken will, eben so cannibalisch, und also für den feinern gesittetern Zuhörer eben so anstößig zu spielen, als er in der einen seiner Reden cannibalisch und anstößig spricht. — Doch muß auch die Furcht, sein Feuer zum voraus zu verschwenden, nicht allzuweit gehen: der Schauspieler muß nicht in allen übrigen Scenen matt bleiben, um die Hauptscene mit desto größerm Nachdruck herauszuheben. Ein solches zu weit getriebenes, zu geiziges Aufsparen des Feuers ist in der That Maxime gewisser Schauspieler; und ich selbst habe einmal die Rolle des Beaumarchais gar sehr verlieren sehen, weil sich der Schauspieler zu ängstlich auf die Hauptscene nach erhaltenem Briefe schonte. Selbst die ebenerwähnte so empfindungsvolle Stelle an Mariens Busen ward mit einer Kälte des Tons, mit einer Gleichgültigkeit der Miene gesprochen, nach welcher man die gleichfolgende außerordentliche Hitze des Spiels nimmermehr hätte erwarten sollen. Freilich war nun der Schlag um so heftiger und gewaltsamer, aber er betäubte mehr, als er schmerzte; und ein Paar vorbereitende immer stärkere Schläge würden sicher größere Wirkung gethan haben, als dieser Eine.

Vielleicht, mein Freund, giebt es der praktischen Bemerkungen noch viele, die eben hier ihren Platz finden würden: allein nach unserm einmal gemachten Vertrage, müssen Sie schon zufrieden seyn, wenn ich nicht alle Fächer, die ich Ihnen baue,

auch fülle. In der That fällt mir auch jetzt keine Bemerkung bei, die entweder allgemein genug wäre, daß sie zu meinem Plane gehörte, oder wichtig genug, daß ich sie hineinziehen möchte. Indeß wird auch schon das Wenige, was ich gesagt habe, hinreichen, Sie über die Gültigkeit derjenigen Probe urtheilen zu lassen, die man uns als einzig für die Güte eines Stücks entscheidend angiebt, und die doch so äußerst zweifelhaft ist. Diese Probe soll nicht die Lesung, sondern die wirkliche Aufführung seyn. Allerdings die sicherste, die entscheidendste Probe, wenn wir nur erst Bühnen hätten, auf welchen es für jede Art von Charakteren Personen von vollkommnem Talent und vollkommner Beurtheilung gäbe; Bühnen, wo weder Unwissenheit, noch Sorglosigkeit, noch Parteilichkeit die Rollen unrecht vertheilten, und Jeder das, was er mit der sorgfältigsten Aufmerksamkeit durchdacht, mit der gewissenhaftesten Treue gelernt hätte, in seinem besten, glücklichsten Augenblick spielte. Aber wenn es Bühnen dieser Art nirgend als in Utopien, wenigstens sicher noch nicht bei uns giebt; wenn dem einen Schauspieler alles Talent fehlt, der andere an seinem unrechten Platze steht, wieder der andere nicht genug Gedächtniß oder nicht genug Beurtheilung hat; wenn bald Einer, bald Mehrere, bald Alle, die Harmonie des Schauspiels zerreißen, die abgezielte Wirkung des Ganzen verrathen, vernichten; wenn, nach einer so häufigen Erfahrung, ein und dasselbe Stück auf zwei verschiedenen Bühnen sich durchaus nicht mehr ähnlich sieht, oder von eben den Zuschauern, die es vor zehn Jahren nicht ausspielen ließen, jetzt mit lautem Beifall bis in den Himmel erhoben wird: werd' ich da Unrecht haben, wenn ich die Probe des Lesens der Probe der Aufführung ohne Be-

denken vorziehe? Nur muß freilich der Leſer, deſſen Urtheil entſcheiden ſoll, ein Mann von eben ſo lebhafter Phantaſie als feinem Gefühl ſeyn: ein Mann, der immer im Geiſt auf der Bühne iſt, die Perſonen ſich nicht bloß denkt, ſondern ſie vor ſich ſieht, und gleichſam in ihrem Namen jede Rolle ſo ſpielt, wie ſie nach der Idee ihrer Vollkommenheit geſpielt werden müßte. Es iſt eine Bemerkung, die ſchon ſonſt gemacht worden: daß manches Stück nur darum ſo wohl ſich ausnimmt, weil ſeine Mittelmäßigkeit ſich ſo ganz zur Mittelmäßigkeit der Schauſpieler paßt, manches nur darum zu Grunde geht, weil Garricks oder Ekhofe erfordert würden, um es ganz zu verſtehen und zu fühlen *). War' es aber nicht äußerſt ungerecht, wegen der Eingeſchränktheit der Schauſpieler, den vortrefflichen Dichter hinter den mittelmäßigen zurückſetzen zu wollen? War' es nicht eben ſo ungerecht, als die göttlichſte Compoſition eines Bach zu verwerfen, weil ein Stümper uns die Ohren damit zerreißt, und ihr irgend ein Alltagsſtück vorzuziehen, weil das auch der mittelmäßigſte Spieler herausbringt?

*) Noch andere Gründe giebt davon Leſſing an: Hamb. Dramat. Th. 1, S. 104. (Schriften, Br. 24, S. 195.)

Vierzigſter Brief.

So gar leicht, als die Beantwortung der vorigen Fragen, wird uns wohl die Beantwortung der letzten nicht werden: derjenigen, mein' ich, die ſich auf den Zuſammenhang der kleinern Theile einer Rolle, der einzelnen Reden, bezieht.

Die erſte ſich hier darbietende Bemerkung iſt: daß man in Stellen, welche Malerei erlauben, auf die Hauptzüge merken, nur dieſe durch das Gebehrdenſpiel darſtellen, oder vielmehr die andern beſtimmenden Nebenzüge mit jenen Hauptzügen zuſammenfaſſen, nicht ſie trennen, nicht ſie einzeln angeben muß. Ohne Beobachtung dieſer Regel, verliert nicht bloß die Wahrheit, ſondern auch die Schönheit des Spiels; es wird nicht nur unnatürlich, ſondern auch kraus, überladen, verwickelt. Ich machte ſchon ehemals eine ähnliche Bemerkung für die Compoſition des Geſanges *), und ich hätte ſie eben ſo gut auf die ganze Kunſt der Declamation erſtrecken können. Wenn die Sprache, aus Unvermögen Alles zugleich zu ſagen, die Gedanken in Theile zerlegt, die Bilder in einzelne Züge auflöſt, ſo faßt dagegen die Imagination auf einmal das Ganze, hält ſich an die Hauptidee, in welcher ſich alle übrigen ſammeln, und ſucht nur von dieſer das Bild oder den Eindruck durch Ton

*) Ueber die muſik. Malerei, S. 42 (jetzt Bd. 4, S. 155 f.).

und Gebehrdenſpiel darzuſtellen. Der Gedanke vom „Cäſar, „deſſen Antlitz den Mörder liebreich ſtraft“*), wird uns zwar von dem Dichter in mehreren Worten gegeben; aber er iſt dennoch nur Einer: das Strafende iſt mit dem Liebreichen des Blicks, und beides mit der Richtung deſſelben auf den Mörder innig verbunden, und muß eben ſo verbunden in Ton und Gebehrde ausgedrückt werden. Es wäre lächerlich, oder mehr als lächerlich, lappiſch, jedem dieſer Worte ſeinen eigenen Ausdruck zu geben, die Idee des Mörders mit einem rauhen Mißlaut der Wuth, des Liebreichen mit einem ſanften leiſen Lispeln, des Strafens mit einer ernſten Feſtigkeit des Tons zu bezeichnen: erſt die Fauſt gleichſam zum Dolchſtoße mit grimmigem Blick zu erheben, dann die Hand mit gerührter liebevoller Miene vorwärts zu ſtrecken, dann ſie wieder ſtrafend emporzuheben und auf der Stirne den ſtrengen Ernſt des unerbittlichen Richters zu zeigen. Eine ſo ſchnelle Folge ſo entgegengeſetzter Ausdrücke wäre auch ſchon darum verwerflich, weil die Phantaſie, wie biegſam und mächtig ſie immer ſei, doch weder biegſam, noch mächtig genug iſt, um der Seele ſo ganz verſchiedene Faſſungen unmittelbar hinter einander zu geben. Ein ſo plötzlich abgeändertes Spiel kann nie etwas mehr als Kunſt, und zwar mißverſtandene verfehlte Kunſt ſeyn: denn echte vollendete Kunſt entfernt ſich nie von der Natur; ſie ſtellt ſie getreu ſo dar, wie ſie iſt, aber freilich in Graden der Vollkommenheit, worin ſie uns nur ſehr ſelten, nur in ihren glücklichſten Augenblicken, erſcheint.

Was ich hier ſage, berührt ſchon die Hauptregel von der

*) Ramler an B. Rede, Ode 12, zu Anfang.

Continuität des Spiels, und zwar den wichtigsten, merkwürdigsten Punct derselben. Ehe ich diesen ausführe, lassen Sie mich von den mehreren Regeln, die jene Hauptregel befaßt, einige der leichtesten kurz voranschicken.

In der Rede giebt es, wie bekannt, mehrere Unterbrechungen, Stillstände von bald längerer, bald kürzerer Dauer, während welcher wir den Gemüthszustand der Personen nur errathen, nicht hören. Im Gebehrdenspiel giebt es dergleichen Stillstände nicht: das Auge hat in einem fort, mit den Personen selbst, auch den Ausdruck ihrer Gesinnungen, ihrer Empfindungen vor sich: jeder Anblick in jedem Moment ist bedeutend, sei es durch wirklichen Ausdruck eines bestimmten Affects, oder selbst durch Ruhe, durch Gleichgültigkeit, durch Zerstreuung. Gleichgültigkeit und Zerstreuung müssen also nie dem Schauspieler, immer der vorgestellten Person gehören: sind sie dieser, nach ihrem Charakter und ihrer Lage, unnatürlich, so ist die kleinste Pause im Ausdruck Pause in der Illusion, und die Illusion, die das Leben des Stücks ist, darf nicht zu oft durch Ohnmacht unterbrochen werden, oder es ist Gefahr, daß sie hinstirbt. Der Schauspieler hüte sich daher, daß er, nach gesprochener Rede, sich nicht bis zum nächsten Merkworte vernachlässige: er bedenke, daß wir mit eben dem Auge, welches wir auf die jetzt redende Person richten, auch auf ihn einen spähenden Seitenblick werfen: und vor allem hüte er sich, daß er nicht müßig in Parterre und Logen umhergaffe! Alles Uebrige, was er vornimmt, kann, nach Beschaffenheit der Umstände, seiner Rolle gemäß, kann dem Charakter natürlich seyn; dieses Einzige ist in keinem Falle natürlich: denn die Zuschauer sind für die handelnden Personen

ſchlechterdings nicht gegenwärtig, nicht in der Welt. „Man „muß ſich, ſagt Diderot*), an dem Rande der Bühne eine „große Mauer vorſtellen, durch die das Parterre abgeſondert „wird; man muß ſpielen, als ob der Vorhang gar nicht auf„gezogen würde."

Mehr noch, als dem zu dreiſten Schauſpieler, möcht' ich die Idee dieſer Mauer dem zu furchtſamen wünſchen: er würde dadurch vor einer gewiſſen Steifigkeit der Bewegungen, vor einem gewiſſen zu Abgeſetzten, zu Vereinzelten, zu Maſchinenmäßigen des Spiels bewahrt werden, das nicht minder gegen die Wahrheit, als gegen die Grazie iſt. Jede Folge von Veränderungen, die keine merkliche Bewegung der Seele bewirken, muß überall durch gewiſſe mittlere Zuſtände und Veränderungen fortgehen: es mag nun Ruhe auf Thätigkeit, oder Thätigkeit auf Ruhe, oder eine Thätigkeit auf die andere folgen. Um ein Beiſpiel nur von dem letztern Falle zu geben, — denn ich erinnere mich, über dieſe Materie ſchon ſonſt geſprochen zu haben**), — ſo denken Sie Sich einen Menſchen, der das Geſpräch mit ſeinem Mitunterredner abbricht, nicht weil er durch irgend einen äußern Vorfall abgerufen, an irgend ein vergeßnes wichtiges Geſchäft plötzlich erinnert wird, ſondern weil die Materie des Geſprächs ſich erſchöpft, das Intereſſe daran erſtirbt: wird dieſer Menſch bis zum letzten Worte ſeine anfängliche Richtung behalten, und ſich dann auf einmal zum Weggehen umdrehen? Oder wird er nicht vielmehr beide verſchiedene Richtungen durch eine gewiſſe mittlere

*) Theater: angef. Ausg. Th. 2, S. 250.

**) Man ſ. Brief 10: Th. 1 der Mimik, S. 72.

Richtung zuſammenhängen, verſchmelzen? Wird er nicht, vor geendigter Rede, ſchon Anſtalten zum Weggehen machen, die vorletzten Worte in halber Wendung gegen den Mitunterredner hin, die letzten noch mitten im Abgehen ſprechen? — Die Seele gleitet hier von der Idee des noch dauernden zur Idee des geendigten Geſprächs, von der Idee des Bleibens zur Idee des Weggehens gemach und ſtufenweiſe hinüber, ſo daß ſie allmählich, wie ſie die eine faßt, die andere verläßt; und eben ſo ſanft, eben ſo allmählich müſſen natürlicher Weiſe auch die zuſtimmenden körperlichen Veränderungen ſich an einander hängen.

So ſehr dieſes anders iſt, wo der Menſch durch irgend einen unerwarteten ſinnlichen Eindruck, durch irgend ein der Phantaſie ſich plötzlich darbietendes Bild, aus ſeiner Ruhe geweckt wird, ſo werden Sie doch nie finden, daß gleich im erſten Augenblicke eine ganz beſtimmte Richtung der Thätigkeit, ein ganz entſchiedener einfacher Affect, der Begierde, des Abſcheues, des Vergnügens, des Mißfallens, entſtande. Wie der Verſtand, wenn er ſtatt einer Idee, mit der er ſich als Wahrheit beruhigt hatte, die ganz entgegengeſetzte annehmen ſoll, nothwendig erſt durch den Zweifel hindurch muß, ſo muß das Herz, wenn es aus ſeiner Ruhe in irgend eine beſtimmte Leidenſchaft plötzlich ſoll verſetzt werden, nothwendig erſt durch einen Zuſtand der Verwirrung hindurch. Dieſer Zuſtand kann länger oder kürzer anhalten, kann in gewiſſen Fällen ſo ſchwach und unbedeutend ſeyn, daß man ihn kaum bemerkt; aber nach allen Beiſpielen, ſo viel mir ihrer vorſchweben, kann er nie fehlen. Denken Sie Sich den Affect, in den die Seele gerathen ſoll, nur in einem höhern Grade der Stärke, der Lebhaftigkeit; und Sie werden finden, daß allemal der Gegen-

ſtand, der ihn bewirkt, in dem erſten Augenblick eine Art von Schrecken erregt: angenehmes oder widriges, nachdem der Affect entweder Zorn oder Furcht oder Freude oder irgend ein anderer iſt, das gilt gleich. Schrecken aber iſt allemal mit Erſtaunen, alſo mit einer Art von Unglauben, von Unentſchiedenheit, von Hin- und Herſchwanken der Seele, verbunden; und wie ſchnell auch dieſer Unglaube ſich verlieren, wie bald das Schwanken den Ueberſchwung nach dieſer oder jener Seite hin gewinnen mag, ſo muß doch immer, bis es geſchieht, ein Augenblick Zeit verſtreichen, und eh' es geſchieht, kann unmöglich in der Seele bloße Rettungsbegierde oder bloßer Zorn, oder irgend ſonſt eine reine Empfindung herrſchen. Daher denn auch das erſte augenblickliche Stillſtehen, Anſtarren, Taumeln, Hin- und Herwenden jedes Erſchrockenen; das ſich, bei geringern Graden, in ein unmerkliches Verweilen, nach einem kleinen gleich unmerklichen Zuſammenfahren, verwandelt.

Kehren Sie den Fall, von dem hier die Rede war, um; laſſen Sie Affect den Zuſtand ſeyn, aus welchem ſich die Seele zur Ruhe, zum Gleichgewicht zurückfinden ſoll: und Sie erkennen ſogleich, daß hier der Uebergang anders nicht, als durch ein allmähliches Sinken und Abſchwächen der Empfindung, geſchehen kann. Auf eine nur etwas lebhafte Regung kann nicht ſogleich volle Stille, auf eine heftige Erſchütterung nicht ſogleich ein Zuſtand folgen, der ſich ſchon merklich der Ruhe nähert. — Vermuthlich erinnern Sie Sich noch einer Stelle in Zemire und Azor, wo die Ungeſchicklichkeit des Schauſpielers, der plötzlich aus Empfindung in ruhigen kalten Ueberlegung überging, Ihnen ſo außerordentlich auffiel. Zemirens Vater, der entſchloſſen iſt dem Ungeheuer lieber ſich

ſelbſt, als eines ſeiner Kinder zu übergeben, bereitet ſich mit ſchwerem Muthe zur Abreiſe, und will nur noch ſeinen Töchtern ein Zeugniß der Liebe mit einem kurzen Worte der Ermahnung zurücklaſſen. Er fordert Feder und Dinte. Alle, der ihm ſo eben mit der furchtſamſten wehmüthigſten Miene von dem gefahrvollen Entſchluſſe abrieth, hört kaum den Befehl ſeines Herrn, der doch ſo ſanft, mit ſo ruhiger Stimme geſprochen wird, ſo iſt aller Ausdruck von ſeinem Geſichte wie weggehaucht: er geht mit dem Schalle des Worts, ohne das mindeſte Zaudern, ohne das kleinſte Achſelzucken des Leidens, ohne die erſten Schritte nur um ein weniges anzuhalten oder einen Blick nach ſeinem Herrn zurückzuwerfen, gerade vor ſich weg in das Seitenzimmer, um das Befohlene herbeizuſchaffen. Ein ſo ſchnelles Aufhören der Empfindung, ein ſo plötzliches Uebergehen zur vollen Gemüthsruhe, ſchien Ihnen mit Recht bis zum Lächerlichen poſſierlich. — Aber eben das, was von der vollen Gemüthsruhe gilt, gilt bei beſtigern geraltſamern Affecten auch von einem ſchon zu merklichen Grade der Ruhe. Auch wenn dieſer zu plötzlich auf den Sturm der Leidenſchaft folgt, vermiſſen wir zu unſerm Verdruſſe das Stetige, das Allmähliche, das hier überall Geſetz der Natur iſt.

Laſſen Sie einen ſtolzen edlen Mann auf eine höchſt empfindliche Art an ſeiner Ehre gekränkt, und ſeine ganze Seele zu der wildeſten Wuth empört ſeyn! So ſehr er in dieſer Lage nach Rache dürſtet, ſo augenblicklich er ſie an dem Niederträchtigen nehmen würde, wenn er ihn vor ſich hätte, ſo kann er doch unmöglich, in dem erſten bitterſten Gefühl ſeiner Kränkung, ſchon einen weit ausſehenden Plan oder nur überhaupt einen Plan dazu machen. Dieſer Plan möchte ſo leicht und

so einfach seyn, als er wollte: er würde dennoch einen Grad von Besonnenheit, von Gemüthsfassung voraussetzen, dessen der Beleidigte jetzt noch unfähig ist. Es müssen nothwendig, nach dem ersten Ausbruche seines Affects, wenigstens Augenblicke verstreichen, eh' er von der Art, wie er seine Rache ausführen will, nur irgend eine Idee fassen kann. — Otto von Wittelsbach hat jetzt eben den verrätherischen Brief Kaiser Philipps gehört; der unterschriebene Name des Treulosen tönt ihm kaum in die Ohren, so fährt er wüthend auf, und bricht in die fürchterlichen Worte aus: „Philipp sei das Jubelgeschrei der Hölle, wenn ein Undankbarer verdammt wird!" *) Die unmittelbar folgenden Worte: „Gieb mir den Brief!" wenden sich an den ehrwürdigen Friedrich von Reuß, und scheinen schon mit Aussicht auf irgend eine mögliche Art von Rache gesprochen zu werden. Fragen Sie nun Sich Selbst, was Ihnen besser gefallen würde: daß der Schauspieler diese Worte eben so unmittelbar, als sie auf dem Blatte folgen, nach jener Rede herausstieße? daß er sogleich nach der Erschütterung, womit er die schrecklichste Verwünschung aussprach, die Wildheit seiner verzerrten Züge milderte, und die Hand zum Hinnehmen des Briefes ausstreckte? Oder daß er vorher eine kleine, wenn auch noch so kurzdauernde, Pause machte, ein Paar wenige große Schritte umherginge, und dann erst jene Worte sagte, die gleichsam ein kurzes Wiederaufleben der Besonnenheit sind? Diese Besonnenheit selbst möchte dann, so bald sie wollte, wieder verschwinden; ihre längere Fortdauer wäre sogar gegen die Natur, gegen die Wahrheit: es wäre

*) Act 3. S. 112.

unvernünftig, daß die heftigste aller Leidenschaften so gar schnell sollte verbrannt seyn, ohne in neuen Gluthströmen wieder hervorzubrechen. — —

Das Bisherige betraf die ununterbrochene Fortsetzung des Spiels, die Verbindung mehrerer ruhiger Thätigkeiten, den Uebergang aus der Ruhe in den Affect, und zurück aus dem Affect in die Ruhe. Was wir jetzt noch zu untersuchen haben, ist die oben schon berührte Hauptfrage von der Verbindung mehrerer leidenschaftlicher Bewegungen. Ob ich diese Frage deutlich und befriedigend werde beantworten können, das steht dahin; aber davon halte ich mich überzeugt, daß die Antwort, wenn sie sich geben ließe, für den Schauspieler von Nutzen seyn müßte. Sie würde ihn, denk' ich, so oft über die wahre Nuance, über den wahren Grad des Ausdrucks belehren; würde ihn so oft an die Nothwendigkeit einer Pause erinnern, und ihm mit der Dauer derselben ungefähr auch die Folge der Bewegungen angeben, womit er sie auszufüllen hätte: würde ihn auf die Gründung des richtigen Zwischenspiels während der Reden seines Mitspielers führen: da diese Reden nicht selten so lang sind, oder doch so ganz verschiedene Gesinnungen veranlassen, daß unmöglich das Zwischenspiel bloße Fortsetzung des vorhergehenden Ausdrucks seyn kann. Dieser letzte Nutzen würde sich vorzüglich bei der Aufführung versificirter Trauerspiele zeigen, deren Dialog auch dadurch so unnatürlich ist, daß die Reden der Personen fast immer zu viel enthalten, zu weit ausgesponnen, zu lange fortgesetzt werden.

Ein und vierzigſter Brief.

Es kömmt, ſagen Sie, bei der Schnelligkeit, womit eine Flamme emporſchlagen und wieder verſchwinden ſoll, auf die Beſchaffenheit der Materie an, die der Funken ergreift. Die eine iſt wenig oder gar nicht brennbar; die andere iſt feucht: die dritte iſt feuerfangend. Wird es nicht eben ſo bei der Schnelligkeit, womit eine Leidenſchaft ſich erzeugen und wieder erſterben ſoll, auf den Umſtand ankommen, wie ſehr oder wie wenig die Seele, nach ihrem allgemeinen Charakter oder nach ihrer jedesmaligen beſondern Lage, für die Leidenſchaft geſtimmt iſt? — Dieſer Gedanke an ſich iſt ſehr einleuchtend wahr: allein ich zweifle, daß Sie damit den möglichen ganz unmittelbaren Uebergang aus Gemüthsruhe in lebhaftere beſtimmte Affecten werden beweiſen können. Wenn in den dunklern Gegenden der Seele, uns ſelbſt vielleicht unbewußt und Andern unmerklich, ſich ſchon nahe Dispoſitionen zur Erzeugung gewiſſer Affecten finden; wenn der Menſch ſchon heimlich zur Freude, zur Traurigkeit, zum Verdruß, zu irgend einer andern Empfindung aufgelegt iſt, ſo wird er ſie freilich auf den erſten Anlaß, und vielleicht augenblicklich, mit einer ſichtbaren Lebhaftigkeit äußern. Aber dann iſt ja die Bedingung, die ich vorausſetzte, die völlige Seelenſtille, nicht mehr vorhanden; die angenommene Ruhe iſt ja nur Täuſchung, nur Schein, und

der ganze Uebergang geſchieht ja nur von einem geringern zu einem höhern Grade.

Doch vielleicht iſt es eben dies, was Sie mit Ihrem Einwurfe ſagen wollen. Vielleicht iſt der eigentliche Sinn deſſelben: daß volle Gemüthsruhe, volles Gleichgewicht der Seele, eine Idee iſt, der kein wirklicher Zuſtand entſpricht; daß Lage oder Charakter immer ſchon eine geheime Aufgelegtheit zur Erzeugung gewiſſer Affecten hervorbringen, und daß dieſe Aufgelegtheit anders nichts als das ſchon Vorhandenſeyn gewiſſer unmerklicher Regungen ſeyn kann, die, wenn ſie mehr Nahrung, Leben, Fülle gewinnen, zu eigentlichen wahren Affecten werden. In dieſer Idee, wenn es wirklich die Ihrige iſt, bin ich völlig auf Ihrer Seite; der Zuſtand des ganz unentſchiedenen Gleichgewichts iſt auch mir bloßer Schein: allein in Unterſuchungen, die ſich ſo ganz vom Scheine nähren, glaubt' ich den Schein eben nicht verlaſſen zu dürfen. Indeß, wenn es Ihnen ſo beſſer dünkt, ſo ſetzen Sie überall ſtatt Gemüthsruhe: unmerkliche Seelenregung; und ziehen Sie dann das, was von jener geſagt wurde, zu der jetzt folgenden Lehre von der Verbindung mehrerer leidenſchaftlicher Bewegungen.

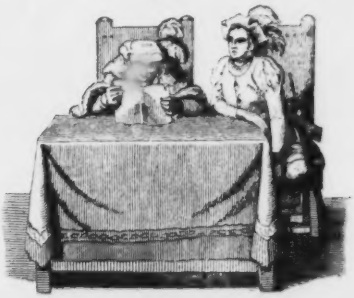
Dieſe mehreren Bewegungen können nur eins von beiden ſeyn: einartig, oder verſchiedenartig. Sind ſie das erſtere, ſo liegt der ganze Unterſchied zwiſchen ihnen bloß in Stärke und Schwäche; und die möglichen Arten ihrer Verbindung ſind: Anſchwellen und Abnehmen. Das Abnehmen, wenn es durch allmähliches Zurückſinken zur Ruhe geſchehen ſoll, haben wir ſchon betrachtet; wenn es durch Zwiſchenkunft anderer Affecten ſoll bewirkt werden, gehört es in die Lehre von der Verbindung fremdartiger Empfindungen: mithin bleibt hier nichts,

als die Betrachtung des Anſchwellens, übrig. Soll dieſes durch unmerkliche Grade geſchehen, ſo iſt die einzige Erinnerung, die man dem Schauſpieler geben kann: daß er die weſentlichſten, eigenſten Züge jedes Affectes merken, und eben durch Verſtärkung von dieſen die Erhöhung bezeichnen muß. Soll es plötzlich, durch Ueberhüpfung mehrerer Mittelgrade, geſchehen, ſo kömmt die zweite Erinnerung hinzu: daß ſich hier in der Seele, eben wie bei dem Uebergange aus ſcheinvoller Gemüthsruhe, ein mittlerer Zuſtand der Verwirrung findet, und daß, in dem Falle einer zu merklichen Entfernung zwiſchen den Graden, auch das Gebehrdenſpiel dieſen Zuſtand durch eine Miene des Erſtaunens, durch ein kleines Zurückfahren, durch irgend ſonſt eine Bewegung, andeuten muß. Ich erläutere Ihnen beides durch ein Beiſpiel, das ich nicht erſt erfinden, das ich nur ganz ſo hinſchreiben darf, wie ich es ſah, und das Ihnen um ſo mehr gefallen wird, da es abermals aus Ihrem Lieblingsſchauſpiel, aus Otto von Wittelsbach, iſt.

Friedrich von Reuß hegt Verdacht gegen die Redlichkeit Philipps; Pfalzgraf Otto, ſo wenig ſeine eigene Rechtſchaffenheit ihn noch Arges muthmaßen läßt, will gleichwohl den Brief, den ihm Philipp an den Polenherzog mitgab, geleſen haben. Der Pfalzgraf ſelbſt, wiſſen Sie, kann nicht leſen, ſo wenig als ſein Stallmeiſter Wolf. Ritter Friedrich ſetzt ſich hinter einen Tiſch, Otto zur Seite; das Ohr hat er gegen den Ritter hingebeugt, und ſein Blick iſt ein wenig geſchärft: ſonſt ſind Mienen und Stellung noch völlig ruhig. Er hat jetzt noch weit mehr Zutrauen, als Verdacht, gegen den Kaiſer; der Unwille, der ſich an den größern Verdacht

bald anhängen würde, kann noch zu keiner Kraft bei ihm kommen; sein Ausdruck iſt noch ganz der reine Ausdruck der Neugier, der ernſten Aufmerkſamkeit (ſ. Fig. 52.). — Der Ritter

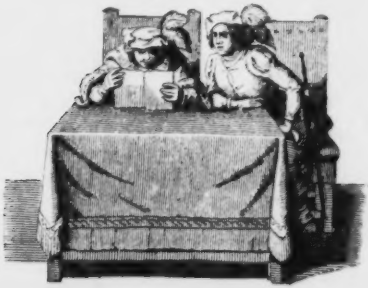
Figur 52.



lieſt, und gleich zu Anfange des Briefes kommen Stellen vor, die eben nicht beleidigen, aber befremden: der Kaiſer hatte andere Worte, als jetzt der Ritter, geleſen; die Aufmerkſamkeit wird alſo natürlicher Weiſe ſchon weit höher geſpannt. Nach einem ſichtbaren Erſtaunen, womit Otto die Worte begleitet: „Was? Steht's ſo da? Der Kaiſer las nicht ſo"; nach einem kleinen Kopfſchütteln der Verwunderung, drängt er ſich nun ſchon weiter an den Ritter hinan; bringt ſein Ohr dem

Munde deſſelben ſchon näher, gleichſam um den Tönen ihren Weg zu verkürzen und ſie ſicherer und ſchneller zu haſchen; zieht die Augenbraunen ſchon merklicher zuſammen, und zeigt in allen ſeinen Muskeln mehr Kraft, mehr Spannung (ſ. Fig. 53.).

Figur 53.

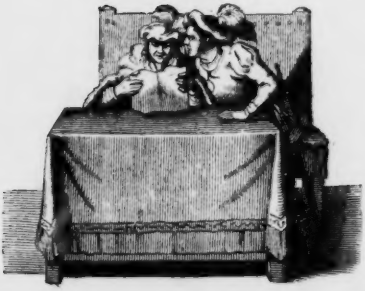


— Nach noch einem Satze, der in Anſehung der Aufmerkſamkeit eben nichts ändert, folgt nun die verrätheriſche geheime Warnung: daß der Herzog von Polen dem Otto keine eigne Macht vertrauen, vielweniger ihn mit der Hand ſeiner weltberühmten ſchönen Tochter beglücken ſolle. Dieſer Zug des verworfenſten, niederträchtigſten Undanks erſchüttert, je minder er ſich erwarten ließ, deſto tiefer fährt er durch's Herz; das dreimalige „Ha!“ des Pfalzgrafen iſt gleich ſehr Ausruf mit-

der Wuth, als des höchſten Erſtaunens: ſein Auge iſt nun weit aufgeriſſen, die Fauſt geballt, die Stirn gerunzelt: es wird ihm ſchwer, ſich auf ſeinem Sitze ruhig zu halten. Was ihn noch einzig daran feſſelt, iſt die jetzt unendlich verſtärkte Begierde nach vollem Aufſchluß der Sache: eine Begierde, die kaum dem Ritter zu ſeinem eigenen Erſtaunen Zeit läßt; denn wie hitzig ſpornt ihn der Pfalzgraf durch ſein öfteres: „Weiter! Lies weiter!“ zur Eile! Die Nähe des Ohrs an dem Munde des Ritters genügt nun Otto nicht mehr; er blickt dem Alten ſtier und unverwandt in's Geſicht, gleichſam um die Töne unmittelbar von den Lippen wegzuhaſchen, oder vielmehr um die Worte, noch ehe ſie geſprochen werden, ſchon aus den Mienen zu leſen. Auch greift er, nach der Bemerkung: daß ein ſehr intereſſirter Zuhörer immer gern den Mitunterredner faßt*), mit der einen Hand auf die Schulter des Ritters (ſ. Fig. 54.). — Das Erſtaunen Otto's kann nun kaum mehr geſchwellt werden; aber ſeine Wuth kann es, ſelbſt ſeine Begierde zu wiſſen kann es. Wenn ſchon die Warnung des Kaiſers an ſich ſelbſt höchſt beleidigend war, ſo iſt es die Urſache, die er angiebt, noch mehr: das zu ſtolze, zu Aufruhr und Zwietracht geneigte Gemüth des Pfalzgrafen. So wie dieſe Worte geſprochen werden, iſt Otto ſchon herunter von ſeinem Sitze; den Ritter bloß an der Schulter zu faſſen, iſt ihm nun allzuwenig: er ſchlingt ihm den ganzen rechten Arm um den Hals, indem der linke die geballte Fauſt auf den Tiſch ſtützt; auch dünkt ihm jetzt der Blick in's Geſicht des Ritters ein noch zu langſames Befriedigungsmittel für ſeine Neugier:

*) Brief 15: Th. 1, S. 118.

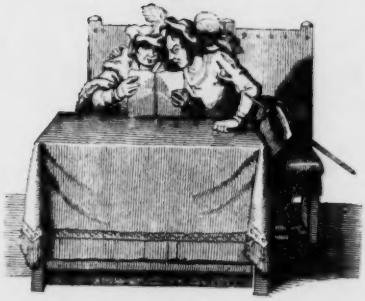
Figur 54.



ohne zu bedenken, daß er selbst nicht lesen kann, starrt er, mit dem Ausdruck der höchsten Sehnsucht und der empörtesten Wuth, geradezu in den Brief hinunter (s. Fig. 55.). — — Ich weiß nicht, ob für Andere diese Beschreibung klar oder lebhaft genug wäre, um sie die ganze Richtigkeit der Gradation, die ganze Wahrheit des Fortschritts durch alle die kleinsten Bewegungen, fühlen zu lassen; für Sie, hoff' ich, soll sie es seyn, da Sie durch eigene Wiedererinnerung die Mangel derselben so leicht ersetzen können. —

Eben so, wie von niedern zu höhern Graden eines Affects, geht man aus Affecten des Anschauens in die ihnen verwandten Begierden über: denn auch dieser Uebergang ist im Grunde

Figur 55.



nichts als Wachsthum durch Grade, als Stufenfolge. Der Verdruß kann zu schwach seyn, um als Zorn in Thätigkeit auszubrechen; die Liebe, zu sehr bloße Rührung, um ein sichtbares Streben nach Vereinigung zu bewirken; das Leiden, noch zu stumpf, zu gemäßigt, um entweder rastlos umherzuschweifen oder sich gewaltsam an dem Menschen selbst zu vergreifen. Indeß ist doch jeder dieser Affecten schon ein wirklicher innerer Drang der Seele, der nur durch mehr und lebhaftere sinnliche Eindrücke, durch mehr und lebhaftere Phantasieideen verstärkt werden darf, um als Begierde durch Thätigkeit sichtbar zu werden. Findet sich gar kein Hinderniß, das diese Thätigkeit aufhielte, oder hebt auch das etwanige Hinderniß sich von selbst,

so geschieht der Uebergang leicht, unmittelbar, ohne Zwischenzustand: der stillstehende Bach braucht nur Zufluß, und der schon angeschwollene nur Wegbebung des Wehrs, um in seinem natürlichen Bette fortzuwallen. Muß das Hinderniß durch eigene Gewalt der Begierde erst durchbrochen werden, so ist freilich die Sache anders: hier entsteht ein unruhiger Mittelzustand, eine Mischempfindung, ein vielleicht zweifelhafter Kampf zwischen Affecten, von dem ich aber eher nicht reden kann, als bis ich erst den Uebergang aus einem verschiedenartigen Seelenzustande in den andern betrachtet habe.

Daß dieser Uebergang nicht bei allen Affecten gleich leicht sei; daß er das eine Mal mit großer Geschwindigkeit, das andere Mal nur sehr langsam geschehe: das müssen Sie sogleich, bei dem ersten flüchtigsten Ueberdenken, finden. Inwieferne diese größere Leichtigkeit oder Schwierigkeit von der besondern Verwickelung der Begebenheiten, von der eigenthümlichen Beschaffenheit der Charaktere, abhängt, kann die Theorie nichts bestimmen; die Verschiedenheiten erstrecken sich hier in's Unendliche, und es wäre thöricht, nicht kühn, seinen Maaßstab an das Unermeßliche zu legen. Aber selbst in der allgemeinen Natur der Empfindungen, unabhängig von den Begebenheiten und Ideen, wodurch sie erweckt, von den Charakteren, worin sie erzeugt werden, liegt ein Grund zu dieser Leichtigkeit oder Schwierigkeit der Folge; und diesen kann und darf die Theorie in Betrachtung ziehen. Lassen Sie mich diejenigen Affecten, deren Folge ohne Schwierigkeit ist, verwandte, die entgegengesetzten entfernte nennen.

Die erste und wichtigste Frage ist nun die: an was für festen, wesentlichen Merkmahlen wir diese Verwandtschaft oder

Entfernung erkennen wollen? Der Unterschied fällt schlechterdings mit demjenigen, den man zwischen angenehmen und unangenehmen Affecten macht, nicht zusammen. Tiefe Schwermuth, die freiwillig alle Kräfte sinken läßt, alles Bestreben gegen das Uebel aufgiebt, weil sie keine Möglichkeit es abzuändern erblickt, ist doch sicher ein höchst unangenehmer, trauriger Affect? Und jene über den Menschen selbst sich herwerfende, Haar ausraufende, Brust und Wangen zerfleischende Wuth ist doch wahrlich auch kein Gefühl, wie wir es den Bewohnern Elysiums geben? Gleichwohl; wie weit ist die Entfernung von einem dieser Affecten zum andern! Wie viel mittlere Zustände und von wie langer Dauer müßten wir annehmen, um zwischen beiden eine natürliche Verbindung zu finden! Eben so: die stille, zartliche, in sich gekehrte Liebe, die so gern mit dem Rauschen sanftbewegter Wipfel, mit dem eben und leise fortschleichenden Bache sympathisirt, ist doch gewiß eine der süßesten, seligsten Empfindungen der Menschheit? Und der ist doch auch in unsern Augen kein Elender, der vor Freude in Tanz, in Händeklatschen, in Jubel, in lautes Gelächter ausbricht? Aber wie ungern wird sich Jener, von dem Rasen, auf dem er wollüstig hingestreckt lag, zur Theilnehmung an den wilden stürmischen Schwärmereien von Diesem erheben! wie wenig Dieser gestimmt seyn, sich neben Jenem zu gleich sanften heimlichwollüstigen Empfindungen einzuwiegen! Hingegen scheint es auch hier so wahr, daß oft die äußersten Enden einander berühren: die angenehmen Empfindungen sind den unangenehmen und diese jenen in so manchem Puncte verwandt, und die eine schleicht sich in die andere oft so leicht, so unmerklich hinüber. In dem einen Augenblick ist die Liebe noch

sanftes wollüstiges Schmachten, stiller süßer Genuß körperlicher oder geistiger Schönheit: in dem andern erwacht plötzlich eine traurige Phantasieidee: das Herz nimmt sie willig auf, und der Glückliche versinkt auf einmal in Schwermuth. — Sie werden sagen, daß auch diese Schwermuth noch mehr angenehmes als unangenehmes Gefühl ist; aber eben dieses, glaube ich, macht die Sache eher schlimmer, als besser. Es erinnert uns, daß angenehm und unangenehm so zweideutige, so unsichere Begriffe sind; daß sie sich unmerklich durch so feine, so schwache Schattirungen in einander verlieren; daß sie fast nirgend eine bestimmte, feste, scharf abgeschnittene Gränze geben.

Gleich unbrauchbar möchte zu unserm Endzwecke die Eintheilung seyn: in Affecten, die die Seele erheben, und die sie niederschlagen. Verwunderung und Zorn gehören doch gewiß zu den erstern; aber wenn nun eben ein großer, erhabner Gegenstand meine Sinne, meine Phantasie beschäftigt, und gleichsam die ganze Denkungskraft meiner Seele ausfüllt: werd' ich aus dieser Stimmung, auf den ersten sich darbietenden Anlaß, einen unmittelbaren Uebergang in Zorn, in Begierde nach Rache finden? Werd' ich nicht, wie auch immer die Kette der Ideen und Begebenheiten seyn mag, erst Zeit zur Fassung, zur Erholung bedürfen? Wird nicht zwischen beiden Affecten sich irgend eine mittlere Seelenbewegung finden, durch die ich nothwendig erst durch muß? — Bange zitternde Furcht, und jenes stille hinschmachtende Entzücken, das ich Ihnen im neunzehnten Briefe schilderte (s. Fig. 27.), schlagen beide die Kräfte der Seele nieder, spannen sie beide ab; aber können Sie demungeachtet Sich irgend einen Charakter, irgend eine Ideenfolge denken, welche die unmittelbare Verbindung zwei so ganz ver-

schiedener, so widerstrebender Empfindungen möglich machte? — Dennoch liegt in der That in dieser letzten Eintheilung schon etwas von dem, was wir suchen: sie bringt uns der Auflösung der Frage schon näher, als jene erstere; und es wird bloß darauf ankommen, daß wir das Wesentliche derselben zu fassen, abzuscheiden, aus einander zu setzen suchen.

Zwei und vierzigſter Brief.

Um den Grund zu erkennen, warum gewiſſe Gemüthsfaſſungen ſo unmittelbar, andere immer nur mittelbar, auf einander folgen, müſſen Sie auf das Eigne in dem Ideengang der verſchiedenen Affecten merken. Verwandt ſind Affecten, wenn ſie einander in dieſem Gange ſehr ähnlich; entfernt, wenn ſie einander ſehr unähnlich ſind. Aber dieſe Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit findet in mehr als in einer Beziehung Statt: der Ideengang iſt nicht bloß ſchnell oder langſam; er iſt auch feſt oder leiſe, gebunden oder abgeſetzt, gleich oder ungleich: und nun fragt es ſich, auf welche von dieſen Beziehungen es hier ankomme? auf welche man Acht haben müſſe? Ich antworte: auf alle. So wie der Arzt, wenn er den Zuſtand des Körpers erforſchen will, nicht bloß auf Schnelligkeit oder Trägheit, auch auf Härte oder Weichheit, Fülle oder Schwäche, Gleichheit oder Ungleichheit des Pulſes merkt; eben ſo muß der Pſycholog, wenn er den Zuſtand der Seele ſchätzen will, nicht bloß auf eins oder das andere, er muß durchaus auf Alles merken, was jenen körperlichen Beſchaffenheiten in der Seele, in dem Fortriebe ihrer Ideen, analog iſt. Wenn Sie den Verſuch der Anwendung von dieſen Kennzeichen machen, ſo werden Sie, hoff' ich, überall ihre Richtigkeit einſehen, überall erkennen, daß die Folge der Affecten um ſo leichter iſt, je

größere Aehnlichkeit und in je mehreren der angegebenen Puncte Statt hat; um so schwieriger, in je wenigern Puncten und in je geringerm Grade man sie antrifft. Der weitere Grund hievon liegt in der Natur der Seele, in dem ihr wesentlichen Hange nach der Fortsetzung ihres jedesmaligen Zustandes: einem Hange, der neben dem gleich wesentlichen Triebe nach unablässiger Aenderung und Abwechselung besteht. So wie dieser letztere Trieb keine Fortdauer einer und derselben völlig gleichen Fassung verstattet, so verstattet jener erstere keinen Sprung, keine plötzliche Umwälzung, keine unmittelbare Folge ganz entgegengesetzter Zustände. Eine geringere Aenderung bringt eine auch nur geringe, vielleicht unmerkliche, Verwirrung, eine größere Aenderung eine größere Verwirrung hervor, und so viel jene kürzer währt, währt diese länger.

Wenden Sie die Kennzeichen, die ich festgesetzt, zuerst auf diejenigen Affecten an, deren Verwandtschaft oder Entfernung wir aus dem Umstande, daß beide angenehm oder unangenehm waren, beide die Seele erhoben oder niederschlugen, nicht zu erklären wußten. Warum können tiefe Schwermuth und wüthendes Leiden nie in nahe unmittelbare Verbindung kommen? Der Gang jenes ersten Affects ist Schneckengang, mehr Festhangen, Ansaugen, Stillstehen, als Weiterkommen; der Gang dieses letztern ist schnell, forteilend, rasch: jeder Fortschritt von jenem ist leise, furchtsam, schwach; jeder von diesem, stark, reißend, gewaltsam: die Bewegungen des einen sind sanft, gebunden, verstößt; die des andern rauh, unordentlich, abwechselnd. — Warum findet keine Folge Statt von stiller zärtlicher Liebe zu lauter lärmender Freude? Jene schleicht von Reiz zu Reiz, von Schönheit zu Schönheit, so verweilend-

langsam fort, hängt alle ihre Ideen so unmerklich und sanft an einander, gleitet so gemach und eben durch sie dahin: diese geht so rasch, mit so festem kühnen Schritte, und zugleich so hüpfend, so viel minder gleichförmig einher. — Warum sind volle anstaunende Bewunderung und heftiger wüthender Zorn keine unmittelbar zu verbindenden Affecten? Der eine ist so feierlichlangsam, der andere so ungestüm rasch; der eine hält so gleichen gemeßnen Schritt, der andere ist so regellosheftig; der eine ist bei seiner Fülle so gebunden und sanft, der andere bei noch größerer Fülle so rauh, so abgesetzt, so erschütternd. — Warum hängt sich stilles hinschmachtendes Entzücken nie unmittelbar an bange zitternde Furcht? Der Gang des einen Affects ist höchstlangsam, des andern höchstschnell: des einen so ununterbrochen fortwallend, des andern so unstätt und ungleich; des einen so viel fester und voller, des andern so viel unsicherer und schwächer. Die Seele müßte, wenn eine unmittelbare Verbindung der angegebenen Affecten geschehen sollte, ihren Zustand, bald größtentheils bald durchaus, und zwar plötzlich, in einem Augenblick, ändern. — Hingegen schmachtende Liebe und stille wollüstige Schwermuth, da sie in aller Rücksicht einander so ähnlich in ihrem Ideengange sind, in Langsamkeit, Gebundenheit, Gleichheit: da vielleicht nur in Ansehung der Fülle sich einiger Unterschied findet: warum sollten sie nicht, eine auf die andere, unmittelbar und ohne Schwierigkeit folgen können?

Es wäre endlos, wenn wir alle die Affecten, die wir unterschieden haben, einzeln in Betrachtung ziehen, jeden mit jedem nach Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit des Ideenganges vergleichen, und so die Grade ihrer Verwandtschaft oder Entfer-

nung bestimmen wollten. Nur irgend einen einzelnen reinen Affect, etwa den Zorn, lassen Sie uns noch zum Ueberfluß nach seinen nächsten Verwandtschaften durchgehen, und die Richtigkeit unserer Theorie an ihm prüfen! Wenn man fragt: warum die starke Empfindung des eigenen Werthes, des Muthes, der Kraft, den Menschen so viel aufgelegter zum Zorn macht, als jener andere ruhige Affect des Anschauens? so ergiebt sich die Antwort augenblicklich aus der Fassung, in welche bei jener Empfindung die Seele versetzt wird. Fülle, Festigkeit, Kraft des Ideenganges sind schon da: nur noch die Schnelligkeit darf wachsen, darf bis zur Wildheit anschwellen: und die Seelenstimmung ist ganz, wie sie zum Zorne seyn muß. Wenn man wissen will, warum auch die Freude, so entgegengesetzt sie immer dem Zorne scheint, in ihrem höchsten Grade doch so leicht in ihn übergeht? — eine Bemerkung, deren Wahrheit die so gewöhnlichen Handel auf ausschweifenden Freudengelagen bestätigen; — so giebt auch hierüber der Ideengang Aufschluß: die zu hoch gestiegene Freude ist von einer so großen, so unruhigen Schnelligkeit, ihr Schritt schon so fest, so weit ausgreifend, daß die Seele zum plötzlichen Uebergange in den Zorn nur noch etwas mehr gespannt werden darf. Wenn man nach der Ursache forscht, warum Leiden mit dem Zorne in so naher, so inniger Verwandtschaft steht, daß aus jenem Affect in diesen und zurück aus diesem in jenen nur ein einziger Schritt ist, so gebe man nur auf den Ideenstrom Achtung: er ist in beiden Affecten von so gleicher Schnelligkeit, so gleicher Heftigkeit und Fülle, daß unmöglich eine größere Uebereinstimmung zwischen Affecten gedacht werden kann. Wenn man belehrt seyn will, warum die Genußbegierde in ihrer

größten Hitze so leicht zu der grimmigsten Wuth wird, so erklärt auch das wieder die Seelenfassung: Schnelligkeit, Gedrängtheit, Regellosigkeit des Ideenganges, sind der Genußbegierde in ihren höchsten Graden eben so eigenthümlich, so wesentlich, als dem Zorne. — Daß in der That keine dieser Erklärungen zureichend ist; daß sich immer noch andere Gründe, als die hier genannten, angeben lassen, das wird Sie hoffentlich nicht befremden: ich sah hier freilich nur auf die allgemeinste subjective Möglichkeit der Verbindung; aber das war auch, wie Sie Sich erinnern werden, die Gränze, die ich gleich Anfangs diesen Untersuchungen vorschrieb.

Werfen Sie noch einmal einen prüfenden Blick auf unsere sämmtlichen Beispiele, und Sie werden Gelegenheit zu einigen nicht unwichtigen Bemerkungen finden. Die erste wird seyn: daß Verwandtschaft und Entfernung der Affecten nicht sowohl von ihrer Natur im Allgemeinen, als vielmehr von dem Grade ihrer Stärke abhängt. Um zu zeigen, daß Leiden und Schwermuth entfernte, nicht unmittelbar zu verbindende, Gemüthsfassungen sind, durft' ich nicht so schlechthin diese Affecten nur nennen; ich mußte sie in ihren höheren Graden nehmen, und von tiefer Schwermuth, von wüthendem Leiden reden. In geringern Graden hat es so ganz keine Schwierigkeit, unmittelbar von einem dieser Affecten zum andern überzugehen. Der Trauernde, der mit niedergesenktem Blick an dem Grabhügel seines Freundes dasitzt, fühlt sich plötzlich die Last seines Kummers zu schwer, hebt mit einem Seufzer das matte trübe Auge gen Himmel, und sinkt dann, nach dieser Erleichterung seines Herzens, in die erste Schwermuth zurück, spannt die kaum noch angestrengten Muskeln wieder ab, läßt das kaum gehobene

Haupt wieder gegen den Busen fallen. — Eben so mußt' ich alle übrigen Affecten näher bestimmen, wenn ich ihre Entfernung wollte fühlbar machen; mußte die Liebe als still und zärtlich, die Freude als larmend und laut, die Verwunderung als voll und anstaunend, den Zorn als heftig und wüthend voraussetzen. In geringern Graden, sagt' ich schon damals, da von der Mäßigung des dramatischen Spiels die Rede war*), können die Affecten leichter verschwinden, leichter Nüancen annehmen, sich mischen, sich in verschiedenartige umwandeln. Man thut daher, glaub' ich, besser, wenn man von der Verwandtschaft mehrerer Seelenbewegungen, mehrerer leidenschaftlichen Zustände, als so schlechthin von der Verwandtschaft mehrerer Affecten spricht: der letztere Ausdruck verführt so leicht, nur überhaupt an den Gattungsbegriff, nicht an den ganzen speciellen Zustand zu denken, worin die Seele versetzt wird.

Mit dieser Bemerkung läßt sich sogleich die zweite verbinden: daß man nehmlich, bei Beurtheilung der Verwandtschaft der Seelenbewegungen, nicht auf den gemeinen Sprachgebrauch zu achten hat, der zwar oft auch der philosophische ist. Dieser Sprachgebrauch nimmt es mit der Bezeichnung der Leidenschaften nicht eben genau: bald nennt er, statt eine Mischung anzugeben, nur den einen Affect, der besonders darin hervorsticht; bald belegt er auch die vielleicht ganz verschiedenartige Gemüthsfassung mit dem Namen der Quelle, des Grundaffects, von welchem sie herrührt. So sagt man in dieser Sprache ohne Bedenken: daß oft der Eifersüchtige plötzlich aus der heftigsten Wuth in die zärtlichste Liebe zurückfalle; und doch ist

*) Brief 34, S. 90.

die unmittelbare, ſelbſt nur nahe, Folge zwei ſo entgegengeſetzter Affecten durchaus unmöglich. Sehen Sie Othello, dieſes ſo vollkommene, ſo vollendete Gemälde der Eiferſucht an: was finden Sie in der Scene, wo der Mohr ſeine Gattinn ſo ſtürmiſch anfährt, und dann plötzlich wieder von ihren Reizen ſo angezogen wird? Was ſonſt, als Erſchütterung bis zu Thränen, und dann auf einmal Ausbruch des heftigſten Schmerzes, der zwar freilich aus Liebe quillt, aber von den charakteriſtiſchen Bewegungen dieſes Affects keine Spur, keinen Verdacht zeigt?*) Und ſchon vorher in der Scene mit Jago, wo Othello, nach Erklärung ſeines feſten Entſchluſſes Desdemonen zu morden, ſich auf einmal wieder ihrer Schönheit, ihrer Geiſtesgaben, ihrer gefälligen Sitten, aller ihrer Vortrefflichkeiten erinnert; was finden Sie, als innige wehmuthsvolle Erſchütterung? als bitteres ſchmerzliches Leiden, aus dem er in die alte Wuth der Rachgier immer wieder zurückfallen kann, was er aus wahrhaftzärtlicher ſanfter Bewegung nicht konnte?**) Liebe iſt freilich der Grundaffect, der dieſe Erſchütterungen bei ihm hervorbringt; aber ſie ſelbſt, dieſe Erſchütterungen, haben nichts von dem Weichen, Süßen, Zärtlichen, Schmachtenden dieſer Empfindung.

Eine dritte Bemerkung wird ſeyn: daß die Leichtigkeit der Verbindung nicht bei allen verwandten Affecten wechſelſeitig iſt. Aus Zorn in Leiden, und zurück aus Leiden in Zorn, iſt der Fortgang gleich leicht, gleich ſchnell; aber zurück aus Zorn in Freude, oder in ſtolzes ruhiges Gefühl ſeiner Größe, iſt ein

*) Act 4, Sc. 2: Schenk. Ueberſ., Bd. 12, S. 473.
**) Ebendaſ. Sc. 1, S. 466 fg.

schwererer Schritt, als aus den letztern Affecten in jenen. Es ist hier mit den Bewegungen der Seele, wie mit dem Wogen des Meers: der Sturm, der freilich schon eine Zeit lang toben mußte, eh' er bis auf die Tiefe drang und die Wellen bis zur Höhe der Wolken trieb, muß noch weit länger geschwiegen haben, ehe die empörte Fluth sich wieder bis zum sanften Wallen oder gar bis zum Gleichgewichte zurücksenkt. Bei Zorn und Leiden, wie Sie leicht inne werden, findet diese Vergleichung nicht Statt: der eine dieser Affecten ist eben so wild, so rasch, so ungestüm, wie der andere: und so ist natürlicher Weise der Fortgang gleich leicht von diesem zu jenem, und von jenem zu diesem. —

Sie sehen aus dem Bisherigen schon von selbst, daß eben das, was ich von völlig einartigen Seelenbewegungen sagte, auch auf die verschiedenartigen, sowohl verwandten als entfernten, anwendbar ist. Die Folge der verwandten, wenn sie nicht völlig einerlei Ideengang haben, ist weiter nichts als eine allmähliche unmerkliche Erhöhung oder Abnahme, sei es der Geschwindigkeit, oder der Fülle, oder der Gleichheit des Ideenganges, oder auch mehrerer dieser Eigenschaften zugleich. Die nahe unmittelbare Folge entfernter Seelenbewegungen wäre Sprung: und Sprung ist, in der geistigen wie in der körperlichen Natur, unmöglich: der schnellere Fortstrom der Gedanken läßt sich nicht auf einmal anhalten, ihr trägerer langsamerer Fluß nicht plötzlich beschleunigen; noch weniger läßt sich die Proportion der verschiedenen Beschaffenheiten, die wir in dem Ideengange unterschieden, augenblicklich umändern, so daß bei ungleich weniger Festigkeit auf einmal ungleich mehr Geschwindigkeit u. s. w. entstande. Mithin muß auch hier, wie

bei entfernten Graden einartiger Seelenbewegungen, eine gewiſſe Verwirrung entſtehen: ein gewiſſes unruhiges Hinundherſchwanken zwiſchen dem einen Zuſtande, der aufhören, und dem andern, der anfangen ſoll. Iſt die Entfernung zwiſchen den Affecten nur klein, ſo iſt es ſo gut als ob ſie verwandt wären: die vielleicht nur augenblickliche, dem Menſchen ſelbſt unmerkliche Verwirrung, bringt gleichſam nur in den innerſten zarteſten Fiebern ein kleines Zittern hervor, das ſich kaum bis in Auge und Lippen, vielweniger bis in die minder beweglichen Theile des Körpers fortpflanzt: iſt die Entfernung beträchtlich, ſo wird das Schwanken, das Taumeln, das Ringen der Seele zwiſchen den beiden unverträglichen Empfindungen ſichtbar. Hier bemerkt man, nach Verſchiedenheit der Falle, bald die Erſchütterungen des Lachens, bald die Zuckungen des Weinens, bald den Wechſel der Farbe, bald das Zittern der Glieder, bald das unruhige zweifelmüthige Hinundherwenden, bald noch andere unentſchiedene Bewegungen dieſer Art. — In der Kunſt der Declamation ſtehen dieſen mimiſchen Veränderungen die verſchiedenen Schwankungen und Brechungen des Tons gegenüber. —

Sie erwarten vielleicht, daß ich das weite Feld von Beobachtungen, welches ſich hier zu eröffnen ſcheint, wo nicht ganz, doch zum Theil, mit Ihnen durchwandern; daß ich wenigſtens einen Verſuch machen werde, aus dem Gegenſtändlichen des Ideenganges in den beiden zu wechſelnden Zuſtänden die jedesmalige äußere Erſcheinung zu finden, die aus ihrer Miſchung und Verwirrung hervorkommen muß. Aber leider! iſt Alles, was ich hier ſagen könnte, theils höchſtgemein, theils auch höchſtunbeſtimmt: und um das Feinere, das weniger Be-

kannte mit Genauigkeit und Schärfe anzugeben, dazu fehlt es entweder mir an Geschicklichkeit oder der Sprache an Reichthum. Die Unterschiede in dem Ideengange, die ich nur so im Ganzen angab, und eben so die Unterschiede in den äußeren Veränderungen des Lachens, des Weinens, des Zitterns u. s. f.; wie genau müßten sie können bestimmt, wie scharf müßte in jenen das Verhältniß der mancherlei Beschaffenheiten, in diesen der Grad und die Nüancirung können angegeben werden, wenn nicht überall die Resultate entweder höchst unzuverlässig, oder auch hie und da völlig unrichtig erscheinen sollten! Dennoch war es nicht überflüssig, daß ich Sie in die bisherige Speculation hineinführte; auch so unausgeführt, wie sie ist, kann sie schon ihren Nutzen äußern, kann den Künstler zum Suchen der jedesmaligen wahren Gebehrde veranlassen, und ihm Reiz zu Beobachtungen geben, aus deren Sammlung und Vergleichung, trotz allen sich hier findenden Schwierigkeiten, doch am Ende etwas Besseres und Vollständigeres möchte erwachsen können.

Drei und vierzigster Brief.

Hume hat, in seiner Abhandlung von den Leidenschaften, eine Stelle, die mir beides schöner und fruchtbarer, als die von Ihnen angeführte Home'sche, scheint. Er vergleicht die Seele mit einem Saiteninstrument, wo die Schwingungen der angeschlagenen Töne nach geschehener Berührung noch fortbeben, und sich nur nach und nach, nur unmerklich verlieren*). Die gleich folgenden Töne sind daher nie völlig rein: die hinzukommenden neuen Schwingungen werden mit den noch fortdauernden alten zugleich vernommen, und die Töne mischen

*) Essays and Treatises on several Subjects: vol. 3, p. 233. If we consider the human mind, we shall observe, that, with regard to the passions, it is not like a wind-instrument of music, which, in running over all the notes, immediately loses the sound, when the breath ceases; but rather resembles a string-instrument, where, after each stroke, the vibrations still retain some sound, which gradually and insensibly decays. The imagination is extremely quick and agile; but the passions, in comparison, are slow and restive: for which reason, when any object is presented, which affords a variety of views to the one and emotions to the other; tho' the fancy may change its views with great celerity, each stroke will not produce a clear and distinct note of passion, but the one passion will always be mixed and confounded with the other.

und verwirren ſich in einander. Eben ſo können Affecten, die ſchnell hinter einander entſtehen ſollen, nie rein entſtehen; der Zuſtand, in welchen der vorhergehende die Seele verſetzt hat, währt noch fort, indem der neue hinzukommt: und ſo geſchieht, bis ſich jener verloren hat, die Verbindung beider durch eine Miſchempfindung. Home, der nur ſchlechtweg vom Tone der Seele ohne Beſtimmungen ſpricht*), läßt es ungewiß, ob er ſich dieſen Ton auf einer Flöte denke, wo er nach dem Einhauch verſchwindet, oder auf einer Harfe, wo er nach dem Griffe noch fortballt. —

Sie erinnern mich, nicht eben da mit Beiſpielen karg zu ſeyn, wo ſie vielleicht am unentbehrlichſten ſind, und in der That war es mein Vorſatz, ſie Ihnen zu geben. Aber Sie nennen doch den nicht karg, der nicht gleich Alles giebt, was er beſitzt? oder der auch nicht Schätze mittheilt, die er ſelbſt mit langer mühſamer Arbeit erſt ergraben müßte, und unmöglich alle ergraben kann? Alſo nur einige wenige Beiſpiele; nur um zu zeigen, daß in der That unſere Betrachtungen von praktiſchem Nutzen ſeyn können, und um nachdenkende Künſtler zu weiterm Beobachten zu reizen. Allzufein dürfen dieſe Beiſpiele nicht ſeyn: die zu ſchwachen Schattirungen der Leidenſchaften finden, wie ich ſchon öfter klagte, in der Sprache keine Ausdrücke mehr, womit man ſie bezeichnen, im Raiſonnement keine Gründe mehr, woraus man ſie herleiten könnte. Nur die gebübtere Phantaſie iſt es, die ſich ſie denkt, und das zartere Gefühl, das ſie fordert.

Wenn Sie in Agnes Bernauerinn gewiſſe Scenen,

*) Grundſ. der Kritik: Th. 1, S. 160 f. der neueſten deutſch. Ausg.

etwa die fünfte des ersten, die dritte des vierten Aufzuges, lesen, so finden Sie keine Schwierigkeit, Sich in der Rolle Albrechts die ganze Folge der Bewegungen zu denken, weil diese Bewegungen, ungeachtet ihrer Mannichfaltigkeit, alle gemäßigt, alle verwandt sind. In jener erstern Scene herrscht Zurückhaltung und Stolz: in dieser letztern, Zärtlichkeit und Rührung: dort hat der Hauptaffect Nüancen der Verachtung, des Hohnlächelns, des Trotzes, der muthigen Zuversicht: hier, des edlen moralischen Gefühls, der Hoffnung, des Vertrauens, der stillen Freude: und alle diese Veränderungen sind so gemäßigt, so leicht, daß sich eine aus der andern wie von selbst und ohne Anstand entwickelt. Ganz verschieden ist der Fall in Auftritten, wie der dritte des zweiten Acts ist, wo plötzlich Bewegungen von ganz entgegengesetzter Natur auf einander folgen sollen. Aus dem Erstaunen, worin der Prinz durch die unerwartete öffentliche Beschimpfung versetzt wird, muß sich sehr bald der heftigste Zorn entspinnen: er ist zwiefach und ist eben da verwundet, wo sein Herz am empfindlichsten ist, an seiner Ehre als Ritter, an seiner Liebe als Gatte: und die ihm diese Wunden schlagen, sind seine Vasallen, sind seine Unterthanen. Aber mitten unter diesen erscheint auf einmal Ernst, ehrwürdig als rechtmäßiger Oberherr, und gleich ehrwürdig als Vater. Ohne Zweifel wär' es höchstfalsch, höchstwidrig, wenn Albrecht die ganze Scene hindurch einerlei Ton behielte; wenn er mit eben so stürmischem Feuer gegen den Herzog, als gegen Marschalle und Ritter und Vicedom, spielte. Gleichwohl muß nothwendig sein Zorn auch Ernst, den wichtigsten, den heftigsten seiner Ankläger, treffen: nur wenn er noch selbst Gefühl hat, wenn er nicht das Gefühl aller Zuschauer auf einmal

gegen ſich empören will, ſo muß er mitten in dieſem Zorne noch Unterwürfigkeit, Mäßigung, Ehrerbietung beweiſen. Wo er den Rittern trotzt, darf ſein Ton laut; wo er gegen den Herzog eifert, muß er gemäßigter ſeyn: wo er jene auffordert, darf er, ſo nah' er will, an die Schranken treten: wo er ſich gegen dieſen rechtfertigt, muß er noch immer entfernt bleiben: gegen jene darf er den Körper weit vorlegen; gegen dieſen muß er nur ſchwach, nur unmerklich ſich überbeugen. Gleichwohl kann auch die Ehrerbietung nicht ſogleich, nicht unmittelbar, den Zorn bis zu dem gehörigen Grade mildern; noch weniger kann ſie das Uebergewicht in dem Maaße erhalten, daß ſie in der Miſchung als hervorſtechender, herrſchender Zug erſcheine. Jenes macht die zu große Entfernung der Affecten; dieſes, die zu heftige ſtürmiſche Natur des Zorns unmöglich. Albrecht hat ſeine Lanze zerbrochen, hat das Turnier für aufgehoben erklärt, hat jedem, der dennoch turnieren würde, Rache bis in den Tod geſchworen; er hat die Ritter aufgefordert, ſeinen Arm, ſein Schwert, ſein Herz zu verſuchen; er hat ſeinen Handſchuh gegen jeden hingeworfen, der die Ehre ſeiner Gebieterinn antaſten würde: und unmittelbar nach dieſen drei ſo wilden, ſo feurigen Ausdrücken, wendet ſich die Rede wieder an ſeinen Vater. Finden Sie nicht, daß hier eine dreifache Pauſe durchaus unentbehrlich iſt, wenn Albrecht ſeine Hitze nur einigermaßen, nur bis dahin dämpfen ſoll, daß er nicht allzulaut, zu heftig, zu ſtürmiſch werde? Sehen Sie nicht, während dieſer Pauſen, ihn gleichſam mit ſeiner Hitze ringen, ihn nur mühſam ſie in die Gewalt bekommen, ihn beſonders da, wo er die Lanze zertreten hat, ein Paar unruhige Schritte umhergehen, unſchlüſſig ſich hin und her wenden, den Blick gleichſam un-

gerne, und ſo daß es ihm koſtet, nach dem Herzoge hinrichten? Und wenn er nun wirklich zu reden anfängt: fühlen Sie nicht, daß er an allen Gliedern zittern, daß ſeine Farbe wechſeln, ſeine Stimme ſchwanken muß; daß man noch immer das Uebergewicht des Zorns muß erkennen können, der ihn am Ende, nach dem unglücklichen Schwertſchlag, Sohn und Unterthan vergeſſen macht, und ihn über alle Gränzen hinausreißt?

So, wie dieſes erſte Beiſpiel, darf ich auch das zweite jetzt folgende nicht erſt ſelbſt erfinden; ich darf mich nur deſſen, was ich geſehen habe, erinnern. Alceſte, die ſich zur Rettung ihres Gemahls den Todesgöttern durch eine feierliche Anrede geweiht hat, wird plötzlich von der fürchterlichen Phantaſie ergriffen, als ob ſie die Fittige der unterirdiſchen Schatten ſchon rauſchen hörte, ſchon ſie niederſteigen ſahe, ſchon als beſtimmtes Opfer von ihnen fortgeſchleppt würde. Der Tonſetzer, der dieſe Gedanken durch Wiederholungen ausbildet, läßt die Furcht der Unglücklichen von Rede zu Rede ſteigen, den Athem ſich immer mehr verkürzen, die Stimme immer ſchwächer, immer ohnmächtiger niederſinken. Zu dieſer ſo bedeutenden, ſo ausdrucksvollen Declamation war die letzte Stellung der Schauſpielerinn einſinkend, halb ſchon fallend; ſie hatte ſich von dem Orte, wo ſie ſich das Phantom dachte, ſeitwärts weggebeugt, und warf mit abgewandtem Geſichte nur noch halbe ſchüchterne Blicke hin; die Arme, die ſich dem Schreckbilde verwandt entgegengeworfen hatten, behielten zwar noch die anfängliche Richtung: aber zu ihrer Erhebung, zur Anſpannung der Muskeln, waren Muth und Kräfte verſchwunden, und ſchon fielen ſie matt und zitternd gegen die Erde (ſ. Fig. 56.). Unmittelbar auf dieſe Ohnmacht der Furcht, ſollte die zweite muthige

Figur 36.

Anrede an die Götter der Hölle, die zweite entſchloſſene Darbietung des eigenen Lebens folgen. Die muſikaliſche Declamation iſt hier feurig, ſelbſt bis zur Wildheit; ſie kündigt eine Seele in einem erhöhtern Zuſtande der Kräfte an: und ſo muß denn auch das Spiel einen ſehr beträchtlichen Grad von Feuer haben, wenn nicht eine höchſt widrige Disharmonie zwiſchen dem muſikaliſchen und dem mimiſchen Ausdruck entſtehen ſoll. Der Blick Alceſte's, weil ſie unterirrdiſche Gottheiten aufruft, muß ſich gegen den Boden kehren, der Körper muß vorwärts hangen, der Schritt muß weit ſeyn, die Arme müſſen ſich ausbreiten: das weit offene Auge muß hervorzuellen, und der Blick etwas Begeiſtertes, Starres haben (ſ. Fig. 37.). Einzeln genommen ſind dieſe beiden Ausdrücke, jeder für die Rede, die

Figur 57.

er begleiten, für den Gemüthszuſtand, den er bezeichnen ſoll, von der abgemeſſenſten Richtigkeit: keiner iſt überſpannt, keiner zu matt; aber ſie in ſo nahe Verbindung zu bringen, Kraft auf Ohnmacht, entſchloſſenen Muth auf zitternde Bangigkeit ſo unmittelbar folgen zu laſſen: das würde wider die Kenntniß anſtoßen, die jeder, auch wenig unterrichtete Zuſchauer von dem menſchlichen Herzen, von der Natur der Empfindungen hat. Hier alſo war eine Pauſe und ſelbſt eine längere nöthig, um durch mehrere Mittelzuſtände die beiden ſo entgegengeſetzten Empfindungen verbinden zu können. Parthenia griff die ſinkende Königinn auf, ſchloß ſie in ihre Arme; Alceſte, an dem ſchweſterlichen Buſen ſich bald erholend, hob den matten Arm, und legte, im Gefühl ihrer Verwirrung, die Hand vor die Stirn, indeß Parthenia mit Blicken voll Schmerz und

Liebe ihr zuzureden schien, daß sie doch ihrem Vorsatz entsagen, ihr schreckliches Gelübde widerrufen möchte (s. Fig. 58.).

Figur 58.

So wie Besonnenheit und Kräfte zurückkamen, erwachte Alceste's ganze Zärtlichkeit wieder; ihr Vorsatz blieb fest: Anfangs war nur noch ihr Blick von Parthenia weggewandt; gleich darauf sträubte sich schon ihre Hand in der Hand der sie haltenden, in sie dringenden Schwester; jetzt machte sie schon stärkere Bewegungen sich loszureißen, Unwillen und Beharrlichkeit im Auge und auf der Stirne; auf einen noch innigeren Blick, eine noch herzlichere Umarmung Parthenia's, entwand sich ihr die zu fest entschlossene Königinn (s. Fig. 59.): und erst dann folgte, mit der ganzen oben beschriebenen Stellung, die zweite muthige Anrede an die Höllengötter. Nicht allein hatte nun

Figur 59.

die Wiederholung der Todesweihe einen begreiflichen Grund: auch der beleidigende Sprung in den Empfindungen war vermieden, und was ſonſt bloßer müßiger Zierath, leerer muſikaliſcher Ueberfluß hatte ſcheinen können, ward bedeutender, reizender Zug im Charakter. —

Um der Verlegenheit auszuweichen, worin die Wahl mehrerer Beiſpiele mich ſetzen würde, werfe ich einen Blick in unſeren ſo lange vergeſſenen Remond von St. Albine. Er hat der Beiſpiele zwei, das eine aus Racine's Phädra, das andere aus Voltaire's Zaire; aber ſein Raiſonnement darüber iſt wenig gründlich. Phädra, die endlich alle Bedenklichkeiten überwunden, und ihre ſträfliche Liebe gegen Hippolyt zwar mit Wendungen, aber doch mehr als zu deutlich

erklärt hat*), erhält von diesem die beschämende niederschlagende Antwort:

Dieux! Qu'est-ce que j'entens! Madame, oubliez-vous,
Que Thesée est mon père et qu'il est votre époux!

Er scheint das Bittere dieses Vorwurfs mildern zu wollen, indem er, nach einer Zwischenrede der Königinn, fortfährt:

Madame, pardonnez! J'avoue en rougissant,
Que j'accusois à tort un discours innocent.
Ma honte ne peut plus soutenir votre vue,
Et je vais — —;

allein die Unglückliche merkt nur zu wohl, daß er sie verstanden, und wenn sie's auch nicht merkte, so ist ihre Leidenschaft für längere Verstellung zu heftig. „Hier wird, sagt Remond, „die Liebe der Königinn Wuth; kein Augenblick scheidet diese „beiden so entgegengesetzten Empfindungen von einander; der „Uebergang geschieht ohne Vorbereitung, ohne Zwischenschattirung. . . Nicht immer, fährt er fort, dürfen die Uebergänge „so rasch, so plötzlich geschehen: denn gemeiniglich überwindet „die eine Leidenschaft die andere entgegengesetzte erst nach einigem Kampf; und um in solchen Fällen die Wahrheit der „Natur zu treffen, ist dem Schauspieler die Kunst des Schattirens und Verschmelzens höchst nöthig." — Es ist für's erste falsch, daß sich die Liebe der Phädra in Wuth verwandelt, oder Remond müßte mit diesem Worte einen andern als den gewöhnlichen Sinn verbinden; ihre lange, nur allzulange Rede hebt zwar freilich mit dem Ausrufe an:

*) Act 2, sc. 5.

— Ah cruel! tu m'as trop entendue!
Je t'en ai dit assez, pour te tirer d'erreur.
Hé bien! connois donc Phèdre et toute sa fureur!

aber in der That iſt das nicht Ausbruch des Zorns, ſondern des tiefſten Schmerzes, des bitterſten Leidens, das ſich am Ende zwar allerdings in Wuth, aber nicht der Rachgier, ſondern der Verzweiflung, verwandelt. Doch wenn auch wirklich Phädra in den ausſchweifendſten Zorn geriethe, wie kann Remond ſagen, daß es ohne Uebergang, ohne Mittelaffect geſchehe? Las er denn nicht, was die Königinn dem Hippolyt ſchon vorher auf ſeine erſte Rede antwortet:

Et sur quoi jugez-vous, que j'en perds la mémoire!
Prince, aurois-je perdu tout le soin de ma gloire!

Oder fühlte er nicht, daß dieſe Worte mit ſichtbarer Verwirrung der Scham müſſen geſprochen werden? daß, während der gleich folgenden milderen Wendung Hippolyts, die unglückliche Königinn mit ſich ſelbſt ringen muß, bis ſie in der Unmöglichkeit, ihre Ehre retten oder ihrer Liebe widerſtehen zu können, in das volle ſchmerzliche Bekenntniß ausbricht?

Wenn Phädra nach den ſchwärmeriſchen verliebten Entzückungen, worin ſie ſich ſo ganz verloren hatte, augenblicklich und ohne den mindeſten Uebergang in den wildeſten Schmerz geriethe: ſo wäre das überhaupt wider die Natur der Seele: wenn ſie in Zorn geriethe: ſo wäre das noch überdies wider die Beſchaffenheit ihrer Lage. — Die Lage Clorinde's beim Cronegk iſt ganz verſchieden: das Liebesbekenntniß, das dieſe ablegt, hat nichts von jenem Schwärmeriſchen, jenem Weichlichwollüſtigen, welches aus allen Reden der Phädra athmet:

ihr entschlossener, muthiger, stolzer Charakter erhält sich durchaus; und wenn sie dem Clint mit ihrer Liebe nicht bloß Rettung des Lebens, sondern auch Krone und Purpur anbeut, so ist das minder Schwäche, als großmüthige Freundschaft, als Gerechtigkeit gegen das Verdienst und Erhabenheit über Vorurtheile. Gleichwohl giebt der Dichter auch ihr, ehe sie ihren ganzen Unwillen ergießt, Augenblicke der Scham und Verwirrung:

Verstumm! Das ist genug. — Ihr Götter, blitzt auf mich!
Verberget meine Schmach! Ich bin verachtet! Ich!
Er haßt mich. Ich verschmäht! erniedrigt! — Frevler, fliehe!
Flieh, sag ich! . . . *)

Nehmen Sie diese Worte hinweg, und ich frage Sie: ob nicht in den Empfindungen eine sehr merkliche, witrige Lücke entstehe? ob nicht Lessing's Ausspruch zwiefache Wahrheit erhalte: daß in der Rolle Clorinde's Alles Widerspruch sei, und sie immer von einem Aeußersten auf das andere springe? **)

In den Stellen, die Riemond aus der Zaire anführt, findet er die Uebergänge sehr schwer, und gerade hier sind sie sehr leicht. Er redet von Bewegungen, die einander mit größter Geschwindigkeit zerstören, und hat dabei ohne Zweifel die beiden Empfindungen im Sinne, die der Eifersüchtige immer vereinigen will und nie vereinigen kann: Haß und Liebe ***).

*) Clint und Sophronia, Aufz. 3, Auftr. 3.

**) Hamb. Dramat. Th. 1, St. 5 (Schriften, Bd. 24, S. 42.).

***) L'Acteur, p. 212. L'art de passer adroitement d'un mouvement à l'autre est difficile. Il l'est sur-tout, lorsque ces mouve-

Niemand bedenkt nicht, daß Orosman nicht erſt eiferſüchtig wird, daß er's ſchon iſt; er bedenkt nicht, daß der ganze Zuſtand der Eiferſucht ein unaufhörliches Ringen, Kämpfen, Schwanken, Leiden iſt; daß ihre mancherlei Bewegungen ſich

---

mens se détruisent l'un l'autre avec une extrême rapidité, ainsi que dans ces endroits de la tragédie de Zaïre:

— O nuit, nuit effroyable!
Peux-tu prêter ton voile à de pareils forfaits?
Zaïre! — L'infidele! — Après tant de bienfaits!

J'aurois d'un œil serein, d'un front inaltérable,
Contemplé de mon rang la chûte épouvantable.
J'aurois su dans l'horreur de la captivité
Conserver mon courage et ma tranquillité.
Mais me voir, à ce point, trompé par ce que j'aime!

Hélas! le crime veille, et son horreur me suit.
A ce coupable excès porter sa hardiesse! —
Tu ne connoissois pas mon cœur et ma tendresse,
Combien je t'adorois; quels feux — Ah Corasmin,
Un seul de ses regards auroit fait mon destin.
Je ne puis être heureux, ni souffrir, que par elle.
Prens pitié de ma rage! Oui, cours — Ah! la cruelle!

Voilà les premiers pleurs, qui coulent de mes yeux.
Tu vois mon sort. Tu vois la honte, où je me livre.
Mais ces pleurs sont cruels, et la mort va les suivre.
Plains Zaïre! Plains-moi! L'heure approche. Ces pleurs
Du sang, qui va couler, sont les avant-coureurs.

anders nicht, als durch mehr oder minder Neigung nach dieſer oder jener Seite hin, unterſcheiden. Das eine Mal iſt Oroſman mehr der zürnende Beleidigte, das andere Mal mehr der klagende Unglückliche; jetzt hat in ſeinem Herzen Rachgier, jetzt wieder Liebe den Ueberſchwung: aber Liebe, in ſo naher Vereinigung mit dem Zorne, kann anders nicht, als in der Geſtalt des Leidens erſcheinen; und vom Leiden zum Zorne, ſo wie vom Zorne zurück zum Leiden, iſt, wie ſchon mehrmalen geſagt worden, der leichteſte Uebergang von der Welt.

Vier und vierzigſter Brief.

Bisher, mein Freund, gingen wir noch immer von reinen, wenigſtens ſcheinbarreinen Empfindungen aus; es iſt noch der Fall übrig, wo ſchon mehrere Affecten in der Seele vorhanden ſind, und entweder der eine das Uebergewicht erhalten, oder auf die Verwirrung aller ein ganz neuer Zuſtand erfolgen ſoll. Offenbar ſind hier eben die Grundſätze anwendbar, die bei dem Wechſel reiner Empfindungen galten, und ſo müſſen Sie hier nichts Neues, nichts Bedeutendes mehr erwarten. Iſt der Affect, der den Ueberſchwung erhalten ſoll, ſchon in der Miſchung der herrſchende, ſo braucht er nur etwas mehr Nahrung, um den mitverbundenen gänzlich zu unterdrücken und in voller Kraft zu erſcheinen; iſt er der ſchwächere, ſo muß er entweder durch langſame Gradation dem andern immer mehr abgewinnen: oder es entſteht auch hier, wie bei allen plötzlichen Veränderungen, eine gewiſſe Beunruhigung, ein gewiſſes Schwanken der Seele; iſt er dem mitverbundenen an Kraft ungefähr gleich, ſo kann er ihn ebenfalls nur nach und nach, nur durch allmählige Zunahme, oder nicht ohne merkliche Verwirrung des Ideenganges, in die Gewalt bekommen. Den erſten Fall kann Albrecht erläutern, wenn er ſogleich nach dem Schwertſchlag aller Ehrerbietung vergißt; den zweiten, Alceſte, wenn mit der Beſonnenheit ihre Liebe und ihr Muth

zuerst wieder aufleben; den dritten, Zemire, wenn sie zwischen entgegengesetzten Begierden kämpft, deren eine sie nach dem magischen Spiegel hin, die andere davon zurückzieht. — Tritt der oben bemerkte letzte Fall ein, daß ein ganz neuer Affect auf den schon zweifelhaften Zustand der Seele folgen soll, so ist die Verwirrung geringer, wenn dieser Affect dem schon herrschenden; größer, wenn er dem schwächeren; am größten, wenn er keinem der vorhandenen Affecten verwandt ist. —

Da ich so ruhig in meiner Materie fortfahre, so denken Sie vielleicht, daß ich Ihre Erinnerungen, von denen ich schon im vorigen Briefe schwieg, ganz übergehen wolle; aber in der That wollt' ich das Fehlende von jener nur erst nachholen, ehe ich mich an die Prüfung von diesen machte. Daß meine Betrachtungen, wie Sie sagen, nur auf das Allgemeinste gerichtet waren; daß ich tausend nähere Bestimmungen, tausend noch zu machende Unterschiede aus der Acht ließ, raume ich ein: aber ungerne möcht' ich, außer diesem Mangel, mir noch den Fehler zu Schulden kommen lassen, daß ich wirkliche Einschränkungen meiner Grundsätze, wirkliche Ausnahmen davon übersehen, und meinen Regeln eine Allgemeinheit gegeben hätte, die ihnen nicht zukäme. — Ich habe die Schrift, die Sie mir nannten, gelesen, habe sie ihres scharfsinnigen Verfassers würdig und die aufgeworfene Frage völlig darin gelöst gefunden; der einzige Zweifel, den ich noch habe, betrifft den Punct, auf den es hier ankömmt.

„Plötzlicher Uebergang, sagt Herr Tiedemann*), von „einem Gegensatze zum andern, wenn auf einmal in den Ur-

*) Hessische Beiträge zur Gelehrsamkeit und Kunst, St. 3, Nr. 4.

„sachen Aenderung vorgeht, läßt sich bald erklären. Zorn und „Lachen, nicht das bittere Hohngelächter, sondern das Lachen „der Freude und Lustigkeit, schließen einander aus: dennoch „wird der äußerst Aufgebrachte, sobald sein Gegner den Wi„derstand fahren läßt und mit komischen Ausdrücken in Wor„ten oder Stellungen, Furcht oder Unterwerfung zu erkennen „giebt, sich des lauten Gelachters nicht erwehren können; so„gar, wenn ihm auch sonst dergleichen kein hinlänglicher Reiz „zum Lachen gewesen wäre. Der gefühlte Contrast zwischen „seinem großen Eifer, seiner heftigen Anstrengung, und dem „geringen Widerstande, der sonst weder so groß gewesen, noch „so lebhaft gefühlt wäre, reißt ihn unwiderstehlich zum Lachen „hin, und macht ihn, nicht allmählich, sondern plötzlich, von „einem Gegentheile zum andern übergehen." — Wäre hier nicht von dem äußerst Aufgebrachten die Rede, so würde ich gegen die Wahrheit der Beobachtung nicht streiten: um so weniger, da die Ausdrücke des Gegners komisch seyn sollen; aber wie auf heftigen entschiedenen Zorn augenblicklich ein lautes lustiges Gelächter folgen könne? weiß ich mir nicht zu denken. Ich mag die Situation so oder anders annehmen, so scheint es mir immer, als ob der Zornige eben darüber, daß er von einem so Nichtswürdigen sich so weit treiben ließ, erst den lebhaftesten Unmuth fühlen, diesen Unmuth durch Reden oder Thätlichkeiten auslassen, und wenn er lacht, nothwendig mit Bitterkeit lachen, also bohnlachen müsse. Zumal, wenn auch die Beobachtung selbst völlig wahr ist, so scheint sie nicht das,

„Vom plötzlichen Uebergange der Seele aus einem Entgegengesetzten „in das andere."

was ſie ſoll, zu beweiſen: nicht die Möglichkeit des plötzlichen Ueberganges von einem Entgegengeſetzten in's andere. Der wahre Gegenſatz des Zorns würde eine Empfindung ſeyn, die ſtatt des raſchen einen langſamen, ſtatt des vollen einen ſchwachen, ſtatt des abgeſtoßenen einen gebundenen, ſtatt des ungleichförmigeren einen gleichförmigeren Gang hielte; der vollkommenſte Gegenſatz eine Empfindung, die alle dieſe Eigenſchaften im höchſten Grade vereinigte. Das aber iſt nicht der Fall mit dem Lachen: dieſes iſt Mittelempfindung, iſt eine Art von Unentſchiedenheit, von Hinundherſchwanken der Seele, welches nur mehr nach den muntern, als nach den trägen oder ſtürmiſchen Empfindungen hinzieht. Der Zornige, der aus ſeiner Wuth auf einmal in ein luſtiges Lachen fiele, würde damit nicht von einem Aeußerſten auf das andere ſpringen; er würde bloß in ein Schwanken gerathen, und mit dieſem Schwanken, nur ein wenig zu ſchnell, die Neigung nach dem andern Aeußerſten hin gewinnen.

„Auf gleiche Weiſe, fährt Herr Tiedemann fort, geht „heftige Liebe, wenn der Gegenſtand ihrer auf einmal unwür„dig erfunden wird und allmähliche Sättigung die Gleichgül„tigkeit nicht vorbereitet hat, in heftigen Haß über. Die „Stärke unſerer Zuneigung läßt uns des Gegenſtandes Un„würdigkeit und Nichtswürdigkeit ſo viel lebhafter fühlen, und „treibt uns, über die Gleichgültigkeit hinweg, zum heftigen „Haſſe.“ — Ueber die Gleichgültigkeit hinweg, iſt ſehr wahr; aber auf einmal zum Haſſe? ohne ein zwiſchenliegendes ſchreckhaftes Erſtaunen? ohne einen verwirrten Tumult von Empfindungen, der zwar endlich mit vollem entſchiedenen Haß ſich endigen kann, aber es doch ſchwerlich gleich Anfangs iſt? —

Ich denke, es iſt nur die Schuld der Sprache, die ſo wenig Ausdrücke für die endloſe Mannichfaltigkeit unſerer Seelenbewegungen hat, daß oft auch der Scharfſichtigſte ſeine Beobachtungen für etwas anders nimmt, als ſie ſind. Doch laſſen ſich auch noch andere Urſachen angeben: die große Schnelligkeit in der Folge der Empfindungen, und die große Feinheit in ihrer Miſchung. Jene verbirgt uns die Mittelaffecten, und verführt uns, daß wir ſchnell mit plötzlich verwechſeln; dieſe läßt uns in den beiden Zuſtänden der Seele, in dem welcher aufhören, und in dem welcher anfangen ſoll, die ſchwächeren Nüancen nicht inne werden, die beide in einander verfloſſen; ſie läßt uns nicht bemerken, wie zu den Hauptempfindungen ſich gewiſſe leiſe, gleichſam ſtumme, Nebenempfindungen, gewiſſe geheime Launen geſellen, die, wenn man ſie mit in Rechnung brächte, den ſcheinbaren Sprung bald würden erklären können.

Laſſen Sie ſehen, ob nicht auch bei dem zweiten Vorwurfe, den Sie mir machen, ſich irgend ein kleiner Mißverſtand findet. Ich ſoll den Unterſchied zwiſchen Affecten überſehen haben, die in ihren Urſachen verbunden und die in ihren Urſachen getrennt ſind *). Wenn, meinen Sie, die Seele durch einen gewiſſen Gegenſtand in eine beſtimmte Empfindung verſetzt ſei, und nun ein anderer, mit jenem nicht verbundener Gegenſtand auf einmal durch eine ungleichartige, oder (nach meiner Art zu reden) durch eine entfernte Empfindung, den Ton derſelben zu verändern ſtrebe: ſo möge freilich Anfangs,

*) Man ſehe darüber Hume, und Home, an den angeführten Orten.

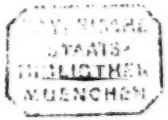
wegen der Neuheit des zweiten Gegenſtandes, eine Art von Verwirrung entſtehen, eine Art von Schrecken, von kurzem Erſtaunen, während deſſen die neue Empfindung ſich allmählich der Seele bemächtige; aber wenn nun einmal dieſer erſte Eindruck geſchehen ſei, ſo gehe doch die Seele, nachdem ſie den einen oder den andern Gegenſtand denke, von Empfindung zu Empfindung ohne Mittelaffect und ſo über, daß eine von der andern durchaus keinen Abbruch leide, und daß jede, ſo lange ſie da iſt, völlig rein, ohne Verwirrung, ohne fortdauerndes Schwanken, herrſche. — Ich gebe zu, daß der Unterſchied zwiſchen Affecten, die in ihren Urſachen verbunden und die darin getrennt ſind, von Wichtigkeit iſt, und daß er bei der Frage von der Folge der Empfindungen nicht weniger in Betrachtung kömmt, als bei der Frage von ihrer Miſchung. Aber eine wirkliche Einſchränkung unſeres Grundſatzes, eine wirkliche Ausnahme davon kann ich darin nicht finden; wenigſtens nach dem Beiſpiele nicht, auf das Sie mich hinweiſen und das bei dieſer Gelegenheit auch ſchon Home anführt*). Shylock fühlt den bitterſten Schmerz, wenn er ſich der Koſtbarkeiten erinnert, die er durch die Flucht ſeiner Tochter verloren; er fühlt die lebhafteſte Freude, wenn er an den Unfall ſeines Handlungsfeindes Antonio denkt, an dem er nun nach Belieben ſich rächen kann. So wie Tubal die Aufmerkſamkeit Shylock's bald auf den einen, bald auf den andern Punct lenkt, wechſeln bei dieſem die beiden ſo entgegengeſetzten Empfindungen ab; Schmerz ſcheint auf Freude, und Freude auf Schmerz

*) Grundſ. der Krit., Th. 1, S. 174 fg. — Shakſpeare im Kaufmann von Venedig: Act 3, Auftr. 1.

augenblicklich, und ohne Nachempfindung, zu folgen. Ich sage: scheint; denn der Schmerz, wo er auf die Freude folgt, äußert sich schon nicht mehr so heftig, als Anfangs; auch kann die Freude, wo sie wieder Meister über den Schmerz wird, nicht sogleich im ersten Augenblicke die ganze Stirn erheitern und ausglätten: sie lächelt mit mattem Schimmer gleichsam nur hinter einer Wolke hervor, und läßt in der ersten Miene, vielleicht auch sogar im ersten Tone Shylock's, noch etwas Kränkliches, Peinliches übrig. Was aber die Hauptsache ist, so findet sich in der Freude ein Zusatz, der zum Vereinigungspuncte mit dem Leiden dient: sie ist Schadenfreude, also Freude des Hasses, des gemäßigten Zorns, der mit dem Leiden eine so genaue Verwandtschaft hat. Nicht die beiden abwechselnden Empfindungen sind rein, wenn sie's gleich scheinen: nur die eine, die erste ist es; die andere ist eine ungewisse, schwankende Seelenbewegung, die eben so leicht nach jener ersten entstehen, als in sie wieder zurückkehren kann.

Wir fangen an, mein Freund, uns in Feinheiten, in Spitzfindigkeiten zu verlieren, die von der Ausübung sich immer mehr zu entfernen scheinen. Es ist Zeit, denk' ich, daß ich die Untersuchung unserer Materie, und da sie in meinem Entwurfe die letzte war, daß ich den ganzen bisherigen Briefwechsel schließe. Wenn Sie finden, daß ich nur wenig leistete, so erinnern Sie Sich, daß ich auch nur wenig versprach: daß ich gleich Anfangs die Theorie der Mimik nur auf das Allgemeinste einschränkte; daß ich über das Ganze dieser Theorie nur einige zerstreute Ideen hinwerfen, nur einige schwierige Puncte derselben bemerken, und höchstens einige einzelne Theile bearbeiten wollte. Ich habe, wie ich mir schmeichele, noch etwas

mehr gethan, als ich, diesem Versprechen nach, hatte dürfen: statt nur einige nöthige Materialien zum Baue herbeizuschaffen, und die meisten so roh zu lassen, wie ich sie aufnahm, hab' ich diese Materialien, so weit sie reichten, schon einigermaßen verbunden, habe daraus schon so ziemlich eine Hütte, wenn gleich eine bei weitem nicht fertige, an vielen Seiten noch offene, hie und da etwas baufällige Hütte zusammengeschlagen. Möglich genug, daß dieser zu unvollkommene, zu übereilte Bau entweder von selbst wieder zusammenstürzt, oder daß auch irgend ein kritischer Verwüster ihn dem Erdboden gleich macht! Aber die Hoffnung bleibt mir doch immer, daß künftig vielleicht ein reicherer, einsichtsvollerer Architekt den Ort, wo ich mich anbaute, nicht nur reizend von Aussicht, sondern auch vortheilhaft gelegen zum Gewinn für wissenschaftliche Kenntnisse findet, und daß er dann einer Kunst, die ich liebe, eben da, wo ehemals meine Hütte stand, einen tiefgegründeten, in allen seinen Theilen fest verbundenen, pracht- und geschmackvollen Tempel aufführt.


STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Gedruckt bei A. W. Schade, Grünstr. 18.

Bei uns iſt erſchienen:

Engel, J. J., Schriften. Taſchenausgabe. 12 Theile. geh. 4 Thlr.

— — Der Philoſoph für die Welt. 2 Theile. 3te Aufl. geb. in gepreßtem Kattun. 1 Thlr. 7½ Sgr.

— — Der Fürſtenſpiegel. 3te Aufl. geh. 15 Sgr.

— — Schauſpiele. 2 Theile. geh. 1 Thlr.

— — Herr Lorenz Stark. Ein Charaktergemälde. geb. in gepreßtem Kattun. 22½ Sgr.

Mundt, Th., Der heilige Geiſt und der Zeitgeiſt. gr. 8. geh. 15 Sgr.

— — Der Philoſoph für die Welt. Fortſezung von Engel's Philoſoph. Taſchenausgabe. geb. in gepreßtem Kattun.

Berlin, im Juli 1845.

Mylius'ſche Buchhandlung.